Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

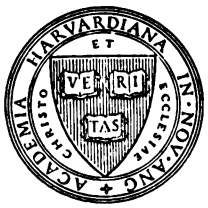
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NER LIBRARY
P4UD -

Digitized by Google



~~P Germ 404.2~~
KH159

Harvard College Library

FROM

The University
Club Library
New York City

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

KH 159

Velhagen & Klasings Monatshefte

XXVIII. Jahrgang 1913/1914

1. Band

Verlag
Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien

Digitized by Google

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis

XXVIII. Jahrgang 1913/1914. Erster Band

Die illustrierten Beiträge sind mit * bezeichnet.

Seite

Romane, Novellen und Verwandtes

Andreas-Salomé, Lou: Das Bündnis von Thor und Ur. Aus dem Kinderleben 529
Dreyer, Max: Müte und sein Freund. Erzählung 366
Grazie, M. E. delle: Frau Gertys Saison. Erzählung 561
Hart, Hans: Wunderkinder. Roman 100, 247, 407, 589
Hoffensthal, Hans von: Marion Flora. Roman 1, 161, 321, 481
Kurz, Hermann: Die Amme. Novelle 143
Kurz, Isolde: Der strahlende Held . . 224
Ompteda, Georg Freiherr von: Die Blumen. Novelle 46
Strobl, Karl Hans: Der Graf Lauraguais 299
Torge, Else: Der Kandidat. Skizze . 449
Viebig, Clara: Die Kinder. Erzählung 74

Gedichte, Sprüche

Berlepsch, Karl Frhr. von: Indische Strophe 122
Brandt, Rolf: In jedem Herbst . . . 246
Bruch, Margarete: Auf dem See . . 246
Busse-Palma, Georg: Hassan und Abdullah. Ballade 31
— — Selige Unrast 571
Claudius, Herm.: Schummerstünn . . 302
Dan, Hedwig: Nimmer darf es geschehen 313
Ebhardt, Melanie: Herbstbild 350
Findeisen, Kurt Arnold: Kohlenschächte und Haldenfeuer 122
Geiger, Albert: Die Schöpfung der Erde 122
Ginzkey, Karl Franz: Stürmischer Abend 128
Hesse, Hermann: Ohne dich 99
Holz, Arno: Phantasus 397
Mu[illegible]z, Gustav: Vom Lieben, Leiden und S[illegible]ben 353
Meißner, Carl: Weg frei! 302
Müller, Marx: Oktoberballade (14.10.13) 192
— — Der erste Weihnachtschoral. Dichtung im Volkston 508
Müller, Fritz: Er ging aus 507
Pogge, Günther: Herbsttag 191
Rheinhardt, E. A.: Der Greis spricht . 282
Schaffner, Jakob: Verdruß 474
Schanz, Frida: Val solda 147
— — Herbst in Tegernsee 198
Schewe, Karl: Der Reigen der Einsamen 246
Seidel, Ina: Abend und Morgen . . 141
Seidel, Paul Mathias: Mohn auf Delos 436
Starken, H. C.: Tritt ein 577

Seite

*Stegemann, Herbert: Der fromme Gaukler. Mit Zeichnungen von Ferdinand Staeger 541
Steimann, Antonie: Leid 302
Sternberg, Leo: Gedenken 313
Weise, Katharina: Schiffer im Nebel . 453
Zech, Paul: Weihnachten 540

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier

Leiningen-Westerburg, Josefine Gräfin zu: Allerlei aus Alt-München. Erinnerungen 545
*Rath, Willy: Münchner Dichter. Mit zwanzig Bildern nach Originalaufnahmen 354
Wegener, Georg: Ein Tag bei mir. Dichtung und Wahrheit 213

Kunst und Literatur

Hamecher, Peter: Die Suche nach dem Modell 193
*Hegeler, Wilhelm: Das Wittumspalais in Weimar. Mit fünfzehn Abbildungen nach teilweise mehrfarbigen Originalaufnahmen 81
Heyck, Prof. Dr. Ed.: Des Meeres und der Liebe Wellen 572
*Illustrierte Rundschau 153, 314, 475, 633
*Jessen, Jarno: Georg und Raffael Schuster-Woldan. Mit zwei Kunstbeilagen in Faksimiledruck, drei Einschaltbildern in Tondruck und vierundzwanzig teilweise mehrfarbigen Textabbildungen 377
*Meißner, Dr. Wilhelm: Fritz Klimsch. Mit zwei Einschaltbildern und zehn Textabbildungen 129
*Osborn, Dr. Max: Tischbein (Joh. Heinr. der Ältere, Joh. Friedr. Aug., Joh. Heinr. Wilhelm). Mit einer Kunstbeilage, einem Einschaltbild und vierzehn teilweise mehrfarbigen Textabbildungen 199
*Ostini, Fritz von: Ludwig von Zumbusch. Mit einer Kunstbeilage und fünfzehn teilweise mehrfarbigen Textabbildungen 33
*Saisonbeginn an deutschen Bühnen. (Dresden-Hamburg-Berlin.) Mit achtzehn Bildern nach Originalaufnahmen 437
*Schmidt, Karl Eugen: Pariser Kunstschulen. Mit zwei Abbildungen nach Gemälden 454

Digitized by Google

Seite

*Bockerat, Philipp: Schaufenster-Künste. Mit elf Abbildungen nach mehrfarbigen Originalaufnahmen 231
*Wolf, Dr. Georg Jakob: Albert Welti der Maler. Mit drei Kunstbeilagen in Faksimiledruck, zwei Einschaltbildern in Tondruck und neunzehn teilweise mehrfarbigen Textabbildungen 509
*Zobeltitz, Fedor von: Mein Bruder Hanns. Mit einem Bildnis . . . 68
Zu unseren Bildern . . 153, 314, 475, 633

Sonstige Aufsätze

Brachvogel, Carry: Der Prinzgemahl . 137
*Freygangk, Heinz von: Die Welt auf Schlittschuhen. Mit achtzehn Abbildungen, darunter eine mehrfarbige, nach Originalaufnahmen 552
Goltz, Generalfeldmarschall Frhr. v. d.: Das Osmanische Reich in Kleinasien 53
Gottberg, Otto von: Der Hotelportier . 398
*Haarhaus, Julius R.: Das Völkerschlachtdenkmal in Leipzig. Mit zwei Abbildungen nach Originalaufnahmen 219
Harder, Agnes: Der Weihnachtskarpfen. Plauderei 525
Hoof, Dr. Walter: Die europäischen Dynastien 294
*Kiene, Hans: Sommerliche Schi-Fahrt durch die Ortlergruppe. Mit einem Kärtchen und vierzehn Abbildungen in Tondruck 57
Koblanck, Prof. Dr.: Über Radium und Mesothorium und ihre Bedeutung für die Krebsbehandlung 351
Lenz, Prof. Dr. Max: Napoleon und das Schicksal. Ein Blick in sein Leben und in seine Gedankenwelt . . 123
*Molo, Walter von: Das Perpetuum mobile — die Tragikomödie der Technik. Mit elf Abbildungen 401
Münzer, Kurt: Die Kurkapelle . . . 95
Queri, Georg: Die Hochzeit zu Anzing 303
*Rheden, Klaus von: Vergnügen an Bord. Mit einundzwanzig Abbildungen nach Originalaufnahmen . . 283
*Rummel, Walter von: Huchenfang. Mit siebzehn Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers 459
*Semerau, Alfred: Die Amazonen. Mit zwei Abbildungen nach Bildwerken . 240
*Voß, Richard: Assuan. Aus meinem oberägyptischen Reisetagebuch. Mit zwei Bildern nach Originalaufnahmen 371
*Warstat, Dr. W.: Photographie und Heimatpflege. Ein Wort über photographische Heimatmuseen. Mit zehn Abbildungen nach Originalaufnahmen 579
*Weihnachtsmarkt, Der, in Alt-Berlin. Mit dreizehn Abbildungen nach Stichen, Gemälden usw. 620

Neues vom Büchertisch

Seite

Bartsch, Rudolf Hans: Die Geschichte von der Hannerl und ihren Liebhabern 628
Boy-Ed, Ida: Eine Frau wie du . . 473
Dehmel, Richard: Schöne wilde Welt . 470
Ertl, Emil: Der Neuhäuselhof 631
Federer, Heinrich: Sisto e Sesto . . . 151
Ginzkey, Franz Karl: Der Wiesenzaun 472
Grimm, Hans: Südafrikanische Novellen 473
Handel-Mazzetti, E. von: Brüderlein und Schwesterlein 313
Hart, Hans: Das Haus der Titanen . 148
Heseler, Wilhelm: Eros 311
Koenig, Hertha: Emilie Reinbeck . . . 632
Kraze, Friede H.: Die Sendung des Christoph Frei 152
Kromer, Heinrich Ernst: Arnold Lohrs Zigeunerfahrt 472
Lambrecht, Nanny: Die tolle Herzogin 474
Leitgeb, Otto von: Das Hohelied . . 310
Martens, Kurt: Deutschland marschiert 150
Molo, Walter von: Im Titanenkampf 630
Mühlau, Helene von: Hamtiegel . . . 313
Ompteda, Georg von: Die Tafelrunde. 152
Rebiczek, Franz: Das Leben und das Sterben des berühmten Harfenisten Maria Eusebius Zittersamm . . . 150
Schnitzler, Arthur: Frau Beate und ihr Sohn 309
Seeliger, E. G.: Peter Voß der Millionendieb 632
Stegemann, Hermann: Ewig still . . 311
Stehr, Hermann: Geschichten aus dem Mandelhause 312
Stratz, Rudolph: Stark wie die Mark . 632

Kunstbeilagen

Bartels, Hans von: Holländisches Hofje. Studie. Faksimiledruck 635
Dorsch, Ferdinand: Diner. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 328 u. 329
Eichler, Reinh. M.: Vasenschmuck. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 144 u. 145
Erler, Erich: Graubündner Hirte. Gemälde. Faksimiledruck . . zw 416 u. 417
Fenner-Behmer, Hermann: Blanchtaine. Gemälde. Faksimiledruck z
Fink, Waldo: Winterabend. E Faksimiledruck . . . . .
Heyne, L. H.: Spittelfrauen. Faksimiledruck . . . . . zw.
Jank, Prof. Angelo: Schnitzeljagd. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 168 u. 169
Kampf, Prof. Arthur: Inder. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . Titelbild
Knopp, Imre: Bügelraum in einem holländischen Waisenhause. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 272 u. 273
Krausz, W. V.: Wienerin. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 160 u. 161
Liebermann, Prof. Max: Auf der Düne. Pastellstudie. Faksimiledruck . zw. 16 u. 17
List, Wilhelm: Bildnis. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 96 u. 97

Digitized by Google

Seite

Looschen, Prof. Hans: Marienkind. Ölstudie. Faksimiledruck 549
Messerschmitt, P. F.: Herbst am Simsee. Gemälde. Faksimiledruck zw. 320 u. 321
Meyer-Basel, C. Th.: Der Pilsensee. Gemälde. Faksimiledruck . zw. 184 u. 185
Sailer, Josef: Auf der Flucht. Gemälde. Faksimiledruck . . . . zw. 480 u. 481
Schuster-Woldan, Prof. Georg: Mutter und Kind. Gemälde. Faksimiledruck zw. 336 u. 337
— — Bildnisgruppe. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 384 u. 385
Schuster-Woldan, Prof. Raffael: Die Malerin. Pastellgemälde. Faksimiledruck 391
— — Bildnis der Frau Else Ullstein. Gemälde. Faksimiledruck 392
— — Bildnis der Burggräfin Gertrud zu Dohna-Finkenstein. Gemälde. Faksimiledruck 393
— — Atelierszene. Gemälde. Faksimiledruck 395
Thienhaus, Rudolf: Stilleben. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 192 u. 193
Tischbein, J. F. A.: Bildnis des Kaufmanns Marc Antoine Dufour mit seiner Enkelin. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 212 u. 213
Walser, Karl: Die zwölf Apostel-Kirche in Berlin. Gemälde. Faksimiledruck zw. 8 u. 9
Welti, Albert: Der Auszug der Penaten. Gemälde. Faksimiledruck . zw. 508 u. 509
— — Der Raub der Europa. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 512 u. 513
— — Hochzeitsabend. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 516 u. 517
Wolff, Eugen: Empirezimmer. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 400 u. 401
Zumbusch, Prof. Ludwig: Im Birkenhain. Gemälde. Faksimiledruck zw. 40 u. 41

Einschalt- und Text-Bilder

Atelier d'Ora: Frau Gräfin Czernin-Kinsky im Kostüm der Schönbrunner Schloßspiele. Phot. Aufnahme. Tondruck . . . . . zw. 80 u. 81
Benzinger, Emil von: Zur Schwemme. Bronzegruppe. Tondruck . zw. 424 u. 425
Bracht, Prof. Eugen: Gipsmühle Walkenried. Ölstudie. Faksimiledruck . . 47
Diez, Prof. Julius: Festzug des Handwerks. Gemälde. Tondruck zw. 312 u. 313
Guerin, Jean: Bildnis des Grafen Moritz Christian von Fries. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 120 u. 121
Hecker, Franz: Gewitterstimmung. Radierung 265
Hengeler, Prof. Adolf: Huldigung an den Frühling. Gemälde. Tondruck zw. 304 u. 305
Huck, Karl: Erwachen. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 24 u. 25
Klimsch, Prof. Fritz: Badende. Marmorbildwerk. Tondruck . zw. 132 u. 133

Seite

Klimsch, Prof. Fritz: Jägerinnen. Bildwerk. Tondruck . . . . . zw. 136 u. 137
Krobshofer, Oswald von: Plauderstunde. Gemälde. Tondruck . . . zw. 608 u. 609
Landenberger, Prof. Christian: Schlafende. Zeichnung 142
Langhammer, Prof. Carl: Terrasse der Villa Mondragone. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 152 u. 153
Liebmann, Hans Harry: Die Spenderin. Bildwerk. Tondruck. . . zw. 496 u. 497
Mauve, Anton: Heimkehrende Schafe. Gemälde. Tondruck. . . zw. 432 u. 433
Menzel, Adolf: Weihnachtsmarkt in Berlin 625
Meyer-Kassel, Hans: Markttag in Kassel. Gemälde. Tondruck . . . zw. 256 u. 257
Monnickendam, Martin: Im Zwischenakt. Gemälde. Tondruck. zw. 224 u. 225
Müller, Prof. Richard: Bogenschütze. Radierung 601
Paeschke, Paul: Auf dem Markusplatz. Zeichnung 73
Reusing, Fritz: Bildnis. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 176 u. 177
Schnackenberg, Walter: Bildnis des Fliegers Lindpaintner. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 408 u. 409
Schöbel, Prof. Georg: Auf dem Berliner Weihnachtsmarkt 626
Schuster-Woldan, Prof. Raffael: Bildnis der Gräfin Pia Fürstenberg-Herdringen. Gemälde. Tondruck zw. 344 u. 345
— — Dame mit Kind. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 376 u. 377
— — Bildnis der Frau Hildegard Carlson. Gemälde. Tondruck zw. 396 u. 397
Skarbina, Franz: Der Berliner Weihnachtsmarkt an der Schloßfreiheit. . 627
Sluiter, Willy: Professor Hans von Bartels. Gemälde. Tondruck zw. 632 u. 633
Speyer, Prof. Christian: Reiterin. Gemälde. Tondruck. . . . . zw. 52 u. 53
Stuck, Prof. Franz von: Kinderbildnis. Gemälde. Tondruck . . . zw. 488 u. 489
Tischbein, Joh. Fr. Aug.: Bildnis der Gräfin Bose. Gemälde. Tondruck zw. 208 u. 209
Welti, Albert: Bildnis der Eltern des Künstlers. Gemälde. Tondruck zw. 520 u. 521
— — Deutsche Landschaft. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 528 u. 529
Zügel, Prof. H. von: Abendschwemme. Gemälde. Tondruck . . . zw. 104 u. 105

Kunst, Kunstgewerbe und anderes

*Aufseeser, Ernst: Florstickereien . . . 640
Balmer, Alois: Glasmalereien . . . 156
*Bartels, Hans von, † 633
*Beckerath: Majoliken der Sammlung 317
*Bindhardt, G.: Gürtelschließen . . . 320
*Brakl, Kunsthaus, in München . . . 160

Digitized by Google

	Seite
*Coßmann, Alfred: Neue Bucheignerzeichen	633
*Handarbeiten, Kassubische	158
*Hannover, Das neue Rathaus in	314
*Honold, Georg: Neue Innenausstattung	476
*Kaulitz, Marion: Neue Puppen	638
*Kruse, Käthe: Neue Puppen	639
*Leipzig: Baufach-Ausstellung (Aufnahme aus dem Luftschiff „Viktoria Luise“)	159
*Lincke, Hans: Verkleidung für Heizkörper	475
*Schroeder, Friedrich Ludwig, Aus dem Stammbuch	153
*Schwartz, Stefan: Plakettenserie „Sonata“	480
*„Theater der Moden“, Das	478
*Wahliß, Carl: Serapis-Fayencen	636
*Welti, Albert: Glasfenster im Bundeshaus zu Bern	155

Digitized by Google

PGerm 404.2

Heft 1
XXVIII. Jahrgang
September 1913
(Erster Band Heft 1)

HARVARD COLLEGE LIBRARY

Velhagen & Klasings Monatshefte

Redaktion in Berlin W. 50, Tauentzienstr. 7B.

Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld,
Leipzig und Wien

Digitized by Google

Velma

SUCHARD

AROMATISCH
FEINSCHMELZEND

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Die deutsche Industrie des Förder- und Verladewesens. Von Oberingenieur A. Pietrkowski	3—10
Die Internationale Baufach-Ausstellung Leipzig 1913	11—32
Die deutsche Bürsten- und Pinsel-Industrie und deren leistungsfähigste Bezugsquellen. Von F. A. Berger. (Fortsetzung aus dem August-Heft)	32
Aus der Grossindustrie:	
Deutsche landwirtschaftliche Maschinen. (Fortsetzung aus dem Juni-Heft)	33—35
Bureaumöbel und Bureauartikel. (Fortsetzung aus dem Juli-Heft)	35—38
Deutsche Musikinstrumente. Von Fr. M. Zimmermann. (Fortsetzung)	38—40
Die deutsche Lastautomobil-Industrie. Von Fr. M. Zimmermann. (Fortsetzung)	40—42
Deutsche Wäschereimaschinen und Desinfektionsanlagen. (Fortsetzung aus dem Juli-Heft)	42—43
Die deutsche Motoren-Industrie. Von Ingenieur Binder	43—49
Moderne Lackfabrikation	49—52
Die deutsche Maschinen-Industrie für Steinholz (Xylolith), Kunststein und Kunstmarmor usw.	52—54
Verschiedenes	54
Bezugsquellenregister	60—64

Die deutsche Industrie des Förder- und Verladewesens.

Von Oberingenieur A. Pietrkowski.

Es ist erst wenige Jahrzehnte her, seitdem die Förderung und Verladung von Gütern in industriellen Werken und an Umschlagplätzen vollkommen durch Handarbeit bewältigt wurde. Wir erinnern uns alle noch, in den Häfen sowie in Gruben und Hüttenwerken Hunderte von Arbeitern gesehen zu haben, welche mit Schaufeln bewaffnet und Karren schiebend ihr schweres Tagewerk vollbrachten. Das ist inzwischen vollkommen anders geworden. Hervorgerufen durch die ständig steigenden Löhne sowie die schweren wirtschaftlichen Kämpfe zwischen Arbeitern und Unternehmern hat sich bei uns im Laufe der letzten 20 Jahre eine Technik des Förder- und Verladewesens ausgebildet, welche als ihr Ziel erstrebt, das Bewegen und Umladen von Gütern auf vollkommen mechanischem Wege zu bewirken. In nachstehendem wollen wir die Entwicklung dieses

An unsere Leser und Freunde!

Mit dem vorliegenden, reich illustrierten Heft 1 eröffnen wir den neuen dritten Jahrgang von Velhagen & Klasings Export-Anzeiger in der zuversichtlichen Hoffnung, dass er uns durch die starke Erweiterung seines Inhaltes und die Vielseitigkeit seiner illustrierten Aufsätze zu den alten treuen Anhängern viele neue Leser aus allen Teilen der Welt zuführen wird.

Wir geben bei dieser Gelegenheit erneut bekannt, dass unser Export-Anzeiger in schöner Separatausgabe mit elegantem Umschlag zum Preise von nur 4 Mark für das ganze Jahr geliefert wird. Besonders dankbar sind wir nach wie vor für die vielen nützlichen Anregungen und Hinweise auf neue Exportmöglichkeiten aus dem Kreise unserer ausländischen Freunde. Betrachten wir es doch als unsere nationale Aufgabe, einerseits mit allen Kräften den deutschen Handel und die Industrie in ihren Ausfuhr-Bestrebungen zu fördern, ihr neue Absatzgebiete zu erschliessen, andererseits die Deutschen im Auslande und Übersee über die Fortschritte und die hohe Leistungsfähigkeit der deutschen Export-Industrie fortgesetzt zu orientieren und damit an unserem Teile zur Belebung und Verstärkung der Beziehungen zwischen Auslandsdeutschen und ihrem Mutterlande beizutragen.

Diese unsere Bestrebungen würden die beste Förderung erfahren, wenn unsere Freunde im Auslande fernerhin Velhagen & Klasings Export-Anzeiger in ihren Bekanntenkreisen weiter empfehlen. Probenummern senden wir zu diesem Zwecke an uns aufgegebene Adressen gern kostenfrei.

Verlag u. Schriftleitung von Velhagen & Klasings Export-Anzeiger.

P. S. Wer eine gute und leistungsfähige deutsche Bezugsquelle für irgendeinen Artikel sucht, möge sich an die Geschäftsstelle von Velhagen & Klasings Export-Anzeiger, Leipzig, Hospitalstr. 27, vertrauensvoll wenden. Die gewünschte Auskunft erfolgt gern und kostenfrei.

Digitized by Google

Zweiges der Technik in grossen Zügen darstellen und zeigen, dass dieses Ziel bereits zum grössten Teil erreicht worden ist.

Wenn wir eben von Förder- und Verladewesen in unmittelbarem Zusammenhang gesprochen haben, so hat das seinen guten Grund; diese beiden Arbeitsvorgänge lassen sich nämlich begrifflich kaum voneinander trennen. Bei jeder Umladung von Gütern findet auch eine Förderung derselben statt. Die eigentlichen Förderanlagen unterscheiden sich daher von den Verladeanlagen im wesentlichen nur dadurch, dass sie die Förderung über grössere Strecken vermitteln und das Ein- und Ausladen des Gutes dabei eine verhältnismässig geringe Rolle spielt, während bei den Verladeanlagen die Umladung die Hauptsache ist und die Bewegung des Gutes nur über verhältnismässig kurze Strecken erfolgt.

Die Entwicklung der Förderanlagen kann nicht besprochen werden, ohne in erster Linie auf das Eisenbahnwesen sowie das damit zusammenhängende Kleinbahnwesen hinzuweisen. Es besteht jedoch nicht die Absicht, auf diese Zweige der Technik näher einzugehen, denn ihre Entwicklung kann als allgemein bekannt vorausgesetzt werden. Wir wollen uns darauf beschränken, ein Bahnsystem zu besprechen, welches für die Förderung von Massengütern neben dem Eisenbahnbetriebe eine ganz ausserordentliche Bedeutung gewonnen hat, nämlich das System der Drahtseilbahnen.

Die Verwendung gespannter Seile zum Lastentransport war schon seit Jahrhunderten bekannt; in der Schweiz förderte man auf diese Weise mit den sogenannten „Seilriesen" das geschlagene Holz von den Bergen in die Täler, in alten Werken der Festungsbaukunst finden wir Anweisungen zum Transport von Kanonen mit ihrer Hilfe, auch heutzutage dienen sie wie unsere Abb. 1 zeigt noch in manchen überseeischen Ländern als primitiver Ersatz für Brücken, und es ist uns sogar bereits aus dem Jahre 1644 in der Chronik der Stadt Danzig die Zeichnung einer Einrichtung zum Erdtransport überliefert, welche dem Begriff der Seilbahn schon recht nahekommt. Ein Festungsbaukünstler, Adam Wybe, den sich die Danziger aus Holland verschrieben hatten, wird auf der Urkunde als der Schöpfer der Neuerung bezeichnet. Das interessante Blatt, von dem wir hier eine Reproduktion beifügen, zeigt ein endloses, in kurzen Abständen durch Rollen unterstütztes Seil, an dem hölzerne Kübel befestigt sind. Die Wirkungsweise der Einrichtung ist ohne weiteres klar. Die Kübel wurden an dem einen Ende der Strecke mit Erde gefüllt, durch die Bewegung des Seiles mitgenommen und am anderen Ende entleert. Sie wurden von dem Seil also sowohl getragen, als auch fortbewegt; ein Arbeitsprinzip, welches im vorigen Jahrhundert in England Hodgson wieder aufnahm und bedeutend vervollkommnete. Die Seilbahnen dieser Art, Einseilbahnen genannt, sind jedoch in ihrer Leistungsfähigkeit so begrenzt, dass sie keine bedeutende Rolle auf dem Gebiete des Transportwesens spielen konnten.

Abb. 1. Seilbrücke über den Mekong in Tibet.

Der Drahtseilschwebebahn im heutigen Sinne — Zweiseilbahn genannt, — liegt ein anderes Prinzip zugrunde; bei ihr ist das Tragen der Fördergefässe und das Bewegen der Fördergefässe verschiedenen Organen zugeteilt. — Nach den „Quellenforschungen zur Geschichte der Technik und Naturwissenschaften" war es der preussische Bergrat Freiherr F. von Dücker, der dieses Prinzip zum erstenmal aussprach, und zwar in einem Aufsatze in der technischen Zeitschrift „Berggeist" vom 23. Juli 1869, nachdem er zuvor in Bad Oeynhausen

Digitized by Google

im Jahre 1861 eine Seilbahn errichtet hatte. Dieser ungewöhnlich begabte und tatkräftige Mann begnügte sich aber nicht damit, das Prinzip aufzustellen; er bewies auch durch praktische Versuche seine Richtigkeit und erbaute, nachdem er bei einigen kleineren Anlagen Erfahrungen gesammelt hatte, im Jahre 1871 für die königliche Fortifikation in Metz eine etwas über 2 km lange Bahn zum Materialtransport beim Bau des Forts Queuleu, die bereits sämtliche wesentlichen Einzelheiten der modernen Drahtseilschwebebahn in überraschend vollkommener Weise zeigte. v. Dücker, der in bewundernswerter Selbstlosigkeit seine Erfindung der Allgemeinheit überliess, übergab damit der deutschen Industrie ein wertvolles Erbe; man muss aber gleich hinzufügen, dass sie es verstanden hat, dieses Erbe wahrhaft in Besitz zu nehmen. Sie hat auf dem Gebiete des Drahtseilbahnbaues bis zum heutigen Tage nicht nur die unbestrittene Führung, sondern man kann fast sagen das Weltmonopol.

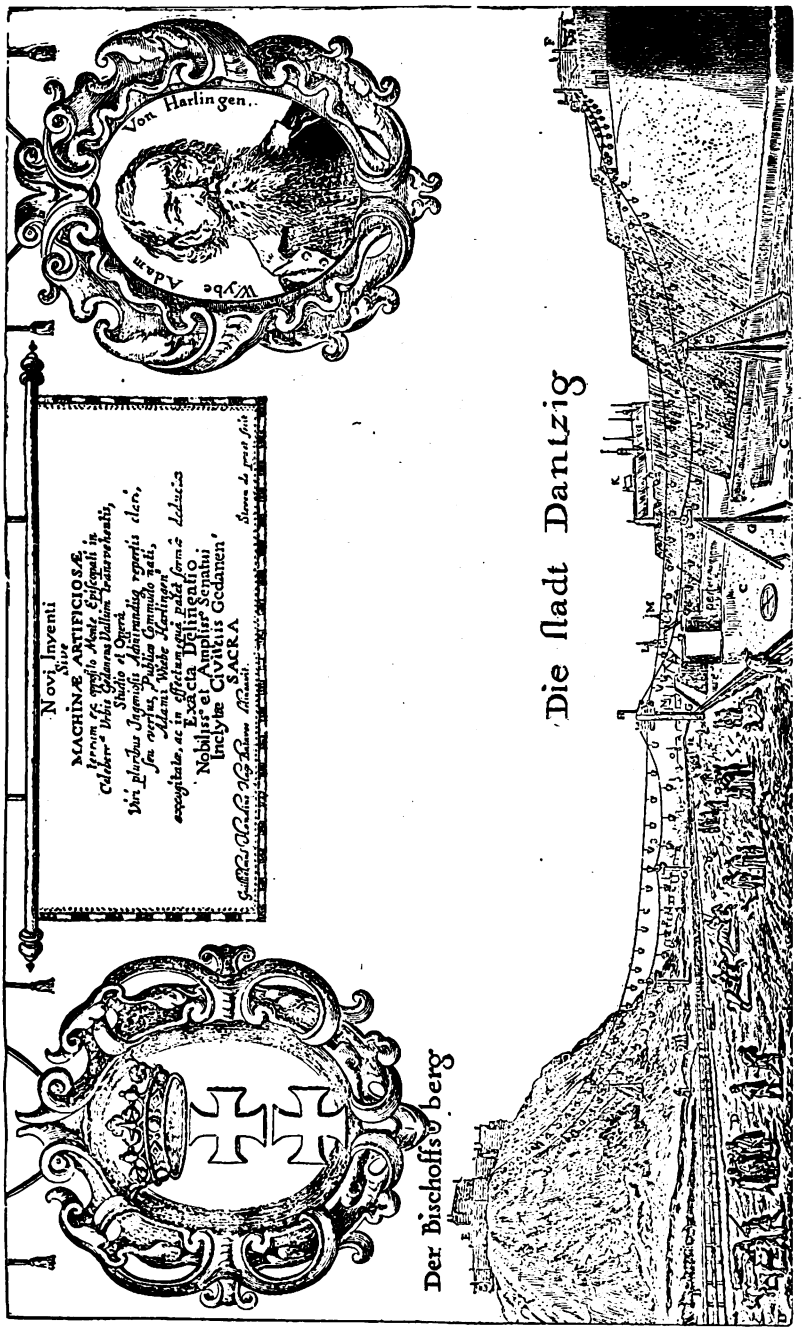


Abb. 2. Seilbahn vom Jahre 1644 (aus der Chronik der Stadt Danzig).

Digitized by Google

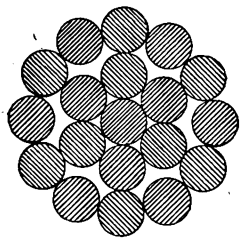


Abb. 3.
Querschnitt eines Spiralseils.

Die Bauart der Drahtseilschwebebahn von heute ist mit wenigen Worten zu erläutern. Die Bahnstrecke besteht aus zwei Stahldrahtseilen, die in angemessenen Abständen auf Stützen aufruhen. Diese Seile, welche durch Gewichtsbelastung an ihren Enden in Spannung gehalten werden, dienen als Gleis für die Hin- und Rückfahrt der Wagen. Letztere werden durch ein endloses Zugseil bewegt, das an den Enden der Bahnstrecke um Seilscheiben herumgeführt ist. Die eine dieser Endumführungsscheiben wird durch ein Vorgelege mittels einer beliebigen Kraftmaschine in Umdrehungen versetzt. Die Wagen werden an der Abfahrtstelle durch einen Kuppelungsapparat automatisch mit dem Zugseil verbunden und am Ende der Strecke wieder von ihm gelöst. Da von seinem automatischen und vollkommen zuverlässigen Arbeiten die Sicherheit und Wirtschaftlichkeit des Betriebes im wesentlichen abhängt, spielt dieser Kuppelungsapparat eine sehr wichtige Rolle. An der Verbesserung keines andern Teils der Drahtseilschwebebahnen ist so rastlos gearbeitet worden, wie an ihm, mit dem Ergebnis, dass jetzt Konstruktionen zur Verfügung stehen, die den höchsten Anforderungen gewachsen sind.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen wollen wir die Einrichtung einer modernen Drahtseilschwebebahn an Hand der Konstruktionen der Firma J. Pohlig, Aktien-Gesellschaft in Köln, näher betrachten.

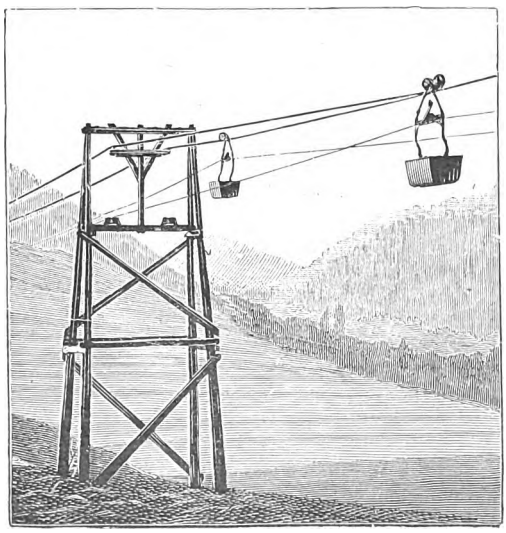


Abb. 6. Seilbahnstütze aus Holz.

Was die Konstruktion der Tragseile anbetrifft, so verwendete man früher ausschliesslich und auch heute noch vielfach, besonders bei Bahnen von nicht grosser Leistung, das bekannte Spiralseil, dessen Querschnitt in Abb. 3 dargestellt ist. Es besteht aus zwei oder mehreren Lagen von Runddrähten, die spiralförmig um einen einzelnen Draht, der die sogenannte Seele bildet, geschlagen sind. Die Bruchfestigkeit der einzelnen Drähte variiert je nach den Ansprüchen, die gestellt werden, zwischen 55 und 150 kg per Quadratmillimeter und dementsprechend auch die Bruchfestigkeit der Seile.

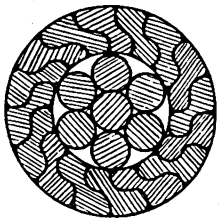


Abb. 4. Querschnitt eines verschlossenen Seils.

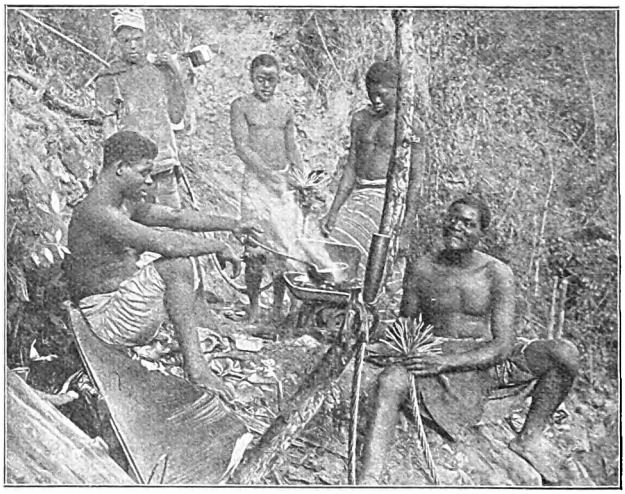


Abb. 5. Bau einer Pohligschen Drahtseilbahn auf St. Thomé. Neger beim Vergiessen der Seilmuffen.

Bei Bahnen für grössere Förderleistung verwendet man die neuere, sogenannte verschlossene Seilkonstruktion; wie die Querschnitte in der Abb. 4 zeigen, werden die äusseren Lagen dieser Seile aus Fassondrähten gebildet, welche sich in der äussersten Lage zum Teil überlappen. Dadurch erhält das ganze Seil eine vollkommen zylindrische Oberfläche und die Drähte hindern sich infolge der Überlappung gegenseitig am Ausspringen, falls ein Draht brechen sollte. Die zylindrische Oberfläche des Seiles hat noch den besonderen Vorteil, dass die Laufwerke der Wagen das Seil nicht nur in einzelnen Punkten, sondern in einer grösseren Fläche berühren, wodurch natürlich der Verschleiss vermindert wird.

Die Tragseile werden für gewöhnlich in Längen von 200 bis 400 m verwendet und miteinander durch Muffen verbunden. Die Verbindung der einzelnen Seilstränge mittels dieser Muffen geschieht in der Weise, dass nach Aufziehen einer Muffen-

Digitized by Google

hälfte am Seilende die Einzeldrähte zu einem Büschel, entsprechend der Form der Muffenhälften, aufgebogen werden. Darauf wird die Muffe mit Metall ausgegossen, so dass aus den Drähten und der Gussmasse ein einheitliches konisches Metallstück entsteht.

Unsere Abb. 5 zeigt, dass diese zuverlässige Verbindung der Seile selbst von afrikanischen Negern nach einiger Anleitung ohne Schwierigkeiten ausgeführt werden kann.

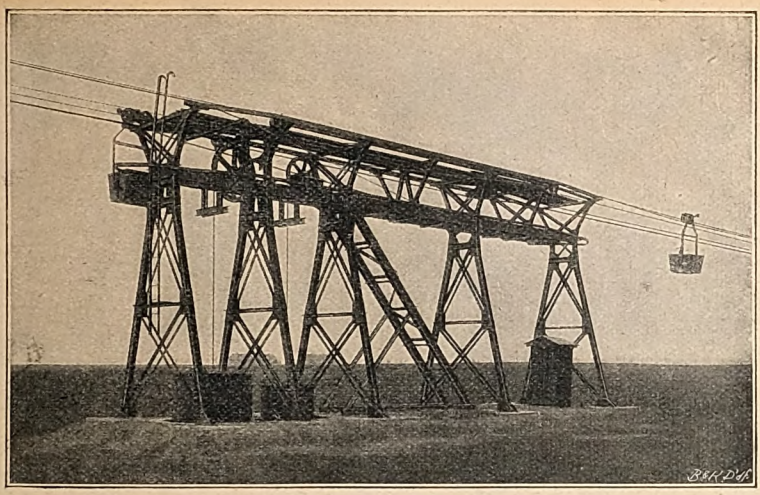


Abb. 7. Streckenspannvorrichtung der Tragseile.

Die Unterstützungen, auf denen die Tragseile gelagert werden, konstruiert man entweder aus Holz oder Eisen; für Holzstützen hat sich im Laufe der Zeit die in Abb. 6 dargestellte Form herausgebildet, während bei eisernen Stützen sich als am zweckmässigsten die Pyramidenform erwiesen hat, von der Abb. 7 ein Beispiel gibt.

Während also Unterschiede in der Konstruktion kaum vorkommen, variiert ihre Höhe ausserordentlich, denn durch Wechsel in der Höhe von Unterstützungen hat man es in der Hand, Unebenheiten des Geländes in gewissen Grenzen auszugleichen. In welchem Masse von diesem Mittel Gebrauch gemacht wird, kann man daraus ersehen, dass vielfach Stützen von 40 und 45 m Höhe ausgeführt worden sind (Abb. 8), während die normale Stützenhöhe ca. 6 bis 10 m beträgt.

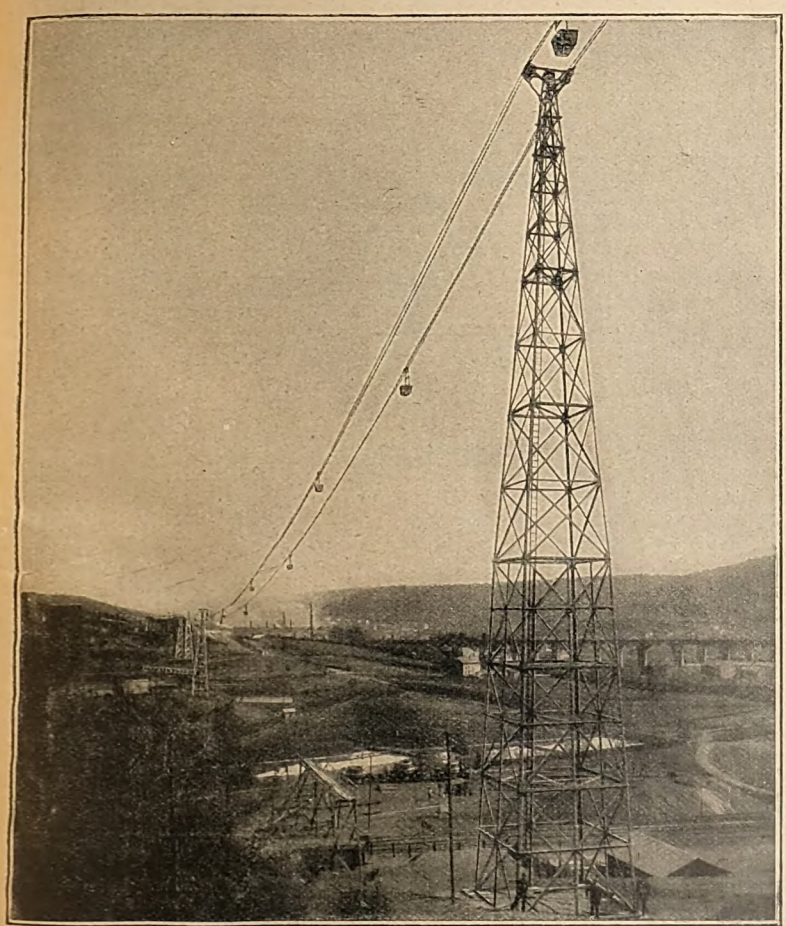


Abb. 8. 45 m hohe Stütze der 11 km langen Drahtseilbahn des „Lothringer Hüttenvereins Annretz-Friede".

Auf den Stützen ruhen die Seile in sogenannten Seilauflagerschuhen, deren richtige Ausbildung für die Lebensdauer der Tragseile von ausserordentlicher Wichtigkeit ist.

Ausser mit Seilauflagerschuhen sind die Stützen auch noch mit zwei Zugseiltragrollen versehen, welche in der Regel unter den Tragseilen angebracht sind und dazu dienen, das im allgemeinen von den Wagen getragene bewegliche Zugseil zeitweilig aufzunehmen.

Die auf die Stützen verlegten Tragseile sind

Digitized by Google

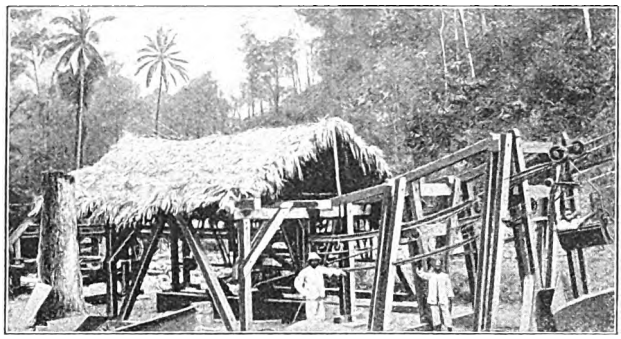


Abb. 9. Beladestation einer Pohligschen Drahtseilbahn bei Totock auf Celebes.

teils infolge der Belastung während des Betriebes, sowie durch Temperaturdifferenzen starken Längenänderungen ausgesetzt; ausserdem ändert sich auch der Durchhang der Seile zwischen den Stützen infolge der wechselnden Belastung fortwährend. Es ist daher nicht angängig, beide Enden eines Tragseilstranges fest zu verankern, sondern man kann nur das eine Ende festlegen, während das andere über eine Rolle geführt und mit einem entsprechend der Bruchfestigkeit des Seiles gewählten Gewicht versehen wird, welches das Seil in konstanter gleichmässiger Spannung hält. Solche Einrichtungen zum Spannen der Tragseile sind in Abständen von etwa 1500 bis 2000 m erforderlich, und zwar bringt man sie zum Teil in den Stationen unter, zum Teil werden sie auf der freien Strecke als sogenannte Streckenspannvorrichtungen eingebaut. Letztere sind natürlich in der Weise ausgebildet, dass das Passieren der Wagen durchaus nicht beeinträchtigt und auch keine Bedienung der Anlage an diesen Stellen notwendig wird. Ebenso wie die Stützen führt man die Spannvorrichtungen entweder in Holz oder Eisenkonstruktion aus.

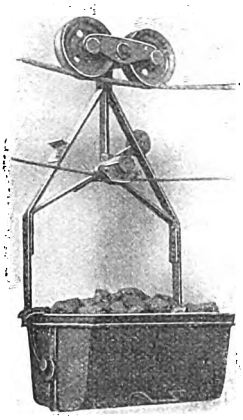


Abb. 10.
Normaler Seilbahnwagen.

Bei Drahtseilbahnen, deren Länge ca. 10000 m nicht überschreitet, kommt man, wenn nicht besonders ungünstige Terrainverhältnisse vorliegen, mit je einer Station am Anfang und am Ende der Strecke aus. Bei längeren Bahnen muss man, um nicht infolge der wachsenden Beanspruchung zu starke Zugseile zu erhalten, Zwischenstationen einfügen, an denen das beweg-

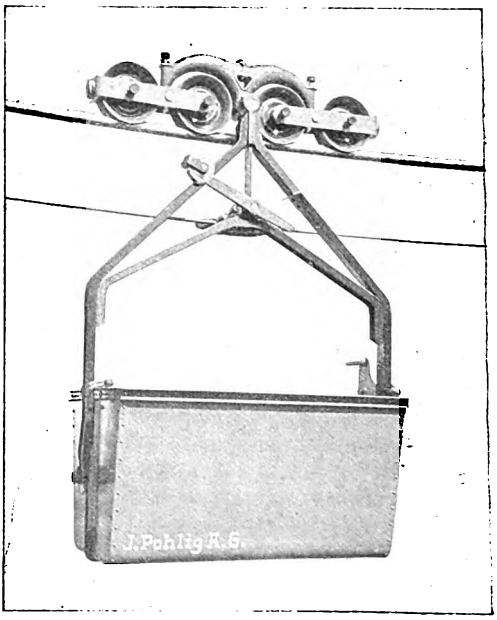


Abb. 11. Seilbahnwagen mit dem patentierten Pohligschen „Vierrad-Laufwerk".

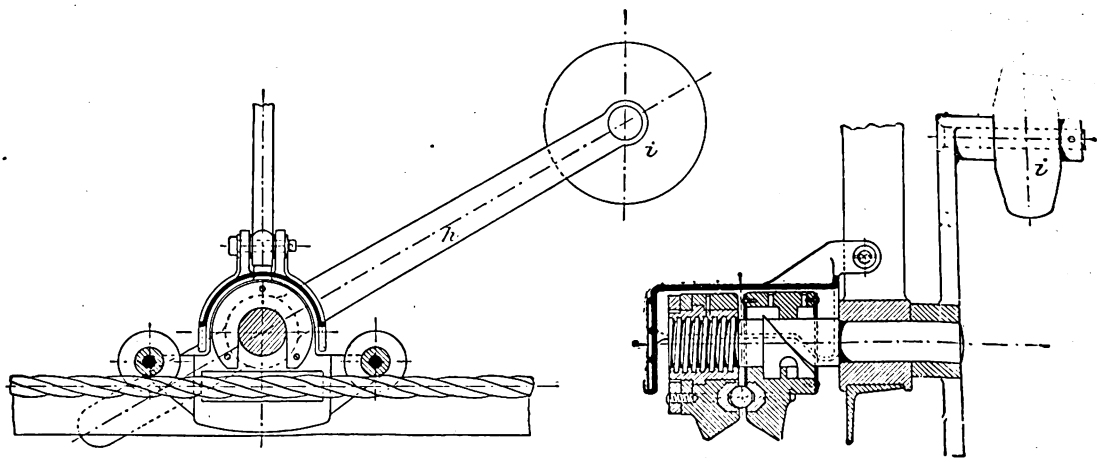


Abb. 12 u. 13. Pohligscher Universal-Kuppelungsapparat.

Digitized by Google

liche Zugseil unterbrochen wird. Die Zwischenstationen sind als zweiseitig offene Hallen konstruiert, während die Stationen am Anfang und am Ende einer Seilbahnlinie naturgemäss als Kopfstation ausgebildet sind. Die Bauart hängt ganz von den örtlichen Verhältnissen ab, wie die in Abb. 9 dargestellte, mit Palmblättern gedeckte Station auf Celebes zeigt.

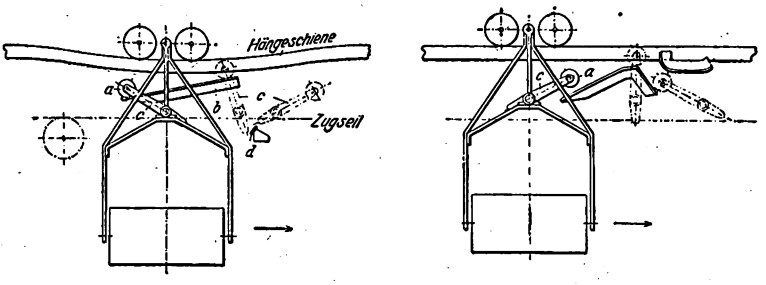


Abb. 14. Schema der Ein- und Auskuppelung.

Zur Fortbewegung der Wagen auf der Laufbahn dient, wie bereits erwähnt, ein ausserordentlich biegsames endloses Drahtseil, das während der ganzen Betriebsdauer in ständiger Bewegung begriffen ist. Das Zugseil läuft an den beiden Enden der Bahnstrecke über Seilscheiben, deren eine mit einem Antriebsvorgelege in Verbindung steht, dessen Bewegung durch eine besondere Betriebsmaschine oder von einer vorhandenen Kraftanlage aus durch Transmission erfolgt. Auch das Zugseil muss natürlich mit einer Einrichtung versehen werden, die Längenänderungen kompensiert, und zwar benutzt man zu diesem Zwecke ebenfalls eine geeignete Gewichtsbelastung; die Anordnung wird in der Weise getroffen, dass eine Spannscheibe in einem Schlitten gelagert ist, an dem eine über Rollen geführte, mit Gewicht belastete Kette eingreift. — Von dem Zugseil muss ausser der notwendigen Bruchfestigkeit vor allem grosse Biegsamkeit gefordert werden.

Die Wagen, welche von dem Zugseil fortbewegt werden, bilden den wichtigsten und gleichzeitig denjenigen Teil der Anlage, in dem wir die grösste Summe von konstruktiver Arbeit vereinigt finden. Entsprechend ihrer Aufgabe, zur Fortbewegung auf dem Tragseil sowie zur Aufnahme des Fördergutes zu dienen und ausserdem die Verbindung mit dem Zugseil herzustellen, bestehen die Wagen aus vier Teilen: dem Laufwerk, dem Gehänge, dem Fördergefäss oder Wagenkasten und dem Kuppelungsapparat.

Die Abb. 10 zeigt die üblichen zweiräderigen Seilbahnwagen. In jüngster Zeit ist es der Firma J. Pohlig, Aktien-Gesellschaft, gelungen, ein vierräderiges Laufwerk zu konstruieren (Abb. 11), durch welches die Wagenlast in viel günstigerer Weise auf das Tragseil verteilt wird. Man kann daher mit derartigen Wagen ohne stärkere Abnutzung der Gleisstrecke viel grössere Lasten befördern.

Wie bereits erwähnt, ist der Kuppelungsapparat, der die Wagen mit dem Zugseil verbindet, mit der wichtigste Bestandteil einer Drahtseilbahn. Die beiden Abb. 12 und 13 zeigen den bekannten Pohligschen Universalkuppelungsapparat, welcher vollkommen automatisch arbeitet. Er besteht im wesentlichen aus zwei Klemmbacken, welche mittels Schraubenspindel gegen-

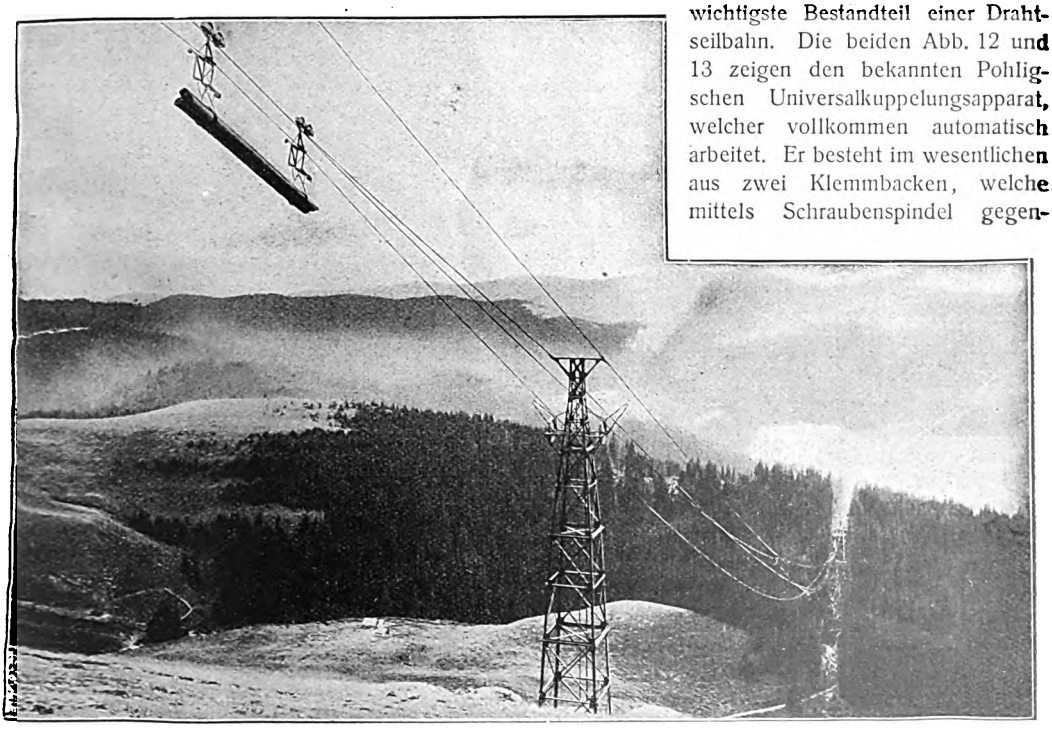


Abb. 15. Drahtseilbahn zum Holztransport von 15 km Länge bei Busteni in Rumänien.

Digitized by Google

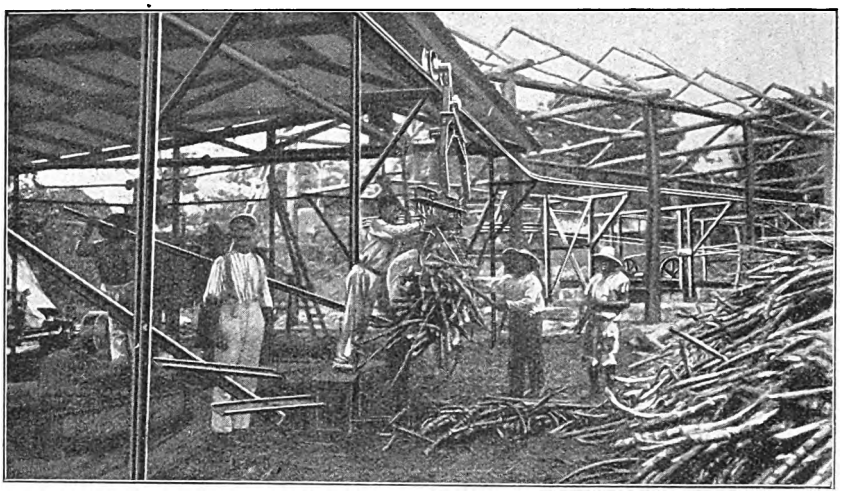


Abb. 16. Beladestation einer Drahtseilbahn zum Zuckerrohrtransport in Guatemala.

einander gepresst werden. Die Bewegung der Schraubenspindel erfolgt durch das Umlegen eines mit Gegengewicht ausgerüsteten Hebels, welches durch Auflaufen des Gegengewichts auf Führungsbahnen automatisch bewirkt wird. Die Abb. 14 zeigt den Vorgang des An- und Auskuppelns in anschaulichster Weise.

Die Vorzüge der Drahtseilschwebebahn vor allen andern Bahnsystemen sind ganz ausserordentlich zahlreich. Vor allen Dingen ist für sie keine Steigung und kein Gefälle unüberwindlich. Die Strecke schmiegt sich daher genau dem Gelände an und die bei allen Niveaubahnen unvermeidlichen kostspieligen Planierungsarbeiten, Durchstiche und Tunnels sind überflüssig. Über Flüsse und tiefe Täler wird die Seillinie im schlanken Bogen hinweggespannt, so dass auch alle Brücken und Viadukte in Fortfall kommen. Die Stützen, welche die Gleisstrecke tragen, stehen durchschnittlich in Entfernungen von 100 m und erfordern für ihre Aufstellung einen Raum von nur wenigen Quadratmetern. Auf diese kleinen Stellen beschränkt sich daher auch der für den Bahnbau erforderliche Grunderwerb.

Damit ist die Reihe der Vorzüge noch längst nicht erschöpft, die Erwähnung dieser wichtigsten Punkte dürfte aber bereits genügen, um die riesige Ausbreitung zu erklären, die der Seilbahnbau genommen hat. Besonders in Gebirgsländern und in Gegenden mit dünnem Eisenbahnnetz ist die Drahtseilschwebebahn für die Ausnützung der Bodenschätze geradezu unentbehrlich geworden. Sie hat sich in allen Klimaten bewährt und sie eignet sich, wie unsere Bilder anschaulich zeigen, für jedes Fördergut. Lange Holzstämme, Zuckerrohrbündel, Baumwollballen und ähnliches sperriges Gut werden ebenso sicher von ihr befördert, wie Erze und Kohlen. Ja selbst dem Personentransport ist sie in neuerer Zeit mit Erfolg dienstbar gemacht worden. Die Länge der Bahnstrecke ist praktisch unbegrenzt und die Leistungsfähigkeit der deutschen Industrie vermochte bisher jeder gestellten Anforderung zu entsprechen. Es sind z. B. heute bereits mehrere Pohligsche Drahtseilbahnen im Betrieb, von denen jede eine jährliche Fördermenge von fast 1 000 000 t bewältigt. — Damit ist die Drahtseilschwebebahn in der Leistung zu einer ebenbürtigen Konkurrentin der Eisenbahn herangewachsen. Nach aussenhin hat diese Tatsache übrigens bereits dadurch ihren Ausdruck gefunden, dass die italienische Regierung einer derartigen Bahn, die z. B. zwischen Savona und San Giuseppe gebaut wurde,

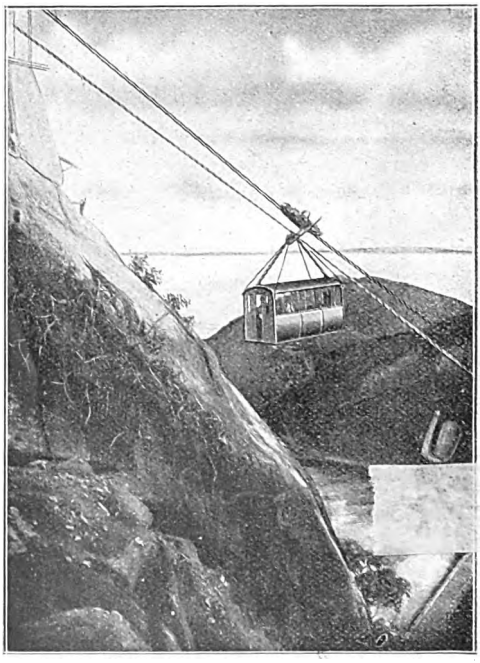
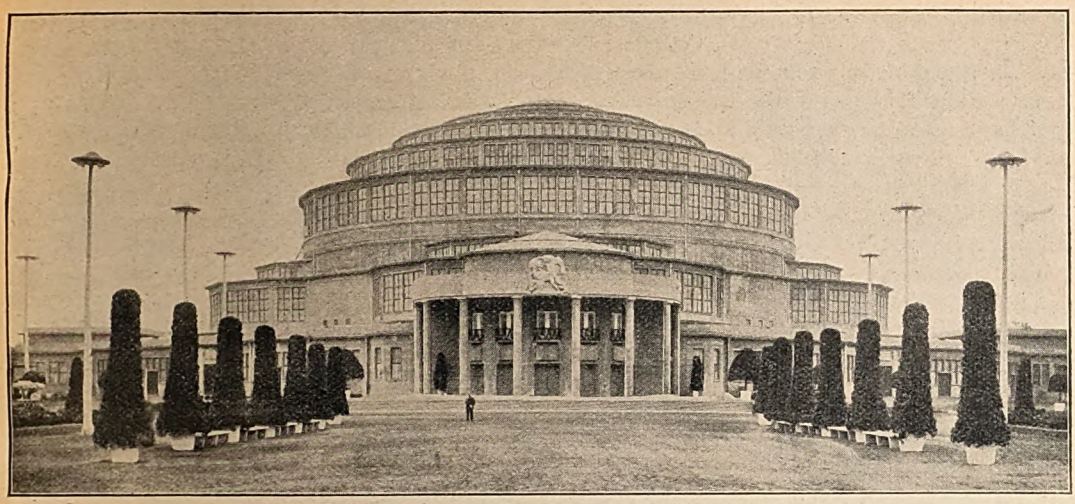


Abb. 17. Drahtseilbahn zum Personentransport in Rio de Janeiro.

alle Rechte eines Staatsbahnunternehmens eingeräumt hat. Bei den grossen Vorzügen, die die deutschen Drahtseilbahnen im übrigen gegenüber dem Bahnbetrieb zu ebener Erde aufweisen, haben sie daher noch ein ungeheures Betätigungsfeld und unabsehbare Entwicklungsmöglichkeiten vor sich.

Digitized by Google



Von dieser Jahrhunderthalle in Breslau, erbaut von Dyckerhoff & Widmann, A.-G., Niederlassung Dresden, befindet sich ein Modell auf der IBA.

Die Internationale Baufach-Ausstellung Leipzig 1913.

II. Abschnitt.

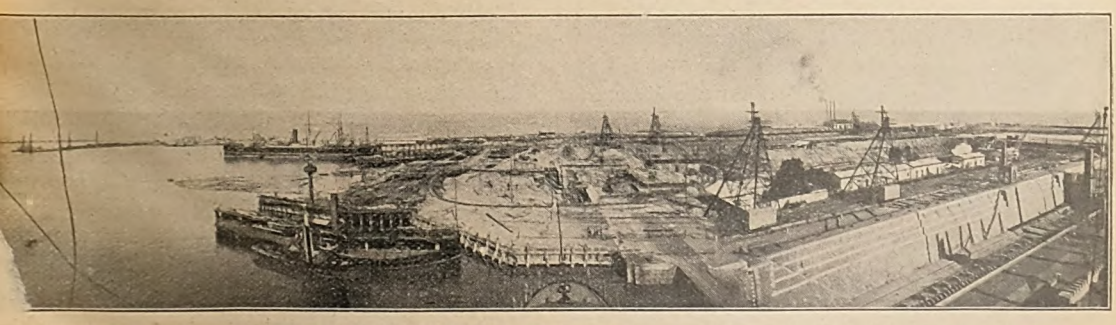
(Nachdruck verboten).

Wer vom Haupteingang aus die IBA, wie man kurz die Leipziger Baufach-Ausstellung zu bezeichnen pflegt, betritt, dem fällt am Ende der Lindenallee ein hervorragendes Bauwerk auf, die Betonhalle, welche, nach dem Entwurf von Professor W. Kreis-Düsseldorf errichtet, der deutschen Zement-Beton und Eisenbetonindustrie auf der Ausstellung eine würdige Stätte bietet.

Gegenüber der Säulenstellung des Vorbaues hat im Rundbau des Erdgeschosses auch die Dyckerhoff & Widmann A.-G., Biebrich am Rhein, eine Ausstellung eingerichtet, die in Modellen und Schaubildern ein abgerundetes Bild ihres jetzigen Standes und ihres Arbeitsbereiches im In- und Auslande gibt.

Da ist vor allem das grosse Modell der Jahrhunderthalle in Breslau, dieser gewaltige Eisenbetonbau, der mit seinen 65 m Spannweite die grösste massive Kuppel der Welt darstellt. Das Modell gestattet teilweise einen Einblick ins Innere und zeigt zusammen mit einigen Ausführungsbildern diese eigenartige Konstruktion. Dann grosse Bilder der Querbahnsteighalle des Hauptbahnhofes in Leipzig, die wohl auf keinen Ausstellungsbesucher bei seiner Ankunft in Leipzig ohne Wirkung bleibt. Ferner bei Wettbewerben mit ersten Preisen ausgezeichnete Brückenbauten wie: Mülheim an der Ruhr, Saarbrücken und die Trierer Kaiserbrücke, die zurzeit im Bau begriffen ist. Letztere wird ebenfalls im Modell gezeigt.

Alle Gebiete des Beton- und Eisenbetonbaus, des Tief- und Wasserbaues, die die Firma jetzt errungen hat, sind in Abbildungen ausgeführter Bauten vertreten: wie Hallen- und Kuppelbauten, Fabrikgebäude, Stampfbeton- und Eisenbetonbrücken, Talsperren, Hafenanlagen und Dockbauten, Wasserkraftanlagen, Tunnel- und Stollenbauten, Kanalisationen und umfangreiche Erd- und Baggerarbeiten, ausserdem Licht- und Leitungsmaste in Eisenbeton usw. Ausgestellte Probestücke von Schleuderbetonmasten zeigen die mannigfache Bearbeitungs- und Verwendungsmöglichkeit dieser Maste; Querschnitte von Betonpfählen System „Strauss", die auch bei der Gründung des Haupt-

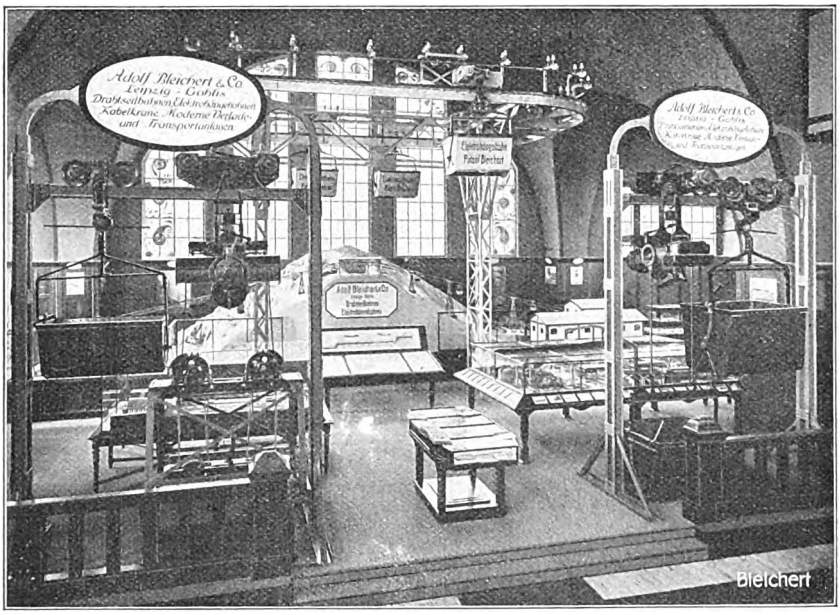


Kriegshafenerweiterung in Puerto Militar bei Bahia Blanca (Argentinien), ausgeführt von Dyckerhoff & Widmann, A.-G., Biebrich a. Rhein, in Gemeinschaft mit F. H. Schmitt, Altona.

Digitized by Google

bahnhofes Leipzig zur Anwendung kamen, geben einen Einblick in das Wesen dieses Gründungsverfahrens. Kleine Modelle von Zementrohren in allen Formen stellen Erzeugnisse der einzelnen Fabriken für Zementwaren dar, welche die Firma im Laufe der Jahre in Dresden, Biebrich am Rhein, Karlsruhe und Nürnberg errichtet hat.

Aber auch ausserhalb der Grenzen des Deutschen Reiches hat die Gesellschaft neue Absatzgebiete gesucht und gefunden. Einige grosse Bilder der Kriegshafenerweiterung in Puerto Militar bei Bahia Blanca, Argentinien, eine Dockanlage aus Anlegemauer, zeigen die gewaltige Ausdehnung dieser Baustelle, wenn auch für den Laien weniger erkennbar, so doch durch die Wasserspiegelsenkung von ganz bedeutendem Umfang, durch die grossen



maschinellen Einrichtungen, durch die ausserordentlichen Abmessungen der Gesamtanlagen wirkend. Bilder vom Trockendock in Antwerpen oder den Hellinganlagen in Fiume, sie alle legen Zeugnis ab von deutschem Schaffen im Auslande.

All diese Ausstellungsgegenstände geben zusammen mit den aufliegenden Veröffentlichungen nicht nur ein Bild der Tätigkeit der Firma selbst, die zu den führenden auf dem Gebiete des Beton- und Eisenbetonbaues gehört, sondern lassen gleichzeitig den hohen Stand und die stete Fortentwicklung der deutschen Beton- und Eisenbetonindustrie erkennen.

Unter dem vielen Sehenswerten ist zweifellos die Sonderausstellung der bekannten Drahtseilbahnfabrik Adolf Bleichert & Co., Leipzig, eine der am besten gelungenen, sowohl was den äusseren Aufbau und die Ausstattung des Raumes anlangt, als auch die betriebsfähigen grossen Modelle, die Wagen in Naturgrösse, die prächtigen Ölbilder ausgeführter Anlagen, die den Beschauer fesseln.

Die ganze Rückwand unter dem grossen, fünfteiligen Bogenfenster der Halle „Baukunst" nimmt ein mächtiges Drahtseilbahnmodell ein, dessen Wagen auf der einen Seite durch einen Bleichertschen Steinbruchkabelkran aus einem in wirklichen Steinen ausgeführten Steinbruch beladen werden, während sie auf der anderen Seite ihren Inhalt in einen Verladesilo abgeben, aus dem das Fördergut durch Bleichertsche Füllrumpfverschlüsse in Eisenbahnwagen oder Schiffe abgezogen wird. Auf der Bahn verkehren zweirädrige und vierrädrige Drahtseilbahnwagen, die mit dem Bleichertschen patentierten Unterseilklemmapparat „Automat" ausgerüstet sind und die die im Zuge der Strecke liegenden Rechts- und Linkskurven anstandslos und ohne Bedienung und Lösung vom Seil durchfahren. Zwei Wagen in Naturgrösse, ein Bleichertscher Vierradkuppler und ein Bleichertscher Zweiradkuppler, die mit dem neuen Apparat ausgerüstet sind, wurden im Vordergrund des Standes zur Ausstellung gebracht.

In der Mitte des 10 m hohen Raumes reckt sich ein leichtes und doch festes Eisengerüst auf, auf dem die Wagen einer Bleichertschen Elektrohängebahn ständig hintereinander herfahren und die Wirkung der patentierten Streckenblockierung vor Augen führen, die es ausschliesst, dass die Wagen jemals aufeinander rennen und so zu Störungen Anlass geben können. Sind hier einfache Förderwagen kleinsten Typs angewandt, so zeigen die Böcke neben dem Ausstieg zum Stand einen Elektrowindenwagen, bei dem das Laufwerk mit einem Windwerk zum Heben und Senken des Fördergefässes ausgerüstet ist, und einen Bleichertschen patentierten Elektrogreiferwagen, der in ähnlicher Konstruktion ausgebildet, aber mit einem Selbstgreifer ausgerüstet ist. Die Eigenart dieser Konstruktion besteht darin, dass mit den Fahrzeugen kein Begleiter zu fahren braucht, dass alle Bewegungen vielmehr an Ort und Stelle, meist von dem Ladearbeiter gesteuert werden.

Daneben ist der Bau der Camsdorfer Brücke bei Jena mit einem Bleichertschen Kabelkran dargestellt. Wie in Wirklichkeit, so zeigt auch das Modell das Aufnehmen des Betons an der Beton-

Digitized by Google

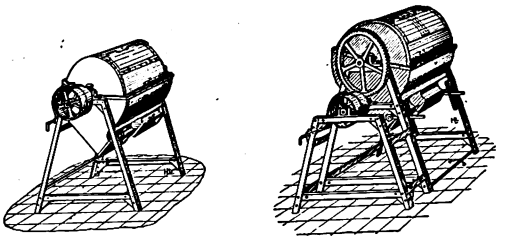
mischmaschine durch das Fördergefäss des Kabelkranes, den Transport desselben zum Bauplatz und seine Abgabe aus dem gesenkten Kübel an die Arbeiter. Diese Bleichertschen Krane, die in grosser Zahl bei Brücken- und Schleusenbauten verwandt werden, die Tagebaue und Steinbrüche überspannen, haben sich in kurzer Zeit ein bedeutendes Arbeitsgebiet erobert und, was besonders zu bemerken ist, ebenso wie andere Bleichertsche Konstruktionen, die Ausführungen der Amerikaner im Konkurrenzkampf geschlagen. So sind z. B. in Japan gegenüber der amerikanischen Konkurrenz bei einer Zahl von Hafenbauten und Schiffsentladeanlagen (in Bahia Blanca beim Bau des neuen argentinischen Kriegshafens) Bleichertsche Kabelkrane zur Verwendung gelangt, wie die Abbildung auf Seite 11 zeigt.

In zahlreichen Bildern an den Modelltischen sind diese Transportanlagen und Bleichertsche Gurtförderer, Becherwerke, Rangieranlagen dem Beschauer vorgeführt, doch verdient ganz besondere Beachtung noch ein grosses Modell, das verschiedene ausgeführte Anlagen, die in Wirklichkeit räumlich getrennt sind, nebeneinander vereinigt zeigt. An diesem Modell kann man erkennen, welche Entwicklung die Transporttechnik, namentlich die Bleichertschen Anlagen erreicht haben. Hier kann man sehen, wie Schiffe entladen und das Fördergut durch Schwebebahnen auf weit entfernte Lagerplätze gebracht wird, wie vom Ufer und der Eisenbahn entfernte Bergwerke ihre Produkte durch Drahtseilbahnen bis in den Rumpf der Schiffe, bis zu den Waggons bringen, wie Kesselhäuser und Lagerplätze verbunden werden und wie Zuckerrüben, Papier, Kohle, Kalkstein, Chemikalien, Holz und Stroh in moderner Weise befördert werden.

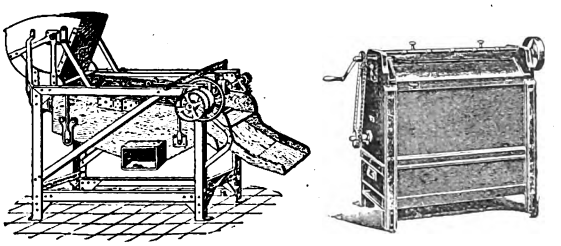
Getrennt hiervon finden wir in der wissenschaftlichen Halle Modelle der grossen 34 km langen Drahtseilbahn in den argentinischen Kordilleren, die eine Steigung von 3600 m überwindet und der Drahtseilbahn in Ostafrika mit ihren zwei Winkelstationen und einem Gefälle von 1523 m auf 9 km Länge. Daneben zeigen Ölbilder die Drahtseilbahnen beim Bau des Völkerschlachtdenkmals, beim Bau der Glasgower Talsperre, Kabelkrane beim Bau von Schleusen und bei der Errichtung der grossen Breslauer Ausstellungshalle (erbaut von Dyckerhoff & Widmann, Abbildung auf Seite 11) und schliesslich ist ein Anziehungspunkt namentlich für das Laienpublikum ein Gemälde, das zwei sich begegnende Wagen der Bleichertschen Personen-Schwebebahn auf dem Kohlererberg bei Bozen wiedergibt, die am 10. Mai dem öffentlichen Betriebe übergeben wurde und die in den ersten 5 Wochen ihres Betriebes 10080 Personen beförderte. Ein Wagen der Bahn ist auf dem Bleichertschen Stand als sauber gearbeitetes Modell in $^1/_4$ der natürlichen Grösse der Besichtigung zugänglich gemacht.

Eine interessante und für den Fachmann beachtenswerte Ausstellung zeigt die Firma Hermann Lies, Maschinenfabrik, Leipzig-Schleussig, in der Halle für Baustoffe, mitten unter den in Betracht kommenden Ausstellungen der Steinholz- und sonstigen Kunststeinfirmen.

Wir sehen zunächst verschiedene Grössen einer einfachen, aber ausserordentlich praktisch konstruierten Mischmaschine für Trockenmörtel, Edelputz, Steinholz, Isoliermaterialien, ebenso auch geeignet zum Mischen von allen möglichen chemischen Produkten usw. Die Mischwerkzeuge bei diesen Maschinen sind nicht, wie sonst üblich, an der Welle in einem feststehenden Mischtroge angebracht, sondern es sind in eigenartiger Anordnung an der inneren Wandung der rotierenden Trommel Mischschaufeln angebracht, welche das Mischgut von links nach rechts, von rechts nach links, von



Mischmaschine, Grösse H. Mischmaschine, Grösse L.
(Hermann Lies, Leipzig-Schleussig.)



Siebmaschine. Sackausklopfmaschine.
(Hermann Lies, Leipzig-Schleussig.)

den Seiten nach der Mitte und von der Mitte nach den Seiten immerwährend durcheinanderwerfen und so für eine tadellose Mischung, bei längstens einer Minute Mischdauer, garantieren. Während bei den bisher gebräuchlichen Mischmaschinen sonst von den Mischschaufeln an der Welle immer nur ein Teil des Mischgutes getroffen wird, und man von einer innigen Mischung eigentlich nicht reden kann, ist durch diese praktische Anordnung die Gewähr gegeben, dass alle Materialien, leichte und schwere, grobe und feine Körnungen, Farbe usw. auf das denkbar innigste miteinander vermischt werden.

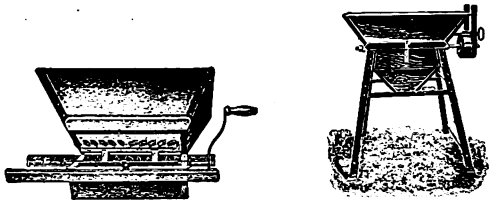
Mit der kleineren abgebildeten Maschine lässt sich pro Stunde zirka $1^1/_2$ cbm Material fertig mischen und bei staubfreier Arbeit schon in Säcke füllen, während die grössere Maschine das Doppelte leistet.

Eine sehr leistungsfähige Maschine ist auch die ausgestellte Siebmaschine für Sägespäne, Holz-

Digitized by Google

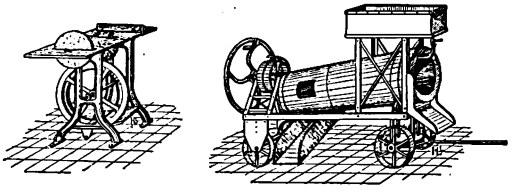
mehl, auch für Sand, Quarz usw. Mit dieser Maschine können durch einen Siebvorgang die verschiedensten Materialien in drei Sorten geschieden werden.

Für die Kunststeinfabrikation sind bereits heute die weiter ausgestellten Sackausklopfmaschinen ziem-



Bürstensiebmaschinen für Farbe.
(Hermann Lies, Leipzig-Schleussig.)

lich unentbehrlich geworden. Der Staub wird damit noch nutzbar gemacht und kann nicht mehr schädigend auftreten. Auch die weiter ausgestellten Bürstensiebmaschinen für Farbe usw. finden das



Kreissäge, kombiniert mit Schleifmaschine. Fahrbare Beton-Mischmaschine).
(Hermann Lies, Leipzig-Schleussig.)

Interesse der Kunststeinfabriken. Die Leistung dieser Maschinen ist je nach Material eine ebenfalls ausserordentlich grosse. Es haben heute bereits viele Kunststeinfirmen diese Maschinen an Stelle von den bisher gebräuchlichen Walzentrommelmühlen aufgenommen, da diese Maschinen bedeutend mehr leisten als Trommelmühlen.

Für Steinholzfabriken ist die ferner ausgestellte Kreissäge kombiniert mit Schleifmaschine, zum Schneiden und Polieren von Mustern ebenfalls ausserordentlich wichtig. Sie vereinigt verschiedene angenehme Vorzüge in sich.

Die Firma Hermann Lies in Leipzig-Schleussig liefert auch kleinere, aber trotzdem leistungsfähige Betonmischmaschinen. Eine weitere Spezialität bilden die verschiedensten ausgestellten Arten von Werkzeugen und Geräten für die Steinholz- und Kunststeinindustrie wie Glättkellen, Profilkellen, Ziehklingen, Aerometer, Stahlspäne, Maurerkellen usw.

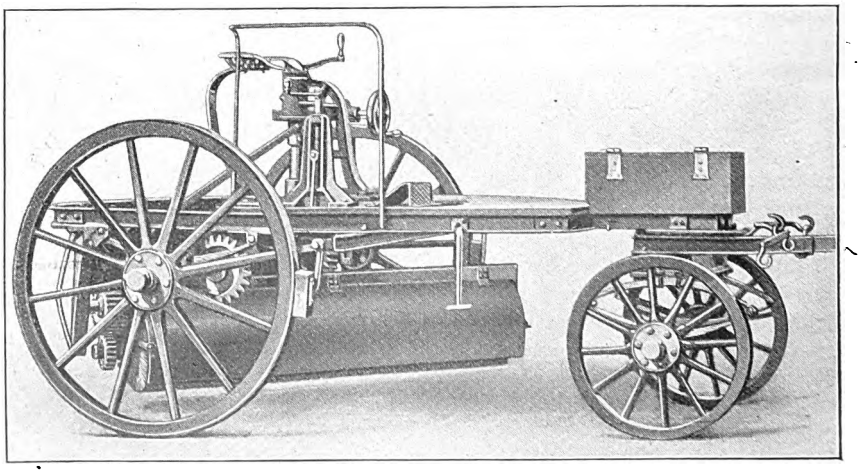
Ferner bringt die Firma auch eine Ausstellung von Geheimschränken zum Einmauern, diebessicheren Alarmkassetten, einer ganz neuen Art von feuersicheren Bücherschränken usw.

In der Halle für Hygienische Baueinrichtungen hat die Firma Gebr. Eberle (H. R. Leichsenrings Nachf.) in Schönebeck a. E. eine Strassenkehrmaschine ausgestellt. Die Firma liefert solche mit feststehender und umstellbarer Bürstenwalze. Mit dieser letzteren Ausführung kann man den Kehricht beliebig nach rechts oder links ablegen. — Sämtliche Systeme haben aber den Vorzug, dass alle Handgriffe und Verstellungen vom Kutscherbock aus vorgenommen werden können, so dass eine äusserst bequeme Bedienung ermöglicht ist. Die Kehrbreite der Wagen beträgt 1,50 m 1,70 m. (Siehe Abbildung.)

Die Firma liefert ihre Kehrmaschinen auch mit Sprengvorrichtungen und macht auf besonderen Wunsch auch gern Spezialvorschläge.

Die Central-Werkstatt in Dessau (Eigentum der Deutschen Kontinental-Gas-Gesellschaft) zeigt ebenfalls in der Halle für Hygienische Baueinrichtungen eine umfangreiche Kollektion ihrer Fabrikate. Um das Publikum von den Annehmlichkeiten zu überzeugen, welche die Benutzung des Gases in Küche und Haushalt, sowie für alle sonstigen Zwecke in hygienischer Hinsicht bietet, ist der grösste Teil der Apparate an die Gas- und Wasserleitung angeschlossen und wird ständig bzw. auf Wunsch im Betrieb vorgeführt.

Neben allerlei Gasmessern, Gasautomaten usw. werden verschiedene im In- und Auslande durch zahlreiche Patente geschützter Warmwasserapparate

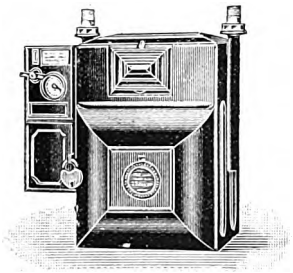


Strassenkehrmaschine mit umstellbarer Bürstenwalze.
(Gebr. Eberle [H. R. Leichsenrings Nachf.], Schönebeck a. E.)

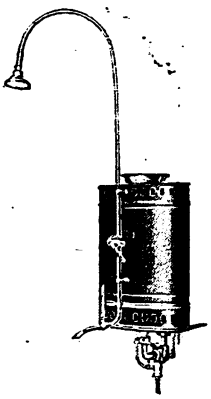
Digitized by Google

gezeigt, die nach dem geschlossenen System konstruiert sind und sofort warmes bzw. heisses Wasser nach dem Anzünden liefern. Bleibt der Zufluss des kalten Wassers aus, so erlischt die Flamme von selbst, so dass eine Beschädigung unmöglich wird.

Für die zentrale Warmwasserversorgung ganzer Stockwerke sind die Warmwasserapparate mit Druckapparat Askania-Therme geeignet, die ein geräuschloses Entzünden und russfreies Brennen ermöglichen. Ausserdem sind einige Gasheizkessel ausgestellt, die als Ersatz für Zentralheizungen gedacht sind. Es lässt sich bei den Öfen auf einfachste Art ganz genau die Gaszuführung regulieren und auch die Wärme des Wassers temperieren. Die Askania Fernheizungsapparate sind auch besonders gut für Aushilfsheizungen geeignet. Auch in der Übergangszeit im Frühjahr und Herbst kann eine Gasfernheizung gute Dienste leisten.



Gasautomat.



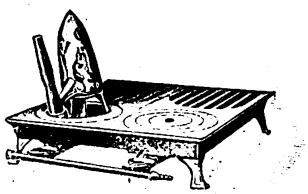
Gasbadeofen Askania-Therme.

Der gesamte Ausstellungsstand der Central-Werkstatt ist mit hängendem Gasglühlicht erleuchtet unter Anwendung ihrer durch mehrere D.R.P., D.R.G.M. und Auslandspatente geschützten Askania-Gasfernzündung. Mit Hilfe dieser Fernzündung, welche sowohl für hängendes als auch für stehendes Gasglühlicht angefertigt wird, ist man imstande, nicht nur einzelne Lampen, sondern auch gruppenweise angeordnete Lampen bequem wie elektrisches Licht von irgendeinem beliebigen Punkte aus anzuzünden.

Für Treppenhausbeleuchtung ist die ideale Askania-Wechselschaltung interessant, die mit einem Uhrwerk in Verbindung steht und bei der jede Lampe auch für sich allein angezündet und ausgelöscht werden kann.

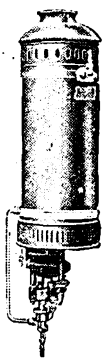
Ebenso kann die neue Askania-Wechselschaltung für Wohn- oder Schlafzimmer Verwendung finden. Bei dieser Anlage kann man die Gaslampe beliebig sowohl von der Tür aus beim Eintritt in das Zimmer als auch rechts oder links von den Betten gezündet oder gelöscht werden. Diese Zündung bietet in bezug auf bequemes Anzünden der Gaslampen die gleichen Annehmlichkeiten wie das elektrische Licht. Auch für nicht häufig begangene, lange Korridore eignet sich die Askania-Wechselschaltung vorteilhaft, da man mit dieser die Lampen von beiden Enden des Korridors aus beliebig entzünden oder löschen kann.

Auch eine neue Luftdruckzündung ist von der



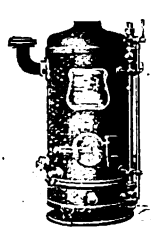
Gaskochherdplatte CWD 2 mit Plättaufsatz und Doppelsparbrenner.

Central-Werkstatt ausgestellt, welche von der Firma für solche Gasanlagen empfohlen wird, bei denen das Gasleitungsrohr zur Lampe unter Putz verlegt und daher die Anbringung eines Gashahnes mit Schwierigkeiten verknüpft ist.

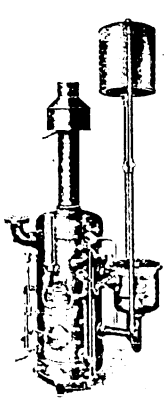


Askania-Therme. Warmwasserapparat mit Gasfeuerung für Zentralwarmwasser-Versorgungsanlagen.

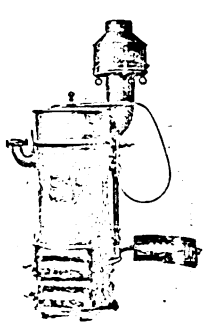
Ausserdem bringt die Central-Werkstatt an ihrem umfangreichen Stande ein elegantes Badezimmer, welches durch einen in einem anderen Raume aufgestellten Warmwasser-Druckautomaten Askania-Therme mit Gasfeuerung das warme Wasser für die Wanne, den Toilettentisch und die sonstigen Zapfstellen erhält. Als Neuheit ist darin ein eleganter Wäschewärmer und Heizkörper aufgestellt, durch den es ermöglicht ist, auch während der Übergangszeiten (Frühjahr und Herbst), während welcher die eventuell vorhandene Zentralheizung noch nicht in Benutzung ist, die Wäsche und das Badezimmer ohne einen besonderen Gasheizofen zu erwärmen. Der Heizkörper erhält zu seiner Erwärmung das heisse Wasser von demselben Warmwasserapparat, durch den die verschiedenen Zapfstellen des Badezimmers (Wanne, Toilettentisch usw.) mit warmem Wasser versorgt werden. Das



Askania-Warmwasser-Heizkessel mit Gasfeuerung. Als Ersatz für Zentralheizungen und als Aushilfs- bzw. Ergänzungsheizung neben bestehenden Zentralheizungen.



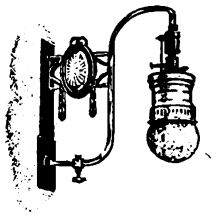
Askania-Dampf-Heizkessel m. Gasfeuerung.



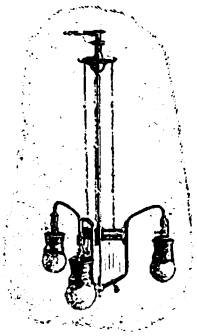
Askania-Kessel mit kombinierter Gas- und Koksfeuerung. (Gasbrenner herausgedreht.)

Digitized by Google

warme Wasser strömt durch den Heizkörper, erwärmt ihn und gelangt in die Wanne. Für die ständige Heizung des Badezimmers war die oben schon erwähnte Askania-Fernheizung mit Gasfeuerung, deren Heizkessel ebenfalls in einem Nebenraum aufgestellt war, vorhanden. Die Beleuchtung erfolgt durch hängendes Gasglühlicht unter Anwendung der Askania - Gasfernzündung.



Wandarm mit Askania-Gasfernzündung. D.R.P. und D.R.G.M.

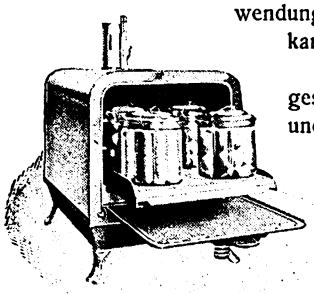


Gaskrone mit Askania-Fernzündung und oberem Askania-Steuerventil. D.R.P. und D.R.G.M.

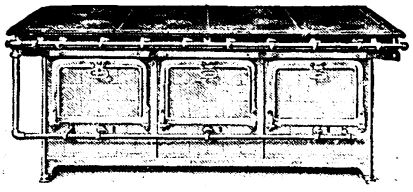
Die übrigen ausgestellten Gas-, Koch- und Heizapparate der Firma zeichnen sich durch geschmackvolle, gediegene und solide Ausführung aus.

Erwachsene, Kinder und Säuglinge, Nachttische, Krankenhausstühle, Betttische, Bettschirme, Liegestühle usw. Zu dem Hauptartikel für Anstalten, den Bettstellen, wird nur bestes, nahtloses Stahlrohr verwandt. Die hygienisch einwandfreien Stahldrahtmatratzen dieser Bettstellen zeichnen sich durch dauernde Elastizität verbürgendes Material und durch die wohldurchdachten Konstruktionen aus, die durch Patente usw. geschützt sind und deshalb nicht nachgeahmt werden können. Der Lackierung, welche in besonders dafür eingerichteten Öfen, durch Einwirkung bestimmter Hitzegrade, haltbar gemacht und zu besonderem Glanze gebracht wird, ist die grösste Sorgfalt gewidmet.

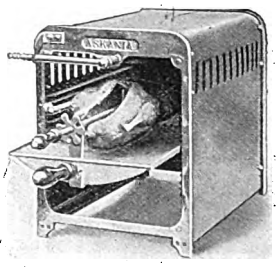
Askania-Zeitschalter für 3-Minuten-Beleuchtung. D.R.G.M.



Askania-Gasbratofen als Einkochapparat, sterilisiert, ohne Wasserbad Verwendbar als: Brat-, Back-, Koch-, Röst-, Heiz- und Sterilisierapparat.

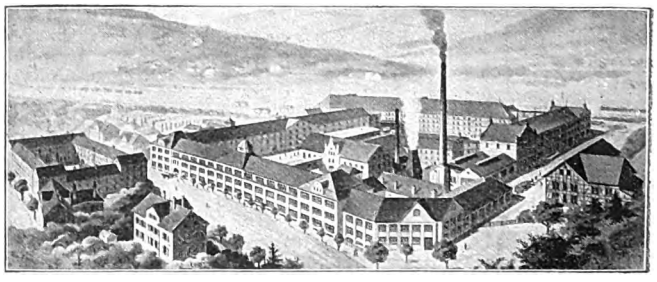


Gas-Koch- und Bratherd. System Askania.



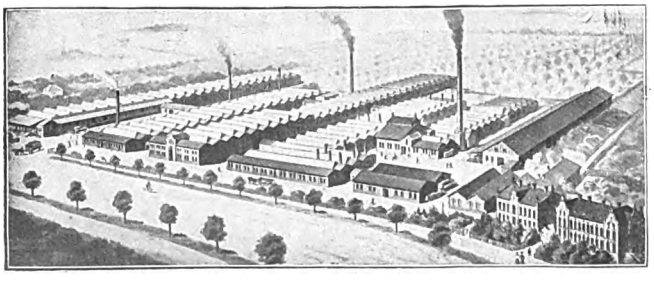
Askania-Grillapparat, verwendbar als Spiess- oder Rostbrater.

In der Krankenhaus-Ausstellung der Internationalen Baufach-Ausstellung finden wir die grösste Eisenmöbel-Fabrik Europas vertreten. Die Eisenmöbel-Fabriken L. & C. Arnold beschäftigen in ihren hier abgebildeten Werken zu Schorndorf (Württemberg), Stendal, Kempen-Rhein und Pratteln (Schweiz) über 1400 Arbeiter und stellen täglich mehr als 3200 Metallmöbel, von Metall-Bettstellen allein über 900 Stück, her. Besondere Aufmerksamkeit widmet diese Firma der Herstellung von Krankenhausmöbeln allerart, wie die auf nebenstehender Seite abgebildeten Bettstellen für



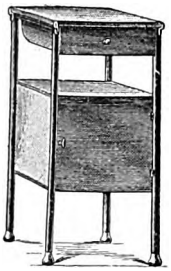
Eisenmöbel-Fabrik L. & C. Arnold, Schorndorf (Württemberg).

Zur Ausstattung der Gartenanlagen für das heute in Krankenanstalten so beliebte Pavillonsystem empfiehlt es sich den Spezial-Exportkatalog dieser Firma über Garten- und Parkmöbel einzuholen. In verschiedenen Bildern finden unsere Leser einige der beliebtesten Gartenmöbel-Garnituren. Wir möchten nicht unerwähnt lassen, dass das Stendaler und Kempener Werk der Firma Arnold infolge ihrer benachbarten Lage zu den kontinen-

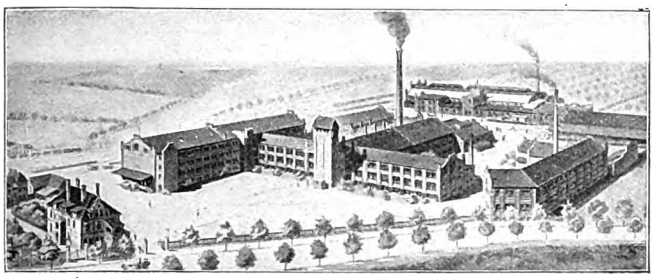


Eisenmöbel-Fabrik L. & C. Arnold, Stendal.

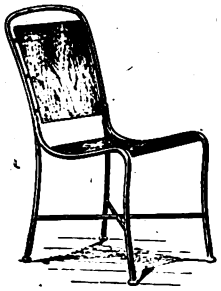
Digitized by Google



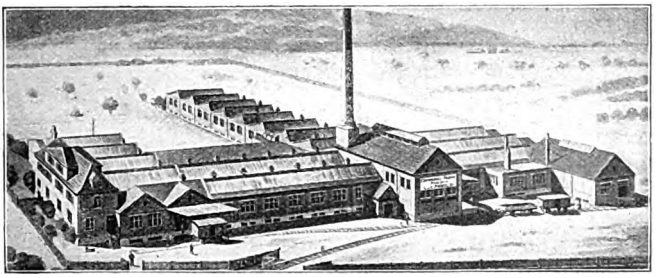
Nachttisch Nr. 1230.
(Eisenmöbel-Fabrik Kempen-Rh. L. & C. Arnold.)



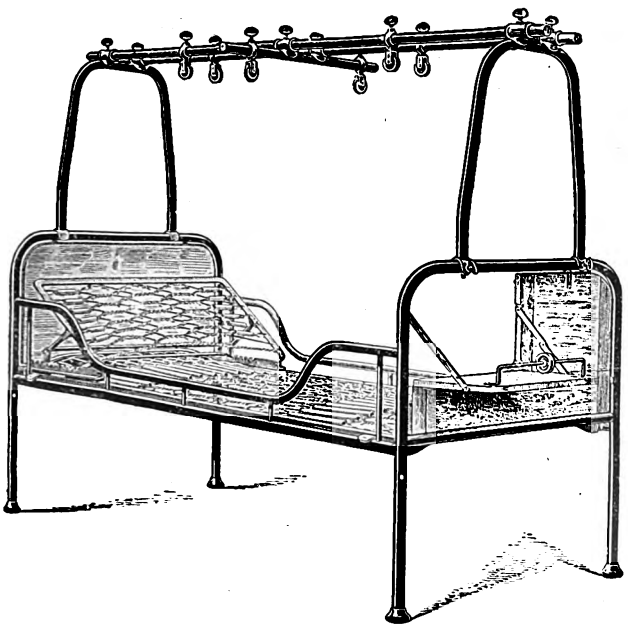
Eisenmöbel-Fabrik L. & C. Arnold, Kempen-Rhein.



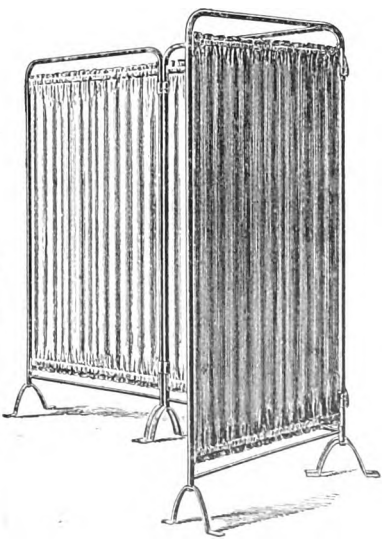
Krankenhausstuhl Nr. 91.
(Eisenmöbel-Fabrik Kempen-Rh. L. & C. Arnold.)



Eisenmöbel-Fabrik L. & C. Arnold, Prattein (Schweiz).

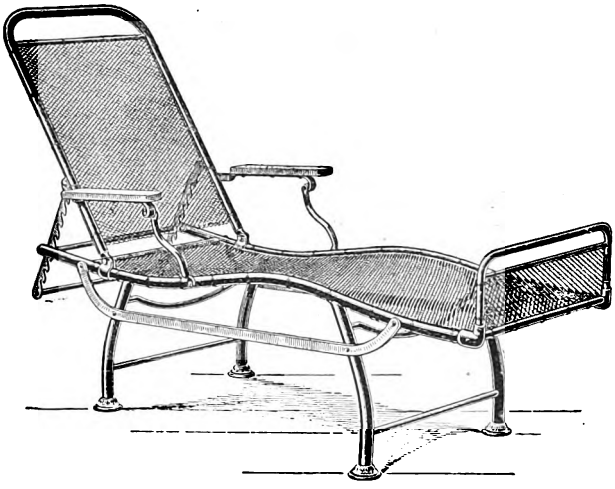


Bettstelle Nr. 1709 mit Suspensionsgerüst.
(Eisenmöbel-Fabrik Kempen-Rh. L. & C. Arnold.)

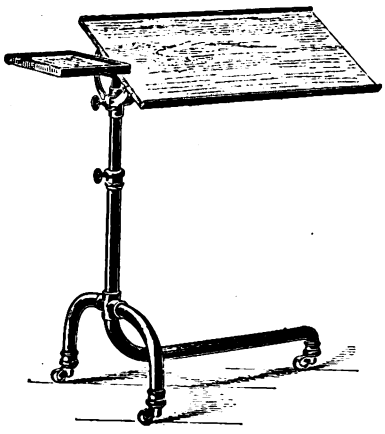


Bettschirm Nr. 1.
(Eisenmöbel-Fabrik Kempen-Rh. L. & C. Arnold.)

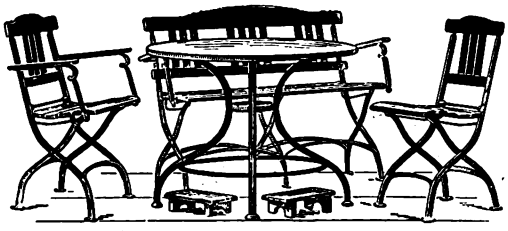
Digitized by Google



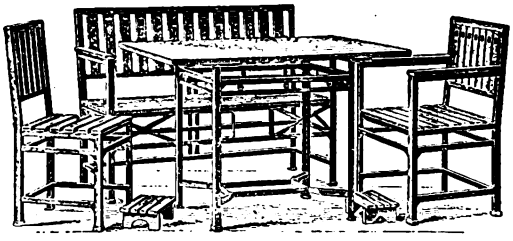
Liegestuhl Nr. 1741. (Eisenmöbel-Fabrik Kempen-Rh. L. & C. Arnold.)



Bettisch Nr. 3.
(Eisenmöbel-Fabrik Kempen-Rh. L. & C. Arnold.)

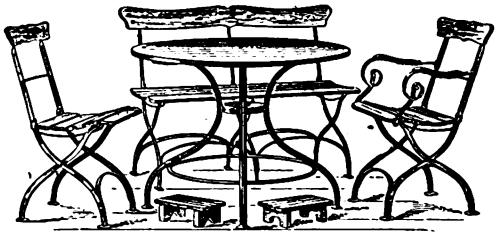


(Eisenmöbel-Fabrik Kempen-Rh. L. & C. Arnold.)

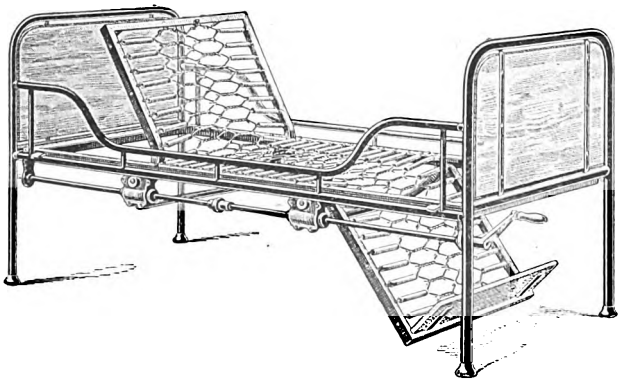


(Eisenmöbel-Fabrik Kempen-Rh. L. & C. Arnold.)

talen Häfen besonders günstig für den Export liegen. Die soeben erschienenen Exportkataloge dieser Firma sind in vier Sprachen, deutsch, englisch, französisch und holländisch, erhältlich. Ferner sind in diesen Katalogen für jede Nummer Verpackungsbeispiele angegeben, so dass an Hand derselben und der eingangs der Kataloge erscheinenden Ausfuhrgut-Frachtsätze leicht der Preis der Ware einschliesslich seemässiger Verpackung und franko der hauptsächlichsten kontinentalen Häfen festgestellt werden kann. Zur Berechnung der Seefracht ist sowohl das Gewicht als auch der Kubikinhalt der Kolli angegeben.



(Eisenmöbel-Fabrik Kempen-Rh. L. & C. Arnold.)



Bettstelle Nr. 1715 mit verstellbarer Matratze V.
(Eisenmöbel-Fabrik Kempen-Rh. L. & C. Arnold.)

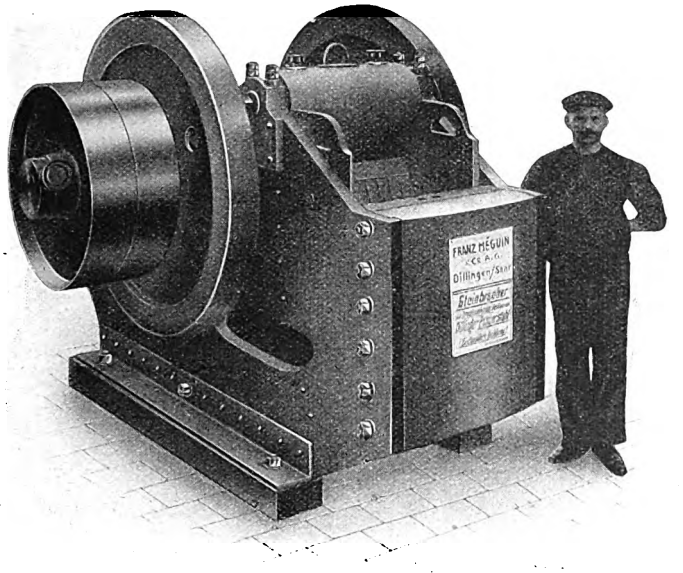
Säuglingsbett Nr. 2164.
(Eisenmöbel-Fabrik Kempen-Rh. L. & C. Arnold.)

Digitized by Google

Allgemein wird anerkannt, dass die Beteiligung der Mannheimer Benzwerke an der Internationalen Baufach-Ausstellung zu den bedeutendsten der Maschinenindustrie gehört, sowohl hinsichtlich des Umfanges und der Ausstattung ihres eigenen Standes als auch durch die Vorführung von Antriebsmaschinen auf zahlreichen anderen Ständen.

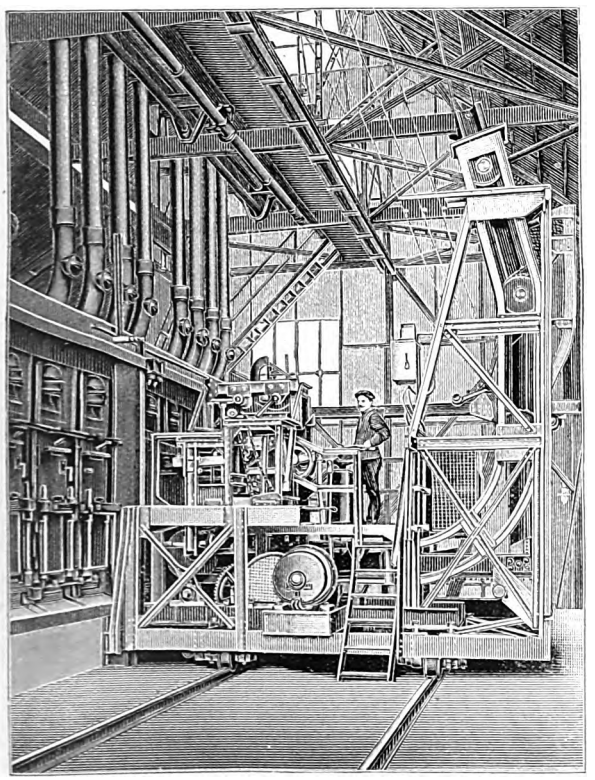
Auf dem Hauptstand in Maschinenhalle I fällt vor allem eine grosse Dieselmotoren-Elektrizitätszentrale auf, die aus einem 4-Zylinder-Dieselmotor neuester Bauart, gekuppelt mit einer Schumannschen Dynamomaschine, besteht. Es wird hier die Lösung der Aufgabe gezeigt, deutsches Steinkohlenteeröl ohne Zündbrennstoff in einer Kraftmaschine zu verwerten. Eine weitere kleine elektrische Anlage wird dargestellt durch einen 4 PS stehenden Benzinmotor mit direkt gekuppelter Bergmann-Dynamo und Schalttafel.

In mehrfacher Anzahl werden noch normale Benzkleinmotoren für flüssige Brennstoffe vorgeführt, und zwar sowohl stehender als auch liegender Bauart. Alle Maschinen, welche die bewährte Konstruktion der Mannheimer Werke erkennen lassen, treiben auf eine gemeinsame Transmission. Benzmotore sind ausserdem auch noch bei einer grossen Anzahl ausstellender Firmen in Betrieb, die von den Benzwerken in Mannheim gern genannt werden.



Backenbrecher. (Franz Méguin & Co., A.-G., Dillingen-Saar.)

In der Maschinenhalle I hat auch die Firma Franz Méguin & Co., A.-G., in Dillingen-Saar, neben einer in einem Modell ausgestellten Kohlensieberei und -Wäsche, den bereits im Maiheft dieses Blattes beschriebenen Steinbrecher mit bruchsicherem zerlegbaren Gehäuse aus Dillinger Panzerstahl ausgestellt, von dem wir hier eine neue Abbildung bringen. Der Brecher ist durch seine Zerlegbarkeit besonders für den Export geeignet. Die dazugehörige Siebtrommel ist ohne innere Trommelachse ausgeführt und läuft auf seitlichen Rollen, welche nachstellbar sind. Die Siebbleche sind von aussen leicht abnehmbar, während die Trommel für sieben Sortierungen vorgesehen ist.

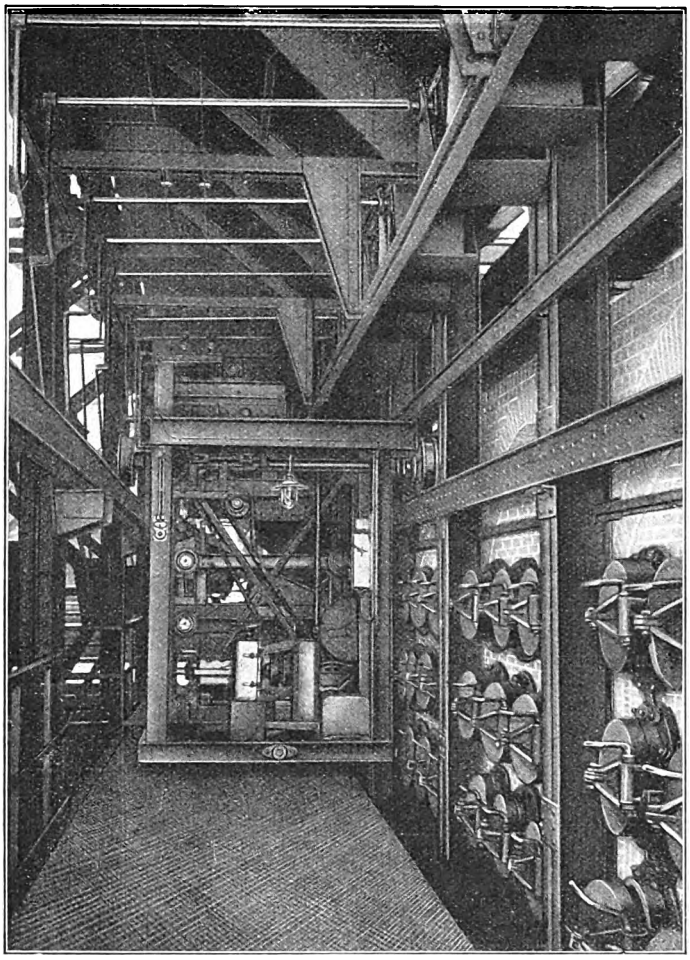


Koksausstossmaschine D. R. P. für Grossraum-Horizontal-Kammeröfen. (Franz Méguin & Co., A.-G., Dillingen-Saar.)

Besonders wertvoll ist die ebenfalls ausgestellte Koksausstossmaschine der Firma Franz Méguin & Co., A.-G., Dillingen, wobei die Ausdrück- und Planierstangen gelenkartig ausgebildet sind, so dass sich die Stangen in der Maschine in Kurvenführungen nach oben umlegen. Es wird dadurch eine beträchtliche Raumersparnis erzielt, weshalb sich diese Konstruktion auch besonders für die Ausstossmaschinen für Retortenöfen eignet.

Die Maschinen sind nach den neuesten Erfahrungen zweckentsprechend durchkonstruiert und erprobt, wofür auch das bekannte Renommee der Firma garantiert. Ausser den vorerwähnten Maschinen baut die Firma Aufbereitungsanlagen für Kohle und Koks, Transportanlagen, Trockenanlagen, Brikettfabriken

Digitized by Google



Ausstossmaschine für Retortenöfen. (Franz Méguin & Co., A.-G., Dillingen-Saar.)

(Couffinhal-Pressen), Kohlenstampfanlagen usw. Über alle diese Maschinen sendet das Werk gerne erklärende Prospekte.

Die Alpine Maschinenfabrik-Gesellschaft in Augsburg-A. 117 ist ebenfalls in der Maschinenhalle I mit einer grösseren Zahl von Spezialmaschinen vertreten. Es ist eine bekannte Tatsache, dass die mehrfachen Versuche und Bemühungen, einen Kalkofen zu konstruieren, der es ermöglicht, speziell weiche, bröckelnde Kalksteine, Abfälle der Kalksteinbruchbetriebe, Mergel mit niedrigem Schmelzpunkt, Seemuscheln und Wiesenkalke usw. ohne besondere kostspieligen Vorbereitungen zu brennen, bisher zu keinem befriedigenden Resultat geführt haben.

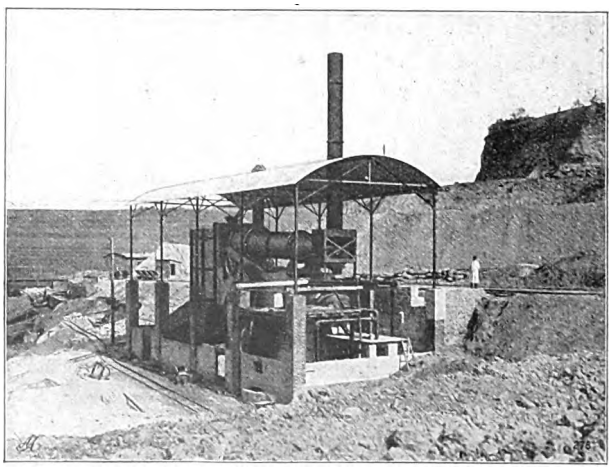
Durch den Kalkdrehofen, System Meyer der Alpine Maschinenfabrik, ist es nun ermöglicht, die vorerwähnten Rohmaterialien unter Verwendung jedes beliebigen Brennstoffes rationell zu verarbeiten und einen neuartigen Kalkzement von Ia. Qualität und grosser Billigkeit zu erzeugen.

Das Produkt ist bauhygienisch von grosser Wichtigkeit. Versuche haben ergeben, dass auch eine ganz hervorragende Seewasserfestigkeit zu erzielen möglich ist. Ausserdem ist das Produkt als Ersatz von Zement, für modernen Fassadenputz gut brauchbar.

Die Schlämm-, Wasch- und Laugemaschine, System Freygang, stellt ein neues, bestens bewährtes System dar, welches unter geringstem Kraftverbrauch bei grosser Leistungsfähigkeit schlämmt, wäscht und laugt. Es findet mit bestem Erfolge Anwendung in Kies-, Kalk- und Erzwäschen, Ton- und Kaolinwerken, Salpeterlaugereien usw.

Zur Ergänzung der Schlämm-Maschine dient der Feinschlamm-Separator, System Freygang, denn er erlaubt auch die feinsten Sand- und Schlickerteile aus der Tontrübe zu entfernen, wodurch die einschlägigen Werke ohne die bisher üblichen kostspieligen, Raum vergeudenden und unvollkommen arbeitenden Setzkästen und Labyrinthen eine tadellose pressefähige Ton- bzw. Kaolin- oder Kreidetrübe erhalten. Bei bedeutenden Werken arbeiten beide Maschinen zur vollen Zufriedenheit.

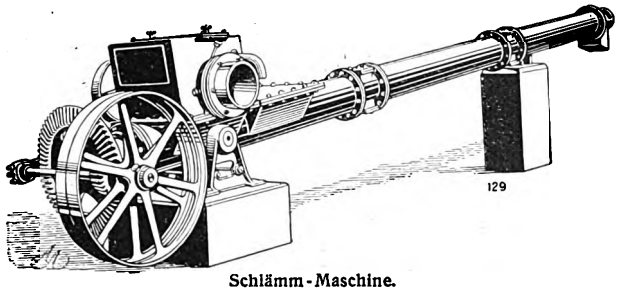
Die ebenfalls ausgestellte Ideal-Perplex-Mühle mahlt alle Feinheitsgrade schon bei einmaligem Durchgang. Auch die Orion-Mühle vereinigt mehrere Vorzüge in sich.



Kalkdrehofen.
(Alpine Maschinenfabrik-Gesellschaft, Augsburg-A. 117.)

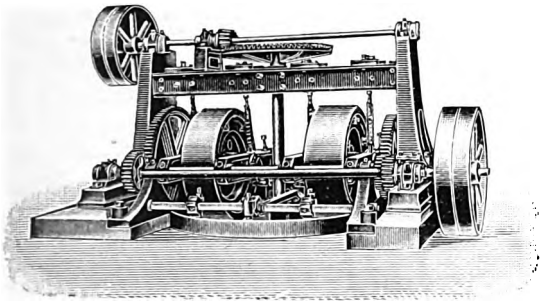
Digitized by Google

Die Alpine Maschinenfabrik G. m. b. H. in Augsburg liefert Interessenten ausführliche Kataloge, in denen auch noch Bulldog-Steinbrecher sowie der fahrbare Lastenaufzug „Komet" näher beschrieben sind.



Schlämm-Maschine.
(Alpine Maschinenfabrik-Gesellschaft, Augsburg-A. 117.)

Die bekannte Aktiengesellschaft Gebrüder Sachsenberg in Rosslau a. d. Elbe, deren sonstige Spezialitäten auf dem Gebiete der Schiffswerften, Eisengiesserei und Kesselschmiederei liegen, zeigt auf ihrem Ausstellungsstand einen Differenzial-Kollergang, der mit einer Schneckenziegelpresse und 2 Hartgusspeisewalzen verbunden ist. An diesen Maschinen ist besonders der zwangläufige Antrieb erwähnenswert, und zwar des Tellers sowohl wie jeder der beiden Läufer und deren verschiedener, vor der Tellerbahn etwas voreilender



(Aktiengesellschaft Gebrüder Sachsenberg, Rosslau a. d. Elbe.)

Umgangsgeschwindigkeit wegen. Die Läufer sind fest aufgekeilt und deren Achsen ausserhalb des Rahmens gelagert. Die Anordnung ist so getroffen, dass die Läufer sich nie gegenseitig ganz treffen, wohl aber die Zerkleinerung und das Mischen recht gründlich besorgen. Infolgedessen ist eine geringe Abnutzung garantiert und durch die Stellung der Läufere in Verstopfen oder Stehenbleiben ausgeschlossen. Durch den Fortfall des Feinwalzwerkes wird eine wesentliche Kraftersparnis ermöglicht und ausserdem die Konstruktionshöhe herabgesetzt. Die Firma Gebr. Sachsenberg gibt über weitere Einzelheiten Interessenten gern weitere Auskünfte.

Die Firma Heinrich de Fries, G. m. b. H. zu Düsseldorf, Zweigniederlassungen in Berlin, Wien und Brüssel, ist wohl die einzige Spezialfirma für Kleinhebezeuge auf der Ausstellung, welche es sich hat angelegen sein lassen, ihre Spezialitäten nicht als tote Gegenstände zur Schau zu bringen, sondern dieselben in ihrer praktischen Anwendung zu zeigen und im Betrieb vorzuführen. Sie hat zu diesem Zweck in der Maschinenhalle II ein Gerüst in geschmackvoller Eisenkonstruktion von ca. 12 m Länge und ca. 5 m Höhe errichtet, welches einerseits dazu bestimmt ist, als Aufhängemittel für die verschiedenen transportablen Hebezeuge, als Seil- und Kettenflaschenzüge, Laufkatzen usw. zu dienen, andererseits aber für die Anordnung aller möglichen Wandwindentypen, für die Anordnung eines Wanddrehkranes, für die Aufstellung von Transmissionswinden mit ihren Leitrollen und Belastungsgewichten und schliesslich für die Aufnahme eines über dasselbe laufenden Laufkranes verwandt zu werden.

An Transmissionswinden werden die verschiedensten Reibungsrad-, Friktions- und Zahnradwinden im Betrieb vorgeführt. Der Antrieb geschieht bei sämtlichen Winden unterirdisch und deshalb unsichtbar. Die in der Mitte des Raumes in einem Kanal angeordnete Transmission wird von einem Holzpodium verdeckt, welches seinerseits wiederum zur Aufnahme von Schraubenwinden und hydraulischen Hebeböcken verschiedener Art dient.

An Reibungsradwinden wird eine solche nach

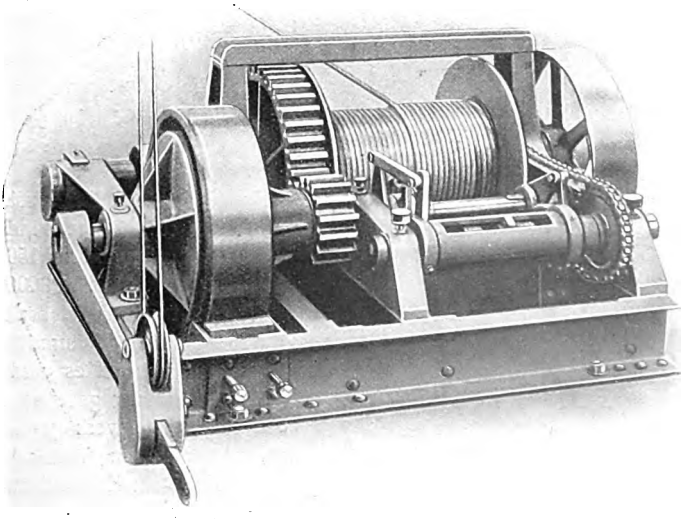


Abb. 235/12. „Hadef", kombinierte Zahnrad- und Friktionswinde, Tragkraft 1500 kg.
(Heinrich de Fries, G. m. b. H., Düsseldorf.)

Digitized by Google

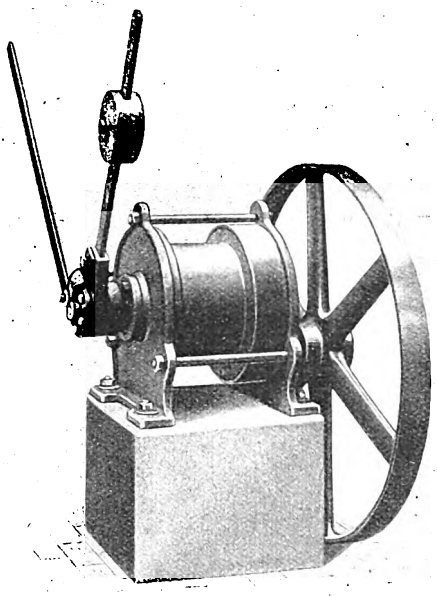


Abb. 233/12. „Hadef", kleine Friktionswinde, Tragkraft 150 kg.
(Heinrich de Fries, G. m. b. H., Düsseldorf.)

Abb. 234 für 500 kg Tragkraft und eine solche für Lasten bis 1500 kg nach beistehender Abb. 235/12 gezeigt. Bei der Winde nach Abb. 234/12 handelt es sich um die im Baufach allgemein bekannte Reibungsradwinde in einfacher Ausführung, welche aber bei der gezeigten Konstruktion sich dadurch von den sonst üblichen Ausführungsformen unterscheidet, das die Antriebswelle in soliden Ringschmierlagern mit Rotgusschalen läuft und der Rahmen aus besonders kräftigem U-Eisen ausgeführt ist. Die Winde nach Abb. 235/12 stellt eine kombinierte Zahnrad- und Reibungsradwinde dar. Mit Rücksicht auf die höhere Tragkraft von 1500 kg hat man es hierbei vorgezogen, die Zahnradwinde

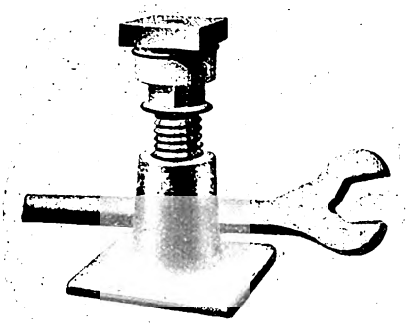


Abb. 113/12. „Hadef", Schraubenwinde für Eisenkonstrukteure.
(Heinrich de Fries, G. m. b. H., Düsseldorf.)

mit dem Reibungsantrieb zu kombinieren und die Konstruktion noch dadurch zu vervollkommnen, als man eine Schleuderbremse für die Regulierung des Lastniederganges anordnete, sowie eine selbsttätige Hubbegrenzung für den höchsten und tiefsten Punkt der Last. Die Konstruktion dieser Hubbegrenzung, wie sie bei Reibungsradwinden bisher nicht bekannt war, ist zum deutschen Reichspatent angemeldet. Die Hubgeschwindigkeit beider Windwerke beträgt ca. 30 m pro Minute. Die Bedienung derselben geschieht lediglich durch einen Handhebel derart, dass mittels dieses Handhebels, welcher auf der exzentrisch gelagerten Achse befestigt ist, das grosse Reibungsrad einmal an das treibende kleine Rad angreift und einmal in den Bremsklotz zurückgeworfen wird, je nachdem die Last gehoben oder stillgesetzt werden soll. Der Vorzug dieser Reibungsrad- und aller anderen Friktionswinden besteht darin, dass sie zu ihrem Antrieb nur einen stets in einer Umdrehungsrichtung laufenden Riemen benötigen, welcher nicht verschoben zu werden braucht, also nur auf einer Festscheibe arbeitet und auch stets weiterlaufen kann, wenn das übrige Triebwerk stillgesetzt wird.

Verschieden in ihrer Konstruktion, aber ähnlich in ihrer Wirkungsweise sind die ausgestellten

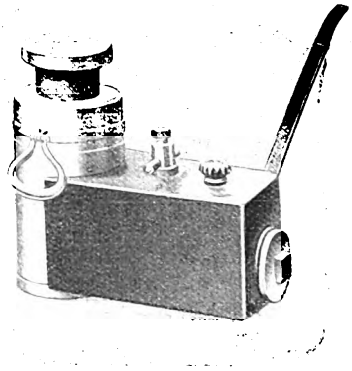


Abb. 145/12. „Hadef", hydraulischer Schiffshebebock, 20—300000 kg Tragkraft.
(Heinrich de Fries, G. m. b. H., Düsseldorf).

Winden mit Friktionskupplung, und zwar sehen wir hier eine kleine Winde dieser Art nach Abb. 233/12 für Lasten bis zu 150 kg, und eine grosse Winde für Lasten bis zu 3000 kg. Bei beiden Windwerken bleibt die Antriebsriemenscheibe sowohl wie die eigentliche Zahnradübersetzung permanent in Bewegung, und es wird lediglich je nachdem, ob gehoben oder gesenkt werden soll, die Trommel mit dem Triebwerk ge- und entkuppelt.

Die an fünfter Stelle ausgestellte Winde mit positivem Zahnradantrieb stellt eine einfache Bauwinde mit Fest- und Losscheibe dar, bei welcher der Riemen zwar auch immer nur in einer Umdrehungsrichtung läuft, aber von der Fest- auf die

Digitized by Google

Losscheibe und umgekehrt verschoben werden muss, je nachdem man Heben oder Stillstand der Last zu haben wünscht. Das Senken der Last wird hier mittels Handhebelbremse, einer sogenanntenLösungsbremse mit Gewichtshebel bewerkstelligt, welche geräuschlos arbeitet, indem beim Heben der Last die Klinken über die Zähne der Sperrräder hinweggleiten und dieselben nicht berühren.

Interessant sind die verschiedenen Typen ausgestellter Teleskopwinden, indem sie mit einer ganz geringen Höhe in zusammengeschraubtem Zustande eine aussergewöhnliche Hubhöhe, also eine aussergewöhnliche Höhe in ausgeschraubtem Zustande verbinden. Bemerkenswert ist auch die ausgestellte Schraubenwinde nach Abb. 113/12, wie sie vielfach von Eisenkonstrukteuren angewandt wird.

Besonders hervorzuheben sind hier die neuen hydraulischen Schiffshebeböcke, System Auer, D.R.P., nach den Abb. 145/12.

Während sich Zahnstangen- und Spindelwinden vorteilhaft, d. h. ohne ihre Transportfähigkeit ausschliessen, nur bis zu einer Hebefähigkeit von 20000 kg konstruieren lassen, bietet der hydraulische Hebebock das Mittel, mit relativ geringen Abmessungen und daher geringerem Eigengewicht eine Kraftentfaltung bis zu 300000 kg und mehr zu erreichen.

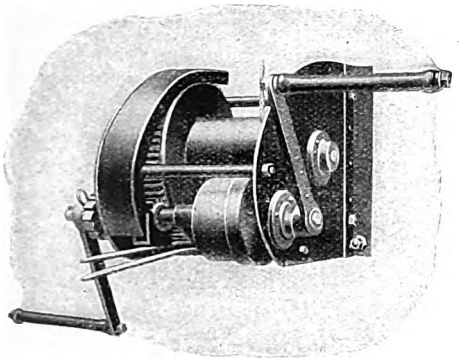


Abb. 196/12. „Hadef", Universal-Wandwinde, Patent Pützer, Tragkraft 500—3000 kg.
(Heinrich de Fries, G. m. b. H., Düsseldorf).

Die Ursache dieser grossen mechanischen Leistung mittels solch kleinen und handlichen Apparats liegt in der Möglichkeit der grossen Übersetzung mit hohem Wirkungsgrad auf kleinem Raum. Die Übersetzung besteht bei dem hydraulischen Hebebock, abgesehen von der Länge des Arbeitshebels, lediglich in dem Querschnittsunterschiede der beiden Kolben, des treibenden Pumpenplungers und des getriebenen Hubstempels. Näher auf die Konstruktion dieser Apparate einzugehen, würde zu weit führen. Kurz sei nur erwähnt, dass das Prinzip derselben darauf beruht, dass das in dem Wasserkasten vorhandene oder eingelassene Wasser durch eine Plungerpumpe unter den Hubstempel gepumpt und dadurch die Last gehoben wird. Gesenkt wird die Last durch Zurückleiten des Wassers in den Wasserkasten.

Besonderer Erwähnung bedarf noch der an. dieser Stelle zur Ausstellung gelangte hydraulische Hebebock von 300000 kg Tragkraft mit getrennt angeordnetem Wasserkasten. In Fällen nämlich, wo der bedienende Arbeiter nicht unmittelbar an der Last stehen kann, trennt man den eigentlichen Wasserkasten von dem Zylinder mit Hubstempel und verbindet beide durch dickwandige Kupferrohre. Die in diesen hydraulischen Hebeböcken bei der Maximalbelastung im Zylinder entstehenden Widerstände beziffern sich auf 400 Atmosphären. Abgepresst, d. h. geprüft werden diese Apparate vor Versand mit einem Druck, welcher einem Widerstand von 600 Atmosphären entspricht. Der jeweilige Druck lässt sich durch extra angeordnete Hydraulic-Manometer ablesen. Im übrigen lässt sich bei allen Apparaten ein Sicherheitsventil anordnen, wodurch einer Überlastung vorgebeugt wird. Die Apparate sind so übersetzt, dass ein Mann die Maximallast bewältigen kann.

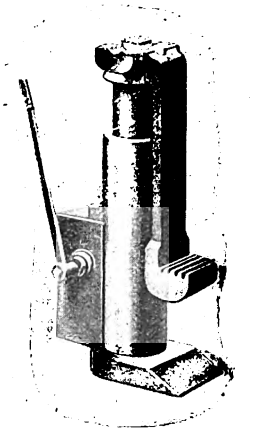


Abb. 156/12. „Hadef", hydraulische Lokomotivwinde, Tragkraft 10—30000 kg.
(Heinrich de Fries, G. m. b. H., Düsseldorf.)

Eine Neuerung auf dem Gebiete der hydraulischen Hebeböcke bildet auch die sogenannte hydraulische Lokomotivwinde als Ersatz für Zahnstangengewinden nach Abb. 156/12. Sie hat gegen-

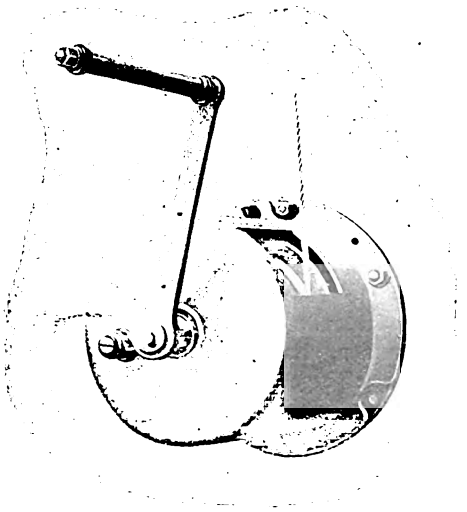
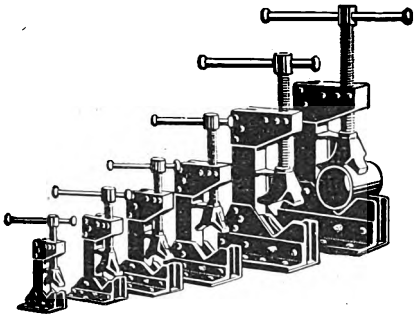


Abb. 210/12. „Hadef", Wandwinde mit Planetengetriebe, Patent Pützer, Tragkraft 1000 kg.
(Heinrich de Fries, G. m. b. H., Düsseldorf.)

Digitized by Google

über Zahnstangenwinden den Vorzug, dass sie leichter im Transport und bequem in der Bedienung ist; sie dürfte dazu berufen sein, allmählich die Zahnstangenwinden zu verdrängen.

Wir kommen nunmehr zu derjenigen Schmalseite des Ausstellungsgerüstes, welche ausschliesslich mit Flaschenzügen behangen ist. Wir finden hier die verschiedensten Arten von Schrauben- und Stirnradflaschenzügen, von Hanf- und Drahtseilkloben, die in ihrer allgemeinen Konstruktion bekannt sein dürften. Erwähnen wollen wir nur, dass die Getriebe der Schrauben- sowohl wie der Stirnradflaschenzüge bei den von der Firma zur Ausstellung gelangenden Apparaten durchaus gefräst sind und keinerlei gegossene Räder mehr zur Anwendung kommen, wie dies vielleicht sonst noch üblich ist. Die ausgestellten Drahtseilkloben zeichnen sich durch ihre hervorragend kräftige Konstruktion und durch die Neuartigkeit ihrer Zentralschmierung für die Rollenbohrung aus.



(Bornaer Eisengiesserei und Maschinenfabrik in Borna-Leipzig.)

Die gegenüberliegende Schmalseite des Ausstellungsgerüstes der Firma de Fries dient, wie bereits oben gesagt, zur Aufnahme der verschiedenen Wandwindentypen. Es wird hier die einfachste Schneckenwandwinde mit Lastdruckbremse bis zur vollkommensten Universalwinde mit Sicherheitskurbel und Schleuderbremse in ihrer Wirkungsweise unter Belastung gezeigt. Besonders bemerkenswert sind unter diesen Wandwindentypen die ausgestellten Universalwandwindwerke nach Abb. 196/12, sowie die Wandwinden mit Planeten getriebe, Patent Pützer, nach Abb. 210/12. Während der Hauptvorzug bei den Universalwinden in der Anwendung eines bequemen Geschwindigkeitswechsels unter gleichbleibender Drehrichtung von Kurbel und Trommelwelle bildet, ist das Charakteristische der Wandwinde mit Planetengetriebe die sich durch die Eigenart der Konstruktion ergebende gedrängte Ausführung und der daraus, d. h. aus der Anordnung des Planetengetriebes resultierende grosse Nutzeffekt. Ganz neu ist auch die hierbei verwirklichte Idee, den Hohlraum der Trommel zur Aufnahme einer Sicherheitskurbel mit Schleuderbremse nutzbar zu machen. Hand in Hand mit diesen sich ergebenden Konstruktionsvorteilen geht der Vorzug des grossen Trommeldurchmessers. Bekanntlich leiden fast alle Seilwindwerke für Handbetrieb an zu kleinem Trommeldurchmesser, so dass die Seile zu schnell verschleissen und die Windwerke infolgedessen für Aufzugsanlagen, wo baupolizeiliche Bestimmungen Platz greifen, überhaupt nicht verwandt werden können.

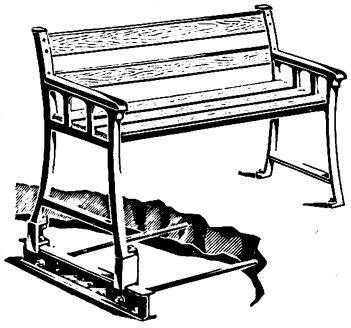
Bei allen diesen Windwerken mit Sicherheitskurbel und Schleuderbremse wird die Last gehoben durch Rechtsdrehen, angehalten durch Loslassen der Kurbel und gesenkt unter gleichbleibender regulierter Senkgeschwindigkeit durch einen geringen Druck rückwärts auf die Kurbel.

Die links und rechts von den Wandwinden an dem Gerüst aufgehängten Laufkatzen stellen solche mit eingebautem Schrauben- und Stirnradhebezeug dar, mit Lastdruckbremse und mit Schleuderbremse zum schnellen Senken von Lasten.

Den Abschluss des Gerüstes nach oben bildet ein Laufkran mit Längsbewegung durch Handbetrieb und mit Quer- und Hubbewegung der Laufkatze durch elektrischen Antrieb. Ausführliche Prospekte sendet die Firma Heinrich de Fries, G. m. b. H. in Düsseldorf, jedem Interessenten zu.

Einen neuen Rohrschraubstock zeigt die Bornaer Eisengiesserei und Maschinenfabrik in Borna-Leipzig. Anstelle des bei derartigen Schraubstöcken bisher verwanden Gusseisen ist das Profileisen getreten, wodurch eine grössere Haltbarkeit erzielt wird. Von noch grösserer Bedeutung aber ist, dass diese neuen Schraubstöcke auswechselbare, gehärtete Stahlbacken besitzen, die ohne grössere Kosten und lediglich durch Lösen einer einzigen Schraube ausgewechselt werden können. Diese Schraubstöcke werden in sechs Grössen geliefert und zwar mit Spannweiten von 60 bis 210 mm bzw. für Rohre mit einem Höchstdurchmesser von $1^1/_2$ Zoll für das kleinste und $7^1/_4$ Zoll für das grösste Modell.

Ausserdem hat die Firma noch eiserne Bänke ausgestellt, von der wir ebenfalls ein Bild zum Abdruck bringen. Diese Bänke sind mit einer Verankerung im Erdreich ausgerüstet. —



(Bornaer Eisengiesserei und Maschinenfabrik in Borna-Leipzig.)

In den lehm- und tonarmen, andererseits sandreichen Gegenden Deutschlands wie der verschiedensten anderen Länder werden bekanntlich Zement-Dachsteine seit langer Zeit fabriziert und sie haben sich als gutes Dachdeckmaterial bewährt. Um die Fabrikation dieser Zement-Dachsteine trotz der steigenden Arbeitslöhne wieder zu einem hochlohnenden Erwerbszweige zu machen, ergibt sich für den Fabrikanten die Notwendigkeit

Digitized by Google

der Ersetzung der bisherigen reinen Handarbeit durch möglichst maschinell-mechanischen Betrieb. Die Frage war nur, auf welche Weise sich dieses Ziel erreichen liess.

Der Firma Paul Wernicke, Maschinenfabrik, Eilenburg bei Leipzig, ist die Lösung genannter Aufgabe mit dem Resultat der wesentlich verbilligten Herstellung der Dachsteine nunmehr gelungen, und zwar geschieht die Fabrikation auf dem Wege starker Pressung. Nachdem mit Hilfe des der Firma Paul Wernicke in vielen Ländern patentierten Füll- und Verteilungsverfahrens in die Formen zunächst die Rauhmasse und auf diese eine dünne Farbschicht geschüttet ist, werden die Dachsteine unter hohem Druck gepresst. Von grösster Wichtigkeit ist dabei der Umstand, dass die Pressung nicht mehr auf dünnen federnden Unterlagsblechen stattfindet, so dass jegliche Rissebildung in den Dachsteinen ausgeschlossen ist. Es handelt sich also um eine in demselben Pressakt aufgepresste Farbschicht, welche vom ersten Moment an mit der Hintermasse zusammenbindet und mit ihr eine völlige Versteinerung eingeht.

Pavillon der Firma Paul Wernicke, Eilenburg, auf der IBA.

Weitergehend hat genannte Firma auch die Fabrikation von Kalksand-Dachsteinen auf ihren Pressen durchgeführt. Diese Dachsteine werden nach der Pressung unter gespanntem Dampf erhärtet und sind bereits einige Tage nach der Anfertigung verlegungsfähig. Es ist dies die schnellste, überhaupt mögliche Herstellung von Dachsteinen. Dass hiermit für den Unternehmer auch der schnellste Kapitalumsatz verbunden ist, versteht sich von selbst.

Die Firma Paul Wernicke hat diese neuen, unter dem Namen Verno-Dachsteine in allen Kulturstaaten geschützten Fabrikate auf der Internationalen Baufach-Ausstellung in Leipzig in einem eigenen Pavillon (hinter der grossen Betonhalle) der Beurteilung der Fachleute unterbreitet und durch Anbringen einer künstlichen Beregnungsvorrichtung Gelegenheit zur Prüfung der Wasserdichtigkeit der Dachsteine geschaffen.

Die neuen Verno-Dachsteine sind absolut wasserundurchlässig, wetterbeständig, enorm fest und gerade, müssen also die denkbar beste Dachdeckung abgeben. Da diese vorzügliche Qualität sich mit einem überraschend niedrigen Herstellungspreise eint, so ist den Besitzern von Sandlagern, den Zementwaren- und Kalksandsteinfabriken sowie sonstigen Unternehmern die Möglichkeit gegeben, durch Bezug von Verno-Patent-Pressen der Firma Paul Wernicke, Maschinenfabrik, Eilenburg bei Leipzig, und durch Einrichtung der Dachsteinerzeugung eine gewinnbringende Fabrikation aufzunehmen. Die Firma Paul Wernicke ist zur Übersendung von Prospekten sowie von Probedachsteinen nach allen Weltteilen bereit.

Auch das Kgl. Bayer. Hüttenamt in Sonthofen ist auf der Ausstellung vertreten. 25 Jahre sind es her seit das Kgl. Bayer. Hüttenamt Sonthofen mit der Fabrikation von Baumaschinen begann, und zwar zuerst von Beton- und Mörtelmischmaschinen nach dem Patent des Baumeisters Kunz in Kempten, einem System, das durch eine feststehende Trommel mit beweglichen Mischarmen gekennzeichnet wird. Die Materialien werden nicht im freien Fall durcheinandergeworfen, sondern wirksam geknetet und damit bei gröbstem und feinstem Material eine innigste Mischung erzielt.

Digitized by Google

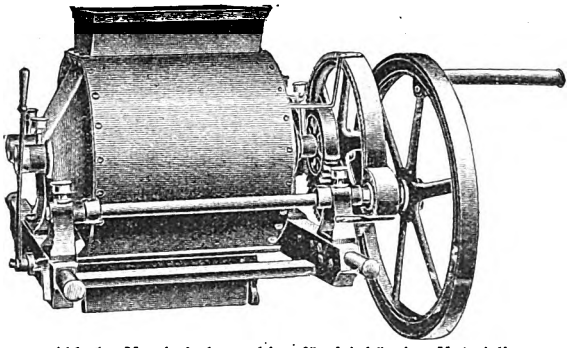


Abb. 1. Handmischmaschine für feinkörnige Materialien insbesondere Steinholz in jeder Zusammensetzung. (Kgl. Bayer. Hüttenamt, Sonthofen.)

Das System hat sich überraschend schnell Bahn gebrochen, so dass heute Kunzsche Betonmischmaschinen vom Hüttenamt Sonthofen in allen Ländern der Erde arbeiten. Ausser in Deutschland haben sie namentlich in Österreich-Ungarn, der Schweiz, Italien, Russland und Rumänien die günstigste Aufnahme gefunden.

Seither hat sich der Kreis der Baumaschinenfabrikate des Hüttenamtes Sonthofen bedeutend erweitert und ist in der 300 qm Bodenfläche messenden eigenen Halle auf der Internationalen Baufach-Ausstellung Gelegenheit gegeben, ein Bild über die Baumaschinenfabrikate des Hüttenamtes zu gewinnen. Dasselbe umfasst allerdings trotz der sorgsamen Auswahl und der grossen Fläche immer noch nicht die gesamte einschlägige Produktion, wird aber doch dem Beschauer zeigen, dass nur sorgsam ausgewählte und durchgebildete Konstruktionen zur Ausführung gelangen, bei denen ganz besonderer Wert auf beste Schutzvorrichtungen gelegt ist, die im einzelnen auch jeden Freund des Arbeiterschutzes und die Beamten der Berufsgenossenschaften interessieren werden.

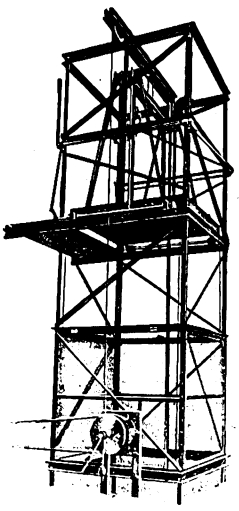


Abb. 3. Fahrstuhl mit Sicherheitsantrieb. (Kgl. Bayer. Hüttenamt, Sonthofen.)

Unser Blick fällt wohl zuerst auf die Beton- und Mörtelmischmaschinen, wie schon erwähnt, gebaut nach dem zwangsweise mischenden System Kunz, das sich trotz aller Vorurteile von Jahr zu Jahr einen immer grösseren Kundenkreis gesichert hat.

Der beste Beweis für die Vorzüglichkeit des Systems ist neben den hervorragenden Ergebnissen der Untersuchungen von aus diesen Maschinen gewonnenen Probekörpern die Tatsache, dass andere Baumaschinenfabriken sich dazu entschlossen haben, neben und an Stelle bisher gebauter Freifall-Mischmaschinen, Maschinen mit zwangsweiser Knetung in ähnlicher Ausführung aufzunehmen.

Die bei den Spezialfirmen für Eisenbetonbau ausserordentlich gut eingeführte Betonmischmaschine Marke KACD 2 hat bei einer Füllung von 150 Liter eine Tagesleistung von 60 cbm, die bei einigermassen günstigen Betriebsverhältnissen auf der Baustelle noch wesentlich überholt wird. Auf der Ausstellungsmaschine ist ein liegender Motor, Fabrikat des Kgl. Hüttenamtes Bergen, montiert. Auf Verlangen wird auch ein Motor anderer Fabriken liegender oder stehender Bauart geliefert.

Mit der Maschine wird vielfach ein Betonaufzug mit selbsttätiger Entleerung (Kippmulde) und automatischer Ausrückung verwendet.

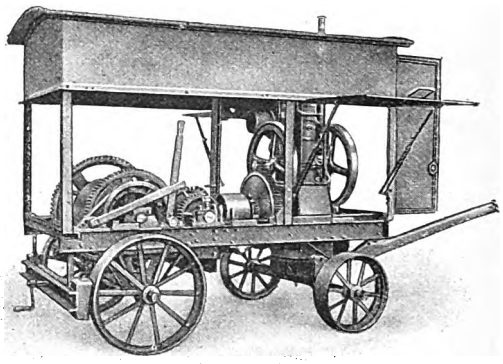


Abb. 2. Motorbauwinde von 2000 kg Zugkraft, Motor 6 PS. (Kgl. Bayer. Hüttenamt, Sonthofen.)

Die Betonmischmaschine Marke LACE 2 ist fahrbar mit Materialaufzug und Betonhebewerk, eine grössere Maschine von 450 Liter Füllung und 150 cbm Tagesleistung, die durch aufmontierten Elektromotor angetrieben wird und für alle Hoch- und Tiefbauten gleich vorzüglich verwendet werden kann. Von einer Riemenscheibe auf der verlängerten Antriebswelle aus wird hier die Transmission für die danebenstehende Zementrohr-Stampfmaschine angetrieben. Auf den Baustellen wird diese Riemenscheibe vorteilhaft zum Antrieb kleinerer Baumaschinen, wie einer Baupumpe, einer Kreis- oder Bandsäge verwendet.

Die kleine Maschine, die auch für Kraftbetrieb geliefert wird, ist im Grunde nach demselben System, wie die vorgenannten Maschinen, gebaut, nur treten an Stelle der Mischarme 2 Mischflügel. Ein Blick in die arbeitende Trommel zeigt ohne weiteres die Arbeitsweise der leistungsfähigen Maschine, die grossen Anklang in der beteiligten Industrie gefunden hat.

Seit einer grösseren Reihe von Jahren hat das Hüttenamt Sonthofen eine Reihe von vorzüglich

Digitized by Google

durchkonstruierten Bauwinden auf den Markt gebracht, durchweg keine Handelsware, sondern in der Konstruktion bestdurchdachte, in der Ausführung saubere und solide Maschinen, in der Absicht das Beste zu bieten, wohl wissend, dass dadurch manches Geschäft entgeht, aber doch in der Überzeugung, dass schliesslich trotz Preisdifferenz vom Guten sich das Beste Bahn bricht.

Auch auf kräftige Bauart des Wagens und bequeme Handhabung der Abschlüsse des Motorwindengehäuses ist besonderer Wert gelegt.

Im Freien steht ein als Selbstfahrer ausgebildeter Motor-Doppelschwenkkran kräftigster Bauart, mit 2 Kübeln von je 400 Liter Füllung an den Auslegern von 5 m Ausladung, angetrieben durch einen Benzinmotor von 6 PS. Noch eine grössere Type von 600 Liter Füllung der Förderkasten und mit 8 PS Motor wird vom Hüttenamt gebaut.

Eine weitere, grössere Bauwinde ist im Freien neben der Halle aufgestellt, ein Baugrubenaufzug mit Fördermulde von 750 Liter Inhalt, angetrieben durch einen Elektromotor. Die heute vielfach in den Handel gebrachte Maschine wird zur Förderung von Erdmassen, namentlich aus Fundamenten, viel gebraucht und ermöglicht dort grosse Ersparnisse.

Eine Reihe kleinerer Winden zeigt, wie das Hüttenamt dem verschiedensten Bedarf Rechnung trägt. Mit einer Friktionskupplung ausgestattet ist die kleine fahrbare Elektromotorwinde, von der aus die Fahrstuhlwinde mit Bremsregulator angetrieben wird. Die handliche Konstruktion macht die kleine Maschine, namentlich wo Platzmangel besteht, besonders geeignet.

Das bayrische Hüttenamt baut auch eine als Handelsware viel gebrauchte und gekaufte Kabelwinde. Die einfache, aber doch sorgfältig und kräftig gebaute Winde hat eine Bandbremse an der Seiltrommel und eine geräuschlose Sperradbremse; die Zugkraft ist 1500 kg. Die Konstruktion wird mit einfacher und doppelter Übersetzung und für Zugkraft von 500 bis 3000 kg geliefert sowie für Hand- und Kraftbetrieb ausgeführt.

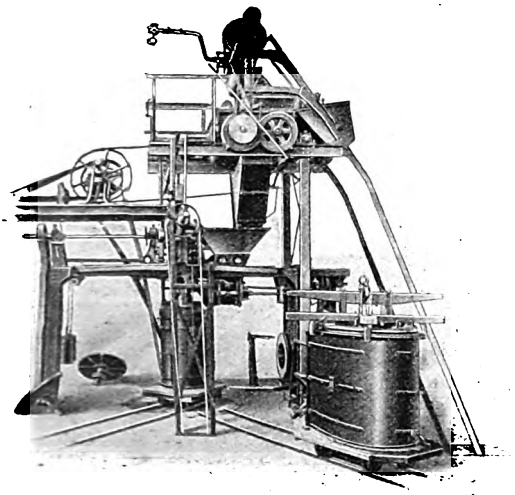


Abb. 5. Zementrohr-Stampfmaschine.
(Kgl. Bayer. Hüttenamt, Sonthofen.)

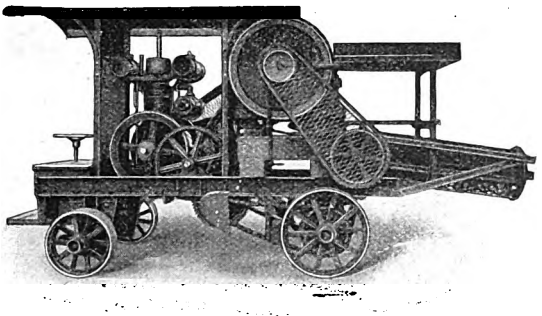


Abb. 4. Automobilsteinbrecher.
(Kgl. Bayer. Hüttenamt, Sonthofen.)

Eine lange Reihe von Versuchen hat das Hüttenamt endlich zur Konstruktion einer Waschmaschine geführt, die allen Anforderungen der Baustellen entsprechen dürfte.

Dabei wurde grösster Wert auf getrennte Bauart gelegt, bequeme Transportfähigkeit, grosse Betriebssicherheit zusammen mit geringer Abnützung und geringem Wasserverbrauch.

Die Anlage wird für Tagesleistungen von 20 bis 150 cbm gebaut und werden zum Einfüllen der zu waschenden Materialien je nach den Verhältnissen Becherwerke oder Muldenaufzüge mitgeliefert. In letzterem Falle wird die Waschtrommel mit einer Schüttelrinne zum langsamen Eintragen der Materialien aus dem Vorfülltrichter ausgestattet.

An Steinbrechern sind vom Hüttenamt ausgestellt 2 stationäre Steinbrecher, 1 Stück Grösse I mit 250 × 150 mm Maulweite für $1^1/_2$ cbm, 1 Stück Grösse III mit 400 × 250 mm Maulweite für 5,5 cbm Stundenleistung, beide mit Schutzhaube ausgerüstet und für härtestes Material erprobt.

Ein Spezialprospekt zeigt den Ausbau der Steinbrecher, fahrbar, mit Sortiertrommel und aufgebautem Benzinmotor. In der Ausstellung selbst wird noch ein Automobilsteinbrecher mit Sortierer vorgeführt (s. Abb. 4).

Die jüngste aller vom Hüttenamt Sonthofen hergestellten Baumaschinen ist die Zementrohr-Stampfmaschine System Bongardt. Man darf diese Maschine wohl als die einzige bezeichnen, welche sämtlichen Anforderungen, die an eine Rohrstampfmaschine gestellt werden dürfen, entspricht, denn sie bietet nicht nur volle Gewähr für ein gut gestampftes Zementrohr, sondern ist auch imstande, sämtliche Profile, rund bis zu 2000 mm und eiförmig bis zu 1350 × 2000 mm Lichtweite herzustellen. Dabei ist die Konstruktion äusserst einfach und die Leistungsfähigkeit eine sehr hohe.

Die Alleinfabrikation hat das Hüttenamt Sonthofen, den Alleinverkauf die Südwestdeutsche Baubedarfs-Gesellschaft Bongardt & Härtel, G. m. b. H., in Wiesbaden übernommen.

Digitized by Google

Die Ausstellung zeigt schliesslich noch einige kleine Hilfsapparate für die Bauindustrie, so Drahtspanner für Betonschalungen und Hebezeuge bester Bauart.

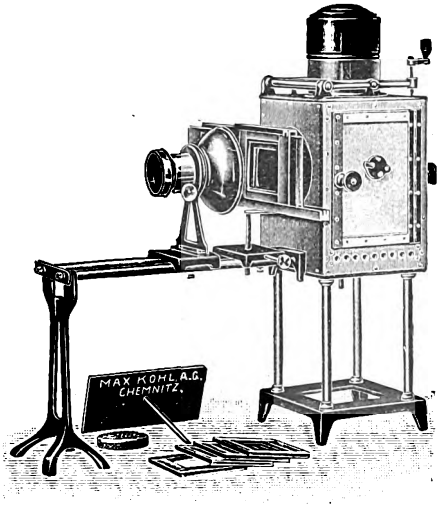
Die Zahl der vom Hüttenamt Sonthofen gelieferten grösseren Baumaschinen beträgt heute weit über 2000.

In steter Fühlung mit den Bauunternehmungen und sich deren Erfahrungen gerne zu nutze machend, dürfte das Hüttenamt Sonthofen auch ferner auf dem 25 Jahre mit Erfolg begangenen Wege weiterschreiten.

Die Firma C. Lucke in Eilenburg hat in der Maschinenhalle I eine Spezialausstellung ihrer Maschinen untergebracht. In neuerer Zeit werden Strassenbelagplatten nur mittels hydraulischer Pressen hergestellt, da die meisten Strassenverwaltungen, welche doch die Hauptabnehmer derartiger Platten sind, einen bestimmten kontrollierbaren Pressdruck direkt vorschreiben. Für eine grössere Plattenfabrik werden z. B. benötigt: 1 Pumpwerk zur Erzeugung des Presswassers, 1 Akkumulator als Druckwasseraufspeicherungsapparat, 2 hydraulische Pressen.

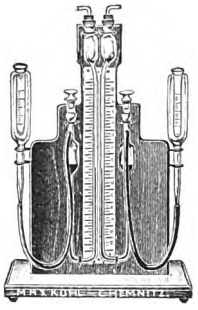
Die Pumpe ist für einen Flüssigkeitsdruck von 150 Atm. konstruiert. In einem liegenden Fundamentrahmen sind die beiden Pumpenzylinder hintereinanderliegend angeordnet. Die Betätigung der Plunger erfolgt mittels Kurbelwelle, Pleuelstange und Kreuzkopf direkt. Die Plunger, Ventile und Ventilsitze sind aus bestem Chromnickelmetall angefertigt und genau geschliffen. Die Stopfbüchsendichtung besteht aus Manschetten und Bronzeringen. Der Antrieb erfolgt durch Fest- und Losriemenscheiben. Die Festscheibe ist gleichzeitig als Schwungrad ausgebildet.

Die zu komprimierende Flüssigkeit läuft der Pumpe aus einem Extra-Reservoir direkt zu. Alles der Pumpe zufliessende Wasser passiert vorher einen Siebfilter, der alle Schmutzteilchen zurückhält. Der Akkumulator dient als Reservoir für die Pressflüssigkeit. In einem stehenden Zylinder bewegt sich ein Plunger auf und ab. Dieser Plunger ist mit Gewichten belastet, welche dem jeweiligen Pressdruck entsprechen. Bei dem ausgestellten Akkumulator beträgt die Gewichtsbelastung 15000 kg. Die Wasseraufnahmefähigkeit des Akkumulators beträgt 20 Liter.



Kl. 5817. Projektionsapparat mit Aluminiumgehäuse. (Max Kohl, A. G., Chemnitz.)

Das von der Pumpe kommende Presswasser passiert den Akkumulator und fliesst von diesem durch einen Steuerapparat nach der Presse. Die Presse, für einen Druck von 300000 kg gebaut, besteht aus einem Fundament, welches gleichzeitig als Presszylinder ausgebildet ist. Im Zylinder bewegt sich der Pressplunger auf und ab. Derselbe ist zweiteilig ausgeführt, um ohne Demontage des oberen Pressenteiles den Plunger aus dem Zylinder heben zu können. Die gegenseitige Dichtung erfolgt mittels Ledermanschetten. Zwei kräftige Stahlsäulen verbinden das Fundament mit dem Holm der Presse. Um die eine Säule ist der Presstisch auf Kugellagern leicht beweglich drehbar. Im Presstisch werden 3 bis 6 Formen angeordnet, je nach Art der herzustellenden Platten.



Kl. 5140. Doppelthermoskop nach Looser. (Max Kohl, A. G., Chemnitz.)

Die Pressformen sind durchweg aus Stahl angefertigt und besitzen im Innern auswechselbare Stahlbleche. Die Formen sind umklappbar ausgeführt, so dass das Ausstossen der fertig gepressten Platten auf einem separat stehenden Ausstosstisch vor sich geht. Diese Ausstossvorrichtung arbeitet vollkommen automatisch. Der hydraulische Ausstosszylinder steht mit dem Presszylinder direkt in Verbindung.

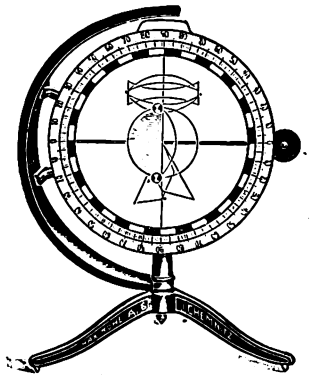
Die Leistung der kompletten Anlage, bestehend aus Pumpwerk, Akkumulator und zwei Pressen, beträgt 2000 Platten in 10 Stunden. Der Kraftverbrauch ist 20 PS.

Die Firma C. Lucke baut ausserdem noch Kalksandsteinpressen und andere Spezialmaschinen für die Steinbearbeitungs-Industrie. An dieser Stelle lassen sich leider die Einzelheiten nicht sämtlich hervorheben, da dies in ausführlichen Prospekten enthalten ist, die von der Firma direkt zu erhalten sind. —

Die Ausstellung der Firma Max Kohl, A. G., Chemnitz, Fabrik für physikalische Apparate und Einrichtungsgegenstände für Hörsäle und Laboratorien, welche auch Röntgenapparate und Messapparate für die Textilindustrie herstellt, befindet sich in dem südlichen Flügel des Hauptausstellungsgebäudes und ist von dem südlichen Mitteleingang dieses Gebäudes am leichtesten zu erreichen. Die physikalischen Apparate sind in drei Sammlungs-

Digitized by Google

schränken untergebracht und es mögen von den vielen Demonstrationsapparaten nur die folgenden erwähnt sein: 2 Stimmgabeln a_1 von 435 Doppelschwingungen in grosser Ausführung auf Resonanzkasten, die eine mit 2 Läufern zur Erzeugung von Schwebungen; 2 Stimmgabeln a_1 bzw. c_1 mit elektrischem Antrieb, welche dauernd in Bewegung gehalten werden können; ein phonisches Rad nach La Cour zur genauen Bestimmung der Schwingungszahlen von Stimmgabeln usw.; ein Tonvariator nach Stern mit stetig und gleichmässig veränderlichem Ton, geeignet für Demonstrationen und Abstimmungen für psychologische Forschungen und praktische Untersuchungen des Ohrenarztes, für einen Tonbereich von 300 bis 600 Doppelschwingungen; eine Doppelsirene nach Helmholtz für Versuche aus der Akustik und der Musiklehre; ein Satz Resonatoren für den Grundton c_1 von 128 Doppelschwingungen und dessen erste 9 Obertöne; eine Wellenmaschine, mit welcher die Wellenbewegungen unter Zuhilfenahme des Projektionsapparates gross an die Wand geworfen werden; ein Durchschnittsmodell eines Dampfzylinders mit Schieber und Kulisse nach Stephenson; ein Durchschnittsmodell eines Injektors nach Giffard; Modelle von Maschinenelementen und einfachen Maschinen, wie Kranmodell, Aussen- und Innenverzahnungen, Kegelräder, Exzenterscheiben, Schraubenverzahnungen, Kuppelungen, Bandbremse usw.; ein Dynamometer nach Fischinger zum Messen des Kraftverbrauchs von Werkmaschinen während des Betriebes; eine hydraulische Presse für 3000 kg Druck. Ein eiserner Wandschrank mit Spiegelglaseinlagen und Spiegelglasscheiben enthält Demonstrationsapparate, insbesondere ist darunter ein Doppelthermoskop nach Looser zur Anstellung von vielen Versuchen über die Wärme (s. Abb. Kl. 5140); ein Reflex-Drehspul-Galvanometer; verschiedene andere Galvanometer; ein Apparat nach Ritchie, um die Beziehungen zwischen Emissions- und Absorptionsvermögen für Wärmestrahlen zu zeigen; ein Kompensationspendel; je ein Sender und Empfänger für drahtlose Telegraphie nach Marconi; ein Funkeninduktor mit Platin- und Quecksilberunterbrecher für eine Funkenlänge von 120 bis 150 mm; ein Trommelpyrometer zur Bestimmung des Ausdehnungskoeffizienten verschiedener Metalle; ein Totalreflektometer nach Kohlrausch zur Bestimmung der Brechungsexponenten von Flüssigkeiten und festen Körpern; ein Apparat nach Puluj zur Bestimmung des mechanischen Wärme-Äquivalentes; ein Elektrometer zu Untersuchungen von radioaktiven Substanzen; ein Theodolit für Schülerübungen; eine Ölluftpumpe mit Handhebel, Teller, Barometerprobe und Rezipient; ein Demonstrationsgoniometer nach Weinhold; ein Fontaktoskop zur Bestimmung der Radioaktivität von Wässern; ein Projektionsapparat mit Aluminiumgehäuse (s. Abb. Kl. 5817), mit selbstregulierender Gleichstrombogenlampe zur Projektion von Apparaten und Photogrammen; eine optische Scheibe nach Hartl (s. Abb. Kl. 6287) zur Demonstration der Gesetze der elementaren Optik.



Kl. 6287. Optische Scheibe nach Hartl. (Max Kohl, A. G., Chemnitz.)

Kl. 4805. Experimentiertisch für Physik und Chemie. (Max Kohl, A. G., Chemnitz.)

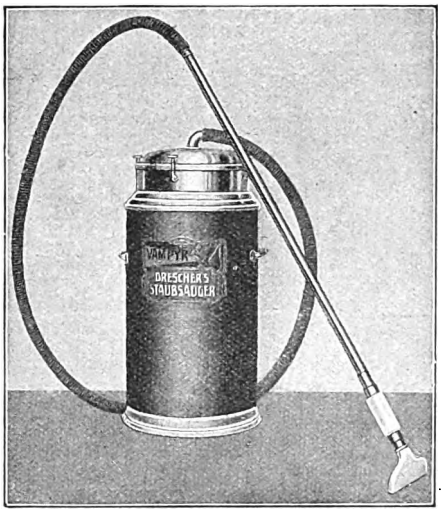
(Gustav Drescher, Halle a. S.)

In einem weiteren Schrank befinden sich vorwiegend Messapparate für die Textilindustrie, wie Garn- und Tuch-Festigkeitsprüfer, Garnwagen, Präzisionsweifen, Drehungszähler sowie ein Kalorimeter nach Parr für Heizwertbestimmungen von Brennmaterialien sowie ein Barometer nach Fortin. Frei aufgestellt ist ein Experimentiertisch der neuesten Ausführung für Physik und Chemie (siehe Abb. Kl. 4805), ausgerüstet mit einer Schieferplatte, auf welcher Arbeiten mit Säure vorgenommen werden können, mit Gasleitung, Wasserleitung, Rohrleitung für Saug- und Druckluft, mit Abzugskanal für Gase und schädliche Dämpfe, mit einer Erwärmungsvorrichtung für elektrische Apparate, einer Vertiefung für Arbeiten mit Quecksilber und einer in die Platte eingelassenen pneumatischen Wanne und mit elektrischer Leitung zum Anschluss von Versuchsapparaten.

In der Hygienischen Halle hat die Firma Gustav Drescher in Halle a. S. ihren Staubsaugeapparat „Vampyr" ausgestellt. Der Staub ist ein mit Recht gefürchteter Feind gesunder Wohnstätten, denn durch ihn werden wohl die meisten Krankheiten übertragen. Vor allen Dingen

Digitized by Google

gilt das von dem Staube, welcher sich in unseren Wohnungen einnistet, in Teppichen, Polstermöbeln, Gardinen, Portieren usw. verbirgt, überall ablagert



(Gustav Drescher, Halle a. S.)

und auch die Luft mit seinen schädlichen Keimen erfüllt. — Obwohl in jedem Haushalt der Kampf gegen den Staub mit grosser Energie mit Klopfer, Besen, Bürste, Staubtuch usw. geführt wird, ist es auf diese Art und Weise doch noch nicht gelungen, den lästigen Eindringling aus dem Felde zu schlagen. Durch das Klopfen und Bürsten wird er nur aufgewirbelt, nicht aber entfernt. Man muss daher zugeben, dass die Technik mit dem automatischen Staubsauger wirklich eine vollwertige Neuerung geschaffen, die im Laufe der Zeit durch die gesammelten Erfahrungen immer mehr vervollkommnet wurde.

Der Vampyr-Saugapparat saugt gründlich und lässt sich mit verschiedenen Mundstücken bei Teppichen, Gardinen, Stuck, Portieren, Möbeln, Kokosmatten, Fussboden usw. verwenden und überall da, wo sich Staub ansammelt.

Für den Hausgebrauch empfiehlt sich ein Apparat mit Handbetrieb, von dem ein neues Modell in Vorbereitung ist, oder, wenn eine elektrische Leitung vorhanden ist, mit elektrischem Motor. Beide Apparate sind leicht transportabel. Am Staubsaugerohr ist eine Glasröhre angebracht, durch die sich die Wirkung genau kontrollieren lässt. Der Staub selbst gelangt in einen Beutel, der mit zwei Handgriffen wieder zu entleeren ist. Die Firma Gustav Drescher in Halle a. S. gibt auf Wunsch nähere Einzelheiten und Preise direkt bekannt.

Nachdem wir nun mit unserem Rundgang fast nur dem Gebiete der industriellen Arbeit unsere Aufmerksamkeit gewidmet haben, wollen wir auch den Konserven unser Interesse zuwenden, die die Hausfrauen ja jetzt im eigenen Haushalt gut und dauerhaft selbst einlegen können. Die Firma J. Weck, G. m. b. H., in Öflingen (Baden), hat auf der Baufach-Ausstellung ebenfalls ausgestellt (siehe Abb. Seite 31) und zeigt dort, wie man sich mitten im Winter eine abwechslungsreiche Tafel verschaffen kann.

(Gustav Drescher, Halle a. S.)

(Gustav Drescher, Halle a. S.)

Die Firma Weck hat nicht nur ihre ganzen Apparate und Hilfsgeräte ausgestellt, sondern auch eine grössere Anzahl Weckscher Gläser, sowie auch Konserven, die mit Hilfe der Weck-Apparate in den Gläsern hergestellt sind.

Da es ein spezielles Gebiet der Firma J. Weck ist, Sterilisierapparate und Konservengläser herzustellen und in den Handel zu bringen, lässt sich ihr Weltruf leicht erklären. Sie ist auf diesem Gebiete mit bahnbrechend gewesen, und arbeitet mit Energie daran, ihre Apparate und Gläser stets zu vervollkommnen und zu verbessern. Die jährlich erscheinenden Neuheiten bezeugen den Gewerbefleiss dieser

Digitized by Google

Firma. Die Sterilisierapparate zeichnen sich durch Leistungsfähigkeit, einfachste Einrichtung, bequemste Handhabung, sicheres Funktionieren und billigen Preis aus.

Die Apparate sind zum Sterilisieren im Wasser und im Dampfbade eingerichtet. Sie werden in verzinkter, verzinnter und emaillierter Ausführung geliefert. Zu den Hilfsgeräten, die man beim Sterilisieren benötigt, gehören an erster Stelle die Gemüsedämpfer (siehe Abb. 3). Sie haben den Zweck, das Gemüse und auch Obst vorzudämpfen, die Bakterien durch strömenden Dampf zu töten und das Gemüse respektive Obst so für den Sterilisierprozess vorzubereiten. Die Einrichtung des Gemüsedämpfers ist so getroffen, dass die wertvollen Nährsalze nicht verloren gehen, sondern gleich beim Sterilisieren wieder benutzt werden können.

Abb. 1. „Weck"-Haus auf der Internationalen Baufach-Ausstellung in Leipzig. (J. Weck, G. m. b. H., Öflingen, Baden.)

Ein weiteres Hilfsgerät ist der Filtrierapparat, welcher in bequemster Weise zum Filtrieren von Obstsäften und Gelees gebraucht werden kann.

Abb. 2. Innenansicht des „Weck"-Hauses („Weck"-Küche) auf der Internationalen Baufach-Ausstellung in Leipzig. (J. Weck, G. m. b. H., Öflingen, Baden.)

Die grosse Menge ausgestellter Weckscher Konserven bietet dem Besucher einen geradezu entzückenden Anblick. — Unter den Konserven befinden sich Obst-, Gemüse-, Fleisch- und Fischkonserven, alkoholfreie Fruchtsäfte, Milch usw. In leuchtender Pracht stehen die Obstkonserven da, wie: Erdbeeren, Johannisbeeren, Stachelbeeren, Himbeeren, Heidelbeeren, Kirschen, Aprikosen, Pfirsiche, Pflaumen, Reineclauden, Äpfel, Birnen, Quitten, Bananen usw. Unter den Gemüsekonserven fallen besonders die schönen, weissen Spargel auf. Ein einziges Glas enthält $9^1/_2$ Pfund Spargel.

Ein recht schönes Ansehen bieten auch die Fleischkonserven, unter denen wir Braten, Wurst, Farcen, Wild, Geflügel finden.

Auch für die Saftgewinnung, der bei dem immer grösser werdenden Bedarf an reinen Frucht- und Obstsäften eine stetig wachsende Bedeutung beigemessen wird, liefert die Firma Weck einen einfachen und billigen Apparat, den Weck-Fruchtsaftseiher zur Gewinnung von Säften durch Dämpfen der Früchte. Der Saftgewinnungsprozess ist denkbar einfach. Man füllt die Früchte je nach Bedarf und Geschmack, mit

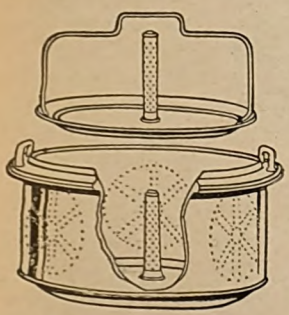


Abb. 3. Gemüsedämpfer. (J. Weck, G. m. b. H., Öflingen, Baden.)

Abb. 4. Der Weck-Apparat wird in den Sterilisiertopf gestellt. (J. Weck, G. m. b. H., Öflingen, Baden.)

Abb. 5. Fruchtsaftseiher. (J. Weck, G. m. b. H., Öflingen, Baden.)

Digitized by Google

mehr oder weniger Zucker untermischt, in das mit einem Filtriertuch ausgelegte Seihergefäss, welches in einem praktischen Drahtgestell über einem Weckschen Schüsselglas oder einem anderen Gefässe steht, welches den Saft, nachdem er durch die auf der Öffnung des Gefässes liegende Filtrierscheibe gelaufen ist, aufnimmt. Das ganze Gestell wird in den Weck-Sterilisiertopf gestellt, in dem sich etwa 3 bis 4 Liter Wasser befinden. Dieses wird auf lebhaftem Feuer zum Kochen gebracht und etwa 1 bis $1^1/_2$ Stunde kochend gehalten. Der Dampf dringt in die Fruchtschale und bringt die Zellenwände der Früchte zum Platzen. Der Saft wird frei und fliesst ab. Da er schon durch 2 Filtertücher gelaufen ist, ist er für den Hausgebrauch genügend geklärt. Sollte aber ein vollständig klarer Saft gewünscht werden, ist es ratsam, den Saft noch durch den Weckfilter laufen zu lassen. So sehen wir, wie auch in dieser Beziehung die deutsche Industrie immer bessere Fortschritte macht und den im Auslande wohnenden Deutschen die Möglichkeit an die Hand gibt, in ihren Küchen gute deutsche Fabrikate zu verwenden.

(Fortsetzung folgt.)

Die deutsche Bürsten- und Pinsel-Industrie und deren leistungsfähigste Bezugsquellen.

Von F. A. Berger.

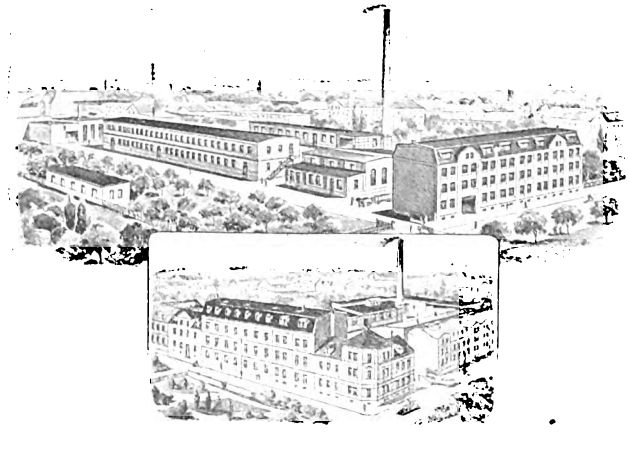
(Fortsetzung aus dem August-Heft.)

Die Schmöllner Zahn- & Nagelbürstenfabrik Friedrich Jahn in Schmölln (S.-A.) ist eine der grössten deutschen Spezialfabriken. Die Firma unterhält Vertretungen an allen grösseren Plätzen des In- und Auslandes und beschäftigt ca. 400 Arbeiter und Beamte. Im Jahre 1865 gegründet, wurde ein Spezialfabrikat zum anderen aufgenommen, bis sich heute die gesamte Fabrikation auf Zahn- und Nagelbürsten, Garantieware in Bein und Zelluloid erstreckt und darin die grösste Produktion in dieser Branche erreicht wird. Diese Bürsten werden gestanzt und mit Handeinzug in über 1500 verschiedenen Mustern geliefert. Ferner fabriziert die Firma Brillantinebürsten, Färbebürsten, Puderbürsten, Typenbürsten, sowie Kopfbürsten und Kardätschen, Kleider- und Taschenbürsten in massiv Zelluloid usw.

Die Schmöllner Zahn- & Nagelbürstenfabrik Friedrich Jahn in Schmölln (S.-A.) legt Wert darauf, im Ausland ein immer grösseres Absatzgebiet zu erhalten und liefert demzufolge mit vorteilhaften Preisen. Nähere Einzelheiten darüber und auch über die Bürsten erhalten die Leser direkt von der Firma. —

Mit diesem Abschnitt schliessen wir unsere Abhandlung über die deutsche Bürsten- und Pinsel-Spezialindustrie. Die Leser können aus dem umfangreichen Artikel erkennen, dass auch diese Branche bemüht gewesen ist, auf dem Weltmarkte ein Wörtchen mitsprechen zu dürfen.

Es ist ja nicht zu verkennen, dass gerade die deutschen Bürsten und Pinsel im Ausland eine vielseitige und rührige Konkurrenz haben, die teilweise durch Zollverhältnisse ganz bedeutend begünstigt ist. Aber alle diese Erschwerungen, die oftmals direkt an die Adresse der deutschen Industrie gerichtet waren, haben es nicht fertigbringen können, dass der deutsche Exporteur das gesamte ausländische Absatzgebiet der Industrie anderer Länder überliess. Mit Erfolg wurde versucht, die Qualität der deutschen Erzeugnisse zu heben, ohne die Preise unnütz in die Höhe zu treiben. Bekanntlich kann vielfach überhaupt erst dadurch die deutsche Ware konkurrenzfähig bleiben. Ein Blick über die von deutschen Firmen fabrizierten Bürsten und Pinsel zeigt, dass die deutsche Spezialindustrie auf der Höhe ist und zu jeder Zeit mit derjenigen anderer Länder in Wettbewerb treten kann. Sicherlich liegt es auch im Interesse der Deutschen im Auslande, wenn sie in Zukunft auch der deutschen Bürsten- und Pinselindustrie erhöhte Aufmerksamkeit schenken.



Fabrikansichten der Schmöllner Zahn- & Nagelbürstenfabrik Friedrich Jahn in Schmölln (S.-A.).

Digitized by Google

An dieser Stelle werden regelmässig interessante und reich illustrierte Aufsätze aus den verschiedensten Zweigen der deutschen Grossindustrie veröffentlicht, die geeignet sind, unseren ausländischen und überseeischen Lesern ein getreues Bild von der Entwicklung und Leistungsfähigkeit der gesamten deutschen Export-Industrie zu geben.

Deutsche landwirtschaftliche Maschinen.

(Fortsetzung.)

Von ***

Im Anschluss an unsere frühere Veröffentlichung über einen Dresch-Satz der Firma R. Wolf, Magdeburg-Buckau möchten wir unsere Leser heute näher über das Fabrikationsgebiet dieser Weltfirma orientieren, die im Sommer vorigen Jahres als älteste deutsche Lokomobilenbauanstalt ihr 50jähriges Bestehen feiern konnte. Aus wenigen Arbeitern, mit denen der nachmalige Geheime Kommerzienrat Dr.-Ing. h. c. Rudolf Wolf den Betrieb aufnahm, ist ein stattliches Heer von 3400 Beamten und Arbeitern geworden, und aus den bescheidenen ersten Fabrikräumen sind zwei gewaltige Werke in Magdeburg-Buckau und Magdeburg-Salbke erwachsen. Über alle Länder der Erde erstreckt sich das Netz der Filialen und Vertretungen, und überall, wo emsige Menschen zuverlässiger Maschinenhilfe bedürfen, haben die Wolfschen Erzeugnisse ihren Einzug gehalten. Ist auch der Begründer der Fabrik im November 1910 durch den Tod seinem Werke entrissen, so lebt doch sein Geist in dem von ihm geschaffenen Unternehmen fort, und treue Hände sind unablässig bemüht, das Erbe zu hegen, zu erweitern und zu fördern. Der Bau von Dreschmaschinen und Strohpressen, dessen Aufnahme Herr Geheimrat Wolf wenige Jahre vor seinem Heimgange beschloss, und dessen erfolgverheissende Anfänge er noch beobachten konnte, hat sich rüstig weiter entwickelt, und heute haben die Sattdampf- und Heissdampf-Dresch-Sätze Wolf Weltruf erlangt. — Mit Eifer war auch die Firma darauf bedacht, durch Ausbildung der Nebengeräte, wie Patent-Selbsteinleger, selbsttätige Kornwagen mit und ohne Verladungseinrichtungen, Strohförderungsanlagen, Einrichtungen zum Strohdiemenbau usw., beim Dreschbetrieb an Arbeit zu sparen und so durch Verringerung der notwendigen Bedienungsmannschaft der Landwirtschaft förderlich zu sein. — Die neuen Heissdampf-Dreschlokomobilen haben den hochgespannten Erwartungen, die an ihren einfachen und leichten Betrieb, sowie an ihre überlegene Wirtschaftlichkeit geknüpft wurden, durch-

Abb. 1. (R. Wolf, Magdeburg-Buckau.)

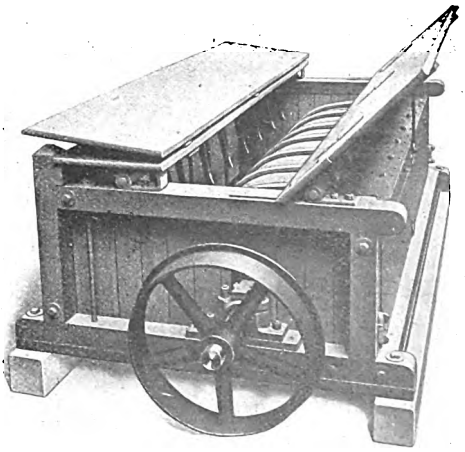


Abb. 2. (R. Wolf, Magdeburg-Buckau.)

Digitized by Google

aus entsprochen, und heute sind gerade diese Dreschlokomobilen berufen, den Deutschen im Auslande erfolgreiche und rationelle Hilfe in der Kultivierung fremder Länder zu leisten. Wir bringen einige Abbildungen zum Abdruck, aus denen unsere Leser

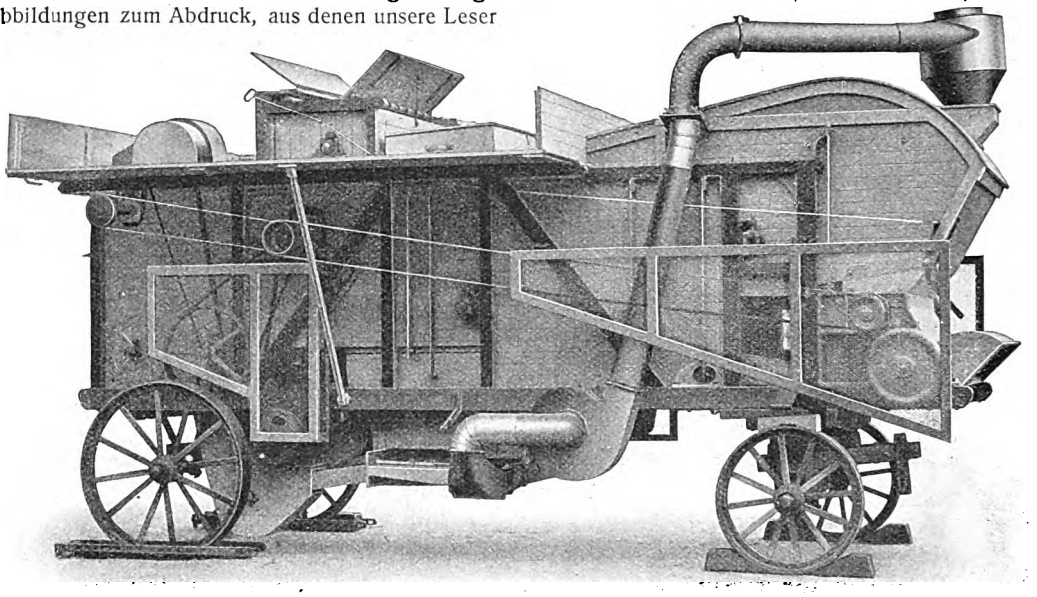


Abb. 3. (R. Wolf, Magdeburg-Buckau.)

am besten erkennen können, welche Vorzüge die Wolfschen landwirtschaftlichen Maschinen dem Landwirt bieten. Die in Abb. 1 dargestellte Dreschmaschine der Firma Wolf hat vierfache Windreinigung und ist durchweg mit Dauerschmierung ausgestattet. Die Dreschtrommel ist so gebaut, dass keine Körner beschädigt werden, auch die übrigen Einrichtungen sind alle so getroffen, dass eine möglichste Unabhängigkeit von der Bedienungsmannschaft erzielt wird.

Die Wolfschen Dreschmaschinen sind mit einem Selbsteinleger versehen, der den Zweck hat, die gerade an dieser Stelle leicht möglichen Unglücksfälle zu verhüten. DerSelbsteinleger kann mit einem Zubringer versehen werden (Abb. 2 u. 3). Auf Wunsch versieht R. Wolf seine Dreschmaschinen auch mit einem Ferneinleger, wie er auf Abb. 1 zu sehen ist, und ermöglicht dadurch die Zuführung des Dreschgutes von der Erde aus oder von einem Wagen.

Für Länder südlicher Breiten, wo das Stroh vielfach für Futterzwecke verwendet wird, hierzu aber infolge seiner Härte und Sprödigkeit nicht ohne weiteres geeignet ist, rüstet R. Wolf seine Dreschmaschinen mit einem Strohzerreisser bewährter Bauart aus. Dieser Apparat besteht vornehmlich aus zwei Walzen, von denen die eine mit scharfen und die andere mit stumpfen Zähnen besetzt ist, und die das gesamte von der Dreschmaschine kommende Stroh gründlich zerquetschen und zerkleinern, so dass es vom Vieh gern genommen und gut verdaut wird.

Es würde zu weit führen, wollten wir all der Spezialmaschinen gedenken, die von dieser bedeutenden Fabrik gebaut werden. Zusammenfassend kann nur gesagt werden, dass jeder einzelne Teil genau ausgeklügelt und auf seine Leistungsfähigkeit hin geprüft wurde.

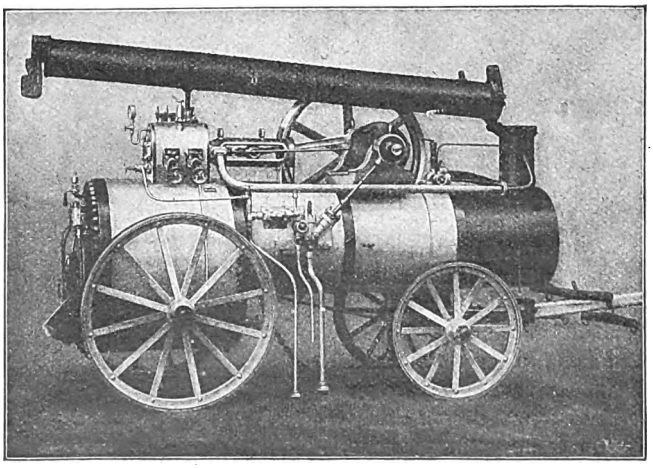


Abb. 4. (R. Wolf, Magdeburg-Buckau.)

Die zum Antrieb notwendigen Lokomobilen (Abbild. 4) können für die verschiedensten Leistungen

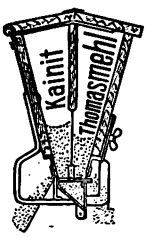
Digitized by Google

geliefert werden und es ist am besten, wenn sich jeder Interessent zuerst mit der Firma in Verbindung setzt. Abb. 5 zeigt einen neuzeitlichen Dreschbetrieb und die dabei zur Anwendung gebrachten mechanischen Einrichtungen. Es ist darin enthalten ein Kaff- und Kurzstrohgebläse, ein Ferneinleger, eine selbstbindende Patent-Glattstrohpresse, welche mit selbsttätigem Ballenheber und Transporteur ausgerüstet ist und Aufbauen von Mieten bis zu 100 m Länge gestattet.

Abb. 5. (R. Wolf, Magdeburg-Buckau.)

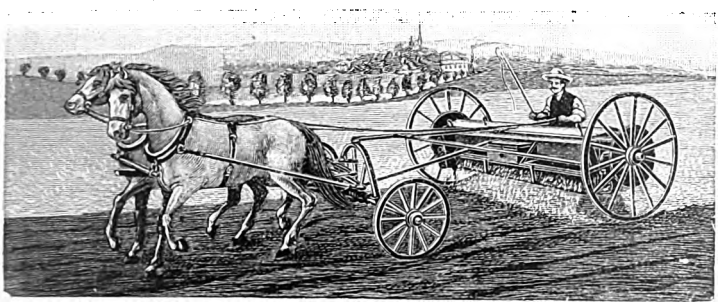
Weiter ist darin eine selbsttätige Wage zur Wägung der gedroschenen Getreidemengen, verbunden mit automatischer Sackförderung zur selbsttätigen Beförderung der Säcke auf Eisenbahn und andere Fahrzeuge, enthalten. Zum Antrieb dient eine moderne, äusserst sparsam arbeitende Heissdampf-Lokomobile. Die Leistungsfähigkeit dieses Dreschsatzes beträgt ca. 75 Zentner Getreide pro Stunde und zeigt deutlich, was deutsche Arbeit und deutsche Maschinen für einen Wert besitzen.

Die Firma Arno Günzel in Altenburg, S.-A., mit einer Maschinenfabrik in Rochlitz i. Sa., und einer Filiale in Mosel bei Zwickau, Sa., bringt unter dem Namen eines Patentdoppeldüngerstreuer „Günzel" eine neue Maschine zum Ausstreuen von Kunstdünger auf den Markt, die sich von den bisher gebräuchlichen in der Weise unterscheidet, dass man mit derselben zwei Düngersorten gleichzeitig ausstreuen kann, ohne dieselben vorher mischen zu müssen, wodurch der Düngerbezug verbilligt wird, da der im Preise höhere Mischdünger nicht mehr bezogen zu werden braucht! Ferner werden die Nachteile des meist sehr unvollkommenen Dünger selbstmischens, welches einer Düngervergeudung gleichkommt, vermieden. Überdies besitzt die neue Maschine den bisher gebräuchlichen ähnlichen gegenüber auch noch Vorzüge beim Ausstreuen von nur einer Düngersorte, darin bestehend, dass sowohl grössere als auch kleinere Quantitäten als bisher gestreut und die Streuquantitäten noch mehr abgestuft werden können.



Kastendurchschnitt des untenstehenden Doppeldüngerstreuers.)

Der Düngerstreuer weist auch sonst noch verschiedene wichtige Vorzüge auf, so dass es sich empfiehlt von der Firma direkt Prospekte einzufordern.



Doppeldüngerstreuer. (Arno Günzel, Altenburg, S.-A.)

Bureaumöbel und Bureauartikel.

(Fortsetzung aus dem Juli-Heft.)

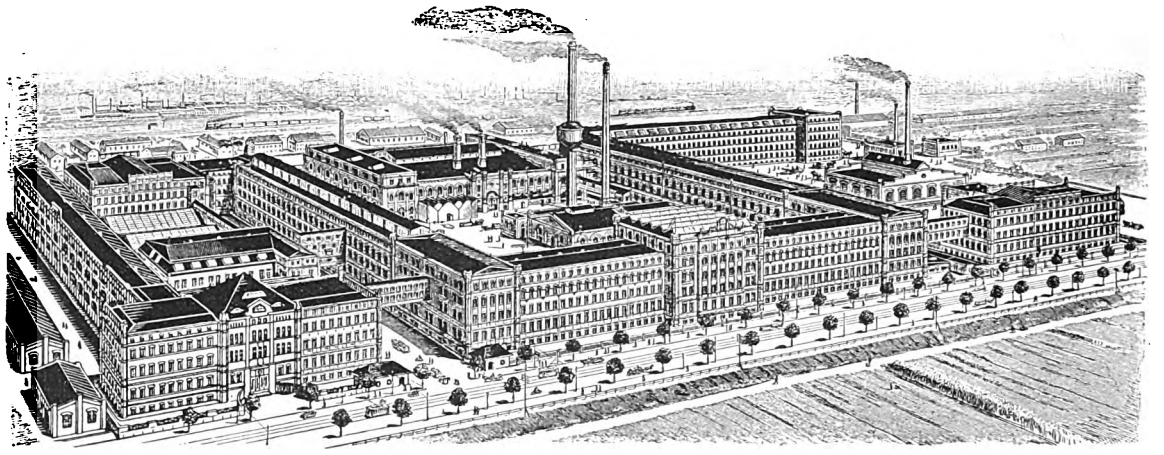
Unter den grossen Werken der Metallindustrie steht die Aktiengesellschaft vorm. Seidel & Naumann, Dresden, mit an erster Stelle. Dieser gewaltige Betrieb, dessen Umfang beistehende Abbildung erkennen lässt, beschäftigt über 3000 Arbeiter und Beamte.

Seit dem Jahre 1899 befasst sich die Firma mit dem Bau von Büro-Maschinen. Sie brachte nacheinander die bekannten Ideal- und Erika-Schreibmaschinen, die X×X-Universal-Rechenmaschine, sowie die SuN-Rechenmaschine auf den Markt.

Die besonderen Merkmale und Vorzüge dieser Maschinen seien in flüchtigen Umrissen hier skizziert.

Bei der Ideal-Schreibmaschine sind grosse Zuverlässigkeit, Leistungsfähigkeit und Lebens-

Digitized by Google



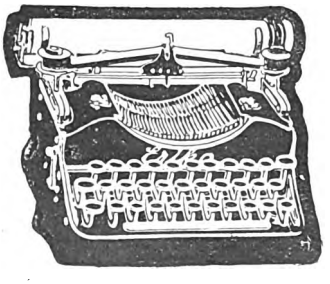
Fabrikansicht. (Aktiengesellschaft vorm. Seidel & Naumann, Dresden.)

dauer die anerkannten Haupteigenschaften. Mit welchem Erfolg die Firma im Schreibmaschinenbau tätig war, geht am besten daraus hervor, dass bisher mehr als 90000 Ideal-Schreibmaschinen nach allen Teilen der Welt zum Versand gelangten. Diese Tatsache, sowie der Umstand, dass die „Ideal" in manchen Betrieben bis zu 250 Exemplaren zur Zufriedenheit der Besitzer viele Jahre im Gebrauch ist, dürfte der beste Beweis sein für ihre vorzüglichen Eigenschaften.

Eine Vieltypenmaschine für alle Sprachen und Berufe ist die Ideal-Polyglott, die ohne Typenauswechslung ein gleichzeitiges Schreiben von Deutsch-Französisch, Deutsch-Russisch, Deutsch-Griechisch, Russisch-Armenisch usw. gestattet. Diese Ausführung der Ideal kann auch mit Spezialtastaturen für Bedarf bei den Banken, für technische und wissenschaftliche Arbeiten usw. ausgestattet werden.

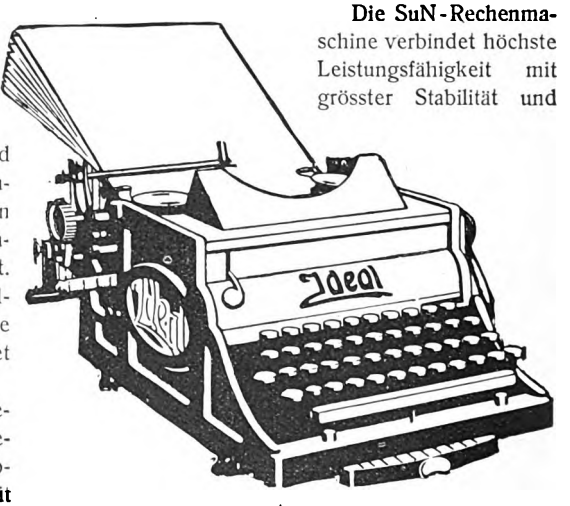
Während die Ideal-Schreibmaschine als Gebrauchs- und Strapaziermodell für grosse Anforderungen anzusehen ist, eignet sich die Erika-Schreibmaschine infolge ihrer äusseren Beschaffenheit und ihrer konstruktiven Vorzüge ganz vorzüglich für kleine Büros, für Detail-Geschäfte, den Privatgebrauch und die Reise. Sie ist klein, leicht (3,8 kg), zusammenlegbar und bequem transportabel.

Die X×X-Universal-Rechenmaschine ist eine leistungsfähige Kombination einer Additions- und Multiplikationsmaschine. Sie rechnet sämtliche Spezies, Kettenrechnungen usw., kurz alles überhaupt Rechenbare mit der gleichen Vollkommenheit. Aber auch für Spezialzwecke bietet die X×X ausserordentliche Vorteile. Sie subtrahiert ohne die bei anderen Systemen erforderliche Verwendung von komplementären Werten, und die Vorzüge der Tasteneinstellung erheben ihre Leistungen auch für Multiplikationen und Divisionen weit über die gewöhnlichen.



Erika-Schreibmaschine der Firma Aktiengesellschaft vorm. Seidel & Naumann, Dresden.

Die SuN-Rechenmaschine verbindet höchste Leistungsfähigkeit mit grösster Stabilität und



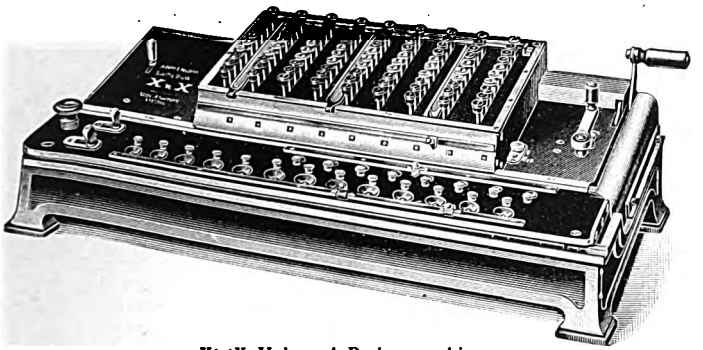
Ideal-Schreibmaschine der Firma Aktiengesellschaft vorm. Seidel & Naumann, Dresden.

bietet trotz ihres geringen Preises von M. 135.— in vielen Fällen einen guten Ersatz für teure Additionsmaschinen. Sie ist klein und leicht und der Rechner kann sie sowohl bequem in der Hand halten, als auch auf das Pult oder das Buch legen.

Die Erzeugnisse der Firma Seidel & Naumann — Büromaschinen, Nähmaschinen, Fahrräder, Geschwindigkeitsmesser — sind nicht nur in Deutschland, sondern weit über die Grenzen unsres Vaterlandes hinaus bekannt, und dieser Weltruf bietet dem Käufer auch die sicherste Gewähr für die Güte der Seidel & Naumann-Fabrikate.

Einen Beweis für die Anerkennung, die die Erzeugnisse der Firma überall gefunden haben, bilden die ihnen zuteil gewordenen zahlreichen Auszeichnungen, nämlich: 2 Staatspreise, 3 Grand Prix, 46 goldene und silberne Medaillen usw.

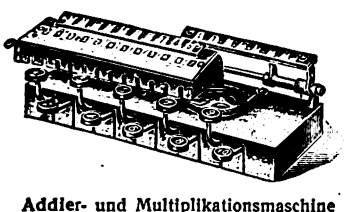
Digitized by Google



XXX-Universal-Rechenmaschine der Firma Aktiengesellschaft vorm. Seidel & Naumann, Dresden.

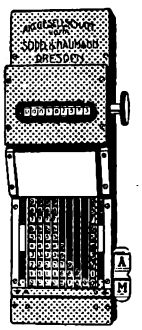
Das letzte und wertvollste Glied in der Kette dieser Prämiierungen stellt der Kgl. Sächs. Staatspreis dar, den die Jury der Internationalen Hygiene-Ausstellung, Dresden, im Oktober 1911, als höchste Auszeichnung den Fabrikaten der Firma Seidel & Naumann zuerkannte.

Unter dem kennzeichnenden Namen „Kuli" wird von der bekannten Firma Adolf Bordt in Mannheim eine neue Addier- und Multiplikationsmaschine fabriziert und in den Handel gebracht, die es wohl verdient, beachtet zu werden. Wie die Abbildung zeigt, besitzt die Maschine eine kleine übersichtliche Tastatur und ein zwölfstelliges Resultatwerk. Die Addition und die Multiplikation erfolgt nur durch Tastenanschlag entsprechend der zu berechnenden Zahlen. Das Resultat ist jeweils sofort sichtbar. Die anstrengende Kopfarbeit ist also vollständig beseitigt. Die Nullstellung nach vollständiger Erledigung einer Rechnungsaufgabe erfolgt durch eine einfache Kurbeldrehung. Die Maschine ist sauber und solide gearbeitet und der Kaufpreis als mässig zu bezeichnen.



Addier- und Multiplikationsmaschine „Kuli". (Adolf Bordt, Mannheim.)

Auf der Internationalen Baufach-Ausstellung in Leipzig 1913 hat das Klio-Werk G. m. b. H. in Hennef-Sieg eine besonders reichhaltige Sammlung ihrer Fabrikate im Obergeschoss des Raumkunstgebäudes zur Ausstellung gebracht. Unsern verehrten Lesern dürfte die ausgezeichnete Ausführung der „Regina"-Sicherheitsgoldfüllfederhalter bereits zur Genüge bekannt sein. Die Firma hat jetzt diesen Sicherheitsfüllfederhalter noch derart verbessert, dass man mit Recht sagen kann, derselbe steht auf der Höhe der Zeit. Der „Regina"-Sicherheitsfüllfederhalter wird nunmehr auch noch in einer besondern Ausführung mit zehnjähriger Garantie geliefert.



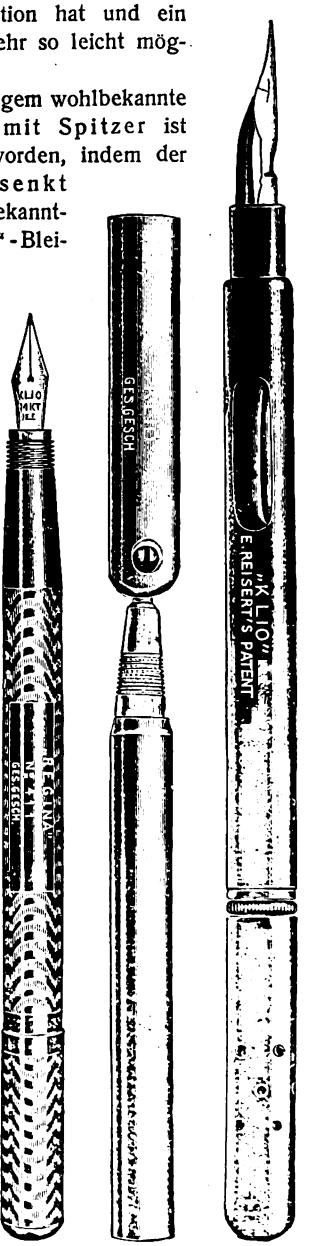
SuN-Rechenmaschine der Firma Aktiengesellschaft vorm. Seidel & Naumann, Dresden.

Der vom Klio-Werk seit ca. 13 Jahren hergestellte E. Reiserts-Patentfüllfederhalter „Klio" ist wegen seiner praktischen Eigenschaften sehr beliebt geworden; obwohl die bisherige Ausführung schon eine gute war, hat es die Firma doch verstanden, den Halter neuerdings noch wesentlich zu verbessern; die Verbesserung besteht darin, dass der Halter jetzt eine viel solidere Konstruktion hat und ein Zerbrechen nicht mehr so leicht möglich ist.

Auch der seit langem wohlbekannte „Klio"-Bleistift mit Spitzer ist noch verbessert worden, indem der Spitzer nunmehr versenkt angebracht ist. Bekanntlich war der „Klio"-Bleistift der erste Bleistift, der mit Spitzer in der Hülse erschienen ist.

Sicherlich wird die Spezial-Ausstellung der Fabrikate des Klio-Werkes auch den ausländischen Besucher befriedigen, da wir die Überzeugung gewonnen haben, dass diese Firma in der Lage ist, die deutsche Spezial-Industrie gut zu repräsentieren, zumal sie auch die ausländischen Wiederverkäufer mit geschmackvoller Reklame unterstützt.

Von den Sicherheits-Füllfederhaltern wird unsere Leser sicherlich auch der Füllfederhalter „Matador" der Firma Siebert & Löwen in Elberfeld interessieren.



(Klio-Werk, G. m. b. H., Hennef-Sieg.)

Digitized by Google

Durch die geniale Konstruktion wird das bei ungeschickter Behandlung bei allen Sicherheits-Füllfederhaltern leicht vorkommende Zerbrechen (Überdrehen) des Schraubmechanismus völlig beseitigt und die lästigen Reparaturen so gut wie vermieden.

Füllfederhalter „Matador". (Siebert & Löwen, Elberfeld.)

Ein weiterer Vorzug besteht darin, dass bei dem „Matador" die Federn leicht ausgewechselt werden können, ohne den Halter auseinander nehmen zu müssen.

Die Firma sendet jedem Interessenten auf Wunsch ausführlichen Prospekt, in dem auch die zahlreichen anderen von Siebert & Löwen in Elberfeld fabrizierten Marken näher erklärt sind.

Deutsche Musikinstrumente.

Von Fr. M. Zimmermann.

(Fortsetzung.)

Anmerkung der Redaktion: Wir weisen ausdrücklich darauf hin, dass die Reihenfolge der besprochenen Firmen unabhängig von der Qualität des Instrumentes ist, da wir uns nach dem Eingang des Materials richten mussten.

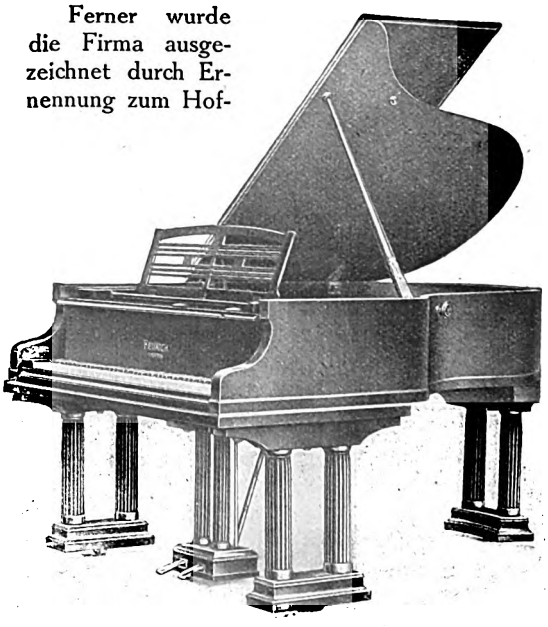
Unter den grossen Pianoforte-Fabriken Deutschlands nimmt die Weltfirma Julius Feurich, Hofpianofortefabrik in Leipzig, eine geachtete Stellung ein. Im Jahre

(Julius Feurich, Leipzig.)

1851 gegründet, zählt sie heute zu den grössten und bedeutendsten Fabriken der gesamten Pianofortebranche in Deutschland. Durch das anzuerkennende beständige Streben, immer nur etwas Vorzügliches zu bieten, haben Feurich Pianos in der ganzen Welt den Ruf eines durchaus erstklassigen Fabrikates erlangt.

Die Firma verwendet nur beste Materialien und konstruiert ihre Instrumente in sorgfältiger Weise unter Berücksichtigung aller neuen praktischen Erfindungen. Dadurch wird eine gute Haltbarkeit, voller, äusserst sangreicher Ton, leichte, angenehme Spielart bei vollendeter Repetition und ausserordentlicher Stimmhaltung erzielt. Feurich Flügel und Pianinos sind besonders für Konzerte und Unterricht geeignet und dazu ausgestattet, gute Hausmusik zu liefern. Die äussere Form der Feurich-Instrumente ist sehr elegant; sie heben sich durch ihre edle und moderne Ausführung besonders hervor. Auf allen grossen beschickten Ausstellungen sind der Firma Feurich für ihre technisch und künstlerisch vollendeten Flügel und Pianinos hohe Auszeichnungen zuerteilt worden.

Ferner wurde die Firma ausgezeichnet durch Ernennung zum Hof-



(Julius Feurich, Leipzig.)

Digitized by Google

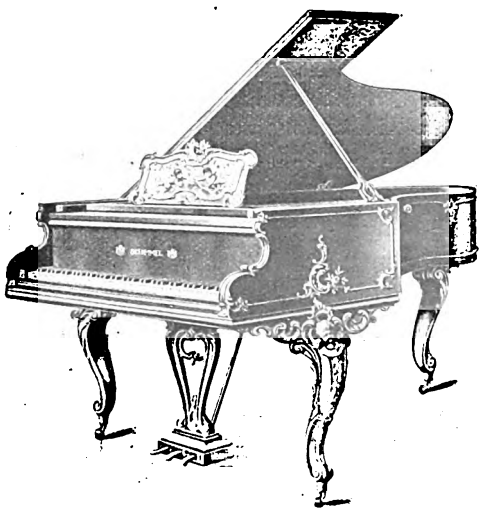
(Julius Feurich, Hoflieferant, Leipzig.)

lieferanten des Königs von Sachsen, des Kaisers von Österreich-Ungarn, des Königs von Spanien, des Herzogs von Anhalt und des Prinzen Ludwig von Bayern.

Von den bedeutendsten Künstlern der Jetztzeit werden den Feurich Instrumenten die lobendsten Anerkennungen gezollt und in Konzerten, für Studienzwecke in Konservatorien, Seminaren usw. sind gerade Feurich-Flügel und Pianinos besonders gern gesehen, was sicherlich die beste Empfehlung für die Vortrefflichkeit dieses deutschen Fabrikates bietet. Ausser dem Vertriebe im gesamten Deutschen Reiche und den übrigen Ländern Europas erstreckt sich das Absatzgebiet der Feurich-Instrumente über die ganze Welt. — Die Firma sendet Interessenten gern ihren Katalog.

Nicht unerwähnt wollen wir lassen, dass auch die Firma Gebr. Zimmermann in Leipzig einen grossen Kundenkreis in der ganzen Welt besitzt und jährlich etwa 12000 Instrumente baut. Man kann wohl diese Firma als die grösste Europas bezeichnen.

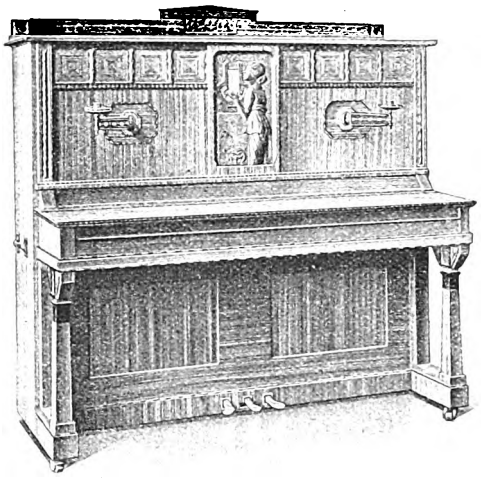
Der Inhaber der Hof-Pianofortefabrik Wilhelm Schimmel in Leipzig-Stö. hat sein Geschäft in 28jährigem Bestehen gut vorwärts gebracht. Ganz klein angefangen kostete es neun Jahre mühevollsten Ringens, bis die 1885 gegründete Firma ihr 1000. Instrument fertigzustellen in der Lage war; während heute schon weit über 10000 Instrumente in allen Weltteilen von dem guten Rufe der Firma zeugen. Die wachsende Bedeutung zwang zu immer weiteren Vergrösserungen, bis die Firma im Jahre 1897 ein auf 4000 qm grossem Areal in Leipzig-Stötteritz erbautes ansehnliches eigenes Fabrikgebäude bezog und nun auch äusserlich in die Reihe der ersten Pianofortefabriken Leipzigs trat. Alle Errungenschaften, welche die so weit vorgeschrittene Pianofortefabrikation gezeitigt, alle von der modernen Technik gebotenen Hilfsmittel, die ganze eigene reiche geistige und physische Schaffenskraft des Inhabers findet in den Erzeugnissen der Firma eine gute Verkörperung. Der peinlichen Auswahl der besten Materialien gesellt sich die sorgsame Pflege der in den erlesensten Qualitäten verwendeten, langjährig getrockneten Hölzer, um diesen allen Temperatureinflüssen gegenüber vollkommenste Widerstandsfähigkeit zu verleihen. Alle ohne Ausnahme kreuzsaitig und dreichörig ausgeführten Flügel und Pianinos besitzen vollen, durchgehenden, goldbronzierten Eisenrahmen mit ausgebuchstem, gepanzertem Stimmstock, eine äusserst solide und dauerhafte Konstruktion, welche eine gute Stimmhaltung verbürgt. Die Verwendung der besten, sogenannten Unterdämpfungsmechanik mit Metallstützen und Messinghammerleiste, sowie der feinsten Elfenbein-Klaviatur von 7 bzw. $7^1/_4$ Oktave bilden die wesentlichen Merkmale des inneren Ausbaues. Auch äusserlich präsentieren sich die Instrumente in dem nach ihrem stilvollen, architektonischen Aufbau, wie nach subtiler Ausführung gleichhochstehenden Gehäuse als Erzeugnisse ersten Ranges, wofür wir in den angefügten Abbildungen einige Belege geben. Auf der gegenwärtig stattfindenden Internationalen Baufach-Ausstellung mit Sonder-Ausstellungen in Leipzig zeigt die Firma Wilhelm Schimmel eine Anzahl entzückender Instrumente. Die „Deutsche Zeitschrift für Instrumentenbau“ äussert sich darüber sehr anerkennend.



Rokoko. (Wilhelm Schimmel, Hof-Pianofortefabrik, Leipzig-Stö.)

Digitized by Google

Zahlreiche Künstler, Fachleute und Musikfreunde rühmen die angenehm präzise Spielart und den elastischen Anschlag wie die edle Klangfülle und einschmeichelnde Weichheit des gesangreichen Tones. An den hohen Auszeichnungen, die der rührigen Firma auf den beschickten Ausstellungen des In- und Auslandes zuteil geworden sind, kann man ermessen, wie bereitwillig man von massgebender Seite als Frucht ihres Fleisses der Firma wohlverdiente Anerkennungen entgegenbrachte. Ausser verschiedenen Ehrenpreisen, darunter jenem der „Stadt Leipzig“ und weiteren goldenen Medaillen wurde erst im Jahre 1911 die Firma auf der Weltausstellung in Turin wiederum mit der goldenen Medaille ausgezeichnet. Ausser diesen öffentlichen Ehrungen haben auch Fürsten mit ihrer Anerkennung der Güte der Schimmelschen Instrumente nicht gegeizt. So haben 1899 Se. Königl. Hoheit der Grossherzog von Sachsen-Weimar und 1909 Se. Majestät der König von Rumänien Wilhelm Schimmel zum Hoflieferanten ernannt. (Fortsetzung folgt.)



Mod. Magnolia.
(Wilhelm Schimmel, Hof-Pianofortefabrik, Leipzig-Stö.)

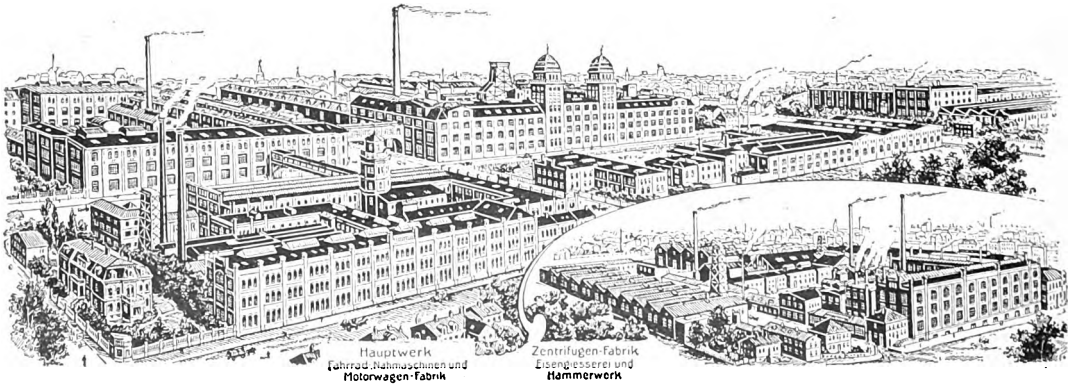
Die deutsche Lastautomobil-Industrie.

(Fortsetzung aus dem Augustheft.)

Die Aktiengesellschaft Dürkoppwerke in Bielefeld baut Subventionslastzüge für das Deutsche Reich und hat sich durch die Vorzüge ihrer Fabrikate bereits in Australien, Amerika und Samarang recht bedeutende Kunden erworben, die mit den Lieferungen dieser Firma sehr zufrieden sind.

Die Dürkoppwerke haben ihre Motore mit verschiedenen Verbesserungen versehen, z. B. wird bei den schwereren Typen von L 20 aufwärts die Kühlwirkung durch Pumpe und einen vom Motor angetriebenen Ventilator unterstützt. Ausserdem sind zur weiteren Erhöhung der Kühlwirkung die Speichen des Motorenschwungrades als Ventilatorflügel ausgebildet, um die gesamte unter der Motorenhaube befindliche heisse Luft nach rückwärts abzusaugen.

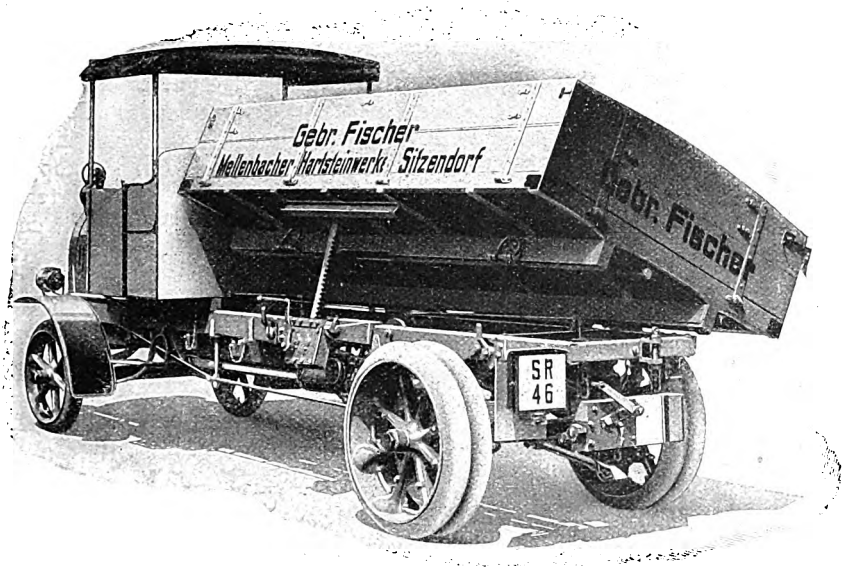
Das Benzin-Reservoir liegt sowohl bei den kleineren als auch bei den grösseren Typen unter dem Sitz des Führers und ist bequem zugänglich. Die Zuleitung des Brennstoffes zu dem Vergaser geschieht durch natürliches Gefälle und wird dieser Zulauf ausserdem



DÜRKOPPWERKE AKTIEN-GESELLSCHAFT BIELEFELD

Digitized by Google

noch durch einen reduzierten Druck aus der Auspuffleitung unterstützt. Zu diesem Zweck ist am Auspuffkanal des Motors bzw. an der Auspuffleitung ein einstellbares Druckventil vorhanden. Auch ist in der Nähe des Führersitzes eine Handpumpe angeordnet, durch deren Betätigung ebenfalls Druck über das Benzin gepumpt werden kann.

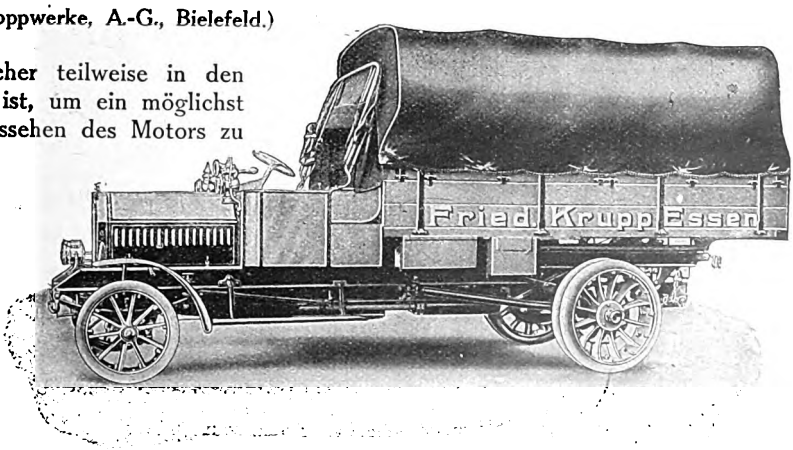


(Dürkoppwerke, A.-G., Bielefeld.)

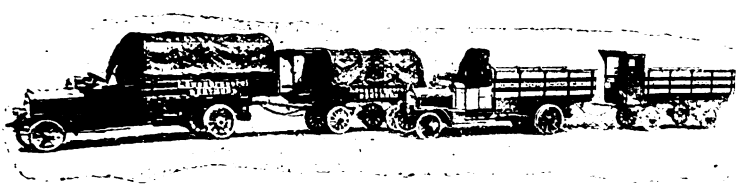
(Dürkoppwerke, A.-G., Bielefeld.)

Der Vergaser, welcher teilweise in den Motorblock eingelassen ist, um ein möglichst glattes und schönes Aussehen des Motors zu erhalten, ist bei den schweren Typen mit einem Regulatorhebel verbunden, durch welchen die Überschreitung einer gewissen Umdrehungszahl vermieden wird. Der Vergaser ist als Doppeldüsenvergaser ausgebildet und kann sowohl für spezifisch schweres Benzin wie auch für Benzol benutzt werden.

Die grösseren Motore erhalten von oben gesteuerte Einlassventile, während bei den kleineren Typen Aus- und Einlass von unten gesteuert werden. Das aus bestem Aluminiumguss bestehende Kurbelgehäuse ist seitlich als Ölbehälter ausgebildet, in welchen eine vom Motor aus direkt angetriebene Ölpumpe hineinragt und durch verschiedene Druckleitungen das Öl zu den



(Dürkoppwerke, A.-G., Bielefeld.)



(Dürkopp-Subventions-Lastzüge.)

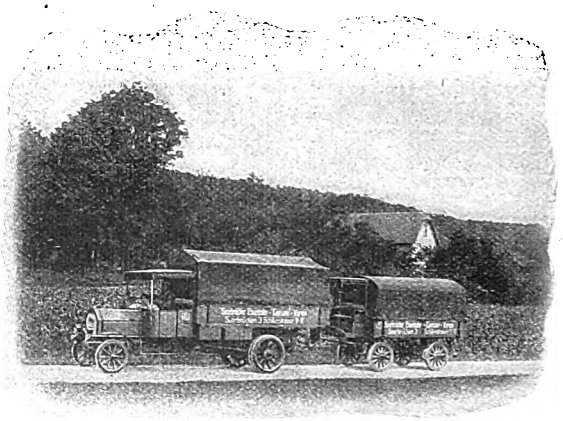
Digitized by Google

(Dürkoppwerke, A.-G., Bielefeld.)

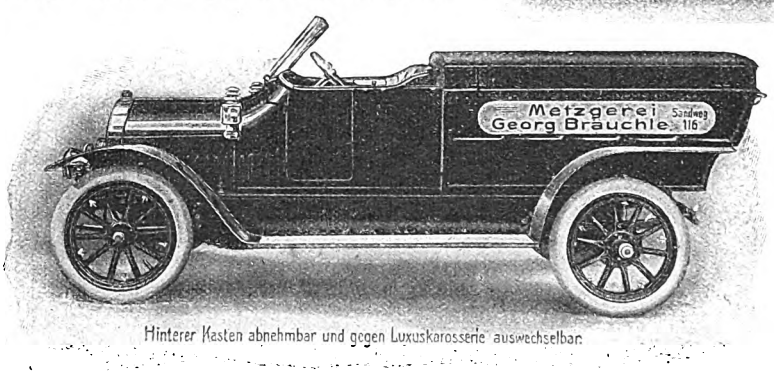
gleichzeitig durch Schraubenradantrieb die gemeinsame Pumpen- und Magnetwelle antreibt, erhält durch ein geeignetes in einem dichten Ölgehäuse laufendes Getriebe von der Motoren-Kurbelwelle ihren Antrieb.

Die Dürkoppwagen haben den vorzüglich bewährten Kardanantrieb, der abgeschlossen ist und einer Verschmutzung vorbeugt. Die Karosserien werden in eigenen Werkstätten der Firma gebaut.

Schmierstellen befördert. Um beobachten zu können, dass die Ölpumpe während des Laufes des Motors Öl fördert, ist an der Spritzwand des Wagens ein Schauglas angebracht, welches bei grossen Motoren den Anschluss von vier Ölleitungen und bei kleinen Motoren den Anschluss von einer Ölleitung gestattet. Durch das Herunterfallen der Öltropfen im Schauglase hat man die Gewähr, dass die Pumpe ordnungsmässig arbeitet. Die Nockenwelle, die



(Dürkoppwerke, A.-G., Bielefeld.)



(Dürkoppwerke, A.-G., Bielefeld.)

Wir veröffentlichen einige Abbildungen und weisen daraufhin, dass die Firma Dürkopp in Bielefeld gern bereit ist, jedem Interessenten einen Kostenanschlag zu liefern.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Wäschereimaschinen und Desinfektionsanlagen.

III.

(Fortsetzung aus dem Juli-Heft.)

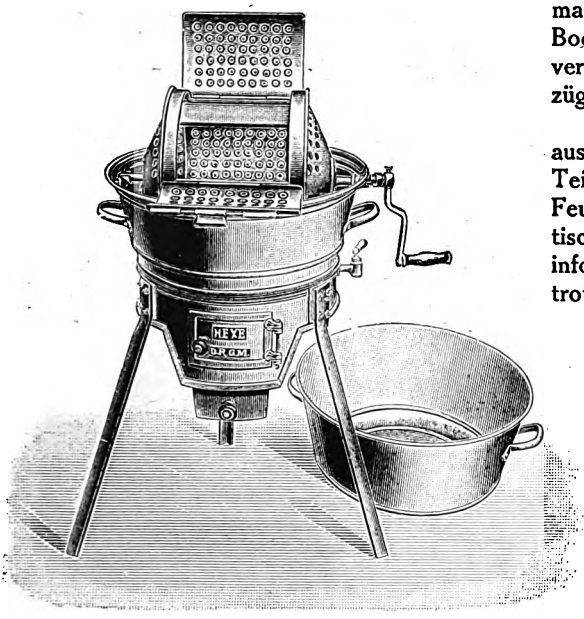
Die in der Abhandlung über die deutsche Ofen- und Herdindustrie erwähnte Firma Aeolus-Werke Dr. Platner & Müller in Witzenhausen liefert auch eine Schnelldampfwaschmaschine „Hexe“, die für häusliche Wäsche gute Dienste leistet und den gefürchteten „Waschtag“ nicht mehr so sehr fühlen lässt.

Das Oberteil des zweiteiligen Waschkessels greift in das untere Teil hinein, so dass sämtliches Schwadewasser unmittelbar in das Unterteil zurücklaufen muss. Während das eine Trommelachsenlager vollständig im Innern des Kesselunterteils liegt, ist das andere so angeordnet, dass beim Drehen der Trommel kein Wasser herauslaufen kann. Die eigentliche Waschtrommel hat, wie die Abbildung zeigt, viele Spüllöcher. Durch diese Spüllöcher wird die Waschkraft bis aufs höchste

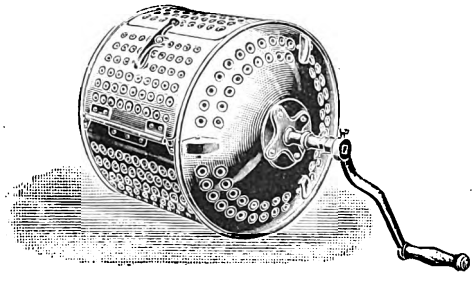
Digitized by Google

gesteigert. An der Trommel ist ein hebelartiger Verschluss angebracht, der auch im heissen Zustande ein leichtes und bequemes hantieren zulässt. Damit sich die Trommel beim Füllen und Entleeren nicht selbsttätig dreht, ist eine Abstellvorrichtung an der Trommel vorgesehen. Da bei anderen Waschmaschinen sehr leicht schadhafte Stellen in der Wäsche entstehen, so hat die „Hexe" als Vorzug die drei Mitnehmer aus Buchenholz, die zugleich als intensiv wirkende Schöpfer dienen. Ferner stellen sich fast bei allen Waschmaschinen bei der eigenen Reinigung oft sehr grosse Schwierigkeiten ein. Auch diesem Übelstand hat die Firma Aeolus-Werke Dr. Platner & Müller, Witzenhausen, an ihrer Waschmaschine „Hexe" beseitigt. Und zwar sind an derselben die Wäschemitnehmer mit leichter Mühe zu entfernen, so dass es dadurch möglich ist, dass man sämtliche Teile der Maschine gut vom Schmutz säubern kann. Hat man die Mitnehmer aus der Waschtrommel entfernt, so kann man die Waschmaschine sehr gut als Kartoffelwäscher verwenden. Legt man in den Unterteil des Waschkessels ein Bodensieb, so ist die „Hexe" als Kartoffeldämpfer verwendbar, während sie sich ohne Sieb vorzüglich als Einkochkessel eignet.

Der Unterofen ist aus mehreren, leicht auswechselbaren, aus Ia Gusseisen bestehenden Teilen zusammengesetzt und hat einen grossen Feuertopf mit innerer Feuerbrücke und praktischer Reguliervorrichtung. Der Ofen brennt infolge letzterer sehr sparsam, bringt aber trotz alledem das Wasser sehr schnell zum Kochen. Die Füsse sind aus Schmiedeeisen gehalten, so dass sie gegen Bruch gesichert sind.



Schnelldampfwaschmaschine „Hexe".
(Aeolus-Werke Dr. Platner & Müller, Witzenhausen.)



Trommel der Schnelldampfwaschmaschine „Hexe".

Bei der so gut durchdachten Waschmaschine „Hexe" wurde selbstverständlich auch darauf Rücksicht genommen, dass der Ofen als Plättofen oder kleiner Herd benutzt werden kann. Die Firma Dr. Platner & Müller in Witzenhausen steht mit weiteren Angaben gern zur Verfügung und können von derselben Prospekte kostenlos gefordert werden. (Schluss folgt.)

Die deutsche Motoren-Industrie.

Von Ingenieur Binder.

Die Besprechung der einzelnen Firmen konnte von uns nur nach Massgabe der Reihenfolge des Unterlageneingangs vorgenommen werden. Die Redaktion.

Die Dampfmaschine arbeitet bekanntlich sehr unökonomisch, ferner erfordert diese grosse Anlagekosten und es dauert längere Zeit bis dieselbe in Betrieb kommt. Für viele Zwecke, besonders wo es sich um geringeren Kraftbedarf handelt, wird daher der Explosionsmotor die Dampfmaschine vorteilhaft ersetzen. Die grössten Werke, die sich mit der Herstellung derartiger Maschinen befassen, befinden sich bekanntlich in Deutschland.

Die Wirkungsweise der Explosionsmotoren beruht darauf, dass brennbare Gase z. B. Leuchtgas oder brennbare Flüssigkeiten (Benzin, Petroleum, Spiritus) respektive im letzteren Falle deren Dämpfe mit Luft gemischt werden. Dieses Gemenge wird dann durch irgendeine

Digitized by Google

Zündvorrichtung zur Explosion gebracht und so Kraft erzeugt, die auf einen Kolben wirkt, welcher dann die Maschine treibt. Was die Wirtschaftlichkeit der Explosionsmotoren betrifft, so ist dieselbe ungefähr dreimal so gross wie die einer Dampfmaschine.

Kleine Dampfmaschinen haben eine Wirtschaftlichkeit von zirka 1,7%, Gasmaschinen 18 bis 28%, Petroleummaschinen 12 bis 126, Benzinmotoren 14 bis 17%, d. h. soviel der in der Kohle oder den Flüssigkeiten enthaltenen Wärme wird in Arbeit umgesetzt.

Die Betriebskosten für die verschiedenen Maschinen sind ungefähr folgende:

1 Pferdekraft erfordert in der Stunde an Kosten:

Dampfmaschine	Gasmaschine	Petroleum	Benzin
	Leuchtgas		
10 — 1,4 Pf.	8,4 — 5,4 Pf.	9 — 4 Pf.	8—6 Pf.

Für 100 Pferdekräfte treten folgende Verhältnisse ein:

Dampfmaschine	Gas (Leuchtgas)	Dieselmotor
5,2 Pf.	6,4 Pf.	7,1 Pf.,

bei nur 25 Pferdekräfte:

11 Pf.	7,3 Pf.	7,0 Pf.

Hieraus ersieht man, dass bei kleinerem Kraftbedarf die Explosions-Motore bedeutend billiger sind. Für Orte, an welchen kein Leuchtgas zu bekommen ist, wird durch kleine Anlagen Gas hergestellt, so dass die Gasmaschine auch an solchen Orten Verwendung finden kann. Ferner können auch die Abgase von Hochöfen in Gasmaschinen in Kraft verwandelt werden.

Ein sehr bemerkenswerter Motor ist der Dieselmotor, in diesen können fast alle brennbare Flüssigkeiten Verwendung finden, auch bedarf derselbe keiner besonderen Zündvorrichtung, da die Explosion durch starkes Zusammenpressen des Gemisches bewirkt wird, ähnlich wie dies im pneumatischen Feuerzeug geschieht. Zu welcher grossen Verwendung die Explosionsmotoren fähig sind zeigen die Automobile und Flugmaschinen, die bekanntlich alle durch Explosionsmotore getrieben werden. Auch für landwirtschaftliche Betriebe sind die Explosionsmotore sehr geeignet und können eventuell die Lokomobilen ersetzen.

Zu den leistungsfähigen deutschen Firmen, die Verbrennungsmotore bauen und neue Exportverbindungen suchen, zählen wir das Eilenburger Motoren-Werk in Eilenburg (Prov. Sachsen), das als langjährige Spezialität Verbrennungsmotoren für alle in Frage kommenden Brennstoffe wie: Benzin, Benzol, Petroleum, russisch Naphtha, Solaröl, Rohöl, Sauggas usw. baut und unter der Schutzmarke: E-M-W-Motoren in den Handel bringt. Eine der neuesten Typen ist das Export-Modell „C", welches in Abb. 1 dargestellt ist. Ein besonderes Merkmal dieser Maschine ist die gekapselte Bauart, durch welche das gesamte Triebwerk vor Staub und Feuchtigkeit geschützt wird. Eine Bewegung ist an der ganzen Maschine kaum wahrzunehmen, da ausser der rotierenden Schwungscheibe bewegte Massen nicht zu sehen sind; der Motor macht infolgedessen selbst bei hoher Umlaufzahl den Eindruck der Ruhe. Die Konstruktion des Reglers und der Ansaugorgane ist so durchgebildet, dass der Motor sowohl mit niedriger als auch mit höherer Umlaufzahl arbeiten kann, wodurch die Möglichkeit gegeben ist, den Motor den jeweiligen Verhältnissen anzupassen. Diese Type wird in Ein- und Mehrzylinder-Anordnung von 2 bis 70 PS gebaut. Ein Modell liegender Bauart zeigt Abb. 2. Diese Maschine wird als Type „Kl" in Ein-

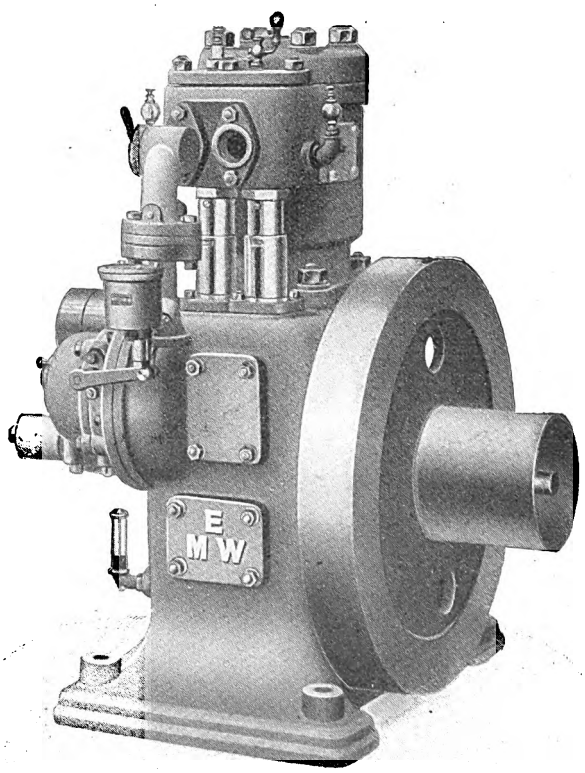


Fig. 1. E-M-W-Motor, Modell „C".
(Eilenburger Motoren-Werk, Eilenburg, Prov. Sachsen.)

Digitized by Google

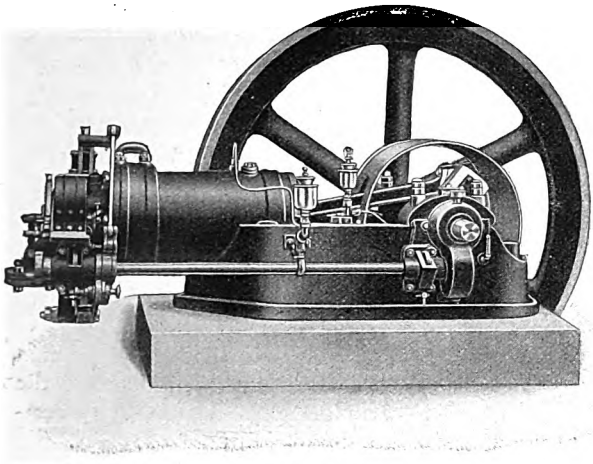


Fig. 2. E-M-W-Motor, Modell „KL". (Eilenburger Motoren-Werk, Eilenburg, Prov. Sachsen.)

zylinderbauart in Grössen bis zu 50 PS geliefert und ist hauptsächlich für stark beanspruchte Betriebe bestimmt. Als Brennstoff kommt für die grösseren Typen der Motoren vornehmlich Sauggas in Frage. In Abb. 3 ist ein Rohöl-Motor-Modell „RR" zur Darstellung gebracht. Die geschlossene Bauart gibt der Maschine ein gefälliges Aussehen und macht sie für den Export besonders geeignet. Der Motor ist ein sogenannter Glühkopfmotor und arbeitet im Zweitakt. Für grössere Anlagen (über 30 PS) baut das Eilenburger Motorenwerk Gleichdruck-Rohöl-Motoren liegender Anordnung, welche nach dem bekannten Diesel-Verfahren arbeiten. Diese Maschinen können mit den schwersten Rohölen, selbst mit Teeröl betrieben werden und sind daher ausserordentlich billig im Betriebe. Abb. 4

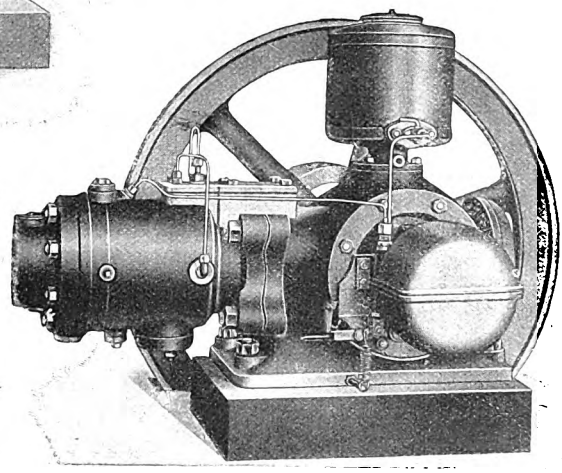


Fig. 3. E-M-W-Rohöl-Motor, Modell „RR". (Eilenburger Motoren-Werk, Eilenburg, Prov. Sachsen.)

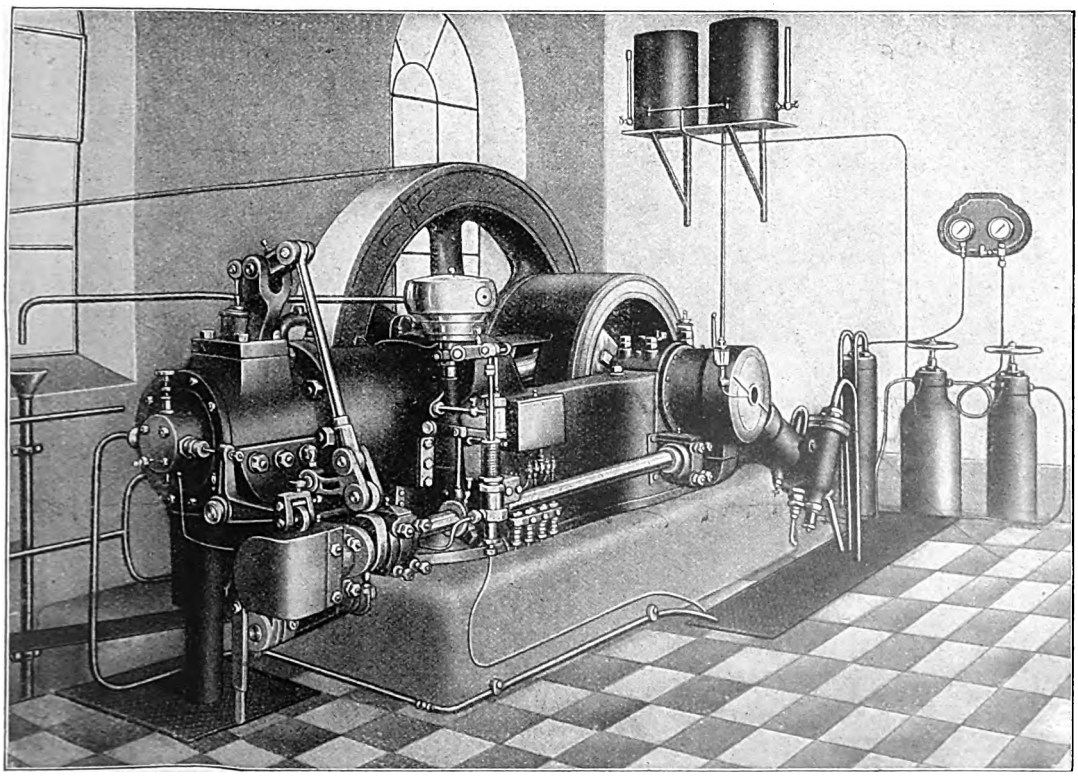
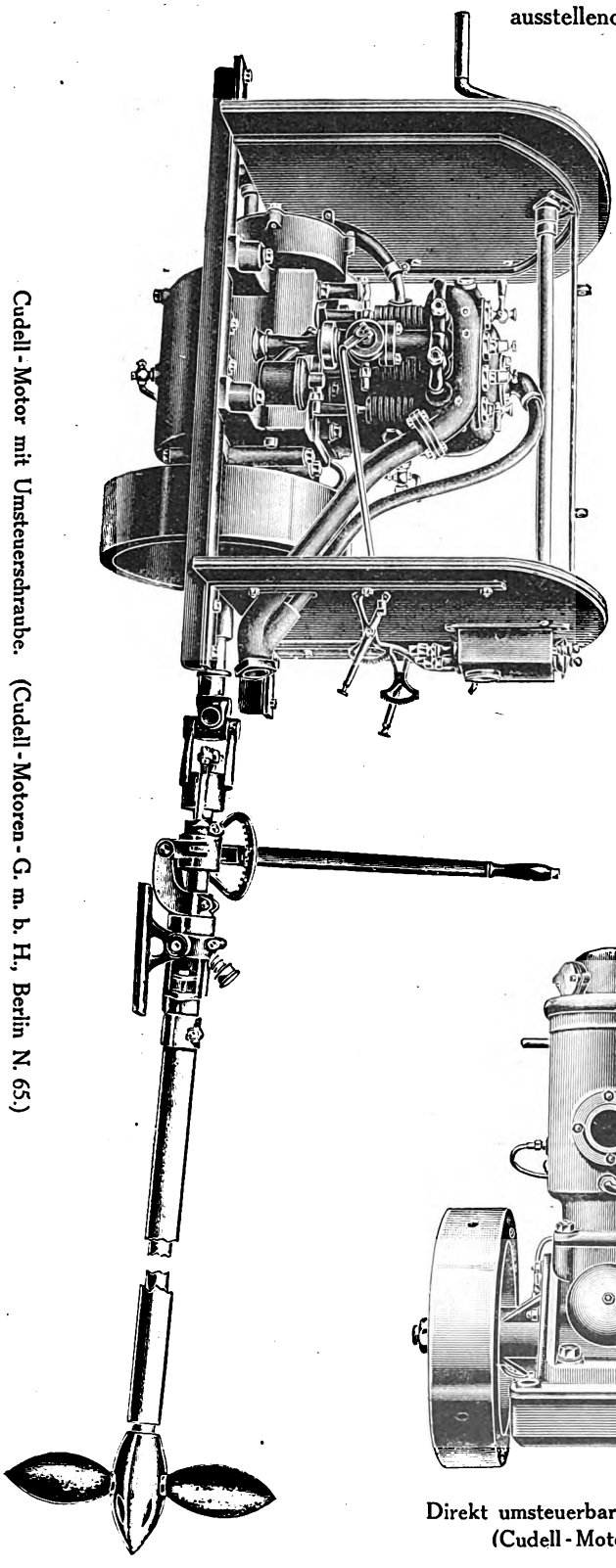


Fig. 4. E-M-W-Gleichdruck-Rohöl-Motor, Bauart Diesel. (Eilenburger Motoren-Werk, Eilenburg, Prov. Sachsen.)

Digitized by Google

zeigt eine komplette 60 PS - Anlage mit E - M - W - Gleichdruck - Rohöl - Motor neuester Konstruktion.



Cudell - Motor mit Umsteuerschraube. (Cudell - Motoren - G. m. b. H., Berlin N. 65.)

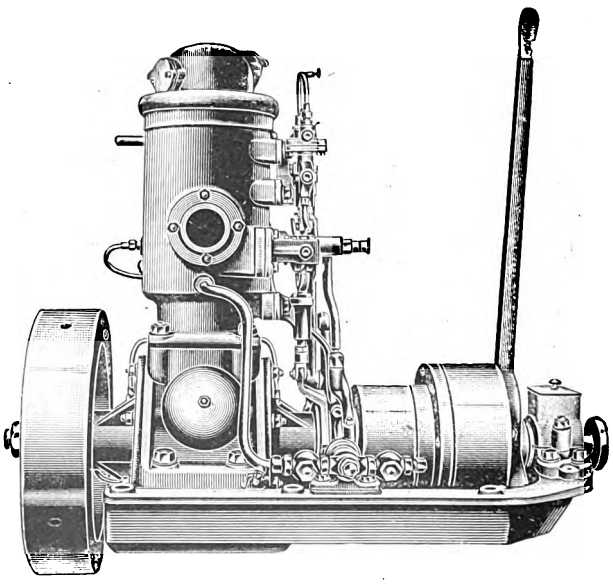
Nicht unerwähnt möchten wir lassen, dass das Eilenburger Motorenwerk erst kürzlich auf der Ausstellung in Gmünd (Österreich) den ersten Staatspreis vor sämtlichen ausstellenden in- und ausländischen Motoren-Fabriken errungen hat, gewiss ein Beweis von der Leistungsfähigkeit dieser Firma.

Ausführliche Prospekte werden von der Firma auf Verlangen Interessenten gern zugeschickt.

Von festen und umsteuerbaren Schiffsschrauben erwähnen wir die Fabrikate der Cudell-Motoren-G. m. b. H. in Berlin N. 65, Reinickendorfer Str. 46.

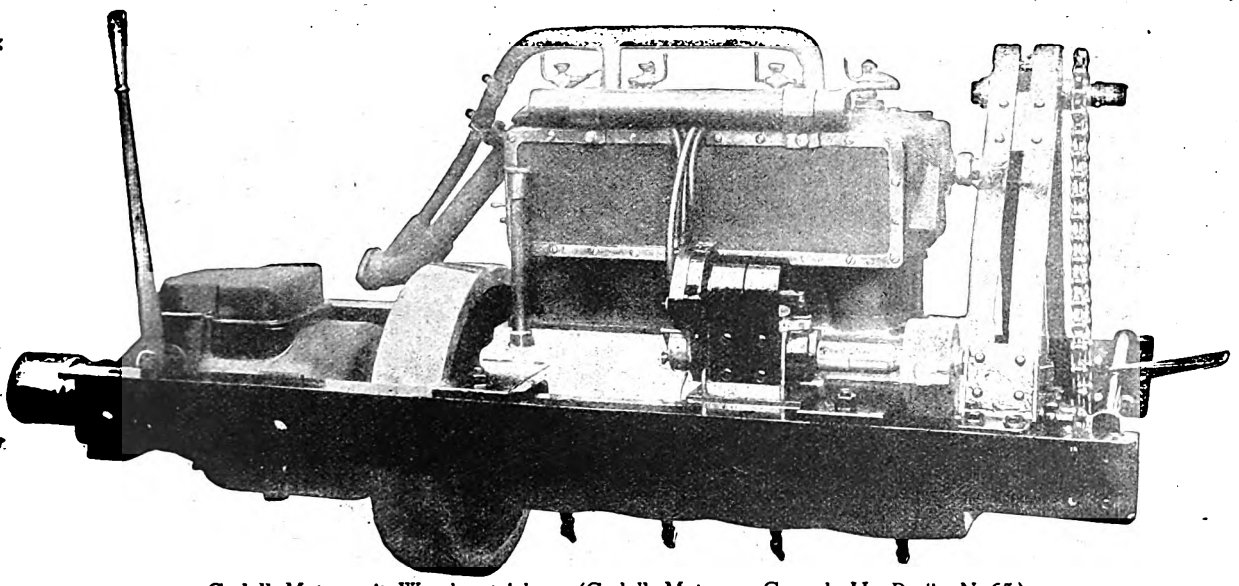
Diese leiden nicht an dem alten Übelstand ungenügender Konstruktion bei Anschluss an Explosionsmotore und beim Einbau in das Boot. Bekanntlich stellen die alten Konstruktionen, wenn nach mehr oder weniger grosser Mühe zu dem zu verwendenden Motor passend gemacht und in das Boot eingebaut, keine einheitliche, dem Gebrauchszweck wirklich entsprechende Anordnung dar.

Während bei den andern Anordnungen zunächst das Stevenrohr zu montieren ist und darauf das Druckkugellager, der Umsteuerhebel usw. an der richtigen



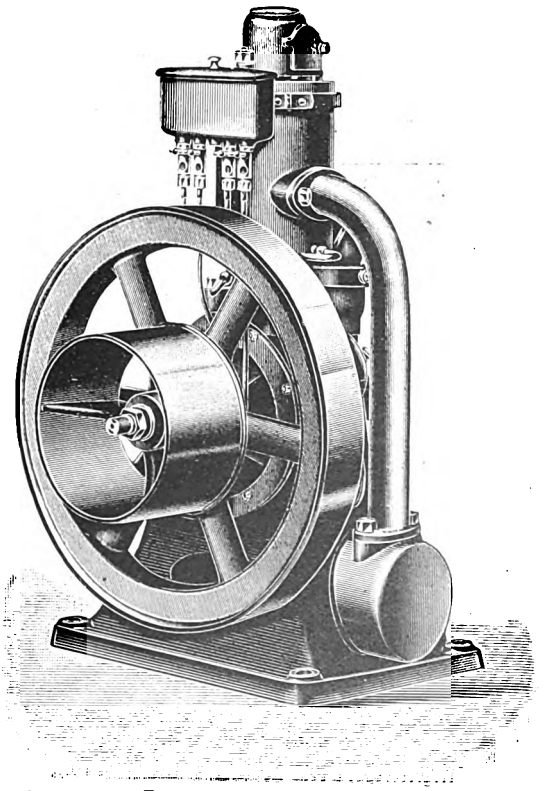
Direkt umsteuerbarer Petroleum- und Rohölmotor 10 HP. (Cudell - Motoren - G. m. b. H., Berlin N. 65.)

Digitized by Google



Cudell-Motor mit Wendegetriebe. (Cudell-Motoren-G. m. b. H., Berlin N. 65.)

Stelle des Bootes (alles genau zueinander passend und ausgerichtet) anzubringen war, stellen die Cudell-Schiffsschrauben, sowohl die umsteuerbaren wie die festen, ein einziges Ganzes dar, welches sich in leichtester Weise an nur einer Stelle im Boot ohne jedes Ausrichten montieren lässt. Die Cudell-Motoren-G. m. b. H. hat zu diesem Zweck die Schiffsschraubenwelle von vorn bis hinten, d. h. vom Propreller bis zum Anschlussende des Motors als zusammenhängendes Ganzes, gewissermassen aus einem Stück hergestellt. Dasselbe Lagergehäuse, welches das Druckkugellager für Vorwärts- und Rückwärtsfahrt enthält, trägt auch die Stopfbüchse; das Stevenrohr ist als Schutzrohr für die Schraubenwelle ausgebildet und geht von dem Propeller einerseits bis zum Drucklager andererseits. Das Drucklager selbst ist drehbar in einem Lagerstuhl eingelagert, so dass dieser Lagerstuhl unbeschadet der Neigung der Schraubenwelle horizontal montiert werden kann. Endlich trägt das Drucklager auch noch den Hebel für die Umsteuerung, so dass dieser nicht erst besonders montiert zu werden braucht. Die Montage ist infolgedessen sehr vereinfacht. Man braucht den Steven nur in dem gewünschten Neigungswinkel zu durchbohren, zieht das Schutzrohr, welches, wie gesagt, gleichzeitig Stevenrohr ist, durch die Bohrung hindurch, unterklotzt den Lagerstuhl für das Drucklager und schraubt diesen in der durch das eingeschobene Schutzrohr von selbst angegebenen richtigen Stellung fest. Die Verlängerung des Stevenrohres bis zum Drucklager, welches beliebig weit nach vorn im Boot angebracht werden kann, hat den weiteren Vorteil, dass der Wassereintritt von selbst fast unmöglich gemacht wird, da die vorn erhöht befindliche Stopfbüchse kaum noch Wasserdruck hat. Wie aus den Abbildungen ersichtlich, erfolgt die Steuerung der Schraubenflügel nicht durch einen Schlitz in der Hohlwelle, sondern durch den Kardanknopf. Die Welle wird also nicht wie bei anderen Konstruktionen durch einen Schlitz geschwächt.



Stationärer Petroleum- und Rohölmotor.
(Cudell-Motoren-G. m. b. H., Berlin N. 65.)

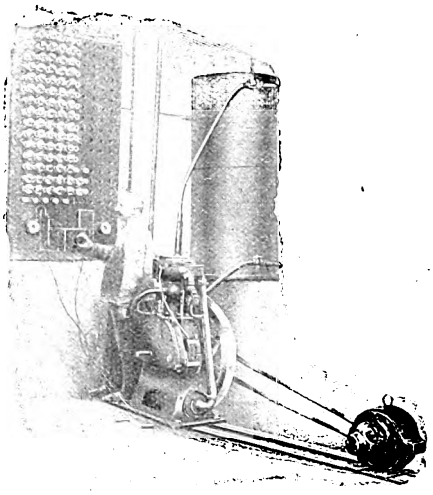
Digitized by Google

Der Anschluss der festen und umsteuerbaren Schiffsschraubenwellen an das Motorschwungrad oder das Wendegetriebe erfolgt durch ein Glockenkardanstück mit Flansch, welches einfach durch 6 Schrauben aufgesetzt wird. Dieser Glockenkardan mit seinen Gleitsteinen aus Phosphorbronze hat axiale Schlitze, in denen die Gelenkwelle sich in axialer Richtung beliebig verschieben kann. Der Motor kann infogedessen unter keinen Umständen weder bei Vorwärts- noch Rückwärtsfahrt Druck von der Schraubenwelle erhalten. Die auf diese Weise mit einer vollständigen Doppelgelenkachse eingebauten Schiffsschraubenwellen können in jedem beliebigen Winkel zur Motorwelle arbeiten. — Der Motor kann also horizontal stehen und die Schraubenwelle geneigt. Richtungsverschiedenheiten der Motorachse und der Schraubenwelle infolge von Montagefehlern oder infolge späteren Verziehens der Bootskörper werden auf diese Weise stets völlig ausgeglichen. Die Montage und Demontage des Gelenkachsenanschlusses ist in wenigen Augenblicken möglich, der ganze Einbau wesentlich vereinfacht und Fehler beim Einbau unmöglich gemacht.

Die festen Schiffsschraubenwellen sind genau so konstruiert wie die umsteuerbaren; nur ist die Schraubenwelle massiv, und Umsteuerhebel nebst Mechanismus fallen fort.

Die Wendegetriebe, die die Cudell-Gesellschaft zu festen Schiffsschrauben liefert, sind vollständig eingekapselt und arbeiten ohne Kette. Sie haben gehärtete Zahnräder und eine ungeteilte Welle. Derartige Wendegetriebe liefert die Gesellschaft auch lose, und es laufen tatsächlich äusserst viele an Motoren aller Sorten.

Ein anderes Sonderfabrikat der Cudell-

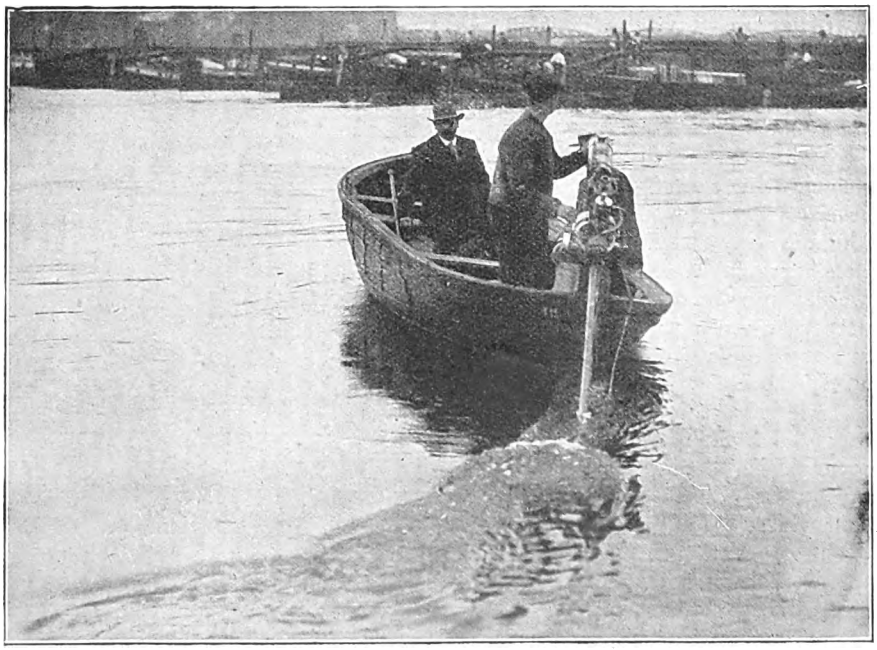


Elektrische Bremsung.
(Cudell-Motoren-G. m. b. H., Berlin N 65.)

Werke ist der automatische Cudell-Vergaser, der von den ersten deutschen und ausländischen Motorfabriken benutzt wird und an zahlreichen öffentlichen Erfolgen beteiligt ist. Beim diesjährigen deutschen Wettbewerb der Flugmotoren hat ein N. A. G.-Motor mit Cudellvergaser die Rekordziffer 214 g Verbrauch pro PS-Stunde aufgestellt, etwas was man vor kurzem noch für ganz unmöglich gehalten hätte.

Nach diesem kurzen Hinwes wollen wir uns noch der Motorschraube — einem trag- und aufsteckbarem Bootsantrieb — zuwenden. Wohl wenige Bootsantriebe dürften sich derartiger Verbreitung und Beliebtheit erfreuen, wie gerade die „Motorschraube". Mit dieser Motorschraube kann man in 10 Minuten jedes beliebige Boot in ein Motorboot verwandeln.

Die Motorschraube ist besonders leicht



Motorschraube. (Cudell-Motoren-G. m. b. H., Berlin N. 65.)

Digitized by Google

zu handhaben. Nachdem der Motor in Gang gesetzt ist, kann man die Geschwindigkeit des Fahrzeuges dadurch regeln, dass man die Schraube mehr oder weniger tief im Wasser arbeiten lässt oder durch die Veränderung der Tourenzahl des Motors. Die Stellung der Schraube wird darauf in der gewünschten Tiefe durch eine Feststellvorrichtung gesichert und die Steuerung des Bootes durch Drehung des ganzen Apparates um seine vertikale Achse erzielt. Die einzige Bedienung des Apparates besteht in der Füllung des Benzin-Reservoirs und der Ölung des Motors von Zeit zu Zeit, wozu eine Ölpumpe vorhanden ist.

Die Motorschraube ist ganz allgemein anwendbar, nicht nur für Ruderboote, sondern auch für Segelboote, Jachten usw., wo dieselbe als Hilfsmotor für das Ein- und Auslaufen, für die Passage von Kanälen, bei Windstillen, bei Segelhavarien und in zahlreichen anderen Fällen die wertvollsten Dienste leisten kann. Sowie die Jacht wieder unter Segel läuft, wird die Schraube aus dem Wasser gehoben und fixiert, oder der ganze Apparat aus dem Wasser gezogen wie ein Ruder. Besonders geeignet ist die Motorschraube für Kolonialländer, deren Wasserstrassen wegen Fehlens der Landstrassen grossen Verkehr aufweisen, es können damit bis zu 10 Tons und bei ruhigem Wasser bis zu 15 Tons Lasten befördert werden.

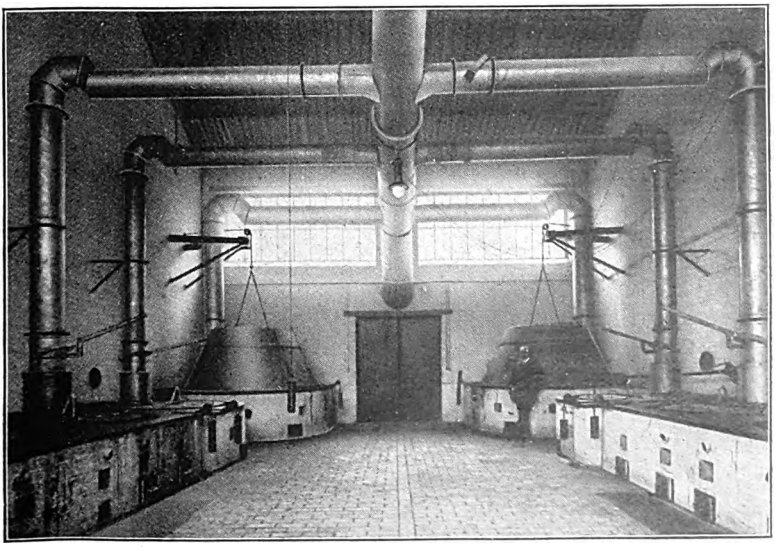
Wir veröffentlichen nun noch einige weitere Abbildungen und verweisen bei diesen ganz besonders darauf, dass jeder einzelne von der Cudell-Gesellschaft gelieferte Motor elektrisch und mechanisch vor Versand genau geprüft wurde, denn nur auf der Bremsstation zeigt es sich, ob die Motoren absolut fehlerfrei sind, ob die Kompression richtig ist, die Ventile gut passen usw. Die Firma legt sich deshalb bei der Bremsung jede Strenge auf und lässt niemals einen Motor hinaus, der nicht eine beträchtlich grössere Leistung hat, als die Bezeichnung angibt. (Fortsetzung folgt.)

Moderne Lackfabrikation.

Wie die riesige Entwicklung der deutschen Industrie und des deutschen Handels die deutsche Weltgeltung beträchtlich vermehrt haben, wie heutzutage fast jeder deutsche Industriezweig auf dem Weltmarkt siegreich gegen alle Rivalen seine Erzeugnisse absetzt, so hat auch die deutsche Lackfabrikation, gestützt auf die modernsten Hilfsmittel der Technik und Wissenschaft, in energischem, exaktem und zielbewusstem Schaffen, durch ihre hervorragenden Leistungen längst Weltruf sich erworben. Es bedarf nicht mehr des kostspieligen Umweges über England, nicht mehr des teueren englischen Namens, nein, der deutsche Lack ist heute selbst in englischen Kolonien als deutscher Lack ohne Umtaufe gesucht.

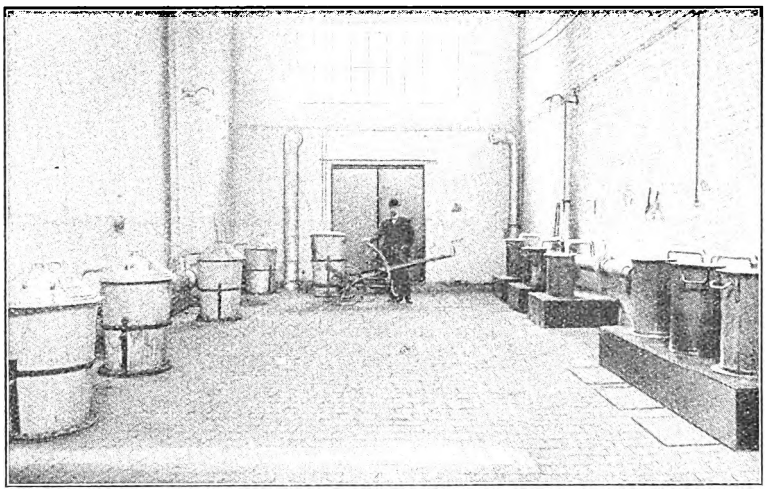
Wie die Errungenschaften eines Zweiges allen anderen zugute kommen, so hat auch die Lackfabrikation sich die Leistungen anderer Zweige dienstbar gemacht und unterstützt ihrerseits wieder die anderen. Erwähnt seien hier nur von neuesten Spezialitäten die immer mehr vervollkommneten, auf wissenschaftlicher Basis hergestellten Rostschutzanstriche, neue sinnreiche Polierverfahren, weissglutbeständige Anstriche, wetter- und wasserfeste, säuren- und laugenfeste Emaillen, desinfizierende und durch Desinfektionsmittel unangreifbare Lacke, Flugzeug-Imprägnierungen, nicht brennbare Lacke, Pneumatik-Lacke u. dgl.

Es ist somit bei der Vielseitigkeit der Verwendung der Lacke sicher für jeden inter-



Öl-Lacksiederaum mit 10 grossen Kesseln von 1800 bis 5000 kg Fassungsraum. Inhalt über 20000 kg in je einem Sud. (Deutsche und Österreichische Lackfabriken, Franz Megerle, Friedberg, Hessen und Wien XXI.)

Digitized by Google



Innenansicht einer Kopalschmelzanlage.
(Deutsche und Österreichische Lackfabriken, Franz Megerle, Friedberg, Hessen und Wien XXI.)

essant, über ihre Fabrikation wenigstens im Umrisse unterrichtet zu sein.

Eine moderne Lackfabrik zergliedert sich in mehrere grosse Abteilungen, deren wichtigsten die Öl- und Schmelz-, die Sprit- und die Farbenabteilung sind und die ihrerseits wieder eine Reihe von Untergruppen umfassen. Dass in einer modernen Lackfabrik die Feuersgefahr auf ein Minimum durch explosionssichere Lagerung von Terpentinöl, Benzin, Spiritus u. dgl. und andere weitgehende Vorsichtsmassregeln herabgedrückt ist, dass von irgendeinem Dunstgeruch, geschweige denn einer Geruchsbelästigung nichts mehr zu merken ist, dass für Arbeiterschutz alle Vorsorge getroffen ist und dass überhaupt alles in rationellster, hygienischer Weise betrieben wird, sei nur kurz erwähnt.

Etwas abseits von den anderen Gebäuden steht das sogenannte Schmelzhaus. Es umfasst die eigentliche Schmelze, die Ölsiederei und die Verdünnungs- und Abkühlräume. In der Schmelzerei werden die durch besondere Maschinen je nach Bedarf verschieden verkleinerten Kopale, in abfahrbaren Kesseln à 200 kg und in Handkesseln à 50 kg Inhalt, der Schmelzung unterworfen, bei Temperaturen zwischen 300 und 400 Grad, um sie erst dadurch für die Zwecke der Lackfabrikation verwendbar zu machen und wenn sie gut und klar durch geschmolzen sind, mit Öl versetzt.

In der Ölsiederei werden in Kesseln von 2000—5000 kg Inhalt einmal Standöl u. dgl. gekocht, dann aber auch die in der Schmelzerei erzielten Halbfabrikate weiter verarbeitet, indem sie hier mit Trokkenstoffen und anderen Präparaten weiter verkocht werden, bis das entstanden ist, was man einen Öllack nennt. Natürlich werden alle diese Kessel von ganz getrennten Heizgängen aus gefeuert und abgekühlt, die sich bildenden Dünste werden von weiten über den Kesseln befindlichen Rohren aufgesaugt, in besonderen Kondensationsapparaten verdichtet und dann in Schornsteine von 35—40 m Höhe geleitet. Die fertiggestellten Sude werden mittels besonderer Pumpwerke durch grosse Rohrleitungen in dem Filterraum direkt in die Pressen und von dort durch ein weitverzweigtes Röhrensystem in die bis 10000 kg fassenden Standgefässe der ausgedehnten Lagerräume gedrückt.

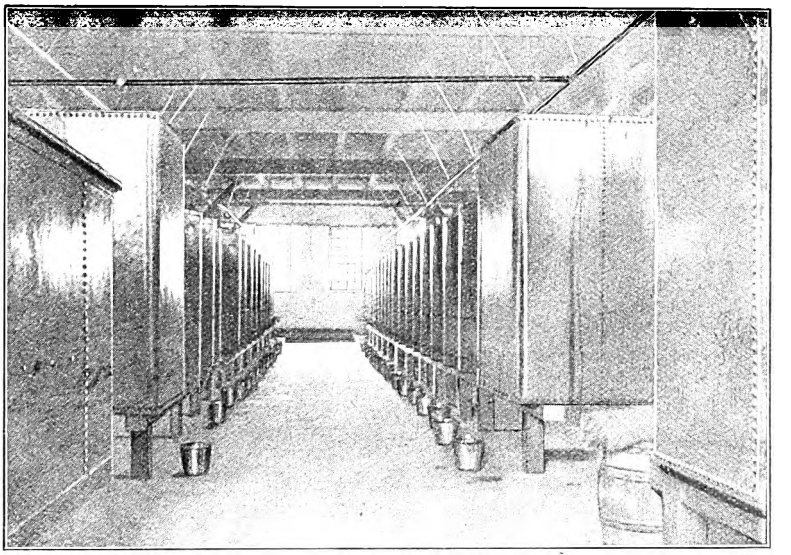
Die Herstellung von Spirituslacken, Mattierungen usw. erfordert auch besondere Sorgfalt. In besonderen, man möchte sagen, raffiniert eingerichteten und ausgestatteten Räumen

Ein Lacklager. (Deutsche und Österreichische Lackfabriken, Franz Megerle, Friedberg, Hessen und Wien XXI.)

Digitized by Google

werden in kalten und mit Dampf geheizten Rührwerken und Kochbottichen Schellacke, Spritkopale und die anderen Rohmaterialien der Lösung und Weiterverarbeitung unterworfen, in einem andern Raume in eigens konstruierten Spezialfiltern blank filtriert und dann auch, wie die Öllacke, in die Lagerräume gepumpt.

In der Farbenabteilung werden meist nur für eigenen Bedarf die nötigen Körperfarben selbst hergestellt. Man sichert sich dadurch eine stets gleichbleibende, den eigenen Wünschen angepasste Qualität und Nuance. Die maschinelle Einrichtung ist die gleiche wie bei den grossen Farbfabriken. Zur Farbabteilung gehören auch noch die weiten, ausgedehnten Hallen, mit ganzen Fluchten von Mühlen, auf denen die Lacke mit der gewünschten Farbe abgerieben werden. Dies geschieht je nach der Eigenart des Lackes und dem Verwendungszweck in grossen Knet- und Mischmaschinen, die über 2000 kg fassen, auf Trichtermühlen, vornehmlich solchen mit Porzellanscheiben, und auf den leistungsfähigen Dreiwalzenmühlen. Auch für die Vorratslagerung der fertigen Lackfarben sind wieder besondere Ständer und Leitungen nötig.



Ein Lacklager. (Deutsche und Österreichische Lackfabriken, Franz Megerle, Friedberg, Hessen und Wien XXI.)

Von ausgezeichneter Wichtigkeit für die Leistungsfähigkeit einer Fabrik sind auch ihre Kontroll- und Versuchs-Laboratorien. Hier werden einmal sämtliche Erzeugnisse mit älteren Standmustern verglichen, Kontrollbestimmungen vorgenommen und die entweder aufgestrichenen oder gespritzten oder getauchten Lacke genau denselben Bedingungen wie bei ihrer späteren Verwendung unterworfen. Dann aber werden hier in nie rastenden Versuchen neue Rohstoffe untersucht und ausprobiert, alte — andern Behandlungen und Fabrikationen unterworfen, kurz, in der Vervollkommnung der Lacke wird immer weiter vorwärts geschritten. Hier werden ganz nach Wünschen und Spezialzwecken der Verbraucher Lacke zusammengestellt und geschaffen und die neuesten Errungenschaften auf allen Gebieten auf ihre Verwendungsmöglichkeit untersucht, in dem ständigen Bestreben den Deut-

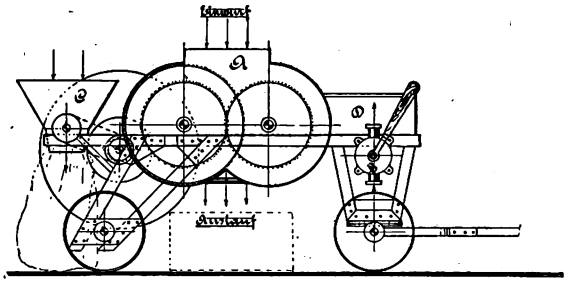
Digitized by Google

schen des Auslandes Mittel an Hand zu geben, mit welchen sich Fabrikate anderer Länder verdrängen lassen.

Die beigegebenen Abbildungen sind photographische Aufnahmen aus der Friedberger Fabrik der Deutschen und Österreichischen Lackfabriken, Franz Megerle, Friedberg (Hessen), und Wien XXI, bekanntlich eine der ersten Firmen der Branche. Weitere Abbildungen verbietet der beschränkte Raum. Interessenten seien auf den prächtig ausgestatteten anregenden Katalog obiger Firma verwiesen, der eine grosse Anzahl solcher Originalaufnahmen enthält. Dr. —r.

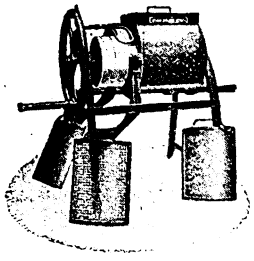
Die deutsche Maschinen-Industrie für Steinholz (Xylolith), Kunststein und Kunstmarmor usw.

Der Spezialmaschinenbau macht in Deutschland immer grössere Fortschritte. Monat für Monat erfahren wir von neuen Maschinen, die alle darauf angelegt sind, Menschenkraft möglichst auszuschalten, da diese immer teurer wird. Mit mehr oder weniger Erfolg ist auch auf dem Gebiete der Fertigung von Kunststein, Terrazzo, Edelputz und Steinholz usw. die deutsche Maschinenindustrie bemüht, immer neue Hilfsmittel, Maschinen und Handwerkszeuge zu liefern.

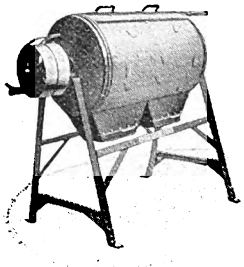


Fahrbare Steinholz-Nassmischmaschine „Fix".
(Hugo Jacobi, Maschinenfabrik, Leipzig.)

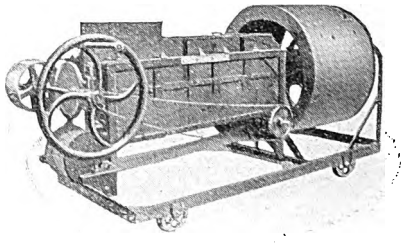
Firma Hugo Jacobi, Maschinenfabrik in Leipzig, Büro: Oeserstr. 12, gebaut werden. Seit Beginn dieses Jahrhunderts arbeitet die Firma daran, die vorhandenen Spezialmaschinen immer mehr zu vervollkommnen. Der Inhaber der Firma Jacobi ist als Fachmann in der Lage gewesen, verschiedene Neukonstruktionen fertigen zu können, die wir teilweise im Bilde zeigen. Die wichtigsten Maschinen sind unter anderem: Schnell-Mischmaschinen „Rapid", „Intensiv-



Universal-Granitbereitungs- und Nassmischmaschine.

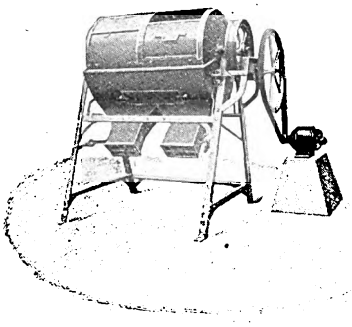


Schnellmischmaschine „Rapid" A.
(Hugo Jacobi, Maschinenfabrik, Leipzig.)

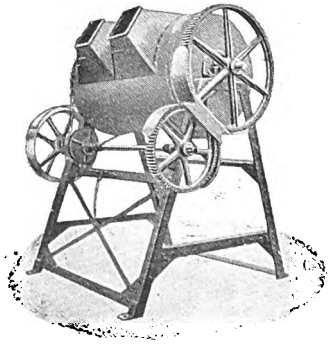


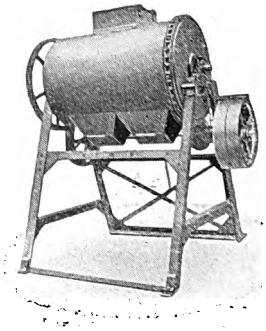
Kunstmarmor-Aderungsmaschine.

In diesem Artikel sei infolge des knappen Raumes nur der Maschinen gedacht, die von der rapid" und „Fix", letztere als fahrbare Nassmischmaschine; Plansiebmaschinen,



Schnellmischmaschine „Rapid" B mit elektrischem Antrieb.



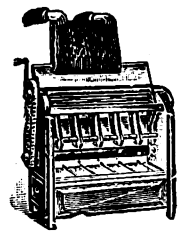


Schnellmischmaschinen „Intensivrapid".
(Hugo Jacobi, Maschinenfabrik, Leipzig.)

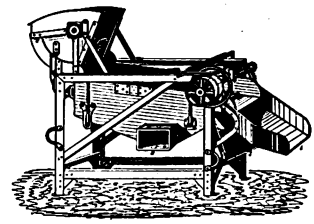
Digitized by Google

Bürstensiebmaschinen, Trommelmühlen, Sackausklopfmaschinen, Kunstgranit- und Marmoraderungs-Maschinen, Mustersägemaschinen kombiniert mit Schleifmaschinen sowie die neue „Jacobi-Holzmehlmühle“ und sonstige Zerkleinerungsmaschinen.

Bürstensiebmaschine N. I.



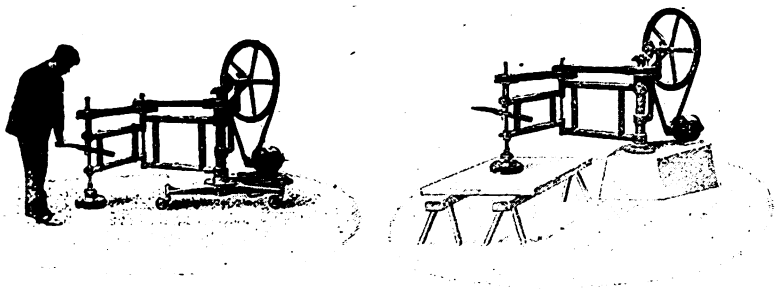
Sackausklopfmaschine.



Plansiebmaschine.

(Hugo Jacobi, Maschinenfabrik, Leipzig.)

Eine praktische Universal-Schleifmaschine mit elektrischem Antrieb für Fussböden als auch für Platten in Marmor, Granit, Terrazzo usw. zeigen die Abbildungen. Die Konstruktion besteht aus Stahlrohr, ist daher sehr leicht transportabel und unzerbrechlich. Für Terrazzo-Fussböden wird die Maschine auf ein Fahrgestell und für die Werkstattarbeit auf eine Säule geschraubt; diese Maschine ist sehr leistungsfähig.



Universal-Fussboden- und Platten-Schleifmaschine mit elektrischem Antrieb.
(Hugo Jacobi, Maschinenfabrik, Leipzig.)

Leider müssen wir es uns versagen, an dieser Stelle etwas näher auf die vielseitigen Vorteile einzugehen, die von den Jacobischen Mischmaschinen geboten werden.

Doch werden unsere Leser von der Firma direkt gern weitere ausführliche Prospekte erhalten, in denen auch über die verschiedene Verwendungsmöglichkeit einzelner Maschinen nähere Ausführungen enthalten sind. Die Mischer entsprechen den an eine gute Maschine zu stellenden Anforderungen vollauf, was nach Mitteilungen der Firma am einwandfreiesten aus den Nachbestellungen hervorgeht, die die Firma von

LAGER-WEISSMETALLE.

Spezial-Marke **ALBION** Ges. gesch. No. 131794 bestbewährte und preiswerteste Legierung für hohe Beanspruchungen.

Jede andere Legierung nach meiner Liste oder nach kleinen Mustern sehr preiswert.

Ia Modellmetall mit Wismuthzusatz, fast ohne Schwindung, aussergewöhnlich leichtflüssig.

Metall- u. Phosphorbronce-Giesserei C. H. Raue, Dresden 28 r.

Vertreter an allen Plätzen gesucht.
Auserlesene in allen Zonen haltbare
Conserven Gemüse- Frucht-
Carl Säuberlich, Braunschweig.

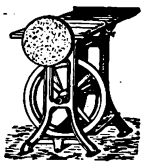
Moderne
Einrichtungen
zum Pressen
von Platten aller Art
und
Asbestkunstschiefer.
Matrizen u. Streuschablonen
für Nass- u. Trockenpressung.
Zementdachziegelmaschinen
Zementmauersteinmaschinen.
Betonhohlblockmaschinen.
Formen
für Stufen, Rohre, Pfosten.
Steinbrecher, Walzwerke.
Sand- u. Kieswaschmaschinen.
L. C. M.-Zementfarben.
Maschinenfabrik
Dr. Gaspary & Co.,
Markranstädt (Deutschl.).
Besuch erbeten.
Katalog No. 364 frei.

Meisenbach, Riffarth & Co
Graphische Kunstanstalten & -druckereien
— Berlin-München-Leipzig —
Druckplatten
ein- u. mehrfarbig für Zeitungen u. illustr. Werke
Druckausführung
von Katalogen, Prospekten, illustriert. Werken
Kunstblätter
in Kupferdruck, Diplome, Wandschmuck, Ansichten von Fabriken, Interieurs etc.

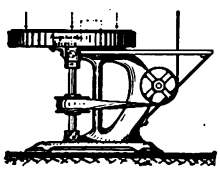
Digitized by Google

in- und ausländischen Firmen erhalten hat.

Neben den Misch-Maschinen bringt die Firma Jacobi noch eine Sieb-Maschine auf den Markt, deren Konstruktion den Beifall der Fachwelt findet,



Muster-Kreissäge m. Schleifmaschine.



Planschleifmaschine.

(Hugo Jacobi, Maschinenfabrik, Leipzig.)

da sie sowohl trockenes als auch feuchtes Material in gleicher gewissenhafter Arbeit siebt. In dem Katalog sind auch noch ausführliche Beschreibungen über Bäckerei-Knet-Maschinen usw. enthalten.

Meiers Adressbuch der Exporteure in Europa. 7. Auflage für 1913/14. Herausgegeben von Rudolf Dudy, Hamburg, Alsterdamm 2. Preis M. 15.—. Zu beziehen durch den Verleger und Herausgeber in Hamburg. — Dieses Handbuch der Exporteure und Importeure hat seinen ständigen Abnehmerkreis, in denen das reichhaltige Werk immer wieder gern aufgenommen wird. Zum erstenmale wurden auch die hauptsächlichsten Importeure der grösseren Städte in Russland mit aufgeführt. Für die im Ausland ansässigen Firmen leistet besonders das Bezugsquellenverzeichnis gute Dienste.

Ingenieur-Akademie
Wismar a. d. Ostsee
für Maschinen- u. Elektro-Ing. Bau-Ing. und Architekten.

Würfelschneidemaschinen
für Bouillonwürfel
C. H. Gätgens, Altona (Elbe).

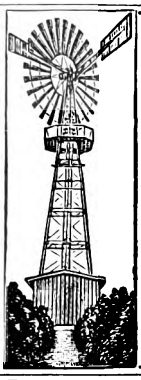
Musikalien für alle Instrumente u. zu jed. Gelegenheit, Klavier, Chor u. humor. Werke, Musikinstrumente u. Bücher liefert schnellstens **Albert Fleck, Leipzig, Nürnbergerstr. 22.**

Pinselfabrik FR. HOFFMANN
Neustadt a/Aisch (Bayern)

Brush Manufactory.
All kind of brushes.
Manufacture de Brosses et Pinceaux.

Billige Bezugsquelle von Pinseln aller Art für Kunst, :: Gewerbe und Industrie ::

D.R.P. D.R.P.
LICHT für Landhäuser, Villen, Kurhäuser etc. unabhängig von Beleuchtungs-Zentralen durch
Autogen-Gas-Apparat.
Gas zu allen Zwecken :: Zuverlässig, bequem, sauber :: Tausendfach glänzend bewährt!
PROSPEKT GRATIS.
J. Walter, Speyer-Dudenhofen 45



Frisches Wasser und elektrisches Licht überall kostenlos

durch windelektrische Anlage mit **„Herkules"-Stahlwindturbine.** Eleganz, Bequemlichkeit und Sauberkeit sind die wesentlichen Merkmale dieser Einrichtung. Dass keine Betriebskosten entstehen, kein Maschinist und keine Aufsicht erforderlich ist, sind ihre besonderen wirtschaftlichen Vorzüge.

Viele tausend Windkraftanlagen bereits ausgeführt.

Die beiden interessanten Broschüren „Die Windkraft" und „Modernes Leben auf dem Lande" versenden wir kostenfrei.

Vereinigte Windturbinen-Werke G. m. b. H.
(vorm. Rudolph Brauns & Carl Reinsch)
Niedersedlitz-Dresden.
Gegründet 1859. 3 Staatsmedaillen, 63 hohe Auszeichnungen.
Bedeutendste Windturbinen-Fabrik der Welt.

Knallkork-Exerzier-Gewehr ein- und mehrschüssig

Grosse Neuheit.

Schwarz & Prem,
Berlin SO. 26, Reichenbergerstr. 11/12.
Grosshandlung für autom. Handfeuerwaffen: II. Abt. Kompl. Jugendwehrausrüstungen.

Chr. Hoffmann-Steinberg'sche Farbenfabriken G. m. b. H., Celle

Schwärzefabrik.

Gegründet 1817.

Schwarze und bunte Farben für sämtliche graphischen Zwecke.

Export nach allen Ländern.

Buntfarbenfabrik.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inder

Gemälde von Prof. Arthur Kampf

Digitized by Google

Sep 21, 1926
LIBRARY
The University Club Library
New York City

Velhagen & Klasings
Monatshefte
Herausgeber: Hanns von Zobeltitz
und Paul Oskar Höcker

XXVIII. Jahrgang 1913/1914 — Heft 1. September 1913

Marion Flora. Roman von Hans von Hoffensthal

Agitato e con passione.

Man mochte an das Florahaus herangehen, von welcher Seite man wollte —

Nahm einer den unteren Weg und blickte den Kirchenacker empor — diesen fast schon blaßgoldenen Roggenacker, in dem der weiche Wind eines fröhlichen Sommertages Wellen schlug —, so stand da eine uralte, mächtige Linde, zehn Grillenlöcher weiter eine sonderbar knorrige Lärche, die mit ihrem kahlen, krummen Wipfel wie mit einem ausgestreckten Arm gegen den Schlern wies, und bald hinter den beiden rindenzerschlissenen, dem schiefergrauen und dem roten Stamme, sonnte sich eine blanke, hellgetünchte Hausfront mit einer Sonnenuhr.

Kam einer von Westen — vom geduckten Schluffwirtshaus her —, so war da ein Trüppchen Föhrenjungvolk, dahinter ein feuchtes, sauber gehaltenes Gemüsegärtchen, und über dem Ast- und Rankengeäder eines hochgezogenen Spaliers leuchtete wieder das lustige Weißgelb der Mauer.

Gegen Norden — nun ja, es gibt Häuser, die zu mindestens dieser ungastlichen Himmelsrichtung ein gleichgültiges, um nicht zu sagen verwahrlostes Gesicht zeigen. Hier beim Florahause aber war keine Seite stiefmütterlich bedacht, und darum stand auch gegen Rittnerhorn und Sarnerscharte zu die Wand rein, hell, und die paar Buchen, die mit dem Hause alt und würdig geworden waren, hatten nur zu schirmen, aber nichts zu verdecken.

Daß nun bei solch allseitiger Nettigkeit auch gegen Osten, der Kirche gegenüber, von deren Vorwiese ein paar Stufen zum rasenbewachsenen Platz führten, alles besonders schmuck, reinlich und freundlich war, versteht sich eigentlich von selbst.

Hier auch lehnten rechts und links von der grünen Haustür breitbeinige, in all ihrem Altvaterstil ein wenig possierlich plumpe Bänke, auch sie in einem Grün, das eben erst aus Buchen-, Linden- und Lärchenjugend gemischt schien, auch sie in einer behäbigen, einladenden Gastfreundlichkeit, wie das schmucke Haus, dem sie gehörten.

Allerdings, der alte Herr, der da in langem Faltenrock und bunter Weste auf der rechten Bank Platz genommen hatte, hätte diesen Platz auch dann gefunden, wenn die Bänke weniger verführend ihre Lehnen geschweift und weniger bequem zum Rasten aufgefordert hätten.

Denn wer von den Lesern, der den ein wenig steifen, doch recht rüstig aussehenden sechzigjährigen Herrn an diesem Sommersonntag so sitzen sieht — behaglich zurückgelehnt, die eine Hand in der Tasche, in der sie, weiß der Himmel, Wichtiges zu tätscheln hatte, die linke lässig an den Knauf des Spazierstockes geschmiegt, an dessen Beinspitze der Bundschuh in leisem Spiel klopfte —, wer von den Lesern, der den Handelsherrn Gottfried von Kummer um diese sonnengesegnete, von leisem, weichem Wind durchwehte Stunde so vor dem Florahause sitzen sieht, käme denn auf den Gedanken, daß der alte Herr hier saß, um an dem Gottesdienst teilzunehmen, der zwei

 Copyright 1913 by Velhagen & Klasing.

Digitized by Google

Dutzend Schritte drüben mit Orgelklang und Sang von frommen Stimmen den Sonntag feierte?

Nun, nach so regelrechtem, demütigem Gottesdienst sah das stillvergnügte Behagen des alten Herrn wirklich nicht aus. Aber es erübrigt nur zu erklären: erstens, daß Gottfried von Kummer sich zu den Bozener Handelsherren zählte, denen sogar der liebe Gott entgegengeht, wenn sie dann und wann so freundlich sind, ihn zu besuchen, und zweitens — ja zweitens war an jenem sonnengesegneten, von leisem, weichem Wind durchwehten Morgen eine so tiefgründige Andacht allüberall in der Natur, in jedem Atemzug eines jeden Geschöpfes, daß Gott selbst auch allüberall war, auf jedem Blatt, auf jedem Moos, allüberall und allerorts und darum auch in jedem Herzen.

Die Berge blauten.

Ihr heller Kranz umschloß eine frohe Welt saatengeschmückter Höhen, starker Wälder und fruchtschwerer Täler. Ein paar Wölkchen, die schon vor Sonnenaufgang weit draußen an den Zillertaler Fernern ihre Anker gelichtet hatten und nun in geruhsamer Fahrt, stattlich in ihrem blendenden Segelschmuck, ihren Kurs gegen die Adamellogruppe hielten, schwebten jetzt gerade zu Häupten des Rittens. In dem Meer von Licht, in dem sie schwammen, schossen die Alpensegler in jauchzenden Flügen umher, und ein Flug von ein paar Dutzend jener beschwingten Sänger, der eben wie ein Bündel sausender Pfeile den flimmernden Raum zwischen zwei Lindenkronen durchschnitt, in einem Nu schon wieder den Kirchturmknauf umflitzte, mit einem schwirrenden Sausen spitzer Flügel steil und jäh in die Höhe sauste, kam bis nahe dorthin, wo die Wolkenschiffe zogen. Von dorther klangen die freudigen Stimmen wie die hellen, frohen Rufe silberner Hörner.

Dann und wann schwoll das Lied der Kirchensänger und das Tönen der alten Orgel, die behaglich wie eine große zufriedene Katze schnurrte, an, und dann klang das Jauchzen der Alpensegler, das einfältig süße Plaudern der Finken rings in den Linden und das vielmillionenfache Musizieren der Insekten, Heupferdchen, Grillen, der Bienen und der eiligen Brummer zu einem Hymnus zusammen, zu dem nun, als wollten sie alles überjubeln, aus dem Turm die Glocken läuteten.

Die Gläubigen, Sommerfrischler und Bauern, die vor dem Kirchentor standen, sanken bei dem Glockenläuten zum Segen in die Knie.

Der alte Herr drüben auf der Bank blieb sitzen. Und seine Beteiligung an dem feierlichen Augenblick, in dem der Priester die Stimme zum Tantum ergo erhob, bestand darin, daß er für diesen Augenblick Pfeife und Schnupftabakdose, mit denen er während des Gottesdienstes gespielt, aus der Hand ließ.

Als aber der Gottesdienst zu Ende war, nahm er geräuschvoll, noch in das Verklingen der Orgel und das Verhallen der Glocken hinein, eine Prise, und während die Kirchengänger ins Freie traten, füllte er die Pfeife, und während die Besucher da und dort sich in Gruppen zusammenfanden, brannte er sie an, paffte ein bißchen, nahm sie aus dem Mund, griff leicht und ohne dabei ein übriges zu tun an die Hutkrempe, um Grüße Heimgehender, die ihm galten, zu erwidern, dem Nicken dieser und jener Dame wohl auch mit einem lauten, etwas herausgepolterten „Guten Morgen“ zuvorzukommen.

Einem Schwarm hellgekleideter Mädchen, der gerade auf der Wiese vorüberhuschte, winkte er lächelnd zu; aber als der Blick seiner kleinen, scharfen Augen auf ein Blondchen in einem blauen Faltenkleide fiel, schwand das Lächeln auf seinem Gesicht, und dieses bekam ein ernstes, unmutiges Aussehen. Er stieß den Stock mit der weißen Beinspitze kräftig auf die Steinplatte, und ebenso heftig, kurz wie dieser frostige Ton von Bein auf Stein klang seine Stimme: „Luisl!“

Das Mädchen wandte sich rasch, warf ihren Gefährtinnen ein eiliges Wort zu, sprang die Stufen herab und stand im selben Augenblick vor dem Rufenden. Sie knickste leicht und anmutig und beugte sich nach seiner Hand.

„Guten Morgen, Papa, was befiehlst du, Papa?“

„Luisl!“

Der alte Herr zögerte eine kleine Weile, dann sagte er langsam, in freundlicherem Ton und doch in einer Art, als ob er wüßte, daß er nichts Angenehmes sagte: „Auf-

Digitized by Google

gepaßt, Kleine. Geh nun den geraden Weg nach Hause, beschäftige dich nützlich in der Küche und sorge dafür, daß um zwölf ein anständiges Essen bereit ist. Eine halbe Stunde vorher mache dich adrett. Wir haben einen Gast, Vetter Isser aus Klausen hat sich angesagt und bleibt den Tag."

„Ach, Papa, gerade heute —"

Sie hielt mit einemmal inne, da sie in Papas Gesicht Spott sah. „Ich weiß, ich weiß," kam er ihr zuvor, „daß heute die Butterpartie in Wolfsgruben ist. Aber, Kleine, ein Gast im Hause geht vor, und schon gar ein junger Herr, der ja nicht meinetwegen auf den Berg kommt —"

Er schmunzelte, und da Luisl sich all ihren Verdruß über die verpatzte Lustbarkeit in einem langen Seufzer vom Herzen lösen wollte, fuhr er, Spott in Stimme und Ausdruck, fort: „Wird deinem Kavalier, dem du dich für den Nachmittag versprochen hast, recht leid tun. Luisl, Luisl — aber ich will darum doch beim Essen ein freundliches Gesicht sehen."

Beim Essen — ja — Seufzer — vielleicht. Aber jetzt sah der Himmel, der als ein Abglanz von Seligkeit aus jedem Jungmädchengesicht strahlen soll, noch recht bewölkt und trüb aus. Und klein, zaghaft klang auch der Gruß: „Adieu, Papa."

„Adieu, Luisl — — halt."

Das Mädchen, das gesenkten Köpfchens schon ein paar achtlose Schritte durch die Pechnelken der Wiese gehastet hatte, wollte umkehren.

„Geh nur, mein Kind," wehrte der Vater, „aber wenn du zufällig," er betonte wieder scharf, spöttisch und lächelte dabei, „auf dem Wege nach Maria Schnee den Flora Heinz sehen solltest, so sag' ihm, daß ich hier vor seinem Hause auf ihn warte."

„Ja, Papa."

Das klang recht seltsam. Traurig, gefaßt und doch so töricht aufrichtig, als hätte sie es Papa nie verheimlichen können, daß sie mit Heinz — ach, mit Heinz, fest ausgemacht hatte, sich gleich hinter dem Weiherwald zu treffen.

⁂ ⁂ ⁂

„Hören Sie," begann der alte Herr unvermittelt, als er sich eben erst in Floras Besuchszimmer gesetzt und mit einer sehr lässigen Geste den jungen Hausherrn zum Platznehmen aufgefordert hatte, „es sind da in der letzten Zeit, na, nennen wir's Redereien in Umlauf gekommen, die besagen, daß Sie mit meiner Tochter so gut wie verlobt seien."

Als Heinz Flora auch nur Miene machte, etwas einzuwenden, fuhr ihn der alte Herr heftig an: „Ruhig. Lassen Sie mich reden. Und hören Sie. Sie sind mit meiner Tochter nicht verlobt. Und werden mit meiner Tochter nie verlobt sein. Nie. Verstehen Sie? — Weil Sie, wenn Sie das wissen wollen, nicht der Mann für meine Tochter sind, weil Sie bisher auch nichts getan haben als sich amüsiert und das bißchen verbraucht. Und weil Sie —"

„Herr von Kummer —"

„Lassen Sie mich zu Ende kommen. Und weil Sie — ein Tagedieb sind —"

„Herr von Kummer —"

„Ja, ein Tagedieb, und weil ich, der Herr von Kummer, mit meiner Tochter ganz andere Pläne habe, als sie einem Bruder Lustikus zu geben, der —"

„Herr von Kummer —"

„Was, Herr von Kummer? Wollen Sie mich nicht zu Ende reden lassen?"

„Es ist mein eigen Haus, in dem —"

Der Ton sollte energisch klingen, eine bewußte Abwehr der Demütigungen, mit denen dieser scharfzüngige alte Herr ihn niederdrückte; aber dem selbstsicheren Auftreten des Anklägers gegenüber verkroch sich der Mut des Verteidigers. Und wurde ganz bescheiden, als Herr von Kummer die Lippen höhnend verzog und dann boshaft langsam, jedes Wort einzeln betonend, zur Antwort gab: „Mein Lieber, es ist eben nicht mehr Ihr Haus. Und — pst — lassen Sie mich doch einmal ausreden — und darum, um darüber mit Ihnen zu sprechen, bin ich da."

Er machte eine kurze Pause, schnupfte und fuhr fort: „Ich war mit Ihrem Vater gut Freund und habe ihn geschätzt, wie er zu schätzen war. Er war ein vornehmer Mann, ein bißchen zu nobel vielleicht, jedenfalls zu gut und leichtgläubig. Er war ein gescheiter Mann, ein Gelehrter fast, ein Geschäftsmann war er nicht. Er hätte sich von Anfang an seinen wissenschaftlichen Studien widmen sollen, darin hätte er es gewiß weiter gebracht als mit der Kommission. Und es wäre nicht dazu gekommen, daß er nichts hinterließ als ein

Digitized by Google

schlecht geführtes, verlottertes Geschäft, dem der Konkurs winkt, und sein Berghaus mit Schulden."

„Es waren nicht viele — nur eine Hypothek von dreitausend Gulden," warf Heinz wie zur Verteidigung des Vaters ein.

„Ich weiß. Was damals nicht war, ist jetzt. Und das haben Sie —" hier sah der alte Kummer sein Gegenüber scharf an, „ausgiebig dazu gemacht."

Dagegen konnte Heinz nichts sagen.

„Erst kürzlich wollten Sie ja wieder Geld auf das Haus nehmen, das Ihnen die Sparkasse aber verweigert hat. Ist's so?"

„Ja."

„Wieviel wollten Sie?"

„Ich habe Unglück in Wachs gehabt, mich in zuviel eingelassen, aber seit den Unruhen in der Lombardei —"

Der alte Herr winkte ab.

„Das geht mich nichts an. Mit den Unruhen in der Lombardei haben andere übrigens auch Geschäfte gemacht. Wieviel wollten Sie?"

Flora besann sich kurz und gab, ohne aufzusehen, zurück: „Ich versuchte es, fünftausend aufzunehmen."

Der alte Herr lachte.

„Die hätten wohl das Dach eingedrückt. Junger Freund, das glaube ich, daß Ihnen das die Sparkasse nicht bewilligen konnte. Aber," hier hob der Sprecher seine Stimme, „von mir können Sie das Geld haben."

„— —?"

„Jawohl, von mir. Und sofort, wenn Sie es wünschen, freilich unter einer Bedingung —"

„Und die?"

„Kommt später," war die kurze Erwiderung. „Zuvor noch: Wenn ich auf Ihr verschuldetes Haus noch die fünftausend lege, so gehört es schon so gut wie mir. Ich will aber nicht grausam sein und Ihnen nicht jede Gelegenheit nehmen, Ihr väterliches Erbe in Ihren Besitz zurückzubekommen. Kurz und gut. Ich lasse Ihnen dazu fünf Jahre Zeit. Zahlen Sie mir bis dahin die Summe ordnungsgemäß zurück, gut. Wollen oder können Sie das nicht, so kündige ich mein Guthaben, und das Haus gehört endgültig mir —"

„Und die Bedingung?"

„Sie lassen meine Tochter in Ruhe. Ziehen sich, da jedes Verhältnis mit ihr gegen meinen Vaterwillen wäre, als Kavalier zurück und lassen sich, wenn Sie auf meinen guten Rat hören wollen, die nächste Zeit hier überhaupt nicht sehen. Sie kommen ja von Rechts wegen ohnehin nur Sonntags über auf den Berg — die nächsten zwei, drei Sonntage treiben Sie sich anderwärts herum. Und dann, über solche Verliebtheit wächst bald Gras."

‚Über meine Liebe nicht,' wollte Heinz Flora beteuern, ‚meine Liebe zu Ihrer Tochter kann auch in Monaten und Jahren nicht erlöschen,' — ja, das wollte er dem trockenen, alten Herrn, der ja nicht wußte, was Liebe ist, ins Gesicht schreien.

Aber er sagte nichts, kein Wort, sondern saß nur ganz still, demütig und fühlte sich schuldig, seine Liebe wie ein Verräter um ein paar tausend Silberlinge zu verkaufen, und schämte sich, daß er es tun konnte, ohne sich dagegen zu wehren, ohne große, leidenschaftlich gesprochene Worte, bewegliche Gesten dagegen zu schleudern, ja, ganz ohne Widerstand, ohne Gegenwehr, ohne Seufzen, ohne jede Träne.

Aber er fühlte so sicher, daß der Unbeugsamkeit dieses alten Herrn gegenüber jeder Widerstand nutzlos wäre, wußte so bestimmt, daß er für jeden Versuch, sich aufzulehnen, nur ein Spottwort erhielt, ein böses Höhnen, bestenfalls ein überlegenes, mitleidiges Lächeln.

Und so schwieg er. Nahm nur die Hand, die ihm über die Lehne herabgeglitten war, und bedeckte damit das Gesicht. Es sollte nicht so aussehen, als ob er weinte. Denn er vergoß keine Träne und wollte keine verlieren. Aber es war ihm, als müßte er vor den spöttischen Blicken des alten Handelsherrn verbergen, wie er sich schämte.

Eine Weile blieb es in dem Zimmer ganz still. Der alte Herr hatte ein paar Minuten lang auf eine Antwort gewartet, auf ein klares Ja oder Nein. Nun, da er sah, daß der andere so still saß und sein Gesicht verhüllte, wußte er, daß dieses Schweigen und dieses In-sich-verloren-sein Antwort genug war, und wandte sich darum zum Gehen.

„Ist gut," sagte er noch an der Tür, „wir machen es also morgen in Ihrem Stadtkontor ab, ehe ich in mein Geschäft nach Meran fahre. Gott befohlen."

Digitized by Google

Damit schloß er die Tür, ging bedächtig die Sandsteintreppen hinab, durch die offene Haustür über die Fliesen, den kleinen, rasenbewachsenen Platz, die fünf Stufen zur Pechnelkenwiese empor, kehrte sich hier noch einmal um, überflog das schmucke, von Baumgruppen umfriedete Haus mit einem langen, überaus zufriedenen Blick, stieß den Stock mit der Beinspitze kurz in den Rasen, als machte er damit hinter dem ganzen, gelungenen Handel einen dicken Punkt. Wandte sich dann bedächtig und ging, ohne noch einmal innezuhalten, zum Vormittagswein in den Schluff.

⁂ ⁂ ⁂

Erst einige Wochen später entschloß sich das Luisl von Maria Schnee, dem Vetter Ivo den Grund ihrer Verstimmung an jenem Junisonntage zu erklären. Sie tat es auch dann noch nicht vollends — nein, denn noch war zu wenig Zeit den steinigen Katzbach bergab ins Tal geflossen, noch war das Andenken an Heinz zu lebendig und tat noch zu weh. Aber sie ließ dem getreuen und bescheidenen Verehrer, als der sich Ivo von Isser pünktlich jeden Sonntagmorgen einfand, doch durchblicken, daß sie einen lieb gehabt, so lieb, wie sie in ihrem ganzen Leben wohl nie wieder einen Mann lieb gewinnen könne, und daß sie nun, da es mit dieser Liebe auf Papas harten Ausspruch schief gegangen sei, überhaupt auf lange hinaus — sie sagte nicht gerade auf ewig — mit Kummer und Leid behäuft sei, nicht anders als wäre ihre ganze Glückshoffnung von ehedem in den Boden gesteinigt und zerbrochen.

Aber während sie so gebeugten Köpfchens, dann und wann wohl sogar mit einer recht scharf sichtbaren Falte gerade über ihren hübschen Brauen, neben dem Vetter ging, war ihr doch wohl ums Herz, daß er so treu, so voll Anteilnahme zuhörte, wenn sie über zerstörtes Leben, versunkene Sommer und verlorene Paradiese Gleichnisse suchte, fand und mit ernsten Worten ausmalte. Und da kam ihr vor, als sei von all den jungen Leuten, die mit und um den betrauerten Heinz gewesen, keiner so treu, so gütig, so anteilvoll zu ihr gewesen, ja, als sei kein anderer so wert, ihr Freund zu sein.

Und so gab sie ihm denn in ihrem immer noch leidenden Herzen den Platz des Freundes, ein Plätzchen im Vorraum jener Kammer, die wenige Wochen vorher noch vollends ihrem Heinz gehört. Und nannte ihn Freund und gewährte ihm dann und wann eine leise Vertraulichkeit, ein gutes, liebes Wort und wohl auch einmal aus Augen, die an heimliche Blicke gewöhnt waren, einen stillen Gruß.

Sie hatte es nicht gewagt, an Papa heranzutreten, um ihn zu fragen, was an jenem Junisonntag zwischen ihm und Heinz beredet und vereinbart worden war. Aber Papas schonungslose Grausamkeit hatte sich nicht damit begnügt, den unbequemen Freier unschädlich zu machen, indem er ihm gründlich die Tür wies, sondern er beliebte mit bewußter Deutlichkeit es Luisl gegenüber so darzustellen, als wäre es dem Bruder Lustikus mit seiner Verehrung wohl nur um das schöne Kummersche Geld — übrigens nur Papas Ausdruck für etwas, das nicht so übermäßig da war — zu tun gewesen, wie man nun deutlich sehe. Denn von dem Moment an, an dem der gute Herr Flora ein paar saubere Tausender in seine zarte Hand bekommen habe, sei er auf und davon und lebe in Freuden in Venedig.

Der Plan des alten Herrn, mit der Säure solcher Reden die letzten freundlichen Gefühle für den Abwesenden aus dem trauernden Herzen seines Kindes zu brennen, verfing nicht vollends. Denn der gewiegte Handelsherr, der den gerissensten welschen Händlern immer noch die Stange hielt, übersah, daß ein liebend Mädchenherz mit all seinem schönen Glückvertrauen gegen jede häßliche Enttäuschung sich sträubt und in seinem Bestreben, von Menschen und Dingen, die ihm begegnen, nur die gute, die vornehme Seite zu sehen, sich nicht einbekennen will, daß es sich in der Güte und Lauterkeit des andern geirrt.

So wehrte sich auch Luisl, den bissigen Worten, die der Vater dem Fernen dann und wann nachhöhnte, zu glauben. Ihre Liebe verteidigte den, der sich nicht selbst verteidigen konnte, und nahm sich vor, sie hielte ihm ein Plätzchen in ihrer Erinnerung für alle Zeiten warm. Aber hin und wieder mischte sich in den Schmerz um den Fernen, diesen Schmerz des Verzichtens, den sie sich in einer jugendlichen Schwärmerei so gerne tief, edel und rein

Digitized by Google

gedacht hätte, unangenehm die Bitterkeit des Gedankens, daß er sie am Ende doch, wie Papa erzählte, für das Geld verraten und preisgegeben hatte. Und dieser Gedanke war ein Schmerz, viel herber und tiefer als alle Entbehrung und alles Sichverlassenfühlen.

In solchen Stunden, in denen das Bild des verlorenen Geliebten sich gegen Papas Höhnen und auch gegen ihre eigenen, freilich nie wortgewordenen Vorwürfe nicht mehr ohne Schatten und Flecke behaupten konnte, an solchen Tagen tat Vetter Ivo, der geduldige, bescheidene Freund, wieder ein paar Schritte seinem Ziele zu.

Er war stets gut, allezeit aufmerksam, verlangte nichts, was sie ihm nicht leichten Herzens geben konnte. Er war hübsch, wenn auch eher schmächtig, zart und nicht besonders groß, doch gut gewachsen, trug sich sehr fein und hatte eine liebe, so überaus ruhige Art, sich zu rühren und mit jedem gut zu sein. Aber trotz aller seiner Vorzüge, begehrenswert erschien er ihr nicht. Er konnte nicht ein armes, armes Herz betören, wie ein anderer, wenn er freundlich und gütig etwas sagte. Wenn er kam und sie zum Ballspiel hinüber aufs Platzl oder nachmittags zur Partie abholte, so wurde ihr nicht heiß, plötzlich siedend heiß vor Erregung und Freude, so wie jedesmal, wenn der kecke Heinz gekommen war und vor den Kummerschen Linden gepfiffen hatte. Aber wenn Vetter Ivo versprochen, zu der und jener Stunde an Ort und Stelle zu sein, so hielt er Wort und war da. Nicht wie — Heinz an jenem Juninachmittag. Nein. Hübsch, stattlich war Heinz, unterhalten konnte er, brauchte nur ein paar Worte zu sagen, daß sich ein kleines, munteres Herz verwirrte, — lieb war er, oh, wie er sie zart und traulich gehalten hatte an jenem ersten Abend, hinter der Gloriette, und dann noch da und dort, — ja, lieb war er — nur treu, wirklich treu war er nicht.

Und so bekam sein Bild, je mehr die Zeit verstrich, zuerst mit den Alpenseglern, die mit hellen, silbernen Hörnerrufen an einem Augusttage zum Sammeln bliesen und allesamt in jauchzenden Schwärmen den Ritten verließen, dann mit den Schwalben, die noch in der ersten Septemberwoche um die Türme und Linden kreisten und nun schon mählich zum Aufbruch in die Stadt mahnten, ein paar Schatten und Flecken mehr.

Dann und wann, in einer Nacht, in der noch sommerlich warme Luft zwischen den geblümten Gardinen an Luisls Bett wehte, war es wohl, daß sie Träume brachte, süße, selige Träume noch aus jenen schönen Sommernächten, in denen sie auch wachend träumte. Da war es am Morgen, daß sich das arme Luisl nicht so recht in den klaren Tag schicken mochte, der nichts von den Erfüllungen bot, die liebe Träume versprochen. Und an solchen Tagen ging sie ein wenig verloren herum, lief unruhig zu ihrer Freundin Itta und zog mit der von einem Erinnerungsplätzchen zum anderen. Oder saß oben im grünen Salon am Spinett und probte Lied um Lied mit einer Stimme, in der es wie von Tränen zitterte, und brachte keines ganz zu Ende.

An solchen Tagen tat Vetter Ivo wieder einen Schritt zurück.

Aber nach solchem Tag und solchem Tun glitt und sank das Weh wieder ein bißchen von ihr ab, und wieder war ein wenig von dem vergessen, was nun einmal verloren war.

Ivo Isser ließ diese Tage, die ruhigen, an denen Luisl an den fernen Ungetreuen nicht mehr zu denken schien, und die gequälten, an denen sie ihm nur flüchtig die Hand gab, in gleicher Geduld an sich vorüber. Er hatte keine Jugend hinter sich, die ihn mit freudigen Überraschungen oder Aufmerksamkeiten verwöhnt hatte. — Langsam, erst nach zähem Fleiß und festem Ausharren war das geworden, was bisher an seinem Leben schön war. Wollte ihn das Schicksal zu dem, was es ihm bisher Günstiges gewährt, noch reich machen, überreich, er wußte, wie dieses allerschönste Geschenk hieß. Aber das zu erringen, verlangte wohl seine Zeit.

Nur kein voreiliges Wort, kein Drängen. Da, wo Wunden langsam und sacht verheilen, kein überstürztes, unsachtes Tun.

Gut Ding braucht Zeit.

Ja, Zeit war da; Geduld genug zum Ausharren — und unwandelbare Treue.

⁂ ⁂ ⁂

Um von Heinz Flora zu erzählen: Seine Liebe zu Luisl war nicht die vielen Spitzentüchlein wert, die Luisl um sie genetzt, und anderseits — der junge Bursche

Digitized by Google

war lange, lange nicht so schlecht, wie Luisls Vater ihn behandelt und nach seiner Flucht noch verschrie.

Wieder einmal, wie so oft in der Welt, nicht allzu gut, nicht allzu schlecht, sondern eben die gute, richtige Mitte.

Ja, eine Flucht war es wohl, sein überstürztes Abschiednehmen vom Berg, sein hastendes Ordnen der paar Habseligkeiten, die ihm nach dem übereilten Verkauf seines verlotterten Geschäftes, vor dem der Konkurs hockte, noch blieben, und dann seine Reise nach Venedig. Von dort aus kamen noch ein paar Briefe an Anwalt, Gläubiger und Kunden, in denen er regelte, was zu regeln, rettete, was zu retten war, und beglich, was er begleichen konnte.

Das Vaterhaus in Maria Himmelfahrt, auf dessen blankem, rotem Dach schwer die Schulden lagen, wurde für den Rest des Sommers noch vermietet. Ein Gläubiger — Fleischermeister Buol — nahm die Gelegenheit wahr, für das Geld, das doch verloren schien, wenigstens seiner Familie eine Sommerfrische zu verschaffen, und freute sich schon auf die Sonnabende, an denen er hoch zu Roß, gerade so wie einer der stolzen Patrizier, die Seinen über Sonntag besuchen würde. Er freute sich übrigens umsonst, denn die Patrizier waren oben noch mehr wie in der Stadt unter sich, und seine Frau bekam in der Himmelfahrtskirche erst hinter der Grafenköchin ihren Platz.

Immerhin, die Miete war in vorhinein erlegt, und Meister Buol trank den Wein, zu dem man ihm unter den Herren im Schießstand nicht Platz noch Glas bot, ein wenig verärgert im Schluff, soviel, bis er ganz zufrieden durch die Pechnelkenwiese heimwärts torkelte und dann vorsichtig — vorsichtig das Hindernis der Steinstufen mit einem verschmitzten Lächeln über soviel Überschuß an Gleichgewicht nahm.

Und während er dann am Montagmorgen in einem grünen, wackelnden und nackelnden Bennlein den steilen, alten Weg hinabfuhr und seine Frau indessen breit, so daß jeder Vorübergehende sie sehen mußte, auf der Bank vor dem Hause saß, die vornehme, teure Sommerfrische genoß und behaglich auf die Berge blinzelte, saß der Besitzer des alten Hauses jenseits aller Berge in Venedig, in dem muffigen Kontor eines Handelshauses, in dem er als Prokurist Unterschlupf gefunden.

An Geldeswert war ihm von all der Habe nicht mehr geblieben als das, was er am Leibe trug und in zwei schmalen Koffern in einem billigen Zimmer am Canaletto San Ricardo stehen hatte. Aber der Name war rein geblieben, seine Jugend hatte den Puff von Sorge und Verlust ausgehalten, und der Nutzen, der aus jedem Unglück doch immer herauskommt, war in seinem Falle der, daß er nun mit allem Schlendrian, allem Verstecken- und Vertuschelnwollen aufgeräumt, reinen Tisch gemacht und jetzt den festen Willen hatte, den Tisch auch rein zu behalten.

Er war nichts mehr schuldig. Was er auf das Rittnerhaus geliehen hatte, war das Haus wert. Wenn er die fünftausend Gulden, die ihm Herr von Kummer geliehen, in fünf Jahren nicht zurückzahlen konnte, so war das Haus verloren.

Gut. So wie es jetzt um ihn stand, täte es ihm nicht besonders leid. So wie er jetzt gedemütigt war, knapp nach dem Konkurs, doch ohne Kreuzer in der Tasche, konnte er in seinem Rittnerhause gar nicht sein. Schon darum nicht, da alle Leute um sein Malheur wußten, — und dann — ja so schnell ging es trotz seiner Jugend nicht, das Bild des Mädchens zu vergessen, das er geliebt hatte, das zu erringen ihm verboten war und dem er darum jetzt nicht begegnen wollte, ehe nicht Gras und wieder Gras über diesen häßlichen Verzicht gewachsen.

Und wenn auch das Vergessen und das Nichtmehrdarandenken bei dem jungen, lebenslustigen Mann, dem ja noch hundert Lippen lachten, ein Erkleckliches rascher ging als bei dem Mädchen, Luisls Andenken machte die Reise nach Venedig mit, und ihr Bild tauchte da und dort hinter den Warenballen in dem muffigen Kontor auf, mahnte an schöne, freie Zeit, an liebe Worte, an Küsse und leises, stilles Sich-an-den-händenfassen hinter Buchen, Linden und Föhren.

Die Erinnerung an zärtlich verliebte Stunden verließ ihn auch nicht in der Unruhe jenes Tages, an dem das Schicksal mit einer sehr bedeutungsvollen Frage an ihn herantrat, dem Angebot seines Prinzipals, ob er in das Haus der Firma nach Indien wollte.

Digitized by Google

Heinz Flora erbat sich einige Tage Bedenkzeit und wog in diesen recht schlafarmen Stunden die Hin und Her. Ein neues Land, ein ganz neues Leben, Gelegenheit, in absehbarer Zeit sich ein Vermögen zu schaffen, alles Aussichten, Verlockungen, zu denen ihm die Abenteuerlust seiner Jugend riet. Und auf der anderen Seite die Ungewißheit der Ferne, das gefährliche Klima, die harte, vieljahrelange Entfremdung von daheim — es war so, daß er in ein und derselben Stunde schon die Klinke des Privatkontors in der Hand hielt und wieder umkehrte, als werde er sich nie entschließen, Heimat oder wenigstens Heimatnähe zu verlassen.

Aber als er so unschlüssig hin und her dachte, eine Wage, deren Zünglein nur wenig rechts, nur wenig links schwankt, in der Mitte aber auch nicht bleiben kann und darum ein Geringes braucht, um sich endgültig auf eine Seite zu legen — in dieser Stunde kam ihm und seiner Jugend von ungefähr eine ganz stolze Zuversicht, ein schönes Selbstvertrauen, daß er da drüben in der Fremde sein Glück begründen und großziehen werde. Und wie denn stolzen, freudigen Gedanken bei jungen Leuten gleich auch zärtliche, liebe Gedanken sich zugesellen, legte er sich zurecht, daß er in etwa zwei bis drei Jahren einen ordentlichen Batzen Geld drüben erwerben und damit wie ein Sieger heimkehren wollte, um — nun für dreierlei.

Um allen den Leuten, die sich jetzt erlaubt hatten, ihn ein wenig geringschätzig anzusehen, zu zeigen, was für ein Kerl er, wenn er nur wollte, sei. Zweitens, um dem gar so hochmütigen Herrn von Kummer seine lumpigen fünftausend Gulden haarklein, Tausender für Tausender, natürlich mit Zinsen und selbstverständlich obendrein mit gehörigem Hohn zurückzuzahlen. Und drittens. Nun ja, das wäre der größte Triumph — — wenn sie nämlich noch frei wäre.

Der Gedanke, daß sie ihm indessen doch verloren sein könnte, schmerzte gerade in diesem Glücksgefühl der Siegeszuversicht besonders. Und als könnte er, wenn er seine Schritte recht beschleunigte, es verhüten, daß Luisl indessen einem anderen ihre Hand gab, ging er sofort zur Tür des Prinzipals, klopfte und trat, ehe noch von drinnen Antwort kam, entschlossen ein.

⁂ ⁂ ⁂

Wie es dem an das behäbige Leben, die milde Sonne und die linde Luft seiner Vaterstadt gewöhnten Bozener Kinde in Indien erging, ist in ganz kurzen Worten zu erzählen. Es ist von diesen heißen, harten Jahren nicht übermäßig viel zu berichten, was Heinz Flora nicht auch mit so vielen anderen jungen Deutschen dort geteilt hätte. Mühsame Arbeit in Bureaus, in staubigen Docks, Laufereien über sonnenverbrannte Plätze, stickige, schwere Nächte, von deren feuchten Betten die Gluthitze den Schlaf auch dann noch scheuchte, wenn Sorgen um Geschäft und Gesundheit und weher Schmerz nach der Heimat für ein paar schläfrige Stunden eingelullt waren.

Und ebenso wie so viele Hunderte seiner Landsleute aus deutschem Gau mußte er einsehen, daß in der Fremde das erträumte viele Geld wohl vorhanden ist, aber zäh und fest am Lande klebt und sich nicht mir nichts dir nichts aufnehmen lassen will, um es heimzutragen. Aber gleichwie sich andere in diese ein wenig spät gekommene Erkenntnis schicken, ohne mutlos zu werden und ohne den Boden, dem sie nun einmal ihr Glück anvertrauten und ihr Glück entreißen wollen, vor der Zeit im Stiche zu lassen, so blieb auch Heinz Flora auf seinem Posten, beschied sich, daß es mit dem Reichwerden wohl noch seine gute Weile habe, ward hart und hielt aus. Nein, weder darin noch in der tüchtigen, lebensfrohen Art, mit der er sich in das Ungewohnte schickte und das ungewohnte Leben unter mutige Hände zwang, unterschied sich unser Bozener Kind von allen den anderen, die gleich ihm der fernen Heimat im Sommer grüne, im Winter weiß geschmückte Herrlichkeit verlassen hatten, um in Indiens Staub das Gold zu suchen.

Was seine Arbeit von der der meisten anderen unterschied, war, daß er dieses Gold zu einem ganz bestimmten Zweck — ach, das träumten ja andere auch — nein, zu einem ganz bestimmten Zeitpunkt erworben haben wollte. Und dieses Auffristarbeiten, dieses Drängen und Rechnen mit knapper Zeit machte wohl seine Arbeit besonders mühsam, besonders schwer.

Und damit wäre nun von der Zeit zu

Digitized by Google

Die Zwölf Apostel-Kirche in Berlin

Gemälde von Karl Walser

Digitized by Google

Digitized by Google

erzählen, zu der er den Termin herannahen sah, in dem sein Haus, Vaters Besitz, verfiel. Es war ja Zeit noch bis zu dem Tag, an dem die fünf Jahre abgelaufen waren, und doch sah er schon bald, daß in der ganzen langen Zeit keine Rettung mehr sei, den Verlust des Hauses aufzuhalten. Solche Wunder gab es nicht, auch nicht auf diesem durch mancherlei Wundermär und Zauberei berühmten Boden. Da war es fast, als ob diese Ohnmacht, eines der ersehnten Ziele zu erreichen, imstande wäre, seine Spannkraft niederzudrücken und zu lähmen. Auch ein anderes Ziel hatte er ja schon verspielt, schon so früh freilich, daß er damit wenigstens nicht lange und nicht allzu schwer zu tun hatte. Denn das Luisl von Maria Schnee hatte nicht länger als bis zum Herbst gewartet, ehe sie einem anderen die Hand gab. Nun blieb von den drei Zielen, die ihn in das fremde Land getrieben, nur noch das eine: so schnell es ging, reich zu werden, um einmal stolz und mit dem Lächeln eines Siegers in der Vaterstadt vor alle diejenigen hinzutreten, die ihn einst arm und flüchtig gesehen.

Aber mit dem Reichwerden hatte es seine gute Weile. Und wenn er sich auch aus allen Demütigungen kräftig aufrichtete, Luisls Verlust überwand und ihr Bild, so gut es ging, aus seinem Herzen verbannte, den Verlust des Hauses herannahen fühlte, noch einmal verzweifelte Anstrengung machte, eine Stundung zu erwirken, und doch nichts erreichte, sondern das Haus verlor — wenn er auch darüber erst nach vielen schlafarmen Nächten hinwegkam —, das fremde Land, in dem er all diese Mühsal, Widerwärtigkeiten und Kämpfe litt, nährte ihn wohl, gab ihm, was er brauchte, allmählich auch etwas zum Zurücklegen, aber immer noch nicht mehr.

Fast zugleich mit der Nachricht, daß sein Himmelfahrtshaus in den Besitz des Herrn von Kummer übergegangen sei, bekam er von seinem Prinzipal in Venedig das Angebot eines mehrmonatigen Urlaubs und die Mittel, diesen in der Heimat zu verbringen. Aber er besann sich — so gerne er die Heimat wiedergesehen hätte — nicht lange und vermied es, Wunden, die noch nicht geheilt, ja durch die Nachricht von dem endgültigen Verlust seines Besitzes nur wieder frisch angeblutet waren, ganz aufzureißen. Er nützte seinen Urlaub zu einer umfangreichen Geschäftsreise nach Indiens Süden und Ceylon. Und von dieser Fahrt brachte er mehr Glück heim, als je zu dieser Zeit in seiner Heimat auf ihn gewartet hätte. Denn vor allem gelang es ihm, sich in Tuticorin, einer Stadt an der Ostküste, einer Unternehmung anzuschließen, die ihm nach wenigen Probewochen schon völlige Unabhängigkeit vom europäischen wie vom Bombayhause gab, so daß er die Verbindung mit Venedig lösen und alles, was das Glück nun bringen würde, sich allein zuwenden konnte. Und dann — es war fast sechs Jahre, seit er Himmelfahrt bedrückt, kleinmütig und verliebt verlassen — begegnete er in Kandy auf Ceylon zum ersten Male wieder seit jener Zeit einem Mädchen, deren Neigung ihm mehr dünkte als Augenblicksleidenschaft oder Spiel und Kurzweil der Sinne.

Es war eine junge Rheinländerin, die ihrer Schwester, der Frau eines Kaffeepflanzers, für zwei Jahre in der Fremde zur Seite stehen und dann, nachdem sie einiges von der fremden Welt gesehen, frohgemut wieder nach Hause gehen wollte. Aber als sich Heinz Flora näherte, ihr in ganz kurzer Zeit seine Neigung zeigte und ihre dafür errang, war sie gleich entschlossen, mit ihm zu gehen, — das heißt, den Plan der Wiederheimkehr zur Mutter aufzugeben und im fremden Land zu bleiben.

Sie war schön, frisch, tüchtig und heiter. Ein blondes Mädchen, dem die Tropen nichts anzuhaben vermochten, eine gesunde, arbeitsame Frau, die weder bei sich noch bei anderen auch nur einmal den Gedanken aufkommen ließ, als ob sie nicht eigens nach Ceylon gekommen sei, um dort den zu treffen, dem sie nun gehörte.

Auch von dieser Ehe ist nichts Besonderes zu sagen, was nicht auch von anderen guten Ehen berichtet werden könnte, und vielleicht, da sie so sehr glücklich war, wäre davon noch weniger zu erzählen. Aber Meta Flora gebar ein Kind, das sie Marion hieß, und von dem Ausführliches zu berichten ist. Denn so ruhig, friedlich die ersten neunzehn Jugendjahre dieses Mädchens verliefen, so unvermittelt stellte das Leben später an sie Anforderungen und brachte sie in Not, die ihrer Mutter ihr ganzes Dasein lang erspart geblieben waren. Meta Flora

Digitized by Google

weinte dann und wann einmal eine Nacht, daß sie nur dieses eine Kind besaß, und wenn sie daran dachte, daß eine Hartherzigkeit der Fügung, einer jener grausamen Zufälle der Willkür ihr dieses Kleinod nehmen könnte, empfand sie Schmerz, den ihr sonst das Schicksal mit Güte, ihr Mann und ihr Kind mit Sorgfalt und Liebe fernehielten.

Aber der jungen Marion nahte sich, solange sie in Kandy, nahe den Peradeniyagärten, in die die Sage den Ursprung des Paradieses verlegt, im Elternhause lebte, nichts Übles, und da sie klugerweise aus dem Paradiese des Nichtwissens erst dann in das Leben trat, als die Eltern ihr dieses schön behaglich — ja jetzt konnte Heinz Flora sich wohl reich nennen — und behäbig gestalten konnten, so machte sie auch die Entbehrungen nicht mit, die Kindern ärmerer Leute aus der Sehnsucht nach Reichtum und Schönheit erwachsen können.

Derjenige, der von dem armen Heinz Flora in Bozen Abschied genommen und ihn nun fünfzehn, zwanzig Jahre später in Kandy wiedergetroffen hätte, würde sich vielleicht wundern, was den durch Arbeit und Glück zufrieden und reich gewordenen Mann abhielt, mit dem, was er erworben, mit der schönen, lieben Frau und seinem gesunden, schönen Kinde nun heimzukehren, um dort behaglich und friedlich zu genießen. Aber der, der Heinz Flora die ganze Zeit über auf allen den vielen Wegen begleitet hätte, die ihn zu diesem Glückstand geführt, der wunderte sich nicht. Denn der weiß, daß in der Fremde nur Erfolg erringt, wer dort kräftig Fuß faßt und diese Fremde, von der er sein Glück erhofft, lieb gewinnt; nicht so vielleicht wie die rechte Mutter, aber doch wie eine gute freundliche Ziehmutter, der man auch nicht gleich davonläuft. Und der, der mit Heinz Flora gearbeitet und sich gemüht und geplagt hätte, wüßte, daß auch ein trägerer Mensch als Heinz Flora dies einmal war, an dem Mühen und Schaffen, ja sogar an dem Sichplagen mit der Zeit eine rechte Freude bekommt, nicht anders wie eine Gewohnheit, von der er auch nicht ohne besonderen Grund läßt.

Ja, und ein besonderer Grund, ein selbst gegründetes Geschäft, das Wohlstand und Ansehen eintrug, einen selbst erworbenen Besitz, den eine Frau behaglich eingerichtet, mit tausend freundlichen Handgriffen wohnlich gemacht und mit einem Kinde geschmückt hat — ein Anlaß, immerblühende Gärten, in denen ein liebes Kind herangewachsen war, zu verlassen, lag lange Zeit nicht vor.

Wohl war es manchmal und später, als Heinz Flora ein wenig älter wurde, öfter und öfter, daß er Frau und Kind von seiner Heimat erzählte und ihnen versprach, sie einmal dahin zu führen. Und öfter noch war es, daß er allein, ganz allein für sich den Gedanken an daheim, besonders an sein verlorenes Vaterhaus in Himmelfahrt, nachhing und manchmal schon daran war, alles hier zu lassen und mit den Seinen dahin zu fahren. Aber dann dachte er sich wieder, daß Frau und Kind hier glücklich geworden waren und an dem Lande hier hingen, und fürchtete sich beinahe, sie aus dem liebgewordenen Boden zu reißen, um sie in eine andere Welt zu führen, die ihnen nie das sein konnte wie ihm. Und so schob er den Gedanken, nach Hause zu gehen, wieder hinaus und wollte es dem Zufall überlassen, wenn er den Plan verwirklichen wollte.

Der Zufall kam, als Marion neunzehn Jahre alt war, mit einem Unglück, Mutters Erkrankung.

⁂ ⁂ ⁂

Es fing damit an, daß ein paar Fieberfälle von der Küste den Tälern entlang auf die Berge kamen, nach Peradeniya zuerst, wenig später nach Kandy. Und daß Frau Meta eines Mittags nicht aß, sondern nur so lehnte und mit den anderen sprach, auf einmal aber auch nicht mehr zusehen konnte, daß andere aßen, und allein sein wollte. Und es kam ganz rasch über sie, so daß sie selbst bat, ihr den Arzt zu schicken, und diesen, hochgerötet, mit fliegenden Pulsen und einer starken Angst empfing, einer so unerklärlichen Angst, als ginge es um das letzte.

Da aber der Arzt, ein guter Bekannter des Hauses, ihr Mut zusprach und von einer Gefahr nichts wissen wollte, glaubte sie ihm, beruhigte sich und vermochte es, das heftige, körperliche Unbehagen, das sie quälte, vor ihren Angehörigen diesen und den ganzen nächsten Tag über zu verbergen.

Das Fieber gab auch bald ein wenig nach, die Kranke war von seinen letzten

Digitized by Google

Stürmen sehr matt, doch lächelte sie, die Hand Marions in der ihren.

Am Abend aber ging etwas in ihr vor, ward eine jener Ahnungen, die manche Menschen vor ihrem Abschied heimsuchen, in ihr zur Gewißheit. Und da bat sie das Mädchen, das unablässig um sie war, für eine Weile hinauszugehen, und rief Heinz und wartete, bis der ihre Hand gedrückt und sich an ihr Bett gesetzt hatte. Und nahm dann seine Hand recht fest und sagte: „Es ist doch das böse Fieber, das von der Küste zu uns heraufgekommen ist. Sei nur ruhig," mahnte sie und bat, sie aussprechen zu lassen. „Wir wollen es uns nicht noch schwerer machen. Ich habe dem Mädchen noch nichts gesagt, aber dir sage ich es. Ich muß gewiß sterben."

Sie hielt einen Augenblick inne; doch während sie schwieg, redeten ihre Augen von der fürchterlichen Todesangst, in der sie war. Und von der Angst redeten auch ihre Hände, die rechte, die sich zitternd in seine schmiegte, und die andere, die sich nun auch in seine flüchtete, um wie ein ängstlich Kind Schutz zu suchen.

Da nahm denn der große Mann diese beiden ängstlichen Kinder, diese beiden armen Frauenhände in seine und preßte sie, so als wollte er mit diesem starken Druck sagen: ‚Laß doch die Furcht nicht an dich herankommen, sieh, ich lasse dich ja nicht von mir.' Aber da sie vor Angst bebte und ihn mit ihren großen erschreckten Augen immerfort ansah und — nach diesen ersten gefaßten Worten — kein einziges mehr herausbrachte, wollte er versuchen, ihr mit recht gütigen Worten diese schreckliche Angst auszureden, und nahm das nächstbeste, was ihm einfiel, und begann: „Also hör', Meta. Du bist mir jetzt lange Jahre eine so ausgezeichnete Frau gewesen, so ein guter Freund und Kamerad, und jetzt willst du von all dem müde sein und gehen?"

„Das will ich ja nicht," sagte sie, „wenn es nach mir ginge, ich bliebe schon."

„Natürlich mußt du bleiben," fuhr er beherrscht fort und mühte sich zu lächeln, „denn sieh, ebenso wie du eine so ausgezeichnete Frau warst, ach, was sage ich, noch viel besser bist du als Mutter. Dein Mädchen, denk' doch —"

„Ja, Marion."

„Nun siehst du, Marion und mich, die darfst du doch nicht allein lassen."

„Das will ich ja nicht."

„Natürlich willst du das nicht, jetzt hör' nur weiter. Wir haben jetzt gut zwanzig Jahre miteinander gearbeitet und die Arbeit geteilt und auch ein paar Sorgen durchgemacht, nicht wahr, und hinter uns gebracht, und haben so ziemlich Glück dabei gehabt, gottlob!, denn es war doch nicht immer ganz leicht —"

„Oh doch," warf sie ein und rückte näher zu ihm, „mit dir schon."

„Ja, weil du so tapfer warst, darum schien's dir nicht schwer. Aber, lieb Meta, 's war doch gehörig was zu tun."

„Ja, ja."

„Und nun, siehst du, nun wollen wir beide Müh' und Plage sein lassen. Schau, ich hab' mir's so ausgedacht, wir machen jetzt mit dem Heimgehen Ernst. Verkaufen das, was wir hier haben, packen das, was wir mitnehmen, ein und gehen zuerst ein bißchen in deine Heimat. — Wie?"

Sie schmiegte ihre Hände enger in seine und lächelte.

„Nun siehst du, also dazu lachst du. Es freut dich also. — So zuerst einmal nach Godesberg. Deine Mutter ist freilich nicht mehr dort. Du mußt mir zeigen, wo ihr gewohnt habt — aber Tante Ilsa ist noch, und dann sind ja noch andere Leute dort, die dich kennen und die doch eine rechte Freude haben werden, dich wieder zu sehen."

„Ja, und mein Mädchen."

„Natürlich, Marion! Was werden die alle schauen, daß du so ein hübsches, großes Mädchen hast."

„Ein hübsches Mädel ist sie."

„Pst, nicht so laut, denk' nur, sie hört es und wird uns eitel."

„Das wird sie nicht, sie ist so gut."

„Das ist sie; und jetzt hör', wenn du dann alle in Godesberg besucht hast, weißt, und wir sind einige Zeit dort gewesen und wollen wieder was Neues, dann fahren wir nach Tirol, zuerst nach Bozen, oh, da habe wieder ich alle meine Bekannten — und dann hinauf auf den Berg. Und da werd' ich dir alles zeigen, das Haus, das früher mir gehört hat — ach, ich hab' dir ja oft davon erzählt, und wer weiß, nun können wir's ja, nun kaufen wir es zurück."

Digitized by Google

„Ja, wenn du es gerne hast."

„Nein, das steht bei dir; wenn es dir gefällt. Aber es gefällt dir gewiß. Denk' nur, von allen Seiten gleich freundlich, hell und sauber getüncht, gegen Süden eine Sonnenuhr, und überall Linden, so große schöne Bäume, die habt ihr nicht einmal in Godesberg."

„Doch, doch."

„Aber ganz gewiß nicht so schöne —"

„Doch, bei Mutters Haus, eine ganz große, wir saßen oft darunter, so viele Bienen flogen auf und ab, es summte so, man wurde ordentlich müde davon, ganz schläfrig."

Der Druck ihrer heißen Hände, die sich während der Angstzustände heftig an seine gepreßt, war schon eine Weile ganz schwach geworden. Nun sank auch ihr Kopf zurück, und als er behutsam, um den beginnenden Schlaf nicht aufzuhalten, ihre Hände freigab, blieben diese matt liegen, wo sie waren.

Ein glücklicher Ausdruck lag auf dem Gesicht, das ein wenig zur Seite gewendet war, und der Mund, um den vor kurzem noch solch bittere Angst Falten gefurcht hatte, stand nun halb geöffnet, als wollte er lächeln oder ein liebes Wort noch sagen. — —

Die Tropennacht draußen lärmte mit schrillem Feilen, atemlosen Rufen, Wimmern und Stöhnen, mit gellenden Stimmen von Millionen von Insekten. Fledermäuse pfiffen, die großen Nachtschwalben riefen, Geckos stöhnten ihr unermüdliches Tük-té-tük-té. Nestmüde Tauben gurrten in den Mangobäumen vor den Fenstern, sonderbare Kerfe waren es, die in den Büschen trompeteten, höhnten, kleine wilde Trommeln schlugen, und von den Palmen drüben kam abwechselnd lautes Zischen und Quarren von einem teuflischen Tier, das mit rasenden Schwingungen seiner Flügeldecken die letzten ruhigen Sekunden durchwirbelte.

Das lärmte seine ungefüge Lebensmelodie, bis knapp vor Sonnenaufgang über all diese Störenfriede eine glückliche Erschlaffung kam, so daß sie endlich schwiegen.

Eine feuchte Morgenluft zog über den heiligen See, mit schweren Duftwellen der weißen erwachten Tempelblüten, und eine erquickende Kühle drang ins Zimmer, so, daß Marion ganz vorsichtig den leichten Schal über Mutters bloße Arme zog.

„Geh nur, mein Mädchen," sagte Vater leise, „sie ist ganz ruhig und schläft."

Marion erhob sich.

„Und du?"

Er nickte nur. Das hieß: ich bleibe.

Und er saß, sah die Sonne aufgehen, die, ohne großen Kampf, urplötzlich in ihrer Urgewalt über dem See stand, von Millionen von Vögeln und Insekten inbrünstig begrüßt. Und er saß, seine sorgenden Blicke unverwandt auf die Kranke gerichtet — die immerzu schlief und nun ganz friedlich zu atmen schien —, bis die Sonne drüben hinter den ewig blühenden Paradiesgärten versank. Und wieder die Tropennacht hereinbrach, jäh, unvermittelt wie ein Überfall.

Er versuchte es dann und wann, ein zages, leise sich vortastendes Wort an die Kranke zu richten, bekam aber keine Antwort. Da gab er das Fragen auf, saß aber weiter und hielt immer ihre Hand.

Erst am Abend wandte er ein ganz vergrämtes Gesicht seiner Tochter zu und verstand auch, wie sie sagte: „Komm jetzt, komm, du hast ja schon zwei Tage nicht einen Bissen mehr gegessen."

Da erhob er sich und ließ die Hand der Toten aus der seinen.

Largo.

Ein Menschenalter — dreißig Jahre — ach du mein Gott, wie balde geht es, wie eilig fliegen sie vorüber.

Auf den Steinantlitzen der Berge, die in weitem, frohem Kreise den Ritten umziehen, war nichts von Veränderungen, die sich ereignet hätten, zu sehen. Drüben in den Dolomiten war da und dort ein winzig Stück Wand zerbröckelt, und Eis und unermüdlich Tropfenfallen hatten einem zerschrundeten Berg ein paar Runzeln mehr ins Gesicht geschrieben, die aber niemand sonderlich beachtet. Gegen Norden, in den Sarntalern, war das Grün einer Halde ein bißchen höher gerückt — aber dafür war am alten Hirzer ein fast gleich großer Wiesengrund von einer Steinlawine bedeckt und der Weide entzogen worden. Ein paar Bauern wissen darum, die den Schaden haben, sonst hatte niemand sonderlich darauf acht.

In den Wäldern, die die Ortschaft um-

Digitized by Google

säumten, hat sich mehr geändert. Der alte Herr von Kummer hatte einmal tüchtig Geld gebraucht und ein paar Joch Föhren, Stamm für Stamm, an einen welschen Händler verkauft. Und so kam es, daß der Nordwind, der über die Sarnerscharte, Wangen und Migl her nach Süden wollte, ohne Hindernis an die Häuser herangestürmt wäre, wenn nicht die alten Linden, so gut sie nur konnten, geschützt hätten. Die hielten treu zu den Urenkeln jener, die sie einst sorglich um ihre Wohnstuben gepflanzt, und an ihren tapferen Gesichtern, ihren knorrigen Leibern, ihren starken Armen waren die dreißig Jahre fröhlich vorübergegangen, nicht anders wie dreißig Lenze. Freilich, die jüngeren unter ihnen waren gewachsen; Bäumchen, die zur Zeit, da das hübsche Luisl von Maria Schnee unter ihnen gespielt und ihren — ach, so verliebten — Mädchenträumen nachgehangen hatte, sich noch schütteln ließen, waren nun ernsthafte, stattliche Bäume. Aber diejenigen Linden, die schon zu Heinz Floras und Luisl Kummers Zeiten alte Bäume gewesen, waren dies gerade so gut wie damals, noch ein klein bißchen dicker vielleicht, sogar wohl mit ein paar Lücken im Astwerk mehr, sonst aber die gleichen braven Alten.

Den Häusern, um die sie ihre treue Wacht seit hundert Jahren standen, die sie beschirmten; in den kalten Monaten vor den scharfen Nordwinden, im Hochsommer vor zuviel Sonne schützten, war erst recht nichts von großen Veränderungen anzumerken. Gewiß. Das Gasthaus zum Schluff hatte ein neues Dach, saubere, helle Schindeln statt der mooszerfressenen, glitschigen, glatten, auf denen sogar die Katzen ausgeglitten waren, und der Widum, von dessen Wänden der Kalk seit ein paar Jahren abblätterte, hatte über Betreiben des alten Pfarrers eines Sommers einen neuen Anstrich erhalten, versteht sich hellweiß, um Türen und Fenster mit einem bescheiden schmalen roten Band. Aber um von anderen Häusern — etwa von dem ehemaligen Florahause — zu reden, an dem hatte sich wie an den übrigen Gebäuden der Ortschaft nicht das geringste geändert. Nahm einer z. B. den unteren Weg und sah den Kirchenacker empor, so stand da immer noch die älteste aller Oberbozener Linden, zehn Grillenlöcher weiter die Lärche, die immerzu seit bald dreihundert Jahren mit ihrem Kahlwipfel gegen den Schlern wies, und bald hinter den beiden Stämmen sonnte sich die helle Hausfront mit der Sonnenuhr. Kam einer von Westen, so war da ein stattliches Volk etwa vierzigjähriger Föhren, die den Spaliermarillen soviel Sonne wegstahlen, daß Herr von Isser sie beinahe schon fällen lassen wollte, — gegen Norden schirmten die Buchen, die mitunter wie Junggesellen und Sonderlinge recht knorrig geworden waren, und gegen Osten, der Kirche gegenüber, standen noch immer wie damals vor dreißig Jahren die grüngestrichenen Bänke auf dem rasenbewachsenen kleinen Platz.

Da und dort in der Ortschaft war eine Farbe ein bißchen verblaßt, ein Bäumchen groß geworden, ein Baum gefällt, ein Tisch, ein Bänkchen an den Waldwegen in einer einsamen Winternacht vom Sturm umgestürzt und vom braven Verschönerungsverein erneuert. Die Waldwege begannen wie einst gleich hinter den Floraschen Linden, führten über das Karlereck, den Anglerwald zur Mörltenne, durch den Ortnerwald zum Ortnerkopf und zurück zur Gloriette. Und wie einst spielten und tollten frohe Kinder diese Waldwege entlang, wie einst suchten junge Paare die kleinen Seitenwege, die ein bißchen Verstecken versprachen; und gerade so wie einst vor dreißig Jahren trollten die Alten gemächlich die geraden Wege entlang, um an Stellen, an denen die Föhren einen Blick freigaben, ein wenig sich zu verhalten und die Berge anzusehen, die da und dort in ihrem Jahrtausende währenden, gemessenen Reihen um den Ritten rasten, um still und sehnsüchtig zu blauen.

Berge, Häuser, Bäume und Wege sind die gleichen geblieben, nur an den Menschen, die auf ihnen wandern, sind die dreißig Jahre nicht spurlos vorübergegangen. So, daß die Paare, die damals heimliche Wege gingen, die geraden Wege nicht mehr scheuen. So, daß solche, die schon damals die geraden Wege wandelten, mit den Jahren so müde wurden, daß sie in ihr Bett am Freithof sich tragen ließen. Und daß dafür wieder ganz neue, frische, unverbrauchte Kinder das alte Spiel, von dem sich die damals rüstigen zurückgezogen, nun durch die alten Wälder lärmen.

Digitized by Google

Ach ja — da ich nun von den Menschen erzählen will — wie manches hat sich da im trauten Maria Himmelfahrt und im nahen Maria Schnee verändert. Die zierlichen Herren von damals waren behäbige Schmerbäuche, ernster, würdiger, — oder, wie es das Naturell gab, noch leichtsinniger. Die hübschen jungen Damen, neben deren Anmut immer ein diensteifriger Kavalier, hinter deren Schönheit stets ein zärtliches Getue und Scharwenzeln, vor deren Fenstern ein süßes Gezirpe von Gitarren und ein verliebtes Krähen und Brummen begeisterter Tenöre und selig sehnlicher Bässe war, — ach, sie begleitete jetzt nur mehr ein älterer, geruhiger, dann und wann wohl sogar zänkischer Herr, andere nur ein kleiner fetter Mops.

Und wenn dann so eine ältere, verblühte und verwelkte Rose — war der Gefährte nun Herr oder Hund — nach einer halbstündigen Promenade an die Gloriette kam und es sich nicht verdrießen ließ, sich an dem grünen Geländer die Steintreppen hinaufzubemühen, um in das fruchtschwere Tal, auf Gries, auf Überetsch und drüben hinan auf die blaue Mendel zu sehen, so klang da wohl unversehens einmal hinter den versperrten und verriegelten Türen der Gloriette ein feiner, leiser Geigenton und erinnerte sie plötzlich an eine Nacht — dreißig Jahre zurück —, da sie mit ihrem Liebsten hier gestanden und die Geigen in dem Rondell wirklich zu Ziehharmonika und Peter Freys Flöte gesungen hatten.

Und da schloß sie ein paar entschwundene Seligkeiten lang die Augen. Und öffnete sie erst wieder, als der Mops neben ihr knurrte oder der alte Herr hinter ihr etwas recht Alltägliches brummte und die Geigen drinnen im Rondell und zu tiefst in ihrer Seele schweigen hießen. Ja, sie öffnete die Augen nur ungern, da der Traum so schön und wunderlich gewesen war.

Vieles war ja noch wie einst. Die warme Luft, die nach Föhrenharz und weißen Orchideen roch, brodelte in der Sonne, die Finken jubelten in ihrer süßen einfältigen Art, die Weidenlaubsänger neckten mit ihrem geschäftigen Tschilp-tschilp — und rings um die Gloriette kreisten die Speiern. Sie kamen alle in einem Fluge vom Kirchturm, um den sie einen Bogen in die sonnenatmende Luft geschnitten, vor der Gloriette an, als sollten sie daran zerschellen. Aber knapp vor dem knaufgeschmückten Dach rissen sie sich herum und sausten steil in die goldenflimmernde Weite.

Von dort erst klangen ihre Schreie wie die frohen Rufe heller silberner Hörner.

⊠ ⊠ ⊠

An einem solchen Sommertag, an dem die Wälder nach harzatmenden Föhren und weißen Orchideen rochen, die Finken jubelten und die Speiern in wilden Flügen über die roten Dächer sausten, kam Heinz Flora in Maria Himmelfahrt an.

Vor den Häusern standen Bänke im Freien, im Schatten der Buchen und Linden, und auf den Bänken, um behäbige grüne Tische herum saßen die Sommerfrischler und taten — da gerade Siestazeit war — noch weniger als sonst. Freilich, vor dem Torgglerhause, das ein wenig oberhalb der Kirche hockte und von zwei buschigen Zirben flankiert war, saß eine alte Frau, die auch in der trägsten Nachmittagsstunde die nimmerruhenden Hände an einem Strickstrumpf regte, und schräg gegenüber beim oberen Grafenhaus versuchten sich zwei Herren am Schach. Aber die drei waren auch die einzigen Fleißigen unter all den Müßigsitzern. Die Herren rauchten und nahmen am Gespräch, das ihre Frauen für sie, für sich und noch für ein paar andere Abwesende führten, nur ebensoviel teil, als es die gedeihliche, gleichmäßige Aschenentwicklung der „Kurzen" und „Virginier" erlaubte. Und zeitweilig tat einer von den älteren zwischenhinein ein Nickerchen und gab, als er mit einem Ruck wieder erwachte, jetzt eine verschlafene Antwort auf eine Frage, die schon längst in der schweren Mittagsstille vergessen und verklungen war.

Aber als da ein älterer Herr, ein fremder älterer Herr vom Schießstand her an dem oberen Grafen- und dem Torgglerhaus vorüberkam, recht langsam, Schritt für Schritt, da ein wenig stehen blieb und die alte Schießstandlinde noch einmal von rückwärts betrachtete, nun wieder innehielt und die beiden aneinandergelehnten Häuser ansah, so recht betrachtend ansah, als wäre weiß Gott was an ihnen zu sehen — da wachte der halb eingeschlafene Herr auf, da ließ die alte Frau Torggler den Strickstrumpf sinken, und auch die beiden Schach-

Digitized by Google

spieler unterbrachen ihre Partie, um den Fremden zu mustern. Und da es einen echten Oberbozener grundsätzlich ärgert, einen Fremden auf seinem Besitz zu wissen, so wollte ein jeder der Müßigsitzer dies auch zeigen. Der alte, durch die Störung gereizte Herr knurrte, der eine der beiden Spieler brummte recht laut ein paar Worte von „Privatbesitz und frechen Leuten", und die Strickerin, die ganz nahe dem Wege saß, auf dem der Fremde vorüberging, gab ihrem zappligen Ärger durch ein besonders eiliges Geklapper ihrer Nadeln und ein paar wütende Blicke beredteren Ausdruck als durch das ablehnendste Wort.

Aber da alle diese Abwehr dem ein bißchen zornig veranlagten Herrn Oberlindober noch zu wenig schien, ließ er es sich nicht verdrießen, ging die paar Schritte bis zum Gitter und öffnete es weit, nicht etwa, daß der Fremde bequem durchkäme, sondern öffnete es eigens, um es zuzuschlagen. Doch während er dies fünf Schritte vor dem „ekelhaften Fremden" mit Kraft, Wut und Zorn besorgte und dabei den „zuwideren Fremden" durch seine Brille trotzig anfunkelte, ging es mit einem Male wie ein Erkennen über sein geärgertes Gesicht, und ehe er noch etwas herausbrachte, hörte er schon von rückwärts, vom Schachtische her, den Namen. Denn da, von dem ehemaligen Flötenspieler Peter Froy, war Heinz Flora zuerst erkannt worden.

Und nun gab der Heimgekehrte allen die Hand.

⁂ ⁂ ⁂

Er verhielt sich nur kurz, sagte, daß er ein andermal einen richtigen Besuch machen, jetzt aber seiner Tochter entgegengehen wollte, die die Waldwege zur Mörltenne vorausgelaufen sei. Aber als er sich verabschiedet und an dem grimmigen Torwächter Max Oberlindober vorüber das grüne Gatter passiert hatte, bog er beim Gasthaus Schluff ab, sah noch einmal zurück, ob jemand von oben ihm folgte, und ging dann unter den Buchen auf das alte Vaterhaus zu.

Die Tür war nur angelehnt.

Und hinter der Tür, die er nach einem kurzen vergeblichen Klopfen nun langsam in den Angeln zurückdrehte, fand er sich im leeren, kühlen Flur, an dessen Wänden ein paar seiner Verwandten auf ihn herabsahen. Da hing der Großonkel Seraphim, rechts drüben das Bildnis eines Offiziers, jenes Karl Flora, der 1809 gefallen war. Aber Rudolf Flora, dessen Bild doch auch seinerzeit hier gehangen hatte? Doch, hier war es, — nur weiter links. Und da —

Ein Mädchen war hinter ihm aus einem der ebenerdigen Zimmer getreten, erschrak leicht, als sie den Fremden sah, nickte aber gleich höflich zum Gruß.

„Verzeihen Sie," kam er ihrer Frage zuvor, „kann ich die gnädige Frau sehen?"

Sie trat näher herzu, sah ihn prüfend an.

„Jetzt, ich weiß nicht, ob Mama nicht schläft — warten Sie, ich will nachsehen."

Und rasch wollte sie an ihm vorüber, die Treppe hinauf, kam aber nur ein paar Stufen hoch, als Frau von Isser oben die Tür öffnete.

„Mama, ein Herr, ein fremder."

Frau von Isser hatte eben erst die oberste Stufe hinter sich, hatte nur einen Blick auf den Besucher geworfen, als sie ganz jäh innehielt. Und ein paar kleine, erschrockene Augenblicke lang war es in ihrem Gesicht, in ihrer ganzen Gestalt, in der leicht vorgeneigten Haltung, in die sie gebannt war, wie ein Nichtweiterkönnen, wie ein Erstarren. Dann aber löste sich der Schrecken. Und rasch, die rechte Hand zur Begrüßung vorgestreckt, eilte sie an ihrer Tochter vorbei die Treppe hinab.

„Kein Fremder, Bine," rief sie und rief es laut und freudig dem Besucher zu, „kein Fremder, nein, nein, ein alter, lieber Freund."

Und da lag denn ihre Hand in der des Jugendgeliebten, und ihr Blick glitt wie liebkosend die Züge des Nie-so-ganz-vergessenen auf und ab, verweilte an seinen Augen, die allein von allem noch ganz dieselben waren, haftete an dem Mund, den sie wohl noch kannte, obwohl er ihr fremd schien, und der doch, als er jetzt die ersten Worte sprach, wieder ganz, ganz dem jungen Heinz von damals gehörte. Und dann, dann senkte sie den Blick, um nun durch kein Schauen abgelenkt, nur auf seine Stimme zu achten, die weich und vor Wiedersehensfreude ein wenig unruhig und zittrig klang.

Bine war ein paar Schritte zurückgetreten, bis dicht an die Tür. Und von dort aus sah sie erstaunt und nichts verstehend

Digitized by Google

die beiden an, sah ihre Mutter, die immer so ruhig, seit Vaters Tod oft so ernst war, lächeln, glücklich lächeln und strahlen, die Hand dieses fremden Mannes, den sie Freund nannte, immer noch in der ihren.

Der Jäger, der mit einem weißen Setter von Maria Schnee her den Mauerweg am Zurglhäuschen vorüberkam, blieb hinter dem Berberitzenbusch, der ihn ein wenig deckte, stehen und sah von dort auf den winzigen Obstanger hinab, in dem das Zurglhäusel hockte. Versteht sich, daß ein Jäger mit Gewehr und rassereinem Hund — Cora mit Namen — nicht vor einem einfältigen Obstanger stehen bleibt, wenn nichts weiter darauf zu sehen wäre. Aber in dem Bergklee, der unter den paar Apfelbäumen blühte, saß ein für Toni Wunderer völlig fremdes Ding. Ein Mädchen in einem Leinenkleid, das die Arme bloßließ, dunkelbraun, ohne Hut; ein Mädchen, groß, schlank; die braunen Haare ließen die Stirne frei und waren in einem ziemlich tief sitzenden Knoten gefesselt, die Haut im Gesicht war tiefgolden gebräunt, die Hände sehr schmal, nur um das linke Gelenk — was sieht ein guter Jäger nicht alles — bog sich ein Reif.

Noch hatte sie, die träumend auf die Pallagruppe sah, den Beobachter nicht bemerkt. Aber beinahe, als ob sie den Blick spürte, ward sie unruhig, sah zuerst links, dann geradeswegs dahin, wo Toni Wunderer mit Cora stand, streifte das Kleid, das bis zur Wade emporgerutscht war, zurecht und wandte dann Kopf und Rumpf in bewußter Ablehnung jedes zu sorgfältigen Beobachtetwerdens soweit nach rechts, daß sie die Palla und den Latemar nicht mehr sah, sondern der blauen Mendel gegenüberfaß.

Nun blieb dem Toni Wunderer, wenn er schon das Mädchen sehen wollte, nichts übrig, als so im Vorübergehen dem alten Zurglvater einen Besuch zu machen, der untenein im Häuschen wohnte. Gewiß, er hatte eine Frage, nicht eine, nein, gleich ein ganzes Schock, und so wollte er jetzt zukehren, wenn er auch fest davon überzeugt war, daß der alte Wilderer um diese helle Nachmittagsstunde nie und nimmer daheim war, sondern irgendwo draußen bei seinen Schlingen und Fallen und Vogelnetzen im Wald.

Und da stand denn Toni Wunderer, tat zuerst, als sähe er wahrhaftig nicht, daß sieben Schritte neben der Tür eine junge Dame saß, sondern pochte recht ernsthaft an der Tür, rief Wastl, noch einmal Wastl, tat dann auf einmal erstaunt, entdeckte jetzt auf einmal, daß er nicht allein war, tat auch ein wenig verlegen — was übrigens nicht so schwer fiel —, und grüßte.

„Ja, daß der alte Zurgler nicht zu Hauf' ist — man sollt' doch glauben —"

Das junge Mädchen war aufgestanden.

„Nein, niemand ist zu Hause," sagte sie und fügte im selben Augenblicke wie entschuldigend hinzu, „und wenn Sie hier bekannt sind, so sind Sie wohl erstaunt, fremde Gesichter zu sehen."

„Ja," sagte Toni nun wie erlöst, „das wundert mich auch. Sie wohnen doch nicht hier?"

„Doch, seit ein paar Tagen; nirgends in der Ortschaft war Platz, da war Frau von Isser so gut, uns das Häuschen zu überlassen."

„So, Sie kennen Frau von Isser?"

„Ich erst seit ein paar Tagen, aber Papa kennt sie schon lange."

Toni Wunderer sah dem Mädchen lange prüfend ins Gesicht, dann sagte er unsicher: „Sie sind gar nicht aus der Gegend."

„Ich nicht, aber Papa ist von hier."

„Glaub' ich auch nicht, sonst müßt' ich ihn kennen."

„Ja, kennen Sie denn alle Leute ringsrum?"

„Alle, alle."

„Schön," gab das Mädchen belustigt lächelnd zurück, „aber Papa ist doch von da, nur war er eben zu einer Zeit hier, zu der Sie noch nicht auf Jagd gingen."

„Unmöglich; denn ich ging immer auf Jagd."

„Auch vor dreißig Jahren?"

„So alt bin ich noch nicht."

„Das sehe ich."

Cora, die eine Weile das Mädchen still beobachtet hatte, ohne sich von der Seite ihres Herrn zu rühren, sah wohl, daß diese beiden hier eine Zeitlang weiter plaudern würden, und wollte nun auch ihrerseits um ein wenig Aufmerksamkeit bitten. Und darum setzte sie sich ganz dicht vor das junge Mädchen hin und blickte es an.

Digitized by Google

Auf der Düne. Pastellstudie von Prof. Max Liebermann

Digitized by Google

Digitized by Google

Die bückte sich zu dem Setter und legte liebkosend die Hand auf seinen Kopf.

„Wie heißt denn du?"

Nun war es an Toni, zu antworten.

„Wir," sagte er, „das heißt, die da heißt Cora, und ich, ich bin der Toni Wunderer; vielleicht haben Sie bei Issers schon von mir gehört?"

„Nein, noch nicht."

„Dann ist der Walter auch noch nicht da."

„Ich kenne Ihren Walter gar nicht."

„Unsinn, den Sohn der Frau von Isser."

„So, das ist Walter. Nein, ich sah ihn noch nicht. Ist das Ihr Freund?"

„Ja, und wenn er noch nicht hier ist, muß er in diesen Tagen kommen. Er hat jetzt Urlaub."

„Er ist Beamter?"

„Ja, in Wien."

„Und Sie, sind Sie auch Beamter?"

„Nein."

„Was denn?"

„Jäger."

„Das ist doch kein Beruf."

„Doch, und zwar der schönste."

„Sport ja, aber doch nicht Lebensaufgabe."

„Lebensaufgabe? Gerade das. Ich wählte mir die Jagd als Lebensaufgabe, und darum ist sie es. Während der Beruf der meisten etwas ganz anderes ist als ihre Lebensaufgabe."

Das Mädchen schien ein paar Augenblicke lebhaft nachzudenken — ihr Gesicht war ernst —, dann sagte sie: „Sie mögen recht haben. Davon verstehe ich nicht viel. Und dazu: ich kenne die Verhältnisse hierzulande so gar nicht."

„Es ist hier in Österreich nicht anders als draußen in Deutschland."

„Ich bin aber nicht von draußen."

„Oder meinetwegen," er warf wieder einen besonders prüfenden Blick auf sie, als müßte er herausbekommen, woher sie wäre, „in Dänemark, Norwegen —"

„War ich nie."

„Sagen wir Schweden."

„Auch nicht."

„Ja, zum Teufel, von irgendwoher, wo man anständiges Deutsch spricht, müssen Sie doch sein."

„Ja, von Ceylon."

Toni Wunderer griff mit der rechten Hand an seine Stirn.

„Toni, Toni, das hat lang gedauert. Also dann sind Sie die leibhaftige Tochter von dem Heinz Flora, der vor dreißig Jahren hinüber ist — und —"

„Ja," sie lachte und gab dem Verdutzten die Hand, „ja, das bin ich, Marion Flora."

⁂ ⁂ ⁂

In Marion — nicht anders wie in der Seele so vieler, junger Menschen — war dann und wann ein wehes Gefühl der Leere und Einsamkeit gewesen, so als fehlte der Seele etwas, das sie wohl einmal haben müßte, um glücklich zu sein. Und so gesund, so lebenslustig und tapfer sie allezeit war, — auch ihren Schlaf hatte dann und wann eine Sehnsucht gestört, ein Sehnen, dunkel, süß, unbestimmt, so als wäre die Seele auf ihrer Wanderschaft noch immer nicht an den Ort gekommen, an den ihr Schicksal sie berief.

So manche heiße Tropennacht war sie wachgelegen und hatte sich aus all dem Reichtum, den die Verschwenderin Natur in Ceylon über alle Hänge, Wälder und Gärten warf, fortgesehnt — in eine Ferne, die sie noch nicht kannte, aus der nur flüchtige Grüße an ihr Ohr, in ihre Träume gedrungen waren, Grüße, die aus Vaters schwärmerischer Erzählung von seiner Jugend oder aus Mutters schon beinahe eingeschlafenem Heimweh sie berührten.

Ja, Mutters liebe, grüne Heimat am Rhein, der breite Strom, das kleine Städtchen, der Gutshof draußen in den Feldern, ein blasser, blauer Himmel über leisen Hügeln: das müßte schön sein! Und vielleicht — so träumte Marion wach —, wenn ich da wäre und Mutter lehrte mich dies alles mit ihren Augen lieben, so wäre ich ganz wunschlos, ganz glücklich und froh. Sehnte mich gewiß nicht mehr nach Ceylon zurück, gewiß nicht mehr dahin, vielleicht aber in das Land, von dem Vater immer träumt — auf freien Höhen, mit schmucken, rotbedachten Häusern unter alten Linden, Lärchenwiesen, auf denen Herden weiden, und allüberall, wohin der Blick auch geht, ein weiter, froher Kranz blauer Berge, die rings um den Ritten feierlich sich schließen.

Wie sah das wohl alles aus? Und was war stärker, tiefer in sie gelegt? Mutters leises, nur selten gesagtes Sichheimver-

Digitized by Google

langen oder Vaters nie zur Ruhe gekommenes Wieder-nach-hause-wollen?

Wer weiß, wie die Probe ausgefallen wäre, wenn Mutter noch gelebt hätte. Wenn Marion an Mutters Seite durch das kleine Rheinstädtchen gewandert wäre und mit Mutters Augen all das Schöne, Gütige und Freundliche, das die Natur, das frohe, heitere, gute Menschen dort boten, lieben gelernt hätte.

So, ohne Mutters Wort und ohne Mutters Hand, war ihr Weg nur mehr dorthin, wo auch Vater ging. Und als sie Vaters Heimat gesehen, schon nach dem ersten bangen Blick, den sie in diese Wunderwelt getan, kam es ihr vor, als hätte sie sich auch aus Mutters liebstem Heimatsfleck immer nur hierher sehnen müssen, gerade hierher, weil Vaters Heimat der Ort war, nach dem sich alle ihre versteckten, dunklen, unbestimmten, süßen Wünsche immerzu gesehnt, weil Vaters Heimat auch die Heimat ihres Herzens war.

In dieser Erkenntnis, in dem Glück dieser frohen Erkenntnis nahm sie von Vaters — von ihres Herzens Heimat Besitz. Sie lernte die Sprache der Natur, die diese Höhen regiert, so mühelos, als hätte sie als Kind sie schon gesprochen. Sie ward den Bergen Freund, als hätten die bei Anbeginn ihres Lebens um ihre Kinderträume schon Wache gestanden, und Bäume, von denen sie im fernen Osten nur den Namen gehört, wurden unversehens, als sie nun an ihnen vorüberging, ihre Vertrauten.

‚Da stehen wir,‘ sagten die Linden, ‚schon viele Dutzend Jahre, hab' uns lieb.‘ ‚Da warten wir,‘ flüsterten die Lärchen, ‚deinen Vater kannten wir gut, wir heißen auch dich willkommen.‘ ‚Gott zum Gruß,‘ sagten die Birken, ‚es mag schöne Bäume in fernen Landen geben, zierlichere wohl nicht, entscheide selbst. Hab' uns lieb.‘ Und selbst die verkrüppelten Föhren, die sich nicht getrauten, stolze Worte in ihre Begrüßungsreden zu flechten, machten vor Marion ihre beste Reverenz: ‚Hab' uns lieb.‘

Und Marion gab diese Liebe wieder.

Und lächelte.

Wenn sie auf die Berge sah, die feierlich blauten, dann den Blick vor sich hin auf die Wälder lenkte, die dunkel-schwarz Äcker und Felder umsäumten, wenn sie ganz nahe, die Innigkeit der Blumenwiese schaute oder der nahen Bäume, borkenrissige Lärchen, schwarzrindige Linden, silberstämmige Birken, — ach, nicht einmal Rathaberijans ewiggrünes Laubdach hatte solch liebe Farben — dann schien ihr, als wäre ihre Sehnsucht nun ganz still geworden, so wie ein durstiger Wanderer, der nach langem Irren die lang ersehnte Quelle findet und dankbaren, lächelnden Herzens daraus trinkt.

Es mag ja sein, daß dieser anschmiegenden und doch geraden Mädchennatur auch eine andere Landschaft als die des Rittens lieber Ort und liebe Wohnung geworden wäre. Vielleicht. Jedenfalls aber war ihr Herz von dem Tag an, an dem sie zuerst dies Land gesehen, keinen Augenblick im Zweifel, daß einzig nur dies Land ihr Glück und ihre Heimat war. Und dieses Daheimsichfühlen, dieser Glaube, daß alle die dunkle Sehnsucht banger Mädchenjahre sie hierhergewiesen, ward zur Überzeugung, als inmitten dieser sonnenatmenden Höhe das große, unversiegbare Wunder in ihr Mädchenleben trat, daß die Liebe sie segnete.

⁂ ⁂ ⁂

An einem dieser Tage kam Walter von Isser.

Er stürmte die Treppe hinauf, an Bine vorbei, die er an den Händen mitzog, auf Mama zu, die ihm voll Wiedersehensfreude entgegenkam.

„Gottlob, bist wieder glücklich da. Und kannst jetzt bleiben?“

„Sechs Wochen. Wie geht es euch, Bine und dir?“

„Uns geht's gut. Aber du siehst wieder schmal aus, nicht gar so besonders.“

„Ach, mir fehlt nichts —“

„Gab's wieder recht viel zu tun?“

„Zu tun genügend. Und dann, Mama, die große Stadt, das ist kein Ort zum rote Wangen kriegen. Aber jetzt, paß auf. Hier am Berg bei euch, und dann die Jagd.“

„Ach ja, die Jagd. Wirst wieder wie toll dich abhetzen und tagelang aus sein. Bist in allem so heftig. Kaum aus der Großstadt, wo du nie frische Luft hast, und

Digitized by Google

jetzt ins Extrem. Wag' nicht zu viel, Walter."

„Nein, nein, Mama, und schließlich, Toni macht's ja auch. Ist er übrigens hier?"

„Schon seit acht Tagen und wartet auf dich. Aber Walter, vergleich dich nicht immer mit ihm. Er ist ein Bär —"

Sie sagte es ernst, und über ihr Gesicht glitt ein flüchtiger Schatten. Aber im nächsten Augenblick war der verflogen, und die Freude, den Sohn gesund wiederzuhaben, sah lächelnd aus ihren Zügen.

„Und was gibt's sonst Neues, Mama?"

„Nicht viel — doch, daß ich nicht vergesse, von Eppan ist Nachricht gekommen. Du weißt, der alte Hessing ist gestorben, und die Baronin und ihre Tochter sind mit ihren großen Gütern allein. Aber trotzdem ist noch kein Friede und eben erst wieder eine Streitigkeit —"

„Du meinst die Durchfahrt von St. Anton her?"

„Nein, nein, das schon auch. Aber es hieß, die Hessings wollen die Quelle vom Berg her in ihre Weinberge leiten."

„Ja, wer macht denn das? Und wer führt denn überhaupt nach dem Tode des alten Herrn die Güter?"

„Nun, die Baronin einmal sicher nicht. Also wahrscheinlich Gabriele."

„Na," sagte Walter leichthin, „mit der werd' ich schon fertig."

„Du kennst sie doch gar nicht."

„Aber bitt' dich, ein Mädel. Und wie alt kann sie sein?"

Frau von Isser dachte nach.

„Etwa dreiundzwanzig."

„Hübsch?"

„Sie ist schön."

„So," nun lachte Walter, „dann weiß ich was sehr Einfaches, um endlich alle diese Nachbarstreitigkeiten aus der Welt zu schaffen."

„Nun?"

„Ich heirate sie."

Frau von Isser lachte nicht einmal über den Scherz, sondern gab ganz ruhig zurück: „Gut, Walter, mach' mir die Freude."

„Das ist doch nicht dein Ernst?"

„Warum nicht? So weit ich Gabriele von ferneher kenne, schiene sie mir eine passende Frau für dich. Und ich verschweige es nicht, ich möchte dich gern verheiratet sehen."

„Also Mama. Abgemacht. Ich fahre nächste Woche hin, übernächste Woche bin ich verlobt, im Herbst Hochzeit —"

„Nein, nein," Frau von Isser lachte, „so zu überstürzen brauchst du die Sache gerade nicht."

⁂ ⁂ ⁂

Aber am anderen Tage geschah es, daß Walter und Marion sich sahen.

Es war ein lichter Tag mit leisem Flattergewölk in blauen Höhen, ein stiller Himmel, der über ein friedliches Land sich wölbte, über reifes Korn, blühende Blumenwiesen und harzatmende Wälder. Ein Sommertag, der mit Grillenliedern und süßem Bienengesumm über den Berg zog, in grünseidenen Kleidern, mit weißen Birkenstandarten und frohgeschwenkten Lärchenfahnen. Tausend vergnügte Sänger waren allerwärts postiert, zitternde, bebende, schluchzende, kleine Brüstchen, weiß, braun, grau, und solche mit dem gelben und dem roten Vlies, Kreuzschnäbel, die jubilierten.

Darüber hin klangen die silbernen Hörnerrufe der Speiern, die sausend um die Linden jagten. Da war es manchmal, daß sich alle die vielen Segler für ein paar selige Sekunden in einem Trupp vereinigten und mit einem Jauchzen alle zusammen geradeswegs auf die große Linde beim Zurglhäusl stürzten, mit einem lauten Glücksschrei in der Stimme — und dann, knapp vor dem golddurchwirkten Grün, in jähem Schwung abschwenkten, hinaus in die warme, durchsonnte Luft, die über den weiten, sommerschönen Angleräckern duftschwer stand.

Und was war in dieser Stunde vor dem Häuschen unter dem Baum?

Zwei Menschen, die sich zum ersten Male sahen und sich besinnen wollten, ob nicht doch vielleicht schon einmal ein Traum dieses Antlitz gebracht, ob nicht doch vielleicht einmal diese Stimme schon ein paar gute Worte gesagt.

Ein Sich-besinnen-wollen — und Nichtbesinnen-können, ein Nicht-mehr-zurückfinden in die Arglosigkeit, die eben noch vor ein paar Augenblicken gewesen war, ein paar scheue Blicke, ein Fragenwollen und statt dessen nur ein paar gleichgültige Worte,

Digitized by Google

hin und her — während um die Linde die Speiern jauchzten — hin und her.

Ein paar verwunderte Blicke, viele nicht gefragte Fragen, ein leises Staunen, und da, wo das Herz sitzt, ein gutes, süßes Sehnen.

Zum Abschied ein paar Grüße, ein leises Winken, noch einmal Sichumsehen, hin und her, hin und her.

Nicht mehr.

⊠ ⊠ ⊠

„Es war also nichts mit den Gemsen im Getrum?"

„Nein," gab Toni zurück, obwohl die Fragende Walter ansah, „mein Freund bekam überhaupt nichts zu sehen, und ich sah nur schwache Stücke."

„Keinen Bock?"

„Doch," sagte nun Walter, „aber es waren keine guten. Die starken leben in dieser Zeit als Einsiedler abseits von den anderen."

„Wie Menschen, die viel denken müssen," setzte Toni hinzu.

Marion hatte es nicht gehört. Sie sah zerstreut aus, nicht so fröhlich, gewiß nicht so unbefangen wie sonst. Ganz unvermittelt kam auch jetzt ihre neue Frage, die sie wieder an Walter richtete: „Waren Sie bei dieser Jagd in Gefahr?"

„Nein," gab Walter ein wenig erstaunt zurück, „gar nicht. Warum das?"

Sie ward fast verlegen.

„Ach so, man sagte mir, daß Gemsjagd gefährlich sei. Und dann —" fuhr sie eiliger fort, als käme sie damit aus ihrer Verlegenheit, „während Sie auf Jagd waren, besuchte ich Ihre Mutter. Und die war um Sie in Angst."

„Das ist Mama ja immer. Um nichts und wieder nichts."

„Ein Zeichen, wie lieb sie Sie hat."

„Glauben Sie?"

„Ja, denn um Leute, die man nicht lieb hat, sorgt man sich nicht. Ich wenigstens nicht," setzte sie leiser hinzu, brach damit das Gespräch ab und ging voran zum kleinen grünen Gitter.

Die drei hatten für den Nachmittag verabredet, zusammen nach Klobenstein zu gehen, aber jetzt, da man aufbrach, wollte Toni nicht mit. Er müsse einmal hinab in die Stadt, und da es heute gerade nicht so heiß sei, erledige er es jetzt. Walter und Marion baten ihn, es doch auf einen anderen Tag zu verschieben. Aber er schüttelte den Kopf, gab beiden rasch die Hand, übersprang um die Wette mit Cora den Zaun und lief die Wiese talab.

Walter brach zuerst das Schweigen. „So ist er manchmal, bekommt plötzlich einen Einfall, einen Plan in den Kopf, ein Gruß, und er ist fort. So auch, nicht um ein bißchen anders macht er es, wenn er für Monate Abschied nimmt. Adieu, Walter, gibt mir die Hand und ist am andern Tag wieder über alle Berge."

„Ist er nicht glücklich?"

„Ich weiß es nicht. Warum fragen Sie dies?"

„Ich meine, weil er so unvermittelt und unruhig sein kann. Denn ich denke mir, frohe, glückliche Menschen haben kein Bedürfnis, immer den Aufenthalt zu wechseln. Er ist ja das ganze Jahr über auf dem Weg."

„Das ist er. Das ganze Jahr immer hinter seinem Wild her. Er fängt das Jahr irgendwo unten im Süden an, im Sudan, in Griechenland einmal, oder irgendwo in slavonischen Sümpfen. Dann geht er mit den Zugvögeln gegen Norden, manchen Sommer bis hinauf nach Skandinavien, wo die kleinen Haarschnepfen und die Regenpfeifer brüten."

„Aber jetzt hier?"

„Oh, das ist sein Sommerabstecher nach Tirol, der gilt den Gemsen. Dann kommt er für ein paar Tage auch nach Maria Himmelfahrt und besucht mich. Und ich nütze die Zeit, um viel mit ihm zu sein. Denn oft sehe ich ihn ein ganzes Jahr nicht wieder."

„Sie haben ihn sehr gern."

„Man muß ihn gerne haben. Er ist treu, eine Seele von einem Menschen, einer von den wenigen, auf die man sich ganz verlassen kann."

Marion schien eine Weile nachzudenken, dann nickte sie.

„Den Eindruck bekam ich von ihm auch."

Sie waren nach Magdalena gekommen, wo der Weg sich teilte. Hier blieb Walter stehen, sah Marion prüfend an und sagte: „Sie fragten vorhin, ob Toni glücklich sei. Ich sagte, ich weiß es nicht, und ich weiß es auch wirklich nicht. Aber etwas ist doch da, was ich Ihnen erzählen muß, damit

Digitized by Google

Sie ihn besser verstehen; und vielleicht auch zur Vorsicht, damit Sie nicht ihm gegenüber zufällig einmal etwas berühren, was Ihnen beiden dann peinlich wäre."

Und da Marion nur zu warten schien, daß er weiter spräche, fuhr er fort: „Er hat vor zwei Jahren meiner Schwester Bine einen Heiratsantrag gemacht, aber einen Korb bekommen."

„Mochte sie ihn nicht?"

„Doch, sehr gern als Freund. Aber die Hand konnte sie ihm nicht geben, da sie einen anderen lieb hat."

„Und der, warum heiratet Bine den nicht?"

„Das ist eine lange Geschichte wieder für sich."

„Zu lang, als daß Sie sie erzählen könnten?"

„Das nicht, wenn Sie es hören wollen."

„Gerne."

„Also der, der erste Mann, den Bine liebte — und ich bin überzeugt, sie wird nie mehr einen anderen lieben — ist zufällig, zu ihrem Unglück, ein Nichtsnutz. Nicht daß er gerade etwas Schlechtes angestellt hätte — das nicht, aber auch nie was Ordentliches. Ein liebenswürdiger, hübscher, eleganter Bursch, der in keiner Schule guttat und nach der Schule es da und dort probierte, nirgends aber mit Erfolg. Natürlich Schulden, keine unehrenhaften, aber doch zu viele, als daß seine Familie — solide, angesehene Leute — sie hätten aus der Welt schaffen können. Eine Weile ging's so hin und her, Freunde legten sich ins Mittel, probierten es, dann aber blieb doch nichts übrig, er mußte fort."

Hier schwieg Walter ein paar Augenblicke, als besänne er sich. Und wie trübe die Erinnerungen waren, von denen er jetzt erzählte, zeigte der ernste, nachdenkliche Ausdruck in seinem Gesicht.

„Es war eine böse Zeit. Er kam am Abend noch zu uns und nahm Abschied. Und von dem Abend ab redete Bine wochenlang kein Wort, saß nur so, ging im Hause auf und ab, weinte da ein bißchen, dort weiter, und Mama, der es das Herz abdrückt, weinte mit. Aber sie und ich und niemand konnte da helfen. Wir hofften im Anfang, es sei nur der erste Schmerz, der Bine so niederbeugt, aber es gingen Monate vorüber, ehe sie zum erstenmal wieder ein heiteres Gesicht machte, wenn auch noch lange nicht lachte."

„Und er, schrieb er nie?"

„Doch, es kamen Briefe, zuerst von Singapur, dann aus Borneo; dort war er eine Zeitlang auf Plantagen, aber gerade so wie hier, auch nicht seßhaft, auch nicht beständig, und so kommt einmal Nachricht vom Norden, bald vom Süden der Insel und auch manchmal monatelang keine Zeile."

„Ja, hofft sie denn immer noch?"

„Sie hofft gar nicht, das ist eben das Schlimme, daß sie da überhaupt nie hoffen durfte. Denn sie war sich ja von Anfang an klar, daß es zwischen ihr und ihm nie zu einer Verbindung führen könnte. Hier schon an und für sich nicht, da er hier ja unmöglich ist, und drüben — auch wenn sie sich zu dem schweren Entschluß durchränge, Mama allein zu lassen — drüben auch nicht. Denn als Frau eines solchen Menschen wäre sie ja todunglücklich."

„Aber so," fragte Marion erstaunt, „was hat sie denn so?"

„Ihre treue, unenttäuschte Liebe."

Marion senkte den Kopf, und erst nach einer Weile erhob sie ihn zu der Frage: „So wird also Bine nie einen andern lieb haben?"

„Nein! Wundert Sie das so?"

„Ich habe noch so wenig über derlei nachgedacht, aber wenn ich das jetzt tue, so wundert's mich nicht. Obwohl —" sie verlangsamte ihren Schritt und blieb schließlich ganz stehen, um Walter anzusehen, und fuhr nur zögernd, vorsichtig fort: „obwohl so manche, die ich kenne, nicht bei ihrer ersten Liebe geblieben sind, gerade zum Beispiel —"

Sie sprach nicht weiter, so daß er sie dazu ermuntern mußte.

„Ja, ich weiß nicht, ob ich Ihnen das sagen kann —"

„Doch, doch, sagen Sie es nur."

„Ja, also gerade zum Beispiel — unsere Eltern." Und eilig, als entschuldigte sie sich, setzte sie hinzu: „Sie wissen doch davon."

„Ja," gab er zurück, „aber nicht viel, sicher lange nicht soviel wie Sie."

„Warum dies?"

„Weil Sie mit Ihrem Vater, mit dem jungen Mann von damals gesprochen

Digitized by Google

haben und ich mit Mama nur mit dem Mädchen —"

„Wie meinen Sie das?"

„Nun. Daß eine Frau lange nicht soviel von ihren Liebeserlebnissen spricht wie der Mann. Weil die Frauen darin zurückhaltender sind, verschwiegener. Und so hat Mama auch von der ganzen Liebesgeschichte mit —" jetzt zögerte er es auszusprechen, kam aber doch darüber hinweg, „mit Ihrem Vater kaum einmal eine Andeutung gemacht, aus der ich mir nichts zurechtreimen könnte, wenn nicht andere Leute aus jener Zeit es mir erzählt hätten."

„Der alte Schluffenwirt?"

„Woher wissen Sie?"

„Ja, der erzählte es Papa und mir auch. Und ich meine, der erzählt es jedem, der es hören will: Wie Ihre Mama mit Herrn von Isser Hochzeit machte, im Spätherbst noch auf dem Berg, die Linden waren schon entlaubt — ein ganz trüber Tag war es, und als die Neuvermählten aus der kleinen Kirche kamen, fiel Schnee — — Und weißer noch, so erzählt der alte Wirt, als die Flocken war die junge Frau — und ganz matt und hielt sich nur mit allem Zusammennehmen aufrecht. — Nein, nein," setzte sie fast heftig hinzu, „abscheulich war das von meinem Papa, daß er sie damals im Stiche ließ, ganz abscheulich."

„Er konnte ja nicht anders, er hatte ja dem alten Herrn von Kummer versprechen müssen, das Mädchen zu lassen —"

„Versprechen oder nicht versprechen — gegen sein Herz verspricht man nichts."

Sie sagte es voll Eifer, ihre Hand hatte sich in der Erregung geballt, und in ihren Augen blitzte es.

Walter sah sie an und wartete ein wenig, ehe er, nun nicht mehr so ernsthaft wie bisher, in dem Bemühen, ein fröhliches Gespräch zu beginnen, fortfuhr: „Denken Sie nur, wenn nun unsere Eltern bei ihrer ersten Liebe geblieben wären, so wären wir Geschwister."

Sie wurde mit einem Male rot.

„Geschwister," wiederholte er und bot ihr die Hand, „Bruder und Schwester und Freunde."

Sie nahm die Hand, sah ihn aber nicht an, während sie erwiderte: „Wenn Sie wollen, Freunde können wir ja werden."

Sie standen an der Stelle, an der einmal das Luisl von Maria Schnee mit Heinz Flora kurze Rast gemacht hatte, als sie auf einem heimlichen Wege wanderten.

Vor ihnen dehnten sich die weiten Lärchenwiesen, die in leisem, welligem Zug die Hügel begleiteten und denen von den Hängen herauf die Föhren entgegenkamen, dunkelgrün, ernst, in geschlossenen Massen, während die Lärchen fröhlich über die Höhen pilgerten, mit hellem Grün und weitgespannten Ästen, die wie fliegende Fahnen wehten. Jenseits der Signeterwaldkuppe hockte der Schlern, ein bißchen plump, schwerfällig, aber zu seiner Linken türmten sich flinke Spitzen in das sommerliche Blau, und zur Rechten war der Bergstock so überreich gegliedert, daß der Blick nicht wußte, auf welcher Zinke rasten und ruhen.

Aber da klang zu ihren Füßen hell ein Sommerlied aus roten, erntereifen Äckern. Schnitter und Schnitterinnen arbeiteten sich in der wogenden Frucht müde, und froh und sommerselig klang das Sichelrauschen, unter dem die Garbe sank.

Bergjulisommer, Wachtelruf zur heißen Mittagszeit, Lerchenlied am frühen Morgen — und Nächte, linde, weiche Nächte, in denen alle Herzen leise Wege gehen und warme Hände sich finden.

Die Linden sind bereit zu blühen. Sie haben ihre kleinen Knospen dicht gesetzt und prall geschwellt, runde, feste Knöspchen, die nur auf ein geheimes Zeichen warten, um zu springen.

Bald ist es Zeit. Bald kommt das Zeichen.

Die Sonne steht hoch.

⁂ ⁂ ⁂

Die alten Rittner — Oberbozener und Klobensteiner — Feste, die die letzten dreißig Jahre ebensowenig wie je einmal zuvor unterbrochen worden waren, gingen auch diesen Sommer mit Tanz und Theaterspiel, Waldfeuern und frohen Landpartien über die Höhen.

Nicht mehr der lange Peter Froy blies dazu die Flöte. Und Heinz Flora, der mit seinen sechzig Jahren nicht weniger begeistert mittat wie einst als junger, übermütiger Mensch, hatte das Gitarrespielen ebenso gründlich verlernt, wie er sonst an Lust zu Scherz und Fröhlichkeit nicht das geringste eingebüßt hatte. Aber der junge

Digitized by Google

Fließer spielte das Maurerklavier, wie die Ziehharmonika hierzulande genannt wird, daß alle Register nur so sangen, und wenn der erst achtzehnjährige Moserbub die lange, sein Bruder aber die kleine Flöte blies, so war da ein Locken und ein Klang, dem niemand, ob alt oder jung, entkam. Versteht sich — ach wieviel brave Taten erzählt man oft erst zuletzt — Bartel Torggler spielte die Geige, und Kaspar Andinger strich lächelnd — er lächelte immer — und kräftig seinen Baß.

Die ältesten Leute ließen zu diesem Locken ganz wehmütig die Köpfe hängen, und einige, Heinz Flora und Luisl von Isser z. B., nickten sich dabei vielsagend zu, als wollten sie sagen, nicht anders war es zu unserer Zeit auch. Die jungen Leute aber gaben sich die Hände, hielten, umfaßten und drehten sich im Reihen, wo immer es nur war, im Schießstand, drüben in der Tenne, in Wolfsgruben auf grüner Wiese oder spät abends noch, während der Nachtwind in bunten Lampions schaukelte, in einer der Villen oder draußen — und das war wohl am allerschönsten — in der Gloriette im kleinen Rondell.

Zu solchem Feste kam dann ein jeder und jede, und selbst die alte Leni humpelte an, zu solchen Gelegenheiten freilich im steifsten Korsett, das sie ja nur an ganz heißen Tagen in der Kommode verbarg. Und es kam der alte Sieberer seppele, zwinkerte mit listigen, vergnügten Äuglein der Jugend und dem und jenem Alten zu, gab aber von einer gewissen Stunde ab all sein freundliches Schmunzeln nur mehr seinem Weinl, das er auch dann in der Hand hielt, wenn er gerade nicht trank.

Auch der alte Pfarrer rückte ein bißchen an, plauderte vergnügt mit den vergnügten Alten und scherzte mit den jungen Leuten, die gerade für ihn Zeit hatten. Und wenn dann einem älteren Herrn, dem Spornberger Franz z. B., zufällig die Lust ankam, ein Lied zu singen, so war der alte Pfarrer der erste, der mit der zweiten Stimme einfiel und die kunstgerecht dann auch behielt.

Ach, Lieder. —

Da kamen abends die Klobensteiner herüber, ein paar Mann hoch, der Jörgl Tufesser voran, mit Gitarre, einem Schwegelhölzl, das der Friedel Holzer blies, und einer dunkelklingenden Laute, suchten sich ein einsam Haus, in dem ein hübsches Mädchen schlief, und dann — es war schon bald am Zurglhäusl, wo Marion wohnte — erklang ihr Lied, als Ständchen ein lieber Nachtgesang.

Das war so, daß zuerst die Laute ein wenig schnurrte, gerade soviel, daß die da oben achtgeben sollte, daß da unten was vor sich ginge. Und dann brummte die Gitarre ein bißchen und tat das Schwegelhölzl einen frischen Ruf — und nun — natürlich nun öffnete sich ein Fenster.

‚Sei gegrüßt,‘ warb nun des Jörgls Tenor, so hoch er nur konnte, seine Stimme jubelte ja noch über die höchste Linde empor — und Laute, Gitarre, Schwegel und Paul Seebachers goldiger Baß klangen zusammen.

Da lächelte das Mädchen, dem diese schöne Huldigung galt, glückselig vor sich hin. Und alle die Lindenknospen werden ungeduldig und wollen ihre kleinen, grünen Hüllen sprengen.

Über ein kleines nur, wartet noch, wartet noch. Bald ist eure Zeit.

Der Mond geht auf.

Der Abend des Kinderballs, der Jahr für Jahr am St. Annatage in Fridegg gefeiert wurde, war da.

Ein Mittsommerabend, müde verglutet, weich, fast noch schwül unter einem leise mit Dunst verhängten Himmel.

Als das Fest begann, waren noch nicht viele Sterne zu sehen, nur einige wenige, die im Norden über den Sarntalern hingen, und ein paar, die über den dunkelblauen Bergketten wie Höhenfeuer brannten. Die nahen Kuppen neigten sich dem schlafenden Ritten zu, der Kohlererberg war ganz nahe gekommen wie ein Freund, der tagsüber nach dem Freunde sich sehnt und nachts ihn findet.

Über der Ortschaft lag schon dichtes Dämmern. Die einzelnen Lindengruppen waren näher zusammengerückt, so, daß die Häuser in diesem wohligen Schutz versteckt, ja die meisten ganz verborgen waren, und nur aus kleinen, fröhlich leuchtenden Fenstern verrieten ein paar durch das Blättergewirr ihre heimliche Ruhe.

Gelächter ist im Saal, da und dort jauchzt

Digitized by Google

ein Kind vor Lust laut auf. Die Geigen singen sehnlich süß, die Klarinette klingt, die Baßgeige schnurrt und brummt zufrieden.

Dann und wann wagt sie einen vergnügten, tiefen Ruf — —

„Sie lächeln, Marion?"

„Ja, ich freue mich, das Fest ist so schön, ich bin so froh."

„Es ist so schön, wenn Kinder sich unterhalten. Sehen Sie doch, wie glücklich alle Kinder sind."

Ein kleines Mädchen kam auf die beiden zu, knickste vor Marion und bat: „Bitte, tanz' du einmal mit mir. Das Fräulein sagt, lang darf ich nicht bleiben, aber bevor ich nicht mit dir getanzt, mag ich nicht ins Bett."

Marion stand auf und faßte das Kind an den zarten Schultern; aber sie löste erst die roten Bauernnagelen aus ihrem Gürtel und gab sie Walter.

„Verwahren Sie sie inzwischen."

Und als sie von der Runde mit dem kleinen Mädchen wieder zu Walter zurückkam und sich ihm zur Seite in die Ecke setzte, nahm sie gleich den Strauß wieder an sich.

„Ist das wahr, was mir Toni erzählt hat, daß diese Nelken nirgends so groß und so schön werden wie auf dem Ritten?"

„Ja, da hat Toni recht."

„Wenn man aber einen Stock von hier in eine andere Gegend nähme, der Stock kommt doch fort?"

„Der Stock ja, aber schon im nächsten Jahre werden die Blüten kleiner."

„Und wenn man ihn genau so pflegte, mit derselben Erde?"

„Nützt alles nichts, er gedeiht nicht, er verkümmert."

„Dann," sagte sie und streichelte behutsam die federartig gefransten Blüten, „dann haltet ihr ja viel treuer zu eurer Heimat als die Menschen. Denn die gehen fort und können auch anderwärts gedeihen."

„Nicht alle."

„Aber doch so viele. Papa war so — und der, den Ihre Schwester liebt, und Toni ist auch das ganze Jahr auf Reisen — und auch Sie —" hier sah sie Walter plötzlich ganz traurig an, „auch Sie bleiben nicht einmal die kurze Zeit, solang Ihr Urlaub reicht."

„Ach, die paar Tage nur, die wir auf Gemsjagd gingen."

„Und wieder gehen, wie Toni erzählte. Übermorgen wollen Sie ja aufbrechen. Wieder ins Getrum?"

„Nein, diesmal in die Geisler."

Sie spielte immerzu mit den Nelken in ihrem Schoß und schwieg.

Die Paare vor ihnen drehten sich. Es waren nicht mehr alle Kinder zugegen, einige, besonders die jüngsten, waren heimgeholt worden und mochten wohl schon in ihren Bettchen liegen und träumen. Ein Kleines — es war später rings im Saal erzählt worden — hatte hier schon schläfrig sein Nachtgebetchen gesprochen, um daheim gleich schlafen zu dürfen. Nun war viel Platz im Saal, und den nutzten die Tänzer aus. Zu den jungen hatten sich ein paar ältere gesellt, die es jetzt nach so langem Zusehen und Sichsträuben nicht mehr vergnüglich fanden, nur müßig zu stehen, sondern sich nun selbst im Walzer wiegten.

Die Musik spielte unermüdlich. Statt der neuen Walzer, die die Jugend früher begehrt hatte, jetzt alte bekannte Wiener Weisen von Lanner, Ziehrer und Strauß, ‚Rosen aus dem Süden,' ‚Cagliostro' und ‚Seid umschlungen Millionen.'

Marion lehnte sich zurück und summte ein paar Takte lang die Melodie leise mit.

„Wollen Sie tanzen?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Nein, nicht mehr, nur so lehnen und zusehen."

Und ganz rasch, unvermittelt fragte sie: „Sagen Sie, ist es da, wo Sie jetzt auf Gemsen gehen, gefährlich?"

„Sie haben doch nicht Angst?"

Sie zögerte eine Weile, ehe sie erwiderte. Aber dabei wurde sie verlegen, und über ihre Wangen huschte es rot.

„Angst? Ich nicht, aber Ihre Mama."

Sie war aufgestanden und wollte nun mit einem Male tanzen.

‚Seid umschlungen Millionen . . .'

⁂ ⁂ ⁂

„Papa ist schon heim," sagte Marion, nachdem sie sich im Saal und rings in den Zimmern umgesehen hatte, „er hat mir nicht ein Wort gesagt."

„Er ging vor einer halben Stunde und begleitete Mama."

Digitized by Google

Erwachen. Gemälde von Karl Huck

(Aus dem Besitz der K. K. Staatsgalerie in Wien ausgestellt in der Großen Berliner Kunstausstellung 1913)

Digitized by Google

Digitized by Google

„Kommen Sie, dann gehen wir auch."

Sie ließ sich ihr dünnes Krepptuch um die Schultern legen, steckte die Nagelen wieder in den Gürtel und trat mit Walter hinaus auf die Veranda.

Auch die letzten waren mit ihnen im Aufbrechen. Ein Trupp Jugend hatte sich gerade vor ein paar Minuten verabschiedet und war — unter den Klängen einer Fiedel, die voranmarschierte — hinauf zur Kirche gezogen, unter deren Linden sie mit Lachen und Fiedelklang noch schwärmten.

Eben als Walter und Marion aus dem Saale von Fridegg auf die Veranda traten, war es so:

Der Mond war im Untergehen. Er hing nur ein weniges über den Menzen-Linden, groß, nicht mehr rund, sondern beinahe eiförmig, und strömte ein gelbes, starkes Licht aus in einer flackernden und doch kalten Glut.

Die Äcker sogen die Helle auf und sahen grünlich aus wie in einem geheimnisvollen Dämmer. Aber die Vorderseiten der Häuser und besonders die breite Südmauer der Kirche von Maria Himmelfahrt behielten das Licht so, wie sie es empfingen, hell und grell, weißgelb und in einer solchen Klarheit, daß die Gestalt, die vor der Kirchenmauer auf und ab ging, sich ganz sonderlich scharf und schwarz davon abhob. Und doch lag auch auf dem auf- und abwandelnden Geiger die liebe Mondeshelle und umflorte die fiedelnde Gestalt, daß sie manchmal ähnlich blaß und dämmerhaft aussah wie der Schatten, den sie, ein wenig überlebensgroß und nicht wenig phantastisch, an die milchweiße Wand warf.

Es war sonderbar zu sehen, wie die Gestalt und ihr Schatten sich hin und her bewegten, manchmal in eckigen, kleinen, beinahe ein wenig hüpfenden Schritten, dann aber wieder eine kleine Weile innehielten und sich duckten, als neigten sie sich vor dem eigenen Lied.

Aber noch sonderbarer wie dieses Spiel des Schattens, der ruhelos dieser unsteten, quecksilbernen Gestalt folgte, war das Spiel der Geige.

Denn Bartel Torggler, der sie spielte, hatte gerade so viel Gläser Leitenwein getrunken, als er brauchte, um einen seiner höchst merkwürdigen Zustände zu bekommen, Ekstasen, in denen er alles das, was er gegen hübsche Mädchen auf dem Herzen hatte, in Geigenliedern verkünden mußte. Und so hatte er denn fiedelnd seine Angebetete und ihre Freunde bis hinauf hinter die Kirche begleitet, hatte erst noch versucht, vor den Fenstern der blonden Trudel ein Ständchen zu bringen, war aber durch Trudels Mama mit einem „Pst, und nun nicht mehr" verscheucht und setzte nun drüben im hellen Mondschein vor der Kirche, auf Grund und Boden aller guten Heiligen, die ihm nicht wehren würden, sein Geständnis fort.

Erst klang es — während Marion und Walter gerade auf den Balkon traten — noch wie ein Walzerlied, als tanzte Bartel noch immer mit seiner blonden Trudel. Aber dann, da er den Takt verließ, war es, als stände Bartel vor Trudels Tür und sagte ihr, wie sehr er sie bäte, daß sie ihm öffnen möge. Aber da brachte die Geige selbst ein Spottlied, eine kurze schelmische Weise, in der es von Sichsträuben und hellem Lachen klang.

Und dann — da Marion und Walter die Treppe herabschritten — war es, daß Bartels Geige sich wieder aufs Betteln verlegte, so innig bat, so lieb und treuherzig sang, daß Trudel, die im Hause hinter der Kirche aus dem Fenster horchte, ein unruhiges Herz bekam.

Da legte auch Marion ihre Hand in die, die ihre suchte.

Aber dann verfiel Bartel darauf, gerade mitten im Mondlicht vor der Kirchenmauer stehen zu bleiben und seine Italienergeige ganz gewaltig singen zu lassen, so, daß es wie ein Glücksgesang eines Liebenden klang, der geschlossenen Auges in weichen Armen ruht.

Und während diese wunderschöne Kantilene sang, blieb auch Marion stehen. Und als der Geigenton sich sehnlich dehnte, bebte, und als er des Glückes süßeste Bangigkeit erreicht hatte, um nun leise zu sinken, da gab Marion dem, der sie in zärtlichem Arm hielt, still und mädchenhaft scheu, zitternd das Wunder und die Süße des ersten Kusses.

Und in dieser Stunde, während sie an die Brust des Geliebten sich lehnte und ihre jungen Lippen sich ihm boten, — und während Bartel Torggler oben geigte und geigte und Trudel ihr heißes Köpfchen aus dem Fenster streckte und ihr Herz ungeduldig und in Sehnsucht schlug — in dieser

Digitized by Google

Stunde, da der Mond glutrot und wie ein Feuerauge hinter die Berge sank, — in dieser Stunde sprangen ringsum die Knospen an allen Linden.

Der süße, liebe Duft zog wie eine Liebesbotschaft über die Höhen.

⁂ ⁂ ⁂

Wie diese Tage lächelten.

Sie hatten die Gesichter süßer Kinder, fröhliche Mäulchen, blitzende Augen und darin eine Welt von Sonnenschein.

„Hast du mich gerufen?"

„Nein!" Marion lacht zurück und reicht dem Geliebten die Hand. „Ich rief dich nicht. Ich habe überhaupt den ganzen Vormittag noch nicht an dich gedacht."

„Was tatest du dann?"

„Ich saß vor unserem kleinen Hause und sann."

„Ist nicht vorhin ein leiser Wind gekommen?"

„So gegen zehn? Ja, du hast recht, da wehte ein wenig Wind."

„Den sandte ich. Er sollte dir Lindenduft bringen. Tat er das?"

„Ja, schönen Dank."

„Ist nicht vorhin ein Flug Stieglitze gekommen und hat gezwitschert?"

„Ja, vor einer halben Stunde. Die Vögel saßen alle auf meiner kleinen Birke und jubilierten."

„Ich sandte sie. Sie sollten dich grüßen."

„Geliebter, vielen Dank."

„Und hast du, sag', nicht früher die Glocke gehört?"

„Ja, freilich hörte ich sie. Sie klang so schön. Tausend Dank."

„Ich habe sie geläutet. Nun sag', hast du wirklich nicht einmal an mich gedacht?"

„Nein, nicht einmal —"

„Ich kann es nicht glauben."

„Nein, nicht einmal — nicht einen Augenblick lang habe ich aufgehört, an dich zu denken." Sie lehnte sich an ihn und schloß die Augen.

„Hast du es deinem Vater erzählt?"

„Nein, du deiner Mutter?"

„Noch nicht."

„Dann hör'," sagte sie und nahm seine Hand, „wir wollen es eine Weile nur für uns allein wissen."

„Was?"

„Nun, daß du —"

„Nein, daß du —"

„Daß also ich — dich so lieb habe."

⁂ ⁂ ⁂

Sie waren einen großen Teil des Tages beisammen, und die übrige Zeit sahen sie sich heimlich.

Toni Wunderer war am Tage nach dem Kinderball hinüber in die Geisler gezogen, ohne daß er lange versucht hatte, den Freund, der diesmal nicht mit wollte, zu überreden. Ob er etwas bemerkt hatte? Walter behauptete „auf keinen Fall"; aber Marion schüttelte den Kopf und lachte. „Natürlich weiß er es genau."

„Ja, woran soll er's gemerkt haben?"

„Nun, natürlich an dir."

„Unmöglich! Sag' mir, an was soll er es bei mir wohl merken?"

„Daran, wie du zerstreut bist."

„Bin ich das?"

„Und wie. Und daran, daß du oft vor dich hinlächelst, gerade nur so."

„Das tust du auch."

„Aber nicht so wie du."

„Nein, noch viel mehr. Eben jetzt."

„Ja, jetzt bin ich mit dir allein. Aber wenn ein Dritter zugegen ist, zum Beispiel Toni, nehme ich mich zusammen."

„Ich auch."

„Nein, du nicht."

„Warum sollte ich es nicht wie du können?"

„Sieh," gab Marion nun ernster und fast ein wenig traurig zurück, „das ist so. Du brauchst es gar nicht zu verbergen, wenn du mich lieb hast, denn du bist meiner ja so sicher, so für alle Zeit sicher; aber ich, sieh —" sie zögerte ein bißchen, „ich muß ganz heimlich tun, so, daß kein Mensch von meinem Glück merkt; denn wenn es die anderen wüßten und du mich einmal verließest, nein, nein, wohin sollte ich mich dann verstecken?"

„Ach, Lieb, wer wird so etwas sagen. Bist du denn meiner nicht ganz sicher, nicht eben so sicher wie ich?"

„Nein," sagte sie bestimmt und blickte nieder auf ihre Hände, „das kann ich gar nicht sein; ein Mann kann ja nie so treu lieben wie eine Frau." Sie sagte es ganz leise, und in ihrer Stimme klang dabei etwas mit, so als wäre ganz ferne eine arme, verlassene Frau, die weinte.

⁂ ⁂ ⁂

Digitized by Google

An dem Abend eines dieser Tage glühten zum ersten Male in diesem Sommer die Dolomiten. Es war noch nicht das Flammen und Glühen, das erst die klare, stille Herbstluft zaubern kann; nur ein leises Erröten kam über die schönen, stolzen Türme und dann ein geisterhaftes Erblassen. So als wäre all das Blut, das vor wenigen Augenblicken noch in ihnen war, durch Schrunden und Wunden verströmt, alles Leben wieder erstarrt. Aber aus dem matten, unendlich zarten Grün des Osthimmels blinkte das feuchte Silber zitternder Sterne, Grüße aus fernen, unbekannten Welten über die verdämmernden Berge her. Nächte stiegen auf, süße Sommernächte, Sommernächte wie Erlebnisse, — wie Tausendundeine Nacht. Und der frohe Dreiklang von Lindenblüte und Holunderbluft und erntereifem Korn verhallte.

Anfang August sammelten sich die Tausende von Alpenseglern, die den Sommer belebt und in ihren herrlichen Flügen durchkreuzt hatten, über der Ortschaft und schrien abschiednehmend um die Lindenkronen, die rotbedachten Häuser und die Türme. Die Jungen flogen unter ihnen, zarte, schmalbrüstige Tiere, die noch recht ungewandte Kurven in der hellen Luft beschrieben und unmelodisch noch, mit viel zu hohen Kinderstimmen schrien. Aber jeden dieser Trupps befehligte ein kundiger Segler, jedem dieser Trupps sauste ein Vielgewandter voran, geradeswegs in die blanke, sonnenatmende Luft — in einem kühnen Bogen nach rechts, — auf eine Lärche zu, bis dicht heran an ihre golden-grüne Krone — und nun, gut aufgepaßt — knapp vor dem Nadelwerk in jähem Schwung empor in eine Höhe, aus der sich alle wieder in selige, freie Weite stürzen konnten, mit lautem Jubeln aus frohen Kehlen.

Und eines Morgens schwangen sich alle in die goldig schimmernde Ferne, auf Nimmerwiederkehr in diesem Jahr, zur Reise über die Berge nach blauen, in Sehnsucht geahnten Meeren, und von weit draußen klang noch einmal ihr Abschiedsruf zurück, — fernes, liebes Klingen hellgestimmter, silberner Hörner.

Es kam das Oberbozner Kirchweihfest, mit Böllerschüssen, frohem Fahnenschwenken, großem Gottesdienst und einer feierlichen Prozession, bei der alle die Bauern und ihre Frauen in der alten, guten Tracht einhergingen und Kinderchöre hinter dem Allerheiligsten sangen. Die Unterinner Kapelle spielte bei den Evangelien, vor dem Grafenhaus, drüben auf der Schießstandwiese, im Weiherwald und dann, heimkehrend, wieder vor der Kirche.

Eine Klarinette, die des jungen Schusters aus Lengmos, die in dem feierlichsten Momente ein Solo hatte, blies es zum ersten Male herzhaft falsch; aber alle waren so andächtig und wollten so gern allem Irdischen entrückt sein, daß niemand daran Ärgernis nahm. Aber gleich drüben in der Schießstandwiese setzte der Missetäter mit demselben falschen Ton ein. Ein paar Andächtige wandten sich um und sahen den Bläser scharf an. Er war rot vor Scham, nahm sich tüchtig vor, das nächstemal den Fehler zu vermeiden, und setzte drüben bei den Weihern in seiner Erregung zu früh und wieder mit demselben Mißton ein. Sogar der alte Pfarrer drehte sich um und sah den armen Sünder an. Und da passierte es dem, daß er beim letzten Evangelium zuerst eine Weile überhaupt keinen Ton aus seinem schwarzen Quietschholz brachte, dann aber mit einem Male Luft, ach, allzuviel Luft bekam und einen lästerlich frechen Triller blies, der allen Frommen wie ein höhnendes Pfeifen schien.

Man ließ ihn an diesem seinem Unglückstage nicht mehr auf den Chor. Und er schämte sich so, daß er sich während der ganzen Kirchweih nicht sehen ließ, weder beim Kegeln unten im Schluff noch bei den Hemensteigen auf der Schießstandwiese, noch unten am Ortnerplatze, wo von drei Uhr ab die Wangener konzertierten, von Zuschauern rings umstellt, die alle mitpfiffen, wenn sie den ‚Kupferschmied' spielten.

Und indessen schossen oben im alten, runden Schießstand die Herren nach der blauweißen Scheibe, und wenn der Schuß gut saß, daß der Böller mit weißem Dampf und lustigem Krachen aufflammte und der Zieler die Scheibe umtanzte, taten es die Spielleute den Schützen und Gaffern kund, mit fröhlichem Dödel-dödel-dö des Schwöglers und Rollen der Trommel, das sich einigemal wiederholte, je nachdem es ein Zweier, Dreier oder gar ein gezwickter oder besserer Vierer war. Dem Ton Ma-

Digitized by Google

gruel — wie der dicke Felix Seeber seinen Spottnamen trug — hatte der Schreiber schon zwei Scheibfehl ins Scheibenbuch vermerkt, sodaß er beschämt und aufgeregt, hitzig ein paar Gläser Magdalener leerte, um „dieses verdammte Zittern" zu beruhigen. Und wirklich glückten ihm darauf zwei Schwarz. Aber als er dann um den Kranz stach und einen wunderschönen Dreier vorgab, trumpfte ihn der lange Fließerpeppen mit einem Vierer maustot ab. Und hatte damit Best und Kranz, die ihm und seiner glücklich lächelnden Frau die Schwögleute pfeifend und trommelnd ins Haus trugen. Und während Herrische und Bauern rings an den Kegelspielen und Hennensteigen um den Schießstand, auf der Wiese und längs des Magdalenerzaunes um die Beste warfen, wobei jedes „Auf ein neues" und „Allzeit nuies" vor Dutzenden teilnehmender Zuschauer auf die Schiefertafeln vermerkt wurde, spielten die Wangener jetzt drüben im Schluff — und mitten in das Pfeiferlied des ‚Kupferschmiedes', der ihr Leib- und Lieblingsstück war — klapperten auf der langen Bahn die fallenden Kegel.

Leise und heimlich senkte sich die Nacht.

Ein Weinseliger torkelte durch die Menge, ein paar Mädchen, an die er anstieß, stoben mit Lachen auseinander. Aber nirgends war Streit noch Zank, überall schwangen nur eitel Fröhlichkeit und harmlose Lust lachende Zepter.

Als dann das letztemal der ‚Kupferschmied' verklungen, die letzten Kegel klapperten und die Hennensteigbeste samt und sonders ausgespielt waren, und zu dem einen noch ein paar andere müde Zecher, leise grölend und grunzend, unter den schattigen Linden heimwärts stolperten — versammelten sich wieder alle Schützen oben im alten Schießstand, der inzwischen ausgeräumt worden war und alle seine Türen, aus denen Hunderte flammender Kerzen strahlten, den Gästen öffnete. Und die kamen einzeln und in plaudernden Gruppen, raschelten in Seidenkleidern, die sich unter den weißen, rot verbrämten Mänteln bargen, kamen als stattliche Mütter mit Schwärmen kichernder, erwartungsvoll erregter Mädchen in duftigem Musselin, weichem Krepp, schritten als schlanke, abenteuerfrohe Kavaliere einher, oder trippelten als ungeduldige, neugierige Kinderscharen, die beim großen Schießstandball zusehen wollten. Die Musik war in dem kleinen Spielzimmerchen postiert. Am Büfett gegenüber lockten Schüsseln voll Backwerk, Brötchen, Torten, Früchten zwischen funkelnden Gläsern und silbernen Girandolen; ein süßer Duft von schönen, weißen Frauenschultern, Mädchenhaaren und letzten Lindenblüten wehte in den kerzenlichtdurchfluteten Raum, und ein fröhliches Geplauder von lachender Jugend und vergnügtem Alter wogte wie ein warmes Gesumme durch die erhellte Nacht.

Dann traten vier Paare, vier Mädchen, vier Herren, in Altväterkostümen in die Mitte des Saales, eine Flöte lockte, und da der Oberschützenmeister winkte, fielen die Geigen ein und der Ball hub an.

An diesem Abend war es, daß Marion Flora sich auf einmal allein und unbemerkt aus der Gesellschaft stahl und in der Dunkelheit, die sie erwartete, ein Stück weit in den Schießstandwald hineinging, immerzu fort, ohne Weg und Pfad, nur geradeaus durch die Reihen der Bäume hindurch, bis sie die vielen Lichter vom Festsaal nicht mehr sah und die Musik nur mehr ganz leise und nur mehr ganz von ferne hörte.

Da raffte sie ein wenig ihr weißes Kleid und ließ sich vorsichtig auf den Waldboden nieder und saß da und sah durch der Föhren zausiges, federiges Geäst ein Stück Nachthimmel, blauschwarzen Samt mit Silbersternen bestickt, und wollte sich fest zusammennehmen, diese schönen, friedlichen Sterne anzusehen, ohne daß ihre Augen dabei naß würden, konnte aber, so sehr sie sich wehrte, gegen ihre Erregung und diese quälende Unruhe nicht mehr an, sondern sank ganz in sich zusammen und weinte.

Und weinte ganz heftig und gewaltsam heraus, daß es ihre Brust erschütterte und ihr Atem in dem Schluchzen ganz klein und stoßweise wurde, weinte so bitter und rang dabei die Hände.

Dann aber ward sie ganz von selbst wieder ruhig, trocknete die Tränen und sah die Sterne wieder, richtete sich auf und machte in der Dunkelheit sogar einen mühseligen Versuch, in ihr Gesicht ein Lächeln zu bringen, das alle Spuren ihrer durchlittenen Erregung verwischen sollte.

Aber Walter, der ihre Abwesenheit ge-

Digitized by Google

merkt und sie überall im Saal und dann rings um den Schießstand gesucht und die Zurückkehrende nun knapp hinter der großen Linde traf, als sie eben in den Saal zurückwollte, sah ihr an, daß sie geweint hatte.

Da zog er sie denn wieder ein paar Schritte in den schützenden Schatten zurück, streichelte ihre Hand und wollte sie fragen, was um Gottes willen sie denn habe.

Doch da brach sie von neuem in Tränen aus, doch nicht mehr so heftig wie früher, nein, sie weinte nur vor Bewegung, daß jemand gütig mit ihr sei und ihre Hand hielte. Und sie sagte: „Ach verzeih, wie ungeschickt bin ich, jetzt zu weinen. Aber Walter, lieber Walter, hilf mir. Wie kann man einen Menschen nur so lieb haben."

⁂ ⁂ ⁂

„Ist die Baronesse noch nicht zurück?"

„Doch, Frau Baronin, eben drüben beim Umkleiden."

„Nun, Agathe, dann sage ihr, daß sie gleich zu mir kommt."

„Ja, Frau Baronin."

Baronin Hessing wurde ungeduldig, ehe die Tochter eintrat. „Endlich, Gabriele. Du bliebst entsetzlich lang aus. Ich war um dich in Sorge."

„Um nichts, Mama. Auf dem Wege nach Kaltern und zurück kann mir doch nichts geschehen."

„Das nicht," klagte die Mutter mit ihrer weinerlichen Stimme, „aber alle diese Geschäfte scheinen mir für eine junge Dame so unpassend."

Gabriele hob ein wenig die Schultern, setzte sich der Mutter gegenüber in einen geräumigen Barockfauteuil und erwiderte leichthin: „Ja, diese Geschäfte. Seit Papas Tod muß aber jemand sie besorgen. Du hast dazu nicht viel Lust," sie lächelte ein wenig, „freilich, gerade Lust habe ich auch nicht, aber ich tue es wenigstens."

„Ach, Kind, die Notwendigkeit sehe ich nicht ein. Es könnte doch der Verwalter —"

Gabriele fiel ihr lebhaft ins Wort: „Da würdest du sehen, wie weit wir kämen."

„Nun, so schick' ihn fort, wenn er nicht ehrlich ist."

„Ja, glaubst du denn, daß der nächste ehrlich wäre?"

„Dann ein dritter?"

„Der auch stiehlt! Mama, du kennst das Volk noch immer nicht, es handelt sich doch nicht um deutsche Männer, bei denen unter Tausenden einmal einer untreu ist. Hier diese Welschen — nicht einmal italienisch, geschweige denn deutsch, alle aber Gesindel."

„Wie du sprichst, nein, überhaupt wie mich das ermüdet, immer diese Güter."

Gabriele wippte gleichgültig mit dem Fuße. „Wir haben sie einmal, wir können sie nicht verschleudern."

„Das nicht. Aber wenn sich ein Käufer fände."

„Ja, wenn. Wie lange hat Papa schon darauf gewartet. Kein Mensch ist jetzt so ungeschickt, Weingüter zu kaufen, die zweieinhalb bis drei Prozent bringen, wenn es reicht."

„Wie du das sagst, wie ein Kaufmann, so nüchtern für ein Mädchen aus unseren Kreisen — ach, erzähle mir lieber was, sagte Lorm?"

„Nun, nichts Besonderes, er läßt sich dir empfehlen. Sein Besuch gestern, bei dem er uns nicht traf, hatte nur den Zweck, mich an eine Verhandlung zu mahnen, die morgen bei Gericht ist."

„Eine Verhandlung? Gott, du wirst doch nicht zu Gericht?"

„Das hat Papa doch auch getan."

„Ja, ein Mann."

„Nun, es ist niemand, der es mir abnehmen könnte."

„Und Lorm?"

„Der auch nicht, so gern er es täte."

„Um was handelt es sich?"

„Ach, wieder mit den Isserschen."

„Ist denn der Herr von Isser nicht tot?"

„Der Rat. Aber der junge —"

„Der Beamte im Ministerium?"

„Der."

„Hörtest du von ihm? Wie ist er?"

„Das kann ich dir morgen erzählen."

„Er kommt?"

„Hierher."

„Ins Haus?"

„Nein, zur Verhandlung."

Gabriele war aufgestanden; ihre geschmeidige Gestalt, die in dem schwarzen Tuchkleid schlanker aussah, als sie wohl war, reckte sich, und ihr feiner Kopf, von dem mächtiges blondes Haar in einen schmalen, zarten Nacken sank, wandte sich dem großen Wandspiegel zu, der ihr stolzes Ebenbild blaß und ebenmäßig zurückwarf. Und stolz, hart, als käme diese Stimme

Digitized by Google

aus dem kalten Kristall, klangen ihre Worte: „Was hätte er hier zu suchen? Ich werde schon vor Gericht mit ihm fertig."

Eine halbe Stunde später fuhr Walter von Isser völlig unerwartet in Gandegg vor.

‚Die Frau Baronin ließe bitten.'

Sie empfing ihn freundlich, gütig, durchaus nur Dame der Gesellschaft, die in einem Besuche nie etwas anderes sah als den Tribut einer Höflichkeit oder Freundschaft, nie und nimmer aber irgendeinen geschäftlichen Zweck. Sie brachte auch das Gespräch sofort auf Geleise, die ihr sympathisch waren. „So, Ihr Chef im Ministerium ist ein Graf Schaffgotsch? Ein Schaffgotsch, Clemens hieß er, verkehrte seinerzeit bei uns in Koburg."

Herr von Isser erinnerte sich. „Clemens sagten Sie, Baronin? Dann ist dies wohl mein Chef. Ein sehr groß gewachsener, schlanker Mann — starke Nase — blaue — verzeihen —"

Er erhob sich und sah Gabriele entgegen, die rasch die Tür hinter sich schloß und auf ihre Mutter zukam.

„Herr von Isser," sagte die Baronin leichthin, „meine Tochter," und fuhr mit der ihr angeborenen und nie abgelegten Freude an belebter Konversation fort: „Übrigens, wir wurden unterbrochen — Sie sagten eben, blaue —"

„Ja, Baronin, blaue Augen, blonder, kurzer Bart."

„Er ist es, natürlich. — Wir sprechen nämlich, Gabriele," sie wandte sich erst jetzt ihrer Tochter zu, „von einem Grafen Schaffgotsch, dem gegenwärtigen Chef des Herrn von Isser und einem Jugendfreund von mir. Ach," fuhr sie lebhaft und nun ohne jedes Wimmern, das im Verkehr mit ihrer Tochter allein stets ihrer Stimme anhaftete, fort, „es tut mir wirklich wohl, wieder einmal einen Gruß von der großen Welt da draußen zu bekommen. Ich bin, Herr von Isser, aus dem Reich, aus Mitteldeutschland, ganz zufällig nur — ich sage immer — nur meinem Kinde zuliebe in dieses, verzeihen Sie, schreckliche Land" — hier stöhnte sie — „verschlagen, so mitten unter Bauern, mit keinen Interessen als ihren Gütern, ihrem Wein und ihren ewigen Grenzstreitereien."

„Derenthalben," kam ganz plötzlich Gabrieles Stimme, „Herr von Isser hier ist."

„Wie bist du schrecklich," warf ihr die Baronin vor, „und, verzeih, mein Kind, wie ungerecht. Denn da, glaub' ich, taxiere ich doch Herrn von Isser, so kurz unsere Bekanntschaft ist, für viel zu gut, als daß sein Besuch nicht einfach die — von uns übrigens dankbarst aufgenommene — Liebenswürdigkeit unseres Nachbarn ist."

Isser war daran, etwas zu erwidern. Aber ehe er noch zu einem Worte kam, sagte Gabriele bestimmt: „Dir, Mama, gilt auch sicherlich nur der Besuch des höflichen Nachbarn. Aber du wirst mir dann erlauben, mit Herrn von Isser allein das Geschäftliche zu erledigen, das nun einmal auch sein muß. Denn nicht wahr," es war das erstemal, daß sie sich ihm zuwandte, „wir sind uns über einige Punkte in unseren gegenseitigen Rechten nicht ganz klar, und wenn ich nicht irre, waren Sie es, der darum den Kadi anrief."

„Nicht gerade ich, Baronesse, meine Mama."

„Nun gut, also doch Ihre Familie."

Sie erhob sich leicht und neigte sich mit demselben leichten, so merkwürdig sicheren Ton ihm zu: „Eine Zwischenfrage. Sie nehmen mit uns Tee?" Und da er nickte, lächelte sie, sagte: „Nun, bitte, unterhalten Sie Mama von Ihrem Jugendfreund!" und glitt so flink, so geschmeidig wie sie gekommen, aus dem Zimmer.

Walter von Isser sah noch ein paar stille Augenblicke wie verdutzt dahin, wo sie eben noch gestanden und so sonderbar überlegen gelächelt hatte, schwieg noch ein paar solche stille Augenblicke, als hälfe das etwas, daß sie wieder an ihren Platz käme, und merkte erst dann, daß die Hausfrau vor ihm saß und jedenfalls mehr von ihm erwartete, als daß er immerfort auf die Tür sah. Da raffte er sich auf, beschrieb mit der Rechten eine leise, zarte Geste und erzählte zerstreut: „Also dieser Clemens Schaffgotsch, mein Chef, den Baronin ja kennen, wirklich ein liebenswürdiger und ungewöhnlich reizender Mensch . . ."

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Hassan und Abdullah

Eine Zirkusballade von Georg Busse-Palma

Stürmt es, wirbelt das Meer.
Schlag nicht das Wasser deswegen!
Schlüg' es der Wind nicht so schwer,
Brauste es dir nicht entgegen.
— Also verschuldet's der Wind? —
Knabe, treib' keinen Spott!
Wind ist des sausenden Erdballs Kind,
Und den Erdball lenkt Gott!

Schicksal und Wille, o Seele,
Keiner scheidet und trennt die zwei.
Schicksal ist die gestraffte Kehle
Und deine Tat nur der lösende Schrei.
Liebender du, und du Hasser,
Wolltet ihr wirklich, was ihr getan?
Ach! unser Wille ist biegsam wie Wasser.
Schlägt es der Wind, dann zerschlägt es den Kahn!

⚄ ⚄

Helles Trompetensignal.
In die Arena tritt
Bambo, der Elefant, schwer mit wuchtigem Schritt.
Wie ein graues Gebirge steht er im Zirkuslicht,
Wackelt mit schlappen Ohren und macht ein schlaues Gesicht.
Purpurne Decken trägt er, ganz von Gold überblitzt.
Bambo, der borkige Riese, weiß, wer im Sattel sitzt!

Zierlich wirft seine Herrin allen den Handkuß-Gruß.
Zierlich biegt sie das Leibchen und wippt den winzigen Fuß.
Warme Sterne die Augen, rot und flaumig der Mund,
Edel gekrümmt das Näschen und die Wangen mondrund —
Jauchzen und Händeklatschen, Rosen fliegen über sie hin.
Es ist Franja, die schöne, Franja, die Tänzerin!

Franja ist heute Fürstin aus indischem Land.
Franja trägt einen Turban mit flammendem Diamant.
Goldüberbuckelte Brüste mit lustrotem Rubin,
Seidne Hosen mit Bildern auf Schenkeln und Knien,
Bilder aus farbigen Steinen und Perlstickerein.
Braun und nackt aus den goldenen Schuhn blüht schlank ihr Bein.
Prinzen in Scharlach, Trabanten in schimmernder Wehr,
Drängen sich bunt um ihr riesiges Reittier her.

Hassan und Abdullah treten vor sie zum Spiel.
Hassan wirft Messer, und Abdullah dient als Ziel.
Hassan hat feurige Augen und schwarzen Bart.
Abdullah ist noch ein Jüngling und glatt und zart.
Aber die Augen beider feuchten sich heiß,
Sehn sie auf Franja, die Tänzerin, und dann zittern sie leis.

Hassan und Abdullah sind zwei arabische Brüder.
Hassan erzog den Knaben und lehrte ihn Spiel und Lieder.
Und so hing auch der Jüngling an ihm als treuestem Berater,
Sah den Bruder in ihm, den Freund, den Lehrer und Vater.
Blind vertrauend hat nie die Wimper er bange gebogen,
Wenn ihn auch Hassans Messer funkelnd umflogen.

Vor der fangenden Scheibe hockt er wieder im Sand.
Türkisch gekreuzt die Beine unter dem weißen Gewand.
Hassan prüft noch die Messer, fühlt an Griff und Stahl.
Plötzlich aber erbebt er in Schreck und Qual.

Blicke hat er gefangen, Blicke voll sündigem Glück!
Abdullah, glatter Knabe, wo lerntest du diesen Blick?

Digitized by Google

Sahst bis heute doch immer eher mädchenhaft zart,
Jetzt aber lugte ein Mann daraus mit Salbe im Bart!
Knabe, hüte dein Auge! Schrecklich ist, was es sprach.
Hassan, dein älterer Bruder, trachtet ihr selber nach! —

Langsam hebt er ein Messer, wiegt es in nerviger Faust.
Surr! wie funkelnd das scharfe die Luft durchsaust!
Neben dem Haupte des Knaben, um eine Haaresbreite,
Beißt es sich in das Fangholz an seiner Seite.
Um eine Haaresbreite — — Abdullah lebte nicht mehr,
Wenn nicht die Hand, die geworfen, die Hand seines Bruders wär'! —

Abdullah hat nicht gezittert und der Gefahr nicht gedacht,
Hat ihm doch Franja, die Tänzerin, liebevoll zugelacht.
Hassan nur sah es schielend, und erstarrte in Schmerzen,
Gleich als steckten die Messer ihm statt im Gürtel im Herzen.

Wieder durchschwirrt es die Luft. Noch ist er sicher und stark.
Heimlich nur brandet sein Blut, und wie gedörrt ist sein Mark.
Wenn er nur sprechen dürfte! „Abdullah," würde er flehn,
„Schließ deine Augen, Knabe, denn ich kann sie nicht sehn.
Als ich heute erwachte, mitternachts, warst du nicht da.
Wo du nachtsüber gewesen, weiß ich jetzt, Abdullah!
Bilder stehn dir im Auge, schrecklich und süß dazu.
Und ich habe sie lieb gehabt, viel lieber als du!"

Abdullah lächelt glücklich, ganz umsponnen von Träumerei.
Messer um Messer schneiden blitzend an ihm vorbei.
Immer den Tod auf der Spitze rahmen sie seinen Leib.
Aber er sieht nur auf Franja, Franja, das schöne Weib.
Abdullah, schließ deine Augen! Hassan zittert die Hand.
Eben sah er, wie Franja heute Nacht vor dir stand.
Trug nur ihre Rubinen, hatte sonst gar nichts an.
Wollt' dir in allem dienen, und da wurdest du Mann!

Abdullah! Schließ deine Augen! Hassan ist fieberkrank.
Hassan liebt deine Tänzerin schon jahrelang!
Wehe! Schon kommt es geflogen aus einer Hand, die gebebt!
Abdullah ist in Träume, ganz in Träume verwebt,
Träumt von glühenden Wonnen, die er glühend genoß,
Und er sieht nicht den tückischen Tod auf dem scharfen Geschoß.
Jäh durchzittert den Zirkus geller Entsetzensschrei.
Dieses Messer, o Hassan, brachtest du nicht vorbei!
In den Logen und Bänken drängen sich laut die Tausend,
Weiber kreischen in wildem Schreck und flüchten sich grausend.
Mit dem Messer im Herzen hockte der Knabe da,
Lautlos wand sich im Sande der sterbende Abdullah!

Aus der geöffneten Wunde spritzt das dampfende Blut,
Spritzt bis auf Bambo, den Riesen, und er trompetet vor Wut.
Irr vor Angst klettert Franja schreiend zur Erde nieder.
Aber Bambo ist toll vom Blut und zermalmt ihr die Glieder.
Rasend den Rüssel schwingend, schleudert er sie in den Sand.
Zwischen zwei roten Rubinen sein Fuß eine Stätte fand.

Hassan steht wie ein Steinbild, reglos und stille.
Als man ihn fragend bedrängt, fragt er: War es mein Wille?
Hab' ich dem Knaben wirklich das Messer ins Herz gesandt?
Oder war ich als Werfer Geworfner in stärkrer Hand?

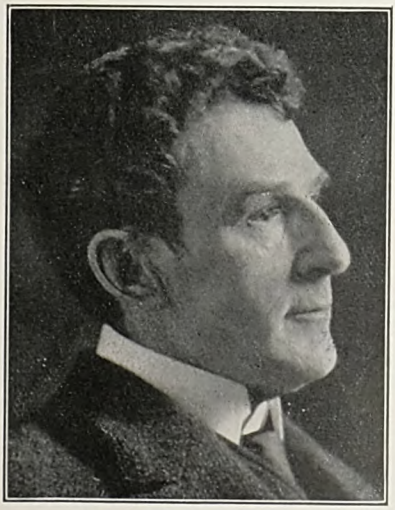
Hassan hat graue Haare, Hassan bettelt um Brot,
Hassan hockt an den Straßen, grübelnd in Weh und Not.
Hassan will es nicht glauben, daß er getan, was er tat.
Hassan betet zum Himmel um Erleuchtung und Rat.
Messer wirft er nie wieder, Messer sind ihm verleidet —
Wer ein Messer führt, spricht er, duldet, daß Gott mit ihm schneidet!
Hab' doch den Knaben geliebt, war mir wie eigenes Kind —
Aber der Wille ist Wasser, und Gott bläst darüber als Wind! —

Digitized by Google

Doppelbildnis. Gemälde. (Im Besitz des Herrn L. Zuckermandel in Berlin)

Ludwig von Zumbusch. Von Fritz v. Ostini

Im Werke jedes wahren Künstlers spiegeln sich sein Leben und seine Zeit. Das soll weder heißen, daß der Beglückte nur Frohes, der Betrübte nur Trauriges bildet, noch daß einer, um ein rechtes Kind seiner Zeit zu sein, in seinem Stil eine abgestempelte Modernität zur Schau tragen muß. Aber das Schaffen des Malers, in dessen Leben die Sonne schien, wird, wenn er recht und ehrlich ist, in der Regel auch Wärme und Licht ausstrahlen, und die Freude an der schönen Gegenwart wird auch seiner Ausdrucksweise ihr Gepräge geben, selbst wenn sie vielleicht der Formensprache und dem Farbenklang der großen Alten näher stünde, als den allerjüngsten Kunstlehren und Offenbarungen. Ein Zeitspiegel ist eben jede Kunst, die wahr ist, und wahr ist sie, wenn sie aus dem Innern kommt, gemußt und geglaubt ist. Das aber darf man wohl vom Werke Ludwig von Zumbuschs behaupten, des Münchener Malers, dem seine schlichte, vollblütige Liebenswürdigkeit so viele Freunde in Deutschland geworben. Man freut sich an dieser Kunst, weil sie sich selber über das Leben freut, wärmt sich an ihr, weil sie selber ein Kind der Wärme ist. Sie wirkt unmittelbar und löst ein künstlerisches Behagen aus, ohne daß man sich zunächst Rechenschaft gäbe, warum. Sie ist immer ein-



L. v. Zumbusch

Digitized by Google

fach im Gegenständlichen, nie genre- und anekdotenhaft, auch wenn sie sich nicht scheut, etwas zu erzählen. Und ist nie kompliziert im malerischen Problem. Zumbuschs Problem heißt in jedem Bilde: Das, was er ausdrücken will, so klar und so gut ausdrücken, als er vermag. Ein Bildnis von ihm soll Ähnlichkeit und Leben haben und ein möglichst ansprechendes Bild dazu sein. Und behandelt er ein Stück Leben oder ein Moment der Fabel und der Geschichte, so will er in packender Wirklichkeit klar und eindringlich von seinem Gegenstand reden. Spielende Kinder etwa sollen uns den Zauber harmloser Kindlichkeit, das Heitere und Rührende des Lebensfrühlings vorführen, nicht etwa nur einen hübschen Akkord von Grün, Weiß und Rot. Sucht einer seine Maleraufgaben in solchen farbigen Synthesen und will er das erzählende Moment aufs mindeste zurückführen, so soll ihm das unbenommen sein. Im Hause der Kunst sind viele Wohnungen. Aber es wird immer Künstler geben, die auch etwas zu sagen haben und etwas sagen wollen, und die haben gleicherweise recht.

Ludwig von Zumbusch ist einer, der sein Talent in der Sonne ausreifen lassen durfte. Es waren ihm die harten, wenn auch nicht immer schädlichen Kränkungen des verkannten Talents ebenso erspart, wie die Demütigungen, die der arme und namenlose junge Künstler im Kampfe ums liebe Brot so oft erfährt. Er hat von Kindestagen an künstlerische Luft geatmet, Schönheit gesehen und lieben gelernt. Er fand den Weg zur Kunst durch keinerlei Vorurteile und Lebensnöte versperrt, er fand, was ja immer auch ein ebenso großes Glück als Verdienst ist, mit sicherem Gefühl den Wirkungskreis, der gerade seinem Talent angemessen war, in der Kunst reichen Erfolg und im Leben eine Umwelt, die ihm Glück und menschliche Förderung bedeutete — was Wunder, wenn seine Kunst fröhliche und stark betonte Lebensbejahung bedeutet! Ein freundlicher und mitteilsamer Humor, frei von aller bitteren Überlegenheit und galligen Skepsis, redet in jedem seiner Bilder. Auch wenn er einen stelzbeinigen Bettler oder ein altes Kräuterweib darstellt, klingt keine anklagende soziale Note herein, sondern das Bestimmende ist die Lust an der malerischen Erscheinung. Und wo er satirisch wird, ist er immer lustig — etwa in den „Hochnotpeynlichen", wo er der verknöcherten Juristenschaft zu Leibe rückt, oder in jenen Titelblättern der Münchener Jugend, in denen er jugendfrohen Übermut dem philisterhaften Griesgram gegenüber stellt.

Die Hochnotpeynlichen. Gemälde

Digitized by Google

Digitized by Google

Da war eins, das als Symbol für seine ganze Kunst- und Weltanschauung gelten kann: zwei zierliche junge Mädel haben einen alten, vertrockneten Knirps von Stubengelehrten mit Brille und Glatze an die Hand genommen und wirbeln mit ihm einen grünen Hang herunter, daß ihm Hören und Sehen vergeht. Sie tun ihm weiter keinen Tort, als daß sie ihn mitreißen auf ihrer jubelnden Fahrt — ein bösartigeres Gehaben bringt die herzenswarme Fröhlichkeit dieses Künstlerhumors nicht auf. Ganz positiv aber wird sein Wesen, wenn er sein Lieblingsfeld betritt: das Kinderleben. Zumbusch hat es fertig gebracht, als Maler der Kinderwelt ein großes, dankbares Publikum zu erobern, ohne süßlich und konventionell zu werden. Das will schon etwas sagen. Es ist das Vollsäftige, die Blutwärme, die Liebenswürdigkeit seiner Schilderung, was da so besonders anzieht; vielleicht sein spezifisch süddeutsches Temperament. Die Kinder auf Zumbuschs Bildern sind nicht von der zuckerigen Engelschönheit, die der ganz schlechte Geschmack auf diesem Gebiete bevorzugt. Sie sind auch nicht derbrealistisch gegeben. Sie bleiben kindlich, anmutig, sind aber drall und gesund zugleich. Ein wenig wie die Putti und Bambini auf den Bildern der italienischen Renaissance. Runde Backen, runde weiche fleischige Glieder, runde Bewegungen. Das Besondere der kindlichen Erscheinung in den Körperproportionen ist immer betont — Kinder mit zuviel Kopflängen findet man auf Zumbuschs Gemälden sicher nicht. Selbst die erwachsene Figur nähert er nicht ungern kindlichen Verhältnissen, besonders wenn er sie in fröhlich-unbefangener Nacktheit schildert, wie seine Even und Nymphen, seine „Mademoiselle Susanne" mit den beiden Alten. Oft haben diese Akte eine Rundung und Fülle der Form, die wohl ihre reine und frohe Sinnlichkeit hat, aber nicht üppig wirkt, sondern eben eher ein wenig kindlich. Und auch die bekleideten Frauen und Mädel auf seinen Bildern, die singen und tanzen, arbeiten oder spielen, oder nur ihre anmutige Wesenheit zum besten geben, sind fast immer jung, dem Kindesalter näher, als der Reife. Es hat den Maler sogar etlichemal gereizt, seine Lieblingsmotive, den Sündenfall, die Eva mit und ohne Schlange, ins Kindliche zu travestieren und das sind sehr heitere, dabei durchaus harmlose Bilder geworden.

Gärtnerinnen. Gemälde

Daß ein Maler, dessen bevorzugte Welt die Kinderwelt ist, auch zum Bildnismaler dieser Welt ward, ist weiter nicht merkwürdig. Er versteht ja die kindliche Erscheinung, wie nicht viele andere braucht, nicht zum Mittel der Unwahrheit und des Schmeichelns zu greifen, will er einem Kinderporträt Reiz verleihen, denn er weiß, daß dieser Reiz in ganz anderen Dingen liegt, als etwa in einer abgezirkelten Regelmäßigkeit und klassischen Linie. Eins von Zumbuschs besten

Digitized by Google

Mandolinenspielerin. Gemälde. (Im Besitz des Herrn L. Zuckermandel in Berlin)

und bestgekannten Kinderbildern: das drollige kleine Mädel mit dem roten Ball, ist, an der üblichen Photographenschönheit gemessen, nichts weniger als hübsch. Das Näschen ist gar nicht feingeschnitten, der Mund ist kein süßes Zuckergoscherl, und die Haarsträhne kommen ohne jede besondere Zierlichkeit aus dem Häubchen hervor. Aber wie köstlich-täppisch ist die Bewegung, mit der die Händchen den großen Ball halten, wie hinreißend rein und animalisch-unbefangen ist der Blick dieser Augen! Wer ein Kind so gesehen hat, der ist wahrlich zum Maler der Kinderwelt berufen. Nur wer die kleinen Geschöpfe wirklich liebt, sieht sie so — und viel Liebe gehört dazu. Das Amt hat seine Dornen. Das Modellchen ist meist nichts weniger als bequem, und Mutter, Vater und Großmutter bilden oft eine nicht sehr leicht befriedigte Jury. Die Besteller sehen nur allzugern im kleinen Modell einen „Inbegriff" und wollen ihn im Konterfei womöglich noch in eine höhere Potenz erhoben wissen. Dafür sehen sie in dem Kinde recht oft das nicht, was den Maler wirklich entzückt: die rührenden feinen Ansätze zum Persönlichen, die linkische Drolerie der unentwickelten Form, alles das, was Kinder von Fleisch und Blut vom wächsernen Christkindlein unterscheidet. Gerade das nun sieht Ludwig von Zumbusch mit bevorzugten Augen, hat es an seinen eigenen Kindern verstehen gelernt und an all dem lachenden Kinderleben, das sich im weiteren Kreise seiner Familie um ihn herumtrieb. Kinderlachen hat ihn umtönt, seit er als Künstler seinen Weg gefunden. Sollte er da nicht jung bleiben mit der Jugend?

Ludwig von Zumbusch ist ein Münchener

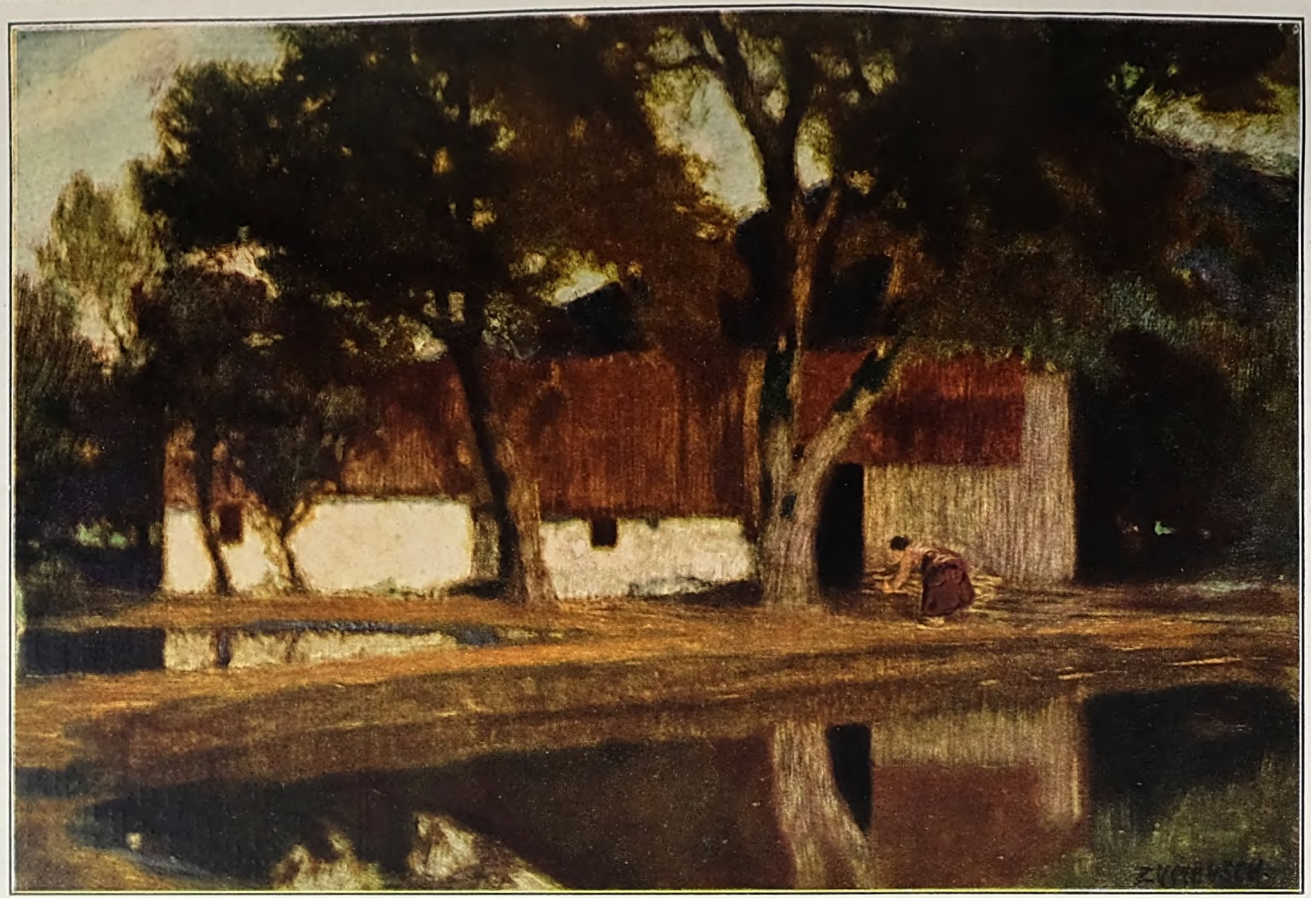
Digitized by Google

Doppelbildnis der Kinder des Reichsrats Freiherrn von Cramer-Klett in München

Kind. In der bayerischen Hauptstadt wurde er am 17. Juli 1861 dem Bildhauer Kaspar von Zumbusch in die Wiege gelegt, der zwölf Jahre später in Wien eine Professur an der dortigen Akademie übernahm und eine gewaltige Reihe von Monumentalwerken, darunter das riesige Denkmal für Maria Theresia in Wien, ausführte. Dieser ernste und großzügige Künstler, dem auch München eins seiner vornehmsten Denkmäler verdankt, stammte aus Westfalen und war der Sohn eines kunstbegeisterten Mannes, der eine Fülle schöner alter Stiche und Kunstgegenstände gesammelt hatte. Er heiratete die Tochter eines bayerischen Offiziers, der neben seinem Berufe fleißig malte. So fand die künstlerische Neigung des jungen Ludwig von Zumbusch im Elternhause reichliche Nahrung, und sein Beruf offenbarte sich bereits in seinem vierten Jahre. Er sah natürlich Kunst allerart in der Werkstatt des Vaters und bei einem Freunde der Familie, dem Maler Spieß, dessen Atelier er oftmals besuchen durfte. Der Vater schätzte das Talent des Sohnes hoch genug ein, um ihn für die Laufbahn eines Künstlers zu bestimmen, und schickte ihn, als die Zeit gekommen war, als Schüler an die Wiener Akademie. Es hat ihm dort, bei den Professoren Griepenkerl und Wurzinger, wenig behagt, und auch seine Lehrer haben — es bedeutet das ja schon fast so was, wie die „erste Auszeichnung" — keine Freude an ihm erlebt: sie rieten ihm, einen anderen Beruf zu ergreifen. Zumbusch ließ sich nicht irremachen; er glaubte weiter an sein Talent und ging nach München, wo er in die Schule von Otto Seitz eintrat. Der war kein fortreißender Meister, aber ein Mann, der sein Handwerk konnte und liebte und der, so sehr er persönlich an dem Alten hing, seinen Schülern schon damals mehr Freiheit ließ als seine Kollegen. Seine

Knabe Fritz. Gemälde

Digitized by Google



Altes Bauernhaus. Gemälde von Prof. Ludwig von Zumbusch. (Aus der diesjährigen Internationalen Kunstausstellung in München)

Digitized by Google

Schule war eine der wenigen in München, deren Leistungen man nicht schon auf zwanzig Meter am „Stil des Meisters“ erkannte. In die Komponierschule, d. h. die Abteilung, wo schon „Bilder“ gemalt wurden, hatte Zumbusch Wilhelm von Lindenschmit zum Meister, eine Beziehung, die wohl ohne nachhaltigen Einfluß auf seine Entwicklung geblieben ist. Dann ging er zu Julian nach Paris; Toni Robert Fleury und Bouguereau waren dort seine Lehrer, oder richtiger: sie übten dort die Korrektur. Ein persönliches Verhältnis zwischen Meister und Schüler

Geheimnis. Gemälde

bildete sich dort wohl selten oder nie heraus: die großen Herren und Modemaler kamen und besserten mit sehr verbindlichen Ausdrücken, was formal nicht in Ordnung war, viel zu höflich und nett — und zu interessiert, um gute Zuchtmeister zu sein. Am meisten hat in dieser Akademie Zumbusch, wie auch jeder andere, von den Kameraden gelernt, denen man positive Vorzüge absehen konnte und deren Kritik jedenfalls minder rücksichtsvoll verzuckert war. Und noch mehr lernte er bei häufigen Besuchen in der Künstlerwerkstatt Munkacsys. Er durfte dem Meister, der damals noch auf voller Höhe stand, beim Schaffen zuschauen und sah ihn u. a. an seinem berühmten Tod Mozarts malen. Ludwig von Zumbusch darf mit Recht den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, daß er sich als Maler stets seine Eigenart treulich zu wahren wußte und keinem nachgeahmt hat, auch Munkacsy nicht. Er übt eine Technik, die kaum mit der Technik irgendeines anderen Verwandtschaft haben dürfte; aber es ist immerhin möglich, daß er zum Grundprinzip dieser eigenartigen Malweise, aus dem Dunklen ins Helle zu arbeiten, damals bei Munkacsy erste Anregungen erhielt.

Zumbuschs Bilder haben in ihrer farbigen Erscheinung eine Besonderheit, die es jedem leicht macht, sie unter tausend anderen malerischen Handschriften herauszukennen. Sie haben ein wenig Altmeisterton mit ihren weichen Modellierungen, starken Tiefen und ihrer unkomplizierten, auf starke, aber einfache Klänge und Gegensätze gegründeten Farbigkeit. Auch durch die klare und sichere Einteilung der Massen, die immer gute Silhouette der Figuren, die gern als dunkle Werte gegen das Licht gestellt werden, durch den, wenn man so sagen darf, gebändigten Realismus der Darstellung, der die Erscheinungen zwar wahr macht, aber es vermeidet, durch die Betonung des Zufälligen und Nebensächlichen auf diese Wahrheit hinzuweisen, der also den Einzelfall doch wieder dem Typischen zu nähern sucht. Besonders charakteristisch aber macht die Bilder Zumbuschs vor allem seine selbst erfundene Technik. Sie sind durchweg aus dem Dunklen ins Helle, aus dem Farblosen ins Farbige gearbeitet. Das gibt selbstverständlich keine Nurmalerei mit prismatisch reinen Tönen, es bedingt eine gewisse dekorative Note, eine Übersetzung oder farbige Stilisierung, wie man es nennen will. Daß jene dekorative Note in gewissem Sinne Münchener Besonderheit ist, mag als bekannt gelten. Manche Leute machen den Münchenern einen schweren Vorwurf aus dieser Fest-

Digitized by Google

Im Birkenhain

Gemälde von Prof. Ludwig von Zumbusch

(Im Besitz des Herrn Arthur Wolff in Elberfeld)

Digitized by Google

Digitized by Google

stellung. Die Sache selber aber ist echt und gesund, ist historisch entwickelt und reichlich so existenzberechtigt, wie das Dogma der absoluten Malerei, die noch dazu in jedem Semester ein anderes Programm hat. Dekorativ wird ein Bild Zumbuschs an der Wand immer wirken, wie eins von Stuck, von Lenbach oder einem unserer Landschafter, soweit sie über die impressionistische Skizze hinauswollen. Innerhalb der Dekoration ist ja noch unendliche Differenzierung, je nach der Persönlichkeit des Künstlers möglich; gemeinsam ist allen dekorativen Malerarten aber das „Bildseinwollen". Und wenn München nichts anderes täte, als dafür zu sorgen, daß die Kunst, ein Bild zu machen, der Malerei nicht verloren geht, täte es schon genug. Es hat aber, man beruhige sich, auch noch ein paar andere, positive Vorzüge aufzuweisen! —

Zumbusch malt also, wie gesagt, auf seine ganz besondere Art, eine fast kuriose Art, mit der aber nur ihr Erfinder etwas anfangen kann. Das Prinzip ist eine monochrome Untermalung, dünne lasierende Übermalung auf rein weißem Grund. Früher besorgte er jene Untermalung mit nasser Farbe, was auch andere getan haben. Das gab aber wohl viele trübe Töne und beim Nachdunkeln entstehende Schäden, chemische Veränderungen und schlechte Dauerhaftigkeit. Jetzt überzieht er seine weißgrundierte, gut abgeschliffene und feine Leinwand mit einem gleichmäßigen Grunde von schokoladebraunem Farbpulver. Aus diesem arbeitet er, immer lichter werdend, das Bild mit besonders starren Borstpinseln trocken heraus, fixiert dann diese Pastell-Grisaille und malt mit dünner Ölfarbe drauf. Die Helligkeiten gibt der weiße Grund; ein deckendes Weiß wird streng vermieden, ist wahrhaftig auch nicht nötig, denn selbst die hellste weiße Farbe würde neben der Leuchtkraft des Grundes matt erscheinen.

Die Tiefe ist unbegrenzt; auf die Dunkelheiten der Untermalung kann noch beliebig tief mit transparenten Tönen lasiert werden. Was für saftige, warme Dunkelheiten und was für kräftige Kontraste bei diesem Verfahren möglich sind, davon gibt die auf Seite 39 abgebildete Landschaft einen guten Begriff. Gerade für landschaftliche Stimmungen mit tiefen Schattenmassen eignet sich dieses, im Grunde etwas graphische Verfahren ausgezeichnet, man könnte es aber recht wohl auch für sehr lichte Wirkungen ausbilden. Die Hauptsache dabei ist die dünne

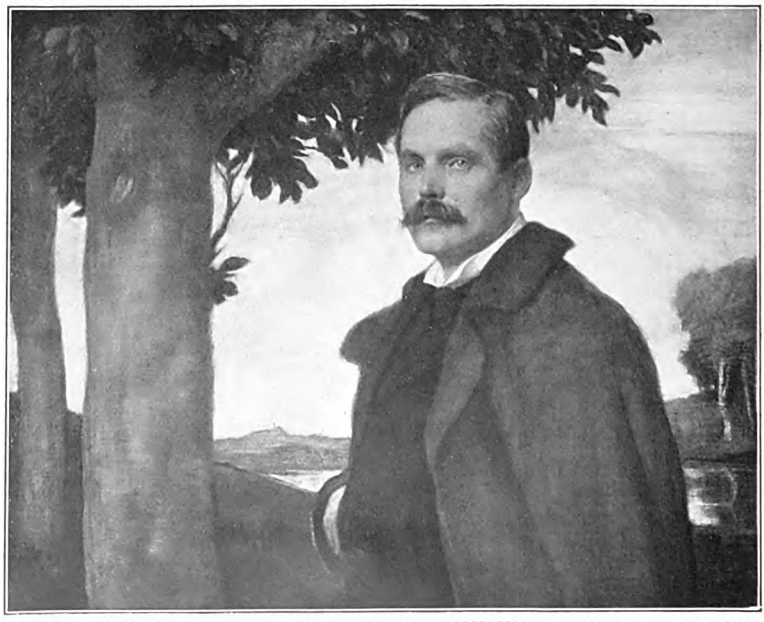
Eva. Gemälde. (Im Besitz von Frau Dr. Engelhardt in Mannheim)

Digitized by Google

Farbe und das Mitleuchten des Grundes, wie es ja auch den besonderen Reiz des reinen Aquarells ausmacht. Die Art, wie Zumbusch, mit dem Pinsel wischend und schabend, die feinere Modellierung gewinnt, macht das Verfahren höchst zweckmäßig, auch fürs Porträt, fürs Kinderbildnis insbesondere, das ja oft recht mühsame zeichnerische Vorarbeit bedingt. Der Künstler braucht mit der Farbe nicht an seine Arbeit heranzugehen, ehe alles „sitzt", und was die Grisaille-Übermalung an Leichtigkeit und Schmiß etwa vermissen läßt, das kann durch die flüssige und leichte Art der farbigen Übertuschung trefflich wieder eingebracht werden. Zumbuschs Himmel vor allem leuchten aus einer Tiefe und Weite her, wie sie mit einer pastosen Malweise nie gewonnen werden könnte, und darauf stehen die Halbtöne in den Figuren und Gesichtern — man kann das an dem reizenden Doppelbildnis am Kopf dieses Artikels vorzüglich beobachten! — noch immer mit schöner Klarheit, Helligkeit und Wärme.

Bei all dem ist die Tiefenskala, die dem Maler so zu Gebote steht, geradezu überraschend groß, und durch kluge Kontrastierung erreicht er einen Reichtum des Tones, wie man ihn bei anderen selten findet.

In seinen Kinderbildern und Porträts überhaupt setzt Zumbusch die Köpfe und Figuren gerne verhältnismäßig groß ins Bild, so daß sie wenigstens lebensgroß wirken, auch wenn sie in Wahrheit weit kleiner sind. Er komponiert die Figuren gern so in den Rahmen, daß sie ihn gut ausfüllen und daß nur ein weniges von typischem, halb stilisiertem Landschaftshintergrund nötig ist. Ein paar dunkle Zweige fallen oft aus den oberen Rahmenecken ins Bild und drängen den Himmel zurück, die Figuren nach vorne. Dunkle Hintergründe kommen selten vor. Die Figuren oder Köpfe werden einfach, absichtsvoll bildnismäßig gegeben; das Porträt ist dem Künstler, wie ausgeführt wurde, beim Porträtmalen nicht das letzte. Anmut sucht und findet er in den Zügen seiner Kinder, nicht in irgendwelcher gezierten, bewußten Haltung. Das Hauskleidchen wird als Gewand bevorzugt, prunkvolle moderne Eleganz fast immer verschmäht. Auch dadurch schon gewinnen Zumbuschs Kinderbildnisse etwas menschlich Anziehendes, Trauliches, eben das, was sie ihren Besitzern wertvoll macht.



Bildnis des Herrn Prof. Wien in Würzburg. Gemälde

Digitized by Google

Vor der Stadt. Gemälde

Oft gibt der Künstler den Kindern, um das Konterfei nicht steif erscheinen zu lassen, eine Blume, eine Frucht oder ein Stück Spielzeug in die Hand, einen Ball etwa; Knaben schultern ein Gewehr, oder ein „junger Ritter" steht wohl gar in vollem, schimmerndem Harnisch da, die Händchen auf ein Schwert gestützt. In dem Bilde „Johanna", das die Kunsthalle in Bremen erworben hat, sitzt ein kleines Mädel mit feinem, klugem Gesicht mit Stift und Zeichenbuch auf einem Schemel und sieht ernsthaft und scharf auf den Beschauer, als ob's ihn abzeichnen wollte. Das sind aber nie Bildnisposen, sondern immer natürliche, wie im Flug erhaschte Stellungen.

Sehr oft braucht der Maler aber auch das nicht dazu, um aus dem Bildnis zugleich ein Bild werden zu lassen. In seinem schönen Porträt „Das Luiserl" sind's die hübschen, klaren Augen des Mädels, die zwischen den braunen Zöpfen herausgucken und dem Ganzen seine Note leihen; Münchener Kindl, Marianne, Schwarzwaldbua, die schönen Bilder von des Malers eigenen Kindern und zahllose andere wirken durch den schlichten und so sieghaft starken Zauber der kindlichen Erscheinung. Auch allerlei Prinzen und Prinzessinnen hat Zumbusch schon malen müssen, den kleinen Prinzen Nikolaus von Rumänien, die Prinzessinnen von Kalabrien usw. Eins der ergreifendsten Kinderbildnisse von Zumbuschs Hand besitzt die Münchener Neue Pinakothek. „Peterl"

Digitized by Google

Der Führer. Gemälde

heißt es und stellt einen Bambino dar, der in seinem Wickelkissen auf der Erde liegt, vergnügt mit den Händchen in die Luft greifend. Das ist so was wie das Kind schlechtweg, ein Wesen, das noch zu keiner Unzulänglichkeit der Erde Beziehungen hat, keine Sorge, keinen Schmerz und kein Verlangen, das nicht gestillt wird, dessen ganzes Empfinden in einer unbewußten Daseinsfreude sich erschöpft, einem vegetativen Behagen, wie man's fast einer Pflanze schon zutraut. Aber leise lächeln kann es schon. Eins der tiefsten und feinsten Bilder, die Zumbusch gelungen sind — aus dem Glück seines Familienlebens und der Freude an den eigenen Kindern heraus. Ein anderes seiner Kinderbilder, das seltsam fesselt, hat er einmal für die Münchener Wochenschrift „Jugend" gemalt: das Meretlein, wie es im „Grünen Heinrich" Gottfried Kellers, im 4. Kapitel geschildert ist: mit steifen altertümlichen Gewändern, kostbarem Kopfputz, dem Totenschädel in der einen und der Rose in der andern Hand.

Nicht immer handelt es sich um Bildnisse, wenn Zumbusch Kinder schildert; er führt sie auch gern als frei geschaffene Gestalten im Spiel vor, wie etwa die lustigen Wettläufer vor der Stadt, die zwei ballspielenden Mädels auf einem anderen reizvollen Gemälde oder ein Kleeblatt schmetterlinghaschender Kinder auf einem dritten. Besonders amüsant ist auch das Grüppchen „Sündenfall", auf das schon hingedeutet wurde: ein kleiner Adam hat die kleine Eva auf die Schulter gehoben, damit sie den Apfel vom Baum holen kann; eine Schlange ist weiter nicht nötig. Das machen die beiden schon allein.

Ein andermal wird eine Fünfzahl von derben Landkindern beim Ringelreihenspiel porträtiert, die Kette ist gerissen, und ein Junge purzelt zu Boden. Dann wird die Kindheit wieder in originellen Kontrast zum Alter gestellt: ein putziger kleiner Bursch macht einem gebeugten Greise den „Führer" (Seite 44) oder ein Landstreicherpaar (Seite 45) marschiert mit seinem Nachwuchs einher.

Groteske und malerische Greisentypen sieht der Maler sich auch gerne an: einen „Berggeist" im Bettlergewande hat er radiert, einen Bettler mit Holzbein, durch ein pittoreskes altes Nest humpelnd, fertiggemalt. Auf dem Bilde „Mandolinenspielerin" (Seite 37) bedeutet gerade der Typ des Alten mit dem Weinglase, der seine Huldigung der Jugend bringt, einen Griff ins volle Menschenleben; der derbe und feiste Handwerksmann daneben ist freilich auch nicht schlechter gelungen. Überhaupt glückt Zumbusch das Herbe, Derbe — man sehe nur auf dem Vollbilde „Zigeuner" (Seite 35) die drei männlichen

Digitized by Google

Figuren an, wie himmelweit weg sie von aller Konvention sind! Reellste Wahrheit, aber mit Humor gewürzt. Humor irgendeiner Färbung lacht uns eben fast aus allen seinen Bildern an, ohne daß er sie meist mit gewollter Witzigkeit pointierte. Da ist eine stramme Eva, die Adam in den Apfel beißen läßt — wie der gute, ein wenig täppische Urvater in die Frucht beißt, das sieht sich sehr lustig an, so lustig, wie die zaudernde Eva mit der Schlange, die der Maler dem Georg Hirth-Schrein gestiftet, oder gar das kostbare Susannchen in dem bekannten Diptychon. Auf dem rechten Flügel kauert die Schöne auf den Stufen des Bades, erschreckt durch zwei alte Bösewichter in Allongeperücken, die auf dem linken Flügel lüstern und sehr knickebeinig heranschleichen. „Was sich liebt, das neckt sich" heißt ein Bild mit einem dicken alten Silen, der weinselig ein Nixlein von rückwärts attackiert, mit dem Kopfe stoßend, wie ein spiellustiger Ziegenbock. Echte becher- und lebensfrohe Daseinslust ist die Stimmung des sehr bekannt gewordenen Bildes „Maibowle", das zuerst als Titelblatt der Jugend erschien, mit einem jauchzenden Frühlingsvers Joseph Viktor von Scheffels als Unterschrift. Eine lustige Gesellschaft der Biedermeierzeit hat sich um eine mächtige Bowle geschart, ein hübsches Mägdlein schenkt ein, ein junger Mann scheint sein Vergnügen in einem Lied hinauszujauchzen. Und vorne auf der Bank sitzt Herr Biedermeier in Person, vom Maitrank angeglüht, an einem vollen Glase saugend, ein leeres in der Hand! Zumbusch hat wertvollere Bilder gemalt, aber vielleicht keins, aus dem seine bedingungslose Zufriedenheit mit dem Dasein so überwältigend und übermütig spräche, wie aus diesem. Man glaubt ihm diese Fröhlichkeit und glaubt sie seiner ganzen Kunst. Ludwig von Zumbusch ist keiner von denen, die nur das Register des Humors ziehen können, wenn sie's brauchen und dann mit einem Arsenal von ausprobierten Ausdrucksmitteln ihre heiteren und anmutigen Wirkungen erzielen. Bei ihm strömt der frohe Geist unmittelbar aus dem Herzen durch die Hand ins farbige Werk.

Landstreicher. Gemälde

Digitized by Google

Die Blumen

Von Georg Freiherrn von Ompteda

In unserer Zeit lebte ein Graf, der als Mann schon von bedachtsameren Jahren in voreiligem Unmut den Abschied aus dem auswärtigen Dienst genommen hatte, weil er einen Posten nicht bekam, den er erstrebte. Sein Beruf, ihn von Tokio nach Washington, von Kopenhagen nach Rio werfend, verweigerte ihm die Gelegenheit, eine deutsche Frau zu finden. Eine Fremde hätte er nicht gewollt. Von hoher, männlicher Erscheinung, im Besitze eines nicht eben alltäglichen Vermögens, dazu der letzte einer standesherrlichen Familie, war er mehrmals kurz vor dem entscheidenden Wort nicht zum Entschluß gekommen, weil er gemeint hatte, er würde nur des Geldes oder seines Namens wegen genommen. Am letzten Ende mochte dem zartgesinnten Manne das Selbstvertrauen fehlen, denn er war mit sich keineswegs zufrieden und mitnichten von seinem Werte überzeugt.

Da der Graf nun keine Verwandten mehr besaß, durch jahrzehntelanges Leben in fernen Ländern der Heimat entfremdet war, Politiker und Diplomaten aber aus gekränktem Stolze nicht eben gern aufsuchte, fühlte er sich bitter einsam. Ein Schicksal an das seine zu ketten, erachtete er sich für zu alt, obwohl manch junger Geck füglich nicht schlecht dabei gefahren wäre, hätte er Wuchs und Gesichtsschnitt mit ihm tauschen können.

An einem Abend, wo die Einsamkeit auf dem Grafen mehr noch lastete als sonst, so daß er gute Kunst nicht sehen mochte, denn sie hätte ihn zu sehr aufgewühlt, ging er, um sich zu betäuben, in ein Gaukler- und Muskelkünstlerhaus. Was dort auf der Bühne vorging, fand er der Anteilnahme kaum wert; so musterte er die Gaffer an den Biertischen unter ihm. Ein Zufallsblick traf einen blonden Kopf, den er, schnell verloren, wiederfand. Ein dunkler war daneben. Zwei Mädchen saßen dichtgedrängt, hatten die Hüte, die man da unten ablegen mußte, ängstlich auf den Knien, behütet von ihren Händen in Zwirnhandschuhen.

Deutlich erkannte er es durch sein Glas, das nun unabläßig zu den beiden wanderte. Und so rührend fand er deren Hingabe an die Vorstellung, daß der Abend ihm nicht verloren schien. Fast glücklich machte es ihn, diese beiden großen Kinder zu sehen. Niemand suchten ihre Blicke — erstaunte Märchenaugen waren allein auf die Bühne gerichtet, um ja nichts zu verlieren von den Wundern, die ihnen eine schmale Börse vielleicht nur selten bot.

Als der Graf nach Hause ging, sah er die Hüte — er hätte sie nie vergessen — plötzlich vor sich, aber nicht auf Knien, sondern auf einem schwarzen und einem blonden Kopf. Die Mädchen kicherten aneinander geschmiegt. Ohne Lauschen und Willen vernahm er auf der einsamen Straße ihre einfachen Worte, und ganz gepackt fragte er wie ein guter Vater: „Kinder, war es denn so schön?“

Die beiden wandten sich um. Nicht erschrocken, daß einer zu nächtiger Stunde sie ansprach, nein, wahrhaft Kindern gleich, fragten sie ihn bald nach dem Taschenspieler, den sie gesehen. Wie der das wohl machte? Immer mehr wollten sie wissen, und der Graf gab gütig-eifrig Auskunft. Inzwischen begann es zu regnen. Bei klarem Himmel waren sie von zu Haus gegangen, alle drei, und nun wurden sie naß, alle drei. Die Gemeinsamkeit band sie weiter, und als er vorschlug, lieber in einem nahen Café das Unwetter auszuhungern, sahen sie sich an, ob sie es wohl wagen sollten, lachten und sagten: „Ja.“ Einfach gekleidet saßen sie am Tisch, sprachen wie mit einem guten Onkel, und himmlisch schmeckte das Eis.

Als der Himmel sich wieder geklärt, drängten sie heim. Sie zogen die kleine, bescheidene Geldtasche, ließen es aber gerne geschehen, daß er zahlte. Unterwegs fragte er, ob sie öfters abends ausgingen. Ach nein, so selten nur. Sie hatten niemanden in der Stadt, die Blonde überhaupt keinen Menschen mehr auf der Welt. Dazu kam: als Stütze in einem Haus gab es für sie soviel zu tun, daß ihr Sonntag fast lastenvoller

Digitized by Google

Aus unserer Studienmappe: Gipsmühle Walkenried am Harz
Ölstudie von Prof. Eugen Bracht

Digitized by Google

war als die Woche. Doch bei dem Gedanken, wieder einen so herrlichen Abend zu verbringen, leuchteten ihre blauen Augen. Da kam man überein, die Adressen zu tauschen. Gab das ein Staunen: ein Graf! Fast wollten sie meinen, der Onkel halte sie zum besten. Die Blonde warf das Mäulchen auf: sie seien gewiß bescheiden, aber ihnen falsch zu berichten wäre doch nicht nett. Lächelnd gab er aus der Brieftasche Gewißheit und, um zu zeigen, wie Vertrauen Vertrauen gewänne, schrieb mit feiner Schulschrift die Blonde Namen und Adresse auf. Dabei sagte sie, unbefangen wie ein Kind, doch leise errötend: „Aber bitte, nicht auf einer Postkarte!"

Er lächelte. „Ich schreibe nie Postkarten!"

Als er heimkam, stand immer noch ein Lächeln auf dem entwölkten Gesicht, und, allein in seinem Zimmer, fühlte er sich weit weniger einsam als seit Wochen.

Nun begab es sich, daß sie sich in nicht zu ferner Zeit wiedertrafen. Der Graf trug keinen Hut mit Seidenglanz, und die Krücke seines Stockes gleißte nicht von Gold. Er saß auch nicht oben, in das Gewühl Bescheidener zu schauen, sondern unten an einem Biertisch. Es fielen nicht viel Worte, denn die Mädchen mußten das Ungewohnte auf der Bühne bestaunen, dazu, ohne einen Blick abzuwenden, sich anstoßen und wispern. Auch hinterdrein kam es nicht zu einem langen Gespräch, hatten sie doch heute pünktlich daheim zu sein.

Der Graf zehrte von Erinnerungen bis zum nächsten Mal. So fühlte er sich beschäftigt in Geist wie Herzen. Da fand es sich eines Tages, daß die Freundin fehlte, als sie sich trafen. Die Blonde sagte, sie sei in eine andere Stelle gekommen, weit weg am Rhein, und ihm möchte wohl nun die Zeit lang werden nur mit ihr. Er sah sie an, wie sie so sprach, und schüttelte nur immer den Kopf, war sie ihm doch lieber jetzt allein denn vorher. Von Mal zu Mal lernte er mehr ihrer kleinen Geheimnisse kennen, von Mal zu Mal ward sie zutraulicher, ausgelassen lachend — lachte sie doch so gern —, als ob sie ein wenig befangen gewesen wäre vor der Freundin.

Bald dachte der Graf nichts mehr den lieben langen Tag, als wann er sie wieder träfe. Nie sprach er anders mit ihr, als wohl ein guter Onkel gesprochen hätte, nie kam es zu anderem als zum Händedruck beim Abschied.

Das ging so einige Zeit. Da begab es sich, daß sie einmal ausblieb. Schon schlug sein Herz in banger Unruhe, als sie am andern Morgen schrieb: einen Streit habe es gegeben mit der Dame, bei der sie war. Bald darauf kam ein Brieflein, sie könne nicht fort, er möge kommen, denn der Herr und die Dame hätten unvermutet das Theater besucht, just als sie sich angeschickt, zu ihm zu gehen.

In einem Villenviertel trafen sie sich auf dämmriger Straße, so recht wie ein junges, verliebtes Paar. Sie war nur heruntergehuscht und mußte gleich wieder hinauf, denn sie hatte die Tür offen gelassen. Als er sie liebevoll rügte ob ihres Leichtsinnes, nahte wer in der Dunkelheit: Herr und Dame waren vorzeitig heimgekehrt. Die Kleine, von niemandem erblickt, bebte, was sie sagen sollte. Vielleicht, daß sie am Briefkasten gewesen sei! Ja am Briefkasten! Ängstlich schmiegte sie sich an den Grafen. Wie er da ihr Herz an seinem klopfen fühlte, war ihm so glücklich zu Sinn, daß er in aufwallendem Gefühl gebannter Einsamkeit bewegt sie an sich zog, daß sich ihre Lippen einander begegneten.

Am Tage darauf klang die Glocke: der Diener meldete eine junge Dame. Wer mochte das sein? Der Graf schaute selbst hinaus. Als er das spärliche Deckenlicht auf blondem Haar spielen sah, sagte er förmlich: „Bitte, treten Sie ein!" Sobald aber die Tür hinter ihnen Späheraugen verdunkelte, küßten sie sich wie zwei Schiffbrüchige, die einzig gerettet sind.

Dann stammelte sie, als sei nun alles verloren: sie habe nur noch ihn. Die Erklärung blieb nicht aus. Bei der Rückkehr hatten Herr und Dame die Tür offen gefunden und sie, die Unduldsamere, hätte erklärt, solch gewissenlosem Geschöpf könne man nicht länger Kinder anvertrauen. Nichts hatte es gefruchtet, daß der Herr versucht, sein Weib ins Gleichgewicht zu bringen: die Blonde mußte gehen.

Der Graf, immer ritterlichen Sinnes, wollte sofort hinausfahren, der Dame seine Empörung nicht zu verbergen, doch er fühlte bald, wie ihm die Sendung dazu mangelte. Vor allem galt es, nun der Kleinen Dach und Herd zu schaffen. Weitläufig wohnend,

Digitized by Google

hätte er sie am liebsten bei sich behalten, und vor solcher Möglichkeit strömte es ihm warm zum Herzen. Da er aber fürchtete, sie zu entwerten, machten sie sich auf, um eine Wohnung zu suchen. Sie fanden eine nicht gar weit. Er ließ den Koffer holen, und wie sie alle Notwendigkeiten äußeren Lebens besprachen, ergab es sich, daß sie kein Geld besaß. Für einen Sündenlohn hatte sie gedient. Zögernd nur nahm sie es von ihm, wußte sie doch, sie konnte es ihm wiedererstatten, sobald sie eine Stelle gefunden hatte. Freilich verging manche Zeit darüber, denn bei jeder Möglichkeit sah er Weiterungen und Nachteile. Sie aber fürchtete sich vor den Damen, waren die doch, meinte sie, nur allzu oft kleinlich und ungerecht.

Eines Tages fand sie nun in der Zeitung, daß ein älterer Herr eine Wirtschafterin suchte. Sie schien bereit, sich vorzustellen, aber der Graf rückte unruhig hin und her im Stuhl, Sorgenfalten auf der hohen Stirn, ein Zucken um den Mund: „Das kannst du nicht! Zu einem einzelnen Herrn?“ Von selbst war das Du gekommen. Sie aber sagte nur wie ein Kind: „Bei dir bin ich doch auch?“ Da verfiel er auf den Gedanken: sie sollte ihm die Wirtschaft führen. Darüber ward nicht mehr ernst an eine Stelle gedacht.

Wenn sie zum Grafen kam, machte der Diener jedesmal ein Schlechtwettergesicht, war er doch an die zwanzig Jahre bei ihm und mochte durch das junge Ding weder aus dem Gleichgewicht bequem maßvoller Tätigkeit, noch gar aus dem Sattel kommen. Bald nämlich war sie immer da, wischte Staub und räumte auf. Doch der Diener, um seine Zukunft besorgt, fügte sich, als er sah, wie offenbar ein glattes Lärvchen mehr vermochte als jahrelange Treue.

Dem Grafen ward es bald ein köstlicher Zeitvertreib, sie zu bilden. Sie aßen miteinander, und allmählich lernte sie die Gabel anders halten, nicht schief zu sitzen, sich nicht aufzulehnen bei Tisch. Wohl gab es bisweilen Tränen, aber ein Kuß löschte sie weg. Da sie nun nicht immer ganz verstand, was er sagte, ließ er ihr Unterricht erteilen durch gute Lehrerinnen. Von gesundem Verstand, wenn auch nicht über ein Mittelmaß begabt, mühte sie sich mit allerlei Sprachen, blieb aber doch immer das liebe Mädel, am liebsten, wenn sie redete, wie ihr der Schnabel gewachsen war. Nicht über den Alltag musikalisch, lernte sie Klavierspielen, und er, der doch ein feines Ohr hatte, bestaunte ihr Geklimper.

In einem blieb sie einfach: in der Kleidung. Auch mit Schmuck mochte sie sich nicht behängen. Zu schenken gestattete sie dem Grafen nur Blumen, doch auch darin offenbarte sich ihr bescheidener Sinn, denn sie mochte keine prunkenden und stolzen, sondern allein die stiller Bauerngärten, gleichsam ein Rückklang aus der Kinderzeit. Unter ihnen war aber ihre Leidenschaft lila blauendes, süß duftendes Heliotrop. Der Graf, glücklich, endlich zu wissen, womit er sie erfreuen könnte, ging täglich zur nahen Blumenhändlerin. Nicht genug Heliotrop konnte sie ihm schaffen, sie mußte es treiben lassen, wenn es nicht mehr blühte. Er zahlte jeden Preis, nur daß sie es immer besäße.

Nach einem Frühlingstage, an dem der Himmel alle Seligkeiten dieser Erde ausgestrahlt, nach einem Frühlingstage, daran die Natur sich abgemüht, den ganzen langen Winter auf einmal zu vergessen, an einem Abend, als der Himmel in purpurnen Gluten stand, die Lichter der Stadt wesenlos zu machen, wie der Schöpfer mit einem Fingerrecken alles Menschenwerk zur Lächerlichkeit verdammt, an einem Abend, da aus dem Garten, wohin die Fenster der Wohnung gingen, wehe, verwirrend selige Düfte stiegen, an solchem Abend zogen, jäh, wie der Tod den Stärksten überrennt, schwarze Wolken auf, und es begann zu tropfen.

Bald trommelte der Regen an die Scheiben, bald rauschte er klatschend nieder.

Sie war bei ihm. In solchem Wetter konnte sie unmöglich gehen. Da geschah denn, was hier geschehen mußte und allerorten geschehen war von Anfang dieser Welt, weil die Natur es so gewollt. Und es war von dem Mädchen kein Opfer, nein, gleichsam ein Selbstverständliches, nur hinausgeschoben durch den Zufall dieses Lebens. Am nächsten Tage hatte sie auch keine Reue, keine Tränen. War es doch kein Bruch in der Beiden Leben, sondern ein Weitergang, auch so wie von Natur bestimmt.

So gingen die Monde dahin. Wenn er ihr von Kunst sprach und von allem

Digitized by Google

Höchsten, das Menschenwitz ersonnen, saß sie bei ihm und lauschte. Wo sie aber nicht ganz verstand, erhellte die Liebe ihren Geist. Nicht immer hörte sie zu. War es nicht genug, wenn sie die Lippen sah, die zuerst sie geküßt, die Stimme hörte, die die ersten süßen Worte ihr gesprochen hatte?

Und die Zeit eilte. Aus Erlebnis ward Gewohnheit, eines aber blieb: wohin sie kamen, überall kaufte er ihr die geliebten Blumen, denn längst hatten sie Reisen mitsammen unternommen. Als sie nun einmal in München weilten, just zum Oktoberfest, da ererbter Jubel und schwerer Bierdunst über der lieben Stadt zu schweben schien, es allen fast Notwendigkeit dünkte, einmal zur Festwiese hinauszugehen, legte sie die Hände zusammen: „Bitte, bitte zum Oktoberfest!" Er aber wollte in den „Hamlet" gehen, und zum erstenmal war es, als ob seine Jahre sich regten. Er sagte Nein. Da sprach sie nicht mehr ein Wort, und abends hatte sie Kopfschmerzen, daß sie nicht mit in den „Hamlet" konnte. Der Graf fühlte, er mußte seinem Willen Geltung schaffen, sonst hatte er verspielt. So ging er allein. Als er aber abends wiederkehrte, hatte sie sich in ihrem Zimmer eingeschlossen. Er klopfte, um ihr ein beruhigendes Wort zu sagen. Sie antwortete nicht. Am nächsten Morgen fragte er sie geängstigt, was denn nur vor sich gegangen.

Da rief sie wieder: „Bitte, bitte zum Oktoberfest!" Als er nun, verstimmt ein wenig, wissen wollte, was sie dahin zöge, legte sie die Hände zusammen, andächtig, kindlich wie damals, als sie mit den Zwirnhandschuhen den Hut auf den Knien gehalten hatte: „Karussellfahren!"

Ihm war es wie eine Stimme aus anderer Welt. Er mit grauem Haar und Bart: Karussellfahren? Er, der das Neue Testament im griechischen Urtexte las: Karussellfahren? Der kaiserliche Gesandte z. D., der hätte Botschafter sein können, wenn er weiter gedient: Karussellfahren?

In diesem Augenblick fühlte er zum ersten Male eine Ferne zwischen sich und ihr, fühlte: ‚ich bin alt, und sie ist jung.'

Als er sie nun aber in Gedanken sah, auf einem Holzpferde im Kreise selig schweben, und die erregte Phantasie ihm noch allerlei Ärgerliches vorgaukelte, indem ihr das Haar aufging, sie den Hut verlor, unter dem Freudengeschrei der Menge, da weigerte er es ihr von neuem. Abends fand er ihre Tür verschlossen. Allein saß er auf seinem Zimmer und nie war sich er so verlassen vorgekommen. Da öffnete er am nächsten Morgen die Arme und sagte schmerzlich bitter, ja lächerlich fast: „Wollen wir aufs Oktoberfest? Karussellfahren?"

Sie blickte ihn beinahe feindselig an. „Gestern war der letzte Tag! Es ist aus!"

Von Stund an schien sie verändert. Ein Fremdes lag zwischen ihnen. Als sie wieder daheim waren, erschien sie nicht bei ihm von selbst wie einst, sondern immer mußte er sie erst rufen. Schraubte er dann nicht seine Reden zurück, sondern sprach, wie es seinen Jahren, seinem Wissen, seinem Erleben zukam, dann hing sie nicht mehr staunend an seinem Munde, sondern ihre Augen verloren sich ins Weite. Es war, als träumte sie nur von einem, das leise ihre roten, gepreßten Lippen flüsterten: ‚Karussellfahren! Gestern war der letzte Tag!' Und einmal sagte sie zu ihm, als er bei ihr war: „Du bist so weiß geworden!"

Er lächelte, doch es traf ihn wie ein Stich. Ihm war es, als seien ihr wie ihm die Augen aufgetan. Als er an diesem Tage ging, erklärte er, nie würde er wiederkommen, sie riefe ihn denn. Und bis dahin schickte er keine Blumen mehr. Aber Zeit um Zeit verstrich — sie rief ihn nicht.

Da ward der Graf förmlich krank vor Sehnsucht und Jammer. Tag und Nacht quälte es ihn, daß er keinen Schlaf mehr fand. Zehnmal wurde er schwach, war bereit zu ihr zu eilen, doch immer wieder gewann der Gedanke die Oberhand: ein alternder Mann darf sich der Jugend nicht aufdrängen — sie mußte kommen. Aber sie kam nicht.

Zitternd saß der Graf im Stuhl, krank und gekränkt. Als nun eines Tages ihm vor Liebe und Schwäche die Augen übergingen, warf er allen Stolz hinter sich und eilte zu ihr. Er klingelte — niemand schien zu hören. Er klopfte — keiner machte auf: Der junge Vogel war ausgeflogen — der Käfig leer. Da schrieb er ihr, reuevoll, zärtlich über die Maßen, versprach, alles für sie zu tun — bis zum Karussellfahren, doch die Briefe kamen zurück, sie blieb verschwunden.

Nun begab es sich, als Wochen, Monate

Digitized by Google

trostlos und träge dahingegangen waren, daß ein Freund, der einzige fast, den er besaß, der auch die beiden mitsammen erlebt und des Grafen Kummer kannte, von einer Reise wiederkehrte. Er erzählte, er habe sie gesehen. In Wien. Fröhlich, aber nicht allein, einen jungen Offizier mit ihr: einen lieben Kerl und jung, blutjung. Der Graf fuhr nicht empor, nicht gelbe Eifersucht verbrannte ihm das Herz, nein, er stützte den Kopf in die Hand und starrte vor sich hin: nun wußte er es, er blieb allein.

Wie die Jahre hinliefen, gleich dem tickenden, unaufhaltsamen Gange einer Uhr, dachte der Graf seltener und immer seltener an das Mädchen. Stieg aber doch wieder einmal ihr Bild vor seiner Seele empor, geweckt durch irgendwelche Zufälle, die wir blinden Menschen nicht kennen, weil es warm war oder kalt, weil es irgendwo duftete nach jenen Blumen, die sie allein geliebt, so klang ihm zugleich ein Wort in den Ohren, ein wenig lächerlich und doch ihm ernst genug: ‚Karussellfahren!‘

Da geschah es nun eines Tages, daß ihn Atemnot befiel und der Tod ihn streifte. Er fürchtete sich nicht, hatte ihm doch das Leben mehr geschenkt, als armen Menschen sonst zukam; er ließ er ja auch niemanden zurück, der um ihn geweint hätte. Er sprach also mit dem Arzt wie ein aufrechter Mann an den Grenzen des Daseins, forderte die Wahrheit und vernahm, jeden Tag könne es mit ihm zu Ende gehen, denn sein Herz sei schwach. Er lächelte: ja sein Herz war schwach, war immer schwach gewesen.

So bat er also jenen Freund zu sich, der ihm einst aus Wien erzählt, sprach mit ihm vom nahen Ausgang seiner Erdenwanderung und verlangte einen Rechtsbeistand, seinen letzten Willen aufzusetzen. Mit dem traf er Bestimmungen über eine Stiftung für verschämte Arme. Ein paar wertvolle Bilder wurden dem Museum zuteil, die Bibliothek einem Krankenhause, die Möbel dem alten Diener, der sie so viele Jahre abgestaubt hatte. Als das Schriftstück aufgesetzt und unterzeichnet war, sank der Graf zurück, müde, angegriffen vom Sprechen.

Just in dem Augenblicke klingelte es. Wer kümmerte sich um den einsamen Mann? Der Diener brachte einen Blumenstrauß. Der Graf fragte erstaunt, von wem die Blumen kämen, doch der alte Mann wußte es nicht. Nun forschte der Kranke, wer sie denn gebracht.

„Ein Laufmädchen!“ hieß die Antwort und, soviel war ihm wenigstens bekannt, daß sie „von auswärts“ bestellt sein sollten. Der Graf und der Freund sahen sich an: „von auswärts?“ Aber man mußte doch danken. So fragte der Graf hastig: „Haben Sie sich denn erkundigt von welcher Blumenhandlung?“ Der mit dem glattrasierten Gesicht sperrte den Mund auf: „Nein, Herr Graf!“

„Laufen Sie!“

„Sie ist längst fort!“

Langsam ging er zur Tür, und diese Bedächtigkeit erregte den Kranken auf das Äußerste, konnte doch so das Mädchen gewiß nicht mehr erreicht werden.

Der Graf nahm die Blumen von der Bettdecke, wo sie lagen, hob sie sinnend zum Gesicht, und roch: Heliotrop . . . In dem Augenblick geschah es, daß ihm wie ein Schlag eine Erinnerung aufstieg. Der Freund schien nichts anderes zu denken, denn zugleich fast meinte er: „Vielleicht . . . oh das wäre aber rührend!“

Der Graf fragte mit dem hilfesuchenden Blick alter, kranker Menschen: „Wen meinst du?“ Da brachte ihm der andere gleichsam das Stichwort, das er hatte hören wollen: „Wien!“ Der einst gewohnte Duft verband sich mit den Zügen jener, die ihm ein spätes Glück beschert, und der kranke Mann deckte die mageren Hände über die Augen, daß keiner sehen sollte, wie er weinte.

Wohl bat ihn der Freund, sich nicht zu erregen, es möchte nicht gut sein für das kranke Herz, doch da der Graf bald unbeweglich blieb, schlich jener leise hinaus. Eben trat der Diener draußen ein, atemlos von dem für seine Jahre schnellen Lauf. Er zuckte die Achseln: „Sie war schon fort!“ Gerade da klingelte es langandauernd aus des Grafen Zimmer. Befürchtend, es sei ihm etwas zugestoßen, stürmte der Freund hinein. Aber der Kranke hatte große, helle Augen, als er dem Diener zurief, die Blumen in der Hand: „Der Notar soll kommen! Schnell!“

Voll der Rührseligkeit alter, kranker Leute murmelte der Graf vor sich hin: „Nein, ist das schön, ist das schön!“ Dann begann er, leise mit dem Freund zu flüstern, ob sie wohl bereut habe, oder ob es ihr

Digitized by Google

wenigstens ein bißchen leid täte. Er roch an den Blumen: „Du liebes Ding!“ Dann sagte er dem Freund, er habe ihr längst verziehen, sei er doch zu alt gewesen und sie jung. Ja er begann sogar zu kichern, hell klang es und müde. „Denke dir, Karussellfahren!“

Der Rechtsbeistand erschien, und ein Nachtrag wurde aufgesetzt zum Testament. Als der Graf seinen Namen unterzeichnet, seufzte er tief, legte sich zurück und schloß lächelnd die Augen. Da er gleichmäßig atmend eingeschlafen schien, gingen die Herren leise davon. Drei Tage später besann sich die Natur, barmherzig zu sein: Ein Herzschlag, und es war zu Ende.

Abermals drei Tage darauf lag über dem leeren Bett die Decke gebreitet. Auf dem Tisch daneben standen, schon leise welkend, noch die Blumen. Mit den Möbeln kamen sie fort, mit den Bildern, mit den Büchern. Wer sollte wissen, daß hier ein Mann gewohnt hatte, vereinsamt und am Ende doch versöhnt mit seinem Leben durch ein paar Blumen?

Als nun des verstorbenen Grafen letzter Wille verwirklicht werden sollte, konnte man jene, die von ihm zuletzt noch bedacht worden, nicht finden, und der Freund fuhr nach Wien, um sie zu suchen. Tage irrte er vergeblich umher. Auf dem Rathaus bekam er keine Auskunft. Schon wollte er, verzweifelnd an seiner Sendung, den Wanderstab weitersetzen, als ihm an einem Mittage auf der Kärntner Straße, ein blondes Haar entgegenleuchtete. Er blieb stehen. Erst war es, als kenne sie ihn nicht, dann sah sie ihn an mit einem Lächeln, gleichsam beschämt. Und auch auf seine Züge trat ein Lächeln. „Die Blumen kamen aber gerade noch zur rechten Zeit!“

„Die Blumen?“

„Ja! Drei Tage später, und es wäre verspielt gewesen!“

Sie fragte erstaunt: „Was für Blumen?“

„Nun die Blumen, die Sie geschickt hatten. Ich suche Sie ja deswegen seit Tagen schon. Es war zart, daß Sie Ihren Namen nicht nannten! Sie wagten es wohl nicht?“

Sie faßte sich an die Schläfen. „Ich verstehe kein Wort!“

„Sie hatten ihm doch Blumen geschickt?“

Sie schüttelte den Kopf. „Ich — nein —“

„Das ist doch nicht möglich! Er hatte es geglaubt!“

„Hatte?“

„Er ist tot!“

Sie biß die Lippen aufeinander. Ihre Züge wurden lang. Der Freund erklärte: „Ehe er starb, kam ein Blumenstrauß. Heliotrop! Da dachte er, Sie hätten von seiner Krankheit gehört und sich seiner erinnert. Er hat geweint über den Blumen, und da er gerade bei seinem letzten Willen war, hat er Ihnen ein Vermächtnis ausgesetzt, weil Sie ihm einst glückliche Stunden gebracht haben.“

Sie lehnte sich an die Wand. Tränen stürzten ihr aus den Augen. Er sah ihre geringe Kleidung: die Zwirnhandschuhe an ihren Händen, und fragte: „Geht es Ihnen nicht gut?“

Sie schüttelte den Kopf und machte plötzlich eine Bewegung, als wollte sie entfliehen. „Aber ich mag nichts haben!“

Er sagte nur: „Es sind hundertfünfzigtausend Mark!“

Da erschrak sie heftig, nannte sich schlecht, hieß den Grafen gut — und fing an zu lächeln. Sie lachte ja so gern.

Am selben Abend kehrte der Freund nach Berlin zurück, und im Gleichmaß der Tage kam es, daß er bald der Begegnung, des Mädchens, auch wohl seines toten Freundes sich nur selten mehr erinnerte. Da wurde ihm eines Tages des Grafen alter Diener gemeldet. Erregt stürzte der herein. „Ich habe es heraus! Die Blumen!“

„Was für Blumen?“

„Der Blumenstrauß, den der selige Herr Graf bekommen hat!“

„Nun von wem war er denn?“

„Ich habe auf der Straße das Laufmädchen wieder getroffen, habe sie gleich erkannt und nach der Blumenhandlung gefragt. Die Händlerin sagte, am Herrn Grafen hätte sie früher soviel verdient, und immer hätte es Heliotrop sein müssen. Da sie nun gehört, daß der Herr Graf so krank sei, habe sie ihm eine Freude machen wollen. Sie hat ihm die Blumen geschickt. Er sollte nicht wissen von wem, daß er nicht dächte, er müsse sie bezahlen. Sie sagte: es war nur Dankbarkeit!“

Der Freund, der die Menschen kennen gelernt hatte bei seinen grauen Haaren, sprach nachdenklich vor sich hin: „Dankbarkeit! Gibt es das?“

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Das Osmanische Reich in Kleinasien

Von Generalfeldmarschall Frhrn. v. d. Goltz

Ahnungsvoll schrieb mir beim Ausbruch des Balkankrieges der am 12. Juni unter den Kugeln gedungener Meuchelmörder hingesunkene Großwesir Mahmud Schewket-Pascha: „Wir nannten uns bisher mit Stolz Herrscher in drei Erdteilen; wer weiß, wie bald wir es nur noch in einem sein werden.“ In der Stunde, da es ihn am nötigsten brauchte, verlor das Land diesen seinen begabtesten Staatsmann. Hätte der Sterbende noch die Empfindung dafür gehabt, so würde auch ihn Undank härter getroffen haben, als die heimtückisch abgefeuerten Geschosse.

Seine Ahnung ist nicht wörtlich erfüllt worden. Noch sind Konstantinopel und ein unbedeutender Küstenstrich auf europäischer Seite in türkischem Besitz geblieben. Aber der Sache nach traf sie zu. Die Türkei ist mit dem Londoner Frieden asiatische Macht geworden. Ja, man kann weiter gehen und sagen, daß sie dies werden und die Fiktion einer europäischen Großmachtsrolle aufgeben muß, wenn sie unter den Kulturstaaten ihren Platz behaupten und für die eigene Existenz eine gesunde Grundlage gewinnen will.

Ich habe wiederholt darauf hingewiesen daß der territoriale Rückbildungsprozeß, den das Osmanische Reich seit 230 Jahren durchmacht, nichts Unnatürliches ist. Es teilt darin nur das Schicksal aller orientalischen Reiche, seit dem Perserreich des Xerxes und der makedonischen Weltmacht Alexanders. Im ersten Ansturm gingen sie weit über die Grenzen ihrer natürlichen Kräfte hinaus, suchten die Eroberungen in übermäßiger Anstrengung der nationalen Kraft aufrechtzuerhalten und erschöpften sich frühzeitig. Für die Türkei erklärt sich dieser Hergang um so eher, als sie nicht von einem Eroberervolke gegründet wurde, das in die Übergangsländer zwischen Asien und Europa einbrach, gleich den Mongolen des Djinghis Khan und Timurlenk. Sie waren nicht einmal so stark wie ihre Stammesverwandten, die Seldschucken in Vorderasien. Die Gründung des Osmanischen Reiches ist das Werk einer kühnen Abenteurerschar, die nur durch die Tatkraft und Umsicht ihrer ersten Führer zur Bedeutung einer staatenbildenden Nationalität emporgehoben wurde. Ihren gebräuchlichen Namen erhielt die türkische Herrschaft durch Osman I., der, ein kluger Politiker und großer Soldat, sie bald auf eigene Rechnung ausdehnte. Bei der politischen Verwirrung, die auf der Grenzscheide zwischen dem Seldschucken- und dem Byzantinerreiche herrschte, scheint die Herstellung einer starken kriegerischen Autorität auch vom christlichen Volke wie eine Wohltat empfunden und gern anerkannt worden zu sein. Anfänglich galt die Eroberung keineswegs der Ausbreitung des Islam. Die Osmanlis waren die Leute des Osman; das persönliche Hörigkeitsverhältnis spielte die entscheidende Rolle. Aber es ward allmählich Brauch, den Islam anzunehmen, um die Gemeinschaft enger zu knüpfen. So wurde die weitere Eroberung zugleich zum Glaubenskriege. Deutlicher trat diese Färbung hervor, seit Sultan Orchan das Janitscharenheer schuf. Das Bedürfnis, für die fortdauernden Kämpfe ein größeres Rekrutierungsgebiet zu schaffen, als es die eigene, noch wenig ausgedehnte Herrschaft bot, führte dazu, christliche Knaben von fern und nah für das Heer, zugleich aber auch für den Islam, zu erziehen. Sie bildeten die „jeni Tscheri“, die „neue Schar“. Dieses künstliche Ersatzsystem stieg von bescheidenen Anfängen rasch empor und lieferte dem Heere in der Glanzzeit bis zu 40000 Mann. Fälschlich hat man sich im christlichen Europa darunter eine Art von Kinderraub vorgestellt. Im Gegenteil zog der aufgehende Stern osmanischen Waffenruhms mit seinem blendenden Lichte bald die Jugend aus weiten Kreisen an. Bei der Schnelligkeit und großen Ausdehnung der Eroberungen auf europäischem Boden aber wurde auch diese Kraftquelle allmählich unzureichend. Es fehlte am Borne eigener Volkskraft, die hinter den Heeren Ströme von Ansiedlern hätte ergießen können, um das Land wirklich türkisch zu machen.

Die territoriale Rückbildung auf europäischer Seite hatte also nichts Überraschendes, seit der Sturm der Erobererperiode von der vergeblichen Belagerung Wiens an allmählich abflaute. Man darf nicht vergessen, daß Österreich im Beginn des XVIII. Jahrhunderts schon einmal ganz Bosnien und Serbien besaß. Seit dem letzten russischen Kriege von 1877 und 1878 nahmen die Unruhen auf der Balkanhalbinsel kein Ende mehr. Welche Anstrengungen die Pforte unausgesetzt machen mußte, um die unruhigen Provinzen, zumal Albanien und Makedonien, einigermaßen in Ordnung zu halten, ist allgemein bekannt. Sie hielten fast dauernd ein Viertel bis ein Drittel des gesamten Linienstandes der türkischen Armee fest.

Diesem Kräfteaufwande hatte sich inzwischen eine andere Last im Süden zugesellt, nämlich die Aufrechterhaltung des Kalifats. Sultan Selim I. riß dieses durch die Eroberung Ägyptens an sich, wo die letzten Nachkommen der arabischen Kalifen unter dem Schutze der Mameluken-Sultane noch in verblassender Scheinherrlichkeit residierten. Er ließ sich an ihrer Stelle zum Beschützer der heiligen Städte erklären und wurde da-

Digitized by Google

mit nach altem Ritus das Oberhaupt des Islams. So lange sich die türkische Herrschaft unbestritten über Ägypten und Nordafrika erstreckte, war die Gefahr für den Bestand des osmanischen Kalifats keine dringende. Sie ist es erst im vorigen Jahrhundert geworden, als der allgemeine Verfall der osmanischen Macht die arabischen Ansprüche wieder erwachen ließ und äußere politische Einflüsse sie heimlich unterstützten. Seit 1872, wo die Türken das bis dahin vernachlässigte und wenig beachtete Arabien von neuem besetzten, wiederholten sich die Aufstände mit kurzen Unterbrechungen und haben ungeheure Opfer erfordert. Noch 1911, als der tripolitanische Krieg ausbrach, stand eine ganze Armee dort unten und vermochte im Balkankriege nichts zur Verteidigung des Reiches beizutragen.

Die Mittel für die Behauptung des viel zu ausgedehnten Staatsgebiets mußte, seit Vernichtung der Janitscharen durch Mahmud II. im Jahre 1826, immer wieder die mohammedanische Bevölkerung Anatoliens aufbringen. Sie hat sich darin in einer für den Bestand ihrer Vorherrschaft besorgniserregenden Weise aufgezehrt. Die Einsicht, daß ein Ende der Osmanenherrschaft in absehbarer Zeit auf ganz natürlichem Wege herbeigeführt werden würde, bewog die jungtürkische Regierung dazu, als eine ihrer ersten Maßregeln die Heranziehung der Nichtmohammedaner zum Kriegsdienste gesetzlich zu regeln. Sie ist nach dem großen Zusammenbruche von oberflächlicher Kritik ebenso scharf getadelt worden, als sie früher gefordert wurde, um die Gleichstellung der Rajah mit den Moslemin sichtbar zum Ausdruck zu bringen. Freilich hat sie die große Niederlage nicht mehr abwenden können. Dazu war die Einrichtung, wie alles, was seit der innerpolitischen Umwälzung von 1908 begonnen wurde, noch zu neu und zu wenig wirksam. —

Nunmehr steht die Türkei vor einer ganz veränderten Aufgabe. Sie gleicht heute einem Reiche mit einem ehedem großen Kolonialbesitz, den es hat aufgeben müssen, so daß es sich auf sein Mutterland beschränkt sieht. Der große Gebietsverlust hat die Last vermindert und die Überanspannung der Kräfte zum Teile aufgehoben. Die Möglichkeit der Wiedererstarkung ist damit gegeben, wenn dem Volke die Kraft zu einer solchen innewohnt und das Schicksal ihm die nötige Ruhe dazu gewährt.

Wenn man die Vergangenheit vergißt, so stellt sich uns die heutige osmanische Herrschaft noch immer als eine äußerlich sehr ansehnliche Macht dar. Vorderasien, westlich der Linie vom Golf von Alexandrette bis Samsun am Schwarzen Meere hinüber, hat allein etwa die Größe Frankreichs. Das ganze türkische Kleinasien, also Anatolien mit Armenien-Kurdistan, Mesopotamien und Syrien-Palästina, doch ohne Arabien, wird auf einen Flächeninhalt von 22600 deutschen Quadratmeilen, also die Größe von Deutschland und Österreich-Ungarn zusammen angenommen. Es ist noch immer ein Reich, welches dasjenige Mithridates' des Großen und Kaiser Justinians an Ausdehnung erheblich übertrifft. Dabei handelt es sich, abgesehen von den Hochgebirgen, den Steppen von Zor am mittleren Euphrat und der Salzwüste von Konia um durchweg anbaufähiges Land. Das ist wahrlich Raum genug für die Entwicklung einer bedeutenden Macht. Einst war dies Land die Kornkammer des römischen Weltreichs. Es wurde später das Kernland des oströmischen und hat dieses noch ein Jahrtausend aufrechterhalten.

Die gegenwärtige Bevölkerungsziffer ist schwer zu bestimmen. Am häufigsten werden rund 17 Millionen angegeben. Mit Konstantinopel und seinem Stadtgebiet wird man das türkische Reich außer Arabien auf 18 Millionen Bewohner veranschlagen können, ohne zu hoch zu greifen. Auch jetzt noch ist also wahr, was ich ehedem den zahlreichen Pessimisten Stambuls bei ihrem oft wiederholten: „Wir sind verloren!" stets entgegenhielt: ein Volk von solcher Stärke ist nicht mächtig genug, um andere große Völker zu unterjochen, hat aber, wenn es in sich einig ist, hinreichende Kraft, auch dem stärksten von ihnen auf eigenem Boden siegreich zu widerstehen. Gebietsverluste allein entscheiden nicht über den Bestand eines Reiches.

Allerdings hat in neuerer Zeit eine Bevölkerungsabnahme stattgefunden; doch gab sie sich nur im mohammedanischen Bruchteile kund und wird schwinden, wenn die Hekatomben aufhören, die bisher der Behauptung Makedoniens, Albaniens und Jemens gebracht wurden. Sie können augenblicklich zum Teil ausgeglichen werden durch eine im großen betriebene, sorgfältig geregelte Abwanderung der Mohammedaner aus den verlorenen Provinzen nach Anatolien hinüber. Am wirksamsten aber kann sie bekämpft werden durch eine bessere Verwaltung, Hebung des Wohlstandes und der Volksgesundheit; denn leider üben Seuchen in Vorderasien ihr verheerendes Werk.

Die Periode der äußeren Gefahr für die Türkei ist indessen noch nicht vorüber, der Aufteilungsgedanke durch den Zusammenbruch ihrer europäischen Herrschaft sogar rege gemacht worden. Er wird, wenn innere Unruhen oder Vorgänge wie die Ermordung des Großwesirs Mahmud Schewket, der Europas allgemeiner Vertrauensmann war, sich wiederholen sollten, vielleicht früher als erwartet, auch in Kleinasien zur Tat werden. Darum muß die Wiederherstellung der Wehrkraft zu Lande und zu Wasser die erste Sorge der jungtürkischen Regierung sein. Aber sie kann sich bescheidenere Ziele stecken, als im Honigmond der neuen Ära, wo, in phantastischer Überschätzung der eigenen Kräfte, nicht nur ein konstitutioneller Musterstaat, sondern auch eine moderne Großmachts-Armee und -Flotte gleichzeitig geschaffen werden sollten. Es handelt sich im wesentlichen jetzt nur noch um die Ver-

Digitized by Google

teidigung der kaukasischen Grenze und die Sicherung der Meerengen.

Dann erst kann an die materielle Hebung des Landes gegangen werden. Man spricht viel von dem Mineralreichtum Anatoliens. Dem orientalischen Sinn steht der leichte Gewinn aus irgendeinem verborgenen Schatz der Erde näher, als der mühsame Erwerb durch andauernde lange Arbeit an ihrer Oberfläche. Der Bergbau wird in Möglichkeit und Ertrag anscheinend weit überschätzt. In den vierzig Jahren, seit denen mein Interesse der Türkei gehört, hat sich noch kein Minenbetrieb von wirklich großem Erfolge aufgetan. Das Land hat ihn auch nicht nötig. Es besitzt fruchtbaren Boden genug und würde als Kornkammer für das bald übervölkerte Mitteleuropa auch am ehesten wieder zu politischer Bedeutung gelangen. Der wahre Reichtum Anatoliens liegt in seiner Landwirtschaft.

Dabei wenden sich die Blicke vornehmlich dem Zweistromlande — der babylonischen Tiefebene, dem Sawâd — zu, dessen legendenhafte Ergiebigkeit noch heute fortdauernd den Unternehmungsgeist reizt, obgleich das merkwürdige Bewässerungssystem, das sie hervorrief, längst verfallen und das Land zu vier Fünfteln Steppe geworden ist. In neuester Zeit hat der englische Ingenieur Sir Willcocks im Auftrage der türkischen Regierung einen Plan zur Wiederherstellung des alten Kanalnetzes, zur Wiederbelebung und Wiederbevölkerung des Landes in großem Stile entworfen. Englisches Geld und englische Technik sollen es zur Kultur zurückführen, mohammedanische Untertanen Englands aus Indien es bevölkern.

Aber es ist nicht notwendig, sich an das Sawâd, das Wunderland der braunen Erde zu halten, um die Möglichkeit einer Wiedererstarkung des osmanischen Reichs in engeren Grenzen zu erweisen. Anatolien hat viel hoffnungsreiches, jetzt ödes Land, das aus dem Schlummer erweckt werden kann. Am ganzen Südfuß des Taurus entlang von Aleppo bis nach Mossul und weiter zum Westfuße der persischen Grenzgebirge hin zieht ein 150—200 km breiter Landstrich, der, heute menschenleer, dennoch sehr wertvoll ist und der künstlichen Bewässerung nicht bedarf. Er soll zur Baumwollenkultur, mit der in den Ebenen von Adana recht erfolgreich begonnen wurde, vorzüglich geeignet sein. Im Altertum blühte sie in diesen Ländern schon, und wenn sie seitdem verschwand, so waren zwei Gründe daran vornehmlich schuld: der Verfall der Verkehrsstraßen und die Unsicherheit im Lande. Eine andere Quelle des Reichtums, die vermutlich ergiebiger sein wird, als der Bergbau, kann das Naphtha werden, das namentlich im nordwestlichen Mesopotamien, bis in die arabische Wüste hinein verbreitet zu sein scheint.

Das Hochland von Anatolien enthält solche Naturschätze nicht. An den herrlichen Gestaden des Schwarzen Meeres finden sich aber Kohlen, und zum Teil sind die wertvollen Waldungen des pontischen Gebirges noch erhalten. Sonst kommen die Hochflächen nur für den Ackerbau in Betracht. Häufige Dürre und rauhe Winter beeinträchtigen ihn wohl, aber immerhin wird er ebenso ertragreich gemacht werden können, als irgendwo in Europa. Eine drei-, vierfache Bevölkerung kann er jedenfalls ernähren, sobald er einigermaßen rationell betrieben wird. Schon macht sich der seit Sultan Abdul Hamid II. neu geförderte Bahnbau darin kräftig fördernd geltend. Neuzeitliches Ackergerät und besseres Saatgut werden eingeführt, und wo der Schienenweg das Land durchzieht, hebt sich automatisch auch die Bodenkultur. Großartige Meliorationen, wie die Bewässerung von 50000 Hektaren fruchtbarsten Bodens in der Ebene von Konia und die einer vier- oder fünffach so großen Fläche südlich des Taurus bei Adana sind in Angriff genommen und zum Teil vollendet. Es läßt sich erwarten, daß andere folgen werden.

Die Anatolische Bahn und die Bagdadbahn werden, wenn diese letztere in einigen Jahren — wahrscheinlich 1916 — vollendet ist, die Hauptschlagader für die asiatische Türkei sein. Sie ist ein türkisches Unternehmen, aber unter deutscher Führung, als deren treibende Kraft bekanntlich die Deutsche Bank in Berlin wirkt. Geht auch das Schlußglied von Basra, wo sie endet, nach el Koweit am Persischen Golf an eine fremde — vorwiegend englische — Gesellschaft über, so stellt sie doch ein bedeutendes Werk unseres Unternehmungsgeistes dar, das für die Wiedererstarkung der uns befreundeten Türkei von grundlegender Wichtigkeit ist. Sie wird mit dem Verkehr auch die Sicherheit ins Land bringen und es der Regierung ermöglichen, in der Stunde der Not alle Kräfte des Reiches zur Verteidigung heranzuziehen. Diesmal — 1912 — mußten bei der Unmöglichkeit, sie auf den Kriegsschauplatz zu transportieren, diejenigen Kurdistans und Mesopotamiens völlig unbenutzt bleiben.

Dem Netz der Anatolischen und der Bagdadbahn schließt sich im westlichen Kleinasien das von Smyrna, in Syrien und Palästina das französische an, das in Verbindung mit der Mekkabahn steht. Das erstere als vollendet eingerechnet, besitzt die asiatische Türkei, ohne die arabischen Linien, ein Eisenbahnnetz von 5000 km. Das ist freilich noch wenig im Verhältnis zur Ausdehnung des Landes und nur der vierzehnte Teil der Schienenlänge des noch nicht halb so großen Deutschlands, das 70000 km aufweist. Aber es ist auch nur der Anfang. Ein schnelleres Tempo im Bahnbau muß jetzt eingeschlagen werden, um die Erzeugnisse des Reichs den großen Handelsplätzen zuzuführen, die ihm geblieben sind: Konstantinopel, Smyrna, Beirut sowie dem Persischen Golf. — — —

Digitized by Google

Kein Zweifel — die Möglichkeit der Wiedererstarkung des Osmanischen Reiches ist gegeben. Ob sie benutzt werden wird, kann nur prophetisch begabter Blick erkennen; denn die Entscheidung dieser Frage hängt nicht zum geringsten Teil von den zum Handeln berufenen Persönlichkeiten ab. Nie sind große Taten der Geschichte von der Masse des Volkes ausgegangen, sondern stets von einzelnen Männern. Das erste zur Lösung der Aufgabe muß sein, den elenden Streit und Haß der politischen Parteien zur Ruhe zu bringen, der schon soviel Unheil angerichtet und sich eben erst in der furchtbaren Explosion Luft gemacht hat, die das Land seiner bedeutendsten Kraft beraubte. Das mohammedanische Element Vorderasiens, das im besten Falle auf Millionen berechnet werden kann, da mindestens an fünf Millionen Andersgläubige festzustellen sind, ist ohnehin schon schwach genug, um das Gebäude des regenerierten Osmanischen Reiches zu tragen.

Bleibt ferner der Zustand Arabiens wie er bisher war, so bedeutet dieser Besitz immer noch eine Last, die für das Volk zu schwer — und eine Schwächung — ist. Die dauernde Aussöhnung der türkischen und arabischen Bevölkerung ist deshalb die zweite wichtige Frage für den Bestand des Reiches. Dem Araber galt bisher das türkische Kalifat noch immer als Usurpation. Tradition, Abstammung, Sitten, soziale Organisation und Lebensgewohnheit trennten die beiden Nationalitäten. Der tripolitanische Krieg führte bei der gemeinsamen Gefahr, die dem Islam drohte, eine Annäherung herbei. Die gerechte und geschickte Verwaltung der letzten zwei Jahre durch den jetzigen Kriegsminister Izzet Pascha hat bewiesen, daß sich ein mehr als nur vorübergehender Gottesfriede wohl erreichen läßt. Der erwachende Panislamismus, der sich freilich in Taten noch nicht umgesetzt hat, kann in der Zukunft den Einigungsprozeß fördern. Unlösbar ist die Aufgabe nicht. Gelingt das große Werk, so erfährt das Osmanenreich eine doppelte Verstärkung durch die Kräfte der Kernlande, die es von dort zurückziehen kann, und den Zuwachs, den ihm Arabien liefern würde. 3 bis 4 Millionen ausschließlich mohammedanische Anhänger oder mehr noch wären dem Staate damit gewonnen. Die Erbauung der nicht weniger als 1303 Kilometer langen, sogenannten Mekkabahn von Damaskus nach Medina, ein Werk Sultan Abdul Hamids und seines vielgehaßten und vielgeschmähten Günstlings Arab Izzet Pascha, sowie der Beginn des Baus von Schienenwegen in Südarabien sind ein guter Anfang, um auch diese entfernten Gebiete enger an den Gesamtstaat zu ketten.

Mit dem äußeren Aufbau muß die innere Regeneration Hand in Hand gehen. Die einen verlangen heute, der alte mohammedanische Fanatismus müsse verschwinden — er hat sich schon im unglücklichen Balkankriege nirgends mehr gezeigt. Die andern fordern gerade, er solle wieder belebt werden — das würde die Spaltung auch ins neue Staatswesen hinübertragen. Ein drittes ist weit notwendiger, freilich auch weit schwerer. Die gebildeten Stände des türkischen Volkes müssen es lernen, die rein persönlichen Beweggründe, die all ihren Urteilen und Handlungen heute noch zugrunde liegen, zu bannen und die sachlichen an ihre Stelle zu setzen. Ob ein solcher innerer Umwandlungsprozeß überhaupt möglich ist, bleibe dahingestellt. Nur große Erzieher des Volkes könnten ihn zuwege bringen. Der einzige, den ich persönlich als dazu geeignet kannte, ruht jetzt im Grabe auf dem Freiheitshügel am Nordausgange von Pera.

Mit der Umwandlung würde sich auch einstellen, was wichtiger ist als Toleranz oder Fanatismus: die Achtung vor einfacher, sachlicher, tüchtiger Arbeit. Leider hat diese seit nahezu vierzig Jahren gar nichts mehr gegolten. Dem schlichten dienstlichen oder amtlichen Erfolge in Heer und Verwaltung fehlte jede Anerkennung und Wertschätzung. Persönliche Beziehungen galten alles. Aus Herrschergelüst und Regierungssystem ist der Egoismus künstlich großgezogen worden. Viele Tausende von intelligenten jungen Leuten wissen heute in der Türkei ganz genau, was der Großwesir eigentlich zu tun hätte und was sie an seiner Stelle tun würden, aber nicht, was im Augenblick und auf dem Platze, auf dem sie gerade jetzt stehen, ihre eigene Pflicht ist.

Last not least ist die Verlegung des Regierungssitzes weiter nach Süden auf die Grenze der arabischen Welt eine unabweisbare Notwendigkeit. In Konstantinopel wird der Blick der Herrscher und ihrer Berater ohne Frage in erster Linie europäischen Angelegenheiten zugewendet bleiben, die keine Lebensfragen für das künftige Reich bedeuten. Die arabische Reichshälfte wird ihnen nach wie vor fremd sein und sie dieser, der sie doch ebenso nahestehen sollten, als der türkischen. Zudem ist Konstantinopel kein Ort zum Arbeiten. Es ist eine Sirene, die bisher noch jede Regierung ins Verderben gelockt hat, die sich ihr anvertraute.

Noch liegt die Entscheidung, ob weitere Auflösung, ob Regeneration und Erstarkung das Los des verkleinerten osmanischen Reiches sein wird, im Dunkel der Zukunft geborgen. Die Wiedererhebung hängt von der Erfüllung schwerer Vorbedingungen ab. Wie dem aber auch sei, Deutschland hat alle Ursache, sie dem unglücklichen Lande aufrichtig und herzlich zu wünschen. Die Entstehung einer kräftigen asiatischen Vormacht zwischen Ägypten und Indien wäre für uns aus mehr als einem Grunde vorteilhaft.

Doch damit lenken wir in das Gebiet der hohen Politik hinüber, die hier nicht ihren Platz hat und auch nicht zu den Aufgaben eines alten Soldaten gehört.

Digitized by Google

Bad Pejo. Nach einer Aufnahme von Würthle & Spinnhirn in Salzburg

Sommerliche Schi-Fahrt durch die Ortlergruppe

Von Hans Kiene

Hierzu Aufnahmen von Paul Mayr (Bozen) und anderen

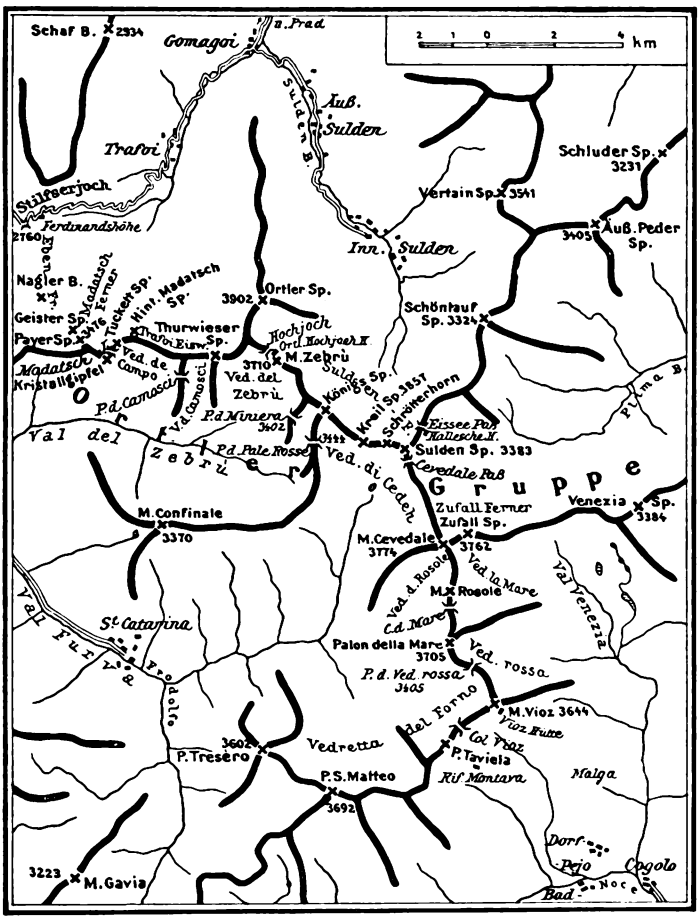
Wir waren zu viert: Paul Mayr, Wilhelm Rohr, mein Bruder Kurt und ich, und man schrieb den 9. Juli, als wir den Entschluß faßten, Schier und Seehunde aus ihrem Sommerschlaf zu erwecken und dienstbereit zu machen. Kopfschütteln, ironische Verständnislosigkeit auf den fast mitleidigen Gesichtern derjenigen, die uns nicht kannten; zweifelnde, stutzige Gesichter derer, die uns kannten und die das raffinierte Vergnügen, in den Hundstagen mit Schiern auf dem Rücken zur Bahn zu gehen, taktvoll belächelten. So schlugen wir uns mit rücksichtsloser Betonung unsrer tiefernsten Absichten bei sengender Gluthitze über Mezzolombardo nach Malè und per Postachse weiter bis nach Fucine und Pejo durch.

Wir blieben wirklich ganz ernst während dieses Spießrutenlaufens. Hatten wir doch die große Absicht, die Ortlergruppe in ihrer ganzen Ausdehnung, von Pejo bis hinauf zum Stilfser Joch, zu durchqueren und dabei Gebiete des Hochgebirges zu betreten, die noch nie einen Schneeschuh gefühlt hatten. Großes Vertrauen hatten wir auch in die Jahreszeit gesetzt, die wir für unser Vorhaben gewählt: das Wetter war im südtiroler Vorsommer meist andauernd gut, die Schneeverhältnisse versprachen spaltensichere Gletscher und lawinenfreie Hänge, und außerdem hatten die Schutzhütten schon ihre gastlichen Pforten geöffnet, lauter Vorbedingungen, die unser Unternehmen nur fördern konnten. Unsere nach der Karte zurechtgelegte Route, wohl die einzig mögliche zwischen Pejo und Trafoi, verlief fast genau im Sinne der österreichisch-italienischen Reichsgrenze und kam nie unter 3000 m herab. Die herrlichen Schi-Abfahrten vom Cevedale und von der Geisterspitze, die schon mehrmals von uns befreundeten Hochtouristen gemacht worden waren, fielen in unsere Route hinein und ließen sich gut miteinander verbinden. Allerdings lagen verschiedene Gipfel und Hochpässe dazwischen, die ohne Zweifel nur mit großen Schwierigkeiten für Schier passierbar waren, und eine Menge Gletscher, die gefährliche Passagen enthielten.

Die aus wolkenlosem Himmel äugende Sonne half uns zeitig aus den Betten. Während wir im Albergo Caserotti beim Frühstück saßen und dem heilkräftigen Wasser der fonte antica di Pejo zusprachen, ließ sich uns der Wirt und Bergführer Matteo Groaz aus Cogolo, Pächter der Viozhütte, melden, mit welchem wir bereits am Tage vorher vom Stellwagen aus in Cogolo gesprochen hatten. Groaz ging mit uns in das eine halbe Stunde oberhalb des Bades Pejo gelegene Dorf Pejo hinauf, eine äußerst ärmliche und schmutzige Ansiedelung, deren Bewohner zum größten Teil nach Amerika ausgewandert und ohne die erhofften Goldklumpen wieder in die bescheidene Heimat

Digitized by Google

zurückgekehrt waren. Dort verabschiedete sich Groaz von uns, nachdem er uns die weitere Begleitung, einen nur Krautwelsch und Zwischendeck-Englisch sprechenden Träger und seine zwei Jungen im Alter von neun und zwölf Jahren, vorgestellt hatte. Der zweistündige Weg bis hinauf zur Malga an der Baumgrenze war gerade keine große Annehmlichkeit; die schweren, ungeschickt den Rücken belastenden „Bretteln" drückten ganz gehörig; dazu waren auch die Rucksäcke ziem-



Übersichtskarte des Ortlergebiets

lich gewichtig, und die Sonne war von einer erbarmungslosen Wärme. Doch dieser zweistündige Anmarsch war das einzige Stück Weg, auf dem wir die Schier als Last empfanden. Auf der Malga angekommen rasteten wir gründlich und nahmen das zweite Frühstück; dann schleppten wir unser Gepäck noch etwa eine halbe Stunde weiter in den öden Kessel des Viozgletschers hinein, von wo aus es unsere Begleiter mit dem noch seit dem Baue der Viozhütte (1909) bestehenden Drahtseilaufzuge hinaufbeförderten. Wir selbst erreichten, ohne Sack und Pack wie die Vögel emporflatternd, auf dem wunderbar angelegten neuen Steige um die Dent' del Vioz herum am frühen Nachmittage die 1911 eröffnete Hütte der Sektion Halle des deutschen und österreichischen Alpenvereins, mit ihrer Höhe von 3535 m die höchstgelegene Hütte in den Ostalpen. Unsere Schier und Rucksäcke waren natürlich längst schon da. Sofort nach dem Mittagessen wurde denn auch angeschnallt, und wir zerkratzten zunächst mit großem Eifer und unter lebhafter Anteilnahme der beiden Hüttenwirtschafterinnen, die noch nie einen Schi-Fahrer gesehen hatten, die Schneehänge neben der Hütte mit unseren Bogen und Schwüngen. Später erstiegen wir den nahen Gipfel des Monte Vioz selbst, hatten prachtvolle Fernsicht bei seltsamer Abendbeleuchtung und querten, sacht abfahrend, auf die erste Kuppe des Col Vioz hinüber, von wo aus wir ein Stück unserer morgigen Tätigkeit, die Abfahrt zum Passo della Vedretta rossa und den Aufstieg auf den Palon della Mare, günstig überblicken konnten. —

Sechs Uhr früh. Nebel, dichter, schimmernder Nebel, so daß man kaum zehn Schritt weit sehen kann! Mißgestimmt sitzen wir in dem behaglich getäfelten Hüttenraum, trinken Tee und halten Kriegsrat ab. Eine sonst nicht so schnell erzielbare Einstimmigkeit kommt zustande: Der Übergang in diesem zum Schneiden dichten Nebel durch eine Gegend, die keiner von uns kannte, durfte nicht gewagt werden. Und so trödeln wir halt in den Tag hinein.

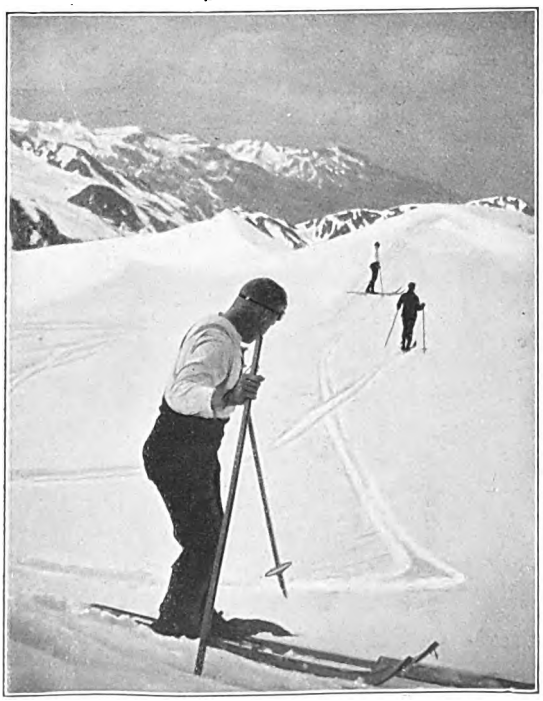
Endlich scheint sich's ein wenig aufzutun! Ein guter Wind fährt hinein. Die Punta Taviela ist für Augenblicke frei und das Rifugio Mantova, welches tief unten an ihrem Fuße liegt. Von den weiten Gletschern des östlichen Ortlergebietes fällt's wie Schleier hinab ins Val Venezia. Vereinzelt zuckt da und dort ein schwacher Sonnenstrahl über die hartgeballten, weißen

Digitized by Google

Digitized by Google

entgegengesetzten Seite hinab, ins Ungewisse, Unentrinnbare hinein. Des führenden Kurt untrügbarer Berginstikt weiß trotz des dichten Nebels, der uns wieder umgeben hat, Bescheid, und in kaum einer Viertelstunde landen wir, seinen Spuren folgend, im Sattel zwischen Palon und Col della Mare. Der zeitweise zerstäubende Nebel gönnt uns auch hier kurze, prächtige Tiefblicke ins Val Furva und in die Bernina hinüber. Am meisten jedoch bewundern wir die wilden, blauverglasten Eisflanken des Palon selbst, über deren sanfte Oberdecke in kecken, sicheren Kurven unsere frische Fährte zieht. Nachdem wir die Seehundfelle aufmontiert, geht's weiter. In gleicher Höhe bleibend biegen wir um den felsigen Gipfelbau des Col della Mare auf dessen rechter, östlicher Seite. Erst der Umstand, daß Kurt durch den butterweichen Schnee in eine Randkluft einbricht, bewegt uns, am Seil zu gehen. Wir sind gezwungen, jenseits des Col in großen Schleifen wieder den anschwellenden Kamm zu erreichen, wohl einsehend, daß es besser gewesen wäre, die paar Meter Aufstieg nicht zu scheuen und den Col glatt zu übersteigen. Besser und schneller geht die ebenfalls östliche Vermeidung des Monte Rosole-Gipfelbaues. Leider reißt mir dabei die Spitzgurte meines Seehundbezugs, so daß ich gezwungen bin, mit nur einem befellten Ski die heutige Tagestour fortzusetzen. Auf dem Passo Rosole (3347 m, 12 Uhr 30 Minuten) essen wir tüchtig Speck, Äpfel, Schokolade und Brot.

Auf dem Viozgipfel

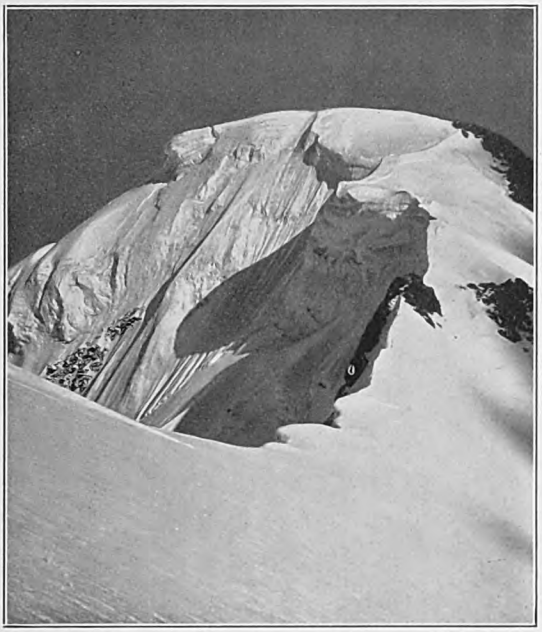


Abfahrt vom Vioz

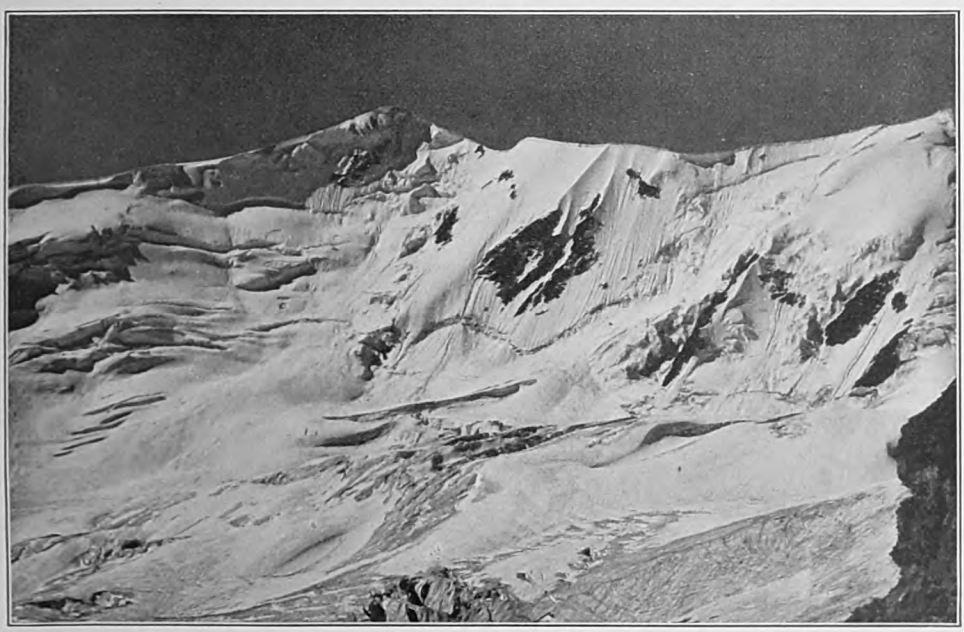
Inzwischen hat auch der Himmel ein wenig Erbarmen gehabt. Zwar wogen über den Tälern noch pralle Nebelschwaden und hängen harte Wolken auf die Gletscher nieder, allein zwischendurch schimmert das unendliche schwere Blau eines gesegneten Sommertages, und glanzumflutet badet da und dort ein Firngipfel seine hellen Brüste im goldenen Sonnenlicht. Unmittelbar vor uns erhebt sich in ernster Steilheit die gewaltige, weiße Mauer des Cevedale, eines der Großwürdenträger dieses Gletscherreichs, unseres nächsten Zieles. Im Zwielicht des Nebels und der trügerischen Sonne legen wir unsere Serpentinen über den harschigen Hang hinan, zu zwei und zwei am Seil. In einer Stunde (1 Uhr 30 Minuten) ankern wir am Cevedale-Westgipfel (3774 m). Die Helden des zentralen Ortlerstocks stehen nun vor uns: Ortler, Königsspitze, Thurwieser, alle phantastisch vom Nebel umbrandet, und zu unseren Füßen dehnen sich die schimmernden Firnmeere von Cevedale, Cedeh und Forno. Aus der Tiefe kochen und brodeln neue, gewaltige Nebelmassen zu uns herauf. Eisig

Digitized by Google

pfeift der Wind; es ist ungemütlich hier. Ohne uns zu setzen, brechen wir sofort wieder auf, verfolgen vorsichtig den schmalen, überwächteten Grat zum Nordgipfel hinüber. Der Schnee ist von vorzüglicher Beschaffenheit. Drei Viertelstunden später, das letzte steile Stück per pedes communes übertauchend, lassen wir uns auf dem wenig geräumigen Nordgipfel nieder und greifen tief in die Rucksäcke (2 Uhr 15 Minuten). Als die nächste Umgebung dann für einige Minuten nebelfrei ist, steigt Mayr ein Stück über den jähen Nordgrat ab, um sich zu orientieren. Gar nicht tief unten ist die Scharte, in die der Grat mündet. Hundertzwanzig Meter vielleicht, nicht mehr. Und dann kommt ein steiler Hang, dann eine scheinbar unschuldige Randkluft, dann der der Abfahrt harrende, schöne Gletscher. Wie drüben auf der gewöhnlichen Cevedaleroute sah es aus, ganz wenig schwieriger nur; der einzige Grat konnte einigermaßen zu schaffen machen; doch der war ja so kurz. Mutbeseelt, die Schier am Tragriemen über dem Rücken, packen wir es an. Die ersten Meter schon sagen uns, daß man da nicht spaßen noch „schwindeln" dürfe. Mayr und ich hängen am ersten, Rohr, Kurt am zweiten Seil. Und der Grat wird immer steiler, immer spitziger, immer luftiger. Bald reitend, bald tänzelnd, balancierend und tastend, rutschend arbeiten wir uns hinab, alle ziemlich aufgeregt. „Wenn wir nur diese Schier nicht hätten! Dann wär' das ja eine Kleinigkeit auch für uns Dolomitenmenschen!" Einer von uns wagte es auszusprechen, was wir in diesen Augenblicken alle dachten. Nach



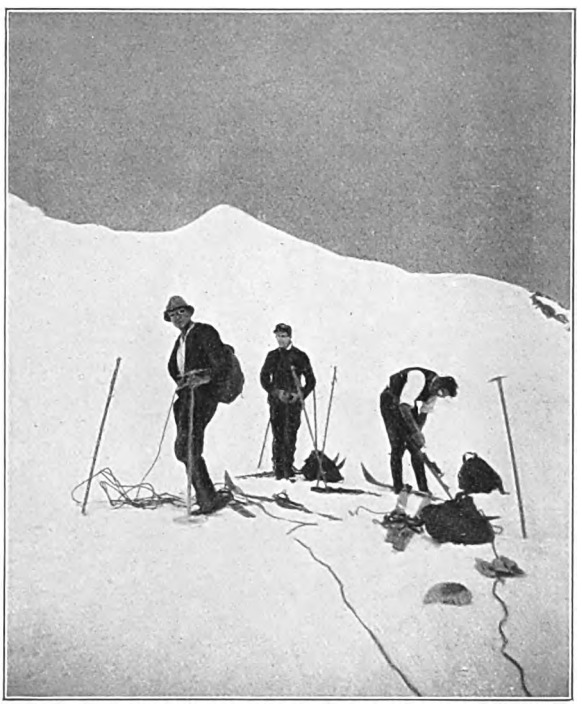
Der Gipfelaufbau der Punta di San Matteo (Phot. Ad. Frank, München)



Die Punta di San Matteo von der Cima S. Giacomo aus. (Phot. Ad. Frank, München)

Digitized by Google

fünf Viertelstunden endlich war der „kurze" Grat überwunden. Nun stampfen wir fröhlich, barbarische Rinnen durch den faulen Schnee reißend, senkrecht hinab, lassen uns, nachdem wir Schier und Tellerstöcke vorausgeworfen, um die Pickel versichert über die nicht vollständig verbrückte Randkluft hinabrutschen, legen eilig an und fahren, heut zum ersten Male bei voller Sonne und blaulachendem Himmel, über den Zufallferner hinunter. Eine wunderbare, leichte Abfahrt auf tadellosem Pulverschnee, das war die beste Genugtuung für all unsere Leiden am Grat! Um 5 Uhr 15 Minuten unterschrieben wir mit einem graziösen Tele-



Auf dem Passo Rosole. Im Hintergrund der Cevedale

mark knapp vor der Tür der Halleschen Hütte am Eisseepaß (3133 m) das Ergebnis unseres ersten Tages mit vollster Zufriedenheit. —

Das leise Klirren von Mayrs Wecker bohrt sich unerbittlich in unsere schlaftrunkenen Sinne. Dreiviertel vier! Bald kommen die Führer polternd die Holztreppe heraufgetrampelt, um ihre Partien zu wecken. Mattes Licht fällt herein. Neben mir auf der Pritsche erkenne ich den tief in schwere Decken vergrabenen Kopf meines Bruders Kurt. Wie eine Eule glotzt er mich an mit seinem braungebrannten Gesicht, in welchem die durch die Schneebrillen geschützt gebliebenen Augen und ihre nächste Umgebung, zwei große, weiße Kreise, höchst drollig wirken. Drüben an Backbord ist Mayr schon halb aus der „Kiste" gekrochen und beugt sich in den kleinen Fensterrahmen hinein. „Ein Tag wie ein Glöckele!" sagt er, der drastische Bilder liebt. Aber er kriegt keine Antwort; wir tun alle, als ob wir's gar nicht gehört hätten. Die ersten Touristen, die auf den Cevedale wollen, durchschreiten wuchtig unseren Raum; von unten klirrt das Frühstückgeschirr herauf. Wir haben alle schlecht geschlafen; das Gesicht brennt uns, Lippen und Wangen sind aufgezogen. Einstimmig ist der Beschluß, die Besteigung der Königsspitze, die ja eigentlich gar nicht in unser Schi-Programm gehöre, fallen zu lassen und weiter zu lenzen. Gesagt, getan. Wonnegrunzend hüllen wir uns wieder fest in unsere Decken.

Gegen halb sieben Uhr erst brechen wir auf. Schweigend unseren gestrigen Fährten folgend, erreichen wir den Cevedalepaß (7 Uhr). Die schon in aller Herrgottsfrühe von der Hütte abgegangenen Partien haben den Cevedalegipfel erreicht. Einige schwarze Pünktchen tanzen eben über den schneidigen Grat zum Nordgipfel hinüber. Dort oben auf diesem Grat zieht auch unsere Spur. Lange sehen wir hinauf. Dann rüsten wir uns zum Abstieg in die Vedretta Cedeh. „Sequere rectum!" Diesem unserem Grundsatz folgend fahndeten wir keine Sekunde lang nach günstigeren Abstiegsmöglichkeiten, sondern begannen sogleich neben der großen Steinpyramide, die die Reichsgrenze zwischen Österreich und Italien markiert, senkrecht hinabzusteigen. Das gewahrte Prinzip sollte uns diesmal teuer zu stehen kommen! Nach Übersetzung spärlicher, brüchiger Felsen befinden wir uns bereits auf einem sehr steilen, völlig vereisten Hang, in dem hartverballte Lawinenbahnen niedergehen. So gut es geht, arbeitet sich jeder fort, langsam, mit größter Vorsicht. Aber es stäubt doch plötzlich auf! Einer von uns ist ins Rutschen gekommen, fährt, sich mehrmals überschlagend, den Hang hinab und rollt als kleiner Punkt in den ebenen Ferner hinein. Bange Minuten! Hundertzwanzig Meter unter uns liegt der Gefährte. Gott sei Dank, er regt sich bald wieder! Ruft uns zu! Es ist ihm nicht viel geschehen! Wir steigen langsam zu ihm hinab. Der Abgestürzte blutete an mehreren Stellen heftig. An eine Fortsetzung der Tour zu denken wäre für ihn Leichtsinn gewesen. Wir nahmen herzlichen Abschied und schickten ihn zur Halleschen Hütte zurück, wo ihm die von uns angelegten Notverbände durch bessere ersetzt werden konnten. Bevor er ging, übergab er uns mit

Digitized by Google

Digitized by Google

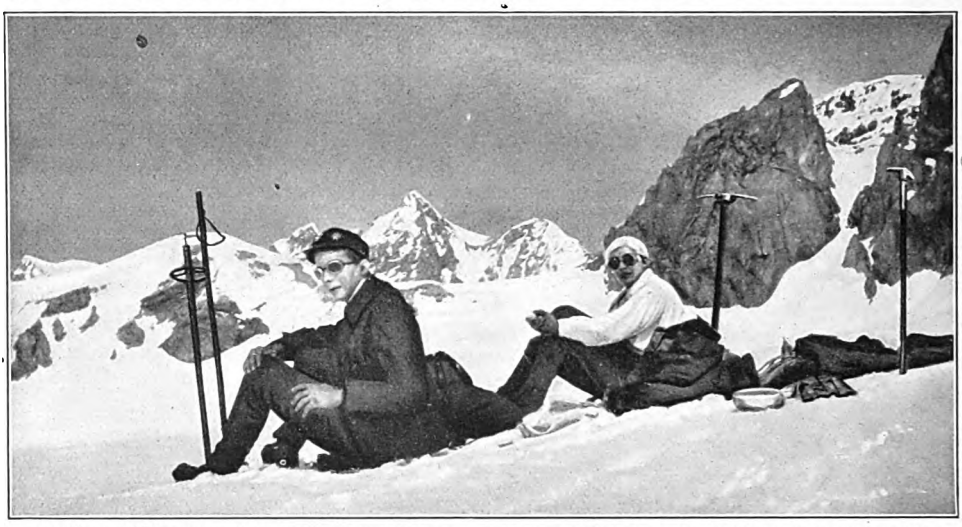
wehmütigem Lächeln sein Seil, seinen Pickel, sowie ein langes Stritzel Schwarzbrot. Lange behielten wir ihn im Auge und jauchzten ihm zu, während wir auf den Seehunden längs der jähen Abstürze des Schrötterhorns, der Kreil- und Königsspitze zum Passo delle Pale rosse emporstiegen, einem breiten Joch zwischen der Königsspitze und einigen unbedeutenden Erhebungen, die wegen ihrer rötlichen Gipfelfelsen den Namen Pale rosse führen (3444 m, 10 Uhr). Hier wurde ein Kraftfrühstück eingenommen, ehe wir in den kleinen Zirkus der Vedretta della Miniera abfuhren, um den nächsten Paß, einen hohen, steilen „Schinder", den Passo della Miniera (3402 m), in weiten Serpentinen zu erobern (11 Uhr). Auf der anderen Seite fällt dieser Paß sehr steil und tief gegen die obere Vedretta del Zebrù ab. Der Schnee war, da schattenseitig, noch steif, doch tat Eile not: gleich war die Sonne da und weichte ihn auf! Angeseilt stiegen wir über den Hang hinab, Mayr kräftig vorspurend, Kurt als dritter, ich als einziger Pickelloser in der Mitte. Die Breite der unten in weitem Bogen vorbeiziehenden Randkluft maßen wir dadurch, daß wir die Schier hinabwarfen. Nur eins von den drei Paaren kollerte unbehindert drüber; zwei blieben darin stecken. Um die Pickel versichert seilten wir uns daher regelrecht über den klaffenden Schlund ab. Dann folgte ein kurzes, schönes Stück freie Abfahrt. Erst als Risse und Spalten häufiger wurden und die Pickel oft bis an den Griff im Boden versanken, seilten wir uns wieder an und fuhren in gemäßigtem Tempo weiter. Wir wären prächtig hinabgekommen, wenn nicht Kurts Schier infolge unmäßigen „Einwachselns" so „damisch gerannt" wären. Er schoß plötzlich an mir vorbei, wollte einen „Christiania reißen", fiel; das Seil zwischen ihm und mir war straff gespannt, vorn zog Mayr gleichmäßig weiter und hatte keine Ahnung, was hinter ihm vorging. Und Mayr zog und zog, und Kurt lag wie ein Anker am Boden, und dazwischen befanden sich meine von beiden Seiten bearbeiteten Rippen. Noch eine Sekunde — und wir lagen alle drei im Schnee und lachten. Es war aber auch einer der heitersten Augenblicke auf der ganzen Tour. Mit Kurt als Vorspann und Mayr als Schwerpunkt ging es wesentlich besser. Den gewaltigen Eisbruch am Fuße der Westwand des Zebrù überseţten wir auf einer breiten, soliden Brücke. Sodann hielten wir auf der Moräne verdiente Mittagrast und trugen eine zweite Schicht Gletscherfalbe auf (12 Uhr 30 Minuten). Nun lag als heutige Leistung nur noch die etwa fünfhundert Meter hohe Steigung bis zum Ortler-Hochjoch vor uns. Mit befellten Schiern nahmen wir sie, oftmals rastend, im Schneckentempo und mit dem hoffnungslosen Wunsche, morgen früh zur Abfahrt ebenso günstig „führigen" Schneegries vorzufinden. Während des Aufstieges konnten wir mehrere größere Staublawinen beobachten, die in wunderschönem Falle rauschend von den Steilflanken des Thurwiesers und vom Eiskögele auf unseren Ferner niedergingen. Auch einige aufbrechende, jedoch durch den darüberliegenden Schnee sicher gedeckte Spalten mußten wir passieren. Um halb vier erreichten wir die wunderbar gelegene Ortler-Hochjochhütte der Berliner Alpenvereinssektion. Wir waren die ersten Besucher heuer, die ersten Schi-Fahrer überhaupt, die hier auf der einsamen Höh' zwischen Ortler und Zebrù (3436 m) ihr Standquartier aufschlugen! —

Am nächsten Morgen um sieben Uhr standen wir schon auf der namenlosen, von phantastischen Felsmännchen gezierten Scharte des Gratsporns, der von der Thurwiesерspitze niederzieht und den Zebrüferner von der Vedretta dei camosci scheidet. Wie vorausgeahnt war der über Nacht gefrorne Schnee „bockharschig" geworden und die sonst so dankbar erschienene Abfahrt vom Hochjoch hatte aus steilen Stemmbogen bestanden, bei denen die Stöcke sehr zur Geltung kamen. Gegen die Scharte empor hatten wir auch ein ausgedehntes Lager von Gletscherflöhen durchquert, die sich der ersten Sonne freuten. Eine kleine „Skalizzata", ähnlich jener am Minierapaß, brachte uns ins fahrbare Gelände der Vedretta dei camosci, deren kleine Bucht wir in kurzer Zeit durchmaßen, um dann über den etwa 50° geneigten Hang auf gutem, trittfestem Firn mit Mühe im Schweiße des Angesichts den hohen Passo dei camosci (3201 m, 8 Uhr) zu erreichen. Von dort stiegen wir in die ausgedehnte Vedretta di Campo ab. Dieser Ferner wird durch eine ziemlich im Zentrum liegende, wie ein Leuchtturm geformte Felsklippe in zwei Teile getrennt. Der westliche enthält hohe, wild zerborstene Eisbrüche; wir fuhren zum Teil, zum Teil gingen wir auf den Seehunden den östlichen aus, überseţten einige Spalten und gelangten, sanft ansteigend, knapp unter den Wänden und Firnabstürzen der Trafoier Eiswand und der Tukettspitze auf die breite Schneide des Madatschjoches (3340 m), wo wir ausgiebig rasteten (10 Uhr).

Nun hieß es, auf kurzem und möglichst gefahrlosem Wege und außerdem mit tunlichster Vermeidung eines Höhenverlustes den Gipfel der Geisterspitze zu erreichen, der kokett zu uns herüberschielte. Da gab es drei Möglichkeiten: zunächst nach Überschreitung des westlichen Kristallgipfels der Weg über das Geisterjoch; doch da war im Abstiege ein Felsgrat zu überwinden, der mit aufgepackten Schiern wohl einigermaßen zu denken gab. Die zweite Möglichkeit lag in der diagonalen Durchquerung des Madatschgletschers und im Aufstieg auf den zahmen Monte Livrio; dabei jedoch kamen wir um ein prächtiges Stück Abfahrt zu kurz. Darum entschieden wir uns für eine kombinierte, doch sehr anstrengende Route: für den Abstieg über das sehr steile Madatsch-

Digitized by Google

Digitized by Google



Auf dem Passo delle Pale rosse. Im Hintergrund Cima und Passo della Miniera, Thurwieserspitze und Zebru

joch auf den Madatschgletscher, Umgehung des Kristallgipfels unterhalb der im Halbkreise ziehenden Randkluft und gerader Aufstieg auf das ebenso steile und noch höhere Geisterjoch drüben. Schnell entschlossen gehn wir die Sache an. Eine lange Skalizzata wird hinuntergelegt, mit aller Vorsicht; denn der Schnee ist sehr weich geworden. Wir haben das Glück, ohne nennenswerten Umweg auf eine Stelle der Randkluft zu treffen, über die wir uns ohne Bedenken hinabgleiten lassen können. Unterhalb der Randkluft wird angeschnallt, und zuerst abwärts, dann eben, dann in langen Serpentinen ansteigend erreichen wir am Seil über mächtige Lawinenzüge hin die nämliche Randkluft wieder, jedoch jetzt unter dem Geisterjoch. In endloser Stufentreterei geht's nun hinan. Der Schnee ist so weich und so tief geworden, daß wir ihn ganz durchtreten, bis hinein auf den blanken Eispanzer. Nur schnell hinauf! war die Losung. Da konnte es Schneebretter geben unter der Belastung von drei Mann; es knirschte ganz verdächtig. Endlich auf dem Geisterjoch (3396 m) angelangt, sind wir herzlich froh. Der größte aller bisher gemachten „Schinder" liegt hinter uns, und unser Atem fliegt noch von der Anstrengung und unnatürlichen Hast, mit der wir uns emporgearbeitet haben. Doch die Gefahr ist keineswegs vorüber. Wir ziehen die noch befellten Schier an und legen unseren Zickzack gegen den Kamm des Wildkogels hinauf. Dabei tritt Mayr eine ganz niedliche Lawine los, die über den ganzen Berg hinab und weit in den Gletschergrund hinein kollert. Nette Basis, auf der wir stehen! Außerdem droht die im Val Zebrù sich dichtende Nebelmauer, bis zu uns herauf zu kommen. Nach Traversierung einer ungeheuren, etwa acht Meter über den Abgrund vorspringenden Wächte landen wir auf der massigen Firnkuppe, fahren auf der Rückseite kurz ab, treten wieder hinauf und gewinnen über den schneidigen Grat der Payerspitze den halbaperen Gipfel der Geisterspitze (12 Uhr 30 Minuten).

Vor der Ortlerjochhütte
Im Hintergrunde eine eben niedergehende Staublawine

Digitized by Google

Digitized by Google

Mein Bruder Hanns. Von Fedor von Zobeltitz

Mein Bruder Hanns ... das ist nämlich Hanns von Zobeltitz, also ein guter Bekannter der Leser dieser Hefte, in deren Redaktion er seit ihrer Begründung tätig ist und für die er auch eine ganze Reihe von Romanen geschrieben hat. Besagter Herr feiert nun im September laufenden Jahres seinen — ich muß es schon ausschreiben: sechzigsten Geburtstag, und da ist sein Freund und Mitherausgeber Paul Oskar Höcker auf den unglücklichen Gedanken verfallen, mich zu bitten, an dieser Stelle etwas Nettes über ihn zu Papier zu bringen. Ich gestehe, daß ich mich anfänglich dagegen gewehrt habe. Ich wollte erst den achtzigsten Geburtstag meines Bruders abwarten, weil ich selbst dann fünfundsiebzig sein würde. Aber Höcker meinte, es sei doch immerhin die Frage, ob wir diesen Tag noch erleben würden — und dann drohte er, wenn ich bei meinem Nein verbliebe, würde er einen geaichten und beruflichen Literarhistoriker über das Geburtstagskind schreiben lassen — und da gab ich denn nach. Das wollte ich nicht. Kein kritisches Richtfest an solchem Tage ... lieber versuche ich selbst, „etwas Nettes" (so lautet der Auftrag) über ihn zu plaudern. Man verzeihe gütigst, daß ich dabei auch zuweilen von mir sprechen muß: das ist nicht zu ändern ...

Also zuerst die Familie. Sie ist immerhin alt. „Meißnischer Uradel mit gleichnamigem Stammhause unweit Großenhain, der mit Henricus de Zabulotez 1207 bis 1210 zuerst erscheint" — so steht im Gothaer. Ein Pastor Schmidt hat auch eine dickleibige Familiengeschichte der Zabeltitz-Zobeltitz geschrieben, aus der ich mit schmerzlichem Empfinden ersehen habe, daß das Geschlecht noch um die Wende des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts fabelhaft begütert gewesen ist. Aber es muß viel verläppert worden sein, wie das die Ahnen so an sich hatten. Die Vettern in Schlesien und in der Lausitz haben das Wirtschaften jedenfalls besser verstanden; dem neumärkischen Zweige ging der Hauptbesitz Topper 1874 verloren, und es blieb nur noch das benachbarte kleine Gut Spiegelberg übrig, das 1693 als Johanniterlehn an die Familie kam und heute mir gehört.

An Spiegelberg knüpfen sich unsere ersten gemeinschaftlichen Erinnerungen. Es liegt sehr hübsch zwischen Wäldern und Seen und hat ein freundliches Herrenhaus mitten im Parke, dessen Berühmtheit eine tausendjährige Eiche ist, auf die eine Treppe hinaufführt. In diesem Herrenhause, in einem Zimmer, das jetzt als Bibliotheksraum dient, wurde mein Bruder Hanns geboren. Damals lebte mein Großvater noch, der sogenannte „alte Rittmeister", ein kleiner, knurriger Herr, der natürlich herbeigerufen wurde, um sich das Musterexemplar eines Enkels näher anzuschauen. Das tat er und sagte hierauf mit Überzeugung: „Der wird einmal einen tüchtigen Schnurrbart kriegen, der Junge ..." Meinem Bruder ist später noch häufiger etwas prophezeit worden: von seiner Amme Beate, von Zigeunern und auch einmal von einer berufsmäßigen Wahrsagerin. Es ist aber nur die Schnurrbartprophetie eingetroffen, sonst nichts. Aus den ersten Lebensjahren des jungen Hanns kann ich nicht viel berichten, zumal ich selbst erst fünf Jahre später zur Welt kam und zwar auf genau derselben Stelle, auf der er geboren worden war. Sinn für die sogenannte Dichtkunst entwickelten wir ungewöhnlich früh. Unsere Großmutter war eine geborene Gräfin Schmettow und in ihrer Jugend einmal mit Körner bekannt gewesen. Seitdem dichtete sie nicht nur selbst, sondern hielt auch ihre nähere Verwandtschaft zu dieser ersprießlichen Tätigkeit an. Ähnlich so machte es unsere gute Mutter, die aus einem Torgauer Patrizierhause stammte, in dem man den Musen immer hold gewesen war. Unter der Obhut dieser beiden lieben Frauen mußten wir Kinder schon in zartem Alter uns der Poesie ergeben und beglückten alle Tanten und Onkel mit Geburtstagsgedichten. Unter alten Papieren im Spiegelberger Archiv fand ich einmal die Abschrift eines solchen Poëms, das Hanns an seinen Paten, den Fürsten Wilhelm Radziwill, gerichtet hatte und das mit den Worten begann: „Durchlauchtiger Onkel und Pathe, Wer schreibt Dir heute, nun rathe ..." In späteren Geburtstagsbriefen formte er auch die Prosa poetisch; er hatte da eine Wendung gefunden: „Möge der Himmel das Füllhorn seiner Gnade über Dich ausschütten ..." Dies „Füllhorn" kehrte häufig wieder, was ich als Beweis dafür anführe, daß er schon zwischen seinem siebenten und zehnten Lebensjahre auf Schönheit des Stils hielt.

Im übrigen wuchs er heran wie andere Jungen seiner Zeit. Wir wurden durch Hauslehrer erzogen, lernten teils mehr, teils weniger, prügelten uns und vertrugen uns wieder und kamen um Sechsundsechzig nach Berlin in die Knabenschule des Dr. Döbbelin. Zwei Jahre später trennten sich unsere Wege; ich wurde in das damals neugegründete Kadettenhaus zu Plön gesteckt, und er setzte in Berlin seine Studien fort, um einmal ein ausgezeichneter Ingenieur zu werden. Es kam aber anders. Seine Einsegnung erfolgte in Spiegelberg, das mein Vater verpachtet

Digitized by Google

hatte, wo wir aber immer einige Sommermonate verlebten. Das war auch meist die hübscheste Zeit. Hanns besaß einen Pony, den er Velocitas getauft hatte; ich nannte das Biest dagegen nie anders als Pigritia, woraus zu ersehen ist, daß ich nicht allezeit ein durchweg liebenswürdiger Bruder war, sondern auch das Necken gern hatte. Von diesem Einsegnungstage ist mir noch eine lebhafte Erinnerung geblieben. Hanns trug zur Feier zum ersten Male ein Oberhemd mit steif gestärktem Brusteinsatz und Manschetten. Damals war ein Freund unserer Kindertage bei uns, der spätere Maler Fedor Encke, und er behauptete, Hanns sehe in diesem schön geplätteten Hemde wie ein „Geck" aus. Darauf gab Hanns dem Fedor Encke eine Backpfeife, die dieser ohne Zögern erwiderte. Unmittelbar nachher wälzten die beiden sich auf der Erde; der neue Einsegnungsanzug geriet in eine trauervolle Verfassung, und als ich mich in den Männerstreit mischte, wurde ich zunächst von beiden Kämpfenden gemeinschaftlich verhauen und heulte dann so gewaltig, daß die Eltern herbeieilten, um mich schleunigst abzusondern und in eine Kammer zu sperren. In dieser Kammer wurde u. a. Wäscheblau aufbewahrt. Mit einem Stück Wäscheblau schrieb ich mit meiner tief begründeten Entrüstung an die Tür: „Mein Bruder Hanns ist ein Esel und Fedor Encke auch." Diese Inschrift hat merkwürdigerweise die Zeit überdauert. Sie ist erst vor wenigen Jahren bei einer gründlichen Säuberung der alten Rumpelkammer abgewaschen worden; bis dahin respektierte man sie als eine charakteristische Äußerung aus meiner Jugendzeit und als Beitrag zu meiner noch zu verfassenden Biographie.

Nun war also Hanns von unserm alten Pastor Hickstein konfirmiert worden und sollte in Berlin für das Abiturium zurechtgeknetet werden. Jetzt kam der Sommer Siebzig. Ich war mit meiner Mutter und meiner Schwester Lia wieder in Spiegelberg, und da stürzte eines Nachmittags unser Pächter aufgeregt zu uns und rief uns entgegen: „Kriegserklärung, meine Herrschaften! Es geht los!" Es ging auch gleich los. Selbst die alten Herren schlüpften wieder in die Uniform: mein Vater, der dicke Onkel Fritz, der Selchower Onkel — allesamt als Hauptleute der Garde-Landwehr. Hanns war ein schmächtiger sechzehnjähriger Bengel, aber er wollte natürlich auch mit; Mutter weinte darüber, Vater war in loher Begeisterung, die Onkels fanden den Entschluß ganz selbstverständlich — und richtig, schon vor seinem siebzehnten Geburtstage trug auch Hanns Uniform: er war als Freiwilliger bei den Garde-Füsilieren, den Berliner „Maikäfern", eingetreten.

Ich sah ihn erst in den Weihnachtsferien 1871 wieder, als ich von Plön aus in die Heimat reisen durfte. Damals hatte Hanns ebenfalls Urlaub erhalten; er hatte den Feldzug mitgemacht, sich mittlerweile entschlossen, bei der Waffe zu bleiben, und trug nun schon das silberne Portepee. Wir trafen zu ungefähr gleicher Zeit in Berlin ein; Hanns war bei den Verwandten mit üblicher Herzlichkeit gefeiert worden und begrüßte mich in etwas schwankendem Zustande. Als er dies selbst merkte, bat er mich um einen Liebesdienst. Ich mußte ihm in der Küche den Kopf unter die Wasserleitung halten, bis die Dusche alle Geister des Weins vertrieben und er seine Männlichkeit wieder erlangt hatte. Nun blieb er also beim Regiment, wurde Offizier und wohnte in der Kaserne; seine erste Zimmereinrichtung, fast zu üppig für einen jungen Leutnant, hat er später nach Spiegelberg gestiftet, wo sie sich noch befindet und sozusagen heilig gehalten wird.

Schon um diese Zeit begann er zu schriftstellern: zunächst auf militärischem Gebiet. Ein Freund von ihm, ein früherer Husarenoffizier, Herr G. von Glasenapp, war zum Verlagshandel übergegangen und hatte zwei Zeitschriften begründet: die „Neuen militärischen Blätter" und die „Unteroffizier-Zeitung". Für beide schrieb Hanns seine ersten Artikel, für die „Neuen militärischen Blätter" besuchte er auch die Weltausstellung des Jahres 1873 in Wien, wo er in dem dicken Professor Pernice, dem berühmten „Falstaff der Diplomatie", der die Rechte des depossedierten Kurfürsten von Hessen vertrat, einen liebenswürdigen Führer fand. Das waren also seine schriftstellerischen Anfänge, und ein bißchen später fing ich selber an. Ich war kaum aus dem Kadettenkorps zu einem Ulanenregiment gekommen, so saß ich auch schon am Schreibtische und verzapfte ein belletristisches Unikum, eine sogenannte Humoreske, deren Titel ich vergessen habe, die aber wahrhaftig angenommen und gedruckt wurde, und zwar in einem damals erscheinenden Witzblatt, das sich „Berliner Fliegende Blätter" nannte.

Hanns war inzwischen zu dem neugegründeten Eisenbahn-Regiment versetzt worden: eine Beförderung, über die er anfänglich nicht sehr glücklich war. Er wäre natürlich lieber bei seinen Maikäfern geblieben, fand aber auch bei den Eisenbahnern einen angenehmen Kameradenkreis und zudem einen Dienst, der ihn nach der technischen Seite hin außerordentlich interessierte. Da er der sogenannten Betriebsabteilung zuerteilt war, so hatte er verhältnismäßig wenig in der Front zu tun und fand genügend Zeit, das durch die Kriegsjahre abgebrochene Studium wieder aufzunehmen. Er schwitzte gewaltig über den Büchern, ohne dabei die Praxis zu vernachlässigen, und diese umfassende technische Vorbildung fand ihren Niederschlag in zahlreichen Aufsätzen und kam ihm später auch bei seinen größeren belletristischen Arbeiten zu nutze. Ohne sie hätte er beispielsweise seine prächtigen Romane „Arbeit" und „Besiegter Stein" kaum vollenden können. Jede freie Stunde benutzte er zu literarischen Studien; er schrieb damals

Digitized by Google

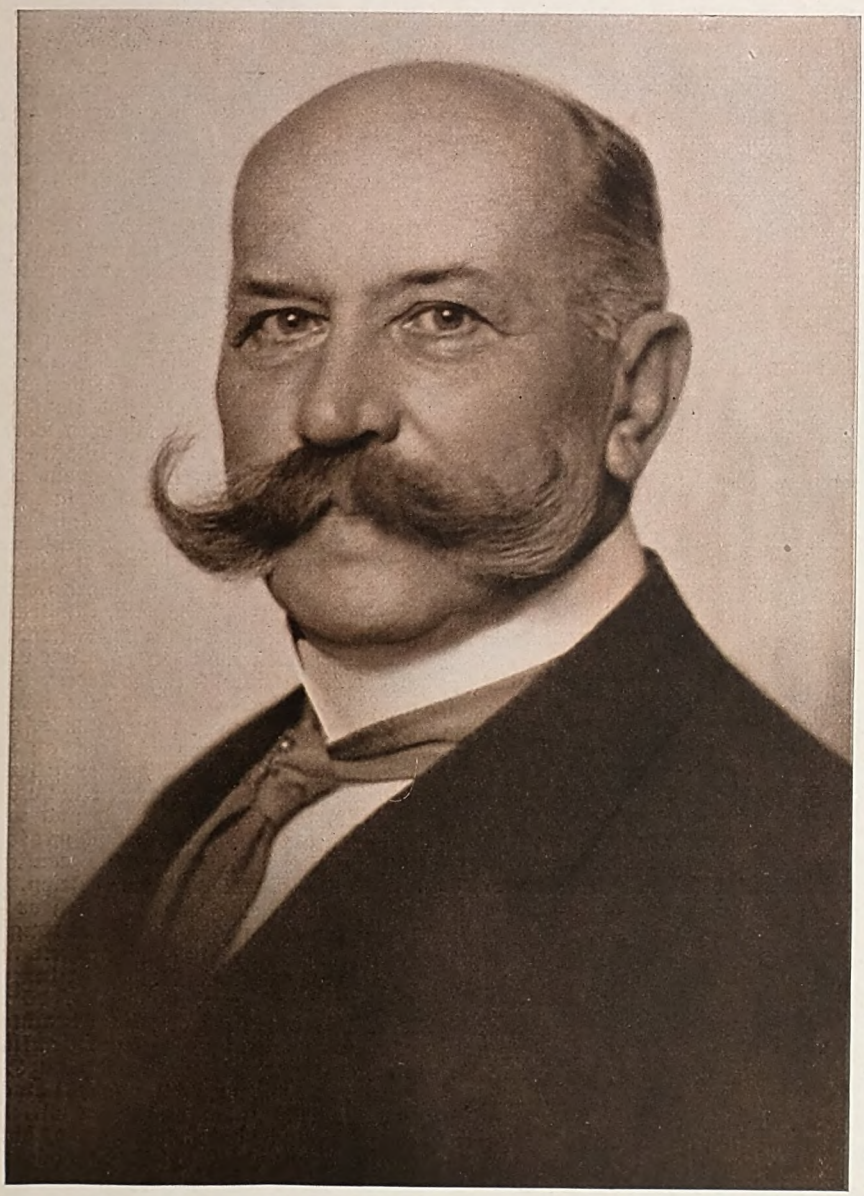
u. a. viel für die „Kölnische“ und „Schlesische Zeitung“, knüpfte die ersten Beziehungen mit dem „Daheim“ an und trat auch einmal in die Dienste eines großen Berliner Blattes, das ihn als „technischen Mitarbeiter“ in das Überschwemmungsgebiet von Szegedin schickte. Feuer hinter unsre gemeinschaftliche Literatur kam aber eigentlich erst, als ich — in der Hauptsache zufolge der ungünstig gewordenen materiellen Verhältnisse unsres Vaters — zur Reserve übertrat und nun genügend Zeit fand, mich ganz der geliebten Feder zu widmen. Hanns wohnte damals in einem Hause am Kreuzberg, in der Lichterfelderstraße: einer seltsamen, in einem großen Garten gelegenen Bude, in der sich unten ein kleines Restaurant befand, das hauptsächlich von Roll-, Droschken- und Omnibuskutschern besucht wurde. Dorthin zog auch ich, und mit mir ein Freund, ein früherer badischer Offizier, der sich inzwischen eine ehrenvolle Stellung in unserm Schrifttum geschaffen hat. Da führten wir nun ein Leben à la bohême, ähnlich so, wie mein Bruder es in seiner flotten Berliner Zigeunergeschichte „Lichterfelderstraße No. 1“ geschildert hat. Geld hatten wir selten oder doch nie viel; aber vergnügt waren wir dennoch, und gearbeitet wurde auch. Wir schrieben alles mögliche: Feuilletons, kleine Geschichten, Novellen, Essays, populär-wissenschaftliche Aufsätze — was uns so gerade unter die Feder kam und meist unter Pseudonymen (mein Bruder unter „Hanns von Spielberg“). Literarischen Ehrgeiz hatten wir noch nicht; wir wollten zunächst einmal über die Dornen am Wege hinwegkommen. Es war im allgemeinen eine sehr lustige Zeit, die erst ihr Ende erreichte, als Hanns heiratete und ich eine feste Stellung bei dem inzwischen eingegangenen Schorerschen Familienblatte fand.

In der Ruhe der Ehe verblieb meinem Bruder trotz des angestrengten Dienstes noch Muße genug, fleißig weiter die Feder zu rühren. Nun legte auch er sich tapfer auf die Novellistik. Seine erste kleine Novelle hieß „Das Duell“, und mit ihr knüpfte er die Verbindung mit dem Schönleinschen Verlag in Stuttgart an, bei dem ich gleichfalls die „Technik des Handwerkes“ gelernt habe. Bei Schönlein erschien eine ganze Anzahl Unterhaltungsblätter, die in ungeheuren Auflagen in das Volk drangen und nach bestimmten Grundsätzen redigiert wurden. Alles Verfängliche wie Ehebruch, Batardisen und dergleichen mehr war von vornherein ausgeschlossen; rasch fortschreitende Handlung und starke Spannungskonflikte wurden absolut verlangt; ein glücklicher Schluß galt als selbstverständlich. Es handelte sich also um eine Familienblattlektüre, bei der es weniger auf den literarischen Zuschnitt als auf das Unterhaltsame ankam. Für diese Schönleinschen Blätter haben wir seinerzeit in Massen Tinte verspritzt und dabei zweifellos auch viel gelernt. Gewiß hatte die redaktionell geforderte Beschränkung ihre Nachteile, aber das Muß der Beschränkung übte doch auch wieder die literarische Selbstzucht. Zudem war der geschäftliche Verkehr mit Schönlein ein äußerst angenehmer; er zahlte gute, für damalige Verhältnisse sogar glänzende Honorare, und diese Extrazulage war für Hanns eine um so erfreulichere Zubuße, als sich in seinem Hause bald der Klapperstorch meldete. Zuerst brachte er ein Töchterchen, Charlotte Elisabeth, heute die Gattin des Majors von Radowitz im fünften Garde-Grenadier-Regiment, und drei Jahre später einen brüllenden Jungen, Hans-Caspar, heute Oberleutnant bei den Garde-Füsilieren und auch bereits mit der Dichteritis erblich belastet.

Mein Bruder war inzwischen in das Schleswig-Holsteinische Infanterie-Regiment Nr. 85 versetzt worden, bekam aber bald ein Kommando zur Kriegs-Akademie. Er wohnte derzeitig in einem Gartenhause der Corneliusstraße, in einem sehr behaglichen, mit feinem Geschmack ausgestatteten Heim, in dem man an den Gesellschaftsabenden immer einen Kreis liebenswürdiger Menschen finden konnte. So entsinne ich mich, dort öfters den damaligen griechischen Gesandten, den alten Alexander Risos Rangabé, getroffen zu haben, einen geistvollen und originellen kleinen Herrn, der zwei reizende Töchter besaß; auch Hermann Heiberg und Ernst Wichert waren häufig bei ihm. Hanns hatte sich zwei Passionen geschaffen: er sammelte altes Porzellan und Briefmarken. Dem Briefmarkensport ist er bis heute treu geblieben; seine Markensammlung gehört zu den bedeutenderen des Kontinents. Das war seine Unterhaltung in den Feierstunden. Im übrigen arbeitete er schriftstellerisch unentwegt weiter; sein Pseudonym Hanns von Spielberg begann bekannt zu werden. Die Phantasie wurde nicht geschont; die Schönleinschen Blätter veröffentlichten auch seine ersten Romane, von denen mir noch eine bunte Geschichte „Das Auge Wischnus“ in der Erinnerung ist. Einmal traf ich ihn bei einem Besuche am Schreibtische; da hatte er gerade eine Novelle angefangen, die mit den Worten begann: „Gnädige haben befohlen?“ Aber er wußte nicht, warum die Gnädige befohlen hatte. „Weißt du es nicht?“ fragte er mich. „Ja natürlich,“ antwortete ich — und dann setzten wir uns zusammen, und in zehn Minuten hatten wir den Stoff der schönen Geschichte fertig und tranken darauf eine Flasche Schaumwein, denn zum „Echten“ langte es immer noch nicht.

Aber es kamen noch bessere Zeiten. Die Einkünfte vermehrten sich, das Leben wurde behaglicher, und damit begann der literarische Ernst. Ein Aufenthalt in Potsdam, wohin er als Lehrer bei der dortigen Kriegsschule befohlen worden, war sein letztes militärisches Kommando. Sein Verhältnis zu der Verlagsfirma Velhagen & Klasing war mit der Zeit intimer geworden. Er war ständiger Mitarbeiter des „Daheim“ geworden, hatte Vogts „Buch vom deutschen Heere“ neu bearbeitet

Digitized by Google



Hanns
von Zobeltitz
Aufnahme von
Nicola Perscheid

Digitized by Google

und auch mannigfache Jugendschriften für den Verlag verfaßt — und nun erschien eines Tages Herr Johannes Klasing mit der Anfrage bei ihm, ob er nicht in die Redaktion seiner Blätter eintreten wollte ... Es ist für einen alten Offizier immer schwer, sich von dem bunten Rocke zu trennen. Mein Bruder war Hauptmann geworden und hoffte auf den Generalstab; die Aussichten für seine Karriere waren gut. Auch meiner Schwägerin wurden die Augen naß, wenn sie an den Abschied dachte. Sie hatte gewissermaßen „mitgedient“ ... Also nun kamen die beiden zu mir, und da gab es denn eine längere Aussprache. Hanns war bis dahin mit ganzem Herzen Soldat gewesen. Zivil trug er nicht gern: eigentlich nur, wenn er einmal mit mir bummelte. Und im Bürgerrocke sah er gewöhnlich so zerknautscht aus, daß ich ihn immer erst zurechtzupfen mußte, wenn ich mit ihm ausging. Für die Faltenlage der Krawatte hatte er gar kein Verständnis und für den Sitz der Hose fehlte ihm jegliches Begreifen. So bat ich ihn denn auch u. a. flehentlich: „Hanns, wenn du quittierst, schaffe dir einen guten Schneider an.“ Das versprach er und tat er. Das „Räuberzivil“ war das letzte Geschenk an seinen Burschen.

Sein Entschluß stand fest. Die Vorgesetzten rieten freilich ab und erschöpften noch einmal ihre Beredsamkeit: sie wollten den tüchtigen Offizier nicht missen. Aber Hanns schwankte nicht länger. Noch am Abend unserer entscheidenden Unterredung schrieb er sein Abschiedsgesuch: es war eine bange Stunde im Hause. Dann traf der Abschied ein: in allen Ehren, mit der üblichen Dekoration und der Erlaubnis zum Tragen seiner alten Regimentsuniform, der Garde-Füsiliere, mit denen er zusammen im Felde gestanden hatte. Der hübsche Rock mit dem silbergestickten Kragen brauchte also nicht für immer in die Ecke gelegt zu werden. Ich glaube, als Hanns in Sonnenburg zum Rechtsritter des Johanniterordens geschlagen wurde, hat er die Uniform zum letzten Male getragen. Und nun trat er mit frischen Kräften in das neue Leben. Die Redaktion der beiden großen Velhagen & Klasingschen Blätter, des „Daheim“ und der „Monatshefte“, war damals von Leipzig nach Berlin verlegt worden: Hanns hatte also nicht nötig, sich erst in einer ihm fremden Stadt einzuleben. Die Redaktionstätigkeit interessierte ihn fabelhaft; er war mit Feuer und Flamme bei der Sache. Bei den sogenannten Familienblättern bereitete sich um diese Zeit eine gewisse Wandlung vor. Der Kreis ihrer Mitarbeiter war immer ein ziemlich beschränkter gewesen; man hatte bisher an der alten Schablone festgehalten und aus Neigung zum Konservatismus sich nicht recht getraut, darüber hinauszugehen. Aber nun war allgemach eine Jugend auf den Plan getreten, die man doch nicht mehr beiseite schieben wollte; es wurde zur gebieterischen Notwendigkeit, daß auch die Familienblätter eine engere Fühlung zu der zeitgenössischen Literatur nahmen. Durch die Begründung der „Monatshefte“ war dem alteingeführten „Daheim“ ein modernerer Genosse beigesellt worden; beiden Blättern gehörte die ganze Liebe meines Bruders. Theodor Hermann Pantenius und Paul von Szczepański haben damals gemeinsam mit ihm redlich daran gearbeitet, dem Genre des „Familienblatts“ eine zur Höhe führende Erneuerung zu geben, so daß heute die besten Namen der deutschen Schriftstellerwelt dem Mitarbeiterkreise der Zeitschriften des Hauses Velhagen & Klasing angehören.

Eine täglich sechsstündige Redaktionszeit ist eine starke geistige Inanspruchnahme. Der Leser, der das fertige Blatt vor sich hat, ahnt kaum, welche Mühe die Herstellung gekostet hat. Vorangegangen ist die Lektüre und Auswahl der Manuskripte, die Korrektur und Revision der Druckfahnen, sind Konferenzen mit den Kollegen und artistischen Beiräten, probeweise Einfügungen der Illustrationen, ist eine Fülle von Arbeit, die auch eine völlige Beherrschung des Technischen verlangt. Dazu kommt die Bewältigung der täglichen Eingänge, die natürlich sorgfältig geprüft werden müssen, kommt die Fülle der Briefschaften, die Korrespondenz mit den Mitarbeitern, mit Verlag, Druckerei, Künstlern, Illustrationsanstalten, kommen Besuche und Reisen. Dem Redakteur Hanns blieben eigentlich nur die Abendstunden für die eigene Arbeit, und die nutzte er fleißig aus. Bei seinem Roman „Senior und Junior“ ließ er zum erstenmal sein Pseudonym fallen; von da ab schrieb er unter seinem Namen. Nun schriftstellerten also zwei Zobeltitze und wurden im Publikum natürlich beständig verwechselt und werden es noch heute. Wenn mir jemand mit freundlicher Miene erzählt, er hätte neulich ein wunderschönes Buch von mir gelesen, so ist tausend gegen eins zu wetten, daß er einen Roman von Hanns meint, dem es umgekehrt häufig ähnlich ergeht. Am nettsten machte es einmal eine amerikanische Zeitung, die einen meiner Romane abdruckte, dazu ein Porträt von Hanns als Autor brachte und mich folgendermaßen beschrieb: auffallend groß, schlank, mit schon gelichtetem Haupthaar und langem, wehendem, schwarzem Schnurrbart. Indes bin ich nur mittelgroß, etwas rundlich, habe einen kleinen, blonden Schnurrbart und Gott sei Dank noch leidlich volles, wenn auch angenehm angegrautes Haar. Dagegen paßt die obige Beschreibung wiederum auf Hanns, wenn ihm die Notiz von dem „schon gelichteten Haupthaar“ auch unangenehm ist. Doch will ich hinzufügen, daß er trotzdem noch eine ganz passable Erscheinung ist, zumal in der Dämmerung ...

Nun könnte ich ihn eigentlich unter die kritische Lupe nehmen und seine Literatur besprechen. Doch sagte ich schon zu Anbeginn dieser Plauderei, daß ich ihm seinen sechzigsten Geburtstag nicht vergällen will. Die Leser dieser Hefte und der Schwesterzeitschrift „Daheim“ kennen zudem die meisten seiner Romane,

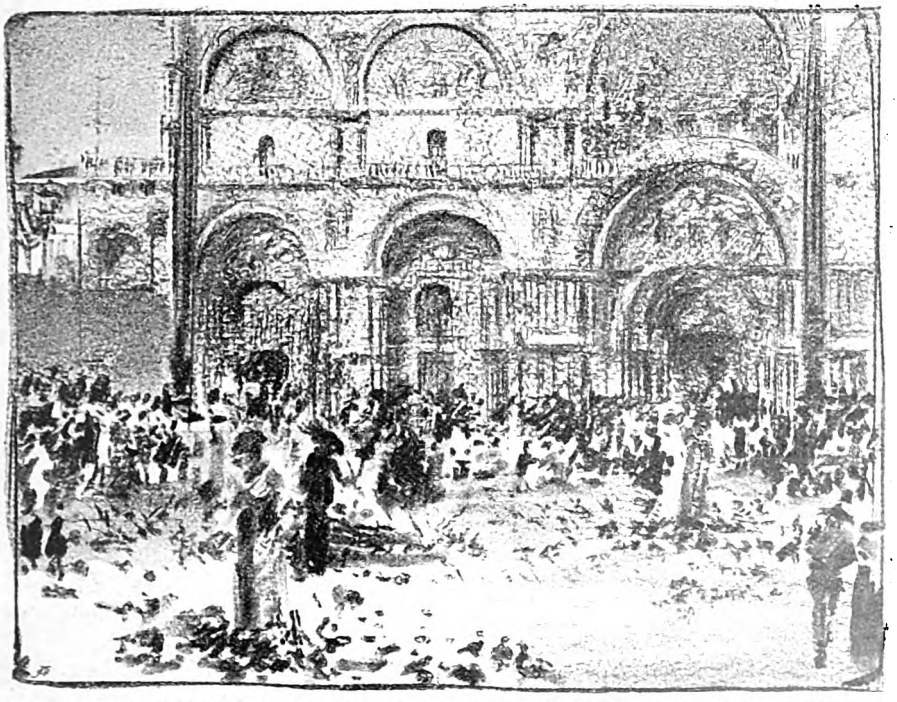
Digitized by Google

die auch manches Autobiographische enthalten. Z. B. schilderte er in dem Roman „Auf märkischer Erde“ seine Spiegelberger Jugend, im „Sieg“ seine Erlebnisse während des französischen Krieges. Und gerade diese beiden Romane haben nicht nur dem Publikum am meisten gefallen, sondern auch im hohen Maße die Gunst der zünftigen Kritik gefunden. Besonders über den Kriegsroman war sie des Lobes voll, und in der Tat liegt seine Bedeutung ebensosehr in der frischen, aus unmittelbarer Kenntnis geschöpften Anschaulichkeit der Darstellung wie in der ehrlichen Wärme des vaterländischen Gefühls, das hier zum dichterischen Ausdruck kommt.

Nun steuert Bruder Hanns in die Sechziger hinein. In den letzten Jahren ist er etwas stiller geworden. Früher war er erheblich lauter: ungemein lebhaft, und seine Stimme hatte immer etwas Donnerndes. Er sprach so, als ob er nur taube Leute um sich hätte. In der Gesellschaft galt er für einen Kleber, d. h. er war ständig der letzte. Wenn er zu mir kam, drehte ich schließlich das Licht aus: sonst ging er nicht. Er verstand sich auf das Pokulieren und rauchte viel; er war ein Gourmet (hat auch mancherlei aus dem Bereich der Gourmandise geschrieben), erfand zuweilen selbst einzelne Spezialgerichte und galt als firmer Bordeauxkenner. Schöne Frauen hatte er gern. Jetzt blinzelt er nur noch, wenn er solche sieht; es ist ein vergnügtes, wenn auch entsagungsvolles Blinzeln. Der Arzt hat ihm das Rauchen beschränkt; er muß täglich mit einer halben Flasche Wein auskommen; er klebt nicht mehr, weil er die Gesellschaften meidet. Der Arzt sagt, um die Sechzig herum müsse man anfangen, vorsichtig zu werden (auch ein Memento für mich — es ist gräßlich). Dafür ist er nun sozusagen „häuslich“ geworden. Früher bummelten wir manchmal gemeinsam, und das war immer sehr hübsch. Nun regiert die Solidität. Ach Gott — ich habe ja nichts dagegen! ... Hanns hat eine behagliche Häuslichkeit, ein reizendes Heim, eine liebe Frau, prächtige Kinder. Das erleichtert die Solidität ...

Damit wäre ich am Ende. Ich denke mir, viele, die ihn und seine Bücher liebgewonnen haben, werden ihm am 9. September gratulieren. Ich möchte mit diesem Artikelchen der erste sein. Ich verpflichte mich auch, lieber alter Hanns, in zehn Jahren noch Schöneres über dich zu schreiben — und in zwanzig noch viel Schöneres. Wenn wir es beide erleben ...

Moderne Graphik:



Auf dem Markusplatz in Venedig. Zeichnung von Paul Paeschke

Digitized by Google

Die Kinder. Von Clara Viebig

Die alte Frau war ganz allein gestorben. Es war niemand bei ihr gewesen. Als die Nachbarin ihr, wie gewöhnlich am Morgen, die Semmeln hereinreichen wollte und das Töpfchen Milch, hatte sie sich auf das Klopfen nicht gemeldet. Da hatte die Nachbarin ihr Brot und Milch dicht an die Türe gestellt — sie hatte keine Zeit, die Kinder mußten zur Schule, Frau Lehrer würde schon, wenn sie wach wurde, sich's hereinlangen. Aber die alte Frau war nicht mehr aufgewacht. —

„So lag sie da," sagte die Nachbarin zu Frau Rosa Paschke, der ältesten Tochter der Verstorbenen, die zum Begräbnis aus Berlin gekommen war, „so!" und versuchte, ein Gesicht zu machen wie eine Heilige. „So: die Hände auf der Brust gefaltet — so — platt auf 'm Rücken. Ganz stille. Unter der Nachtmütze waren die Haare glattgestrichen, die Stirn war kein bißchen kraus; 'nen Kampf muß sie weiter nich gehabt haben. Nur gefroren muß s'es haben. Sie hatte sich aufgepackt, was irgend da war; 's Federbett bis an die Nase gezogen und auf die Füße ihr Cape gelegt, und en Umschlagetuch, die Tischdecke und noch's Sofakissen. Ach ja, sterben is nich schön!"

Die Nachbarin, deren Gesicht frisch und rund war wie ein rotbackiger Apfel, stieß einen Seufzer aus. Aber das Sterben war ihr noch so weit; der Seufzer war nur ein Gewohnheitsseufzer, wie man ihn manchesmal ausstößt am Tage, wenn einem etwas nicht so ganz paßt.

Und auch der Tochter war das Sterben noch weit. Sie hatte einen Mann, der sein anständiges Auskommen hatte, Kinder — noch kleine Kinder — war kerngesund, kein Zahn tat ihr weh, und wenn ihr etwas schmerzlich war, so war es nur, daß sie mitten aus einer großen Wäsche weggemußt, die sie sich eingeweicht hatte.

Das Sterben kam ihr auch nicht näher, als sie dann am Grabe stand, und der Sarg der Mutter hinuntergelassen wurde in die gähnende Grube. Es war recht frostig und rauh, der Wind zerrte an den Kirchhofsbäumchen, die noch kahl standen, doch sie hatte ja einen warmen Mantel an und eine Pelzboa, es durchschauerte sie nicht.

Aber jetzt fröstelte es sie.

Rosa Paschke kramte in den Sachen der Mutter. Sie hatte den Schrank aufgeschlossen, die Kommode, auf Tisch und Stühlen und Fensterbrett überall etwas ausgelegt. Soviel alter Kram, soviel Plunder! Sie wischte sich über die Stirn, sie schwitzte plötzlich — ganz allein war die Mutter gewesen in ihrer Sterbestunde! Ob sie das wohl empfunden hatte?! Ach was, die war ja ans Alleinsein gewöhnt! Sie hätte vielleicht ein Mädchen finden können, so ein halbwüchsiges, billiges Ding, ein Kind aus der Nachbarschaft, aber sie war eben eine eigene Frau, sagte die Nachbarin.

Allein gestorben, ganz allein! Frau Paschke sah sich in dem Zimmer der Mutter um: es war gar nicht groß, eigentlich nur ein kleines Stübchen, und nebenan die Küche war auch nur winzig, aber doch war die Wohnung groß, viel zu groß. Sie war so leer. Die Frau, an den Lärm ihrer Kinder gewöhnt, lauschte unwillkürlich nach den Stimmen der Kleinen. Ja, einsam hatte es die Mutter gehabt! Es mußte nicht schön sein, wenn man so ganz allein war. Ach ja, dann lieber ein bißchen zu viel Arbeit und mal ein bißchen Krach mit dem Mann und ein bißchen Plackerei mit Erich und Egon, mit Ilschen und Gretchen!

Sollte sie sich erkältet haben trotz des dicken Mantels und der Pelzboa? Frau Rosa rieb sich die Oberarme, es war ihr wirklich sehr kalt. Gut, daß sie auf ihren Mann gehört, der gesagt hatte: „Zieh dich ja warm an. Da draußen in dem Nest ist es nicht so wie hier in Berlin, da pusten die Winde von den Feldern 'rein, und die Mauern von den Häusern sind auch längst nicht so dick. Daß du dich ja nicht erkältest!"

Ach ja, ihr Mann war gut und sehr auf sie bedacht! Die Frau lächelte befriedigt: sie hatte es gut getroffen. Aber gleich darauf wurde ihr Gesicht wieder unbehaglich, fast verdrossen. Herrgott, da war ja gar kein Durchfinden, wie sollte sie fertig

Digitized by Google

werden bis zum Abendzug — was Mutter aber auch alles aufgehoben hatte!

Die Kommode war ganz gefüllt, jeder Schub bis an den Rand. Da waren die Hemden, die Beinkleider, die Nachtjacken, die Strümpfe der alten Frau — alles nicht mehr neu. Die Tochter, die jedes Stück herausnahm und prüfend gegen's Licht hielt, sah manches Loch, manchen Stopf, manch dünne Stelle. Alles schon so vertragen. Das hätte wirklich nicht mehr gelohnt aufzuheben!

Aber das Schlimmste waren die Bündel und Bündelchen, die eines neben dem andern lagen, mit einem Endchen Band zusammengebunden, und die man nun doch aufwickeln mußte, um zu sehen, ob noch etwas Brauchbares darin war. Rosa Paschke hatte auf der einen Seite einen Korb neben sich stehen, auf der anderen eine Kiste. Hastig griff sie in den Schub: schnell, in den Korb das, was nicht mehr taugte, den Plunder. Mit dem anderen 'rein in die Kiste! Zu Hause konnte sie ja dann noch einmal sortieren; jetzt nur schnell, damit sie bald wegkam!

Eine Ungeduld war in der Frau, ein Unbehagen. Was sollte sie noch hier in der öden Wohnung, die ihr fremd war, denn sie war seit Jahren nicht hier gewesen. Seit vielen Jahren nicht. Die Mutter hatte ja auch gar nicht um ihren Besuch gebeten, und sie selber hatte auch kein Verlangen getragen; man war sich wirklich fremd geworden im Laufe der Zeit. Nicht, daß man sich böse gewesen wäre — o Gott bewahre, warum auch? — zu Weihnachten hatte sie der Mutter immer etwas geschickt und zum Geburtstag geschrieben. Aber sie hatte eben Mann und Kinder, denen sie unentbehrlich war, und wenn die Reise auch nur vier Stunden dauerte, Geld kostete sie eine ganze Menge, und das konnte man nötiger brauchen. Und vorher war sie in Stellung gewesen und konnte erst recht nicht weg. Zum letztenmal war sie vor sieben Jahren, noch als Mädchen, bei der Mutter gewesen. Aber da wohnte die noch in der alten Wohnung, in der sie früher mit dem Vater gelebt hatte; da war's heimlicher. Nun waren sie alle beide tot.

Die Tochter seufzte auf. Voran, voran nur, daß sie fertig wurde! Ihre Hände hatten gerastet.

Nun riß sie das erste Bündel auf. Ein paar Windeln fielen auseinander, darin ein paar kleine Hemdchen, ganz kleine Hemdchen. Ei sieh mal! Mit einem Lächeln hob die Frau die gegen's Licht: so was kannte sie, die konnte man vielleicht noch gebrauchen fürs nächste. Sie steckte die beiden Zeigefinger durch die winzigen Ärmelchen: waren die vom langen Liegen aber quittegelb, die kriegten nie mehr Grund. Zu schlecht! Zum Plunder!

Sie wollte sie schon in den Korb werfen, da sah sie ein Zettelchen, das daran steckte; die Stecknadel war ganz braun verrostet.

‚Windeln von meiner Rosa. Ihre ersten Hemdchen.'

Sie zögerte. Nein, die wollte sie denn doch nicht wegwerfen. Ihre Hemdchen, — ihre ersten Hemdchen! Ein Lächeln spielte um den Mund der Frau. Das konnte sie der Mutter wohl nachfühlen, daß man vom Erstgeborenen sich etwas aufhebt.

Nun rasch das zweite Bündel! Wieder Kleinkinderwäsche, wieder so vergilbt, und mitten darin eingewickelt ein Paar Schuhchen, so verschabt und abgenutzt, daß man vom Leder kaum noch etwas sah.

‚Von Wilhelm.'

Was, von Wilhelm?! O je, der Taugenichts, was hatte der die Mutter für Tränen gekostet. Der Lümmel! Mit bösen Augen sah die Schwester die kleinen Schuhe an; sie hatte sie sich auf die flache Hand gestellt. Daß die Mutter von dem was aufgehoben hatte — von dem?! Aber freilich, damals als diese kleinen Schuhe ihm paßten, da war er noch nicht der, der er später gewesen war; da war er noch ein niedliches Kind mit einem lieben Gesichtchen. Sie erinnerte sich des kleinen Bruders plötzlich ganz genau.

Die Hand, die sich schon nach dem Plunderkorb ausgestreckt hatte, zog sich zurück.

„Meinetwegen," sagte Frau Paschke, zuckte die Achseln und wickelte die kleinen Schuhe wieder ein. Darin war er herumgetrippelt, immer um die Mutter herum — keinen Augenblick Ruh' — die Mutter hatte viel Mühe mit ihm gehabt, er riß sie am Rock, die Schürze zerrte er ihr vom Leibe. Ein Unrast. Und so war er geblieben; bei nichts hatte er ausgehalten. Erst lernte er Kaufmann, dann war er bei einem Mechaniker, dann wieder beim Kaufmann;

Digitized by Google

eine Zeit wollte er Schauspieler werden, dann sogar studieren. Dann sprach er davon, über See zu gehen, er wollte sich anwerben lassen als Matrose, aber sie hatten ihn nicht genommen; und zum Militär brauchte er auch nicht. Er taugte eben zu nichts.

O wieviel schwere Wege hatte die Mutter seinetwegen gehen müssen! Sie mußte immer bitten und betteln, damit sie ihn anbrachte. Und dann war's auf einmal ganz aus mit ihm; die Mutter hatte wenigstens nichts mehr von ihm geschrieben. Sie erwähnte nur noch einmal: ‚Von Wilhelm höre ich nichts mehr.'

Ob er nicht mehr am Leben war? Wenn er noch lebte, hätte er doch zu Mutters Beerdigung kommen müssen. Es hatte ja in der Zeitung gestanden.

Die Schwester runzelte die Stirn. Wer weiß, am Ende würde er sich doch noch einfinden, um die Erbschaft zu teilen? Da war nichts zu teilen. Die paar hundert Mark, die Mutter auf der Sparkasse hatte, gingen fast für die Beerdigung und alles, was damit zusammenhing, drauf; man konnte doch nicht noch zusetzen.

Unwillkürlich griff die Frau hastiger in den Kommodenschub: war denn nichts, gar nichts da, was sich wirklich verlohnte? Ungeduldig riß sie ein drittes Päckchen auf, das sorgfältig verschnürt war mit einem schwarzen Bändchen.

Ein dürres Zypressenzweiglein fiel heraus und zerknisterte zu bräunlichem Pulver in der stöbernden Hand. Auch eine ganz verschrumpfte, farblos gewordene Rose zerstäubte und ein Myrtensträußchen.

‚Blumen von Milchens Beerdigung. Das Taschentuch, mit dem ich ihr den letzten Schweiß abgewischt habe.'

Und wohl auch das Blut von den Lippen. Da waren bräunliche Flecken im Tuch. Die Blicke Rosa Paschkes blieben daran hängen. Die hatte das Waschen nicht ganz herausgebracht. Milchen — ach Gott ja! Die Augen der Frau hafteten starr auf den Flecken im Tuch. Auf einmal hörte sie das Husten der Schwester, das heisere Stimmchen, das immer so kläglich gefleht hatte: „Mutter, Mutter, hilf mir doch!" Milchen hatte lange leiden müssen; vierzehn Jahre war sie, da starb sie an Schwindsucht. Die Mutter hatte viel geweint, aber vor dem Kind war sie heiter gewesen. ‚Nu kannst du bald wieder aufstehen, mein Milchen — nu ist es bald Sommer, dann biste gesund!'

In dem gleichgültigen Gesicht Rosa Paschkes fing es an zu zucken, sein gesundes Rot wurde um einen Schein blasser. Wenn sie daran dachte, ihr Ilschen oder ihr Gretchen könnte ihr so eingehen! Ganz scheu sah sie sich um in dem verödeten Zimmer — hier, hier hatte die Mutter wohl oft gesessen, über dem Taschentuch und den trockenen Blumen, diesen letzten traurigen Andenken. Oder ob sie nicht mehr an Milchen gedacht hatte? Die war ja schon solange tot. Nicht mehr gedacht —?!

Rosa schreckte zusammen, es war ihr, als hätte plötzlich jemand gelacht; ein ganz leises, leises, wehes Lachen. Nicht mehr gedacht?! ‚Ein Kind kann wohl seine Mutter vergessen, aber eine Mutter vergißt ihr Kind nie!' Das sagte eine Stimme, die kam wie von weither und kam doch aus ihr selber. Rosa Paschke nickte: man vergißt ein totes Kind nicht, man hält solche Andenken heilig. Aber daß die Mutter sich vom Wilhelm, vom Wilhelm Sachen aufgehoben hatte, nein, das verstand sie nicht.

Ihre Hände wühlten weiter in der Schublade.

‚Flicken von Rosas Tragkleidchen.'

‚Von dem karierten Sonntagskleid, das ihr so gut stand.'

‚Vom ersten langen Rock.'

‚Von Rosas Einsegnungskleid.'

Wenn die Mutter auch nicht um den Besuch der Tochter gebeten hatte, sie hatte sich doch was aus ihr gemacht, viel mehr, als sie gezeigt hatte. Und hätte sie denn nicht längst auch mal die Mutter besuchen können, besuchen müssen?!

„Ach je!" Mit einem unterdrückten Ausruf hob die Tochter jetzt ein Läppchen hoch, einen grünen Lappen. Es war ein kleiner Fetzen nur, aber Rosa erkannte es wieder am Stoff, an der Farbe, die ein wenig grell war und giftig: ihr grünes Kleid, ihr Sonntagskleid, das sie damals getragen hatte vor sieben Jahren, als sie bei der Mutter zum Besuch war, und von dem sie sich unten einen Fetzen abgerissen hatte am Nagel, der aus der Diele herausstand.

Sie war damals noch so ärgerlich gewesen. „Man kann auch nichts Anständiges bei euch anziehen hier in dem Nest!" Das

Digitized by Google

hatte die Mutter aufgehoben — ? Richtig, ja, da stand's ja auch auf dem Streifchen Papier, das um den Lappen gewickelt war!

‚Was meine Rosa anhatte zum letztenmal.'

Wie hatte die Mutter es nur gemerkt, daß es das letztemal war?! Rosa Paschke bekam einen roten Kopf. Das war ihr noch nachträglich unangenehm. Ob die alte Frau sich drüber gekränkt hatte? Merkwürdig, was die Mutter für ein feines Gefühl hatte! Sie hatte doch kein Wort gesagt: es gefällt mir nicht mehr bei dir — oder: ich komme sobald nicht wieder, ich will mich gern verheiraten, ich hab' anderes im Sinn — ?!

„Mutter!" Die Tochter senkte den Kopf. Mit starren Augen sah sie in die Schublade hinein. Was war denn da noch, was war denn da noch? Es war eine verlegene Hast, mit der sie weiter suchte. Und zugleich eine Neugier: was, was hatte die Mutter noch aufgehoben? Lappen, Läppchen, ein Bildchen, ein Büchelchen, allerlei wertloses Zeug.

Das Leben der Einsamen, das ihr fremd geworden war, lag plötzlich vor der Tochter. Die hatte nur in Erinnerungen gelebt, in Erinnerungen an die Kinder, die einstmals ihr an der Schürze gehangen, und die nun ihren Weg gingen, weit, weit ab von der Mutter.

In einer Bewegung, wie sie sie gar nicht empfunden hatte bei der Nachricht vom Ableben der alten Frau, nahm Rosa Paschke eines der Überbleibsel nach dem andern in die Hand. Das waren alles Dinge, die einem nur die Schübe vollstopften, und doch — sie sah nach dem Plunderkorb und dann nach der Kiste — wegwerfen konnte sie die doch nicht. Jetzt schluckste sie laut auf — es war ein Lachen, und doch kein rechtes Lachen — da war ja auch die Liese, die alte Puppe, mit der sie erst gespielt hatte, dann der Wilhelm und dann Milchen! Die Liese hatte keine Hände mehr, und ein Auge war ihr auch aus dem Kopf gefallen. Aber auf ihren Pappwangen, denen die Farben abhanden gekommen waren von den vielen Küssen, die die Kinder ihr aufgedrückt, ruhte der Blick der Frau lange. Ja, die hatten sie mal sehr geliebt!

Behutsam, als sei es ein lebendiges Wesen, bettete Rosa nun die alte Puppe, so weich es ging, in die Kiste. Mit der konnten nun ihre Kinder noch spielen. Ob die Großmutter die wohl für die Enkel aufbewahrt hatte? Sie hatte die Enkel ja gar nicht gekannt, nur eine Photographie, auf der alle vier wie die Orgelpfeifen nebeneinander aufgepflanzt waren, mal zum Geburtstag bekommen. Nie in Wirklichkeit gesehen, nie gesprochen — und doch stieg es wie ein Hauch warmer Liebe aus dem Schubfach empor. Und der Hauch wurde zum starken Wehen, der sie anblies, Rosa fühlte es: ihre Mutter hatte auch die Kinder lieb gehabt, die Kinder der Tochter. Ach! Ein plötzliches Bedauern überkam sie. Ach, daß sie der alten Frau nun die Kinderchen nicht mehr bringen konnte! Die waren so niedlich, was hätte Großmutter für eine Freude gehabt! Wenn die Kinder klein sind, hat man ja Freude an ihnen, nur Freude; später freilich — !

Ein Seufzer hallte. Rosa Paschke hatte ihn ausgestoßen. Aber es war ihr, als wäre hier zwischen diesen vier Wänden ein Echo — Seufzer, viele Seufzer.

Ihr Blick wurde unsicher, ihre Lider zwinkerten, mit umflorten Augen sah sie immer starr in die Schublade hinein: Heiligtümer, lauter Heiligtümer. Mit spitzen Fingern rührte sie weiter daran, behutsam; nun wühlte sie nicht mehr, sie riß auch nicht mehr auf — sie enthüllte sorgsam.

Da war ein Kästchen, auch dessen erinnerte sie sich noch, der Vater hatte es einmal von einer Ferienfahrt an die Ostsee der Mutter mitgebracht. Es war mit Muscheln beklebt; von den Muscheln waren verschiedene abgefallen, aber das kleine rote Sammetkissen war noch oben darauf, und noch steckten ein paar Nadeln darin. Innen im Deckel mußte auch ein Spiegelchen sein.

Die Tochter schlug den Deckel zurück. Das Spiegelchen spiegelte nicht mehr, es war nur eine kleine blinde Scheibe, aber wo früher der Mutter Garnrollen gelegen hatten, die Schere, der Fingerhut, lagen jetzt ein paar Geldrollen, sorgfältig gepackt in weißes Papier. Zehn Mark — zwanzig Mark — dreißig Mark — vierzig Mark — alles in einzelnen Mark- und Zweimarkstücken.

Die heimlichen Spargroschen der alten Frau!

Digitized by Google

Wie hatte sie die nur zusammengebracht, sie hatte doch ohnehin nicht viel?! Die Tochter zählte, schüttelte den Kopf und zählte wieder. Die hatte sie sich wohl recht abgezwackt. Für was — für wen?! Rosa wog die Silberstücke in der Hand. Da sah sie unten auf dem Boden des Kästchens noch ein Papier. Aha, da hatte die Mutter wohl drüber bestimmt: für ihr Begräbnis, oder für einen Denkstein — oder am Ende gar für die Enkelkinder? Für die lieben Enkelkinder?!

Es war ein zusammengefalteter Brief. Rosa Paschke las ihn.

‚Liebe Mutter!

Ich habe lange nichts von mir hören lassen. Mir ist es sehr gut gegangen, ich habe famose Zeiten gehabt, viel in der Welt gesehen; ich konnte Dir nicht schreiben, ich war bald hier, bald da. Nun geht es mir aber recht dreckig. Ich hatte nämlich ein eigenes Geschäft angefangen, eine Agentur, aber mein Kompagnon taugte nichts, er hat mich furchtbar reingelegt. Nun bin ich in Konkurs. Du wirst mir wohl auch keine paar tausend Mark borgen können? Oder wenigstens tausend? Wenn Du es kannst, so schicke baldmöglichst an umstehende Adresse.

Liebe Mutter! Nicht wahr, Du machst es möglich? Du hast ja gute Bekannte, vielleicht erreichst Du bei ihnen was für mich. Ich bitte Dich inständig, laß nicht im Stich

Deinen Dich liebenden Sohn
Wilhelm.‘

Rosa Paschke wurde rot. Also die Mutter hatte doch etwas von ihm gehört?! Sie hatte es nur nicht geschrieben. So ein Bengel, so ein infamer Bengel! Ein Zorn kam über die Frau, sie mußte sich setzen, die Knie bebten ihr, sie war so empört. Dieser Mensch, der der Mutter schon soviel Herzeleid angetan hatte, der wagte es noch, sie um Geld anzugehen? Er mußte doch wissen, daß sie nichts hatte. Aber freilich, bitten sollte sie für ihn gehen, bitten, betteln, wie schon oftmals! Wütend warf die Schwester den Brief hin: weg mit dem Wisch!

Da sah sie im Kästchen noch etwas Geschriebenes. Was, wieder noch so ein Bettelbrief? Nein, das war der Mutter Hand. Ihre großen, sorgfältig geschriebenen, klaren Buchstaben. Die sahen in der Tochter Augen, die stachen ihr förmlich hinein.

‚Für Wilhelm! Wenn es ihm mal noch schlechter geht. Mein armer Junge!‘

Rosa Paschke starrte: was, was sollte das heißen?! Für Wilhelm dies Geld, diese abgedarbten Spargroschen? Für den, für den?! Es wurde ihr trocken im Halse, sie schluckte, der Ärger schnürte ihr die Kehle beinahe zu, sie wurde röter und röter und sehr heiß. Ihre Hände ballten sich: dann lieber das Geld in den Graben oder dem ersten besten an den Hals! Mutter war zu unvernünftig. Der Wilhelm durfte es nicht bekommen, sollte es auch nicht bekommen, nein, nie und nimmer, der nicht!

Rosas Stirn zog sich zusammen — ‚wenn es ihm mal noch schlechter geht‘ — die Mutter hatte also darauf gerechnet, daß er wiederkommen würde und anpochen: Geld! Sie hatte es wohl bedauert, daß sie ihm damals nichts geben konnte? Sie hatte dann gespart und gespart, sich am Munde abgeknappst, damit sie hier Mark auf Mark hinlegen konnte für ihn!

Rosa Paschke stand in finsterem Brüten. Sie merkte es nicht, daß der Abend nahte, daß die Stunde, in der ihr Zug abging, näher rückte; sie war ganz benommen von ihren Gedanken. Die waren zornig. Bewahre, so kleinlich war sie nicht, daß sie der Mutter böse war, daß diese das nicht für die Enkelkinder bestimmt hatte — ob die die paar Mark hatten oder nicht — aber daß die Mutter, die sie doch für eine vernünftige Frau gehalten hatte, so unvernünftig war, das ärgerte sie. Das brachte sie förmlich auf. Also der Sohn kann noch so unnütz, noch so nichtstuerisch sein, er bleibt doch immer das liebe Söhnchen! Rosa stampfte mit dem Fuß. Sie wußte nicht, daß ein gut Teil Eifersucht in ihrem Zorn war: soviel hatte die Mutter also für den Wilhelm übriggehabt — soviel?!

Die Tochter klappte das Kästchen zu, sie mochte das Geld gar nicht sehen. Solch eine Unvernunft, solch eine Torheit, zu dumm von der Mutter! Aber nun hatte die es ja doch nicht mehr erlebt, daß er gekommen war — Gott sei Dank!

Rosa Paschke fuhr zusammen. Es hatte geklopft. „Herein,“ sagte sie ganz mechanisch. Sie sah kaum hin, wer konnte es denn anders sein, als die Nachbarin.

Digitized by Google

Die Tür war aufgegangen, ein Mann war eingetreten. Er blieb dicht an der Schwelle. Da stand er und regte sich nicht, sagte auch nichts.

„Was wünschen Sie?" Jetzt blickte Rosa scharf nach ihm hin: was wollte der Mensch? Er war ihr ordentlich unheimlich.

Man sah nicht mehr gut, der Abend war hereingebrochen, ein dunkelnder Himmel stand draußen über der Straße, vorm Fenster warf noch keine Laterne einen Schein. Aus den Ecken des Zimmers kroch es ahnungsbang, die schwere Luft des geschlossenen Raumes beengte die Brust.

„Was wollen Sie?" Die Frauenstimme klang ängstlich. Wie war das doch so seltsam, wie der Mann dort stand!

Jetzt sagte er: „Rosa —?!", halb fragend, halb seiner Sache gewiß, machte ein paar Schritte und kam näher.

Sie wich zurück. Sie schrie auf: „Wilhelm?!" Sie entsetzte sich schier. Er würde kommen und anpochen: Geld. Da war er schon!

„Tag!" Es klang beklommen. „Tag, Rosa — kennst du mich nicht mehr?"

„Mutter is tot," sagte sie eisig. Was hatte sie denn nun noch mit ihm zu tun? Die Mutter war tot; er ging sie gar nichts mehr an. „Mutter is tot."

„Das weiß ich. Drum bin ich ja hier. Ich hab's gelesen."

„Dann hätt'st du auch eher kommen können, zur Beerdigung. Das hätte sich wohl so gehört." Sie sagte es strafend.

Er schnüffelte betrübt. „Ich hatte keinen schwarzen Rock. Keinen anständigen Hut. Fahren konnte ich auch nicht, ich bin zu Fuß gelaufen. Ich wollte nur sehen —"

„Hier ist nichts zu erben!" Sie raffte sich auf, sie hatte das Gefühl, es ihm gleich sagen zu müssen. Ihre Stimme klang hart. „Mutter war eine arme Frau. Darum hätt'st du nicht zu kommen brauchen!"

Er gab kein Wort der Erwiderung, er starrte nur vor sich hin. Es schien, als ob er sehr müde wäre.

Mit zitternden Händen zündete die Schwester ein Lämpchen an. So konnte sie ihn besser sehen.

„Setz' dich," sagte sie dann; sie sprach in einem Tone wie zu einem lästigen Bettler. Sah er denn nicht auch wie ein solcher aus, ganz heruntergekommen? Er hatte eingefallene Backen und die Augen waren hohl. „Setz' dich!" Nun war doch etwas wie Mitleid in ihrem Ton.

Er saß am Tisch und sah sich um in dem Zimmer mit ganz verstörten Augen.

Es lag alles unordentlich umher, die Schwester raffte ein paar Sachen zusammen. „Mutters Nachlaß," sagte sie, „ihr ganzer Nachlaß."

Nun kam doch wieder der Zorn über sie: was gaffte er denn so? Er sah wohl nur, was er sich ergattern konnte? „Du kannst dir nehmen, was du willst," sagte sie geringschätzig. „Was du willst von Mutters paar Kleidern, Nachtjacken, Strümpfen, Unterwäsche. Ich will mich nicht dran bereichern!"

Er schüttelte müde den Kopf. „Was soll ich denn damit?" Seine Augen glitten immerfort umher; es war, als suchten sie etwas.

„Was suchst du denn?"

Die Schwester wurde ungeduldig. „Die paar Möbel soll ich haben; das hat Mutter so bestimmt. Was zu wurmstichig ist, lass' ich hier, das kriegt die Frau, die die Gräber begießt. Na —?!"

Sie sah ihn fragend an, unruhig geworden durch seinen suchenden Blick. Der konnte einen ja ganz nervös machen!

Er stand auf, mit schleifenden Schritten ging er im Zimmer hin und her, immer hin und her; er sprach kein Wort mehr.

Es wurde ihr unerträglich. Jetzt konnte sie ja doch nicht mehr ungestört kramen. Sie stieß den Kommodenschub zu und ging nebenan in die Küche. Da wollte sie sich eine Tasse Kaffee machen, der Schrecken war ihr in die Glieder gefahren. Sie blieb mit Absicht eine Weile fort; es war ganz still drinnen, sein Umherlaufen hatte aufgehört.

Als sie wieder hereinkam, stand er beim Bett der Mutter, halb verborgen hinter der Gardine, die es umschloß. Er hatte mit beiden Händen in den Kattun gefaßt, das Gesicht gegen den Vorhang gedrückt.

Weinte er? Es faßte die Frau wie ein Grauen. Durchs Zimmer schien ein Stöhnen zu gehen, ein wehes Seufzen. Ein Hauch von Leiden wehte durchs Gemach,

Digitized by Google

von vielen heimlichen Seufzern — ‚Mein armer Junge!‘

Rosa Paschke räusperte sich; er rührte sich nicht. Da sagte sie milder: „Es geht dir wohl schlecht?“

Er nickte.

Das hatte sich Rosa Paschke ja gar nicht anders erwartet, und doch durchschauerte es sie. Da — da in der Kommode, in dem Kästchen mit Muscheln beklebt — ‚Für Wilhelm, wenn es ihm mal noch schlechter geht‘ — es ging ihm wohl so schlecht, wie es einem nur gehen kann!

Sie sah nach der Kommode hin und dann wieder nach ihm hin. Unschlüssig machte sie ein paar Schritte. Da — da war etwas — da in der Kommode, da in dem Schub, das hatte förmlich Gewalt — ‚Mein armer Junge‘ — das sprengte auch ein verschlossenes Fach.

Aber Rosa ging dagegen an: nein, nur nicht weich werden, das war Unsinn, Mutter war viel zu unvernünftig, viel zu schwach!

„Was hast du denn wieder angestellt?“ fuhr sie den Bruder an. „Schämst du dich denn nicht, so einherzukommen? Wie ein Bettler, ganz abgerissen. Du tust Muttern noch im Tode Kummer an. O, solchen Kummer!“

Ihre Stimme zitterte, ein großes Mitleid mit der Mutter überkam sie plötzlich. Sie hätte weinen mögen um die. „Was hast du der alten Frau angetan! Da — da —“, sie ging hastig an die Kommode, sie riß den Schub auf, das Muschelkästchen heraus, seinen Brief und warf den auf den Tisch — „da lies mal deinen Wisch! Und dann dies, dies hier!“

Er rührte sich nicht. Da schrie sie's ihm zu: „Für Wilhelm, wenn es ihm mal noch schlechter geht,“ und warf ihm das Geld hin, daß es klappernd und klimpernd rollte. „Vom Munde abgespart! Abgedarbt hat sie sich's für dich, sich vielleicht nicht satt gegessen, du Nichtstuer, du Lump! Da hast'e, heb's auf!“

Er hob es nicht auf.

Sie mußte sich schon selber bücken und die Geldstücke von der Diele auflesen. Schon schämte sie sich ihrer Heftigkeit. ‚Mein armer Junge‘ — das stand doch auch noch da! So hatte die Mutter es ihm nicht geben wollen — nein, so nicht! ‚Mein armer Junge‘ — — das zitterte wie eine Mahnung, schwach von einer brechenden Stimme gesprochen, und klang doch so stark.

Rosa Paschke wurde blaß. Und dann überwand sie sich, sie ging zum Bruder hin, sie legte ihm die Hand auf die Schulter. „Na, nu komm schon!“ Da merkte sie, daß er weinte. Sehr weinte. Und sein Weinen wurde immer heftiger, er schluchzte laut: „Mutter! Mutter!“

So hart war sie doch nicht, das mußte ja einen Stein erbarmen. Rosa Paschkes Augen feuchteten sich. Nein, sie wollte ihm ja gar keine Vorwürfe machen, das nützte jetzt doch alles nichts mehr. Sie wollte der Mutter zuliebe ganz gut mit ihm sein. Sie nahm ihn bei der Hand. „Na, na, weine man nicht!“

Aber er machte sich frei von ihrer Hand. Am Bett glitt er nieder und legte den Kopf auf das Kissen, das noch so war, wie die alte Frau darauf geruht hatte im letzten Schlaf. Er schluchzte: „Oh ich, oh ich!“ Das war Selbstanklage. Er jammerte: „Nun habe ich niemand mehr, keinen, keinen!“ Es klang ganz verzweifelt. „Zu wem soll ich nun gehen, zu wem?“ Es klang wie Reue, wie Sehnsucht, es wimmerte wie in tiefster Zerknirschung: „Oh Mutter, Mutter!“

Traurig stand die Schwester bei ihm. Sie ließ ihn weinen, sie wußte ihm nichts zu sagen. Auch ihr strömten die Tränen. Muß die Mutter erst sterben, damit die Kinder zu ihr kommen? So zu ihr kommen?!

Tief senkte die Tochter den Kopf in erkennender Scham: war sie nicht auch schuldig, schuldig wie der Wilhelm? Das tote Kind war von der Mutter nicht am weitesten fortgewesen. Vier Stunden Bahnfahrt nur hatten sie, sie von der da getrennt, die dort in der Kommode, dort in den Bündeln und Bündelchen, in den Päckchen und Kästchen, in den armseligen Lappen, den vergilbten Fetzen, dem zerbrochenen Spielzeug und den wenigen erbärmlichen, bettelhaftigen Zeilen das bewahrte, treu, zärtlich, immer und ewig liebend bewahrte, was sie einzig noch von ihren Kindern besaß.

Auch Rosa Paschke schluchzte: „Mutter, Mutter!“

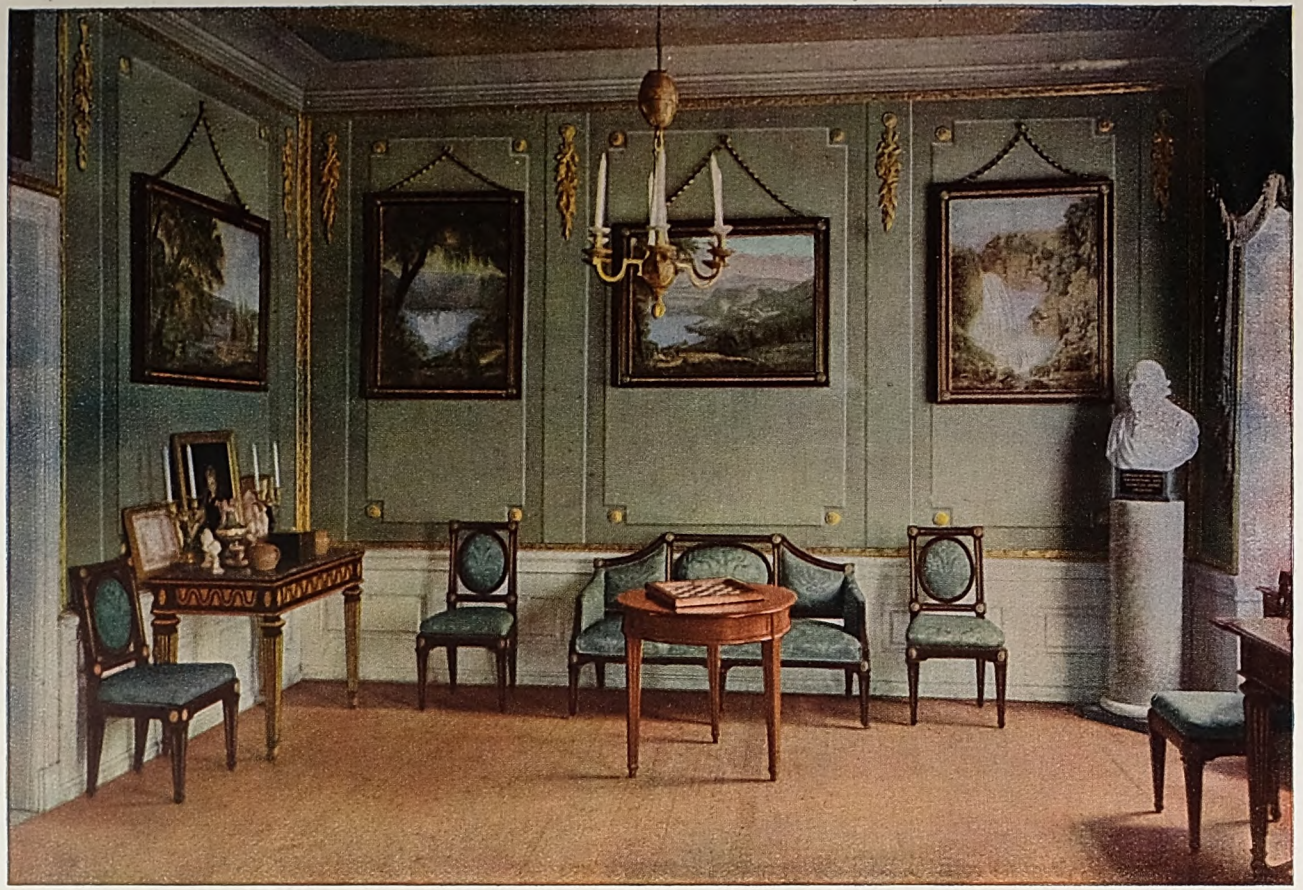
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Das Wohnzimmer der Herzogin. An den Wänden Aquarelle von Tivoli bei Rom, rechts am Fenster eine Büste Friedrichs des Großen

Digitized by Google

wie durch ein Luftgebilde, wird nicht viel acht haben auf die Läden mit ihren Fabrikerzeugnissen und auf die großen und kleinen Spießbürger, sondern mit den Worten des Dichters empfinden:

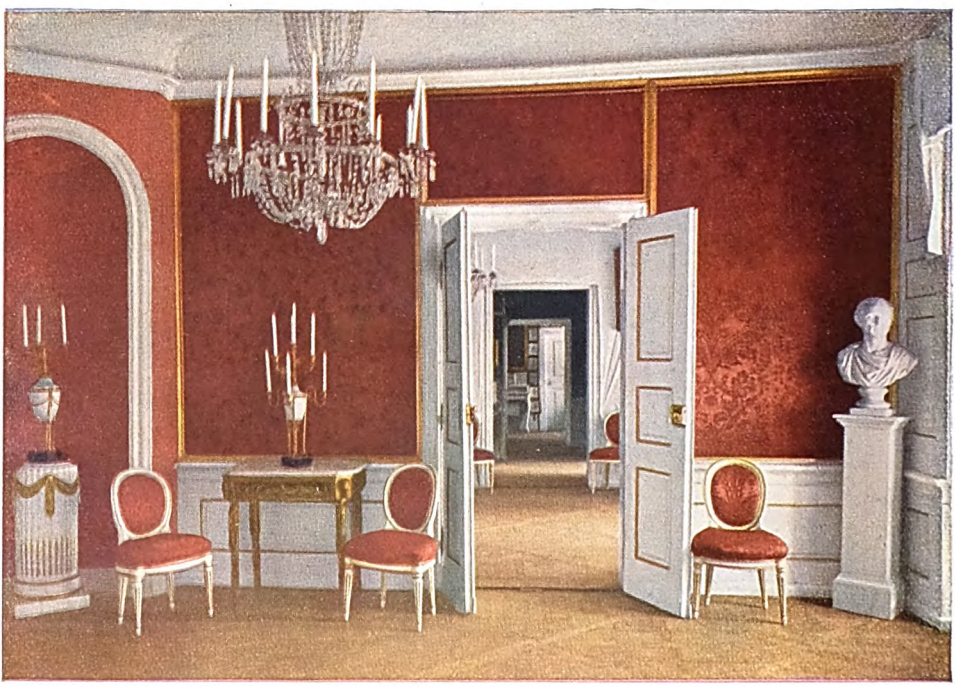
„Was ich besitze, seh' ich wie im Weiten,
Und was verschwand, wird mir zu Wirklichkeiten."

Doch möchte ich dem, der von Alt-Weimar auch als Stadt einen Begriff bekommen möchte, empfehlen, vom Bahnhof aus nicht die baumbestandene breite und banale Straße ins Innere zu verfolgen, sondern bald links ab in die engen Gäßchen der Altstadt einzubiegen.

Dort bekommt man ungefähr einen Eindruck, wie das klassische Weimar ausgesehen hat: ein dürftiges Landstädtchen, dessen Bewohner mit ihren Kühen und Schweinen in friedlichem Verein wohnten. Ein äußerst prunkloser Rahmen für das Bild, von dem so viel Glanz ausging: den Hof. „Weimar n'est pas une petite ville, mais un grand château," sagte Frau von Staël nach ihrem Besuch. Dabei darf man nicht einmal an das Residenzschloß denken, dessen Neubau nach dem Brand erst 1807 vollendet wurde, sondern das ganze höfische Leben spielte sich im Fürstenhaus ab, wo Karl August und seine Gemahlin residierten, und im Palais, dem Witwensitz der Anna Amalia.

Das Wittumspalais — wie es heute heißt — liegt als ein schönes, vornehmes Idyll mitten im Getriebe der Neustadt. Mit der einen Seite auf den Theaterplatz, mit der anderen auf die Schillerstraße sehend, nimmt es doch den Besucher, der zu seinem niedrigen Hof hinuntersteigt, ganz in grüne Stille, in verhangenes Dämmerlicht und in jene Stimmung auf, wo die Alltagsnähe verstummt und die fernen Erinnerungen reden.

Ja, es ist wirklich ein liebliches Idyll, und sein Frieden wird kaum durch die Besucher gestört, so viele ihrer auch sind. Das empfand ich an einem schönen Maitag, als ich es mir ansehen wollte. Zwischen den weißen Hofsteinen sproß das Gras, in einer Fensternische saß ein leuchtender Buchfink und fütterte sein Junges. Ich stieg zur Kastellanwohnung hinauf und folgte der Weisung „stark zu klingeln". Aber es klingelte nicht einmal leise. Ich rief: „Hallo!" Niemand antwortete. Da ging ich zum Schloß selbst und versuchte,



Das Versammlungszimmer der Hofgesellschaft. Rechts die Büste des Majors von Knebel

Digitized by Google

Das Musikzimmer. Über dem Spinett das Bildnis der Lady Hamilton von Wilhelm Tischbein
Auf dem Tischchen links das Modell eines Denkmals für Amaliens Bruder Leopold

die Tür zu öffnen, was mir auch ohne weiteres gelang. Nun stieg ich die breite Holztreppe hinauf und betrat resolut das von roter Seide leuchtende Versammlungszimmer der Hofgesellschaft. Es war leer. Nur der Hofmarschall, der Herr von Einsiedel, harrte in großer Uniform, auf seinen Marschallstab gelehnt, der Gäste. Nicht mehr der flotte Courmacher der Korona, sondern ein müder, gebeugter Greis mit weißem Haar, aber in den Augen noch immer jenen Strom von Liebenswürdigkeit, der ihm in schöneren Jahren den Beinamen l'ami eintrug. Ich machte ihm eine tiefe Reverenz und bat submissest um die Gnade, der Herzogin-Mutter vorgestellt zu werden. Er lächelte freundlich und sagte: ich hätte es gut getroffen, da heute gerade Mittwoch sei, der Tag, an dem Ihro Durchlaucht große Abendtafel hätte, wozu nur zwei oder drei vom dasigen Adel, im übrigen aber die ‚schönen Geister' geladen seien.

So stellte ich mich denn bescheiden in eine Ecke und wartete der illustren Gäste.

Ach nein, das habe ich nicht getan. Es war nur bildlich gesprochen. Und nur ein Bild harrte an der Wand, gegenüber jener, wo der Leser die Büste Knebels sieht, der Gäste, die nie wiederkehren werden.

Als ich nun von Zimmer zu Zimmer ging und niemand mich störte, da sind mir ganz andere Gedanken gekommen. Auf die Gefahr hin, daß ich für einen pathologischen Charakter gehalten werde, will ich doch gestehen, mein erster Gedanke war der: was könnte ich jetzt alles hier stehlen! Sehr anlockend war in dieser Beziehung der Kronleuchter im Eßzimmer der Herzogin nebenan. Weniger seines Wertes als seiner Herkunft wegen. Er stammt von der Frau Rat Goethe, die ihn in Frankfurt für Anna Amalia erwarb. Sie hat den ersten Eindruck, den dieses Wunderwerk auf sie machte, sehr ergötzlich geschildert: „Die neue Maschine hing wie natürlich in der mitte" — eines so hellen Zimmers —, „daß man in der entferntesten Ecke bequem lesen konnte! Was aber das herrlichste daran ist, ist das ich niemahls einen schöneren Effekt von Licht gesehn habe, dann um die ganze Maschine geht ein weißer Flohr herum, und dadurch kriegt

Digitized by Google

das gantze ein so Feen mäßiges Aussehn, daß wir einige Minuten glaubten in einem bezauberten Saal zu seyn. In den Lampen brennt vom besten Baumöl, die Tochte aber sind von etwas gantz besonderem, da bekommt man eine zimliche Menge mit, wohl auf 2, 3 Jahre, und sind sie verbraucht; so kan mann mehrere bekommen; sowohl hier bei Tabor als bei dem Pariser erfinder dessen Adresse Ihro Durchlaucht zugeschickt werden soll."

Aber beinah noch mehr als dieser Vorläufer der alten, ehrlichen Petroleumhängelampe lockte mich ein Bildnis Friedrichs des Großen in demselben Zimmer. Es stellt den König „in zugeknöpftem blauen Zivilrock mit Ordenssternen, wie er soeben den Siebenjährigen Krieg beendet hat, dar" (heißt es in einer alten Beschreibung), und ist das einzige Bild, zu dem der König gesessen hat. An dem Musivbild des Konstantinbogens, das Papst Pius IV. der Herzogin bei ihrem Aufenthalt in Rom schenkte, ging ich dagegen ziemlich achtlos vorbei, es kam mir zu gewichtig vor. Das war auch der Grund, warum weder das hübsche, in Spätrokoko gehaltene Schreibpult im Wohnzimmer, noch das zierliche Stobwassersche Rundschränkchen im Malzimmer unter dem Brustbild Karl Augusts von Tischbein, noch der Flügel im Musikzimmer der Herzogin meine Begehrlichkeit reizten. Wie sollte ich sie forttransportieren? Ich hatte nicht mal einen Radmantel um.

Dagegen verursachte ein Paar roter Atlasschuhe, die unter Glas verwahrt auf dem reizenden Empireschränkchen im Schlafzimmer Anna Amalias stehn, einen heftigen Kampf in meinem Innern, bei dem — um das gleich vorwegzunehmen — ich jedoch Sieger blieb und nicht die Schuhe.

Und doch waren sie so reizend anzuschauen wie die Märchenschuhe Aschenbrödels, wegen deren ihre bösen Schwestern sich die Hühneraugen mitsamt den Zehen abschnitten. Diese Schuhe aber gehörten über die Seidenstrümpfe der durchlauchtigsten Fürstin, die auf die Zierlichkeit ihrer Füße stolz war und sie gern zeigte, im Salon nicht bloß, sondern auch auf der Straße. Wenn sie zum Beispiel spazieren ritt, auf ihrem Schimmel, der ausnehmend dick gewesen sein muß, so durfte das Reitkleid beileibe nicht über ihre Schuhe fallen. Die vornehmen Hofkavaliere kannten diese kleine Schwäche ihrer Fürstin, und wenn die ‚schönen Geister' sie wegen ihres Witzes und ihres bezaubernden Wesens priesen, so schwärmten jene ihre kleinen Füße an und trugen an ihren Uhrketten Miniaturnachahmungen davon in Silber.

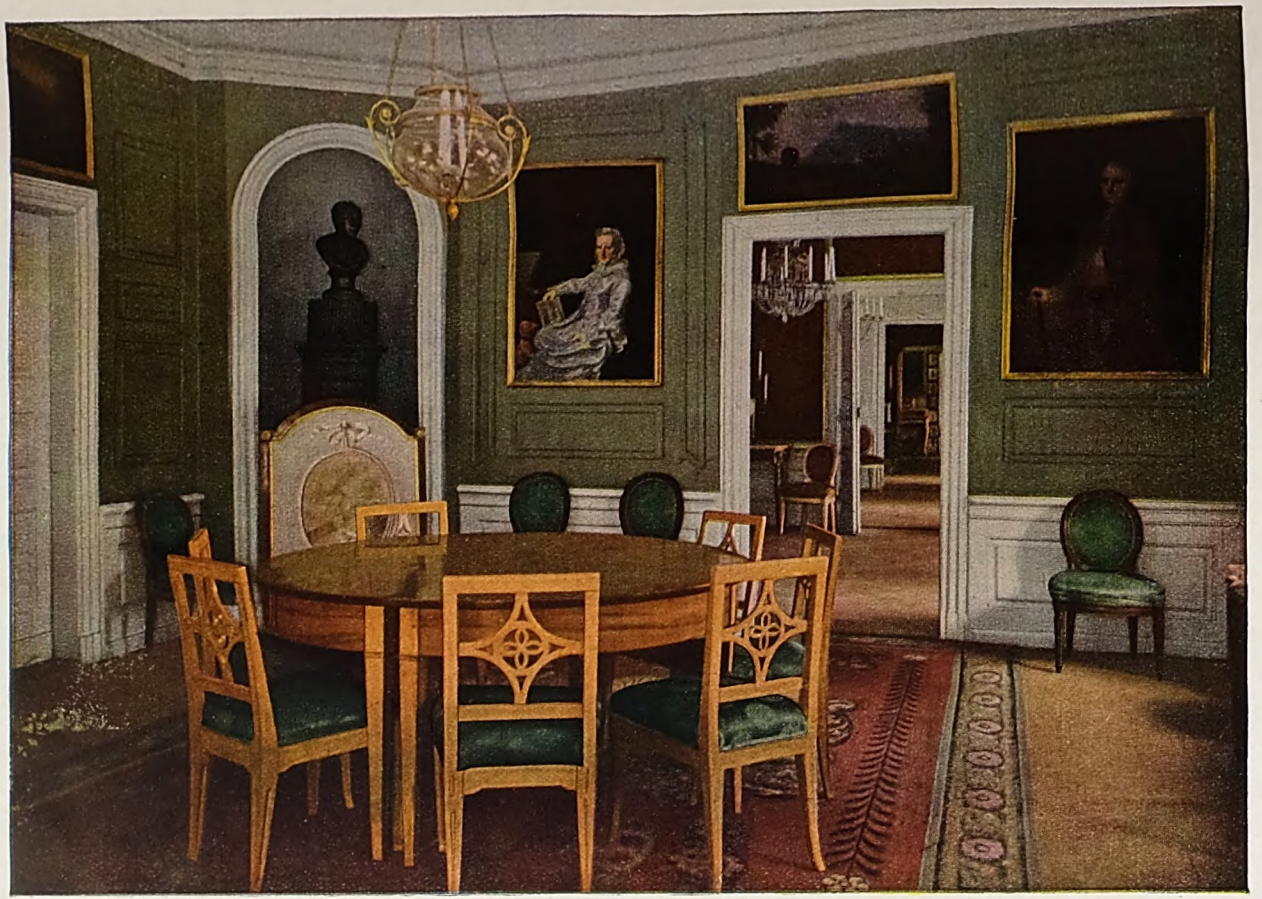
Lange stand ich vor dem sorgfältig mit Goldpapier verklebten Glaskasten und fragte mich, warum gerade diesem einen Paar Schuhe die Ehre zuteil geworden ist, für die Zierlichkeit ihrer fürstlichen Inhaberinnen zu zeugen. Warum gerade sie? Denn hinter ihnen sah ich im Geist noch ein riesiges Gefolge anderer Schuhe, in Seide, Sammet und Leder. Die Zahl der von Anna Amalia getragenen Schuhe muß Legion gewesen sein, denn sie trug — so versichert uns wenigstens ein glaubwürdiger Zeuge — jedes Paar nur einen Tag und verschenkte es dann an ihre Kammerfrau, die es wieder verkaufte. Alle diese Schuhe sind elend zugrunde gegangen. Nur dies eine Paar ist übriggeblieben. Kraft welcher Meriten? Ich bin überzeugt, die Herzogin hat kostbarere besessen, mit Spitzenrosetten, mit goldenen Stickereien, mit edelsteinverzierten Schnallen. Tut nichts, gerade diese haben den richtigen Augenblick erwischt und sind in den Glaskasten der Unsterblichkeit hineinspaziert.

Aber seid nur nicht zu eingebildet, ihr roten Atlasschuhe, wenn ihr auch die zierlichsten Füße getragen habt, die es damals weit und breit gab! Nicht die Kleinheit ihrer Füße, die Größe ihres Herzens hat Anna Amalia für die Nachwelt verehrungswürdig gemacht. Sie besaß die Kraft, edle, bedeutende Menschen anzuziehn und festzuhalten. Sie hatte die Tugend, die Nietzsche die seltenste und schätzenswerteste nennt, durch ihres Wesens Zauber das Beste aus den Menschen herauszulocken, so daß man von ihr ging „nicht begnadet und überrascht, nicht wie von fremdem Gut beglückt, sondern reicher an sich selber".

Wir glauben gern dem Augenzeugen jener Tage, daß die Herzogin „nicht anhaltend feurige Discurse zu halten pflegte", wohl aber die Kunst verstand, das Gespräch rasch auf allgemeine und bedeutende Dinge zu bringen.

Es gibt tüchtige und liebenswerte Menschen, deren Wesen gerade in seiner Lauter-

Digitized by Google



Das Eßzimmer. Auf dem Ofen eine Ciceróbüste, an der Wand die Bildnisse der Eltern der Herzogin Anna Amalia: Herzogin Philippine Charlotte und Herzog Karl I. von Braunschweig

Digitized by Google

keit doch so eng umgrenzt ist, daß sie mannigfachen Lebensäußerungen hilflos gegenüberstehn. Ein solcher Mensch war der Herzogin-Witwe Schwiegertochter Luise, die Gemahlin Karl Augusts. An das stürmische, oft burschikose Lebenstempo ihres Gatten konnte sie sich nie gewöhnen. Sie fühlte, daß sie Kälte ausstrahlte, und die Befangenheit ihrer Umgebung machte sie nur noch spröder. Um die Hoheit ihrer Natur zu entfalten, bedurfte es besonderer Verhältnisse. Was sie sein konnte, offenbarte sie erst an dem schicksalsvollen Tage, als sie Napoleon gegenüber ihrem Gatten den gefährdeten Thron rettete. Anders Anna Amalia, die den verschiedenartigsten Umständen gerecht zu werden verstand: groß in der fürstlichen Repräsentation, wie bezaubernd da, wo sie Mensch sein durfte.

Der Beginn dieser glücklicheren Zeit ihres Lebens, wo sie die Regierung ihrem Sohn überlassen und fortan ihren künstlerischen und wissenschaftlichen Neigungen leben konnte, fällt zusammen mit ihrem Einzug in das Wittumspalais.

In der Mittagsstunde des 6. Mai 1774 brach in ihrem Residenzschloß Feuer aus und griff mit solcher Heftigkeit um sich, daß die Herzogin, die wegen einer Unpäßlichkeit das Bett hütete, sich schnell im Nachtgewand in die erst kürzlich fertiggestellte Wohnung ihres Ministers von Fritsch retten mußte. Das Haus, das ihr nur für die ersten Stunden der Gefahr Obdach bieten sollte, wurde ihr dauernder Wohnsitz. Sie erwarb es für einundzwanzigtausend Taler und bezog es, nachdem durch einen Anbau einige notwendige Repräsentationsräume geschaffen waren, im nächsten Jahr. Nach ihrem Tode ist es nicht wieder bewohnt worden. Eine Zeitlang schien sein Inneres einigermaßen in Verfall geraten zu sein; der pietätvolle Karl Alexander ließ durch seinen Schloßhauptmann Grafen Oskar Wedel die Räume wieder in den Zustand herstellen, in dem sie sich bei Lebzeiten ihrer fürstlichen Bewohnerin befunden hatten, und liebte es, gerade im Wittumspalais stimmungsvolle Festlichkeiten abzuhalten. Noch jetzt finden gelegentlich gesellschaftliche Veranstaltungen hier statt. Doch das laute Treiben der Lebenden verschwindet nach wenigen Stunden jedesmal für lange Zeit wieder, und über den Räumen schwebt die Inschrift: In memoriam.

Das sogenannte Malzimmer. An der Wand ein Bildnis des Herzogs Karl August von Tischbein, auf dem Schränkchen eine Landschaft, gemalt von der Prinzessin Karoline, einer Enkelin der Herzogin Anna Amalia

Prunk und große Kostbarkeiten gibt es im Wittumspalais ebensowenig wie in den Sommerresidenzen der Herzogin. Immerhin machen die

Digitized by Google

Das Dichterzimmer. Das Bild Goethes, eine vermutlich vom Maler selbst angefertigte Kopie des Mayschen Bildnisses von 1779, das Bild Schillers eine Kopie nach Anton Graff

Räume mit ihren Seidenbespannungen, die auf die wenigen, aber erlesenen Empiremöbel abgestimmt sind, einen sehr vornehmen Eindruck, und es gibt im oberen Geschoß auch einen recht stattlich wirkenden Saal, den sogenannten Theatersaal, mit Marmorbekleidung, erhöhter Bühne und einem großen Deckengemälde von Oeser. Hier fanden die Hofkonzerte statt.

Bei diesen musikalischen Veranstaltungen pflegte ein Solosänger mitzuwirken, der das Unglück hatte, daß seine Stimme den Hunden des Herzogs mißfiel. Und es kam vor, daß nicht die Hunde hinausbefördert wurden, sondern daß der unglückliche Sänger des Geheuls wegen seinen Vortrag abbrechen mußte.

Ein seltsames und doch höchst charakteristisches Bild. Vorn auf den goldenen Prunkstühlen die Fürstinnen, umgeben von ihrem Hofstaat, ihren Damen und Pagen in luxuriösen, erst kürzlich von dem ersten Kammerherrn, dem sardinischen Major Herrn von Seckendorf, erfundenen Uniformen. Dahinter auf den gelbseidenen Sesseln die Standespersonen, auch sie mit einer Pracht gekleidet und von einer Grandezza der Gebärde, von der unser schmuckloses Zeitalter nur noch eine matte Vorstellung hat. Dazu noch als ständige oder seltenere Gäste, die, welche wir als die erlesensten Geister ihrer Zeit bewundern: Goethe, Schiller, Herder und Wieland. Alles, was es an Vornehmheit und feinstem Kunstgeschmack nur gab, vereint. Aber mitten darunter ein paar heulende Hunde.

Was für ein bizarres, stilloses, und doch was für ein charakteristisches Bild! Charakteristisch gerade in seiner Stillosigkeit für diese, wie für jede Zeit schöpferischen Neugestaltens. Denn jene kurzen Perioden, in denen neu erwachende Kulturtriebe sich vereinen mit noch ungebrochner Naturkraft — sie bilden den Geistesfrühling. Wir Menschen von heute mögen in der Kultur weiter vorgeschritten und ästhetischer geworden sein. Vergeblich würde man in unseren Sälen, wo künstlerische Veranstaltungen stattfinden, nach einem heulenden Hundepaar suchen. Aber es fehlen leider auch die Originalgenies wie Goethe und Schiller. Und es fehlt nicht minder die aufnahmefreudige, naive, verklärungsfähige Menge.

Digitized by Google

Der Aufenthalt der Herzogin im Palais wurde außer durch ihre Sommerfrischen in Ettersburg und Tiefurt durch einen zweijährigen Aufenthalt in Italien unterbrochen. Eine Erinnerung an diese Reise sind die fünf Landschaften von Philipp Hackert in dem traulichen Wohnzimmer Anna Amalias, dessen blaßgrüne Wände mit feinen, goldgetönten Leisten und Rosetten ornamentiert sind. Wie Goethe wurde auch sie die Sehnsucht nach dem Süden nie ganz wieder los, und ihr Leben hat seitdem einen andern Stil. Anfangs zieht sie sich in sich selbst zurück, ganz der Erinnerung hingegeben. Sie erhält ihre italienische Sprachkenntnis frisch durch Übersetzungen, die sie anfertigt und die sie an ihre Freunde im Süden schickt, vielleicht an die Akademie der Arkadier, zu deren Mitglied man sie gewählt hatte. Sie belebt ihr Gedächtnis durch zahlreiche Zeichnungen, die sie mit Hilfe ihres treuen Oeser entwirft. Ihr Mal- und ihr Schreibzimmer sind nicht nur dem Namen nach da. Viel Lob wird ihr von den schönen Geistern zuteil für ihre künstlerischen und literarischen Leistungen, aber sie lehnt die Schmeichelei mit klugem Spott ab, die echte Nichte des großen Skeptikers, die sie ist.

Später wird dann das Wittumspalais der Mittelpunkt regster Geselligkeit, denn gerade in diesen Jahrzehnten nach der italienischen Reise ist Anna Amalia die eigentliche Zusammenhalterin der kleinen Weimarer Welt, deren Gesellschaft nach Goethes Ausspruch einem Sack voll Erbsen gleicht, die sich gegenseitig reiben und drücken, ohne sich doch zu verbinden. Karl August, zu der Zeit in preußischem Militärdienst, war viel außer Landes, die Herzogin war nicht geschaffen, einen größeren Kreis um sich zu sammeln. So strömte alles, was es an Einheimischen und Fremden gab, ins alte Palais.

Und hier war es auch, wo die Freunde von früher, jetzt zum Teil einander entfremdet, sich wiedersahen: Goethe, Wieland, Herder. Selbst Schiller, der viele Jahre in kein rechtes Verhältnis zur Herzogin gelangen konnte, wurde am Ende doch von ihrem Zauber besiegt. Wiederholt las er in ihrem Kreis seine Werke vor und bekannte von ihr, sie sei eine wackere Frau und es lebe sich gut mit ihr. Und dann die Fremden, die, durch den Ruhm der Stadt angelockt, an ihren Hof drängten: Fürstlichkeiten, vornehme und pseudovornehme Ausländer, von denen die Engländer stets zu den ersteren gerechnet, die Franzosen und Italiener aber meist, und wohl nicht ganz mit Unrecht, ein wenig über die Achsel angesehen wurden.

Und nicht zuletzt die schönen Geister!

Da kam als erster Jean Paul, er, der Liebling der Damen, den würdig zu empfangen die Weimaranerinnen auf die seltsamsten Ideen kamen. Eine hübsche Sängerin wollte ihm trillernd entgegentanzen. „Kind, mach's wie bei mir und sei natürlich!" erwiderte ihr der alte Goethe. Jean Paul war ein gern gesehener Gast bei der Herzogin, die noch eine Zeitlang mit ihm im Briefwechsel gestanden hat.

Da kam auch die alte Sophie La Roche, die alle schönen Empfindungen in ihren schwärmerischen Romanen verausgabte und ihren Töchtern gegenüber sich als kluge Heiratsstifterin erwies.

Und es sprach vor, von seinem Spaziergang aus Syrakus heimkehrend, der biedere alte Seume und wurde liebreich und gastlich aufgenommen, trotz seines schäbigen Reisehabits. Als er, von Weimar abziehend, auf der Chaussee nach Jena fürbaßschritt, begegnete er einigen Offizieren. „Was ist das für ein närrischer Kerl?" fragte der eine. „Er wird das Handwerk grüßen," erwiderte der andere. „Nein," sagte der erste, „ich habe ihn gestern im Garten bei der Herzogin gesehen."

Und es belebten den geselligen Kreis mit ihrem Wissen die zahlreichen Jenenser Gelehrten: Wilhelm von Humboldt, Hufeland, der Hygieniker, die Philosophen Fichte, Schelling, Hegel und viele andere, berühmte und unberühmte.

Den größten Wirbelwind von allen aber verursachte ein weiblicher Besucher: Madame de Staël. Sie war wiederholt Gast im Wittumspalais, und es ist das Zimmer der Tafelrunde, wo die folgende köstliche Geschichte passierte. „An einem personenreichen Abendessen" saß Goethe in nachdenkliches Schweigen versunken, über das sich jemand aufhielt. Madame de Staël pflichtete dem Tadler bei und fügte hinzu: „Übrigens mag ich Goethe nicht, wenn er nicht eine Bouteille Champagner getrunken

Digitized by Google

Aus dem Schlafzimmer der Herzogin Anna Amalia

Digitized by Google

Eine Ecke des Empfangszimmers

hat." Worauf Goethe: „Da müssen wir uns denn doch manchmal zusammen bespitzet haben."

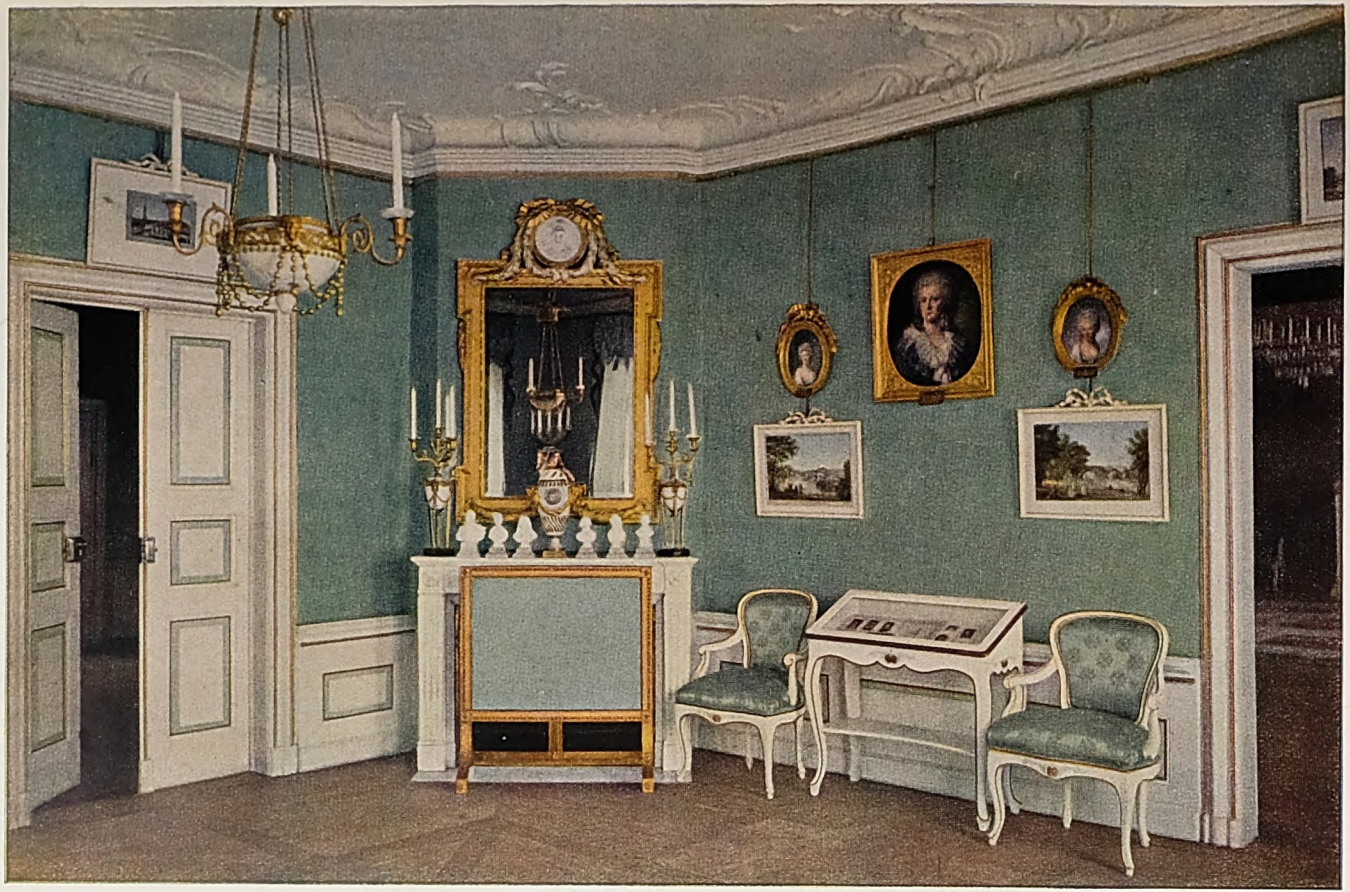
Ein ganzes Menschenalter hindurch ist das Wittumspalais der Brennpunkt des geselligen Lebens von Weimar gewesen. Dann aber kam eine Zeit, wo die Lichter, die einen so „Feen mäßigen" Glanz verbreiteten, allmählich erloschen und wo am Welttheater andere, vielleicht hellere, kaum aber reinere Lichtquellen sich entzündeten.

Zwei Revolutionen hat Anna Amalia in ihren letzten Tagen noch aus nächster Nähe miterleben müssen, eine große und eine kleine, und wenn die eine ihr fürstliches Herz aufs tiefste verwundete, so hat die andere darin ein nicht minder tiefes Staunen und die Empfindung hervorgerufen, daß ihre Zeit abgelaufen, daß eine völlig andere angebrochen sei.

Welches die große Umwälzung war, brauche ich nicht zu sagen. Von der kleinen aber erzählt Bode in seinem schönen Buch über Anna Amalia. Sie bestand darin, daß in einem Haus der Esplanade, da wo die Herzogin in jungen Jahren auf ihrem dicken Schimmel spazieren geritten war mit einem glänzenden Gefolge von Stallmeistern, Kavalieren, Pagen, Heiducken, Läufern, eine unbekannte Bankierswitwe aus Hamburg — Frau Johanna Schopenhauer — eingezogen war. Das stattliche Mobiliar, das sie mitbrachte, ließ auf günstige Vermögensumstände schließen. Da sie eine kluge, Unterhaltung liebende Frau war, kam sie auf die Idee, die Weimarer gute Gesellschaft regelmäßig wöchentlich einmal zum Tee zu bitten. Sie machte gar nicht viel Umstände. „Ich gebe Tee und Butterbrot im strengsten Verstande des Worts. Es wird kein Licht mehr als gewöhnlich angezündet," schrieb sie ihrem Sohn Arthur. In der Beziehung also war alles beim alten geblieben. Sie wollte durchaus nicht protzen, nichts lag ihr ferner, als etwa die früheren Veranstaltungen im Palais zu übertrumpfen. Und siehe da, es kamen alle: Goethe voran, nach ihm der treue Wieland.

Was war geschehn? Der gesellige Mittelpunkt hatte sich um einige Häuser verschoben. Die Besucher der Frau Schopen-

Digitized by Google

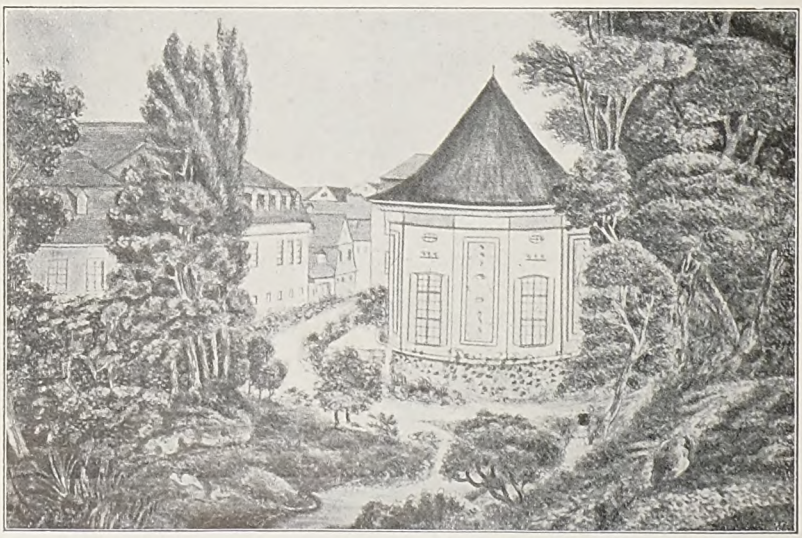


Teil des bei Festlichkeiten als Empfangsraum benutzten Zimmers

Digitized by Google

Der Ball- und Theatersaal

hauer waren wie diese selbst gewiß die letzten, welche die vor sich gegangene Wandlung spürten. Anna Amalia aber erkannte sie und quittierte darüber mit einem verwunderten Kopfschütteln und mit jenem mokanten Lächeln, das der Nichte des königlichen Philosophen so wohl anstand. Kurze Zeit darauf aber legte sie sich auf ihr schmales Bette, das noch heute in ihrem Schlafzimmer steht, zum Sterben nieder. Es war ein Zufall, der sich aber zum Symbol erhob, daß zu ihren Häupten ein Bildnis Friedrichs des Großen, ihres Oheims, hing.



Der einstige Garten des Wittumspalais. Aquarell, vermutlich von der Hand der Herzogin Anna Amalia, im Besitz des Vereins „Frauenbildung — Frauenstudium" zu Weimar

Digitized by Google

Die Kurkapelle. Von Kurt Münzer

Die kleinen blassen Musikanten! Wenn noch der Tau auf den Wiesen liegt, die Sonne gerade über die Waldhügel steigt, verlassen sie schon die Bauernhäuser weit draußen vor dem Badeörtchen, die armseligen Instrumente unterm Arm, und eilen den schönen breiten Weg hinan. Kastanien werfen ihren lichten Morgenschatten, die Lerchen steigen aus dem Korn, Sensen klingen von der Höhe, Glocken aus der Tiefe. Aber sie schauen nicht auf. Bald ist es sechs Uhr, und mit dem Schlag der Stunde muß der Choral feierlich, getragen und voll aus dem Pavillon tönen.

Mitten im Kurpark steht diese offene kleine Rotunde, von Wein überwuchert, und dazwischen ein Glyzinenstamm, der späte blaue Trauben an die hölzernen Arkaden hängt. Der Park, schön und schattig, mit mancher heimlichen Bank, einem winzigen Gondelteich, einer süßen Konditorei mit weißen Stühlchen und Tischchen, ist noch leer. Die ersten Frühaufsteher wandeln mit vollem Brunnenglas durch die Rüsternallee, und alle bleiben einen Augenblick stehen, als der alte Choral aufklingt. So lind und licht ist diese blaue, frische Morgenstunde, daß man dem verstimmten Waldhorn alle Mißtöne verzeiht. Die Bäume nur erschauern wie empfindsame Wesen, und der Tau tröpfelt von ihnen. Der erste blonde Backfisch, der durch die Allee schlendert, hebt das junge verschlafene Gesichtel und fängt das Naß auf.

Und während langsam die Wege sich füllen und ein Zug angenehm Leidender die Brunnenhalle passiert, spielt das Orchester von zwanzig oder dreißig Mann sein Repertoire herunter. Im Grunde ist es stets dasselbe. Nie darf eine Suite von Wagner und ein Operettenpotpourri fehlen, der letzte Walzer und das älteste Salonstück folgen, und ehe ein Marsch den Schluß macht, gibt es noch eine Opernphantasie und ein Charakterstück. Ach, wie klagen diese billigen Geigen, wie schwindsüchtig pfeifen die Klarinetten und Flöten, das Piston heult manchmal wie ein musikalischer Hund, und wenn die Trompeter voll Luft nehmen, ertrinkt Traviata, ertrinken Toska und Sieglinde in diesem Tonmeer.

Eine Schar blasser junger Männer sitzt da fröstelnd vor den Pulten. Ein paar von ihnen sind Einheimische, die mit ihrem bißchen Musik einen kleinen Sommerverdienst haben; aber die meisten sind zusammengeholt aus der und jener Stadt, aus Musikerbörsen, von kleinen Agenten. Sie bekommen gerade soviel, daß sie leben können. Nur zwei sind da, die künstlerisch und materiell das Orchester überstrahlen. Der erste Violinist, der Konzertmeister, der den Künstler unter den Philistern markiert, der in freiwilliger Einsamkeit ein geheimnisvolles Leben führt, dessen schwarze Krawatte flattert, während er das süße Solo im „Waldweben" spielt. Und der Kapellmeister!

Ja, der Kapellmeister, von wunderbar rätselvoller Herkunft, jung und schön, Augen wie Flammen, nicht blaß, sondern bleich, nicht mager, sondern schlank, immer ein wenig müde, verachtungsvoll seine Truppe dirigierend, bisweilen sich vergessend und über alles hinweg sehnsuchtsvolle Blicke ins ungemessen Ferne sendend. Er wird geliebt. Er ist die Sensation, das Geheimnis, der Götze des Badeörtchens.

In diesen kleinen Bädern, die in grünen Tälchen zwischen Waldhügeln liegen und mit einer harmlosen Quelle oder auch nur dem Ozongehalt ihrer Waldluft bescheidene Reklame machen, ist die Kurkapelle das, womit der Besuch des Örtchens steht und fällt. Daß bisweilen ein Theatertrüpplein im Hotel zum Stern spielt, würde den anspruchsvollen Herrschaften nicht genügen. Man will früh, nachmittags, oft noch abends sein Konzert haben. Denn das Publikum, das hier einen Monat Trinkkuren und Waldluft absolviert, ist ein ganz absonderliches. Weiß Gott, es hat nichts mit dem von Wiesbaden, Nauheim und Franzensbad gemein. Es ist noch ganz Provinz. Das eigene Ländchen entsendet seine Kranken an den Heilquell, vielleicht verirrt sich mal ein Berliner dahin oder gar ein Ausländer. Aber sonst, sonst gibt es hier noch echte, alte Hausfrauen, liebe, entzückende Provinzdamen, unverstandene Frauen, die in Romanen Zuflucht finden, aber noch nicht bei lebenden Helden, und Backfische, richtige junge Mädels in Waschkleidern und mit Hängezöpfchen. Das männliche Element ist schwach und gänzlich interesselos vertreten, einige Väter, einige solide Gatten und, wenn es das Glück will, neben den kleinen Geschwistern ein großer Bruder, Primaner, vielleicht gar Student, vielleicht auch nur Kommis.

Aber im übrigen ist der Musikpavillon der männliche Distrikt in diesem Frauenreich. In ihm warten Götter und Helden auf Blicke und Gesten, von ihm geht der einzige Zauber des Geheimnisvollen und Begehrenswerten aus. Und alle, die schon und noch ein Recht auf Liebe haben, sitzen immer in seiner nächsten Nähe und scheinen hingegeben zu lauschen, während sie doch nichts tun, als dem müden Auf und Ab der bleichen Kapellmeisterhände folgen und dem Bogenstrich des Konzertmeisters, der, ein ewig gekränkter Künstler, aus tiefster Einsamkeit heraus auf die unverstandene Frau hinabblickt.

Digitized by Google

Alle anderen Musikanten sind nur die Folie dieser beiden Helden; sie sind junges unreifes Volk, selbst den fünfzehnjährigen Schönen zu grün, oder, wie der Paukenschläger und Baßtrompeter, ein altes trockenes Etwas, ohne Beziehung mehr zum Manne, zudem verheiratet, wie schmale Ringlein verraten. Aber das, wohin die Blicke aller neu eintreffenden Damen zuerst zielen, wenn sie den Pavillon passieren, sind die weißen, schönen, schmalen Hände des Konzert- und des Kapellmeisters. Gott sei Dank, es geht ein tiefes Aufatmen durch den erwartungsvollen Busen, Herzen heben sich hoffnungsvoll, und Lippen öffnen sich beglückt: die weißen Künstlerhände sind schmucklos. Keine hassenswerte Rivalin kam den Mädchen zuvor, die da unten sitzen, stehen, schmachten. Zwei Künstler sind zu vergeben.

Nun, der Konzertmeister — es stellt sich schnell heraus — ist so eine Art Frauenfeind oder doch von allem guten Geschmack verlassen oder von einer grenzenlosen Einbildung besessen. Er versteht Blicke nicht und nicht die ehrbar zurückhaltende Aufforderung, mit der eine kinderlose und unverstandene Dame aus der Kreishauptstadt am Ende des Konzerts sich in die Rosenbüsche schlägt. Er folgt ihr nicht. Er lächelt nicht, als drei süße Backfische merkwürdig oft seinen Heimweg kreuzen und aufregend kichern, wenn er ihnen nahe ist; ja, er hebt sogar der schönen, braunen Sekretärstochter den Sonnenschirm nicht auf, der ihr entgleitet, aus holdem Schreck, als er unversehens an ihrer einsamen Bank vorüberkommt. Ach, er selber sucht die Einsamkeit. Ist denn eine Frau da, die seiner Liebe, seines Vertrauens würdig wäre, welche vermöchte, ihm zu folgen auf seinem Dornenweg der Verkanntheit, der Intrigen und Rachsucht? Wie seine größten Brüder kann auch er Apoll und Venus nicht zusammenkoppeln. Sein Leben gehört der Musik, nicht der Frau; er ist aller Leidenschaften, aber keiner Liebelei fähig. Einmal, einmal war er ein Wunderkind. Er hat in Paris gespielt, in einem schwarzseidenen Wämslein mit Gipüreſpitzen, sieben Jahre alt — vor der Welt —, in Wahrheit schon neun. Im schönen Saal der Rue de la Boëtie hat er gestanden, holde schlanke Frauen haben ihn geküßt, eine schöne Matrone hat ihm ein goldenes Kettlein umgehängt, das ihm sein Vater dann fortnahm. Er bekam Blumen und Spielsachen aufs Podium gereicht. Aber spielte er auch nicht schöner als je einer zuvor? Jene Es Dur-Cantilene Beethovens, schmolz da nicht sein Kinderherz, wenn er sie bebend herunterstrich, und mußte er nicht jedesmal, so oft er sie auch spielte, weinen, weinen, daß die Tränen auf die Gipüre fielen und die unbegreiflichen Leute unten zu schreien begannen? Auch in Wien hatte man ihn so verwöhnt, in Petersburg, weniger in Berlin; aber in London durfte er vor der Königin spielen, nachmittags, als sie mit ihren Damen und einigen Herren Tee trank. Sie hatte ihm selbst eine Brillantnadel in den Kragen gesteckt.

Ja, und dann? Und heute? Auf einmal war's vorbei. Sein Vater verschwand, und er war allein, älter geworden, ungelenk, ohne mehr gelernt zu haben als seine sechs, sieben Paradestücke. Und so setzte die Not ein. Das war nun dreißig Jahre her. Seit dreißig Jahren spielte er, von Agenten umhergeschleudert, hier und da in kleinen Kapellen, in Stadttheatern, Hoftheaterchen, im Sommer in Kurorten. Wenn er Glück hatte, bekam er zweihundert Mark Gehalt und fand daneben ein paar Musikschüler. Sonst besaß er ein Dutzend Schleifen mit ekstatischen Widmungen, ein Paket Rezensionen aus alter Zeit und die Nadel der Königin. Nur daß sie längst verkauft und durch eine imitierte ersetzt war. Aber diese Schätze führte er immer mit sich. Auch hier im Badeörtchen hatte er sie seinem Holzkoffer entnommen, und nun hingen die zerschlissenen Seidenbänder an den Wänden seines Stübchens. Er wohnte in der Villa Cäcilie — er suchte immer Häuser mit musikalischen Beziehungen — im Parterre und ließ das Fenster gern offen. Denn die passierenden Damen standen da still und sahen erschauernden Herzens in dieses Künstlerheim. Die Schleifen wehten, verblichene Farben und Gold schimmerten. Und der Geiger saß im Hintergrund versteckt und trank gierig diese letzte Bewunderung von fern. Und am Abend, oft, nahm er in dem dunklen Zimmer seine Geige und spielte jene Beethovensche Es Dur-Cantilene. Auch heute noch schluchzte er — aber nicht mehr aus Ergriffenheit, sondern aus Kummer und Wut. Und in alledem war es ein wohltuender Trost, daß die Frauen und Mädchen jetzt draußen auf der Straße standen und lauschten. Und es war ein bitterer Genuß, daß keine ahnte, wie er hier saß und weinte, weil die Kunst in ihm lebte und dennoch nicht aus ihm sprang oder erkannt und geschätzt wurde.

Das also ist der Konzertmeister, und er kommt, außer seinem Spiel, für das Badepublikum nicht in Betracht, da er höher fliegende Absichten zu haben scheint. — Aber der Kapellmeister!

Schon allein zu sehen, wie er daherkommt. Immer der letzte, schreitet er, den Hut in der Hand, die kurzen, schwarzen Locken unbedeckt, in Gehrock und tadelloser Krawatte, durch die Allee. Er betritt den Pavillon, grüßt leutselig nach rechts und links, steigt auf die kleine Estrade zu seinem Pult, und wenn der letzte Schlag der bestimmten Stunde vom Kurhaus erschallt, hebt er den Stock, wirft einen einzig kühnen, wundervoll flammenden Blick versammelnd um sich, und die Geigen setzen schmelzend ein. Dann wird er müde, nachlässig. Nur etwa Wagner oder Puccini scheinen ihn lebhafter zu bewegen. Und wenn er gar den Walzer aus dem „Rosenkavalier" bringt, dann dirigiert er nicht anders wie Richard Strauß selbst. Er fällt aus allen eleganten Nikischposen, seine

Digitized by Google

Bildnis
Gemälde von Wilhelm List

Digitized by Google

Digitized by Google

schwebenden Hände zucken plötzlich wie Blitze, seine runden Gesten werden eckig, wild, erregt, selbstvergessen; sein ganzer Körper dirigiert, er stößt Rufe aus, schreit die Tempi den Flöten und Geigen zu. Und die Frauenwelt unten? Sie hört nicht mehr, hingerissen folgt sie diesem Bewegungsschauspiel, atemlose Aufregung hält sie gepackt, es gibt junge Mädchen, die völlig hingegeben die Rucke der Arme und der Schultern mitmachen, und eine unverstandene Frau, die mit zwei Kindern und Bonne hier ist und kurz vor der Hysterie steht, kämpft mit ihrer ersten Ohnmacht. In einer langen Reihe um den Pavillon stehen aneinander gedrückt die Backfische und verschmachten vor Entzücken; sie flüstern sich die ewigen Worte: „himmlisch, entzückend, überwältigend, einzig" zu und erleben die höchste Verlebendigung ihres Mannesideals.

Sein Name steht auf den Programmen. Rudolf wird er gerufen. Und Rudolf wird die Parole dieses Sommers. Aber was ist Rudolf auch für ein Mann! Er mag dreißig sein, in diesem wundervollen Alter, wo die Süße des Jünglings mit der Herbe des Mannes kämpft und dem Betreffenden den unwiderstehlichen Charme einer unentschlossen schwankenden Altersbestimmung verleiht. Und — er reagiert aufs Weibliche! Er versteht alle Blicke, und bald grüßt er jede dritte Frau. Er spricht den schüchternsten Backfisch an, wenn er ihm in der Konditorei begegnet, und er versteht die Absicht jener mit tausend Ängsten verliebten Frau, die mit dem verzweifelten Mut zu einem kleinen, ganz, ganz kleinen Abenteuer in der Dämmerung nach dem Nachmittagskonzert in einen stillen leeren Weg abbiegt. Also — er geht ihr nach. Er setzt sich zu ihr auf die Bank, auf die sie sich geflüchtet hat, und ist von so tadelloser Ritterlichkeit, daß sie ohne alle Angste ihm nach einer halben Stunde an die Brust sinken kann.

Ja, der Kapellmeister ist ein Genie. Vielleicht nicht so sehr auf musikalischem wie auf weltlichem Gebiet. Denn er versteht es, alle zu bezaubern, alle zu beglücken, mit den Backfischen zu albern, mit den jungen Mädchen zu kokettieren, mit den Frauen zu flirten, mit den Matronen ehrerbietig zu konversieren — und beleidigt bei alledem keine, erregt nicht Neid, stiftet nicht Feindschaften, veranlaßt keine Intrigen. Seine Sonne bescheint Schöne und Häßliche gleicherweise, zündet überall und erntet allenthalben Liebe.

Wenn er an sein Pult tritt, so hat ein unsichtbarer weiblicher Geist einen Strauß Rosen daraufgelegt — oder wenn dieser Geist zu wenig Taschengeld hat, so ist es nur ein bescheidenes oder oft unbescheidenes Bund Feld- und Wiesenblumen, eine ganze Garbe Kornblumen oder Margeriten oder gar, wenn es ein sehr praktischer Geist ist, ein Bündelchen Erdbeeren am Stiel oder ein Blaubeerbukett. Und oft ist in diesem Liebesstrauß noch ein kleines Kärtlein verborgen oder mit einem Seidenbändchen festgebunden. Ein Kärtlein von zarter blauer und rosa Farbe mit einer verehrenden Zeile oder gar einem Gedicht, dessen Rhythmus und Reim und Gedanke zuweilen die eigene Hausarbeit verraten. Aber die Schenkerin und Dichterin bleibt immer namenlos. Jede glaubt, er müsse wohl wissen, von wem dieser Liebesgruß stammt, denn jede glaubt sich allein geliebt. Und wie sollte auch die unverstandene Frau, die ihr mißhandeltes Herz in seinen warm mitfühlenden und alles verstehenden Busen ausschüttet, annehmen dürfen, daß er zu ihr von einem anderen Stelldichein kommt und von ihr zu einer anderen sehnsuchtsvollen Seele eilt!

Ja, oft ist er auch ganz melancholisch. Blumen, die er in seinem Zimmer findet, zertritt er. Alle unverstandenen Frauen sind vergessen, sobald er sie verlassen, allen Flirt verrichtet er gedankenlos. Er holt daheim Notenblätter aus der Kommode, sitzt nieder am Klavier, spielt eine traurige Passage und beginnt, Notenköpfe zu malen, schnell, schnell, verzwickte Figuren, die er unterbricht, um auf dem Instrument schnell ein Motiv anzuschlagen, zu modulieren, zu verzieren und variieren. Da dichtet er seine dritte Symphonie für großes Orchester mit Frauenchor und Tenorsoli. Noch sind die beiden ersten nirgends aufgeführt, aber was tut's! Plötzlich wird sein Stern aufgehen, über Nacht wird er zum Meister proklamiert sein! Und er malt und malt schwarze Figuren und springt auf. „Elendes, elendes Geschäft!" ruft er. Aber dabei denkt er nicht so sehr an die Proben und Konzerte, die er hier leiten muß, um dreihundert Mark im Monat zu verdienen; sondern er denkt daran, wie er das Frauenvolk karessieren muß, um bleiben zu können. Das ist ein ungeschriebener Paragraph seines viermonatigen Kontrakts: er muß die trinkenden und badenden Damen betören. Nicht aufs Können, sondern auf die Tournüre kommt's an, auf die Weiße der Hände, das Blitzen der Augen.

Aber was tut man nicht, um seinem Genius zu dienen! Damit er zwei Stunden im Tag komponieren kann, ist er Korrepetitor an kleinen Theatern, Chordirigent kleiner Gesangvereine, war auch schon Leiter einer Damenkapelle, und im Sommer berauscht er mit seinen schönen Augen und verliebten Worten nervöse Damen. Er wird nicht bezahlt, um Musik zu machen, sondern um kleinen Mädchen und unverstandenen Frauen ihr Badeerlebnis zu verschaffen, ihnen ihr Sommerabenteuer zu bereiten, um dann in hundert Herzen mumifiziert, vergessen oder ewig angeschmachtet zurückzubleiben. Das nennt er sein „elendes Geschäft".

Und um frei und froh zu werden, setzt er sich an den Tisch und schreibt einen langen guten Brief an eine entfernte junge Dame, die in einer größeren Stadt Klavierstunden gibt. „Süßer Schatz!" nennt er sie darin. Aber er darf es tun, denn die junge Dame ist seine regelrechte Frau. Das ist sein Ge-

Digitized by Google

heimnis. Du lieber Gott, wenn das die hundert Verliebten im Bade erführen! Ganz heimlich trägt er den Brief zur Post, und wie er heimkehrt, läuft ihm Fräulein Schneider über den Weg, bleibt stehen und geht nicht wieder — und oben liegt die Symphonie in A-Moll, unterbrochen an jener einzig wundervollen Stelle, wo die gedämpften Hörner das tragische Motiv aufnehmen, um es neckisch und gutmütig verzerrend abzuwandeln.

Ja, solche Tragödien umschließt der kleine grüne Pavillon. Und wer weiß, welche Sehnsucht, Hoffnung, Verzweiflung in den zwanzig Musikanten stecken, die da fleißig und bisweilen falsch ihren Part herunterspielen! Wieviel Träume liegen da gebunden und schlagen mit den Flügeln! Oder wieviel Ehrgeiz ist da begraben in viel zu früh kalt gewordenen Herzen!

Diese Armen, die mit ihren wenigen Talern draußen bei den Bauern schlafen müssen, in Dachstübchen, wo die Trompete, wenn sie üben, ihnen das Trommelfell zerreißt! Die bei einer schmalen Kerze einschlafen und früh, früh in den Tau hinausmüssen! Alle sind sie traurig, einer vielleicht lächelt einmal, sie leben still für sich, ohne Zusammenhang mit dem Badepublikum. Und an schönen Abenden sitzen sie vor den Türen ihrer Bauernhäuser, und dann hallt das ganze Dorf von Flöten, Geigen und Hörnern. Dann üben sie in dieser kühlen blauen Stunde, doch die Kurgäste, die auf ihrer Abendpromenade durch das Dorf kommen, halten sich die Ohren zu und schütteln unwillig die Köpfe.

Aber am nächsten Tag gehen alle diese Übungen harmonisch zusammen, und aus den billigen Instrumenten strömen ein Lied, ein Tanz, ein sanftes Intermezzo. Allvormittaglich gibt es gemeinsame Proben in einem alten Gewächshause, das unbenützt im Park steht. Dann sammeln sich die Kinder und die Bonnen, die nie genug Musik haben können, ohne je nach der Qualität zu fragen, draußen an und lauschen, wie es gedämpft aus den Glaswänden herausklingt. Die Scheiben sind blind, und man gewahrt dahinter nur ein undeutbares Gewimmel. Aber ist die Probe zu Ende und tritt der schöne Rudolf als erster hinaus, so ist da schon ein Spalier lächelnder Mädchen und ernsterer Frauen, und er passiert es und spendet Blicke nach allen Seiten.

Abende kommen, die sind schwül von zögernden Gewittern. Der Park schweigt beklommen. Am kleinen Teich wird ein Feuerwerk abgebrannt. Auch hängen bunte Papierlaternen an den Bäumen und verleihen mit ihrem magischen Schein den Wegen einen berauschenden Reiz. Das Orchester spielt in dieser heißen Nacht. Man ist gerade in einer Walkürenphantasie, und Siegmunds Lied schmachtet durch den Park, da schießt der erste Frosch auf und verknallt, Raketen steigen, eine kleine Sonne dreht sich, Leuchtkugeln verpuffen vor den ewigeren Sternen, und Eros, Eros schwärmt aus. Um den Musikpavillon ist diese Stimmung verdichtet. Aber die Musikanten schwitzen, der Konzertmeister streicht sein Solo mit erlöschender Kraft herunter, und Rudolf ist noch bleicher als sonst.

„Wie er schwitzt!" sagt hingerissen Fräulein Schneider zu der Mama, und die Hand mit ihrem Nastüchlein zuckt, um dem Geliebten beizuspringen. Mama sieht ihn bewundernd an. Ja, selbst die alten Damen können sich dem Reize Rudolfs nicht entziehen. Und er oben leidet, denn er hat von seiner kleinen Frau traurige und sehnsuchtsvolle Nachrichten erhalten. Aber darf er sie denn kommen lassen? . . .

Nach dem letzten Ton des letzten Marsches ist er verschwunden. Seine Anbeterinnen suchen ihn umsonst. Und in dieser schwülen Nacht ist der Schlaf des Kurörtchens unruhig. Das Gewitter grollt, und die Ängstlichen sitzen auf den Treppen zusammen und naschen Schokolade. Beim Kapellmeister sind die Fenster hell; da sitzt er und schreibt er den zweiten Satz seiner Symphonie, ein Andante sostenuto in Fis-Dur mit vielen schmerzlichen Melodien. Beim Konzertmeister aber ist es dunkel. Dennoch sitzt er wach, denn die Elektrizität der Nacht prickelt in seinen aufgeriebenen Nerven. Er denkt an seine strahlende unglückliche Jugend und verflucht sie. Und eine der unverstandenen Frauen steht an ihrem Fenster und sieht zu dem Kapellmeister hinüber, der jenseits ihres Gartens im „Merkur" wohnt. Auf ihrem Nachttisch liegt die beendete „Madame Bovary". Auch er hieß Rudolf . . . Aber sie, sie wird niemals ein völliges Abenteuer haben. Denn er hat sich nicht erklärt, und morgen reist sie ab —

Ja, es kommt, weilt und geht. Tag für Tag wechseln die Gestalten, die den Musikpavillon umstehen. Holde Gesichter verschwinden, längst vertraut, neue, schüchterne, neugierige tauchen auf. Immer wiederkehren Hoffnungen, Wünsche, Sehnsucht, Mitleid und branden um die kleine Kurkapelle. Ohne Ende klopfen Herzen ringsum, als schlügen sie Takt zu den tausend Walzern und Liedern. Das geht so drei oder vier Monate, vom linden- und rosenduftenden Juni bis zum herberen, resedagetränkten September. Alle wechseln; beständig bleibt das Häuflein schwarzer Männer, die mit Geigen, Flöten, Bässen und Trompeten bei Sonne, Wind, Regen, Gewitter in ihrem hölzernen Tempelchen sitzen und Musik machen. Schließlich sind sie nur noch Automaten. Das Ganze ist wie ein Spielzeug, das zweimal am Tage aufgezogen wird. Und der Kurhausdiener geht umher und verteilt Programme.

Aber mitten in all dem gibt es einen großen Tag. Denn der Genius des Kurorts fügt es alljährlich, daß zur Hochsaison irgendein kleines Unglück geschieht. Ein bißchen Hochwasser oder ein kleines Feuerchen beschädigt ein Gehöft ein wenig, ein alter

Digitized by Google

Mann wird bescheiden verletzt, eine Kuh ersäuft oder ein Schwein erstickt. Und dann gibt es einen Wohltätigkeitsabend, ein Konzert im Kurhaus, das der Kapellmeister arrangiert. Um den Erfolg zu sichern, muß alle Neugierde und Klatschlust des Publikums angestachelt werden. Und zu diesem Zwecke wählt der Künstler aus der Gesellschaft zwei Damen, eine, die spielt, und eine, die singt. Zwei Damen aus der Provinz, die mit ihrem musikalischen Talent daheim der Stolz der Familie und die lärmendste Unruhe im Hause sind. Nun treten sie hier öffentlich auf! Sie fiebern acht Tage lang, probieren alle Kleider und Bänder, die eine übt acht Stunden täglich die Liszt'sche Rhapsodie, die andere singt ebensolange den „Asra". Und schließlich ist der Abend da. Alles stürmt in den Saal, um die Damen gönnerisch zu beklatschen. Aber der Kapellmeister spielt Klavier, er wandelt als „Franziskus auf den Wellen" über die Tasten, daß es dröhnt. Dann kommt der sanftere Schumann. Der Konzertmeister spielt einige Airs und gibt Sarasates zu, begleitet von seinem Kapellmeister, der auch den „Asra" feinfühlig akkompagniert. Eine Dame rezitiert noch, und dann bekommen alle Blumen. Er, Rudolf, der Kapellmeister, einen Lorbeerkranz!

Und noch einmal erhält er einen, an seinem Benefiz. Das ist am Ende des August, gerade wenn das Publikum sich zu verlieren beginnt. Das sind jene wehmütigen Abende — wer kennt sie nicht? — wo in allen Kurgärten aller Welt plötzlich Melancholie erwacht. Es ist Abend, die Laternen geben milden Schein, viele Leute sitzen da, stumm, oder sie schlürfen etwas Süßes oder reden leise — und da kommt ein Moment: die Musik spielt ein unbekanntes Stück, alle schweigen auf einmal, die Laternen flackern, eine Lokomotive pfeift fern, fern, und eine Traurigkeit ist unversehens da, daß alle Herzen erschauern. Da gellt eine Autohupe grell und durchdringend in diese keusche Stunde hinein. Und alle, alle, die Törichten und Flachen auch, empfinden da plötzlich die Nacht, die Stille, den ungeheuren Raum der Welt, das Geheimnis des Lebens, die Ewigkeit, den Schauer der eigenen kleinen Existenz, die so verloren im Unendlichen ist.

In dieser Stunde ist der Herbst erwacht... Und drei Wochen später ist das Bad still, die Alleen sind verödet, das Brunnenhäuschen ist leer. Im Musikpavillon stehen Stühle und Pulte übereinander, kein Choral, kein Walzer tönt mehr heraus. Das Häuflein Menschen ist zerstoben, mit ihm Sehnsucht, Liebe, Traum, und in andere, winterliche Kapellen zerstreut, singen die billigen Instrumente die Arien der Toska und Margarete.

Ohne dich

Mein Kissen schaut mich an zur Nacht
Leer wie ein Totenstein;
So bitter hatt' ich's nie gedacht,
Allein zu sein,
Allein und nicht in deinem Haar gebettet sein!

Ich lieg' allein im stillen Haus,
Die Ampel ausgetan,
Und strecke sacht' die Hände aus,
Die deinen zu umfahn,
Und dränge leis den heißen Mund
Nach dir und küss' mich matt und wund,
Und plötzlich bin ich aufgewacht,
Und ringsum schweigt die kalte Nacht,
Der Stern im Fenster schimmert klar —
O du, wo ist dein blondes Haar,
Wo ist dein süßer Mund?

Nun trink' ich Weh in jeder Lust
Und Gift in jedem Wein;
So bitter hatt' ich's nie gewußt,
Allein zu sein,
Allein und ohne dich zu sein!

Hermann Hesse

Digitized by Google

Wunderkinder

Roman von Hans Hart

Selbst wenn du blutest, sag':
Ich schminkte mich.

Hebbel, Tagebücher

Ein alter Fliederstrauch steht in voller Blüte, die knorrige Linde wickelt gerade ihre Blätter aus. Ein Rosenstock, dessen Haupt eine rote Glaskugel schmückt, streckt zartgrüne spitze Finger vor. Die drei alten Gesellen sind der einzige Schmuck des Gärtchens, wenn man den Efeu, der die hohen, häßlichen Feuermauern ein Stück hinanklettert, nicht mitrechnet.

Der Frühling hat harte Arbeit in diesem schmalen Rest Natur, das wie eine vergessene Märcheninsel zwischen dem alten Winkelwerk sich birgt. Der Flieder muß doppelt süß duften, will er die Küchengerüche besiegen, die aus den offenen Fenstern ringsum herausflattern. Und auf das junge Gras fallen oft Glasscherben, leere Konservenbüchsen, auch alte Schuhe und Orangenschalen, wenn einer das grüne Fleckchen als Schuttplatz ansieht, dieweil von dem armen Volk mit der lichtlosen Seele keine Rücksichtnahme auf ein winziges Judengärtlein verlangt werden kann.

Im Fenster einer Parterrewohnung sitzt ein kleiner Kerl mit rotem Haar, läßt die Beine über den Efeu hinabbaumeln, hält eine Geige in der Hand und zieht langsam und fleißig den Bogen über die Saiten. In dem bartlosen Gesicht leuchten scheue braune Augen, so warm und innig, daß nicht einmal der breite Froschmund und die häßlichen Henkelohren dieser Schönheit Abbruch tun können.

Auf dem spärlichen Rasen zu seinen Füßen hocken zwei Kinder, ein Bub und ein Mädel. Der Junge horcht mit stiller Andacht auf die schwirrenden Töne. Sie spielt mit Sardinenbüchsen und stopft Orangenschalen hinein. Eine häßliche Fetzenpuppe liegt nicht weit davon im Schatten des Fliederbaumes.

So spielte Joseph Italiener ganz versunken seinen Beethoven, schlug auf dem armen Efeu den Takt dazu und drückte das Kinn über die Geige. Die kleine Schwester warf plötzlich die Sardinenbüchse weg, ergriff die geliebte Puppe bei den Armen und begann, mit ihr sich leise in den Hüften wiegend, über den Rasen zu tanzen, voll wunderbarer Gelenkigkeit des siebenjährigen Körperchens, die schwarzen Augen ernsthaft aufgerissen, den blonden Kopf in den Nacken gelegt, gliederschnell und leicht wie ein Elflein auf dem Libanon. Ganz zierliche Schritte machte sie, hob die Beinchen mit den häßlichen groben Strümpfen, ließ sie kunstgerecht wippen und schwingen, und schließlich stand sie bloß auf einem Bein wie ein Storch und drehte Körper und zweites Bein wie Windmühlenflügel um die feste Achse. Die kleine Miriam war ein Ballettkind, dem man schon vor drei Jahren Gelenke und Knochen biegsam und elastisch gemacht hatte. Und die Geige des Bruders reizte sie, ihre Kunst zu zeigen.

Wie eine Sehnsucht war es, loszukommen aus dieser Enge voll Schmutz und Düster, in der Blumen und Kinder nicht gedeihen wollten. Mit den winzigen Händen warf Miriam dem Geiger Kußhände zu. Joseph lächelte schwermütig und übte weiter mit einer stumpfen Beharrlichkeit, die etwas Verzweifeltes hatte. Der kleinen Miriam fiel alles so leicht. Für sie war das arme Gärtlein der richtige Garten Eden, in dem winzige Mägdlein Königinnenrecht haben. In ihrem Übermut traf sie beim Tanzen mit der Fußspitze die Nase des kleinen Knaben, der mit halboffenem Munde dem Geigenspiel lauschte. „Himmelsgucker!" lachte sie und zeigte die spitze Zunge, die wie ein rotes Schlänglein der Bosheit hervorschnellte.

Der Kleine fuhr mit der feinen, schmalfingrigen Hand nach der getroffenen Nasenspitze und glitt von dort nachdenklich aufwärts über die breite, niedrige Stirn zum dunkelbraunen Haar, das wild und zerzaust durcheinanderhing. Dann sagte er langsam: „Auch Geige spielen!"

Aber Joseph geigte weiter, und Miriam

Digitized by Google

tanzte. Da riß der kleine Karl Maria ein Gänseblümchen aus, das neben ihm aus dem Gras guckte, hielt das weißrote Sternchen in der Hand und pfiff leise vor sich hin. Joseph Italiener ließ den Bogen ruhen. „Jetzt pfeift mir der Knirps gar die Melodie nach, und fehlerlos auch noch!"

Es war ein dünnes, mühseliges Pfeifen wie Grillenzirpen, aber Takt lief nach Takt ab, ganz rein und klar. Joseph ließ wieder den Bogen hüpfen und kniff den breiten Mund zusammen, was gar komisch aussah. Miriam wenigstens fand die Komik heraus. Flugs hielt sie mit dem Tanzen inne und sang, noch ganz atemlos, mit ihrer glockenhellen Kinderstimme:

„Kleins Männele, kleins Männele, was kannst du machen?
Ich kann wohl spielen auf meiner Geig',
Ging, Ging, Ging, so macht meine Geig'."

Und Karl Maria pfiff innig vergnügt auch diese Melodie, die er gar nie gehört hatte.

Jetzt aber lief die Geige wie ein Ritter in Brünne und Helm fort über Kindersang und Pfeifen. Bub und Mädel lauschten. Plötzlich hob der Knabe den Arm. Den Kopf hielt er gesenkt wie in angestrengtem Lauschen, dann glitt die rechte Hand wie ein Bogen über den linken Arm, und er spielte stumm mit.

„Dummerle." Die Miriam lachte, schlich herbei und legte ihre Orangenschalen dem Buben auf das dunkelbraune Haar. Er merkte es gar nicht. Die Abendsonne aber glitt hernieder und ließ ihr Spiel über das Gärtlein tanzen, über das rote Haar des Joseph, über das feine Blond der Miriam und über die zerquetschten grellroten Orangenschalen auf dem Kopf des Karl Maria Tredenius, der sein stummes Abendlied der Sonne vormusizierte.

⁂ ⁂ ⁂

Der goldene Glanz dieser Abendstunde hielt den kleinen Karl Maria noch im Bann, als er längst in der düstern Elternwohnung beim kargen Abendessen saß. Mit den Händen deckte er die Ohren, weil die scharfe Stimme des Vaters seine Träume so grausam zerriß. Der Postoffizial Franz Tredenius schimpfte wieder einmal über alles. Amt und Abendessen waren ihm gleich zuwider. Und als er gar bemerkte, daß sein Bub sich die Ohren zuhielt vor seinem Poltern, gab er ihm eine Ohrfeige und schrie: „Verdammter Balg!"

Der Junge duckte sich, zog die Schultern ein, aber er weinte nicht. Die sechzehnjährige Martha, ein schönes Mädchen mit einem klugen, nichtsnutzigen Grisettenkopf, lachte schadenfroh und nickte dem Vater zu. Frau Lisbeth zog die feinen schwarzen Brauen hoch und wandte die Augen ab. Ein Schauer lief über sie hin. Tag für Tag gab es solche Szenen, und ihre Widerstandskraft, die Karl Maria in Schutz nehmen wollte, wagte sich allgemach nicht mehr hervor. So schwieg sie auch heute, bis Franz Tredenius ins Wirtshaus eilte, und Martha, die längst ihre eigenen Wege ging, zu Freundinnen an die Haustür lief, mit denen sie an diesen Frühlingsabenden die Gasse auf- und niederzog.

Karl Maria saß lautlos da und sah der Mutter zu, die den Tisch abräumte. Seine Seele fror, er kroch ganz in sich hinein und ließ die Umwelt versinken. Nur seine Kinderträume behielten ihr Recht. In seinen Ohren tönte das Geigenspiel des Joseph Italiener, und die Noten sprangen zum offenen Fenster herein wie winzige Knaben, mit denen er spielen durfte. Auf einmal riß er die Augen weit auf, und sein Herz begann laut zu pochen. Klaviertöne zitterten herüber aus dem Nebenzimmer. Die Mutter spielte, wie immer, wenn Vater und Schwester fort waren. Ganz leise glitt der Knabe von seinem Stuhl und schlich der Musik nach. An der Tür blieb er stehen und barg sich in den Falten des alten roten Vorhangs. Da saß seine Mutter vor dem Klavier, hochaufgerichtet und schön, und spielte. Ihre Augen leuchteten, und auf den blassen Wangen lag eine leichte Röte, als wüchsen aus dem Halbdunkel des Abends rosarote Rosen. Karl Maria rührte sich nicht. Mit gefalteten Händen, wie ein betender kleiner Engel, stand er in stiller Andacht. Plötzlich seufzte die Mutter tief auf und ließ das Spiel. Sie stützte den Kopf in die Hand und sann vor sich hin. Ein Schluchzen kam zu dem Bübchen, das in jähem Erschrecken sich in die Vorhangfalten hängte, als suchte es da Hilfe. Zitternd betete Karl Maria: „Lieber Gott, schick' einen Engel." Der sollte der Mutter helfen. Und im Dunkel schwebte wohl ein Engel herein. Denn Frau Lis-

Digitized by Google

beth richtete sich auf, blickte zum offenen Fenster wie in stiller Dankbarkeit und griff dann wieder in die Tasten. Ein Stürmen geschah da, ein Hinjagen und Rennen, als liefen viele, viele Menschen der Sonne entgegen. Karl Maria lächelte glücklich und schlich lautlos in sein Kämmerlein. Wenn der liebe Engel da war, durfte er nicht stören und mußte artig schlafengehen. Still lag er in seinem Bett. Da kamen Schritte, und die Mutter trat herein.

„Schläfst du, Kleiner?"

Er gab keine Antwort, sondern öffnete nur die Arme und wartete. Dann schlang er sie um den Nacken der Mutter und blieb ganz still. Sie küßte ihn. Da faßte er kecken Mut und bettelte: „Darf ich auch Geige spielen, wie der Joseph?"

„Du bist noch zu klein dazu, Liebling."

„Aber die Miriam tanzt doch auch und ist noch klein."

„Vater würde es nicht erlauben."

„Spielst du deshalb nur am Abend?"

Statt zu antworten, legte ihm sie die Hand auf den Mund. Eine Weile schwieg er und blieb glücklich in dieser sicheren Liebe. Dann aber bat er wieder um seine Geige und ließ sich nicht davon abbringen.

„Es darf nicht sein, Karli, glaub' mir's doch!"

„Ich will so fleißig sein, Mutter, da lerne ich es ganz allein!" Bange Angst war in Frau Lisbeth, als sie sah, wie ihre eigene Sehnsucht im Herzen ihres Kindes Wurzel schlug und die Musik auch ihn in Bann und Zauber hielt. Aber sie dachte, wie Franz Tredenius ihr Klavierspiel verlachte und haßte, und wollte des Kleinen Seele vor ihres Mannes Fäusten schützen, die diese Kinderfreude mit rauhem Griff ersticken würden. Und da sie Karl Maria nicht mit einem unwiderruflichen Nein kränken wollte, schob sie die Aussicht einfach hinaus und versprach ihm eine kleine Geige zu seinem nächsten Geburtstag, wenn er sehr brav wäre und in der Schule, in die er im Herbst kommen sollte, gute Noten erhielte. Damit war er ganz zufrieden, hielt die Hand der Mutter fest und schlief ein. Im Traum hörte er wieder seine geliebte Geige klingen. Aber es war nur Schwester Martha, die beim Nachhausekommen eine Operettenmelodie pfiff.

Am Morgen lief Karl Maria mit seiner jungen Freude ins Nachbarhaus zu Miriam. Sie war noch nicht von der Schule zurück. So setzte er sich neben den Großvater Italiener, einen dürren Greis, der noch Kaftan und Löckchen trug. Großvater Samuel besaß ein kleines Bänkchen, das er gewissenhaft der Sonne nachschleppte, um jeden Sonnenstrahl mit seinem frostigen Körper aufzufangen. Für Karl Maria war der gutmütige, etwas schmierige Samuel der Märchengreis. Er erzählte wunderhübsche kleine Geschichten, die er mühelos erfand. Nicht umsonst war er in seiner polnischen Heimat Hochzeitstroubadour und Witzmacher gewesen, der Tränen und Lachen mit gleicher Kunst zu entlocken vermochte. Hier, in der großen, fremden Stadt allerdings war es ihm schief gegangen. Er war wie sein Sohn, der bärenstarke Gideon, ein Schlemihl, der im Tempel und in der Gemeinde etwas galt, im praktischen Leben aber stets einige Stunden später antrabte, nachdem schon die anderen in das Himmelreich des Rebbach eingegangen waren.

In dem ehemaligen Ghetto herrschte heute ein reges Leben. Heute nacht war Osternacht. Feierlich angetan wandelte alles in den Tempel oder schritt in weisen Gesprächen durch die frühlingshellen Gassen. Mitten durch diese ehrwürdigen, festlichen Menschen tobte jetzt eine Rotte Schulkinder, voran ein kleines Mädel mit dickem, blondem Zopf. Grimmig schwang Miriam die Schultasche und hieb damit auf die kleinen frechen Jungen ein, die höhnend von ihr Mazza verlangen. Karl Maria lief zu ihrem Schutz herbei, bekam einen Stoß, daß er taumelte, hieb aber wacker um sich, bis der alte Samuel sein Sonnenbänkchen als Waffe brauchte wie einst Simson den Eselskinnbacken und die kecken Christenknaben verscheuchte. Lachend kehrte er dann wieder in den geliebten Sonnenschein zurück. Ganz zerzaust stand Miriam vor ihm.

„Die dummen Kerle," sagte sie verächtlich, warf den Trotzkopf in den Nacken und streichelte Karl Maria die Wangen, wie ein besorgtes Mütterlein. „Hast du's arg gekriegt von den Eseln?"

Er schüttelte den Kopf: „O nein, Miriam, gar nicht."

Samuel sah den Kindern zu und lächelte still. Er freute sich, daß seine Enkelin auf-

Digitized by Google

recht und keck durchs Leben ging auf ihren kurzen Beinchen, ganz anders als der Knabe, der nur Märchen hören wollte.

„Darf ich am Abend wiederkommen?" fragte Karl Maria. Er liebte diesen feierlichen Singsang, der an jüdischen Festen durch die alten Häuser bebte, diese fremde Sprache, die in seltsamen Rhythmen an seine Ohren klang, und nicht zuletzt die Anhänglichkeit von Eltern und Kindern, die er daheim nicht kannte. Hauptsächlich aber kam er wegen Miriam, die dann tanzte und sprang und tausend Narrenspossen trieb. Auch spielte Joseph an solchen Abenden stets Violine, weil Großvater Samuel und Vater Gideon es so liebten, obschon die strenggläubige Frau Charlotte, die in ihren großen, fetten Händen die Zügel des Hausregiments hielt, solches Treiben Sünde nannte.

Die Familie Italiener saß beim Ostermahl. Großvater Samuel verstand es, die religiöse Grundstimmung durch vergnügte Witze in wohlige Behaglichkeit hinüberzuleiten. Sein treuester Schildknappe war sein ältester Enkel Jacques, Auslagenarrangeur in der Vorstadt, ein mageres, elegantes Bürschchen mit klugen Augen und beweglichen Händen, die immer etwas zu ordnen schienen. Frau Charlotte, die ihre üppige Rundlichkeit in ein gelbseidenes Festkleid gehüllt hatte, schleuderte Drohblicke nach Schwiegervater und Sohn, wenn diese die eintönigen Gebete des wackeren Gideon durch Witzeleien störten. Fünf andere größere und kleinere Italiener beiderlei Geschlechts zierten die Tafel, alle frischgewaschen und in den besten Kleidern. Neben Miriam saß als Gast der kleine Karl Maria, der Jacques' anzügliche Sticheleien wegen seines christlichen Bekenntnisses verständnislos über sich ergehen ließ und sich an den vielen süßen Speisen gütlich tat.

Die Hausfrau und Gideon wie der alte Samuel genossen nur ungesäuerte Brote und die bitteren Kräuter, die an die Wehmut der ägyptischen Gefangenschaft mahnten. Gideon, der Schlemihl, der lieber in den Parks und auf den Straßen träumte, statt sein Trödlergeschäft zu betreiben, nahm seine religiöse Pflicht sehr ernst, vielleicht nur, weil seine Phantasie gern mit den alten Gewohnheiten spielte. Feierlich sprach er über die vier Becher den Dank für die Gabe des Weinstocks und fragte den roten Joseph, was diese vier Becher zu bedeuten hätten. Joseph gab ungenaue Auskunft. Frau Charlotte ward rot.

Gideon sagte traurig: „Du weißt gar nichts, mein Sohn."

Schuldbewußt senkte Joseph den Kopf. Sein Vater seufzte und tat desgleichen. Denn Gideon hatte die schönen Einnahmen, die Joseph vor Jahren als Wunderkind mit seiner Geige gemacht, schnöderweise an der Börse verspielt. Und seitdem wagte er nicht, seinem Joseph Vorwürfe zu machen, wenn es auch mit dem Geigenspiel längst bergab ging, vielleicht deshalb, weil der gute Joseph wie sein Vater ein Träumer war und das Spazierengehen dem langweiligen Üben vorzog. Frau Charlotte aber fragte scharf: „Joseph, was ist eigentlich mit deinem Konzert in Laibach?"

„Das macht sich, Mutter. Gegen Ende April."

„Und dann?" Frau Charlotte hielt streng auf Genauigkeit.

„Ich denke, ins Operettenorchester des Bellevue-Theaters einzutreten."

„Operettenorchester — hübsche Aussicht das," murrte die Mutter. Aber die schlaue Miriam, die Ungemütlichkeit nie leiden mochte, wies, um abzulenken, auf Karl Maria, der gerade ein riesengroßes Tortenstück im Munde stecken hatte, und erzählte wichtig: „Er will auch ein Geiger werden."

Der Kleine schluckte verzweifelt seine süße Beute hinab und sah verlegen vor sich hin.

Der elegante Jacques fragte anzüglich: „Willst du nicht lieber werden, was dein Vater ist?"

„Nein," antwortete das Kind sehr bestimmt.

Miriam verteidigte ihren Freund: „Karl Maria wird ein Geiger, und ich werd' eine Sängerin. Dann heiraten wir. Darf ich nicht singen, Mutter?"

„Nein," erwiderte Frau Charlotte und schlug auf den Tisch. Aber Miriam ließ sich nicht beirren: „Gestern hab' ich zur Ermattinger in die Garderobe dürfen. Wie es da gut riecht! Viel besser als in deinem Tempel, Großvater."

Samuel schmunzelte sehr heiter und

Digitized by Google

schenkte Miriam ein ganz neues Geldstück. Sie tanzte vergnügt um den Tisch. Ihr Mäulchen aber ging weiter: „Die Ermattinger hat auch nach dir, Joseph, gefragt. Sie erinnert sich noch an dich. Ob du noch so gut spielen kannst, will sie wissen. Was soll ich ihr sagen, Joseph?"

„Das ist lange vorbei," antwortete trübselig Gideons Sohn.

Frau Charlotte hob die Tafel auf und trieb Mann und Kinder in den Tempel. Nur Samuel, der ein heimlicher Freigeist war, schützte Müdigkeit und sein Alter vor und blieb daheim. Er öffnete die Türen für alle, die in der Osternacht in dieses Haus kommen wollten, stellte den vollen Becher für den Propheten Elias zurecht und machte es sich im Lehnstuhl bequem. In Wirklichkeit hatte er keine Sehnsucht nach Bettlern und fremden Gästen, sondern nur nach der reinen, würzigen Luft dieses Frühlingsabends. Er zog die Kappe über die Augen und faltete die Hände im Schoß. Solche Augenblicke hatte er in seinem langen Leben stets geliebt. Karl Maria sperrte Mund und Augen auf und harrte des Propheten Elias. Samuel öffnete noch einmal die schlaftrunkenen Augen: „Trink den Becher aus, Kleiner! Dann erscheint dir der Elias."

Voll heiliger Ehrfurcht tat Karl Maria, was der Greis ihm befahl. Aber er hatte noch nie Wein getrunken, und so erging es ihm wie einst dem braven Noah. Er sah plötzlich viele Propheten und Erzväter um sich, führte verworrene Reden, sang ein bißchen und zupfte schließlich gar den schlafenden Samuel am weißen Bart. Dann schlich er ins Nebenzimmer, wo Josephs Geige samt Bogen offen auf dem Bette lag, und begann, abscheulich die Saiten auf- und abzukratzen, als müßte er dem Propheten ein Einzugslied vorspielen. Endlich übermannte auch den Kleinen die Müdigkeit, und er schlief, den Geigenbogen fest im Arm, ein.

So fand ihn der alte Samuel und trug das Kind hinüber zu seiner Mutter. Fräulein Martha öffnete, blickte ihm höhnisch ins Gesicht und schnitt eine Fratze. Franz Tredenius, dem unerwartetes Klingeln von Amts wegen an die Nerven ging, hieb die Tür hinter sich ins Schloß und schrie: „Hinaus mit dem alten Juden!" Samuel lächelte gutmütig und wartete, bis Frau Lisbeth kam.

⁂ ⁂ ⁂

Seit diesem Abend verbot der Vater dem Knaben ernstlich den Verkehr mit der Familie Italiener. Aber Karl Maria ging nun heimlich. Josephs Geige zog das Kind an, wie ein singender Zauberschrank aus einem Märchen. „Die Miriam gibt schon auf mich acht," sagte er beruhigend zur Mutter, die um seine Schleichwege wußte. Und Frau Lisbeth wehrte ihm nicht. Sie ließ ihrem Jungen seine kleinen Heimlichkeiten, seinen ersten inneren Besitz und war zufrieden, wenn er mit leuchtenden Augen von seinen verbotenen Gängen heimkam, still zu ihren Füßen saß und ihrem Klavierspiel lauschte. So schlief er ein und ließ sich von lieblichen Träumen umgaukeln.

Lisbeth bat jeden Abend aufs neue um diesen Schlaf, damit der Kleine nichts hörte, wenn Franz Tredenius sich aus dem Wirtshaus heimfand und zärtlich zu werden begann. Sie trug seine Küsse wie Brandmale. Aber sie wollte Karl Maria die Unberührtheit seiner Kinderjahre retten, darum blieb ihr Weh stumm. In einer Nacht jedoch geschah es, daß Franz Tredenius ihre fromme Lüge zuschanden machte. Er hatte allzuviel Geld im Kartenspiel verloren und beichtete nun seiner Frau in der Wehmut der Trunkenheit, daß er einen Griff in die Postkasse getan und dieses Geld bis Samstag unbedingt ersetzen müsse. Da vergaß Lisbeth ihre Selbstbeherrschung und gab ihm harte Worte. Alles, was sie jahrelang unterdrückt, kam hervor und zerriß die Stille der Nacht. Tredenius raufte sich das Haar und schrie: „Du und der Bub, ihr seid an allem schuld. Hätte ich euch nicht, wäre ich ein freier Mann."

In Hose und Hemd rannte er durchs Zimmer und hämmerte mit den Fäusten wider die Wand. Wütend packte er Lisbeth und schüttelte sie. Sie bog sich zurück, daß sein Atem sie nicht traf, der nach Bier und Schnaps roch. Da brüllte er: „Ekelt dir gar vor mir?" und schlug sie, daß sie taumelte.

In der Tür stand Karl Maria in seinem weißen Nachthemdchen, hatte die Augen entsetzt aufgerissen und die kleinen Hände

Digitized by Google

Abendschwemme. Gemälde von Prof. Heinrich von Zügel

Digitized by Google

Digitized by Google

wider den Vater geballt. Mit einem dumpfen Laut stürzte er sich auf den starken Mann, der halb zornig, halb verlegen ihn abwehrte, und hämmerte seine Fäuste gegen die Knie des Vaters, an die er gerade reichen konnte.

„Karl Maria!" Lisbeth riß das Kind an sich. Franz Tredenius aber strich den blonden Schnurrbart, zuckte die Achseln und sagte endlich finster: „Bis Samstag brauche ich das Geld." Damit ging er.

„Mutterle!" stammelte der Bub. „Er darf dir nichts tun, Mutterle!" Und der kleine Mund wurde herb, beinahe hart.

„Ja, Kind," murmelte Lisbeth und strich ihm das Haar aus der Stirn. Karl Maria zitterte am ganzen Körper und hielt noch immer die Fäuste geballt. So trug sie ihn in sein Bettlein, wie damals, als er den Becher des Elias zu rasch ausgetrunken, und blieb die ganze Nacht bei ihm. —

Am Morgen zog sie sich besser an als sonst und nahm das Büblein mit sich. Schier feierlich schritt Karl Maria mit der Mutter durch die morgenhellen Gassen in dem Gefühl seiner neuen Wichtigkeit. Allen Menschen sah er trotzig ins Gesicht, als wollte er ihnen zeigen, daß die Mutter unter seinem Schutze stände. Er lauschte auf jegliches Geräusch und formte selbst das schrille Läuten der Trambahn zu hüpfenden Takten. Was er hörte, setzte sich in seinem Ohr alsogleich in Musik um. So wandelte er freudig in den Morgen hinein und hatte nach Kinderart die schlimme Nacht schon längst vergessen. Da kam ihnen ein Herr entgegen, stattlich und elegant gekleidet, mit eisgrauem Schnurrbart und hellen blauen Augen. Frau Lisbeth hob flüchtig den Blick und lächelte ein wenig, als sie den Fremden bemerkte.

„Wer ist das?" fragte der Knabe.

„Ach Gott, das ist ein Geiger."

Karl Maria riß es herum, er ließ die Mutter los und starrte dem Herrn nach, der langsam über den sonnenhellen Platz schritt. „Ein wirklicher Geiger?"

„Ein ganz großer, Kind."

„Und wie heißt er?"

„Hans Geßner, du Neugier."

Der Kleine ward sehr nachdenklich und trabte stillschweigend neben der Mutter her. Jetzt hatte er einen großen Geiger gesehen. Das Kinderherz brannte. Dieser Hans Geßner hatte sicher schon als ganz kleiner Junge seine Geige haben dürfen.

Endlich machte die Mutter vor einem einstöckigen Hause halt, das mit Mitteltrakt und zwei vorspringenden Flügeln sowie dem Glockentürmchen auf der Dachmitte einem kleinen Kloster glich. „Zum blauen Herrgott" hieß das Haus kurzerhand, weil vor Jahren irgendein weltfroher Kauz das ehemalige Klösterlein, das längst profanen Mietern diente, himmelblau hatte tünchen lassen. Und plötzlich wußte der Kleine, daß er hier schon einmal gewesen war. Ein guter, duftender Bratapfel tauchte in seiner Erinnerung auf und ein großer, dicker Mann, der ihm diesen Leckerbissen gereicht. Frau Lisbeth blieb stehen und sagte ernst: „Hier wohnt dein Onkel," und zog einen Glockenstrang, der ein geflügeltes Engelsköpfchen als Handgriff trug. Wie in einem Zauberschloß ging die Tür von selbst auf, daß Karl Maria voll Ehrfurcht sein Käppchen lüftete. Weit und hell war das Stiegenhaus, durch große Fenster mit kleinen bunten Scheiben flutete die Sonne.

‚Es muß gerade Messe sein,' dachte das Kind, denn laute Musik lief ihnen entgegen, übernatürlich laut. Auch Frau Lisbeth griff diese Musik ans Herz, so zerrissen und abscheulich sie im Grunde war. Nach drei Jahren kam sie zum erstenmal wieder in dies wundersame Haus, darin ihr einziger Bruder, der Chormeister bei St. Pankraz, Johann Sebastian Williguth, mit zwölf Kindern und seiner Frau Musika hauste. Sein eheliches Weib Apollonia, genannt Affi, rumorte in Küche und Keller und haßte den tollwütigen Lärm, der losbrach, wenn der Musikgewaltige seine Orgelpfeifen zu einem Orchester zusammenzwang.

Wie in die Heimat kam Lisbeth in das blaue Kloster, wo ihre Kindheit noch in allen Ecken schlummerte. Ihr Mann hatte sie auch von dem wunderlichen Bruder losgerissen, den er stets anpumpte und dann einen dicken Hanswurst nannte, bis eines Tages der empörte Bruder Williguth seinen Cellobogen auf Franz Tredenius' Rücken tanzen ließ. Da war dann alles aus. Und Lisbeth hielt sich fern, weil sie den Zorn des Gatten fürchtete und ihren Schmerz nicht zeigen wollte. Heute aber trieb die liebe Angst sie wieder her. Und

Digitized by Google

als Willkommgruß schmetterte ihr Brahms' C-Moll-Symphonie entgegen. Aber, o Jammer, wie zerstückelt und zerschlagen! Wo das Herz eines kummervollen Menschen laut hämmern sollte, purzelte im Eingang des ewiggroßen Schlußsatzes alles elendiglich durcheinander. Nur die Posaune klang machtvoll und schön.

Still blieb die Frau vor der Tür stehen, hinter der dieser Hexensabbat raste. Willigguths Kinder waren alle fast unmusikalisch, und der Fiedelbogen des Vaters übte da pädagogisches Zwangsrecht. Das Schicksal war grausam mit Johann Sebastian.

Frau Lisbeth öffnete leise die Tür und ließ Karl Maria den Kopf hineinstecken. Sie wagte nicht völlig einzutreten, bevor ihr Bruder den Satz und seine zwölf Kinder zu Ende gemartert hatte. Kleine, größere und fast erwachsene Buben und Mädel seufzten und wischten da den Schweiß von den jungen Stirnen. Groß und erhaben thronte Johann Sebastian unter seinem Volk. Da erschaute er Frau Lisbeth und ihren Knaben, warf das mächtige Haupt nach vorn, daß das Blut ins Antlitz schoß, und streckte den Cellobogen wie ein Schwert von sich: „Du bist's, Schwester?"

Dann sank der Fiedelbogen langsam herab und sauste schließlich mit wilder Kraft auf den Rücken eines dicken, zwölfjährigen Jungen, der noch das Horn in der Hand hielt, und eine mächtige Baßstimme brüllte den Text zu dieser Melodie: „Lausbub, verdammt in Apoll! So denkst du den seligen Meister Johannes zu verschustern?" Der dicke Junge duckte sich und suchte seine fette Leiblichkeit vor dem musikalischen Schwert zu schützen. Nachdem Herr Williguth seinen Zorn, der eigentlich der Schwester galt, die den Lumpen Tredenius geheiratet hatte, auf dem Rücken seines Buben ausgetrommelt, schrie er grimmig: „Instrumente versorgen, Musikidioten!" Hierauf stieg der Riese von seinem Hochsitz und nahm Lisbeth in seinen Arm.

Es war mäuschenstill.

„Komm!" sagte der regens chori und zog die Schwester mit sich fort. —

Karl Maria stand ganz allein unter den zwölf großen dicken Engeln, die sich gegenseitig neckten, an den Ohren zogen und ein gar nicht engelhaftes Raufen anhuben. Nur der Mann mit der Posaune schritt groß und breit, trotz seiner vierzehn Jahre, auf den Kleinen zu, hob ihn auf die Schulter, hielt ihn an den Beinen fest und lachte. Ein kleines Mädchen, dem flachsgelbes Haar um die Schultern wehte, lief herbei und sagte gutmütig: „Laß ihn, Giacomo, er ist noch so klein." Aber sie war nicht älter als Karl Maria. Statt einer Antwort griff sie der junge Riese auf, schob Karl Maria auf die eine Schulter, stellte das blonde Ding auf die andere und sagte schmunzelnd: „So, jetzt seid ihr beide groß!"

Das Mädel ward rot. „Wie heißt du eigentlich?"

„Karl Maria. Und du?"

„Kunigunde. Eigentlich Gundl, das ist mir lieber."

„Kundry heißt sie," heulte der Balg mit dem Horn und schwang das mißhandelte Instrument wie einen Tomahawk. „Kundry, die Hexe!" brüllte der Chor, der blutwenig von Musik, aber viel von den närrischen Namen wußte, mit denen Williguth seine Nachkommenschaft geziert hatte.

Das Mädel weinte. Karl Maria beugte sich ritterlich hinüber und küßte sie. Da ward sie rot und glücklich. „Du bist gut."

Eine große, schwere Frau trat jetzt ins Zimmer und trug eine Platte mit riesigen Butterbroten. Sie lachte über das breite rote Gesicht, als sie das Durcheinander erblickte. „Da hat man's wieder! Das nennt er dann Musik!"

„Das ist der Karl Maria Tredenius," stellte Giacomo vor. „Tante Lisbeth ist beim Vater."

„Da muß ich doch gleich — o Gott, o Gott," ächzte die dicke Frau, „sonst rennt ihm wieder das Herz davon." Sie stellte schnell die Butterbrote auf das große Schlagwerk und lief schnurstracks dem weichen Herzen ihres Eheherrn nach. Die kleine Gesellschaft aber fiel über die Platte her und tat sich gütlich. Kunigunde teilte ihr Stück mit Karl Maria und bat leise: „Willst du meine Puppen sehen?"

Ihr neuer Freund nickte. Er hatte Angst vor diesem wilden Volk, das am hellen Sonntagmorgen so lärmte. Das kleine freundliche Mädchen führte Karl Maria eine schmale Hintertreppe hinab, stieß eine nur angelehnte Tür auf, und Karl Maria stand im Wunderland.

Maiblüte war es. Der langgestreckte

Digitized by Google

Obstgarten trug sein Hochzeitskleid, im jungen Gras lagen ganze Häufchen von weißen und rosenroten Blüten, die es in ihrer duftigen Freude allzu toll getrieben hatten und deshalb abgestürzt waren. Nun mußten sie sterben. Ein Summen von Bienen brummte auf und nieder, gewaltig im Baß. Und darüberhin läuteten die Sonntagsglocken die Messezeit ein.

In einem alten, einstöckigen Gartenhäuschen war Gundls Puppenheim. Zwölf Puppen beiderlei Geschlechts saßen und lagen herum. Es gab da häßliche und schöne, armselige Fetzenkinder und vornehme Porzellanpuppen mit starren, hochmütigen Augen. Und nun verwunderte sich der Bub, wie Gundl „Guten Morgen, liebe Kinderchen" beim Eintritt sagte, dann die Reihe abschritt, ein Gesicht küßte, eine andere Puppe beim Schopf zog, weil sie sich wieder nicht gewaschen habe, und darauf die Sonntagstoilette vornahm. Eine greuliche Fetzenpuppe, deren Gesicht eine gerunzelte Kastanie bildete, in die zwei schwarze Schuhknöpfe als Augen geklemmt waren, bekam ein prächtiges rotes Kleid, weil sie in der letzten Woche die bravste gewesen sei. Und Kundry erzählte, daß sie dies Festkleid aus einem von Vaters rotseidenen Taschentüchern selbst zusammengenäht habe. „Es kommt alles viel billiger, wenn man es daheim macht!"

Sie plapperte wichtig diesen Satz her, wie sie ihn wohl von den Großen gehört hatte. Karl Maria dachte nach, dann fragte er hastig: „Kann man auch eine Geige daheim machen?"

„Ganz gewiß."

„Weißt du nicht wie, Gundl?"

„Ach nein. Ich bin so dumm." Und einen Augenblick huschte ein trauriges Lächeln über das sonnenhelle Kindergesicht.

Dann spielten sie mit der Puppenküche. Er sammelte dürres Holz, schleppte Wasser und brachte Veilchen und Blütenblätter vom Markt heim. Sie schalt ihn, wenn er etwas schlecht machte, und lobte ihn, wenn er brav war. Er machte aber meistens seine Sache schlecht und lässig, weil er immer noch grübelte, wie er sich selbst eine Geige verfertigen könnte.

Schließlich erklärte Kundry, sie müsse jetzt einige Puppen ins Bad tragen, nahm ein altes Taschentuch als Handtuch mit und gab Karl Maria eine Puppe in den Arm. Die andere hielt sie an ihr Herz gedrückt und sagte belehrend: „Anständige Kinder müssen baden. Sonst werden sie schmutzig und dürfen nicht in den Himmel. Mama gibt dir dann auch einen Kuß und kocht dir Veilchenkompott." Karl Maria trabte geduldig hinterdrein und sah dem Puppenbad zu. Jetzt kam seine Puppe dran. Plötzlich rutschte Gundl aus, das Porzellankind entglitt ihr und sank im Wasser des Teichleins unter. Gundl heulte. „Nun muß sie ertrinken!" Sie rang die Hände und tat sehr verzweifelt. Karl Maria aber überschritt die Wiese, in der er abseits stehen mußte, weil die Kinder sich beim Baden vor dem Papa schämten, wie Gundl behauptete, und marschierte in das seichte Wasser. Er bückte sich und holte das Puppenkind vom Grunde. Stolz überreichte er den Schatz der Gundl, die das nasse Ding innig herzte und küßte. Mit einemmal fiel ihr ein, daß der arme Lebensretter zähneklappernd daneben stand und sich verzweifelt die Sonne auf den Bauch scheinen ließ, von dem das Wasser in kleinen Bächlein lief. Sie warf die Puppe ins Gras und fragte mitleidig: „Ist dir kalt?"

Er klapperte mit den Zähnen und schüttelte heldenmütig den Kopf. Gundl warf einem suchenden Blick ringsum, doch sie fand nichts. Da riß sie ihr Schürzlein herab, kniete vor Karl Maria hin und rieb und trocknete emsig damit. „Ach, Gundl," seufzte der Bub und tat einen heftigen Nieser in die Sonne.

Zwei dunkle Schatten fielen über das lenzgrüne Gras, und vor den Kindern stand Johann Sebastian mit Frau Lisbeth.

„Was ist meinem Buben geschehen?" rief Frau Lisbeth und zog Dame Kundry an dem Flachshaar empor.

„Nichts, Mutter," sagte Karl Maria und lächelte glückselig.

„Er hat meine Puppe aus dem Teich geholt," beichtete reumütig die zitternde Gundl.

„Steck' ihn ins Bett und gib ihm Fliedertee zu trinken!" riet Herr Williguth und sandte unheilvolle Blicke nach seiner Tochter. Und so geschah es. Den ganzen Tag lag Karl Maria im Bett des dicken Hornbläsers, bekam Tee und Glühwein

Digitized by Google

und glühte wie ein Apfel im Bratrohr. Die schuldbewußte Gundl saß an seinem Bett und hielt seine Hand, voll Angst, daß er sterben könnte. Da er im Halbschlaf wieder von einer Geige sprach, kramte sie alte Geigensaiten zusammen, die legte sie ihm auf das Deckbett. Als er erwachte, faßte er diesen Schatz mit beiden Händen und war fest entschlossen, sich eine Geige zu machen. Und am Abend gingen sie aus dem blauen Herrgott: Karl Maria mit einem Schnupfen und einer Handvoll zerrissener Geigensaiten, Frau Lisbeth mit dem Gelde, das ihren Mann wieder ehrlich machen sollte.

Im Judengärtlein saß der kleine Karl Maria nun manchen schönen, hellen Maitag und mühte sich verzweifelt, die geschenkten Saiten auf eine leere Zigarrenkiste zu spannen. Aber er brachte keine Geige zustande. Mit dem Fiedelbogen ging es besser. Ein Fliederzweiglein bog er zusammen und knüpfte eine von Gundls Saiten an beide Enden.

Einmal kam der elegante Jacques daher, der gern aus dem Gärtchen Flieder mauste. Als er den Kleinen so hilflos sah, fragte er überlegen: „Was soll's denn werden?"

„Eine Geige. Aber ich kann's noch nicht."

Da lachte Herr Jacques und versprach dem Buben, aus der dummen Kiste eine Geige zu machen. Er hielt sein Wort, leimte, schnitzte, setzte einen Steg auf, bohrte die Löcher und spannte die Saiten mit kleinen Schrauben fest. Hals hatte diese Geige freilich keinen, aber sie konnte doch ein paar leidlich klare Töne von sich geben.

Es war ein Festtag für Karl Maria, als er dies Geschenk erhielt. Die Linde hatte schon grüne Blätter, der alte Rosenstock auch, und der Flieder duftete doppelt süß im Abblühen. Bienlein summten um die violette Pracht, Mücken tanzten im Sonnenlicht auf und nieder, immer zwischen zwei Tönen in der Terz. Und Karl Maria saß mit Geige und Bogen und lauschte diesem leisen Leben. Er atmete schwer, als er den ersten Strich tat. Es war ein artiges Kratzen. Auch mit den kleinen, auffallend gelenkigen Fingern half er wacker nach und zupfte an den Saiten, wie er es von Joseph gesehen hatte. So feierte er das Fest seiner ersten Geige.

Und dieses Spiel dauerte den ganzen Mai. Die kleine Miriam und ihr Bruder Jacques waren die einzigen, die um sein Geheimnis wußten. Nicht einmal die Mutter weihte er ein. Immer hatte er Angst, man könnte ihm seine einziggeliebte Geige rauben.

Als einmal gerade die Amsel sang und er geigte, kam plötzlich seine Schwester Martha in den Garten. Sie brach keck die allererste schüchterne Rosenknospe, die Karl Maria seit Tagen voll heimlicher Freude bewunderte, von dem alten Stock und steckte ihre Stupsnase in die gelbe Blütenpracht. Zu Tode erschrocken schob Karl Maria seine Geige ins Gras und legte den Fiedelbogen unter den Fliederstrauch, dann rupfte er schnell Löwenzahn aus und blies eifrig die Blütenfedern ab. Aber Martha sah ihn gar nicht. Sie ging gemächlich auf und ab, wiegte sich kokett in den Hüften und trällerte vor sich hin.

Da erschien Herr Jacques, blickte sich vorsichtig um und legte spitzbübisch die Hand an den Mund. Dann zeigte er Martha etwas, worauf diese in die Hände klatschte und ihm einen Kuß gab. Mit beiden Händen faßte sie das Geschenk und breitete es vorsichtig auseinander. Die Sonne fiel darauf, und Karl Maria sah eine rote Seidenbluse mit zarten weißen Streifen. Er atmete schwer, als sei vor seinen Augen eine Sünde geschehen.

Am Abende schon trug Martha die rote Bluse, die sie in einem Ausverkauf überraschend billig erstanden haben wollte. Frau Lisbeth biß die Lippen aufeinander und schwieg. Der Vater aber bewunderte Martha. „Die hat's weg!" Karl Maria saß steinunglücklich dabei und hatte Todesangst, daß jetzt etwas Furchtbares geschehen müsse. Aber es geschah gar nichts.

Als er am nächsten Morgen alles der Miriam erzählte, lachte diese ihn aus. „Unser Jacques ist ein Lump."

Später machte sie sich an ihren Bruder, blinzelte ihn von unten schlau an und fragte sanft: „Was bekomme ich geschenkt, wenn ich schweige? Mutter ist vielleicht neugierig, Jacques —"

„Was weißt du denn schon wieder?"

Digitized by Google

„O, nichts.“ Sie tat gekränkt, strebte nach der Küchentür, sagte erst von da aus:

„Ist die Bluse wirklich so schön, Jacques? Hast du sie teuer bezahlt?“

Er war wütend. „Ist eine Schachtel Bonbons genug?“

„Aber Schokolade mit süßer Füllung, das bitte ich mir aus!“

„Sollst sie haben, kleine Kröte,“ antwortete Jacques und überzählte in Gedanken seine knappe Barschaft. Sollte Martha geplaudert haben? Ach nein, die Miriam war ein Ekel, das einfach das Gras wachsen hörte. Das Häkchen krümmte sich beizeiten. Auch Jacques bewunderte das frühreife Kind, wie die ganze Familie Italiener. Jetzt sollte das siebenjährige Ding gar schon als kleinste Koryphäe die Kinderrolle im Blaubart-Ballett tanzen. Jakob ward beinahe weich bei dem Gedanken.

Frau Charlottens Blick streifte in diesen Tagen oft in schlecht verhehlter Verachtung den armen Joseph, der nach seiner mißglückten Konzertreise im Operettenorchester untergekrochen und so aus dem Wunderkind ein richtiger Schlemihl geworden war. Frau Charlottens fette, aber energische Hände begruben so die Hoffnung, die sie vor zehn Jahren an den ältesten Sohn gehängt, und bauten ein neues Haus für die kleine Miriam, die es so tapfer mit dem Leben wagte. Voll Stolz besetzte die Mutter ihr gelbseidenes Festkleid mit schönen cremefarbenen Spitzen und erstand bei einer Nachbarin in der Judengasse ein Paar elegante Schuhe, in die sie mutig ihren Fuß zwängte, als der bedeutungsvolle Abend da war.

Der starke Gideon mußte im Laden bleiben, weil der alte Isaak, der ihn sonst wohl vertrat, nicht ganz vertrauenswürdig erschien. Auch fürchtete Frau Charlotte, dem Herzblatt Miriam könnte Übles zustoßen, wenn ein solcher Tunichtgut wie ihr Eheherr, der sechs lebendige Kinder hatte und nun tatenlos in den blauen Himmel guckte, am Tage von Miriams Ruhm mit dabeisäße. Joseph küßte die kleine Schwester. Ihm war ganz seltsam zumute. Vor zehn Jahren ging er hinaus wie heute die Miriam und lief dem Ruhme nach. Jetzt saß er tagsüber bei dem Vater im dunklen Laden und mußte abends die Geige streichen zu dem Blödsinn, der wie ein Mechanismus sich zum 150. Male abhaspelte. Der unbeholfene, schwere Mund Josephs zog sich in bittere Falten. „Werd' glücklich, Kleine!“

Die Miriam aber blickte ungeduldig auf die alte Rokokouhr, die vorn im Laden stand. —

Das alte Ballett „Blaubart“ von Vestris war neu einstudiert und prunkvoll ausgestattet, weil ein Prinz seine Herzallerliebste gern tanzen sah. Sie gab die Hauptrolle, in der einst Fanny Elßler Berlin entzückt hatte. Das indische Milieu bot reiche Gelegenheit zu Pracht und Glanz. Alles leuchtete und flirrte, daß es der guten Frau Charlotte, die mit Jacques im Gelbseidenen würdig im Parkett saß, fast sündhaft erschien.

Schon in der dritten Szene sprang Miriam lustig in der Volksmasse mit, die dem Einzug des Blaubart zusah. Der zweite Akt spielte im Palaste des Rajah Abomelick. Das Kind Beda aber gab die Miriam Italiener. Frau Charlotte kam von dem Theaterzettel nicht los, der diese Kunde enthielt, obschon es ganz dunkel war und sie gar nichts lesen konnte. Jacques stieß sie leise an. „Da ist die Miriam.“

„Mein goldenes Herzblatt,“ seufzte Frau Charlotte und begann zu weinen, daß ihre Tränen wie ein Bächlein durch die schwarze Stille liefen.

Miriam tanzte wie ein Kobold, die roten Schleier wehten um sie. ‚Wie ein Bote Gottes,‘ dachte die Mutter. Voll Neugierde näherte sich jetzt die Kleine der geheimnisvollen Tür, die zu Blaubarts unterirdischer Kammer führte. Sie bog sich zurück und klopfte mit der Fußspitze dreimal an die hohe goldene Pforte.

„Der Balg ist kostbar,“ sagte jemand neben Frau Charlotte.

„Danke,“ stammelte ganz verwirrt die dicke Frau.

Als Abomelick auf dem Thron saß und die Huldigungen zu seiner Hochzeit entgegennahm, leuchteten wieder Miriams rote Schleier aus der Menge hervor.

Dann sank der Vorhang. Und jede einzelne Hand klatschte für die Frau aus der Judengasse allein ihrer Miriam Beifall. Sie ärgerte sich nur, daß nach dem Hausgesetz kein Tänzer danken durfte. Es schien ihr eine persönliche Bosheit.

Digitized by Google

Der Herr, der vorhin Miriam gelobt hatte, lächelte jetzt der aufgeregten Frau zu. Da strömte ihr Herz über, und in ihrem schönsten Hochdeutsch gestand sie dem freundlichen Herrn, daß die Kleine ihre Tochter sei. Voll Entsetzen ergriff Jacques die Flucht. Der Herr aber plauderte sehr verbindlich mit Frau Charlotte. Es war ein großer schöner Mann mit hellen blauen Augen und einem angegrauten Schnurrbart. Mit feinem Lächeln hörte er, was Frau Charlotte überlaut erzählte. Eine Gruppe bildete sich. Da zog er die Brauen hoch: „So will ich gleich mal der Kritik um den Bart gehen." Er nickte leicht und trat auf mehrere Herren zu, die ihn zuvorkommend begrüßten. ‚Das muß ein Fürst sein,' grübelte Mutter Charlotte und sah wundervolle Zukunftsbilder. Doch es war nur der Geiger Hans Geßner.

⁂ ⁂ ⁂

Der Oktober war für die Kinder Italiener stets ein froher Monat, weil man da Laubhütten feierte. Überall roch es gut nach süßen gefüllten Fladen und frischem Obst, man durfte am Wein nippen und erhielt Datteln, Äpfel und Nüsse. Im Gärtlein stand Hütte an Hütte, bunt geputzt, das dünne Laub raschelte, wenn man in die Laube trat, fromme Gebete erfüllten das sonst so stille Fleckchen Erde mit lautem Singsang. Untertags aber hockten die Kinder allein in den raschelnden Laubhütten, bewarfen sich mit welkem Laub, aßen im Übermaß zur Feier des Festes und spielten die besten Leckerbissen im Mariandlspiel aus. Das war so aufregend, wie ein richtiges Hasardspiel. Von den acht schmalen Feldern eines achteckigen Kreisels, der auf einem dünnen, spitzen Beinfüßchen stand, waren sechs genau wie Dominosteine ausgestattet, die siebente Fläche war ganz leer, und ihr gegenüber trug die achte das Bildchen einer bunten kleinen Marketenderin, der „Mariandl". Kam die Mariandl obenauf zu liegen, so bedeutete das den höchsten Triumph, und der glückliche Gewinner heimste von allen Seiten ein. Miriam trieb dies Spiel mit Leidenschaft, und selbst Gideon und Jacques fanden daran Gefallen.

Das Mädel hatte sich langsam in den Mittelpunkt geschoben. Voll Stolz blickten Eltern und Geschwister auf den Karton, der unter Glas und Rahmen drei Zeitungsausschnitte zeigte, die Miriams Tanz im „Blaubart" lobten. Darüber hing ein welkes, verstaubtes Fliederkränzlein, das leise raschelte, wenn der Wind durchs Zimmer strich. Karl Maria hatte es der kleinen Debütantin gebracht.

Karton und Kranz hingen über einem alten, unendlich tiefen und breiten Sofa, das die Kinder den Elefanten nannten. Zu dem Monstrum gehörte ein kreisrundes Fußbänkchen, das aber merkwürdigerweise nicht der junge Elefant, sondern die Schildkröte hieß und abwechselnd als Puppenbett und als Reitpferd dienen mußte. Prasselte an den Tagen des Laubhüttenfestes der Regen vom Himmel und ließ die Hütten einsam und leer, krochen die Kinder auf den geduldigen Rücken des Elefanten.

Der gutmütige Joseph spielte ihnen manchmal auf, und sie tanzten zu seinen Melodien. Auch Karl Maria brachte seine Zupfgeige mit. Er hatte den Sommer über fleißig weiter gelernt von den Bienen, den tanzenden Mücken und von dem Amselpaar. Auch in der Schule, wo er seit dem September das Buchstabieren trieb und mit Schiefertafel und Griffel hantierte, träumte er fort und fort von seiner Geige. Aber zum Glück half die gute Mutter nach, und Karl Maria hatte einen hellen Kopf, der neben der Schulplage Zeit und Freiheit für die süße Heimlichkeit behielt. An diesem Laubhüttenfest aber spielte er zum erstenmal öffentlich und mit großer Würde vor den Kindern Italiener. Selbst Joseph hörte ihm bewundernd zu, wie er ein winziges Stückchen Melodie beweglich hin- und herbalancierte, noch plump und ungelenk, aber tatenfroh und sehnsüchtig. Die häßliche Zigarrenkiste mit Onkel Willigiuths alten Saiten tönte wirklich, weil in Karl Marias Fingerspitzen Musik saß. Die Augenbrauen zusammengekrampft, daß dicke Längsfalten auf der Stirn lagen, den Mund fest geschlossen, den Blick ganz nach innen gerichtet, spielte der Kleine auf seinem lächerlichen Instrument. „Wie ein Affe!" sagte Miriam und lachte, die stolz und einsam auf dem Elefanten thronte.

Karl Maria sah die hübsche Freundin verlegen und vorwurfsvoll an, ihm hing

Digitized by Google

sein Leben an diesem Spiel, und die Miriam lachte darüber. Trotzig packte er seine Schätze ein und wandte sich zur Tür. Da lief sie ihm nach, faßte ihn am Arm und rief: „Bleib da, Dummerl! Ich hab' dich ja doch lieb, wenn ich auch schon eine richtige Ballerine bin und du erst ein Abcschütz!" Sie ließ ihn nicht. Wie eine kleine Katze schmiegte sie sich an ihn, schnurrte vertraulich und spann ihn wieder in den alten Bann. —

Es war eine milde, fast warme Nacht, die sich aus dem August in den Oktober verirrt hatte. In den Lauben, deren Blattwerk schon welk und verstaubt niederhing, blitzten rote und blaue Lampions. Und bei diesem Märchenlicht saßen die Judenfamilien in dem engen Gärtchen, dicht aneinander gedrückt, und schmausten. Großvater Samuel nahm die Miriam auf den Schoß und fütterte sie mit den besten Bissen. Nachbarn kamen herbei und plauderten, die Kinder liefen nach dem Essen im Halbdunkel hin und her und trieben allerlei Spiele. Wie ein blaues, gold besterntes Tuch lag ein Stück Nachthimmel über den hohen, düsteren Feuermauern. Joseph strich die Geige, das junge Volk wirbelte im Tanz und stampfte in dieser Herbstnacht den letzten grünen Rasen zugrunde. Die Linde warf ihre goldenen Blätter wie Dukaten unter das fröhliche Volk.

Großvater Samuel saß jetzt ganz allein. Nur Karl Maria blieb bei ihm, die Miriam lief und sprang mit den Kindern. Frau Charlotte erwog mit zwei Nachbarinnen eifrig die Solidität einer Partie, die man der einen für ihre Tochter angetragen hatte, und Gideon spielte in der Nachbarlaube Karten. Da faßte Karl Maria sich ein Herz und holte seine Geige hervor. Gutmütig lächelte der alte Samuel und strich dem Buben übers Haar. „Na, spiel' mir auf!" Er lehnte sich in den Schatten zurück, daß ein roter Lampion seinen Schimmer über den langen weißen Bart warf, während das runzelige Antlitz ganz im Dunkel versank. Der blaue Lampion am Laubeneingang zischte auf und erlosch.

Der Wind säuselte durch die raschelnden Blätter und ließ Goldstreifen und Papierblumen nicken. Dann hub langsam die Geige an, ganz leise und zart, wie Kindersehnsucht und wie stilles Sterben im Herbst. Wie aus weiter Ferne kam die Greisenstimme. „Du kannst es aber, Büble." Der rot beleuchtete Bart zitterte im Sprechen auf und nieder. ‚Er ist ein alter Zauberer,' dachte Karl Maria und geigte emsig weiter. Lachen und Rufen machten den nächtlichen Garten laut und froh.

Großvater Samuel seufzte zufrieden: „Schön!" Der Junge nickte geschmeichelt und zupfte an Onkel Williguths Saiten. Langsam sank der weiße Bart in den Schatten und bewegte sich nicht mehr.

„Schläfst du, Großvater?"

Keine Antwort.

Jetzt erlosch auch der rote Lampion mit leisem Zischen. Nur die Sterne guckten durch die Lücken des Blätterwerks. Karl Maria aber packte die Angst. Er zupfte den alten Mann am Ärmel. Wieder blieb es still. Da schlich er mit der Geige dicht zum Ohr des Greises und geigte los. Als sich auch jetzt nichts regte, fuhr das Kind in jähem Schrecken mit der Hand ins Dunkel, bis er ein kühles Gesicht traf. „Frierst du, Großvater?"

Plötzlich stand ein Unbekanntes vor Karl Maria, still und groß. Er ließ Bogen und Geige sinken und faltete die Hände. Dann zog er sein Jäckchen aus und legte es dem alten Samuel über die regungslosen, froststarren Hände. „Er friert ja," murmelte er.

Still saß er dann bei dem Toten, während draußen Lärm und Lachen klang, das Stampfen der tanzenden Füße, übertönt von Josephs Geige. Als endlich Gideon, hochrot vor Freude über einen Kartengewinn, in die dunkle Laube trat, sagte eine feierliche Kinderstimme: „Großvater Samuel ist erfroren."

⁂ ⁂ ⁂

Fortan verband Karl Maria mit dem Worte Tod etwas Wunderschönes. Der Körper erfror, und die Seele flog zum Himmel. Gott schuf dann einen Engel und ließ die Seele in den Engelsleib schlüpfen. Außerdem durfte Großvater Samuel jetzt im Paradies wunderliebliche Musik hören.

Die Miriam glaubte zwar ihren Großvater auch im Paradies, aber nicht als Engel, sondern ganz in seiner irdischen Gestalt, und meinte, Karl Maria könne sich das nicht richtig vorstellen, weil die Juden eben ein anderes Paradies und

Digitized by Google

einen anderen Himmel hätten. Doch der Kleine schüttelte lächelnd den Kopf, er wußte es besser. Und die gute Frau Charlotte, die er einmal befragte, gab ihm recht und freute sich, daß Großvater Samuel, der sich auf Erden nie recht waschen wollte und die Leibwäsche in Fetzen trug, nun ein in silberner Reinheit strahlender Engel sein sollte. Frau Lisbeth aber hatte ihrem Buben erzählt, daß am Allerseelentage alle Verstorbenen für eine Nacht in ihr Grab zurückkehrten und sich dann freuten, wenn sie Blumen und Lichter fänden. Da faßte Karl Maria in den letzten Oktobertagen einen heimlichen Plan. Am Vormittage des Allerseelenfestes wollte er heimlich mit der Miriam zum Grab des alten Samuel ziehen und auch ihm Blumen und Kerzen bringen. Der Mutter sagte er, er verbringe den schulfreien Vormittag bei einem Kameraden, und Frau Lisbeth war es zufrieden, daß er sich an einen Jungen seines Alters enger anschloß, als es sonst in seiner scheuen Art lag. Freilich, es war und blieb eine Lüge. Aber der Bub hatte vorher seinen Religionslehrer um Rat gefragt, und dieser, ein alter, freundlicher Kooperator, der nicht Pfarrer wurde, weil er in diesen kampfheißen Sturmtagen eine Friedensschalmei statt einer Lärmtrompete blies, hatte ihm die Verzeihung für die Lüge gegeben, als ihm Karl Maria fest versprach, bei seiner Heimkehr vom Friedhof der Mutter alles zu gestehen. Denn der gute geistliche Herr hatte eine heimliche Scheu, Kinderseelen zu hart anzufassen und ihre Träume in irdische Wirklichkeit umzubiegen.

So leerte Miriam den Bauch ihres grünen Sparaffen, und Karl Maria tat dasselbe mit seiner roten Tonkatze. Die kluge Miriam wußte auch Weg und Straßenbahn und hatte heimlich von dem ahnungslosen Joseph den Platz ausgemittelt, wo das Grab des Großvaters in dem riesengroßen Friedhof lag. Alles das stand auf einem Zettel, den sie in der Tasche trug. Karl Maria aber schleppte ein geheimnisvolles Etwas, in schwarzes Wachstuch gehüllt, mit sich. —

Da unten lag also Großvater Samuel. Weil er vor kaum einem Monat gestorben war, sah das Grab noch nackt und kahl aus, nur ein paar dichte Efeuranken zogen ihren grünen Mantel über die braune Erde. Ein Täfelchen mit hebräischen Lettern gab den Namen. Karl Maria erschien diese Ruhestätte unendlich traurig und armselig. Großvater Samuel würde sicher keine Freude haben, wenn seine Seele heute nacht hierherkäme. Die Miriam hatte indes die mitgebrachten roten und blauen Lampions entzündet und die Stöckchen geschickt in die Efeuranken verhängt, daß sie ganz niedrig blieben und vom Wind nichts zu fürchten hatten. Die Grablaterne, die auf dem Hügel in der Erde stak, wollte Karl Maria erst beim Abschied anzünden, damit sie bis zum Abend brennen sollte.

Die Miriam legte jetzt ihren Kranz zwischen den Efeu und schlich dann wie ein Kätzchen zu den Nachbargräbern, wo wunderschöne Blumen wuchsen. Zuerst bat sie sehr artig die Leidtragenden vor den Gräbern um Erlaubnis, einige Blumen für den armen Großvater pflücken zu dürfen. Die Leute nickten gutmütig und ließen das Kind gewähren. Die erbeuteten Blumen streute Miriam geschickt in das Dunkelgrün des Efeus, daß bald bunte Farben darin flammten. Die blauen und roten Lampions leuchteten wie Lichter an einem Weihnachtsbaum. Den Kindern war auch ganz weihnachtlich zumute, als müßten sie heute dem alten Samuel für all das Schöne danken, das er in seiner willenlosen Güte ihrer Kindheit geschenkt. Immer eifriger holte Miriam Blumen herbei, jetzt auch ohne Erlaubnis. Fiel ein hartes Wort, schaute sie bloß trotzig auf und rupfte mit doppelter Emsigkeit weiter. Die Kinder hatten gar nicht acht, daß sich allgemach Leute um sie sammelten und ihr Tun mit zärtlichen oder auch empörten Augen beobachteten.

Auf einmal trat die Miriam zurück und begann zu tanzen, leise und zärtlich, ein Schrittlein vor und eins zurück. Karl Maria aber riß das schwarze Wachstuch von Geige und Bogen und hob zu spielen an. Und er wußte, daß Großvater Samuel jetzt sein Spiel hörte, wie einst am letzten Abend des Laubhüttenfestes.

Da rief ein frommes altes Fräulein, das in arbeitsreicher Verlassenheit ohne Kuß und Kranz hart und derb geworden, keifend dem Wächter zu, diesem schamlosen Unfug ein Ende zu machen. Ehe aber der vergnügliche Säufer das Kinderglück stören

Digitized by Google

Spittelfrauen

Gemälde von L. Heinrich Heyne

Digitized by Google

Digitized by Google

konnte, trat ein großer, schwerer Mann dazwischen, unter dessen Aufsicht zwei Gärtner gerade einen Riesenkranz gelber Rosen mit prunkvollen Schleifen in den englischen Nationalfarben vor einer Gruft niederlegten, schob das fromme Fräulein beiseite und sagte: „Kinder, hört jetzt auf!"

Da blickten sie auf, bemerkten erst jetzt die vielen Menschen und wurden sehr verlegen und scheu. Miriam ballte zornig die kleinen Fäuste, lächelte aber gleich darauf den fremden Herrn mit ihrem freundlichen Ballerinenlächeln an. Karl Maria war ganz rot und mühte sich, die dicke Kerze in der Grablaterne anzustecken.

„Was tust du da?" fragte der Fremde.

„Die muß bis zum Abend brennen, damit Großvater herfindet."

Der Herr wandte sich zum Wächter und gab ihm Geld. „Sie zünden diese Laterne gegen Abend an." Verdutzt schauten die Kinder, doch er führte sie rasch hinweg. „Ich bringe euch heim. Wo wohnt ihr? Wie kommt ihr hierher?" Da kamen sie ins Plaudern und waren froh, von den vielen Menschen fortzukommen.

Vor dem Friedhofstor wartete ein kobaltblaues Automobil. „Einsteigen," sagte der große dicke Herr. „Seid ihr hungrig, Kinder?"

„Ja!" rief die Miriam und legte dem widerstrebenden Karl Maria schnell die Hand auf den Mund. Der fremde Herr rief dem Chauffeur etwas zu und warf sich in den Rücksitz. Eng aneinandergeschmiegt saßen die Kinder ihm gegenüber. „Wie heißt ihr eigentlich?"

„Karl Maria Tredenius."

„Guter Name für einen Geiger," murmelte der Fremde halblaut und schmunzelte. „Lewis, Impresario," stellte er sich dann vor.

Karl Maria legte die Hand vor die Stirn und sann nach. Dieses ausländische Wort hatte er bestimmt schon aus dem Munde der guten Frau Charlotte gehört. „Bist du nicht der Herr, der früher zum Joseph kam?" fragte er plötzlich.

„Zu welchem Joseph?"

„Das ist die Miriam Italiener," rief der kleine Tredenius statt jeder näheren Auskunft, und Miriam rutschte von ihrem Sitz und knickste geschmeichelt. „Ich bin beim Ballett."

„Du, kleine Kröte?" lachte dröhnend Lewis, fing den Balg auf und küßte ihn ab, trotzdem die gekränkte junge Dame ihm mit beiden Krallenpfoten ins Gesicht fuhr. „Hat der Schlemihl Italiener eine solche Schwester! Goldkind, du gehörst mir!"

Die Miriam zog ein Mäulchen. „Aber ich mag dich nicht. Du hast mich geküßt."

„Kommt alles mit der Zeit, mein Herzchen. Die Ermattinger war in ihrer Jugend auch so eine Kratzbürste. Aber als ich das erstemal mit Conried für sie abschloß, wollte sie mich vor Liebe schier fressen. Was soll ich dir schenken, kleine Saharet in spe?"

„Ich mag nichts geschenkt. Gib lieber dem Karl Maria eine wirkliche Geige."

Er blickte den Buben scharf an, der verschüchtert sich in die Wagenecke drückte. „Richtig, du hast ja vorhin gegeigt. Laß mal sehen!" Mitleidig nahm er das armselige Instrument und hielt es lange in der Hand. „Hast du beim Joseph gelernt?"

„Nein, bei den Bienen im Garten."

„Gott's Wunder!" Der Mann lachte und faltete die plumpen, rotbehaarten Hände im Schoß. Wieder sah er den Jungen fest an. „Du sollst eine Geige haben," sagte er plötzlich.

Die Miriam wippte vor Vergnügen mit den rotbestrumpften Beinen, Karl Maria saß mit großen Augen da und konnte kein Wort hervorbringen. Nach einer Weile ließ Mr. Lewis halten und trat mit den Kindern in einen Laden. Da lagen und hingen Instrumente allerart. Geschäftig lief der Händler herbei und verbeugte sich vor dem Impresario. „Womit kann ich dienen, Mr. Lewis?"

„Eine Kindergeige," antwortete der Riese und klopfte dem kleinen Tredenius aufmunternd die Schulter. „Etwas Feines! Das ist der Violinvirtuose Karl Maria Tredenius. Den Namen merken Sie sich!" Karl Marias Herz klopfte, und ein Zittern flog über seine ausgestreckten Hände, die auf die langersehnte Geige warteten. Lewis hob eine empor und klimperte auf den Saiten. „Diese hier." Karl Maria drückte die Kindergeige unters Kinn, fuhr mit den Fingern ans Griffbrett, wie er von Joseph gesehen hatte, und langte nach dem Bogen. Dann sah er sich ängstlich um.

Digitized by Google

„Los! Zeig', was du kannst!" schrie der dicke Mann und warf sich in einen roten Lederfauteuil, der unter seiner Last krachte. Das Kind spielte wieder seine Bienenmelodie. Doch es klang anders, voller, reicher, schier schön.

„Teufelskerl!" Der Riese lachte. „Aber Schluß für jetzt!"

Der Bub kam aus seinem Traum zurück. Mit großen Augen blickte er zu dem Impresario auf. „Darf ich jetzt beim Joseph lernen?"

„Ja. Er hat eine gute Schule. Sage ihm, er soll an dir gut machen, was er an sich selbst versudelt hat, der faule Esel." Er warf eine Geldnote hin und half dem verwirrten Karl Maria Geige und Bogen versorgen. Der Bub schleppte seinen Schatz selbst zum Automobil zurück. Großvater Samuel im Himmel hatte ihm diesen Mann geschickt. Er glaubte steif und fest daran. Erzengel sind alles imstande.

Als der Wagen wieder stillstand, führte Lewis die Kinder eine teppichbelegte Treppe empor; das Geländer blitzte goldig, der Plafond war mit nackten Engeln reich bemalt. Ein eleganter Herr im Frack kam und fragte nach ihren Wünschen. Karl Maria hielt seine beiden Geigen krampfhaft fest und entschuldigte sich sehr, daß er gar keinen Hunger habe. Miriam aber, die sich schon ein wenig vernachlässigt fühlte, tat großartig und verlangte keck ein eingemachtes Huhn und ein Glas Tokaier. Das hatte sie einmal bei der Ermattinger gehabt und wollte nun ihre Weltgewandtheit zeigen. Lewis schmunzelte, bestellte eine halbe Flasche Tokaier sowie das Huhn, dann aber auch Himbeersaft und Selterswasser. Den Tokaier trank er zu Miriams Enttäuschung allein, die Kinder bekamen nur Himbeersaft mit Selters in wunderschönen Stengelgläsern. Die Miriam schmauste tüchtig, nahm alle zehn Finger dabei zu Hilfe und erzählte dabei Mr. Lewis ihre und Karl Marias ganze Familiengeschichte. Als sie ganz naiv auf den wilden und stets betrunkenen Vater Tredenius kam, ward der Bub sehr verlegen und blickte zu Boden.

Der Impresario trank ihm zu. „Mut, Kleiner! Ein rechter Kerl geht mitten durch."

Aber Karl Maria stammelte nur: „Vater wird mir die Geige wegnehmen!" Miriam tröstete: „Da lernst du eben heimlich. Läßt die Geige beim Joseph."

„Dann hört mich die Mutter nie spielen," flüsterte er traurig.

Lewis trommelte nachdenklich auf dem Tisch und trank sein Glas aus. Mit einem Ruck richtete er sich auf, zog die gelbe Seidenweste mit den schwarzen Blumen glatt und faltete die groben Hände. „Paß auf, mein Junge! Guck es der Miriam ab. Willst du ein großer Geiger werden, darfst du nicht immer an Mutters Schürzenband hängen. Ein steinernes Herz mußt du haben, wie der Mann im Märchen vom Holländer-Michel. Seid fleißig, ihr beide, und schlagt alles andere tot, wenn ihr berühmt werden wollt." Die Kinder atmeten schwer. Vor ihnen stand wie ein goldener Riese das Wörtchen: Ruhm.

Die Miriam mußte ihren Bruder Joseph vom Mittagstisch rufen, weil Karl Maria sein Geheimnis nicht allen preisgeben wollte. Der Bub hielt Joseph die Geige hin. „Die gehört mir. Der Lewis hat sie mir geschenkt. Und ich will bei dir lernen."

Dem Joseph gab es einen Ruck, er knüllte die zerrissene Serviette, die er zwischen Hemdkragen und Gurgel stecken hatte, mit der Faust zusammen und zerrte mit beiden Händen daran. „Willst du jetzt auch auf den Holzweg?" fragte er rauh.

Nach einer Weile, als die kleine Schwester ihm alles erzählt hatte, was sich mit dem Impresario begeben, strich er dem Jungen übers Haar und sagte: „Ist hart, daß du gerade bei mir Geige lernen willst." Karl Maria verstand ihn nicht. Mit seinen sechseinhalb Jahren wußte er nichts davon, daß dem Joseph heute ein Vorhang zurückrollte, hinter dem eine hoffnungsvolle Kindheit begraben lag, wie Großvater Samuel unter dem grünen Efeu. —

Am Abend, als die Mutter wie jeden Tag zu seinem Bett kam, jauchzte Karl Maria: „Mutterle, ich hab' eine Geige!" Und dann beichtete er, Kopf an Kopf geschmiegt, sein erstes großes Erdenglück. Frau Lisbeth erschrak und fand kein Wort für diese Freude. Da schmiegte er sich noch enger an sie. „Hast du mich nicht mehr lieb, Mutter, weil ich jetzt eine Geige

Digitized by Google

habe? Vater soll's nicht wissen. Ich lerne heimlich beim Joseph."

„Ich freue mich ja," sagte die hilflose Frau und küßte ihn. Aber wie ein Schreckgespenst wuchs es vor ihr empor, daß sie nun ihr Kind und seine Liebe mit etwas teilen mußte, woran ihm Herz und Seele hing. Sie kannte das Schicksal des Joseph Italiener. Wenn nun Karl Marias Weg auch dort enden sollte? Nein. Bruder Williguth wollte sie um Rat fragen. Der mußte ihr helfen in dieser harten Entscheidung. —

In sämtlichen Registern erbrauste die Orgel, als Lisbeth über die schmale Wendeltreppe zu dem Hochsitz ihres Bruders auf dem Chor der ehemaligen Klosterkapelle emporstieg. Durch die bunten Fenster fiel die träge Novembersonne auf die Orgelpfeifen und auf das mächtige Haupt des Chordirektors Williguth. Der junge Riese Giacomo diente widerwillig als Bälgetreter. Das war seine einzige musikalische Befähigung. Machte er etwas falsch, griff sein Vater mit der gewaltigen Faust zur Seite und ließ die musikgewandten Finger auf die feiste Wange seines Ältesten klatschen. Die kleine Kunigunde kauerte mit zwei Puppen im Arm auf einem alten Teppichrest neben einem riesigen Bierkrug. Verlangte die irdische Leiblichkeit nach dem braunen Trank, stieß Williguth nur mit dem Fuß auf, und die Kleine hob sofort mit ihren schwachen Armen das schwere Gefäß zum durstigen Vater empor. Das war ihr besonderes Amt.

Gar wehmutvoll erklang das Thema der Bachschen Fuge. Kühn und stark wie Menschenschmerz in der Einsamkeit, wenn wunde Schreie in das Brausen des Sturmes sich werfen. Wie leiser Zuspruch aus Freundesmund lief es in goldenem Maßhalten dazwischen.

Johann Sebastian Williguth erblickte die Schwester und stellte die Register ab. Unwillig fragte er: „Was willst du von mir?"

Lisbeth warf einen Blick auf Giacomo. Da griff der Vater zum Bierkrug, leerte ihn auf einen Zug und sagte hoheitvoll: „Giacomo, elender Sproß des Kulissenreißers Meyerbeer, hole mir frisches Bier." Der Junge polterte die Treppe hinab.

„Willst du dich scheiden lassen, arme Schwester?" erkundigte sich Herr Williguth.

„Du sollst mir helfen," stieß sie hervor und legte ihre Mutterangst in diese derben Fäuste, die unbeholfen damit spielten.

„Ich kenne den Lewis. Er hat die Ermattinger gebracht, die Destinn, den Geiger Kubelik. Er ist ein Teufel, der Kinderseelen frißt und sie der göttlichen Musik opfert. Aber es ist ein Gottesopfer."

„Williguth, du sitzest da und träumst. Mich hast du auch blindlings in die Ehe rennen lassen!"

„Schwester, es war dein eigener Wunsch. Und ich habe noch keiner Seele wehgetan." Johann Sebastian lächelte friedlich, als sei in seinen letzten Worten das Glück seines Lebens beschlossen. Doch die Bitterkeit der Frau polterte in diesen goldenen Seelenfrieden: „Zum Dank kümmert sich niemand um dich. Chordirektor von St. Pankraz, das ist alles. Plagen und rackern kannst du dich, um bloß Brot für deine zwölf Bälger zu schaffen."

„Du hast zu heißes Blut, Lisbeth. In der Harmonie warst du stets schwach. Weißt du denn nicht, welch köstlicher Schatz die Einsamkeit ist? Und meinen Bach und Mozart können sie mir auch nicht rauben, die da draußen. Und meine Rangen alle, ach, Lisbeth, laß sie mir doch. Vielleicht steckt doch ein ganz Großer dazwischen, ein Freudebringer. Und darum soll dein Bub ein Geiger werden."

„Wenn es aber anders ist, wenn mein Kind Jugend und Harmlosigkeit hingibt für einen zerrinnenden Traum, wenn Karl Maria als blasser, vergrämter Operettengeiger endet? Was dann?"

„Die heimliche Freude, die vor der Enttäuschung liegt, die vergißt du ganz. Aber darauf kommt es an." Hoch und breit stand er im flimmernden Sonnenlicht wie ein armer Heiliger, der blind an seinen Gott glaubt. Dann fiel sein Blick auf die spielende Kundry, und er lächelte glücklich.

„Ich bin ein armes Weib, dem einmal das Herz durchging. Tredenius vertrinkt alles Geld und verdirbt noch die Kinder. Weißt du, was aus der Martha wird?"

„Eine fröhliche Puppe."

„Verdorben ist sie bis ins Mark. Und nun soll ich noch den Buben hergeben?"

„Der wird glücklich, glaube mir doch!"

Sie krampfte die Hände in die Tasten, daß es einen schrillen Mißklang gab. „Karl

Digitized by Google

Maria kann gar kein großer Geiger werden. Keines von uns hat Glück!"

„Unsinn! Schau' dir bloß die Musikbuckel über seinen Augen an!"

„Dann wird Tredenius sein Talent ruinieren. Er wird das Kind verkaufen, wenn er erst merkt, daß in der Geige Geld steckt."

„Ist es mal so weit, dann rufe mich! Und ich will dem Schurken den Marsch trommeln mit meinen Fäusten." Trotzig streckte Williguth das schwere Kinn vor.

Lisbeth lächelte traurig. „Dann ist es zu spät."

Schwere Schritte polterten die Treppe herauf, Giacomo schwang fröhlich den Bierkrug, und sein Lachen fuhr jung und stark in das bange Schweigen von Bruder und Schwester. Williguth griff präludierend in die Tasten. „Hat ihn Gott lieb, bleibt dein Bub Sieger."

Lisbeth lächelte wieder. War er ein Narr oder ein Weiser? Beim Abschied streckte ihr die kleine Kundry eine Kette aus aufgereihten Kastanien hin. „Bitte, Tante Lisbeth, gib das dem Karl Maria. Und einen Gruß von mir!" —

Karl Maria warf die Kastanienkette achtlos zu seinen Bleisoldaten. Was kümmerte ihn jetzt die blonde Kunigunde Williguth! Er durfte ja ein Geiger werden und bei Joseph Italiener heimlich Unterricht nehmen. Aber schon die erste Lektion brachte eine bittere Enttäuschung. Geige und Bogen mußten im Kasten bleiben. Joseph saß vor dem Klavier, sprach ein langes und breites von ganzen, halben und viertel Noten und Intervallen und schlug allerlei Töne an, die der Knabe jedesmal erraten mußte. Wenn es gar nicht gehen wollte, nahm der kluge Joseph die Geige hervor und spielte ganz leichte Stücke, die Karl Maria mit vergnügten Augen anhörte und schon kunstgerecht nachzuahmen verstand. Auch in der Schule ward er seine Musik nicht los. Immer variierte er die Stimmen der Mitschüler in Tonarten und fand für jeden einen musikalischen Spitznamen. Da gab es Bubenstimmen, die er in Moll, andere, die er in Dur einreihte. Statt mit seinen geliebten Bleisoldaten spielte er jetzt mit dem Quintenzirkel. Und er unterschied früher ein Larghetto von einem Andantino, als ein Hauptwort von einem Zeitwort. Aber auch da half der gute Joseph, und oft ward aus der Musikstunde eine richtige Schulstunde. So wandelte Karl Maria in bitteren und süßen Stunden in sein geliebtes Geigenreich hinein.

⁂ ⁂ ⁂

Vier glückliche Jahre wanderte er so hin, geleitet von Joseph Italiener, der allmählich den Schmerz um sein verpfuschtes Glück über den schnellen Fortschritten seines kleinen Schülers vergaß. Im Technischen namentlich lief Karl Maria mit Sturmschritten vorwärts. Dabei wuchs sein Körperlein und streckte sich. Er wurde ein schöner Junge mit großen dunklen Augen und einem blassen Gesicht, das Ebenbild seiner Mutter. Nur der Mund ward breit und voll, darin glich er dem Vater. Noch immer blieb die Geige bei der Familie Italiener, noch immer hielt der Knabe seine Musik vor Vater und Schwester geheim. Manchmal kam die Mutter zur Geigenstunde und hörte ihrem Liebling zu, in einer stolzen Freude, in der viel heimliche Angst zitterte. Dann warf der Bub das dunkelbraune Haar aus der Stirn, drückte die Geige unters Kinn und spielte besser denn je. Gleichmäßigkeit in der Arbeit war seine Sache eben nicht. In der Schule und im Geigen zeigte er sich eigenwillig und selbstherrlich. Von voller Kraft sank er oft in hilflose Schwäche. Dann wollte ihm nichts gelingen, und er weinte bitterlich, bis er sich plötzlich aufraffte und wieder seinen Weg lief mit blitzenden Augen, in siegesfroher Gewißheit.

Heute hatte Karl Maria einen Glückstag. Kinderleicht fiel ihm sein Geigenpensum, das im Grunde eine recht harte Nuß für seine Jahre war. Joseph saß am Klavier und blickte durchs offene Fenster zum feinblauen Septemberhimmel empor, über den eine frische Brise die weißen Lämmerwolken trieb. Die ersten welken Blätter warf der Wind ins Zimmer und wehte sie ihm ins Haar. Karl Maria sah die bunte Herbstpracht über das Klavier tanzen und lachte leise. Für ihn waren es kleine luftige Geister, die in roten und gelben Hemdchen durchs Zimmer flogen. Ganz leise dämmerte ihm der Frühling seiner ersten Kindheit wieder, als die Linde im Judengärtlein ihm ihre Herzen in den Schoß warf

Digitized by Google

und der alte Fliederbaum das lustige Volk in den violetten Kleidchen beherbergte. Ein Wiegen und Wogen lief die Geigensaiten entlang, wie Binsen am See sich neigen, wenn der Wind landwärts fliegt und den plumpen braunen Köpfen Nasenstüber gibt. Der kleine Junge träumte sich in die alten Märchen hinein, die Großvater Samuel auf seinem Sonnenbänkchen ihm und der Miriam erzählt, und fand sich so ganz von selbst in das Wesen der G-Dur-Sonate von Meister Johannes Brahms. Zum erstenmal strich die goldene Schönheit wie eine schlanke Frauenhand über seine Kinderstirn. Es blieb ganz still im Zimmer, als das Stück zu Ende war. Nur der Herbstwind summte die letzten Akkorde nach. Dann eilte der Bub zu seinem Lehrer, schmiegte sich an den plumpen Gesellen und sagte nur: „Das war schön." Da tat der gute Joseph das Dümmste, was er tun konnte. Voll Bewunderung antwortete er: „Das habe ich nie gekonnt. Unberufen, Karl Maria, du bist ein Genie."

Wie Gift drangen diese Worte dem schönen Knaben ins Blut, daß er den Kopf zurückwarf und fragte: „Darf ich das Stück nicht bald vor den Leuten spielen?"

Joseph merkte die heranschleichende Gefahr und lenkte ab. „Nein, Karl Maria, noch lange nicht. Schau, ich habe zu früh mit den Konzerten begonnen, das tut nicht gut. Man wird eitel und lernt nichts mehr."

Doch das Wunderkind lachte trotzig. „Ach was, vielleicht ist das bei mir ganz anders!"

Von der Tür her fragte die Stimme der Miriam: „Kann er denn eigentlich schon etwas?" Würdevoll, wie eine kleine Dame, trat sie heran, die klugen schwarzen Augen nachdenklich zum Bruder aufgeschlagen. Zwölf Jahre war sie nun alt. Hoch aufgeschossen, ungraziös und dabei dürr wie eine Wildkatze, das hübsche Gesicht sommersprossig und in voller Wandlung begriffen vom Kind zur Jungfrau. Die alte, zierliche Miriam war tot und die neue noch lange nicht fertig. Das gab dem wilden Ding einen ganz pikanten Reiz.

Als Joseph seinen Schüler lobte, nickte die Miriam sehr herablassend, hing aber doch ihren Blick in heimlicher Bewunderung an die junge Schönheit des Freundes. Plötzlich stampfte sie zornig mit den Füßen und zischte: „Du bist schön und ich, ich werde alle Tage häßlicher! Warum nur?" Dabei heulte sie los, verbarg ihr Gesicht in der Schürze und seufzte gar jämmerlich. „Alle sagen's im Theater. Und in der Quadrille muß ich jetzt ganz hinten tanzen, weil ich zu große Füße habe! Wenn ich bloß so fett sein könnte wie die Mutter!"

Der Joseph schmunzelte über dies erste kleine Frauenleid. „Na, Schwesterleben, ich geb' dir gern von meinem Speck ab." Doch sie fuhr ihm mit allen zehn Fingern ins Gesicht und kratzte, daß er ihr die Hände grob herabschlagen mußte. Gleich darauf kam der Katzenjammer, und sie bat ganz demütig um Verzeihung: „Ich kann nichts dafür. Ich bin so unglücklich!"

„Ich hab' dich lieb, Miriam," sagte der schöne Karl Maria feierlich.

Sie ließ sich eine Weile trösten, dann aber machte sie sich mit einem Ruck los, kreuzte die mageren Arme und sagte verbissen: „Paß auf, ich werde noch ein ganz großes Tier wie die Ermattinger, und wenn ich Tag und Nacht hungern müßte."

Sie warf gnädige Blicke um sich, als hätte sie schon jetzt ihre Gunst zu verschenken, und reckte dann jäh nach alter Miriamart die Zunge heraus. „So, Joseph, jetzt kannst du mich ins Theater führen, es ist Zeit für mich. Heute ist die ‚Puppenfee'. Adieu, Karl Maria."

Er wollte ihr noch die Hand geben, doch sie schlug ihm die Tür vor der Nase zu. Karl Maria versorgte nachdenklich seine Geige, legte die Noten zusammen und schloß das Klavier. Nein, die Miriam, das war eine. Regen und Sonnenschein dicht nebeneinander. Dummes Mädel! War sie denn wirklich so häßlich und er — ? Dunkelrot und scheu blickte er sich um und huschte vor den Spiegel. Mit geheimem Zittern schlug er die Augen auf. Das war also der Karl Maria Tredenius, Schüler des Grauen Gymnasiums Klasse IB, dem die kleinen Bürgerschülerinnen bewundernd nachguckten, wenn er stolz und lässig an ihnen vorüberschritt.

Da steckte Jacques Italiener den geschniegelten Katzenkopf ins Zimmer. „Bist du da, Karl Maria?"

Jacques trug einen engen, tadellosen Gehrock und eine schöne blaßblaue Krawatte, das fahlblonde Haar war kunstvoll

Digitized by Google

geſcheitelt. Längſt war er ja nicht mehr Auslagenarrangeur, ſondern erſter Verkäufer in ſeinem Modewarengeſchäft, eine erſtklaſſige Kraft, nach der ſchon die Konkurrenz auslugte. Aber Herr Jacques zögerte noch. Die neue Stelle war nur durch Einheirat zugänglich, und einſtweilen hatte er mit der Liebe noch anderwärts genug zu ſchaffen. Langſam und würdevoll ſchritt er auf den kleinen Geiger zu. „Kann man ſich auf dich verlaſſen?“

„Ja,“ ſagte Karl Maria eifrig, der es Jacques nicht vergaß, daß er ihm zu ſeiner erſten Zigarrenkiſtengeige verholfen hatte.

„Du ſollſt Amors Bote ſein,“ erklärte der gebildete Jacques im Tonfall eines beliebten jugendlichen Heldenſpielers. Er beſuchte der Toiletten halber fleißig die großen Theater. „Dieſen Brief gibſt du deinem Fräulein Schweſter.“

Der Bub lachte laut los. „Was brauchſt du der Martha Briefe zu ſchreiben, wenn du ſie ſchon hundertmal im Garten geküßt haſt und ihr immer Pakete bringſt?“

„Dummer Bub!“ ſchrie Jacques wütend, lenkte aber gleich mit rotem Kopf ein: „Alſo, wirſt du den Brief deiner Schweſter zuverläſſig in die Hand geben? Es braucht niemand davon zu wiſſen.“

„Ja,“ antwortete Karl Maria und fühlte ſich doch als großer Sünder vor ſeiner guten Mutter. Aber damit wagte er dem kecken Jacques nicht zu kommen; und ſein gelungenes Geigenſtück machte ihn heute ſo froh, daß er aller Welt etwas Liebes tun wollte. Jacques reichte ihm ein Geldſtück, doch Karl Maria warf es ihm vor die Füße. „Was glaubſt du denn?“

Der freigebige Jacques Italiener lächelte dumm, hob ſein Geld ſorgſam auf und nagte ärgerlich an den Schnurrbartenden.

⁂ ⁂ ⁂

So kam der kleine Tredenius in das erſte Liebesgeheimnis. Und ſeine Wichtigkeit tat ſich nicht wenig darauf zugute. Feierlich übergab er ſeiner Schweſter den Brief. Die Martha war ein ſchlankes, pikantes Mädel geworden, mit klugen, hübſchen Veilchenaugen, mit dunkelroten Lippen, denen ſie gerne mit Rot nachhalf. Seit zwei Jahren war ſie bei der Poſt angeſtellt, doch hielt angebliche Kränklichkeit ſie oft vom Amte fern. Da halfen dann ihre nichtsnutzigen Augen und ihr elegantes Parfüm den Zorn der Vorgeſetzten beſänftigen.

„Daß du Mutter nichts von dieſem dummen Wiſch ſagſt, Bubi.“ Sie ſtreckte die ſchlanken, gepflegten Hände nach Karl Marias Ohren.

„Haſt du den Jacques lieb?“ fragte der Junge.

„Ach, Gott, ja, vielleicht auch das.“ Sie dehnte die Arme, gähnte laut und ſeufzte. Mit halbgeſchloſſenen Augen ſah ſie den Bruder an. War das ein ſchöner Kerl geworden! ‚Es liegt wohl in der Familie,‘ dachte ſie und lächelte ſtolz. Dann ſetzte ſie ſich vor Mutters Schreibtiſch und ſuchte nach einem Briefbogen. Über die Schulter fragte ſie leichthin: „Biſt du ſchon weit in deinem Geigenſpiel?“ Der Junge ſollte ſich nur ja nicht einbilden, er hätte die Martha Tredenius jetzt in der Hand. Karl Maria wurde ganz blaß vor Schrecken.

„Ja, glaubſt du, ich weiß das nicht? Der Jacques hat mir's doch längſt erzählt.“

„Dann iſt er gemein,“ entſchied Karl Maria.

Martha lachte. Sie hatte ihre Antwort fertig. „So, das gib dem Judenjüngel.“

Dem Knaben ſtieg eine feine Röte ins Geſicht: „Pfui, Martha! Dann ſteh doch nicht immer mit ihm im Garten!“

„Das verſtehſt du nicht, Bubi. Paß lieber auf. Du wirſt jetzt mein Page. Aber ſchweigen mußt du, ſonſt —“ Sie zeigte die weißen Zähne und zog die dunkelgetuſchten Brauen hoch — „ſonſt ſag' ich dem Vater, was du bei den Italieners treibſt. Die Schläge kriegſt du dann ganz allein. Und mit deiner Geige iſt's alle. M i r kann das ja ganz egal ſein.“

„Ich will nichts ſagen,“ keuchte der Bub und griff nach dem Brief. —

Um die Dämmerung ſpielte Frau Lisbeth wie jeden Tag mit ihrem Jungen vierhändig. Dieſe eine heimliche Abendſtunde ſpann der einſamen Frau einen Goldſchimmer um den grauen Werktag. Sie merkte freilich bald, daß ſeine flinken Finger längſt gewandter und voller griffen als ihre arbeitsharten Hände, die einſt ſo zart und elaſtiſch geweſen. Heute vermied der Junge ihren Blick und wühlte ſich

Digitized by Google

förmlich in die Tasten, daß sein Braunkopf fast auf den ab- und zuhuschenden Händen lag. Er spielte herzlich schlecht.

„Was hast du denn?“ fragte die Mutter.

„Die — die dummen Septimen im Baß liegen so unbequem,“ log er in seiner ratlosen Angst.

„Hast du etwas mit der Martha gehabt?“

„O nein.“

„Sie schrie aber vorhin mit dir?“

Statt aller Antwort hämmerte Karl Maria mit voller Kraft eine Pianissimostelle heraus, und Frau Lisbeth fragte nicht weiter. Als Karl Maria am Ende des Stückes den Kopf an ihre Brust schmiegte und mit heißen Kinderaugen zu ihr aufschaute, fragte sie leise: „Kannst du auch schon lügen, Karl Maria?“

Da weinte er laut, doch seine Lippen blieben stumm. —

Mit finstergerunzelten Brauen sagte er abends zur Schwester: „Um deinetwillen bin ich schlecht. Hilf mir wenigstens, daß ich irgendwo vorspielen darf.“

Martha lächelte freundlich. „Das wird schon werden.“

Sie kannte einen eleganten Lebejüngling, der zwar gar nichts gelernt hatte und darum als kleiner Rechnungsbeamter in einem Ministerium saß, dafür aber eines wirklichen Ministers Sohn war. Nach dem angelte die geschickte Martha, und Karl Marias Geigenspiel sollte der Köder sein. Feierlich wie zwei Verschworene hockten die junge Arglist und der reine Tor nun Abend für Abend beisammen und tauschten flüsternd ihre Geheimnisse. Die dumme Eitelkeit des Knaben bettelte um das Geschenk, das die Schwester längst bereit hielt. Endlich sagte sie großartig: „Morgen sollst du ihn kennen lernen.“

„Darf ich auch die Geige mitnehmen?“

„Nein. Das kommt erst später.“

Karl Maria zog ein schiefes Mäulchen, ging aber doch zur Mutter und log, daß er an einem Schulausflug teilnehmen wolle. Martha aber ließ den langweiligen Postdienst und meldete sich wieder einmal krank. So zogen Bruder und Schwester hinaus in die Auen an dem großen Strom.

Beim Bootshaus an einem toten Arm trafen sie die lustige Gesellschaft, einen vornehmen alten Herrn und zwei junge Elegants mit grellen Krawatten und kümmerlichen Schnurrbärten, dann zwei sehr bunt und prächtig gekleidete ältere Damen, die Fräulein Emilie und Fräulein Coralie genannt wurden, und schließlich ein dunkelhaariges Mädchen, schlank und schön, etwa zwei Jahre älter als Karl Maria. Sie hieß Trix.

Dem Knaben gefielen der hübsche Name und das kecke Gesichtchen der Kleinen, die ein gelbes Spitzenkleidchen und einen schwarzen Bindehut mit gelben Schleifen trug. Die großen Damen hatten die Lippen gerade so rot bemalt wie Martha Tredenius, und Karl Maria hielt das für besonders fein. Der alte Herr aber war sicher noch feiner, er war ein richtiger Graf und hieß Rothenwolff. Mit lauter Kommandostimme trieb er die Paare zu den Booten. „Du, Kleiner, und du, Trix, ihr kommt zu mir.“

Da kreuzte die hübsche Trix die Arme und sagte bestimmt: „Wir beide wollen allein fahren.“

Fräulein Coralie, die Trix Tante nannte, packte den kleinen Eigensinn am Arm und zürnte: „Gleich gehst' mir her!“

„Schrei' nur nicht so mit dem Mäderl, Coralüh!“ wehklagte Fräulein Emilie ganz außer Atem. „Siehst du nicht, wie sie dem seligen Aribert gleichschaut?“

Karl Maria fragte frischweg: „Wer ist der selige Aribert?“

Graf Rothenwolff hatte ein ganz besonderes Lächeln. „Mein Vetter.“

Trix aber sagte mit ihrer gleichgültigen Kinderstimme: „Das war mein Papa. Der ist lange tot.“

Fräulein Coralie, schien es, ließ der selige Aribert sehr kühl. Dumme alte Geschichten! „Wirst du gleich folgen, Trix!“ zankte sie unverdrossen.

„Nein!“ schrie die Trix, lief zu einem Boot, warf die Ruder aus und rief: „Karl Maria, zu mir!“ Keck sprang der Bub in das Schifflein, ihm nach aber leider ein Bootsmann, den der Graf rasch herangewinkt hatte. Doch der alte Schiffer ließ die Kinder ganz ungestört, er blies seinen Tabakrauch geruhsam von sich und bewegte lässig die Ruder. So schossen die vier Kähne den toten Flußarm hinauf. Silbergrün schimmerte das Wasser, tief-

Digitized by Google

blau spannte sich der Himmel, daß man weit zum Herrgott hineinsehen konnte, und an den Ufern rauschte und brauste der Herbst. Im Westen zog goldener Feuerrauch um die buntgescheckten Waldberge.

„Der König vom goldenen Berg, nicht?“ fragte Karl Maria leise und ließ die Hand im Wasser nachschleifen, daß die grünsilbernen Perlen auf- und niederhüpften.

„Magst du auch gern Märchen?“ Trix lächelte. „Du, ich hab' ein Puppentheater. Da führe ich so unheimliche Märchen auf mit lauter Hexen, Menschenfressern, Räubern und Zwergen. Der Nisi spielt immer mit. Der kann prachtvoll den Menschenfresser machen und die Ellermutter, weil er schon so eine tiefe Stimme hat. Aber gescheit ist er trotzdem nicht — immer verpaßt er das Stichwort!“

„Wer ist der Nisi?“ In dem Buben regte sich ganz leise die Eifersucht.

„Der Sohn vom Onkel Achaz.“ Mißgünstig schwieg Karl Maria. „Schade, daß du nicht mit uns Theater spielen kannst! Wir haben ohnehin niemand für die Prinzen. Aber Onkel Achaz und die Miß sind so streng, — nie dürfen Kinder zu mir kommen. Gleich heißt es: ‚Das ist kein Verkehr für dich. Spiele du nur mit dem Nisi!‘“ Sie seufzte tief.

Karl Maria fand dieses Abschließen protzig. Mädels mußten immer Faxen machen. „Na ja, deine Tanten sind auch riesig fein,“ sagte er mit etwas widerwilliger Bewunderung. „Bist du eigentlich eine Gräfin?“

„Nein. Ich bin die Trix. Der Onkel Achaz erzieht mich. Er ist mein Vormund, seit mein Papa gestorben ist. Früher war ich bei den Tanten, weil ich keine Mama habe. Jetzt bin ich immer bei ihm.“

Bissig fragte Karl Maria: „Warum wohnst du nicht bei deinen Tanten und gehst in die Schule wie ein ordentliches Mädel?“

„Onkel Achaz erlaubt's nicht. Nicht einmal besuchen darf ich die Tanten. Weißt du, sie sind doch bloß Modistinnen. Wenn sie mich gern sehen wollen, schreiben sie an den Onkel, und dann machen wir alle zusammen eine Landpartie.“

Karl Maria schüttelte verwundert den Kopf und plagte sich mächtig mit seinem Ruder, das viel zu schwer für die kleinen Arme war.

Im Abenddämmer kehrten die Boote zurück. In einem Strandwirtshause machte man Rast, ließ Schleien backen und Wein auftragen. Ein Geiger und ein Harmonikaspieler hockten in einer Ecke und warfen sehnsüchtige Blicke nach den Weinflaschen. Alles war fröhlich und guter Dinge. Nur Trix blieb einsilbig. Ganz hochmütig sah sie drein.

Der junge Herr mit dem blonden Haar und den wasserblauen Augen küßte Martha. Sie ward rot und gab ihm einen Klaps. Da lachte er und biß sie in den Finger. Dann legte er ein Geldstück vor die zwei alten Spielleute. „Einen Walzer!“

Darauf tanzten sie. Nur der alte Graf saß wortkarg und zeichnete Männchen auf das schmutzige weiße Tischtuch. Karl Maria blickte nachdenklich auf die Geige, Trix fing Fliegen am schmutzigen Fenster, warf sie dann kichernd den angetrunkenen Spielleuten in den Wein und wollte vor Lachen ersticken, wenn die den Wein wütend ausspuckten. Als sie es wieder und wieder tat, schlug der Geiger mit dem Fiedelbogen nach ihr. Sie aber fing Hieb und Bogen ab, lief auf Karl Maria zu, gab ihm den Bogen, nahm dem Alten die Geige ab und schrie übermütig: „Du willst ja ein Geiger sein. Jetzt spiele!“

Die Geige war groß, und Karl Maria noch ein kleiner Junge. Aber in seinen Augen blitzte es auf, die Geige flog in den Arm, und darüber zitterte der Bogen. Und es geschah, daß Karl Maria die Eingangstakte der Brahmsschen Violinsonate geigte, den Blick starr in die Ferne gerichtet, ein seliges Lächeln um die vollen Lippen, als ginge es jetzt mit purpurnen Segeln in das längst ersehnte Zauberreich. Die Musikanten rissen die Augen auf und atmeten schwer, als blickten sie plötzlich in eine allzu grelle Sonne, die in ihre armen Seelen zu einem Feiertagsbesuch kam.

„Das ist ja gar kein Walzer,“ sagte enttäuscht Max Kirchweger, der lustige Ministersohn, und ließ Martha Tredenius los. Martha strich über die Stirn, horchte, und eine jähe Freude über Karl Marias Kunst flackerte in den hübschen Veilchenaugen. Auch ein wenig Neid kam dazu. ‚Wie arm bin ich dagegen,‘ dachte sie und warf einen zornigen Blick auf den blonden Max. Die eleganten Damen, die nur

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Operetten kannten, saßen gelangweilt da und gähnten verstohlen, der zweite junge Herr war eingeschlafen. Am seltsamsten gebärdete sich der alte Graf. Er hockte auf dem niedern Fensterbrett, hatte die Fäuste abgestemmt wie zum Sprunge, in den klugen grauen Herrenaugen zuckten helle Flämmchen, er stieß den Atem durch die Nase, daß der weißbuschige Schnurrbart auf- und niederwehte. „Meister Johannes," murmelte er und horchte in heiliger Andacht. Die Geige schwirrte leiser und leiser, wie sich entfernender Gesang von feinen Kinderstimmchen. Mit heißen Wangen riß Karl Maria den Bogen von den Saiten.

Alles blieb ganz still.

Martha Tredenius raffte sich auf, doch der herausfordernde Ton fiel ihr nicht leicht. „Kann mein Bruder etwas oder nicht?" Drohend blitzte sie den hübschen Max an, der verlegen murmelte: „Das ist ja kolossal." Martha hängte sich an ihn und bettelte wie ein Kind: „Du sprichst mit deinen Eltern, Max, daß er bei euch spielt. Du mußt!"

Er zögerte unsicher. Da sprang der alte Graf von seinem Sitz. „Sie müssen bitten, junger Herr. Ihre Frau Mama kann sich glücklich schätzen, wenn der Kleine da in Ihrem Hause spielt. Glücklich schätzen, haben Sie verstanden?"

„Allerdings, — ich, — wenn Mama nichts dagegen hat —" stotterte der unglückliche Max, der nur Walzer liebte und mit Todesangst an Mamas strenges Gesicht dachte. Er kannte Marthas Keckheit und fürchtete ein Ende mit Schrecken.

Die Trix trat zu Karl Maria. „Ich danke dir schön." Er gab ihr die Hand, die sie leise streichelte, als wäre es ihre Puppe.

Dann gingen sie heim, Trix dicht an Karl Maria geschmiegt, wie gute Geschwister. Über ihnen stand der Sternenhimmel mit tausend blinzelnden Augen. Die Sehnsucht gab dem Buben die Frage: „Wo wohnst du?"

Sie erschrak, wie wenn die Wirklichkeit in ein Märchen tritt, dann aber sagte sie ruhig: „Am Wasserturm." Sie senkte den Kopf und hatte trotzige Falten zwischen den Brauen. „Wir werden uns kaum wiedersehen, Karl Maria."

„Warum nicht?" stieß er hervor.

„Du paßt dort nicht hin." —

Als Karl Maria beim Nachhausekommen in die Tasche griff, fand er darin eine gelbe Seidenschleife, die die wilde Trix von ihrem schönen Bindehut gerissen haben mußte. Er schlang selig das gelbe Band um die Saiten seiner alten Kindergeige. Die ganze Nacht aber träumte er von seinem ersten öffentlichen Geigenspiel und von der schlanken, dunkelhaarigen Trix.

Am Morgen lief er früher als sonst vom Hause weg und schnurstracks nach dem alten Platz am Wasserturm. Altersgraue Paläste standen dort trotzig wie kleine Burgen, in kleinen Parks halbversteckt. Alles schien noch zu schlafen, kein Fenster war geöffnet, auf den weißen Läden spielte die Morgensonne. In einem Baum sang noch ein verspäteter Vogel, irgendein kecker Fink, der diesen warmen September für einen zweiten Frühling hielt. Karl Maria dachte, jetzt müßte ein Fensterladen aufliegen oder der schwarze Trotzkopf der Trix erscheinen. Und richtig klappte ein Haustor auf, und heraus marschierte ein gelbhäutiger, dürrer Mensch, schier anzusehen wie der Rat Krespel. Ein langer schwarzer Schnurrbart hing traurig links und rechts vom Munde und wehte gar zierlich hinterdrein, als die Vogelscheuche lautlos und gemessen die Straße hinabschritt.

Karl Maria faßte sich ein Herz, rannte ihm nach und fragte atemlos mit zitternder Stimme: „Bitte, wo wohnt hier die Trix?"

Tadelnd schüttelte sich der gewaltige Schnauzbart. „Che premura! Der Herr Graf Rothenwolff, Exzellenza, wohnen dort auf Numero 3, und Donna Beatrice schlafen noch."

„Danke," stammelte Karl Maria und starrte andächtig nach dem alten grauen Haus. Dann aber packte ihn die Scheu, weil Trix ihm ja nicht erlaubt hatte herzukommen, und er lief nach dem Gymnasium, wo er wegen totaler Unaufmerksamkeit eine schlechte Note im Latein bekam.

Seine Morgenbesuche am Wasserturm aber gab er nicht auf. Zwei- oder dreimal in der Woche lief er hin und beguckte sehnsuchtsvoll das schlafende Haus. Seine Schwester befragte er niemals nach der Trix und ihren Tanten. Sie würde ihn doch nur auslachen und ihn einen dummen Jungen nennen. So lebte er allein in seinem Geheimnis. (Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Indische Strophe

Eine Mädchenseele gleicht dem Schal,
Den man leichthin sinken ließ von runder
Weißer Schulter,
Weich und vielgefaltet ohne Wahl
Und in jeder Falte wohnt ein Wunder. —

Wenn ihn einer hebt mit zarter Hand,
Glätten sich die feinen Falten alle,
Still und dankbar,
Und er hält ein strahlendes Gewand
Fließend wie in einem Wasserfalle. —

Karl Freiherr von Berlepsch

Kohlenschächte und Haldenfeuer

Über mir am Sternenbaum
Gefunkel und Geliebel.
Unter mir im ersten Traum
Armer Leute Giebel.

Ziehharmonikamusik
Streicht um Gartenpfade.
Liebe ist des Lebens Glück —
Singt die Serenade.

Bogenlampen. Schuttgerüst.
Qualm und Kohlenwerke. —
Und es fliegt ein Sterngelüst
Über Busch und Berge.

Und es fliegt ein Gottbemühn
Mit verzückten Flügeln:
Haldenfeuer einsam glühn
An verschlafnen Hügeln —

Kurt Arnold Findeisen

Die Schöpfung der Erde

Gott gab der ungeschaffenen Welt
Aus seiner Träume, seines Sinnens Zelt
Die schöpferische, still gewaltige Hand.
Und aus des Chaos wogend dunklem Meer,
Von Wonnen und von Qualen schwer,
Stieg diese Welt empor ans Daseinsland.

Es kreisten Feuerwirbel. Donnernde Planeten.
Sie fanden sich, vereint zu ihm zu beten,
Im Zirkeltanz vor ihn beschwingt zu treten.
Und die Musik der Sphären, sie war da:
Zum ewig brausenden Halleluja!

Doch eine Schöpfung, die sein liebstes Kind,
Die küßte er aufs schöne Haupt gelind
Und sprach: Nun wachse, webe du und werde —
Und sieh: es ward sein Schmerzenskind: die Erde!

Albert Geiger

Digitized by Google

Napoleon und das Schicksal

Ein Blick in sein Leben und in seine Gedankenwelt

Von Prof. Dr. Max Lenz

Es mag Befremden erwecken, in diesem Jahr, das an jedem seiner Tage das Gedächtnis an die Großtaten unserer Väter erneuert, dem Manne ein Gedenkblatt zu widmen, der das Joch, das jene zerbrachen, auf die Schulter unseres Volkes gelegt hat. Wieviel näher, so könnte man einwenden, müßte es liegen, in das Lob der Helden einzustimmen, die unserm Volke den Weg zur Freiheit gewiesen, und der ungezählten Namenlosen, die mit ihrem Blute den Glauben daran besiegelt haben! Wenn ich es dennoch wage, die Blicke meiner Leser einmal nach der entgegengesetzten Seite zu lenken, auf den Mann, gegen welchen alle diese Kräfte sich wandten, so geschieht es nicht etwa, weil mir als einem neuen Cato die Sache des Besiegten besser gefiele, sondern weil der Zusammenhang der Dinge, die Gründe der Erhebung, die Kräfte, die dabei in die Wagschale gelegt wurden, von keinem Punkte aus besser zu übersehen sind und also die Bedeutung jener Helden selbst nur in um so helleres Licht treten kann.

Auch das Maß der Schuld, das auf Napoleon lastet, wird dann um so deutlicher werden. Niemand in der Welt ist mehr gehaßt, und auf keines Menschen Haupt sind die Anklagen voller gehäuft worden, als auf das seine: aber auch niemand hat jemals stärker gebüßt als der Gefangene von St. Helena. Und vergessen wir nicht, daß dies Europa, welches ihn ausstieß, ihm einst fast ausnahmslos zu Füßen gelegen, daß die Feinde von heute Freunde von gestern gewesen, daß nur allzuviele unter ihnen ihm willig gefolgt waren, sich ihm verbrüdert und verschwägert, Provinzen und Kronen aus seiner Hand genommen, ihre Staaten mit seiner Hilfe von Grund aus neu aufgebaut hatten. Man darf ja gar nicht einmal von einer Erhebung der deutschen Nation sprechen. Es war zunächst ein Kampf Deutscher gegen Deutsche, mit fremden Alliierten oder unter fremden Fahnen, wie alle Kriege, die seit Jahrhunderten auf deutschem Boden geführt worden waren. Nicht die Begeisterung für Deutschlands Ehre und Freiheit führte Österreichs Armeen nach langem Schwanken den Preußen und Russen zu; und erst als Napoleons Macht bei Leipzig niedergebrochen war und seine aufgelösten Divisionen dem Rhein zustrebten, legten sich ihm die Bayern vor, — um ihm zum letzten seiner Siege auf deutschem Boden zu verhelfen. Rheinbundtruppen standen von der Weichsel bis zur Elbe in den preußischen Festungen, welche für die aus Rußland zurückflutende Armee Sammel- und Stützpunkte wurden, und füllten aufs neue die Cadres, welche die ungebrochene Energie des Kaisers gegen die norddeutschen Rebellen aufgestellt hatte. Dem Aufstande des Volkes ging der Abfall der Regierungen zur Seite oder voraus: von Provinz zu Provinz, von Land zu Land, so wie die fortrollende Lawine hinter dem Fliehenden herstürzt.

So aber war es gewesen, seitdem Napoleon die Blicke der Welt auf sich gelenkt: solange er Kriege geführt, hatte er auch Alliierte gehabt; und nur dadurch hatte er siegen können, daß er ihren Ehrgeiz befriedigte, ihnen Anteil an der Beute gab, ihnen zu Hilfe kam, wenn ihre kaum geschaffene Macht angegriffen war. Noch im Jahre 1814 hat er Bundesgenossen gehabt: die Italiener, die unter seinem Stiefsohn König Eugen für die Zukunft ihrer Nation gegen Österreich stritten; wenn er damals den Frieden aus der Hand der Gegner nicht hat annehmen wollen, geschah es auch deshalb, weil er diese letzten Freunde nicht im Stich lassen konnte oder wollte. Einzig in dem Feldzuge von Waterloo hatte er nichts weiter hinter sich als Frankreich. Er selbst sprach in seinen Bundesverträgen immer nur von seinen Alliierten und den gemeinsamen Interessen; als „Chef der kontinentalen Liga“ hat er sich selbst bezeichnet. Durch die Kräfte des Festlandes wollte er das Meer erobern.

In Wirklichkeit galt freilich, so weit sein System reichte, kein Wille neben dem seinen. Wenn er seine Brüder erhöhte, ihnen die Reiche gab, die wie eine Kette von Bastionen um Frankreich her gelagert waren, so erhielten auch sie damit keine andere Stellung als die Bayern, die Polen, die Österreicher, die Preußen und Jedermann, der von dem Übermächtigen in die Allianz gezogen oder gezwungen ward. Sie durften die Kronen, die er ihnen gab, gar nicht zurückweisen; jeder Versuch, eine ihren Ländern eigentümliche Politik zu verfolgen, ward ihnen als Verbrechen angerechnet, das sie mit Absetzung oder der Beraubung ihrer Staaten zu sühnen hatten. Nicht einmal persönlich frei zu sein, als Privatmann über sich und sein Los, seine Familie zu verfügen, gestattete der Kaiser seinem Bruder Lucian. „Ich habe Europa nicht besiegt,“ sprach er zu ihm, „um vor dir zurückzuweichen. Wer nicht für mich ist, ist wider mich. Fügst du dich nicht meinem System, so bist du mein Feind, und Europa ist zu klein für uns beide.“ „Der Himmel kann einfallen, ich werde meine Ansicht nicht ändern.“ „Man mag mich für ungerecht und grausam halten, wenn mein System nur vorwärts geht.“

Digitized by Google

Der Erfolg aber war, daß dies „System", das Netz, in dem der Eine jeden fremden Willen einfing, immer enger und fester wurde, daß aus den Bundesgenossen Vasallen, aus den Vasallen Untertanen wurden, daß Frankreichs Grenzen sich immer weiter ausdehnten, bis nach Albanien an der einen und bis Lübeck an der anderen Stelle, und daß die Hoffnungen, die man auf den Emporkömmling gesetzt, die Sympathien, die man ihm anfangs entgegengetragen, sich immer mehr in Furcht und Haß verwandelten. Nichts hat das Reich, das Napoleon aufbaute, fester zusammengekittet, als das Konkordat, das er mit dem Papste schloß; woran die Revolutionäre vergeblich gearbeitet, der Unterwerfung der universalen Kirche unter den nationalen Staat, war dadurch möglich geworden: aber das Ende war die Annexion des Kirchenstaates, die Gefangennehmung des Papstes, die Entfremdung der Untertanen, die Zerrüttung der französischen Kirche; und wenn der Friede mit Rom dem Usurpator die Freundschaft der gesamten katholischen Welt erworben hatte, so ward die Feindschaft mit dem Papst der stärkste Ansporn für den Haß der katholischen Nationen, die nun in ihm auch noch den Häretiker sahen.

Napoleon war kein Tyrann in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes: der nichts sieht außer sich selbst, ohne Ziel und ohne Idee, der nur die Macht um der Macht willen liebt, nur der Zügellosigkeit seines Willens und der Befriedigung seiner Leidenschaften dient. Niemand hat sich stärker in der Gewalt gehabt als er; dem Zorn selbst, wenn er ihn übermannte, gesellte sich oft genug die Berechnung hinzu. Er konnte nicht bloß verzeihen, sondern auch vergessen. Er belohnte gern, und nicht bloß um die Menschen sich zu verpflichten, sondern aus wirklicher Dankbarkeit und einer Anhänglichkeit, welche keinen Unterschied machte zwischen den Freunden seiner Kindheit und seines Glanzes, seinen Dienern und den Genossen seiner Herrschaft.

Dieser Verächter der Ideen, für den die Religion nur den Wert einer „Kuhpockenimpfung" besaß, einer Schutzhaut für die Blindgeborenen gegen die Betrüger wie gegen die Not und das Elend des Lebens, für den alle Philosophen, Kant so gut wie Rousseau, Scharlatane waren, hatte dennoch ein volles Gefühl für das Heroische und das geistig Große in der Geschichte wie im Reiche der Gedanken. In der Geschichte war es Alexander, dem seine Bewunderung galt, der Eroberer so vieler Reiche, der Gründer so vieler Städte, der Erweiterer der Kulturwelt durch das Schwert, dessen Nachruhm drei Erdteile erfülle. Wie oft hat er sein eigenes Geschick mit dem dieses letzten der griechischen Heroen verglichen! Auch wohl darin, daß sein Werk das gleiche Schicksal haben, daß die Diadochen sich auch auf seinem Grabe schlagen würden. Denn er empfand vollauf die Tragik, die an allem Großen in der Welt haftet: die Übermacht des Schicksals über die Kraft auch des Stärksten, das niederdrückende Gewicht der Masse gegenüber dem Genius. In dem Kampf des Genies mit der Umwelt und ihrer blindwirkenden Gewalt sah er alle Geschichte beschlossen; weil sie dies lehre, nannte er sie die „einzig wahre Philosophie". Nichts anderes war es, was ihn zu der klassischen Tragödie hinzog, zu seinem Corneille, dessen Werke ihn in seine Feldzüge begleiteten, dessen heroische Gestalten ihm in den entscheidenden Stunden des eigenen Lebens entgegentraten. Er sah in dessen Versen den Widerschein seines Schicksals. Und nicht anders sahen ihn selbst und sein Werk die größten seiner Zeitgenossen an, Goethe wie Hegel, dem er an dem Tage vor Jena, als er ihn über den Marktplatz der kleinen Universitätsstadt reiten sah, wie das Schicksal selbst, wie die Weltseele erschien. Daß die reife Saat der deutschen Gedankenwelt unter seinem ehernen Tritt verderben müsse, fürchteten sie nicht. In der Zeit, da Fichte dem deutschen Geist, dem Geist der Freiheit ein letztes Asyl gegen den Dämon in seinem Berliner Universitätsplan aufbauen wollte, trug Goethe sich mit dem Gedanken, sein Jena, seine eigenste Schöpfung, zu einer deutschen Zentraluniversität unter dem Protektorat des Allmächtigen auszugestalten. „Unter einem solchen Herrscher," schreibt er dem Freunde Graf Reinhard, „wer möchte da nicht streiten, wenn es auch mit Aufopferung und Unbequemlichkeit geschehe!"

Und war es nicht wirklich so, daß die liberalen Ideen auf Seiten Napoleons und die der Reaktion auf seiten seiner Gegner waren? Die Revolution blieb die Voraussetzung seiner Herrschaft, die Welt der Privilegien war abgetan, auch dort beseitigt, wo der Korse jenseits von Frankreichs Grenzen neue Staaten gründete oder alte umschuf, ebenso in dem Spanien, dem er die Verfassung von Bayonne gab, wie in den Rheinbundstaaten, die noch heute auf diesen Grundlagen ruhen. Aber freilich, das alles trat zurück, sobald die Gedanken der Beherrschten eine Richtung nahmen, die der Politik des Kaisers entgegenlief. Dann erwachte in ihm sofort der Tyrann, der nicht Gnade noch Erbarmen kannte und jeden freien Hauch erstickte. Das mußte der unglückliche Palm erfahren, als ihn die Kugeln in dem Festungsgraben von Braunau niederstreckten, das Ernst Moritz Arndt und der Freiherr vom Stein, als sie Haus und Heimat verlassen und in die Fremde flüchten mußten, wie Madame de Staël und ihre liberalen Freunde in Frankreich. „Die Zeit der Scherze ist vorbei," sprach der Kaiser, als er Joseph Chénier für ein allzu freies Wort einsperren ließ: „mag er still sein, das ist das einzige Recht, das er hat."

Daß Napoleon von Natur nicht grausam war, haben auch seine Feinde, haben sogar Madame de Staël und die Rémusat aner-

Digitized by Google

kannt; „ich liebte es nicht, Blut zu vergießen," so hat er selbst im Angesicht des Todes gesagt: aber wohin seine Wege ihn führten, folgten ihm, so lange er Herr war, Ströme des Blutes. Als den Friedebringer begrüßte ihn nach dem 18. Brumaire das französische Volk, das durch ein Jahrzehnt der Revolutionen und der Kriege hindurchgeführt war; darum verzieh es ihm den Staatsstreich, und Europa pries mit ihm den Sieger von Marengo als den Stifter des Weltfriedens — aber auf jeden Frieden, den der Sieg ihm gab, folgte ein neuer Krieg, und unaufhörlich schoben sich die Grenzen seiner Macht vor und vermehrte sich das Heer seiner Vasallen. Mit dem Manne, der im Kampf mit den Fluten des Meeres die Deiche immer weiter hinaus schiebt, hat ihn ein französischer Historiker verglichen. Jedoch das Bild ist nur halb richtig. Denn nicht Fruchtgefilde und fette Triften waren es, die Napoleon den Wogen abgewann, sondern darum mußte er die Dämme fort und fort erneuern und weiter hinaus führen, weil keiner hoch und fest genug war, um den Andrang der ringsum wogenden Flut zurückzuhalten: Lachen und Sümpfe bildeten sich überall im Innern des Walles; aus dem Boden selbst, den er gewonnen, sickerte das Wasser herauf, jeden Versuch des Anbaus binnen kurzem hemmend und zerstörend. Nur ein Wille, so unzerbrechlich wie der seine, eine Härte, die unerbittlich jeden Widerstand niederschlug, eine Kraft, wie die Welt sie noch nicht gesehen, war imstande, dem ungeheuren Gegendruck für ein paar Jahre standzuhalten.

So gleicht dieser Welterschütterer dem Reiter in Hennebergs Bilde, der in rasendem Lauf auf dem Balken, unter dem der Abgrund gähnt, hinter der Glücksgöttin hersprengt, die lockend und gleißend auf rollender Kugel vor ihm hinweggleitet.

Oder hätte seine Eisenfaust den Renner herumreißen, ihn mit einem Ruck parieren und umkehrend im Schritt auf das feste Land zurückführen können? Lag es, unbildlich gesprochen, in Napoleons Hand, den Frieden zu erhalten? Gab es irgendeinen Moment, wo er ihn für immer hätte schließen können? Einen Frieden, der Frankreich auch nur die Güter und die Grenzen gelassen hätte, die schon in seinem Besitz waren, als der Name des jungen Offiziers noch kaum in der Welt genannt wurde? Hätte England sich mit den Stellungen begnügt, die ihm Abukir gebracht und die es, den Friedensbedingungen von Amiens zum Trotz, behauptet hatte: mit dem Besitz von Malta und Ägypten und der Kolonien, die es Frankreich und seinen Verbündeten, Spanien und Holland, an Afrikas Küsten, in Ost- und Westindien abgejagt hatte? Hätte es wohl Belgien und Holland bei Frankreich gelassen, Länder, welche die Republik erobert, bevor Napoleon bei Montenotte gesiegt? Oder würde Österreich die italienischen Provinzen, die Eugen von Savoyen erobert, und seine Hegemonie über die italienischen Dynasten und Republiken, auch über die Kurie, für immer aufgegeben haben? Würden die französischen Parteien, die Emigranten mit der alten Königsfamilie an der Spitze, ebenso wie alle anderen Fraktionen, die seit 1789 sich in der Herrschaft über Frankreich abgelöst, die neue Ordnung der Dinge anerkannt, dem Sieger von Marengo sich unterworfen haben? Hätte Alexander von Rußland die ererbten Hoffnungen auf die Ausdehnung der russischen Macht über Polen und über die byzantinische Welt fahren lassen, und hätte, mit einem Worte, irgendeine europäische Macht, die sich durch Bonapartes Siege beeinträchtigt fühlen oder aus seiner Niederlage Vorteil zu ziehen hoffen konnte, die friedlich gewordene Revolution in Frieden gelassen? Das alles muß bejahen, wer Napoleon zum Herrn über das Schicksal machen, die Freiheit des Entschlusses, die Wahl der politischen Stellung in sein Ermessen stellen will.

In der Tat ist dies die Auffassung, die Jahrzehnte in Deutschland geherrscht, zu der sich die ersten Historiker unseres Volkes, ein Häusser und Treitschke, ein Sybel und Duncker, bekannt haben, und die noch heute auf den meisten Kathedern gelehrt wird. Napoleon selbst aber hat sich jederzeit als den Knecht seines „Systems" bezeichnet. „Ich bin," so lautet ein berühmtes Wort von ihm, „der größte Sklave unter den Menschen; ich muß einem Herrn gehorchen, der kein Herz hat, der Berechnung der Umstände und der Natur der Dinge." „Je größer man ist," so ein anderes aus derselben Zeit, an Josephine gerichtet, „um so unfreier wird man; man hängt ab von den Ereignissen und den Umständen — ich bekenne mich als den größten Sklaven unter den Menschen; mein Herr hat kein Herz, und dieser Herr ist die Natur der Dinge." „Ich habe mich," so ein drittes, „niemals damit abgequält, die Umstände meinen Ideen anzuschmiegen; ich ließ mich gemeinhin von ihnen führen. Wer kann im voraus über die zufälligen Umstände, die unerwarteten Begebenheiten gebieten?" „Ich bin das Geschöpf der Umstände, ich bin stets mit ihnen gegangen." „Es ist weise und politisch, das zu tun, was das Geschick befiehlt, und die Straße zu gehen, auf der uns der unwiderstehliche Lauf der Ereignisse führt." Alle diese Aussprüche stammen aus der Zeit, da Napoleon auf der Höhe seiner Laufbahn stand, als sein mächtiger Arm die Staatenwelt des Kontinents wie Ton zerbrach, um sie in neue Formen zu gießen, als er wie das Schicksal selbst durch die Welt schritt. Aber er hat jederzeit so gesprochen: solange er mit dem Schicksal rang und auch nachdem er von ihm gebändigt und erdrückt war. War das nun alles Selbsttäuschung oder bloßer Vorwand, Heuchelei und Lüge? Kein Vorwurf hat ihn häufiger getroffen als dieser. Aber er sagte damit doch nichts anderes als was alle die Mächtigen, die dem Schicksal ins Auge gesehen und den Kampf mit ihm gewagt haben,

Digitized by Google

empfunden und tausendmal ausgesprochen haben: mögen sie es nun Zufall nennen oder göttliche Lenkung, immer bekennen sie dadurch ihre Inferiorität gegenüber den durch die Welt, die sie bekämpfen und umgestalten, ausgebreiteten Gewalten. „Fert unda nec regitur", so lautet das Motto, das Bismarck seinem Werke vorgesetzt hat. So bot auch Napoleon die breite Brust den Wogen und Stürmen des Lebens dar; scheiternd oder landend vertraut er seinen Göttern. Er sieht sie nicht in den Wolken; nicht aus den Höhen erwartet er die Blitze des Schicksals; nicht als Werkzeug des Allmächtigen hat er sich betrachtet: seine Feinde haben ihn die Gottesgeißel, den neuen Attila genannt. Für ihn liegt das Fatum, das Unabwendbare in den historischen Zusammenhängen, in den Konstellationen der Politik, in den Traditionen, welche Frankreich wie seine Verbündeten und Gegner, die ganze Staatenfamilie Europas, miteinander verknüpfen, in dem Ehrgeiz, den ein jeder unter ihnen hat, in allem, was Natur und Geschichte in ihn gelegt, in seinen Bedingungen zur Existenz und in seinem Willen zur Macht. Das ist die „Natur der Dinge", das „eherne Gesetz", dem sich jede Partei und jeder einzelne zu fügen hat, die Arena, in der er fechten muß, die Schranken, die seiner Freiheit gesetzt sind, die Bedingungen seines Emporsteigens und seines Fallens, die Notwendigkeit, die über ihm schwebt. „Die Parzen," so schreibt der Kaiser kurz vor Austerlitz, „weben das Leben der Menschen; das Schicksal hat jedem Staate seine Dauer zugewiesen." Er meinte damals, ein blindes Geschick treibe das Haus Habsburg dem Untergange zu. Am Abend vor der Schlacht, im Biwak, brachte er das Gespräch auf das Theater, auf seinen geliebten Corneille. „Welche Kraft der Erfindung," rief er aus. „Das wäre ein Staatsmann geworden! Die Politik muß der Stoff für die moderne Tragödie werden. Sie muß unserm Theater die antike Schicksalsidee ersetzen — das Schicksal, das den Ödipus zum Verbrecher macht, ohne daß er schuldig ist. Es ist ein Irrtum, die tragischen Stoffe erschöpft zu sehen: in Fülle liegen sie vor uns in der politischen Notwendigkeit. Ein anderes Schicksal, aber ebenso herrisch, ebenso unwiderstehlich wie das antike: der Schrecken gemildert durch die Notwendigkeit." „Man muß," so schloß er, „leben wollen und zu sterben wissen". Denn — so deuten wir dies Wort — man darf dem Kampf mit dem Schicksal nicht ausweichen, man muß siegen wollen, auch wenn man sterben muß. So spricht der Held: Ich muß meinem Stern folgen, und ich will ihm folgen.

In diesem Sinne hat Napoleon auf St. Helena allen denen, die sein Andenken schmähen würden, prophezeit, daß sie auf Granit beißen würden, hat er die Nachwelt zur Richterin seiner Taten aufgerufen. So haben auch seine Getreuen geurteilt. Niemand war ihm vertrauter, niemand ergebener als Maret, der Herzog von Bassano, der ihm als Minister des Auswärtigen in den Jahren der Krisis und der Katastrophe diente. „Für die Geschichte," so urteilt dieser Zeuge, dessen vornehmen Charakter auch die Gegner nicht haben schmälern können, „hat die bonapartistische Monarchie begonnen am 20. Brumaire. Seitdem hat sie nur Abwandlungen erfahren. Zunächst war sie Wahlmonarchie, dann lebenslänglich, schließlich erblich. Diese letzte Phase wurde vorbereitet durch die unaufhörlich wiederkehrenden Konspirationen, die viel mehr darauf eingewirkt haben als der Einfluß der Höflinge. Die Natur der Dinge drängte zur Erblichkeit. Die Anschläge gegen das Leben des Oberhauptes beschleunigten ihre Einführung. Den Konsul auf Zeit konnte ein Handstreich beseitigen, den Konsul auf Lebenszeit ein Mörder. Napoleon nahm die Erblichkeit an wie einen Schild. Fortan handelte es sich nicht bloß darum, ihn zu töten: man mußte den Staat umstürzen. Das ist die Wahrheit, das ist der Grund der Begebenheiten, das ist es, was die Geschichte sagen wird, wenn einst ihr Historiker kommt."

Von hier aus finden wir die Antwort auf alle Fragen, die wir vorhin stellten. Napoleon hatte die Revolution geschlossen, aber verleugnet hatte er sie nie. „Ich bin die Revolution," sagte er, als er den Herzog von Enghien erschießen ließ, „und ich werde sie aufrechterhalten." Er war ihr Erbe, aber ihr Vermächtnis wollte er bewahren, ihren Geist und ihre Ergebnisse behaupten. Er hatte den Staat der Revolution so stark gemacht, daß er alle Parteien in ihn aufnehmen durfte, welche aus ihrem Schoße geboren und von ihr wieder ausgestoßen waren, oder die sie von jeher bekämpft hatten; so stark, daß er selbst Verschwörer wie Moreau nicht mehr aufs Schafott zu schicken brauchte. Nicht mit Unrecht hat er auf St. Helena von sich gesagt: „Wer unter den Monarchen kann sich rühmen, so wenig Gegner wie ich dem Henker überliefert zu haben?" Und nur um ein Exempel zu statuieren, um der Welt zu beweisen, daß er noch den Geist der Revolution in sich trage, hat er den jungen Bourbon aufgreifen und beseitigen lassen: er vergalt damit ja nur Gleiches mit Gleichem. Denn die Flammen waren nur gebändigt, nicht erstickt; sie glühten im Innern und wurden von außen durch tausend Hände, durch den Ehrgeiz der fremden Mächte, der siegreichen wie der besiegten, und durch die Ausgestoßenen, die Unversöhnlichen, unablässig geschürt. Nur die Macht konnte sie fesseln, jedes Nachgeben gab ihnen Luft und neue Nahrung. Sieg oder Untergang blieb das Los des Alleinherrschers, wie es das Los der Terroristen und der Führer aller Parteien der Revolution gewesen war. Darum konnte Napoleon nur als Sieger Frieden schließen: noch auf St. Helena hat er dies als den Kern seiner Politik bezeichnet. Das Frankreich der Revolution, die demokratisierte

Digitized by Google

französische Gesellschaft blieb die Basis seiner Macht. Und nicht bloß ihm waren die Bahnen gewiesen, seitdem er sein Schicksal mit dem Frankreichs verknüpft hatte, sondern diesem selbst. Denn die Revolution war nur wieder eine Stufe in dem Gange, den die Geschichte Frankreichs seit Jahrhunderten gegangen war; wie Napoleon ihr Erbe, so war sie die Erbin der alten Monarchie. Was diese versucht hatte, führte sie durch; oder sie scheiterte daran, wie die alten Könige selbst. Sie erweiterte die Grenzen Frankreichs bis zum Rhein und seine Vorherrschaft über Deutschland und Italien, und sie erfüllte damit Pläne, welche die Träger der alten Krone immer gehegt hatten; sie nahm auch den Kampf gegen England wieder auf, das letzte große Unternehmen der bourbonischen Monarchie, an dem diese recht eigentlich sich verblutet hatte: alle Kräfte hielt sie auf dieses Ziel gerichtet. Wenn aber ein Lazarus Hoche, der General der Republik, den die heutige französische Geschichtsschreibung recht eigentlich als den Antipoden Napoleons, als die Verkörperung des französischen Genius, als denjenigen feiern möchte, der den Geist der Revolution wahrhaft in sich dargestellt habe, noch in seinem letzten Lebensjahr den Kampf gegen England als das höchste Ziel seines Ehrgeizes anstrebte — wie hätte da der Korse, der Fremde, eine andere Politik treiben dürfen als diejenige, auf die Revolution und Königtum, Gegenwart und Vergangenheit Frankreichs hingedrängt hatten! Wir müssen vielmehr sagen, daß die Friedensschlüsse, die Napoleons Siege vorbereiteten und die sein Werk waren, Campoformio ebenso wie Luneville und Amiens, die ausgreifenden Pläne der republikanischen Regierung sogar eingeschränkt haben, und daß die Organisation, die er dem Staate gab, die Rückkehr der Emigranten, die Errichtung der Alleinherrschaft, das Konkordat mit dem Papste Konzessionen waren an die Besiegten und Verjagten und ein Innehalten auf dem Wege der republikanischen Propaganda. Um so weniger aber durfte er einen Frieden schließen, der Frankreich hinter die Grenzen, welche die Republik bereits vor ihm gewonnen, zurückgeführt und die Fundamente des Staates der Revolution verschoben hätte. Er war in den Fesseln des „Systems" bereits in dem Moment, als er sich zum Herren Frankreichs aufwarf. Das war die Frage, um die der Kampf ging: ob die Interessengemeinschaft, welche die Revolution jenseits der Grenzen Frankreichs vorfand und die die Siege Napoleons jenseits der Alpen wie des Rheins, in den Niederungen der Weichsel und am Sunde wie an den Ufern des Bosporus noch hinzu erwarben, sich auf die Dauer stärker erweisen würde als die Gegenkräfte, die, von England geführt, ebenfalls über den ganzen Kontinent hin ausgedehnt, ja in Frankreich selbst lebendig geblieben waren. Vielleicht, daß er ihrer mächtig geworden wäre, wenn er noch dieselben Gegner vor sich gehabt hätte, mit denen die Revolution ihre Kriege geführt hatte: die mit ihren Aristokratien verbündeten Dynastien, für welche die Masse der eigenen Untertanen nichts bedeutet hatte. Denn eben dadurch hatte die Revolution gesiegt, daß in ihr das moderne Staatsprinzip lebendig geworden, Staat und Volk zusammengewachsen, die Nation zum Bewußtsein ihrer selbst erwacht war; so war sie nach dem Worte des Propheten (schon Ranke hat es zitiert) auf die alte Staatenwelt gefallen wie eine eiserne Stange auf irdene Töpfe. Napoleons Kriege aber gingen über die der Revolution auch darin hinaus, daß sie allerorten Gegenkräfte erweckten, gleichartig im Wesen, wenn auch verschieden im Ziel mit denen, welche die Revolution in Frankreich geweckt hatte: die Geister der Nationen erhoben sich unter seinen eigenen Tritten und warfen ihn nieder.

In den verschiedensten Formen haben sie sich entladen, je nach den Voraussetzungen, die die Geschichte geschaffen hatte. Aber überall kamen sie den alten Regierungen zu Hilfe; mit dem Prinzip der Legitimität vereinigt, wurden sie unüberwindlich. Napoleon hatte dieser Verbindung nichts entgegenzusetzen. Die Spanier wiesen die modernen Ideen, die er ihnen in der Verfassung von Bayonne aufdrängen wollte, mit Abscheu von sich, wie demokratisch und national sie im übrigen ihren Widerstand organisieren mochten. Die Italiener, die Polen hörten wohl auf den Weckruf, den er an sie richtete: aber er konnte ihnen nur halb gewähren, was sie wünschten; die allgemeine Politik duldete es nicht anders; und so folgten auch sie ihm nur halbwillig; schon 1807 und noch mehr 1812 in Rußland bekam er es zu spüren. Die Rheinbundregierungen bildeten ihre Staaten nach seinem Willen um: aber die Landsleute Haspingers, Speckbachers und Hofers fühlten wie die Spanier; sie wollten von dem modernen Staat nichts wissen, sahen darin nur die Unterdrückung, die Herrschaft der Fremden; mit Kruzifix und Skapulier standen Mönche und Pfarrer bei den Landesschützen, die für das „heilige Land Tirol" und ihren Kaiser fochten; in Bayern selbst nahm der Gegensatz, wo er gegen das französierende Regiment sich regte, alsbald reaktionäre Formen an. Und überall folgten die Verbündeten, die Freunde, und mochten es die eigenen Brüder sein, dem Kaiser gerade solange, als die Interessen ihrer Regierungen mit seinem System, seiner Politik zusammengingen. Sobald der Sieg sich auf die Seite seiner Gegner neigte, begann, von Tauroggen ab, der Abfall; mitten in der Schlacht, die über seine Herrschaft in Deutschland entschied, gingen die Sachsen zu den Verbündeten über; hinter dem Geschlagenen, dem Fliehenden her wälzten sich die Wogen.

Kaum daß sie an Frankreichs Grenzen haltmachten. Mochte auch die Nation ihrem Herrn zunächst noch gehorsam bleiben und

Digitized by Google

die neuen Heereskräfte, die er forderte, stellen: der Geist, der sie einst um die Trikolore geschart, vor dem die Heere des alten Europas in den Staub gesunken, war erloschen, erstickt durch das despotische Regiment, das, lange bevor Bonaparte es in seine Faust genommen, aus ihrem Schoße sich erhoben hatte. Napoleon durfte ihn gar nicht wieder erwecken: er hätte nur die alten Parteien ins Leben zurückgerufen, den Bürgerkrieg entfacht und also die Proklamationen, mit denen die Fremden in das Land kamen, gerechtfertigt. Die Bändigung der Parteien, die Einheit der nationalen Kraft war die Basis seiner Macht und das Prinzip seiner Herrschaft gewesen; er wollte es auch im Untergange nicht verleugnen. Einst hatte das Feuer der nationalen Leidenschaft, dies Gemisch von Haß und Liebe, auch in seinen Adern geglüht: solange sein Herz für Korsikas Freiheit geschlagen hatte. Aber seitdem er mit den Seinen, einem Felsstück der korsischen Küste vergleichbar, von dem Boden der Heimat losgerissen und an Frankreichs Ufer geschleudert war, hatte er diese Gefühle in sich ausgelöscht und die Verachtung der nationalen und aller liberalen Ideen dafür eingetauscht. Sie hatten ihm seitdem wohl als Elemente seiner Politik gedient: aber niemals hatte er diese nach ihnen gerichtet. Macht und abermals Macht war das Wort geworden, an das er glaubte, und das Ziel, nach dem er strebte: „Chimären, jawohl, Chimären," rief er aus, als ihn auf dem Schlachtfelde von Arcis sur Aube General Sebastiani, der Landsmann und Waffengefährte von den Pyramiden und dem 19. Brumaire, aufforderte, die Nation zum Kampfe aufzurufen: „eine Erhebung der Nation fordern wollen in einem Lande, in dem die Revolution die Edelleute und die Priester vernichtet hat und ich selbst die Revolution vernichtet habe!" ... Vielmehr mußte er es alsbald erleben, daß der Abfall im Heere und im Volke um sich griff. Zu den Ideologen gesellten sich die Verräter: ihnen beiden erlag der Tyrann. So wollte es die Rache des Schicksals.

Werfen wir zum Schluß noch eine Frage auf. Was wäre geschehen, wenn den Gewaltigen der Allbezwinger nicht sobald von der Welt, die einst zu klein für seinen Ruhm gewesen war, hinweggenommen hätte? Er hatte noch nicht das zweiundfünfzigste Lebensjahr vollendet, als es geschah. Neunzehn Jahre später warf, von dem Herrscher Frankreichs selbst gesandt, das Schiff auf der Reede von St. Helena Anker, das die Asche des Helden nach Frankreich zurückbringen sollte, damit sie inmitten seiner Trophäen ruhe. Es war eine Huldigung, die bereits die Angst der damaligen französischen Regierung, der zweiten Dynastie nach dem Sturze des Kaisers, verriet vor dem gigantischen Schatten, der für Frankreich der Inbegriff nationaler Größe und nationalen Ruhmes geworden war. Längst war der Bund der vier Mächte, dem der Kaiser erlegen war, zerfallen; England zuerst hatte sich, schon ein Jahr nach seinem Tode, von den Alliierten losgemacht. Ganz undenkbar wäre es gewesen, zumal seit der Julirevolution, seitdem England in allen Erdteilen die Fahne der Freiheit emporhielt, daß Napoleon die Freiheit verweigert wäre.

Das Schicksal hat es nicht gewollt. Die ungeheure Tragik, die über diesem Lebenslauf liegt, sollte sich ganz vollenden. Wie dem Titanen der griechischen Sage die Geier, die Boten des rächenden Zeus, die Leber zerfleischten, so mußte dieser moderne Titane unter den mörderischen Griffen einer unheilbaren Krankheit dahinsiechen. Jedoch sein Geist blieb so unbesieglich, wie der des hellenischen Halbgottes, der noch in den Fesseln und unter Martern den Göttern Trotz bot. Wie er es gegen seinen Kerkermeister Sir Hudson zum Ausdruck brachte: „Ihr habt," so sprach er zu ihm kurz vor seinem Tode, „volle Gewalt über meinen Körper, aber meine Seele wird Euch immer entgehen. Wisset, daß sie noch so stolz, so mutig auf diesem Felsen ist wie damals, als ich Europa Befehle gab."

Der Historiker soll über den Parteien stehen. Aber das heißt nicht, daß er sich freihalte von dem inneren Anteil an dem Schicksal, das den Menschen erhebt und zermalmt. Die Weltgeschichte bietet auf jeder ihrer Seiten Tragödien dar, wie sie keines Dichters Phantasie ersinnen kann. Keine aber ergreift des Hörers Herz tiefer, keine zeigt unauflöslicher die Verflechtung von Schuld und Schicksal, und keine offenbart den Wechsel menschlicher Geschicke in erhabeneren und furchtbareren Bildern als die Geschichte dieses Mannes, der aus der Tiefe zur Sonnenhöhe emporstieg, um in trostloser Verlassenheit zu sterben.

Stürmischer Abend

Schreit' ich bei des Sturmwinds Geigen abends heim im Flammenschein,
Heb' ich lachend oft mein eigen Schicksal in die Welt hinein.

Aufgetürmt zur Abendfeier jagen Wolken nah und fern,
Sieghaft durch zerriss'ne Schleier blitzt auch schon der erste Stern.

Hei, wie da, vom Sturm umwettert, Bürd' auf Bürde mir entfällt.
Nun sich mein Geschick entblättert, wird zum Schicksal mir die Welt.

Franz Karl Ginzkey

Digitized by Google

Florabank in Dortmund. Von Fritz Klimsch. Ausgeführt in Untersberger Marmor

Fritz Klimsch. Von Dr. Wilhelm Mießner

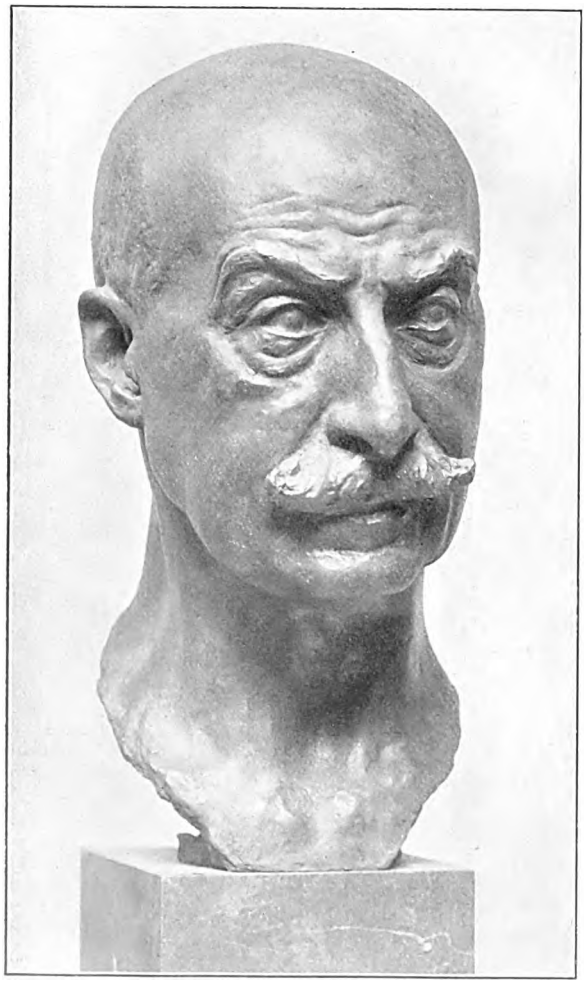
Der Bildnerei in Stein, Bronze oder Holz sind die Kunstgesetze des Geformten stärker eingegraben als der Malerei oder der Literatur, wo das Formen selbst, das Gestalten wie in unserer Zeit vorübergehend auf den Schild erhoben werden kann. Man kann das Steinbild im Steinblock mehr oder weniger verschwinden lassen, man kann in Bronze die Figuren zu gedachten Schemen verziehen, man kann die Schneide des Messers im Holz Orgien feiern lassen bis zur Grenze der Bildkunst gleichsam, kann das letzte an Bewegung und Inhalt herausholen, wie der Berliner Bildhauer Barlach das tut. Aber immer wieder wird hier das Material das Geformte, und damit wird das Thema deutlicher mitsprechen, die Gestalten des Lebens unmittelbarer als Kontrolle auf seine Gestaltung einwirken.

Die kubische Form dieses Materials bleibt das Grundgesetz mehr als die Fläche in der Malerei, die ja schon in der täuschenden Nachbildung des Raums über ihr eigentliches Gebiet hinausstrebt. Dies ist vielleicht der Grund wiederum, daß wir, so sehr durch die Malerei und ein problematisches Schauen unserer Künstler aus dem natürlichen Gleichgewicht gebracht, mit der Plastik weniger anzufangen wissen. Der geniale Rousseaukult Rodins

Seitenansicht der Flora-Figur

Digitized by Google

steht neben der Formengebung eines Meunier, ohne daß wir uns in gleich starkem Maße für eines oder das andere entscheiden wie etwa bei Anton von Werner und Lovis Corinth. Aber je mehr wir erkennen, daß Meunier seine Grubenarbeiter mit ebenso gesteigerter Sensibilität gebildet hat wie Rodin seine steinerne Weltanschauung, um so klarer wird uns der Anteil, den das Thema an den technischen Mitteln hat. Das Wort Technik hat hier seinen äußeren, nur ästhetisch spielerischen Sinn aufgegeben; sie ist mit dem Temperament des Künstlers und mit dem Stofflichen in gleicher Weise verwachsen. In etwas wird nun allerdings unsere Kunst immer das Paradoxe pflegen, wie den Pointillismus oder den Kubismus in der Malerei, wie den Impressionismus als Darstellungsmöglichkeit überhaupt, so daß wir ein Kunstwerk nicht frei davon wissen möchten, so wenig das achtzehnte Jahrhundert das Sentiment entbehren wollte. Und so ist es zu verstehen, wenn uns bei Fritz Klimschs Bildwerken die Linienführung zu allererst auffällt. Es ist das im Bilde selbst wieder Zusammenfließen der Umrisse, ihr Schwung und ihre Empfindsamkeit, die zu uns als die hohe Absicht des Künstlers spricht. Dieses sich selbst Umarmen seiner badenden Frauen, die überall nach innen gekehrten Handflächen, der irgendwie zusammengerollte Rhythmus seiner Leiber, der nur ganz gelegentlich durch das statuarisch Aufgerichtete durchbrochen wird, wie bei unserem Sämann, der Olympia oder dem Reiter. Aber auch wer hier genauer hinsieht, muß entdecken, wie noch immer wieder der innere Zusammenschluß der Figur im bewußten Gegensatz zu dem offenen, dahinter stehenden Rund des blauen Himmels angestrebt ist. Ja, wie das Rund der Himmelskugel als künstlerische Form betrachtet irgendwie sich in diesem Einzelkunstwerk wiederholt. Was ich meine, zeigt vielleicht am deutlichsten die Figur der Dortmunder Florabank. Man beachte, wie hier die Geschlossenheit der Formen und Linien ein ganz verinnerlichtes Niederknien, ein Zusammenfließen, ein Sichrunden der Bewegung in einer langenden und gebenden Geste zu dem Füllhorn ist. Und so sind alle Klimschschen Figuren so sehr mit sich selbst beschäftigt, daß sie des Zuschauers gar nicht achten, ein sich völlig Hingeben an den mystischen Gehalt ihrer Aufgabe. Sie sind unbelauscht außer vom Künstler, der noch immer allein mit ihnen zu sein scheint. Ja, das Aufrichten der Jägerinnen, so sehr es scheinbar wieder dieses Prinzip durchbricht, wird durch körperliches Zagen, durch das ängstliche Auflauschen, das in diesem Aufrichten liegt, doch



Bildnisbüste von Prof. Max Liebermann. Bronze

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

eigentlich bleiben es doch immer Menschen mit göttlicher Gebärde, die Klimsch formt — haben eine sehr geistige Liebe zu ihrem Körper. Sie umfassen das Heiligtum ihres eignen Leibes mit ihren Armen, wie ein Frommer ein Heiligenbild umschlingen mag.

Diese klassische, religiöse Sensibilität bestimmt die Feinnervigkeit der Klimschschen Kunst, ist, wenn man so will, ihr Inhalt und ihre Begrenzung. Sie ist der Anfang von etwas Neuem, der Prophet einer neuen Kunst überhaupt, mehr als einer neuen Plastik im besonderen. Sie kann sich naturgemäß erst nach Beendigung aller Präliminarien auch in ihrem Ausdruck in jener eindeutigen und ungehemmten Kraft zeigen. Das völlig Selbstverständliche fehlt auch ihr, vielleicht noch jene Naivität, die

Bildnisbüste von Professor Conze. Bronze
Aufgestellt im Pergamon-Museum zu Berlin

alle eigentlich klassische Kunst auszeichnet. Es ist das romantische Erfassen und Ersehnen des Klassischen mit der Seele. Darum erklären wir sie so gern, darum gibt sie soviel Anhaltspunkte und Ausblicke für Gedanken über die Kunst und Auslegungen. Darum spricht sie so stark zu unserem Gefühl und regt unseren Geist an, in das Weite hinauszuschwärmen, wo alle Formen wieder in den bildenden Weltengeist einmünden.

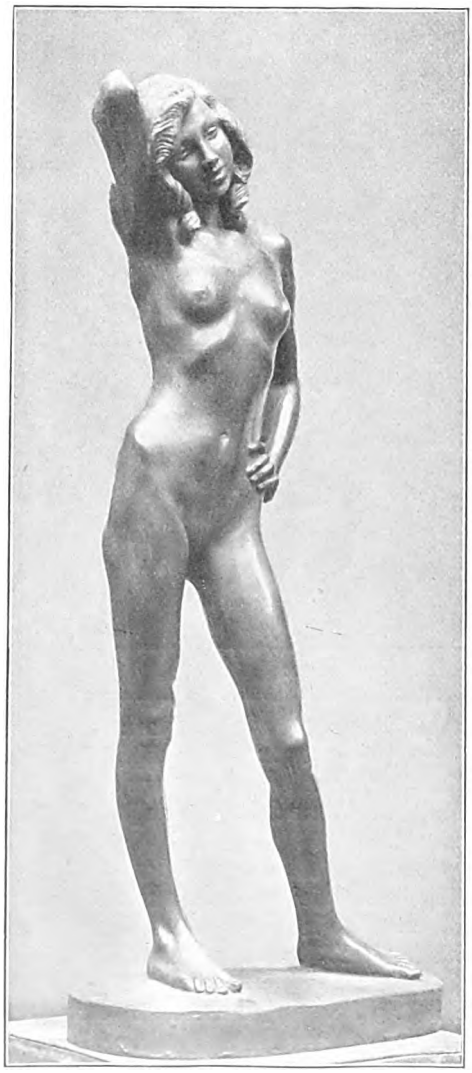
Sie unterscheidet sich aber auch durch ihren Inhalt, und das scheint mir im Augenblick sehr wichtig, von einer rein formalen Problemstellung, die zurzeit so sehr beliebt ist. Die Furcht vor dem Stofflichen kann zu sehr ähnlichen Resultaten führen wie der Stoffhunger niedriger Publikumsinstinkte, wenn die Sucht nach neuen, nie gebrauchten Ausdrucksformen größer wird als das darstellerische Vermögen überhaupt. Hierbei können nun sehr wohl neue Empfindungskeime, neue Komplikationen inneren Erlebens aufgedeckt werden. Wir sehen überraschende Möglichkeiten, in jeder Kunst Dinge und seelische Vorgänge zu schildern oder gar beides zusammen, die sich bis dahin gegen die Technik dieser Kunst gewehrt haben. Und doch bleibt eine solche Kunst, die aus dem ästhetisch-aristokratisch-technischen Trieb des überfeinerten Menschen erblüht, in ihrem Wesen ebenso reaktionär wie der Stoffhunger der Massen. Ihre Jünger bleiben in den Vorhöfen der Kunst stehen und gleichen jenen Schwarzkünstlern, Goldmachern und Schatzgräbern, die stets etwas anderes finden werden, als sie suchen. Man erkennt das am besten an den geistreichelnden Fürsprechern dieser ästhetischen Reaktion, die, wenn man sie fragt, was sie eigentlich für Kunst halten, uns das Unmöglichste angeben, das wir im Augenblick zu erreichen vermögen und ganz, als hörte man die gute, alte Philisterschule von Anno dazumal, von Ewigkeitskunst faseln, gegen die man sich versündigte, wenn man das nur Gute anerkenne.

Noch schlimmer an dieser übertriebenen Betonung des neuartigen Ausdrucks, der aus sich selbst und nicht so sehr aus der Sache kommt, oft nur ein neuer Schnörkel statt eines neuen Erlebens des Gesamtseins ist, wird die Schwächung jener Künstler, die sich vor der Wiederholung allzu sehr fürchten. Wo doch diese Wiederholung seiner selbst

Digitized by Google

Digitized by Google

modernen Stoffen, sind nun allerdings ein bißchen vor unserer jüngsten Zeitkrankheit gefeit. Schon mit 16 Jahren bezog der junge Frankfurter 1886 die Berliner Akademie. So kam er noch mitten in jene Jahre hinein, die die aufstrebende Reichshauptstadt zum Mittelpunkt einer neuen, lebendigen Kunst machte. Als Schüler Schapers hat er von dessen wunderbarem Lehrtalent reichen Vorteil ziehen können. Frühzeitig hat er sich denn auch von jenem pathetischen Begasstil abgewendet, gegen den die neue Jugend Front machte; er fand damals vielmehr in Hildebrand seinen Meister. Aber schon im Jahre 1894 verschaffte ihm der Staatspreis für eine Studienreise einen weiteren Blick. Paris und Rodin waren die ersten großen Erlebnisse dieser Wanderjahre, und ganz besonders zeigten ihm die Porträts von Rodin einen neuen Weg. Hier waren der bildenden Kunst psychologische Entdeckungsfahrten gelungen, die ihn immer wieder auf das tiefste beschäftigt haben: Menschen darzustellen mit dem lebendigen Atem ihres Wesens. Dazu konnte alle gewollte Klassik nicht mehr verhelfen. Der moderne Mensch fordert neue, viel nervösere Ausdrucksmittel. 1895 ist Klimsch dann nach Italien gegangen wie einer, der in den hellen Himmel des Südens eine in sich gefestigte Art mitbringt und den Rausch der Farben und Formen mit Selbsterlebtem beseelt. Später hat er so Griechenland besucht und London um des Britischen Museums willen. Aber sein innerstes Streben blieb mit Berlin verwachsen und mit den Gedanken, mit denen unsere Sezession ihre schöpferischen Mitglieder erfüllte. Sein rheinisches Temperament und eine gesunde Frankfurter Jugend haben sich dabei frühzeitig erproben können. Sein starkes Gefühl für die seelische Bedeutung einer Geste hat ihm einen schönen Erfolg gesichert. Er hat in jeder seiner Perioden auf einen wirklichen Abschluß hingestrebt und das, was seiner Natur nach darauf folgen mußte, mit dem gleichen Eifer erfaßt. So daß man zuletzt, wie es hier versucht wurde, einen gemeinsamen Gedanken in seinem Werk erkennen kann, der wohl der Grundgedanke seines Wesens sein muß. Er hat mehr als manche andere den Geist seines Materials erkannt und Stein und Bronze auch im Stil voneinander geschieden. Die Jägerinnen sind nicht zufällig Bronzearbeit.



Mädchenakt. Holz

Dem Stein hätte er eine solche zerfließende Empfindsamkeit nie zugetraut, und klarer noch wird der Unterschied von Bronze und Stein für ihn bei den Porträtbüsten. Männliche Gedankenschärfe, militärische Wetterhärte ließ sich besser, wie im Bildnis des Generalfeldmarschalls Grafen von Schlieffen, in Bronze zeigen mit ihren deutlicheren Riefen. Weibliche Charaktere und Liebenswürdigkeit mit ihrem gepflegten Gesichtsausdruck brachten ihm besser der weiße Stein, das geschmeidige Holz zum Ausdruck.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Prinzgemahl

Von Carry Brachvogel

Ist sein Dasein nicht das beneidenswerteste von der ganzen Welt? Gleicht sein Schicksal nicht dem eines wirklichen Märchenprinzen? Er, der nachgeborene Sohn eines Fürstenhauses, geht hin, freit um eine junge Königin, erhält ein errötend geflüstertes Jawort und schreitet, vom Jubel des Volkes umtost, mit dem herrschenden Fräulein zum Altar. Nach Recht und Gesetz ist er nun ihr Mann, teilt mit ihr alle Sorgen und alle Freuden ihres verantwortungsreichen und reichen Lebens; sein ältester Sohn wird ein Herrscher sein, seine andern Kinder freien um Kronen und Krönchen, und er lebt in Pracht und Herrlichkeit bis an sein seliges Ende. Wahrhaftig, um seine Wiege müssen zwölf gütige Feen gestanden haben, die wetteifernd glückspendende Wünsche über den Säugling sprachen. Schade nur, daß genau wie beim Dornröschen sich noch eine dreizehnte einfand, die mit ihrem hämischen Zauberspruch die Glückslitanei der holderen Schwestern trübte! Darum steht am Hochzeitstag des Prinzen unter allen Glücksbriefen ein kleines Wort, das einem blassen Siegel der Resignation gleicht und wie ein Gerichtssiegel kund tut, daß der Prinz sein Selbst einer höheren Macht verpfändet hat, daß trotz Pracht und Herrlichkeit nichts mehr ihm zu eigen ist. Und wenn dies blasse Siegel auch der Alltäglichkeit unsichtbar und darum immer nur ein Symbol bleibt, so ist für ihn, dem es gilt, doch die Enteignung nicht minder schmerzlich. Denn von dem Tag an, an dem das königliche Fräulein Reichsapfel und Zepter für eine Stunde beiseite legt, um den Ehering anzustreifen, ist, kraft des blassen Siegelwortes, der Prinz nicht mehr der Prinz, sondern nur noch — — der Prinzgemahl.

Den Prinzgemahl historisch bis zu seinem ersten Ahnherrn zurückzuverfolgen, ist nicht so einfach, wie man vielleicht denkt. Die nächsten Wege sind zwar zumeist von der Neuzeit angelegt, verlieren sich aber oft im Laufe früherer, stürmischer Jahrhunderte, sind schließlich gar keine richtigen Wege mehr, sondern nur noch winzige Enklaven, die da und dort auftauchen; und wenn der Chronist unverdrossen und mühselig von der einen zur andern gehüpft ist, merkt er mit Staunen, daß er sich im ältesten Staate der Welt befindet — im Bienenstaat. Hier hat es von frühesten Zeiten her nicht nur einen, nein, Scharen von Prinzgemählern gegeben, feine, amüsante Herren, deren einziger Lebenszweck die Erhaltung der Art war. Weil Liebe aber immer ein vergänglich Ding ist, büßen zur Herbstzeit die feinen Bienenkavaliere mit dem Tod, daß sie einen Sommer lang Königinnen umschwärmen und einen nur durch die angenehmste Beschäftigung unterbrochenen Müßiggang führen durften ...

Wenn man das tragische Ende der königlichen Bienenehe betrachtet, findet man es begreiflich, daß der Prinzgemahl durch lange Zeit nur im Bereich der Honigwabe, nicht aber im menschlichen Gemeinwesen vorkam. Das Beispiel der Drohnenschlacht war wirklich kein gutes, und man kann es den Männern, die ja von alters her die rechtlichen wie die menschlichen Gesetze bestimmten, nicht verargen, wenn sie schon aus Korpsgeist nichts davon wissen wollten, daß man ihresgleichen totstach, sobald man ihres irdischsten Teils nicht mehr bedurfte. Aber auch ohne dies Bedenken des Korpsgeistes luden die Zeiten noch lange nicht zur Nachahmung der Bienenvölker ein. Die Menschheit schritt noch unsicher, Schritt für Schritt den Weg mit dem Fuß abtastend, durch Kriegsgebrüll, Blut und Greuel, und der König mußte zugleich der Heerführer sein, der stärkste an Kraft, List und Gewalt. Die Umrisse der Länder konnten nur flüchtig mit der Schwertspitze auf der Erde gezogen werden, denn schon am nächsten Tag stampften neue Völker, neue Schlachten über die Spur hin, die eine weise Hand geritzt hatte — wo wäre da Raum und Ruhe gewesen für die zarte Erscheinung einer herrschenden Frau, geschweige denn gar für einen Prinzgemahl?! Auch als die Welt dann bestimmtere Linien der Gestalt, des Rechts und der Sitte angenommen hatte, blieb die herrschende Frau nur eine flüchtige Erscheinung, denn der Mann, der sie freite, dachte nie daran, sich ihr unterzuordnen, wollte vielmehr mit ihr Macht und Krone teilen; so daß die Byzantinerin Zoë gestürzt wurde, weil eben keiner ihrer vier Gatten Prinzgemahl, vielmehr jeder Mitkaiser sein wollte. Wohl sagt in der Grillparzerschen „Libussa“ Primislaus:

„Der Fürst verklärt die Gattin, die er wählt,
Die Königin erniedrigt den als Mann,
Den wählend sie als Untertan erhöht“ —

aber er antizipiert hier Gefühle, die zunächst noch kein Mensch, am allerwenigsten der Mann empfand, oder wenn er sie empfand, dann hatte er ein Radikalmittel, um sie zum Schweigen zu bringen. Er schlug nämlich das Land der Erbtochter oder der Königin, die er freite, zu dem seinen, verwaltete es, als hätte es von jeher ihm gehört, und das Goldfischlein, das ihm den Reichtum zugetragen hatte, war's ganz zufrieden, denn alle rundum fanden, daß der Mann in seinem besten Recht, im Recht des Stärkeren sei. So erheirateten die französischen Könige mit den Erbtöchtern von der Bretagne, von

Digitized by Google

Navarra usw. die frühzeitige Einheit ihres Landes, und Österreich erwarb sich ganz buchstäblich den Ruf des glücklichsten europäischen Hochzeiters.

Die allererste, blasse Silhouette eines Prinzgemahls finden wir in dem späteren Kaiser Maximilian I., der als Erzherzog die von sieben Prinzen umworbene Erbtochter Maria von Burgund heimführte. Oder richtiger gesagt, sie führte ihn heim, denn er zog, ganz wie sich's für einen Prinzgemahl gebührt, von seiner Heimat fort zu der jungen Frau und dem Schwiegervater, wurde darum und wohl auch aus Mißtrauen von den Burgundern so scheel angesehen, wie man nur einen armen Schlucker ansehen kann, der eine Millionärin geheiratet hat. Und als er nach dem frühen Tode der Maria seine Prinzgemahlhaftigkeit abstreifen und als Vormund für seinen kleinen Sohn regieren wollte, nahm ihn das Volk seiner Frau einfach gefangen und hielt ihn drei Monate lang in Brügge fest. Da er aber offenbar Talent und Lust zum Prinzgemahl hatte, vermählte er sich später abermals mit einer Erbtochter, mit Anna von der Bretagne, bei der er aber zu seinem Bedauern weder Gemahl noch Prinzgemahl werden konnte, weil Karl VIII. von Frankreich fand, daß die Bretagne auch für den französischen Magen ein feiner Bissen sei und deshalb dem deutschen Herrn die Braut vor der Nase wegeskamotierte.

Deutlicher noch prägt sich der Typ des Prinzgemahls in dem spanischen Philipp II. aus, der als Infant und junger Witwer auf Befehl seines Vaters, Karls V., nach London fuhr, um Maria Tudor zu heiraten. Schlank, elegant und entzückend dekadent aussehend, wie ihn sein Bild in Westminster-House zeigt, trug er die Krone Neapels auf dem Haupte, die Anwartschaft auf die spanische in der Tasche und gab sich die größte Mühe, angenehm auf die englische Bevölkerung zu wirken und leutselig zu sein. Die Engländer aber sahen ihn noch viel geringschätziger an, als seinerzeit die Burgunder den Maximilian angesehen hatten, denn sie wußten genau, daß er wohl zwei Kronen aber gar kein Bargeld mitbrachte und daher immerfort in der peinlichsten finanziellen Abhängigkeit von der Königin stand. So blieb er denn, obschon die Königin ihn anbetete und obschon er seinen Einfluß auf sie nicht mißbrauchte, für die geldtüchtige Nation immerfort nur der Mann seiner Frau, und weder die Engländer noch Philipp konnten den Tag erwarten, an dem sie sich endlich sagen durften: „Fare well for ever!" Immerhin wäre er später, nach dem Tode seiner Maria, von Herzen gern, aber natürlich nur aus politischen Rücksichten, der Prinzgemahl seiner Schwägerin, der englischen Elisabeth, geworden. Die schlaue Angelsächsin verstand aber sehr gut, daß ihre Zeit und ihr Land noch nicht reif waren für einen richtigen Prinzgemahl, daß es für Herrscherinnen persönliche und nationale Selbständigkeit nur ohne den Mann, niemals neben ihm geben konnte; darum blieb sie, wenn auch nicht eine jungfräuliche, so doch eine unvermählte Königin, genau so wie späterhin die große Katharina von Rußland trotz Orloff und Potemkin Witwe bleiben wird. Der erste vollgültige Prinzgemahl, so, wie wir ihn uns denken und wie ihn witzige Komödienschreiber uns teils in historischen, teils in modernen Stücken gezeigt haben, ist dann „der Franzl", der Großherzog von Toskana, den das Schicksal verurteilte, der Mann von Maria Theresia zu werden. Verurteilte — das Wort klingt hart und mag manchen in Erstaunen setzen, der stets nur von der großen Liebe der Kaiserin las, die dem Manne ihrer Wahl (sie hatte wirklich nach ihrem Herzen wählen dürfen!) so viele Kinder geboren hatte und sich kein Glück der Welt ohne ihn denken konnte. Ja, das war wohl alles schön und gut, aber trotz aller Liebe, die er empfing und wiedergab, blieb der Franzl doch zeitlebens der Mann im Schatten. Denn wenn seine rührige und verliebte Frau ihm auch die deutsche Kaiserkrone verschafft hatte und um seine Zärtlichkeit eiferte wie eine kleine Bürgersfrau, so schnauzte sie ihn doch bei Staatsratssitzungen an, als wäre er ein dummer Schuljunge, widerlegte wohl auch seine Einwände über persönliche Angelegenheiten mit den scherzhaft gesprochenen, aber ernst gemeinten Worten: „Ich bin kein so armer Hascher, wie der deutsche Kaiser!" So musterhaft aber auch die Subordination dieses Gatten war, so hieß er, der Kaiser, natürlich nicht offiziell „Prinzgemahl", vielmehr mußten erst noch Jahrzehnte vergehen, ehe für den Mann der jungen Viktoria von England die verbürgerlichende und begrenzende Bezeichnung „Prince-Consort" erfunden wurde. Es ist kein Zufall, daß der erste, tadellos richtige Prinzgemahl gerade in England, in dem Land, das vor allen anderen Verfassungs- und Frauenrechte besaß, erschaffen wurde; denn sie beide sind zur Existenz des Prinzgemahls nötig, wenn sie ihn auch anderseits Schwierigkeiten darbieten, von denen sich der flüchtige Beobachter kaum etwas träumen läßt.

Diese Schwierigkeiten beginnen schon mit und vor der Verlobung, wenn der junge Prinz nicht wie andere Männer seines Alters hingeht oder hinreist und anhält, sondern um sich anhalten läßt. Das königliche Mädchen spricht das erste Wort, das sonst der Freier spricht, und wenn auch der formelle Antrag dann von seiten des Prinzen kommt, so weiß doch jeder, er selbst am besten, daß er es nie hätte wagen dürfen, ohne deutliche Ermunterung das Ja zu erbitten, wie es ihm auch nicht zustünde, die auf ihn gefallene Wahl abzulehnen. Nachdem er, der Freier, sich also in die Rolle des Mädchens geschickt hat, packt er seine Koffer, verläßt, ganz als ob er die Braut und nicht der Bräutigam wäre, Heimat, Familie, Freunde, alles, wor-

Digitized by Google

an sein Herz hing, um dem fremden Mädchen in ihr Reich zu folgen und in ihren Palast einzuziehen. Wohl sehen wir Tag für Tag, daß Prinzessinnen so ihrem Gatten folgen, und wir nehmen es ihnen sogar sehr übel, wenn nationale Steifnackigkeit sie verhindert, sich in der neuen Heimat restlos einzuleben; aber was bei der Frau selbstverständlich erscheint, dünkt beim Manne befremdlich, nicht recht männlich, genau so, wie die ganze Stellung des Prinzgemahls es sein wird. Denn wenn sich die kleine königliche Frau mit drolligem Stolz rühmt, daß sie nur die erste Dienerin des Staates sei, so ist der Gatte eben *ihr* erster Diener, eine Hoheit, die aber immer nur *neben* der Hoheit stehen darf und die man, sobald sie sich einen Schritt zu weit vorwagt, mit einem Stirnrunzeln und einem befehlenden Blick in die Schranken zurückweist. Wohl gibt es im Leben des Prinzgemahls Augenblicke, in denen er seine Frau ohne Krone und Herrschergewalt sieht, Augenblicke, in denen aus unwiderleglichen Gründen er die führende Macht und (laut Goethe!) seine Kühnheit Pflicht wird. Aber diese Momente, in denen er endlich Mann sein darf, spielen sich nicht vor Zeugen ab, und in der Öffentlichkeit hat er nicht impulsiv und verwegen zu sein, sondern nur „taktvoll und glücklich", sonst nichts. Was mehr ist, ist von Übel! Nicht umsonst beteuerte „Franzl" allen fremden Gesandten eindringlich, daß er, der Kaiser, gar keinen Einfluß auf die politischen Geschäfte seiner Frau habe, und er wußte wohl, warum er ohne viele Worte den Staatsrat verließ, sobald seine Meinung von der seiner Frau abwich. Es gibt freilich ein reizendes Bild, das die junge Vicky von England wie ein verschüchtertes kleines Mädchen bei der ersten Ministersitzung zeigt, und es liest sich in ihrem Tagebuch hübsch, daß bei feierlichen Anlässen Lord Wellington für sie das Staatsschwert heben mußte, weil es für die Händchen der Königin zu schwer war. Aber wehe dem Prinzgemahl, der es wagen wollte, der scheinbaren Schüchternheit der höchsten Frau zu Hilfe zu kommen, der es versucht, ihr bei der Führung des Staatsschwertes oder des Staatsruders behilflich zu sein! Albert, Vickys Mann, konnte ein Lied davon singen, und allen Berichten über sein wolkenloses Eheglück zum Trotz hat er es auch ganz intimen Freunden vorgesungen und sich bitter beklagt über Viktorias Eigensinn und Herrschsucht. Denn herrschsüchtig sind diese kleinen Königinnen alle, und jene sanfte englische Maria, die nur gemeinsam mit ihrem Gatten, dem Oranier, England beherrschen wollte (tatsächlich aber alles ihm überließ, weil sie ganz ausgefüllt war von ihrem häuslichen Glück!), war und bleibt eine Ausnahme. Die kleinen Königinnen sind machtlüstern, willensstark, selbstbewußt, lauter Eigenschaften, die sich auf einem Thron sehr gut ausnehmen, im Privatleben aber nicht immer leicht zu ertragen sind. Und doch würden diese kleinen Königinnen späterhin keine großen werden, wenn sie von anderer Gemütsart wären, die freilich noch durch ihre besondere Stellung von Kindestagen an und durch ihre Erziehung bestärkt wird. Denn mögen uns die Zeitungen auch noch soviel erzählen von der Strenge und von der Einfachheit, mit denen das königliche Mädelchen gegängelt wird, mag verspätete Schranzenschmeichelei uns auch vorfaseln wollen, daß die kleine Vicky gar nicht wußte, daß sie einst die Erbin ihres kinderlosen Onkels sein sollte — all diese kindlichen Kronanwärterinnen müßten weder den Instinkt der Frau noch den der Macht haben, müßten blind und taub durchs Leben gehen, wenn sie nicht von frühauf begriffen, wozu sie bestimmt sind. Wohl kann solch eine kleine Despotin vorübergehend von einer älteren Despotin unterdrückt werden, wie die unmündige Vicky von ihrer Mutter, der überaus herrschsüchtigen Herzogin von Kent, unterdrückt wurde, aber dann schlägt eben bei dem königlichen Fräulein später die unterjochte Leidenschaft doppelt stark aus, und der Mann büßt, was die Mutter verbrach ...

Was kann der Prinzgemahl nun tun, um sich gegen das maßlose Selbstbewußtsein und die Rechthaberei seiner Frau durchzusetzen? Dem „Franzl" riet ein guter Freund einmal dasselbe, was wir auf der Bühne in Schönthans „Maria Theresia" und in Xanrof-Chancels witziger Komödie „Der Prinzgemahl" gesehen haben, — den Streik. Die Idee ist drollig, scheinbar auch einfach auszuführen, denn warum sollte dem Mann nicht gelingen, was der Lysistrata und den Weibern der „Kreuzelschreiber" gelingt?! Einen Streikbrecher hätte er wohl kaum zu fürchten, könnte also gelassen in den Ausstand treten, wenn seine Königin ihm das Leben gar zu sauer macht ... Ach, was theoretisch und auf der Bühne so einfach scheint, ist im Leben, in der Wirklichkeit sehr schwierig! Denn hinter dieser Königin, die aus irgendeinem Grunde unzufrieden mit dem Prinzgemahl ist, steht ein ganzes Volk, das entrüstet ruft: „Wie, er macht sie nicht glücklich?! Zum Kuckuck, zu was sonst ist er denn geheiratet worden?!" Und dies „sonst" hat einen so komisch-fatalen Nebensinn, daß ein einigermaßen feinorganisierter Mensch solche Erörterungen lieber nicht heraufbeschwört und sich wieder unter das bewährte Motto „taktvoll und glücklich" stellt.

Leicht ist das freilich nicht, denn diese kleine Königin ist trotz Selbstbewußtsein und Schroffheit in gewissen Dingen ein törichtes, verzogenes Mädchen, das in einem männerarmen, wenn nicht gar männerlosen Hause aufwuchs, niemals an Brüdern oder Vettern sah, was ein Mann will und tut, wie er denkt und redet, wie er die Welt ansieht und wie er sie gern haben möchte. Mag sie auch seit ihrer frühesten Jugend von Bewerbern, Hofbeamten und Schmeichlern umdrängt sein, mag sie auch durch die Liederlichkeit ihres

Digitized by Google

Hofes arg kompromittiert dastehen, wie Vicky dastand, als Albert von Koburg kam und Ordnung schuf, so sind ihr der Mann, die Atmosphäre des Mannes doch völlig fremd, bleibt er ihr von seiner Weltanschauung bis zu seiner Zigarre unverständlich. Und während er noch bestrebt ist, diese gekrönte Widerspenstige zu zähmen, an all seine großen Gesichtspunkte (sofern er welche hat) und kleinen Rücksichtslosigkeiten zu gewöhnen, flüstern ihm schon die bittenden Mienen sämtlicher Hofmarschälle und Schranzen demütig und doch mahnend zu: „Hoheit, wir wären überglücklich, wenn ...“ „Wir sehen mit Ungeduld dem Tag entgegen, an dem ...“ „Wir können es kaum erwarten, daß ...“ Und die Hofprediger schließen sich mit der Frage an, ob sie nicht bald mit den Fürbitten für die hohe Frau beginnen dürften ...

Wenn der Prinzgemahl in der angenehmen Lage ist, die Erwartungen der Nation in diesem Punkte nicht zu täuschen, wenn Jahr um Jahr Bilder eines allerneuesten Sprößlings ausgehängt werden können, dann ist er, wie man zu sagen pflegt, fein heraus und mag sich freuen, obgleich das Verdienst an all diesen freudigen Ereignissen immer nur auf das Konto der Königin geschrieben wird, während alles Odium auf *ihn* fiele, sofern die Ehe ungesegnet bliebe. Die kinderlose Ehe eines Prinzgemahls ist eine so schreckliche Vorstellung, daß man sie gar nicht ausdenken kann. Die Geschichte verzeichnet auch nur einen einzigen derartigen Fall — die schon erwähnte kurze Ehe zwischen Maria Tudor und Philipp II. — und der Gatte (der übrigens sowohl in seiner ersten, wie in seinen spätern Ehen Kinder hatte) kam sich und dem englischen Volk infolge dieses Mißgeschicks auch so unmöglich vor, daß er, sobald er aus den Niederlanden Geld bekam, schleunig und auf Nimmerwiedersehen verduftete. Wogegen man sowohl „Franzl“ wie Albert in dieser wichtigen Hinsicht nur das beste Zeugnis ausstellen und zugleich die Hoffnung aussprechen kann, daß sie allen künftigen Prinzgemählern als leuchtendes Vorbild dienen möchten ...

Wenn nun die ersehnten Kinder da sind, erzählen uns die Zeitungen aufs neue, wie streng und gütig zugleich sie erzogen werden und wie insbesondere der Prinzgemahl sich als glänzender Pädagoge bewährt. Ihn selbst aber werden sie, sofern er ein wenig klug ist, mit all ihren Lobgesängen nicht über die Kluft wegtäuschen, die zwischen ihm und seinen Kindern klafft, wie sie auch bei der größten gegenseitigen Liebe zeitlebens zwischen ihm und seiner Frau klafft. „Franzl“ (der überhaupt ein Brevier für Prinzgemählер hätte herausgeben sollen!) pflegte auf Festen in fremden Häusern mit resignierter Selbstironie zu sagen: „Ich bleibe noch, auch wenn sich der Hof zurückgezogen hat. Der Hof sind nämlich meine Frau und meine Kinder, ich bin nur eine Privatperson.“ Der Prinzgemahl hat den tieferen Sinn dieser Kaiserworte längst erfaßt und seine Kinder lernen ihn durch den häuslichen Anschauungsunterricht. Sie sehen: Mama regiert, Papa schaut zu, ist taktvoll und glücklich, und sie müßten keine Kinder, keine jungen Leute sein, wenn sie nicht von selbst nach der Seite der Stärkeren hinneigten, wenn sie nicht den Papa, der immer fort und bei allem außerhalb steht, ein wenig, ein ganz klein wenig komisch fänden. Der Erbprinz, den der Vater lauter Eigenschaften rühmen und lehren soll, die er selbst zeitlebens verleugnen mußte, der Erbprinz denkt gelegentlich wohl im stillen: ‚Der arme Papa, er kennt ja alles nur vom Hörensagen!‘ Und wohl ihm und dem Vater, wenn seine oberflächliche Beobachtung sich nicht zu der gallbitteren Erkenntnis vertieft, aus der heraus Joseph II. vom „Franzl“ sagte: „Mein Vater war ein von Schmeichlern umgebener Nichtstuer.“ Wohl dürfte der Erbprinz seinem Vater solch ein Urteil nie ins Gesicht sagen, der Prinzgemahl aber, der wie andere Subalterne gewohnt ist, in Mienen und Blicken zu lesen, wird wohl bald herausbekommen, wie sein Sohn von ihm denkt. Er weiß, daß dieser Jüngling, der sich vielleicht jetzt schon gegen die Herrschaft der Mutter aufbäumt, ihn, den Vater, gering achtet, weil er bei ihm nicht die nötige Unterstützung gegen das Frauenregiment findet, und er darf ihm doch nicht verraten, wie schwer dies alles war und noch ist, darf seinen Söhnen nicht zuschreien, so gern er es auch möchte, daß sie Männer sein und ihm *nicht* nachfolgen sollten ...

Einen Nichtstuer nannte der sonst so gütige Joseph mit ungerechter Härte seinen Vater; aber was in aller Welt hätte der immer wieder zurückgewiesene und gescholtene „Franzl“ tun sollen?! Von den Staatsgeschäften seiner Frau ferngehalten, lebte er ein Leben für sich, stattete es mit Interessen aus, die nur ihn angingen, richtete das Lotto nebst vielen Bankstuben und etliche Fabriken ein und war im Siebenjährigen Kriege der Getreidelieferant für den Feind seiner Frau! Ihm blieb nichts anderes zu tun, und wenn der Prinzgemahl sich's nicht an seinem Beispiel genügen lassen, wenn er höhere Ziele verfolgen und bei der Oberleitung der Staatsmaschine beschäftigt sein will, dann muß er die Kraft und zugleich die beharrliche Schmiegsamkeit haben, die man sonst nur an großen Maitressen kennt; er muß sich, wie sie, die Macht erwühlen, erschmeicheln und kann sicher sein, daß er dafür noch zehnmal mehr gehaßt wird als irgendein Liebchen, das einen König regierte. Frau von Maintenon, die heimliche Königin, saß wohl bei jedem Ministerrat mit dem Strickstrumpf und tat so, als ob sie nur für die Ferse oder das Reifchen ihrer Strickerei Interesse hätte, und jedermann bewunderte, wenn auch nicht ihren Einfluß, so doch ihren Takt und ihre weibliche Schlauheit. Dem Prinzgemahl aber läßt man keinen heuchle-

Digitized by Google

rischen Strickstrumpf durchgehen, ist allseits empört, wenn er, von dem man doch jahraus, jahrein Verleugnung aller männlichen Eigenschaften fordert, sich auf weibliche Intrigen verlegt, und verlangt vielleicht gar von ihm, daß er lieber offen eine Persönlichkeit sei und sich als solche bekenne. Gnade ihm Gott, wenn er je eine gewesen wäre! Dann wäre sein Leben zur Hölle geworden, oder er hätte es seiner Königin zur Hölle gemacht. Eine Persönlichkeit als Prinzgemahl ist in der Geschichte nie erlebt und nur ein einziges Mal skizziert worden, — damals, als die Väter eine Heirat zwischen dem jungen Fritz von Preußen und der großen Erbtochter Maria Theresia planten. Diese Ehe, die zu den pikantesten historischen Einfällen gehört, ist nie geschlossen worden, aber man kann sich ungefähr denken, wie Fritz als Gemahl neben der autoritativen Österreicherin gewirkt und — — um sich geschlagen hätte. Der Siebenjährige Krieg, den die beiden später miteinander führten, wäre ein Kinderspiel gewesen gegen den häuslichen, aus dem sie vermutlich beide besiegt und zerbrochen hervorgegangen wären ... Orloff und Potemkin, die Liebhaber ihrer Kaiserin, durften wohl Persönlichkeiten sein, Banditen der Macht, deren Räuberstücklein man mit demselben bewundernden Grausen vernahm, wie die des Rinaldo Rinaldini. Aber Se. Hoheit, der Prinzgemahl, darf natürlich nie ein Bandit sein, muß immerfort dastehen, wie ein vertrauenswürdiger Kastellan, dem der Schatz, der nur Armeslänge von ihm entfernt ist, doppelt heilig sein soll, gerade weil er so verführerisch nahe glänzt ...

Was wird nun aus dem Prinzgemahl, wenn sein Sommer vorüber ist und die Königin stirbt? Die Frage läßt sich nicht mit voller Sicherheit beantworten, denn die Geschichte kennt kein Beispiel, daß ein Prinzgemahl zum Greis geworden sei; das Metier scheint also doch nicht so gesund und konservierend zu sein, wie man denkt. So hat auch der Prinzwitwer in Maximilian I. und Philipp II. nur vorübergehend Verkörperung gefunden, denn sowohl der Österreicher wie der Spanier beeilten sich, ihren toten Marien politisch wertvolle Nachfolgerinnen zu geben. Man kann also nur *vermuten*, nicht sagen, wie das Leben eines modernen Prinzgemahls aussähe, dem Königin und Jugend hinschwanden. Er stünde dann eben neben dem Thron des Sohnes, wie früher neben dem der Frau, lebte in einer Familie, die nicht seinen Namen trägt, in einem Land, an das er heute noch weniger gebunden wäre als ehedem. Ihm bliebe nicht einmal die patriarchalische Zufriedenheit des ausgedienten Beamten, der immer noch das Oberhaupt der Seinen ist und mit den Söhnen, deren Karriere der seinen gleicht, eine zweite Jugend erlebt. In der Familie der verstorbenen Königin ist der junge Sohn der König, das Oberhaupt; seinem Willen untersteht sogar der väterliche Graukopf, der ja auch nie die Laufbahn hat machen dürfen, die dem Sohn schon in der Wiege bestimmt war. Äußerlich nutzlos und innerlich unausgelebt, beinahe so, wie in früherer Zeit die alten Mädchen waren, würde der Prinzgemahl dann, vielleicht von einer unbestimmten Sehnsucht erfaßt, in die Heimat zurückkehren, die er solange verleugnete, zu der Familie, deren Namen er kaum mehr getragen hat, würde etwa neben dem Thron des Bruders stehen, wenn nicht gar schon neben dem des Neffen, und vielleicht prahlte er ein wenig mit der Bedeutung, die er sich früher, da seine Königin noch lebte, im fremden Land zu erringen verstand. Bei allem Flunkern aber wird er gewiß nie im Spiegel der Erinnerung seine eigene Vergangenheit beschauen wollen, denn ihm graut davor, daß dieser Spiegel, gleich dem Spiegel in Maupassants gespenstischem „Horla", kein Bild zeigt, zeigen kann, weil nur ein Phantom, nicht gelebtes Leben vor ihm stand ...

Bete, du junger Prinzgemahl, bete zu den Göttern, daß sie dich rufen, noch ehe deine Königin ging und du mit graubereiftem Scheitel, gebückt, in verjährter Eleganz, durch die Straßen der Residenz schleichst, nur von wenigen erkannt und gegrüßt und dem jungen Geschlecht mit den melancholisch klingenden Worten erläutert: „Der alte Herr war früher einmal der Prinzgemahl."

Abend und Morgen

Ich schreite um Mitternacht
Hinunter die hallenden Stufen,
Mich hat aus dem dunkelen Schacht
Die ewige Stimme gerufen.
Ich komme elend genug,
Weiß nichts von Heimat und Eigen,
Und trage den leeren Krug
Hinunter in Demut und Schweigen ...

Ich steige beim Morgenrot
Hinauf die erklingenden Stufen,
Des Traumes Fackel verloht,
Der junge Tag hat gerufen.
Ich trank mir Leben genug,
Um selig neu zu verschwenden,
Und trage den vollen Krug,
Empor in gesegneten Händen.

Ina Seidel

Digitized by Google

Moderne Graphik: Schlafende. Zeichnung von Prof. Christian Landenberger. (Aus der Großen Kunstausstellung in Stuttgart)

Digitized by Google

Die Amme

Novelle von Hermann Kurz

Den geschlagenen Tag hatte die Luft über der Rheinebene vor Hitze gezittert, und die Berge lagen hinter Schleiern, so warm war's gewesen, ein erster Sommertag. Und die Linden hatten eben zu blühen begonnen. Eine Lust war's zu leben, voller Herrlichkeit.

Die Leiningvogts hatten ihre große Wäsche wie alle Jahre, und das war eine Freude bei solchem Wetter. Der alte Leininger führte das Waschzeug zur Schwenke im Bache, seine Frau saß würdig neben ihrem Ehemann auf dem Wagen, und ihr Töchterlein, das Marcili, ging mit den Mägden nebenher. Die jungen Weibsbilder waren toll und unbändig, voller ausgelassener Lustigkeit; es war auch so schön, solch ein erster heißer Tag, und das Herze war noch frisch und jung und hoffnungsleicht.

Auf dem ersten Leintuch tritt das Mareili ganz ernsthaft zur Schwemme, und der Leiningervogt brummte: „Werde nur noch nicht ganz verrückt, Marei."

Aber das Lachen war mit dem Frühjahr und den Zugvögeln wieder ins Land gekommen und flatterte lustig drauf los, immer wieder, da war nichts vor, auch nicht der Vater Leininger.

„Hüschte — ho, komm, Bleß, die Menscher sind verrückt," sagte er darum mit Würde, kehrte und fuhr dorfwärts. Aus der Ferne schaute er noch einmal zurück auf den Unfug des Weibervolkes und entdeckte seine Frau so lustig wie die andern. Da stutzte er und dachte so im Weiterfahren an Anno dazumal, und ehe er aufs neue an seinen Verstand appellieren konnte, kam die Vergangenheit und setzte sich neben ihn auf seinen Wagen. Was die nicht alles zu erzählen wußte! Er hatte nur zu horchen und zu nicken und zu schmunzeln. Besonders das war gut gewesen als er seine Leiningervögtin zur eigentlichen Vögtin machte. ‚Das war ja grad wie heut, Leininger, denke dran. Weißt du, sie hatten sich müd gelacht bei der Wäsche und lagen an der Sonne, dein Schatz etwas abseits, und da war's so warm, und der Dusel kam, und sie schliefen und du küßtest deine Vögtin, die's eigentlich noch nicht war.' Und der alte Fuchs wußte alles noch und weil nun auch ihn die Narretei wieder einmal am Bändel hatte, legte er fest an vor dem Anker und trank sein Schöpplein und spann einen Faden weiter, heut kam's auf einen Spitz sicherlich auch nicht groß an.

Und draußen am Bache war's heut just wieder wie Anno dazumal.

Die Sonne und das Lachen hatte müde und schlapp gemacht, und im hohen Bordgrase träumte sich's so schön. Und wie Anno dazumal der Vogt gekommen, so kam heute der Noldi. Aber auch die Vögtin dachte an Anno dazumal und schlief darum heute nicht ein, doch durften das Mareili und der Noldi nebeneinandersitzen für sich allein außer Hör- doch in Sehweite, denn der Noldi war dem Müller sein Zweiter und bekam später einmal soviel wie's Mareili, also würde dies ganz was Nettes abgeben, und zudem gingen die beiden schon lange miteinander.

Der Noldi aber und das Mareili dachten weniger an das Rechenexempel, sie dachten überhaupt nicht viel, dafür aber zappelten die beiden Liebespumpwerke mit verdoppeltem Drucke und ihre Gemüter schwammen deshalb in der Hochflut ihrer Gefühle. Der Tag war ja auch so voller Lust zum Leben.

Als die Liebesleut wieder an ihre Arbeit gingen und ihren Trubel wieder von der Kette ließen und abhetzten, wollte das Mareili nicht so recht mit. Die Augen des Mädchens waren weich und glänzend, und über ihrem Munde huschte wie ein Kobold von Zeit zu Zeit ein Lächeln. Und im Köpflein des Mareili spukte immer nur die Freude, die sie zwischen zehn und elf mit dem Noldi hinten am Bühl erwartete.

Nach dem Abendessen sagte der Vogt zur Vögtin: „Gelt he, als wir dazumal unsern Waschtag hatten?"

Die Vögtin lachte halb, und mit der anderen Hälfte, vielleicht auch nur mit

Digitized by Google

einem kleineren Stücklein schmollte sie: „Jetzt schäm' dich doch."

Aber der Vogt schämte sich nicht. Und wie sie so noch eine Weile beisammensaßen, hingen sie den Gedanken nach von Lindenblust und Einst. Gegen zehn Uhr herum ging das Mareili durch das Zimmer und sagte Gutenacht. Da meinte der Leiningervogt zur Vögtin: „Frau, 's ist doch schade, daß soviel Zeit dazwischen liegt, unsere Marei zeigt einem das erst so recht."

Der Vogt seufzte leicht und die Vögtin sagte: „Ja, ja, wir werden alt und müde, Leininger."

Da kam ein Gedanke, schier wie eine große Offenbarung an den Vogt, und der sagte verwundert: „Du, Alte, ob das Mareili auch schon daran gedacht hat und ob man ihm helfen muß, was meinst du, hast du seinerzeit selbst daran gedacht?"

Da antwortete die Leiningerin, diesmal aber ganz gewiß weniger als nur zur Hälfte schmollend und mit dem größeren Teil wie Anno dazumal: „O du lieber dummer alter Narr du!"

Dieweil aber lief hinten am Bühl das Mareili mit dem Noldi unter dem Sternenhimmel herum, und das Lindenblust schmeichelte und die Luft war weich wie Kissen, und das Blut jung und rasch und zweimal jung.

⁂ ⁂ ⁂

Der Noldi und das Mareili wurden ein junges Ehepaar und waren bis über beide Ohren verliebt, ganz diesem uralten Wort getreu, also wahrscheinlich war auch alles in der Ordnung. Im Hinblick auf diese Ordnung und voller Sicherheit, daß nun die Karre im richtigen Geleise laufe, sagte der zum größeren Teil beschwipste Eheherr der Vögtin am Abend nach der Hochzeit: „Du, das Mareili scheint denn dieses Alphabet auch ohne Lehrer auswendig gelernt zu haben — gleichwie die Alte."

„Du Baschi!" quittierte die Vögtin diesen Ausspruch, und eine kleine Weile hernach begann der Vogt kunstgerecht zu schnarchen im tiefsten Moll, und auch die Vögtin atmetete tief und ruhig und schlief im zweiundzwanzigjährigen Ehebett diesmal so gut wie je. —

Das Mareili hatte Ende des Jahres vom lieben Storch den ersten Besuch erhalten. Und, da der Storch es gut meinte, war es ein Bube, so groß und wohlgeraten als nur immer möglich. Doch hatte ja schon manch andere junge Mutter vor dem Mareili den bekannten Biß ins Bein vom bösen Storch abbekommen, und nur die Eva wurde aus dem Paradies deswegen vertrieben. Es wäre darum weiter auch kein blaues Wunder, wenn es dem Mareili ganz alltäglich ergangen sein würde, daß darüber nicht viele Worte zu verlieren sind.

Und doch ist gerade dieses Ungeheuer von Storch schuld an dieser Geschichte. Und dieses scheinbar ganz Nebensächliche demnach die Hauptsache. Denn ohne die Geburt des Noldis Erbprinzen wäre diese Tinte ungeschrieben eingetrocknet, und das Mareili und der Noldi hätten jedes Jahr oder auch vielleicht etwas weniger gesegnet dem Besuch des Bösewichts Storch gehorsamst entgegengesehen, zuerst mit Freude und zum Ende mit gemischten Gefühlen und Seufzen. Denn „es kann auch so etwas bekanntlich zu viel werden", hatte das Liesi Zinkel gesagt, beim sechzehnten Erscheinen der Erstauflage, welche jeweils eine aufs Mal und Jahr eben oben erwähnte Frau Zinkel herausgab, getreu der ersten ein ebenbürtig Bildnis ihres Eheherrn, der aber nicht gerade der Schönste war, weshalb auch dieser Frau Seufzer zu begreifen ist.

Doch war es beim Mareili eine andere Sache. Vielleicht hatte der Kobold, der das Glückslächeln auf des Mareili Mund zauberte, in ledigen Läuften nicht genügend an Charme und anderen schönen Dingen an die Fee Hoffnung verschwendet oder was es auch sein mag, kurzum, irgendwelche dunklen Mächte — vielleicht war's auch die allerdunkelste, der Zufall — wollten, daß am selben Tage, wo's in der Wiege beim Mareili zappelte, im großherzoglichen Schloß die Kanonen losgingen. Mit Bumbum und noch vielmal Bumbum wurde den guten Untertanen ins Gedächtnis geschossen, daß der Storch so im Vorbeigehen, denn da gibt's keine Extrazüge, auch die Großherzogin ins Bein gebissen hatte und infolgedessen der Kronprinz in seiner Wiege mit eigenen Beinchen und Ärmchen zu zappeln geruhte.

Digitized by Google

Vasenschmuck. Gemälde von Reinhold Max Eichler

Digitized by Google

Digitized by Google

„Und hier ist der Punkt, wo sich das Seil des Schicksals zum schönsten Knoten schürzte oder vielmehr ein Vorspann aus der Höhe kam und die Karre des Mareili, die schon im ausgefahrenen Geleise lief, mit Volldampf seitwärts bugsierte." Dieses fügte der Dorfbarde immer hochpoetisch ein, wenn er vom Mareili erzählte.

Es ist eine bekannte Sache, daß jeweils, wenn die Kanonen zum ersten Prinzen-Guten-Tag losgehen, a tempo die Herren Hofärzte sich in der Regel höchst eigenäugig nach einer Amme umschauen. Dieses Mal wurde das Mareili, es wußte nicht wie, aus ihrem Hause hervorgeholt und als fähig befunden. Zwar sagte das Mareili, als es wieder allein war, rundweg Nein und schaute das eigene Erbprinzlein an. Doch der Schwiegervater dachte anders und sagte: „Ja freilich, Mareili!"

„Nein, nein!" sagte da das Mareili wieder und weinte ein wenig dazu.

Aber der Schwähervater war ein geriebener Pfiffikus und setzte seinen Hebel gemächlich wie ein Bolzgewicht an. Und da waren Vorteil, Ehre und Reichtum und eine schwere Menge anderer schöner Dinge die Gewichte, die des Mareili Mutterliebe aus den Angeln heben sollten.

Doch das Mareili hatte nun einmal seine eigene harte Haut und ließ nichts aufkommen. Darum suchte der Schwähervater andere Lichtseiten, um das Mareili zu überzeugen. Und als er herausfand, daß seine Sohnsfrau den Affen an ihrem Erstgebornen gefressen hatte, begann er dem Mareili folgendes zu beweisen: daß ihre Familie, wenn auch zu den besseren, so doch nicht zu den allerreichsten zähle und daß durch so ein kleines kurzes Jährlein, das, wenn's herum ist, gerade so ausschaut wie ein einziger Tag, das Büblein zu den allerreichsten Bauern käme und sicher Bürgermeister würde, ehe er dreißig sei.

„Nein!" sagte das Mareili noch einmal, und zwar lauter denn vorher. Aber im Innersten begann sie sich auszumalen, wie fein das wäre, wenn ihr Bub den Allerallerreichsten im Orte abgab. Und da kam der Schwähervater der jungen Frau noch gut und gern zu Hilfe und malte mit aus, was alles aus dem Buben würde, wer weiß, beinahe ein Großherzog, wenn sie ein Jährlein dem wirklichen Kronprinzen die Amme mache. Und zuletzt hatten er und die Eitelkeit zur Zukunft des eigenen Kindes alles andere überwunden. Das Mareili setzte sich in eine so feine Chaise, daß es kaum sich zu rühren wagte darin, und kutschierte darauf los der Residenz zu als Amme. —

Ein halbes Jahr war das Mareili jetzt eine der wichtigsten Personen im Lande und darauf auch ein ganz klein wenig stolz, und da ihr Stolz eigentlich ein liebenswürdiges Stölzlein war, das nicht den Hochmut als Wagenpferd hatte und auch nicht die Eitelkeit als Schellenbaum, mochten alle vom Großherzog Vater und Mutter an, von A bis Z und am allermeisten der Säugling das Mareili gut leiden.

Es wäre nun alles so schön gegangen, und das Ende wäre ganz so ausgefallen, wie's der Schwähervater ausdachte, der eigentlich sich schon vorgenommen hatte, solange es noch ginge, das fette Ende der Schicksalswurst für sich zu beanspruchen. Aber er hatte in seiner gar nicht so üblen Rechnung weder an die Kleinigkeit seines Sohnes als Ehemanns des Mareili gedacht, noch an dessen junges Blut.

Derselbe sagte zwar Ja und Amen und ließ das Mareili ziehen und dachte zuerst überhaupt an nichts, nur des Abends nahm er seinen „Prinzen" und war's zufrieden. Aber so ganz allgemach kamen lange Nächte und dann der Frühling und Sommer.

Da machten sich die Wünsche heran, und der Noldi kam sich vor wie ein arger Esel. Denn wenn er des Nachts so in seinem Bette lag, stimmte es bei ihm immer weniger, und wenn er das erstemal tapfer die meuchlerischen Gedanken als guter Staatsbürger totgeschlagen und zur Abwechslung auch einmal totgewürgt hatte und am Einschlafen war nach solch rühmlichem Tun, dann kam der „Prinz" und machte Krakeel und wollte seinen Schoppen und weckte den braven Vater wieder auf.

So kam es, daß eine Bitternis in das Herz des Noldi einschlich und eine Raserei von Sehnsucht nach seinem Mareili. Und da er niemand von solchem Sinne reden wollte, fraß das alles immer mehr an ihm. Zuletzt aber war seine Weisheit soweit, daß er mitten in der Nacht die Hose an- und draußen herumzog. Auch schien es ihm, als verfliege seine Liebe zu Mareili, denn wenn die Frau ihn so lieb gehabt hätte

Digitized by Google

wie er sie, wäre sie zu Haus geblieben bei ihm. Basta. Daß seine Frau viele Nächte hindurch weinte und nach Hause dachte, davon wußte der Noldi nichts.

Und als ein gutes Weinjahr ins Land zog und ein Jubel war und fröhliches Trinken ringsum und auf und ab, da machte der Noldi seinen dummen Streich.

Er geriet auf Abwege, und postwendend bekam das Mareili von einer guten Freundin davon Bescheid.

Da wurde das Mareili schier krank vor Herzensweh, und es schlich kleinlaut umher, und sein Stölzlein hinkte nur noch so zerschlagen hinterdrein und galt gar nichts mehr bei dem Mareili; es tat seine Pflicht, begann aber nebenher auszurechnen, wieviel Tage die drei Monate hätten bis sein Jahr herum war. Und je länger das Mareili rechnete, um so länger wurde die Zeit, und nach wenigen Tagen waren diese drei Monate überhaupt nicht mehr zu erleben. Dabei zehrte aber die Untreue ihres Noldi arg, und da dies für eine kronprinzliche Amme nicht das Beste ist, fiel das bleiche Aussehen dem Großherzog und seiner Frau auf wie allen andern.

Darum fragte der stolze Vater des Kronprinzen dessen Amme nach ihrem Kummer. Und da der Herr wie ein anderer Mensch von Fleisch und Blut reden konnte, leerte die Amme ihr Kröpflein und sagte weinend, wo sie gedrückt war.

Es war dies allerdings auch den großherzoglichen Kronprinzeltern keine angenehme Post, jedoch schaute der Großherzog seine Gemahlin an und sagte: „Es ist allerdings für den Noldi hart, und man kann's ihm nicht so sehr verargen."

Dann aber gab er dem Mareili noch im besonderen einige gute Worte, und am selbigen Tage kündete er der Amme in einigen Tagen das Ende ihres Dienstes an.

Da gab's zuerst einen Jubel bei Mareili und gleich darauf ein kleines Katzenjämmerlein. Denn nun, wie sie nach Hause durfte, fühlte sie sich zum ersten Male doch ein wenig gekratzt an ihrem Hochmute.

So verflossen die Tage, und das Mareili war ziemlich kleinlaut und wurde nicht klug, was werden sollte zu Hause.

Da mahnte die Großherzogin, als sie dem Mareili Lebewohl sagte: „Wenn du zu Hause bist, Mareili, leb' wie früher, ehe du herkamst, und sage kein Wort." Und dies schien dem Mareili die Formel zu sein, das Glück zu fangen und das Böse zu bannen.

So fuhr sie voller Zuversicht in der gleichen Chaise, die sie geholt hatte, nach Hause zurück. Sie lehnte in den Kissen und schloß die Augen und träumte wie damals, als sie noch ein Mädchen war. Heute verstand das Mareili allerdings das Kutschenfahren besser wie dazumal, und es begann auch noch in manchem anderen ein bißchen mehr zu verstehen.

Als das Mareili wieder zu Hause ankam, saß der Noldi auf der Ofenbank und schaukelte mit dem Fuße seinen Erstgeborenen. Im Nebenamte zerlegte er wieder einmal seine alte Rechnung, und da er an seinen kleinen Fehltritt dachte, juckte es ihm unter dem Brustlatz, und mutiger denn je begann er einen Gedanken nach dem anderen umzubringen. So kam es, daß er nicht weiter achtgab, als seine Frau vorfuhr. Und erst, als sie in der Stube stand, ihm gegenüber, gingen ihm die Augen auf. Er starrte auf das Mareili wie auf einen Spuk, und langsam öffnete sich sein Mund, und die Pfeife entglitt und fiel zerbrechend zu Boden. Als sich auf dieses Geräusch der Spuk nicht verzog, fragte er: „Ja, bist du's denn, Mareili?"

„Ja, ich bin's schon, Noldi!"

Und da, wie der Mann vor ihr stand, kam doch wieder ein klein wenig jenes Kratzteufelein der verletzten Eitelkeit, und schon begann es an der Zunge zu jucken und wollte dem Noldi die Worte an den Kopf werfen: ‚Gib's ihm jetzt recht, dem da!'

Es schien, der Noldi lese aus dem Feuer, das in ihren Augen aufblitzte, was die Frau denke. Er schaute sie darum trotzig an und wollte schon sagen: ‚Jawohl, so ist's, und das kann dir ja auch gleich sein, da du so lange weg sein konntest.'

Aber diese Worte wollten doch nicht so glatt heraus, wie er sich dachte, und blieben ungesprochen irgendwo in seinem Munde hängen.

So lag etwas zwischen den beiden, zum mindesten so gefährlich für sie wie eine Höllenmaschine. Und jeden Augenblick schien dieses Ding explodieren zu wollen, dazu kam noch so langsam die Verlegen-

Digitized by Google

heit an die Eheleute heran, und es begann ihnen schwül zu werden.

Da schrie, als richtige Segnung des Himmels wie von einem Engel geweckt, der Bube in der Wiege Mordio. Das Mareili bückte sich rasch zu dem Kinde nieder, das eben als guter Engel eine Biene in die Nase gestochen hatte, denn die war so süß vom Zuckerlutsch.

Und so war der erste Schritt getan.

Im Nu füllte sich die Stube mit den allernächsten und allerweitesten Verwandten und Nachbarn und was dazwischenlag von Freunden und Neugierigen, die auch was wissen wollten vom Mareili und der Residenz und dem Kronprinzen; da gab's viel zu reden.

Aber das Schwerste dieses ersten Tages kam noch. Das war um Mitternacht herum, als sich die letzten Besucher verzogen hatten und ein Freund des Noldi meinte: „Ihr werdet euch wohl noch manches zu sagen haben, ihr beiden, denk' ich." Dazu zwinkerte er mit beiden Augen auf eine solche Weise, als ob er der leibhaftige Amor in Person wäre, und schüttelte so im guten Glauben und treuen, etwas Braves zu tun, beim Mareili und beim Noldi Öl ins Feuer. Oder man könnte auch sagen, er blies mit dem Blasebalg des guten Willens falsche Luft in die glühenden Funken der Zwietracht, wo er doch ein guter Geist sein wollte.

Da saßen sich die beiden eine geraume Zeit schweigend gegenüber, keines wußte, was nun weiter kommen mußte, doch waren sie beide überzeugt, daß es nicht gut anging, die Nacht hindurch so nebeneinander zu sitzen. Darum stand der Noldi auf und spazierte eine Weile im Zimmer herum. Das Mareili saß am Ofen, dem Weinen nahe. Und der Noldi wollte, je mehr er lief, immer lauter sagen, was er gesündigt hatte, und konnte das Wort über die Lippen bringen, er zappelte herum gleich einem Fisch am Angel. So stand zwischen den beiden etwas wie eine Wand, das sie trennte, turmhoch, schier unübersteiglich. Und doch hätten beide am liebsten mit einem einzigen Sprung das Hindernis genommen, denn beide waren jung. Und hatte nicht der Großherzog selbst gesagt: „Es ist ihm nicht zu verargen," und die Großherzogin: „Sei wie früher, sag' nichts."

So gingen die Minuten langsam und quälend dahin, und das Feuerlein der bösen Gedanken konnte sich in Muße ausbrennen und in sich zusammenfallen. Die Uhr auf der Kirche schlug die Stunde aufs neue. Da schien's, das Mareili sei vom lieben Herrgott aus der Qual dieses irdischen Fegefeuers entlassen, denn es stand auf und ging zur Schlafkammer. Der Noldi schaute ihm nach und war ganz klein dabei, und die alte Verliebtheit begann ihn wieder zu brennen. Da sagte das Mareili ganz einfach und doch mit einem Gesichtlein, auf dem eine Rose erblühte: „Komm, Noldi!" Der Noldi blieb stehen und — begann sich zu schämen. Das Mareili aber ging zu ihrem Manne hin, nahm seine Hand und führte ihn in die Schlafkammer.

Diese Handlung des Mareili war bezeichnend für das, was in der Folge kam. Nie wurde ein Wort über das geredet, was vorgegangen war. Aber was kommen mochte, immer nahm das Mareili das Schicksal an der Hand und führte so ihr Haus dem Guten zu.

Die größte Enttäuschung hatte der Schwähervater. Denn er bekam das fette Ende von der Wurst nicht, wenn's gut ging, ein mageres Scheibchen.

Val solda

Ich trat ins Licht aus dunkler Bergnestgasse.
O Blütenwelt! Ich war wie sonnenblind!
Ein Scharlachtuch lag auf der Kirchterrasse,
Ein blauer Schleier flog weltweit im Wind.
Golden die Höh'n. — Der Wildbach rauschte tief.
Ein Bergbraunellchen sang: Anima mia! —
Ein Weib aus grauem, steilem Hause rief
Ihr Kind, das Veilchen pflückte, laut: — Maria!

Frida Schanz

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Carl Busse

Hans Hart, Das Haus der Titanen (Leipzig, L. Staackmann) — Franz Rebiczek, Das Leben und das Sterben des berühmten Harfenisten Maria Eusebius Zittersamm (Wien, Carl Konegen) — Kurt Martens, Deutschland marschiert (Berlin, E. Fleischel & Co.) — Heinrich Federer, Sisto e Sesto (Heilbronn, Eugen Salzer) — Georg Freiherr von Ompteda, Die Tafelrunde. Reinheit (Berlin, E. Fleischel & Co.) — Friede H. Kraze, Die Sendung des Christoph Frei (Stuttgart, A. Bonz & Co.)

Auf dem protestantischen Friedhof in Rom, unweit der Cestiuspyramide, liegt, von den schönsten Zypressen der ewigen Stadt überrauscht, das Grab August von Goethes. Ein wenig oberhalb, dicht an der Mauer, ist die Asche Shelleys beigesetzt, und als wollten die Nachkommen gutmachen, was die Vorfahren einst an diesem blassen schönen Fremdling unter den Menschen gesündigt hatten, bringen die Töchter Albions Blumen mit — Blumen, für die der Friedhofsbeamte laut Anschlag schon immer Gläser und Vasen bereithält. Er braucht kaum zu fragen, für wen sie bestimmt sind; sie sind immer für Percy Byssche Shelley, nur daß ab und zu auch John Keats einen Teil davon abbekommt.

Für August von Goethe hat niemand einen Strauß übrig, aber wenn man in der grünen Einsamkeit vor dem Grabe steht, sinnt man wohl ein Weilchen dem unruhigen und verzettelten Leben nach, das hier zur Ruhe kam. „Holder Knabe, dich liebt das Glück," hatte Schiller einst dem Sohne seines großen Freundes ins Stammbuch geschrieben, „denn es gab dir der Güter erstes, köstliches, dich rühmend des Vaters zu freuen." Ein Prophetenwort war das nicht, und August von Goethe mag später oft bitter vor dieser Eintragung gelächelt und viel eher zu einer andern genickt haben, die kurz und grob sagte, daß die Söhne eines großen Mannes nur selten in der Nachwelt zählen. Begabt, aber natürlich nicht begabt genug, um sich neben dem übermächtigen Genie des Vaters irgendwie behaupten zu können, erdrückt von dem Namen, den er trug, bitter erkennend, daß er immer nur eine Art Anhängsel sein und bleiben würde, an den „verrückten Engel" Ottilie von Pogwisch verheiratet, die weniger für den Mann, als für den berühmten Schwiegervater sorgte, fühlte sich August im eigenen Hause nicht wohl und stöhnte in schlechten, aber echten Versen, daß er lieber fesselos am Abgrund stehen, als immer am „Gängelbande" geleitet sein wolle. Er verschloß sich vor allen, verletzte durch Heftigkeit, stürzte aus düsterer Melancholie in wilde Ausgelassenheit und suchte dabei, wie Holtei erzählt, in unbewußter Nachahmung des Vaters doch immer eine gewisse Feierlichkeit der Formen zu bewahren. Haltlos, in Ausschweifungen Betäubung suchend, lebte er hin und starb früh, von Trunk und Weibern ruiniert. Fast noch beklemmender war ja das Schicksal seiner beiden Söhne Walter und Wolfgang, der Enkel des Unsterblichen. Nach Paul Heyses schönem Wort verdämmerten sie ihre Zeit „im Schatten des Glanzgestirns, an einem Namen krank", und fühlten sich nur als „Stücke des großväterlichen Nachlasses", als die „Überbliebenen von Tantalus' Haus" — lebensscheue, vereinsamte, verschüchterte, sehr förmliche Junggesellen.

Es ist ohne weiteres klar, daß hier Probleme liegen, die einen Dichter reizen können. Vor Jahren hat Walter von Molo in einem Roman die Tragödie der Epigonen, der Kinder großer Väter, zu gestalten versucht — er tat es in seiner knappen, vielfältige Schicksale fast epigrammatisch zusammenballenden Art. Und nun kommt wieder ein Molo — Karl Hans von Molo — und greift das gleiche Thema in ganz anderer Weise auf. Unter seinem nom de guerre Hans Hart veröffentlicht er ein breit ausbuchtendes Werk „Das Haus der Titanen" (Leipzig 1913, L. Staackmann): darin vollzieht sich das „Schicksal des Erben, dem der hart und schwer erworbene Name des Vaters als Mauer vor dem eigenen Leben steht". Und nicht umsonst wird an einer Stelle der berühmte Vater, Philipp Emanuel Williguth, mit dem alten Goethe verglichen.

Die Williguths, die „Titanen", waren einst Pfeifer, Spielleute, bibelfeste Bauern in Thüringen und im Niedersächsischen, bieder, gierig, weitverzweigt, mit starken Ellenbogen, eisenhart in ihrer Zusammengehörigkeit. Dann kamen sie in die Residenz und holten sich mit ihren harten Händen alles, was sie begehrten. Ein trotziges Geschlecht stehen sie zusammen, ob sie nun Organisten oder Zuckerbäcker, Geistliche oder weltberühmte Chirurgen sind. Vier Generationen leben nebeneinander: angefangen vom alten regens chori Johann Sebastian bis zum Urenkel Witte, der sich schon genau so stark und tyrannisch in seinem Kinderkreise behauptet, wie seine Väter in größeren Lebens-

Digitized by Google

sphären. Laut, bestimmt, rücksichtslos, mit brutalen Kinnbacken versehen, nehmen sie an den vollen Tischen des Lebens Platz. Jedes Wort von ihnen ein Hieb, jeder Händedruck ein Griff. Vielleicht hat Hans Hart diese Eigenschaften etwas zu stark unterstrichen. Die erdrückende Wucht und Macht der Williguths glaubt er zweimal sogar mit — Elefantenvergleichen illustrieren zu müssen.

Der Gewaltigste des gewaltigen Geschlechts ist der Geheimrat Philipp Emanuel, der große Chirurg. Und gerade er, der Mann aus einem Guß, hat zu seinem Kummer einen Sohn, der nur ein Halber, ein Zerfahrener, ein unruhig Flackernder ist. Erdrückt von der Größe und Selbstherrlichkeit des Vaters, ist dieser Heinz Williguth ein unfreier Mensch geworden. Er ist sehr begabt, aber er hat nie die Möglichkeit, seine Fähigkeiten selbständig zu entfalten, er wird immer und überall an die zweite Stelle gedrängt, er muß im Hause ebensogut wie im Beruf hinter dem Vater zurückstehen, er zerbricht in seinem Selbstvertrauen und hat doch dabei den stolzen Ehrgeiz seines Geschlechtes, so daß er bald verzweifelnd alles gehen läßt und verschlossen vor sich hinbrütet, bald in wahrem Fanatismus an die Arbeit stürzt, immer maßlos, immer schwankend, immer unsicher. Mit August von Goethe darf er gestehen: „Ich habe Vater, ja, ich habe Frau, ich habe Kinder auch, doch keinen Freund." Überhaupt drängen sich die Parallelen zum Goetheschen Hause an allen Ecken und Enden vor. Auch in Heinz Williguth kommt ruckweise und flackrig das Wesen des Vaters durch, ohne daß das Flackern zum Leuchten würde; auch er spricht ein bitteres Wort über das Gängelband, an dem er geleitet wird, über die Söhne großer Männer, die „vielleicht gar nicht sein sollten"; auch er fühlt sich fremd im eigenen Hause und erlebt es, daß die eigene Frau mehr zu seinem Vater hält, als zu ihm; auch er weiß schließlich nichts Besseres, als sich in Ausschweifungen zu ruinieren. Und groß und gefaßt wie einst der alte Geheimrat in Weimar nimmt auch der alte Geheimrat Philipp Emanuel die endliche Schicksalserfüllung, den unrühmlichen Tod seines Einzigen, hin. Der treue Schückedanz, sein „Eckermann", bringt ihm die Nachricht.

Sowohl nach der gestaltenden wie nach der psychologischen Seite hat das Buch von Hans Hart große Vorzüge. Die machtvoll in den Vordergrund drängende Figur des berühmten Chirurgen ist von Anfang bis Ende stark durchgehalten; zahlreiche Charakterköpfe, mit sorgfältiger Liebe modelliert, erscheinen neben ihr, etwa der des knorrigen, musikgewaltigen Greises Johann Sebastian. Die alte Apollonia, die zwölf Kinder geboren hat und sich keines davon nehmen lassen will, der ergebene Assistent Schückedanz mit seinem Goldfisch „Röschen", die Hausdame Flora Schirlitz haben nicht minder lebendigen Odem. Und auch zu mancher Szene sagt man wohl leise Bravo, etwa zu jener, in der die starken und fruchtbaren Frauen der Williguths beim Einmachen sind.

Das Aber fehlt natürlich auch hier nicht. Schon in dem gewählten Problem bergen sich allerhand Fallstricke. Läßt sich das Schicksal August von Goethes oder das des jungen Williguth in der Hauptsache wirklich daraus ableiten, daß sie die Söhne von Genies sind? Wer will das glatt behaupten? Die „Halben" liegen nicht nur in Adlernestern, wenn sie hier auch am meisten auffallen. Die Tragödie des „Erben" ist schließlich nur die übliche Tragödie des Schwächeren, bloß daß sie sich, allen sichtbar, auf glänzendem Grunde abspielt. Hans Hart hat den Widerstreit von Vater und Sohn verschärft, indem er beide eng nebeneinander in das gleiche Haus, in den gleichen Beruf stellt. Aber man fragt sich heimlich immer: Warum geht denn der junge Williguth nicht auf und davon? Warum folgt er nicht dem englischen Arzt, der einen tüchtigen Kerl aus ihm machen will? Warum verläßt er nicht eine Gemeinschaft, die ihn nur hemmt und erdrückt? Doch nicht, weil sein Vater zu viel, sondern weil er selbst zu wenig ist! Mit dem Genie seines Erzeugers hat das nichts mehr zu tun. Nun könnte der Dichter allerdings dem entgegenhalten, daß der „Erbe" eben schon früh durch die Größe und Selbstherrlichkeit des Vaters in seiner Selbständigkeit geknickt ward. Aber das sehen wir nicht, das erleben wir nicht. Sondern wir haben von vornherein einen Ganzen und einen Halben, einen Starken und einen Schwächling vor uns. Die Partie ist eigentlich da schon zu Ende, wo Hart beginnt. Es gibt keinen Kampf, über dessen Ausgang man zweifelhaft sein könnte. Es wird niemand auch nur einen Hosenknopf auf den jungen Williguth wetten. Und deshalb fehlt uns auch das tiefere Interesse für ihn.

Das Beste ist, daß es dem Erzähler ähnlich geht und daß sich ihm unter der Hand der Schwerpunkt völlig verschiebt. Das aufgegriffene Thema verlangte durchaus, daß der Sohn, der „Erbe", die Hauptperson abgab. Er ist es, in dem sich die tragische Entwicklung vollzieht, er ist es, der leidet, der in Konflikte gerät, der vernichtet wird. Auf ihm mußte die ganze „Handlung" des Romans beruhen, nur in bezug auf ihn hatte das Genie des Vaters Bedeutung, es durfte bloß wie ein Riesenschatten auf den Weg des eigentlichen Helden fallen. Hans Hart jedoch benutzt seine ganze Kraft dazu, den überlegenen Starken zu zeichnen und alles Licht auf ihn, den Fertigen, Beharrenden, zu versammeln, so daß er nicht nur im Leben, sondern auch im Buche dem Werdenden und Schwankenden Licht und Luft wegnimmt. Mit dem Manne aber, der das eigentliche Problem illustriert, tritt naturgemäß auch das Problem selbst mehr und mehr zurück, und es ist ferner klar, daß Handlung und Entwicklung darunter leiden, wenn ihr natürlicher Träger in eine Nebenrolle gedrängt

Digitized by Google

wird. Aus dem „Erben“ der Titanen wird deshalb „das Haus“ der Titanen; das Zuständliche überwiegt; anstatt in die Höhe entwickelt sich der Roman allzusehr in die Breite. Es ist ein Zeichen für seinen inneren Wert, daß man trotzdem die Stunden nicht bereut, die man ihm gewidmet hat.

Von einem Organistensohn erzählt auch ein zweites österreichisches Buch — ein sehr merkwürdiges Buch, vor dem man nicht weiß, ob es mit hundert lyrischen Glockentönen eine Dichterlaufbahn einläutet oder hinter gefühlvollem Gebimmel nur schöpferische Unkraft verbirgt. Ein homo novus der Verfasser: Franz Rebiczek; schnörkelig der Titel: „Das Leben und das Sterben des berühmten Harfenisten Maria Eusebius Zittersamm“ (Wien 1913, Karl Konegen), und schnörkelig alles, was dahinter folgt. Ein wilder Birnbaum, ein Rosenstrauch, eine Dreifaltigkeitssäule stehen am Anfang; neben einer verstimmten Harfe liegt ein neugeborenes, von irgendwelchem Volk ausgesetztes Knäblein, und der regens chori Theosphorus Zittersamm, der mit Stößer und Schnallenschuhen des Weges kommt, nimmt es auf und bringt es seiner Alten. Dieser Findling ist der spätere Harfenist, aber wenn ich nun weiter von ihm berichten sollte, käme ich in die ärgste Verlegenheit. Über die weiße Wand scheinen unscharf eingestellte Bilder einer Laterna magica zu zittern; farbig, doch seltsam unrißlos huschen Gestalten und Szenen vorüber; Tauf-, Hochzeits- und Totenglocken klingen; die Brunnen der verschollenen freien Reichsstadt Popesam rauschen in Mondnächten, Musikanten lachen und weinen, und weil die Mädchen so schön und so schlecht sind, weil die Welt so verrückt und das Leben so heiß und wild und grausam ist, zieht einer in die Ferne, spielt Lieder und wird ein Narr, als welcher er sich „am Parkgitter von Mortungen den Kopf einlaufen muß, wie alles das etwas wert ist“.

Sollte jemand diese Sätze nicht besonders klar finden, so muß er sich bei Franz Rebiczek beklagen und nicht bei mir. Offenbar hat dem Österreicher rechts Jean Paul und links Wilhelm Raabe über die Schulter gesehen, als er die Historia und Biographie des allerberühmtesten Musikanten geschrieben hat, und jeder hat ihm weniger seine Art, als seine Unart vermacht. Das ganze Buch spricht dem „schriftstellerischen Kontrapunkt“ geradezu Hohn, es gestaltet nicht, sondern redet nur, es umflicht sozusagen mit wehmütigen oder ironischen, mehr bedeutsamen als bedeutenden Worten einen wirren, ungreifbaren Traum. Den aufmuckenden Realisten, die festere Kost verlangen, sagt es lächelnd, daß „das Beste auf der Welt nicht außen, sondern wie bei einem Lungenstrudel drinnen liegt“, aber diese Weisheit sättigt nicht, und der Normalmensch will mit Recht auch Klöße haben, nicht bloß Tunke. Mindestens ein dutzendmal steht man davor, den berühmten Harfenisten ins literarische Beinhaus zu stoßen, doch dann tauchen plötzlich aus dem Nebel der Gestaltlosigkeit kleine stille Eilande auf: in der versunkenen Stadt schlagen die Uhren und sagen der Nacht müde die Zeit an, in Vorstadtbrunnen spiegelt sich der Mond, Weinberge blühen und Wanderer singen, alte Schlösser steigen hoch und schön aus Wäldern, das Wehr rauscht, und der Wind weht wie von Anbeginn der Welt über die Straßen der Erde. Da scheint ein Posthornklang Eichendorffscher Romantik herüberzutönen, und zögernd läßt man das Mordbeil sinken: vielleicht, vielleicht spricht hier doch ein junger, verworrener Dichter! Aber auf der nächsten Seite schwört man Stein und Bein, daß uns nur ein Manierist an der Nase herumgeführt hat. Warten wir Weiteres ab!

Wir kämen nun zu einem „Roman von 1813“ — zu einem der vielen, die das Erinnerungsjahr gezeitigt hat. Besonders Erfreuliches habe ich in dieser Literatur noch nicht entdecken können, und der Frage, warum das so ist, wollen wir lieber aus dem Wege gehen. Das Buch, das vor mir liegt, heißt „Deutschland marschiert“ (Berlin 1913, E. Fleischel & Co.), und das Interesse beginnt nicht bei diesem Titel, sondern erst bei dem Autornamen Kurt Martens.

Dieser Kurt Martens nämlich, ein 1870 geborener Leipziger, ist bisher immer grausam stolz gewesen. Er hat dich, lieber Leser, der du dieses Heft durchblätterst, mich, der ich dieses schreibe, und ungezählte andere stets furchtbar verachtet. Wir sind ihm zu brav, zu bürgerlich, zu wenig „erlesen“; wir stehn der „rustikalen Sittlichkeit und völkischen Kultur“ zu nahe, wir sind eben „diese Leute vom Volk“, denen ein Grandseigneur nichts mitzuteilen hat. Er kehrt uns den Rücken, er wünscht nicht von uns gelesen zu werden, er kann die „nützlichen Glieder der menschlichen Gesellschaft“ nicht ausstehen, er will nur von ein paar versprengten Edelleuten, ein paar exquisiten Juden und einigen Studenten gehört werden, alles andre ist ihm „Crapüle“, und Popularität ist ihm direkt ein „Charakterfehler“. Unleugbar hat er diesen Fehler bisher sehr erfolgreich vermieden: ich könnte mir sonst die Vorstellung ersparen. Wie die meisten Obersachsen, wie auch sein Meister Nietzsche neigt er stark zu romanischer Kultur — kein andres deutsches Land hat ja immer so leicht und schnell den Anschluß an Frankreich gefunden wie Sachsen und sein Klein-Paris. Es konnte deshalb auch keinen wundern, daß der enorm aristokratische Kurt Martens, den nur ein plumper Zufall in eine bürgerliche Wiege gelegt hatte, sich dem Kreise von Stefan George näherte, sich in artistischen Raffinements versuchte, viel von Kultur, Stil, „adliger Luft“ fabelte und in Hugo von Hofmannsthal Krone und Perle deutscher Dichtkunst sah.

Um so erstaunter steht man vor seinem neuen Werke. Wie kommt Saul unter die Propheten? Wie dieser Kurt Martens zu 1813? Wie der elegant-snobistische Kunstfanatiker, der das

Digitized by Google

„Volk" so verachtet, zu der großen Volksbewegung? Wie der Mann, der in Hofmannsthal den „feinsten, tiefsten, reifsten, glänzendsten Dichter seiner Zeit" erkennt, zu Theodor Körner? „Erkläre mir, Graf Orindur . . ." Aber das Rätsel bleibt Rätsel, ja das Kopfzerbrechen nimmt noch zu, wenn man den Roman genießt. Hat sich Kurt Martens sachte gewandelt? Wollte der verehrliche Zeitgenosse nur einmal erproben, wie es sich auf breiter Heerstraße geht? Jedenfalls: die Leser, die er sich früher wünschte, die „paar versprengten Edelleute und exquisiten Juden", werden sein neues Buch verächtlich beiseite schieben und ihn nun auch zur „Crapüle" rechnen. Sie werden vergeblich das Aparte, Delikate, Erlesene darin suchen; sie werden einen Roman finden, der recht und schlecht ein Zeitbild entwirft, mit patriotischer Begeisterung, mit „Du Schwert an meiner Linken", mit Körners Heldentod und allem, was zu dem Normalbuch über 1813 gehört. Das einzige, was an früher gemahnt, ist eine gewisse Vorliebe für Dichter und Künstler. Goethe tritt auf, wandelt als „Olympier" mit steif abgemessener Grandezza einher und redet in abgezirkeltem Tone über das Bedenkliche des Aufgebotes fanatisierter Volksmassen; Schiller schwebt als Heiliger über der Körnerschen Familie; der eigentliche Held ist mit Fichte, Brentano, Kleist, Humboldt bekannt oder bekannt gewesen; Arndt ist derb und Theodor Körner „sonnig" begeistert; eine besonders große Rolle spielt der Gruselhoffmann, der sich Haarbeutel holt und Gespenster sieht. Die Hauptgestalt, ein Neffe von Goethe, Andreas Textor, soll der „Deutsche schlechtweg" sein, „der schroffe, vaterländische Deutsche dieser harten Zeit, der unter dem Ideal der Freiheit seines Volkes jedes zartere Gefühl erstickt". Besagtes Gefühl gilt einer niedlichen Französin, der „Pucelle Victoire de Rivoli", aber da die Stunde nicht mitzulieben, sondern mitzuhassen verlangt, marschiert Andreas als Landwehrleutnant nach Paris, während die hübsche Französin nach der Völkerschlacht in den gurgelnden Fluten der Elster ertrinkt. Sie tut einem leid, aber es kommt nicht zur Vollempfindung, weil unser Interesse von vornherein zu sehr gespalten wird. Textor, die Pucelle, E. T. A. Hoffmann, das Körnersche Haus werben gleich stark um unsre Teilnahme, man schwankt hierhin und dorthin, ohne doch irgendwo von einer tieferen Menschlichkeit gefesselt zu werden. Und auch der Gefühlsstrom, der solch ein Buch von 1813 durchbrausen müßte, ist nicht stark genug, um uns einfach mitzunehmen. Es ist historisch alles sehr richtig, aber dichterisch alles sehr mäßig. Und wenn man sich auf der einen Seite freut, daß Kurt Martens von seinem hohen Roß heruntergeklettert ist, so schüttelt man auf der andern Seite doch den Kopf: er zeigt nun erst ganz seinen geringen Wuchs, er muß sich durch uns, durch „uns vom Volk" sagen lassen, daß er uns zuwenig gibt, daß er uns nicht genügend Dichter ist, daß sein Roman eben nur mit dem Durchschnitt passiert. Es ginge den meisten artistischen Eremiten ebenso, wenn sie sich nicht klugerweise hüteten, ihre gezirkelte, weltferne Siedelei zu verlassen.

Alles, was uns der dicke Wälzer an dichterischen Schönheiten schuldig bleibt, schenkt uns ein kleines Büchlein von Heinrich Federer: „Sisto e Sesto", eine Erzählung aus den Abruzzen (Heilbronn 1913, Eugen Salzer). Das ist ein Prachtstück, wie es voll und rund dasteht und gleichsam vor Behagen die Glieder dehnt! In dem schönsten und wärmsten, von Ironie und Humor durchblitzten Legendenstil wird uns hier eine Geschichte aus dem XVI. Jahrhundert erzählt, vom großen Papst Sixtus V. und seinem Stiefbruder, der ein Bandit und Räuber war. Es lacht einem das Herz, wenn man sieht, wie sich Natur und Kunst hier einen, wieviel strotzende, gesunde Realität sich hier niederschlägt und doch wieder gleichsam märchenhaft in der Schwebe gehalten wird. Der stahlharte Papst, ein Bauernsohn, hat geschworen, den Kirchenstaat von Banditen zu säubern und selbst den eigenen Vater nötigenfalls nicht zu schonen. Unter seinem scharfen Hobel knirscht das Stammholz der Christenheit, wenn ihm das Eisen in die harten und verwilderten Schößlinge fährt. Zu diesen Schößlingen gehört auch des Papstes Stiefbruder Sesto und dessen Sohn Poz'do — Banditen, denen es auf ein Menschenleben nicht ankommt und die doch in ihrer Art kreuzbrave Kerle sind. Sie werden nach Rom in die Engelsburg gebracht, gefangen gesetzt und zum Tode verurteilt. Prachtvoll, wie die Bergkraft der beiden im Käfig langsam mürbe wird, wie sie in der stillen Stube zu andern Menschen werden, wie sie sich selbst und ihr früheres Leben mit neuen Augen sehen, wie sie sich streiten, wer zuerst sterben soll, wie sie an der wilden, hungrigen, verlotterten Heimat hängen. Es ist gar nichts von Sentimentalität dabei, aber ehe man sich's versieht, hat man die beiden Kerle gern und bangt für sie. Und dem Umschwung in ihrer Seele entspricht — nicht minder glänzend gegeben — einer in der Seele des Papstes. Vieles muß dazu helfen; es dauert lange und ist ein schweres Ding, ehe der Fels ins menschlich warme Leben heruntergezogen wird. Selbst eine heimatliche Winzersuppe wird für den guten Zweck in Anspruch genommen und vor allem der mit schalkhafter Anmut benutzte Lilienschleier der Madonna. So zieht der steinerne Statthalter Christi endlich Bruder und Brudersohn an sein Herz. Noch einmal: diese Geschichte ist ein kleines Meisterstück, an dem man sich ohne Wenn und Aber entzücken kann, und da sie im Taschenformat erschien, so rate ich jedem dringend, seine Tasche dafür aufzutun.

Noch warm von diesem schönen Spiel greift man nicht ohne Beklommenheit zu den beiden eben erschienenen Novellen Georg von

Digitized by Google

Omptedas: „Die Tafelrunde. Reinheit“ (Berlin 1913, E. Fleischel u. Co). Aus dem Dichter-Erzähler, der uns einst so herzenswarme Bilder aus dem Leben des „Deutschen Adels um 1900“ entwarf, ward zuletzt immer öfter ein besserer Unterhaltungsschriftsteller, der mit seiner Flagge allzuviel Flüchtiges und Verfehltes deckte. Es wäre unwahrhaftig, wenn man das vertuschen wollte. Man zuckt auch hier gleich bei den ersten Seiten zusammen, denn statt des kraftvoll schönen Deutsches von Federer springt einem ein eiliger, ohne Feingefühl und Liebe behandelter Stil entgegen. Ich habe schon früher Klagelieder darüber gesungen, ohne daß es etwas genützt hätte. Aber Georg von Ompteda sollte wirklich einmal ernsthaft den Wustmann studieren. Mit einer Konsequenz, die einer besseren Sache würdig wäre, läßt er alle Hilfszeitwörter weg, so daß seine Sätze stets wie Hunde mit abgehacktem Schwanz einherlaufen, und wenn man schon Partizipialkonstruktionen anwendet, so muß man sie wenigstens richtig anwenden. Es wird — ein Beispiel für viele — von einem Offizier gesprochen: „Als Rheinländer einem Glase Wein nicht abgeneigt, fand dabei ein gutes Wort eine gute Statt!“ Da haut der Bleistift natürlich ein entsetztes Ausrufungszeichen an den Rand, und es erhält im weiteren Verlauf noch zahlreiche Geschwister.

Aber dann kommt Ompteda allmählich in die Erzählung hinein. Eine Tafelrunde preußischer Offiziere in einem französischen Schlosse vor dem belagerten Paris, jeden Augenblick gewärtig, daß zur Abwehr eines Ausfalles alarmiert wird. Man erzählt sich Geschichten. Ein Leutnant phantasiert von den „süßen Frauen“ mit Mandelaugen und Elfenbeinteint, die vor dem Kriege hier in in dem Schlosse geflirtet haben. Polternd und mit derber, aber von innerer Wärme verklärter Nüchternheit stellt ein zweiter Offizier dem französischen das deutsche Frauenideal gegenüber. Er berichtet von „lieben Mädeln“, von den sechs oder sieben Oberstleutnantstöchtern, von ihren bescheidenen Verhältnissen, ihrer Fröhlichkeit, Tüchtigkeit, Gesundheit. Das Herz schlägt uns schon stärker, wir behalten aber noch Zeit zu kritisieren. Es scheint uns unnötig, daß der schöne Preis der herzhaften deutschen Mädels sich mit einer gewissen Gereiztheit gegen die Art der französischen Damen verbindet. Und nun wird weiter erzählt: vom Tode fürs Vaterland, vom Gefreiten Mucke, vom verlorenen Sohn, der zuletzt doch noch als ehrlicher Soldat sterben darf. Tragisch-Erhebendes wechselt mit Heiterem, Phantastisch-Grausiges folgt, und dazwischen donnern die Kanonen vom Mont Saint-Valérien. Der Bleistift ist längst zur Ruhe gekommen, denn man denkt nicht mehr an den Stil, man denkt nicht mehr an den Autor, man lebt und webt nur noch in und mit dem Erzählten. Und ein Schauer läuft uns über den Rücken aus jener großen Kampf- und Siegeszeit, da es „eine Lust war zu leben“. Ich habe die auf den Effekt gestellten Kriegsromane, zu denen sich Walter Bloem gestachelt hat, hier schroff abgelehnt: ihr Geist steht im schreiendsten Widerspruch zu jenem, der uns 1870 zur Lösung unsrer welthistorischen Aufgabe befähigte, und für die aufgepeitschte Hurrabegeisterung von Kientopp-Attacken fehlt mir der Sinn. Hier aber, aus diesen kleinen Omptedaschen Erzählungen, weht mich ein echterer Hauch der glorreichen Tage an: über Alltagsmisère und Parteigezänk fühlt man sich wieder einmal in einen frohen Stolz hineingehoben, man glüht wieder einmal, man beugt sich gerührt und dankbar vor jener altpreußischen Zucht, der prunklosen Pflichterfüllung, der Genügsamkeit und Zähigkeit, die uns — lang', lang' ist's her — großgemacht haben. In den Gedichten Liliencrons hat der siebziger Krieg seinen höchsten dichterischen Ausdruck gefunden, und Verse von Liliencron umsummen uns bei diesen Kriegsskizzen:

„Daß dir, mein Vaterland, es Gott bewahre,
Das Infanterie-Signal zum Avancieren!“

Aber ich soll von Ompteda reden ... wie das Beispiel lehrt, vergißt man den Erzähler über der Erzählung. Das ist kein kleines Kompliment. Auch die Novelle „Reinheit“, die den durch eine Rahmenerzählung verbundenen Skizzen folgt, eine Künstler- und Modellgeschichte mit der hübschen Gestalt der kleinen Dänin Rigmor B. und einem vielleicht allzu tragischen Schluß, ist flott geführt. Da darf man erfreulicherweise für Georg von Ompteda also wieder einmal die Hände rühren und Beifall klatschen.

Ein letzter Blick mag dem Roman „Die Sendung des Christoph Frei“ von Friede H. Kraze gelten (Stuttgart 1913, A. Bonz & Co.). Das Thema — die Geschichte eines sozialen Pfarrers — war früher sehr beliebt, ist aber jetzt ein wenig überlebt. Denn die Welt ist seit 20 Jahren doch vorangekommen, unsre jungen Theologen sind wie jedermann nicht nur mit Tropfen, sondern mit ganzen Güssen sozialen Öls gesalbt, und was früher schwere Kämpfe zeitigte, zeitigt heut doch nur noch Plänkeleien. So bringt es auch Friede H. Kraze zu keinen tragischen Konflikten, obwohl sie ihren Pfarrer durch enge Verwandtschaftsbande mit dem altkonservativen märkischen Landadel verknüpft. Zwar schütteln diese wackren, mit großer Liebe gezeichneten Leute über all diese Volksbeglückungsideen den Kopf, aber sie sind viel zu nobel, um dem Christoph Frei deshalb die Tür zu verschließen, und sie legen einer waschechten Baronesse nichts in den Weg, als sie den sozialen Pfarrer zum Gatten erkürt. Man fragt sich zuletzt, ob die Erzählerin nicht Schwierigkeiten und Probleme gesehen hat, die gar nicht vorhanden sind. Ihr Buch hat aber sonst Hand und Fuß, ist mit Herzensanteil geschaffen und verdient ein ermunterndes Geleitwort.

Digitized by Google

Terrasse der Villa Mondragone. Gemälde von Prof. Carl Langhammer
(Aus der Großen Berliner Kunstausstellung)

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Industrie. Glasfenster von Albert Welti im Schweizerischen Bundeshaus zu Bern
Nach dem Öltempera-Entwurf des Künstlers im Besitz des Herrn Ernst Rose in Bergedorf

Digitized by Google

Kirchenfenster in Zimmerwald bei Bern. Entworfen von Alois Balmer
Ausgeführt in der Kunstanstalt für Glasmalerei von Carl Ule in München

Schuld war aber nicht nur bei der Technik, die die Zauber alter Glasmalerei nicht wiederzugeben vermochte; es fehlten auch die Künstler, die den ganz eigenen Stimmungsmomenten, die für ihre Wirkung bedingend sind, rechten Ausdruck hätten geben können. Das steht ja außer allem Zweifel: mit Vater Usus und Mutter Schema ist auf diesem Gebiete nichts getan; wer gute Vorlagen für die Glasmalerei schaffen will, muß Eigenes zu geben haben, muß aus der Tiefe schöpfen.

Jetzt endlich sind wir auf besserem Wege. Die Arbeiten von Melchior Lechter und von Joh. Thorn-Prikker haben im deutschen Norden berechtigtes Aufsehen erregt, und dann meldete sich München, meldete sich die Schweiz zu Worte. Albert Welti, der zu früh verstorbene Schweizer, hat für Glasmalerei gearbeitet, und Alois Balmer, auch ein Sohn der Eidgenossenschaft, ist mit geradezu packenden Arbeiten hervorgetreten; ersterer, den wir als Maler demnächst ausführlich würdigen werden, ist vielleicht anmutender, letzterer kräftiger — beide aber sind Künstler, die immer ihre besonderen Wege gingen. —

Attinghausen-Scheibe. Von Alois Balmer

Wer kennt die Kassubei? Wer ahnte, daß es in diesem Landstrich, der in Westpreußen liegt, eine bodenständige Hauskunst gab, die freilich fast ganz abgestorben schien, nun aber neu belebt worden ist. Dem Lehrer in dem Örtchen Sanddorf, Herrn Gulgowski und seiner Frau, ist diese Wiedererweckung zu danken. Der Wunsch, den Dorffrauen während der langen Wintertage, an denen es dort vielfach ganz an Arbeit fehlt, Beschäftigung zu verschaffen, ließ beide den Resten alter Volkskunst nachgehen, die sich auf Schränken, Truhen, Wanduhren, aber auch Teilen der Frauenkleidung fanden; eine farbenfrohe Kunst, in der neben dem Herzen Blumen, meist in ganz origineller Art stilisiert, eine besondere Rolle spielen. Höchst wertvolles und fast unerschöpfliches Material gaben die früheren Klöster in Zuckau

Digitized by Google

und Zarnowitz. Die Kirchenornate wiesen nämlich dieselben Muster auf wie die Sammethäubchen der Frauentracht und die Bauernmöbel. Es bedurfte aber längerer Vorbereitungen, ehe im Winter 1906 die Stickschule zum ersten Male eröffnet werden konnte. Heute hat die Tätigkeit festen Boden gewonnen, der Absatz ist gesichert. Hervorzuheben ist, auch als Vorbild für ähnliche Bestrebungen: es wird streng darauf gesehen, daß die Frauen über der Stickerei nicht ihre ländlichen und häuslichen Arbeiten vernachlässigen. Die Hausfleißarbeiten sollen nicht der Landwirtschaft die schon ohnehin knappen Hände entziehen. —

Wie Breslau, so hat auch Leipzig in diesem Jahre eine große, wohlgelungene Ausstellung von ganz besonderem Gepräge. Es war wirklich eine glückliche Idee, im weiten Rahmen einer Ausstellung einmal ein umfassendes Bild des Wohn- und Bauwesens in technischer, künstlerischer und wirtschaftlicher Beziehung zu schaffen. Selten glücklich gelegen, bietet die Ausstellung eine überraschende Fülle von Anregungen, gerade auch für den Nichtfachmann. Selbstverständlich hat sie auch ihre besonderen „Clous", so die ungeheuere Betonhalle nach dem Entwurf von Prof. Kreis und das riesige „Monument des Eisens", das vom Deutschen Stahlwerks-Verband und dem Verein Deutscher Brücken- und Eisenbaufabriken nach Plänen der Berliner Architekten Taut und Hoffmann errichtet wurde. Unsere Abbildungen haben übrigens an und für sich den Vorzug der Originalität als Luftschiff-Aufnahmen. Leipzig hat ja stets zu den eifrigsten Förderinnen der Luftschiffahrt gehört. — Auch München hat in diesem Jahre seine Sensation: die Eröffnung des neuen Kunsthauses Brakl, das von Prof. Emanuel v. Seidl erbaut wurde. Ohne Zweifel ist hier der schönste, praktischste und einheitlichste private Galeriebau geschaffen worden, den wir in Deutschland bisher besitzen; in mancher Beziehung sogar ein ganz neuer Typ, wie z. B. bei der im Mittelsaal angewendeten Ausstattung in Schwarz-Weiß, wodurch den farbensatten Schöpfungen moderner Kunst ein besonders guter Hintergrund geschaffen werden soll. —

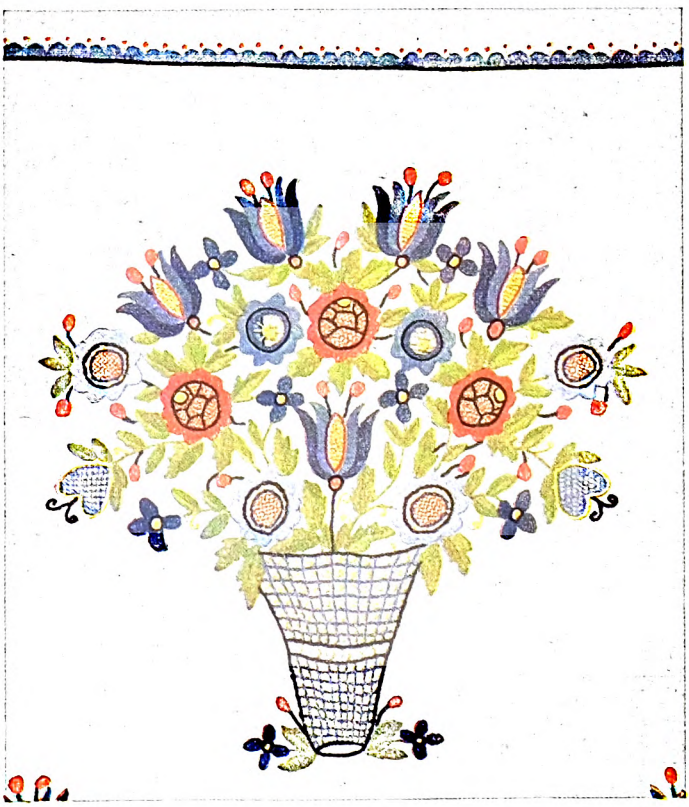
Der bildliche Schmuck dieses Heftes erhält zunächst ein ganz bestimmtes Gepräge durch den großen, mit farbigen Abbildungen begleiteten Artikel über Prof. Ludwig von Zumbusch und den weiteren über den Berliner Plastiker Prof. Fr. Klimsch: so daß also in diesem einen Heft das Werk zweier Meister eine eingehendere Würdigung findet. Außerdem aber ist die Zahl unserer Einschaltbilder diesmal besonders groß und der Qualität nach bedeutend. Kein Geringerer als Prof. Arthur Kampf gab uns das

Glasfenster in Harburg bei Donauwörth
Entwurf: Alois Balmer, Ausführung: Carl Ule

Digitized by Google

Kassubische Hausindustrie: Eckmuster von Decken mit Sanddorfer Bauernstickereien
Gleich dem unten abgebildeten Stücke ausgeführt nach Entwürfen von Frau Th. Gulgowski-Fethke

Titelbild, das farbenfrohe Gemälde des Inders: ein koloristisches Meisterstück. Dann folgt, zw. S. 8 u. S. 9, ein feines stimmungsvolles Städtebild von Karl Walser, der derartige Durchblicke mit besonderer Delikatesse zu behandeln weiß. Prof. Max Liebermann ist mit einer duftigen Pastellstudie „Auf der Düne" vertreten (zw. S. 16 u. S. 17). Seltsam stark wirkt das Gemälde „Erwachen" (zw. S. 24 u. S. 25), die Gruppe leicht stilisierter Geier auf einer Felsklippe — von Karl Huck, dem außerordentlich begabten Wiener Künstler, von dessen schöpferischer Kraft man noch vieles erwarten darf. — Ein keckes Reiterbild, das auf der diesjährigen Großen Stuttgarter Ausstellung viel beachtet wurde, gab uns Prof. Christian Speyer (zw. S. 52 u. S. 53). Dann möchte ich eine Gruppe von drei, so ganz verschiedenen Frauenbildnissen besonderer Beachtung empfehlen: das erste (zw. S. 80 u. S. 81) eine Photographie, die der wegen ihrer Schönheit vielgefeierten Gräfin Czernin, aufgenommen von dem bekannten Meisteratelier D'Ora in Wien; das zweite, hinter S. 96 eingeschaltet, ein Gemälde von Wilhelm List, eine Symphonie in Blau, wenn man so sagen darf; das dritte, unter dem Titel „Vasenschmuck" versteckt, ein reifes Werk von Reinhold Max Eichler-



Mittelstück einer Decke mit Sanddorfer Bauernstickerei

Digitized by Google

Digitized by Google

Aus dem Mittelsaal des Kunsthauses Brakl

obachtung und der Wiedergabe heran. — Von L. H. Heyne bringen wir, in einer überraschend gut gelungenen farbigen Reproduktion, zw. S. 112 u. S. 113, seine köstlichen „Spittelfrauen". Alle Besucher der römischen Campagna wird das vortreffliche Gemälde von Carl Langhammer fesseln, die „Terrasse der Villa Mondragone", der Perle in dem

Die Seitenfront des neuen Kunsthauses Brakl in München

Kranze herrlicher Villen oberhalb von Frascati, einst im Besitz der Borghese, seit 1865 jesuitische Erziehungsanstalt (zw. S. 152 u. S. 153). Alle Freunde klassischer Kunst möchten wir auf das Bildnis des Grafen Fries von Jean Guérin hinweisen (zw. S. 120 u. S. 121) — ein Meisterstück der Porträtkunst, das, im Gräflich Preysingschen Fideikommißbesitz befindlich, fast ganz unbekannt war. Wir verdanken die Hebung dieses Schatzes für uns Herrn Grafen W. v. Preysing, dem wir unseren besonderen Dank aussprechen möchten.

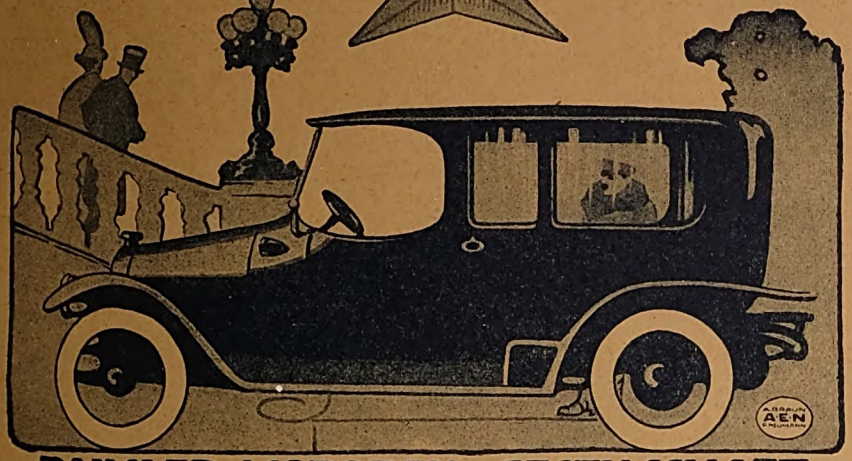
H. v. S.

Vom neuen Kunsthaus Brakl: der Eingang in der Goethestraße

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W. 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Mercedes



DAIMLER-MOTOREN-GESELLSCHAFT
STUTTGART-UNTERTÜRKHEIM
Eigene Verkaufsstellen u. Vertretungen an allen Hauptplätzen des In- u. Auslandes.

STUTTGARTER LEBENSVERSICHERUNGSBANK a.G. (ALTE STUTTGARTER)

Stuttgarter
Lebensversicherungsbank a. G.
(Alte Stuttgarter)

Gegründet 1854.

Versicherungsstand Eine Milliarde 78 Millionen M.
Seither f. d. Versichert. erzielte Überschüsse 217 Millionen M.

Digitized by Google

Der Wille zur Tat.

Es gibt viele Menschen, die von Natur gut veranlagt sind, um sich umfangreiche Kenntnisse anzueignen und so eine glänzende Karriere zu machen, die es aber nicht über sich bringen können, sich hinzusetzen und tüchtig zu arbeiten. Andere wieder besitzen ausgedehnte Kenntnisse und grosse Fähigkeiten, haben gute Ideen, aber sie verschieben die energische Anwendung und Ausnutzung derselben von einem Tag zum andern. Diesen allen fehlt jener ausgeprägte Wille zur Tat, durch den die grossen Staatsmänner, Feldherren, Handelsherren, Künstler usw. eben grosse geworden sind. Der Wille zur Tat ist nicht allein ein platonischer Wunsch, dass man dies und jenes tun möchte, sondern der feste unbeugbare Wille, das, was man als richtig und vorteilhaft erkannt hat, sofort energisch in Angriff zu nehmen und trotz auftauchender Hindernisse nicht mehr davon abzulassen, bis das Ziel erreicht ist. Wer so unbeirrt seinem Ziele zustrebt, wird es auch erreichen. Er muss sich aber vorher vergewissern, dass das gesteckte Ziel auch wirklich vorteilhaft ist. Um ein sicheres Urteil hierfür zu gewinnen, muss er alle seine geistigen Fähigkeiten ausbilden, besonders auch die Beobachtung, die ihn auf günstige Gelegenheiten aufmerksam macht. Die beste Anleitung zur Ausbildung Ihrer geistigen Fähigkeiten finden Sie in **Poehlmanns Gedächtnislehre.** Durch die darin gegebenen Anleitungen und Übungen entwickeln Sie auch den Willen zur Tat. E. H. schreibt: „Neben den praktischen, überall mit sichtlichem Erfolg anwendbaren Regeln und Vorteilen Ihrer Lehrmethode geht einher ihr grosser moralischer Wert des gestählten Willens; dass ich heute um die Fähigkeit des Entfaltens eines unbeugsamen eisernen Willens reicher bin, ist Ihr Werk." Verlangen Sie heute noch (ohne es zu verschieben) Prospekt, den Sie ohne Kosten oder Verpflichtung erhalten von

L. Poehlmann, Amalienstrasse 3, München A 50.

Wer Sprachen leicht, schnell und sicher

lernen will, der wählt Poehlmanns neue Sprachlehrkurse: „Englisch leicht gemacht", „Französisch leicht gemacht", „Italienisch leicht gemacht", „Russisch leicht gemacht", „Spanisch leicht gemacht" (weitere folgen), aufgebaut auf den Grundsätzen von **Poehlmanns weltbekannter Gedächtnislehre.** Wer heute Sprachen lernen will, hat nicht Zeit, nach veralteten Methoden jahrelang an einer Sprache zu lernen; er will und muss sie in ein paar Monaten geläufig sprechen, lesen und schreiben können. Das erreicht er am schnellsten, wie die untenstehenden Auszüge aus Zeugnissen ausweisen, mit Poehlmanns neuen Sprachlehrkursen, welche Satz für Satz aufgebaut sind nach den Grundsätzen des leichten Lernens und des Gedächtnisses im Einklang mit den neuesten psychologischen Forschungen. Diese Sprachlehrkurse zeigen, wie man Tausende von Vokabeln leicht lernen und dauernd behalten kann. Was einmal gelernt ist, sitzt. „Auf Grund dieses Studiums muss ich die Methode Poehlmanns für die beste, praktisch wertvollste der bisher erschienenen Methoden bezeichnen. Geh. Reg.-R. Prof. Dr. U." „Dank Ihrer Methode, ‚Französisch leicht gemacht' habe ich innerhalb sechs Monate fliessend französisch sprechen und schreiben gelernt. U. B." „Ich habe den gesamten englischen Lehrkursus in knapp vier Monaten durchstudiert und bin zu einem glänzenden Resultat gekommen. J. R." „Ihr Werk kann den grossen Erfindungen der Neuzeit an die Seite gestellt werden. Unschätzbar ist die grosse Zeitersparnis und der angenehme Aufbau. G. Sch." „Habe ca. 8—10 Unterrichtswerke probiert — ohne Erfolg; Ihre Methode ist die einzige, welche zum Ziele führt. Nach Ihrer Methode ist es eine Freude, Sprachen zu lernen. W. B." „Ich halte Ihre Methode besonders für Personen, die tagsüber in Anspruch genommen sind, für äusserst vorteilhaft, da das Interesse des Lernenden durch die greifbare und leichtfassliche Darstellung des Lehrganges rege gehalten wird und das einmal Gelernte nie wieder vergessen wird. Ich habe schon verschiedene Systeme probiert, ohne zu einem befriedigenden Resultate zu gelangen, und bin froh, endlich das Richtige gefunden zu haben. Ch. B." Verlangen Sie Prospekt 2 kostenlos von

Poehlmanns Sprachen-Institut, Berlin W., Wittenbergplatz 1.

FISCHER & WITTIG IN LEIPZIG.

Digitized by Google

Heft 2
XXVIII. Jahrgang
Oktober 1913
(Erster Band Heft 2)

UNIVERSITY CLUB
LIBRARY

Velhagen & Klasings Monatshefte

Redaktion in Berlin W. 50, Tauentzienstr. 7B.

Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld,
Leipzig und Wien

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Deutschlands Stellung in der Weltwirtschaft. Von Kurt Rudolf Kintzel-Berlin-Lichterfelde	3—6
Die [illegible]nationale Baufach-Ausstellung Leipzig 1913 (Fortsetzung)	7—20
Aus der Grossindustrie:	
Feuerwehrgeräte- und Spritzen-Industrie. Von Ingenieur A. Meder, Nürnberg . .	21—33
Die deutsche Automobil-Industrie. (Forts.)	33—35
Deutsche Wäschereimaschinen und Desinfektionsanlagen. (Schluss)	35—37
Die deutsche Pumpen-Industrie	37—41
Eine Prüfmaschine für Baumaterialien . .	41
Verschiedenes	43—44
Bezugsquellenregister	53—56

Deutschlands Stellung in der Weltwirtschaft.

Von Kurt Rudolf Kintzel-Berlin-Lichterfelde.

Der bekannte englische Staatsmann Lord Palmerston richtete — in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts — an die deutsche Adresse die folgenden denkwürdigen Worte: „Die Deutschen mögen den Boden pflügen und mit den Wolken segeln — aber nimmer wird es ihnen gelingen, den Ozean zu durchfurchen!"

Wenn wir nun heute nach Verlauf nur eines halben Jahrhunderts an der Hand von zuverlässigen und neusten Quellen versuchen wollen, einen kurzen Abriss — nur um einen solchen kann es sich in dem hier begrenzten Rahmen handeln — zu geben von der derzeitigen Stellung Deutschlands im Welthandel und -Verkehr, so können wir uns eines leichten Lächelns ob dieser Apostrophierung des deutschen Michels nicht erwehren.

Denn gerade das Problem „des Wolkensegelns" hat innerhalb der schwarz-weiss-roten Grenzen eine ungeahnte, glänzende Lösung gefunden, und im Durchfurchen der Weltmeere (Imperator!) liegen heute mit in erster Linie die Wurzeln unserer Kraft.

Allerdings konnte vor 20, geschweige denn vor 50 Jahren selbst ein Deutscher nicht vorausahnen, dass Industrie, Handel und Schifffahrt im deutschen Wirtschaftsgebiete zu einer Höhe der Entwicklung kommen würden, die uns im 20. Jahrhundert an die Seite des ersten und ältesten Welthandelstaates und Kolonialreichs, England, gestellt haben.

Als erste Erscheinung für diesen gewaltigen Fortschritt führen wir die rapide Bevölkerungsvermehrung an, die, im Jahresdurchschnitt 800000—900000 Menschen betragend, uns auf eine Kopfzahl von heut 66 Millionen gebracht hat, so dass die Bevölkerungsdichte auf 1 qkm 120 Köpfe beträgt gegen 76 im Jahre 1871. Nur Grossbritannien und Japan übertreffen diese Ziffer mit 144 bzw. 129 Köpfen auf 1 qkm, während Italien ihr gleichsteht und die höheren Ergebnisse bei Belgien und den Niederlanden bei diesem relativen Vergleiche nicht in Frage kommen.

Diese Zunahme der Bevölkerung des Reichs ist ein Erfolg der industriellen Entwicklung. Bei 14,6 Millionen Erwerbstätigen in Industrie, Handel und Verkehr (1907) und 9,8 Millionen in der Landwirtschaft vermag Deutschland mehr Menschen zu ernähren als bei dem Verhältnis von 10,5 bzw. 8,3 (1895).

Weiterhin sehen wir ja, dass mit dem Übergang vom Ackerbau- zum Industrieland der Verlust an Menschenkapital durch Auswanderung auf ein Minimum zurückgeführt ist, von 2,31 $^0/_{00}$ im Jahre 1892 auf 0,28 $^0/_{00}$ im Jahre 1912.

Diesen kurzen Betrachtungen über die Bevölkerung Deutschlands schliessen wir einige Angaben über die Erwerbstätigen im Vergleich mit den bedeutendsten Industriestaaten an. Den 14 Millionen Deutschen, welche Industrie, Handel und Verkehr beschäftigen, stehen in Grossbritannien und in den Vereinigten Staaten je 12 Millionen gegenüber, in Frankreich 9 Millionen, in Russland 8 Millionen (1897!), in Österreich-Ungarn 6 Millionen und in Italien 5 Millionen.

Diese überragende Stellung Deutschlands brachte es einerseits in die Abhängigkeit vom Auslande, indem z. B. im Jahre 1912 an Agrar- und Forstprodukten, sowie an Nahrungs- und Genussmitteln allein 5,6 Milliarden mehr ein- wie ausgeführt wurden, wies ihm aber auch anderseits gebieterisch die Wege, Ersatz für diese Summen im Auslande zu finden.

Digitized by Google

Seit Beginn des 20. Jahrhunderts hat sich der Gesamthandel Deutschlands mit dem Auslande von 10,8 Milliarden auf 19,7 Milliarden emporgeschwungen, demnach also fast verdoppelt und im letzten Jahre 1912 wie auch in diesem Jahre kann man die bedeutsame Feststellung machen, dass das Verhältnis der Einfuhr zur Ausfuhr sich erheblich zugunsten der letzteren entwickelt — wir demnach also einer aktiven Handelsbilanz rüstig entgegengehen. Von den beiden Hauptkonkurrenten Deutschlands im Welthandel ist Grossbritannien von diesem Ziele noch erheblich entfernt, denn seine Einfuhr überragt die Ausfuhr um 3 Milliarden. Allein die Vereinigten Staaten von Amerika haben infolge des Reichtums an Bodenerzeugnissen seit einer Reihe von Jahren ein Aktivum von rund 2 Milliarden.

Der Aussenhandel ist somit die sicherste Stütze in Deutschlands Stellung zu dem Auslande. Um sie gruppieren sich Landwirtschaft, Industrie, Handel, Verkehr, Armee und Flotte.

Unserer deutschen Landwirtschaft gebührt das Verdienst, durch bewunderungswürdige Leistungen auf den Gebieten der Bodenkultivierung, des Getreideanbaues und der Viehzucht dazu beigetragen zu haben, dass die Produktion mit Riesenschritten vorwärts gegangen ist.

Wenn dies nur möglich war unter dem Schutze der herrschenden deutschen Zollpolitik, die für Erzeugung und Verbrauch im Inlande und in unseren Beziehungen zum Auslande teils schwere Belastungen im Gefolge gehabt hat — so werden diese Lasten doch voll aufgewogen im Interesse einer leistungsfähigen Landbevölkerung, die für Deutschland eine Existenzfrage bildet.

Und trotz der hohen Zollschranken, die mit Ausnahme des Freihandelslandes England alle handeltreibenden Staaten der Welt errichtet haben, ist es durch das Zusammenarbeiten von Behörden und gesetzgebenden Körperschaften mit den Verbänden der Landwirtschaft, Industrie, des Gewerbes und Handels gelungen, stetig und erfolgreich vorwärts zu kommen.

In Ernteerträgen für das Jahr 1912 steht Deutschland mit 4 Millionen Tonnen Weizenproduktion an achter Stelle hinter Amerika mit 19 Millionen Tonnen, Russland mit 17 Millionen Tonnen, Frankreich und Britisch-Indien mit je 8 Millionen, Argentinien mit 6, Ungarn und Kanada mit je 5 und Italien mit etwas mehr als $4^1/_2$ Millionen Tonnen. In der Roggenkultur nimmt es die zweite Stelle ein mit 11 Millionen Tonnen gegenüber unserem östlichen Nachbar mit 25 Millionen Tonnen, in derjenigen von Gerste (Hafer) die dritte Stelle mit 3 (8) Millionen Tonnen neben Russland mit 10 (14) Millionen Tonnen und Amerika mit 5 (20) Millionen Tonnen, und nimmt schliesslich betreffs der Kartoffelernte Vorrangstellung ein mit 50 Millionen Tonnen.

In bezug auf den Viehstand sehen wir bei einem Vergleich des Bestandes an Rindvieh im Deutschen Reiche 20 Millionen Stück, in Indien 112 Millionen, den Vereinigten Staaten 56 Millionen, Russland 34 und in Argentinien 29 Millionen, des ferneren an Schweinen im Deutschen Reich 22 Millionen Stück, deren Zahl nur von den Vereinigten Staaten übertroffen wird (61 Millionen Stück). Allein bei der Schafzucht, die vor vierzig Jahren in Deutschland in hoher Blüte stand, haben wir uns in die Abhängigkeit des Auslands begeben. Ist doch der Bestand an Schafen von 25 Millionen Köpfen im Jahre 1873 auf kaum 6 Millionen zurückgegangen.

Dieser Umschwung in einem einzelnen Zuchtzweige, der mit seinen Hauptgrund in der Kultivierung von Ödland hat, kostet uns jährlich etwa 300 Millionen Mark, die wir für den Bezug eines der wichtigsten Textilrohstoffe, die Wolle, an Australien, Argentinien und Britisch-Südafrika zu zahlen haben.

Werfen wir den Blick auf zwei weitere wichtige Rohstoffe des genannten Industriezweiges, die Weltbaumwollernte und -Rohseidenernte, so ergab die erstere im Erntejahr 1911/12: 25 Millionen Ballen, die letztere im Jahre 1912: 26 Millionen Tonnen. Hier sind es vor allem Ostasien, die Levante und von europäischen Ländern Italien, dort die Vereinigten Staaten, Ostindien und Ägypten, für die Deutschland einen der besten Abnehmer darstellt. Denn der Verbrauch von Baumwolle ist gemäss der Zahl der Spindeln in den nicht Baumwolle bauenden Ländern nächst England und Russland am grössten in Deutschland.

Wenn wir der Landwirtschaft und den ihr verwandten Rohprodukten in diesem Abschnitt „Produktion“ die erste Stelle eingeräumt haben, so kommt dies ihrer Bedeutung auf die Stellung Deutschlands zum Auslande zugute. Ist sie doch der älteste Zweig der deutschen Volkswirtschaft!

An Erfolg in neuerer Zeit ihr weit voran geeilt, einen grossen Siegeszug durch die Welt vollführend, stehen die deutsche Industrie, unser Handel und unsere Schiffahrt mit an erster Stelle im Weltverkehr.

Staunenswert ist die Entwicklung der Produktion vor allem in der deutschen Montan-Industrie gewesen. Von Natur aus reich gesegnet mit Steinkohlenlagern, wuchs in diesem Zweige die Erzeugung von 71 Millionen Tonnen im Werte von 527 Millionen Mark auf

Digitized by Google

177 Millionen Tonnen im Werte von über anderthalb Milliarden, demnach um 150 %. Grossbritannien steigerte seine Förderung von 184 Millionen Tonnen im gleichen Zeitraum auf 264 Millionen Tonnen, demnach um 45 %, die Vereinigten Staaten hingegen von 163 Millionen Tonnen auf 450 Millionen Tonnen, also um 175 %.

Von seinem Kohlenreichtum gibt Deutschland von Jahr zu Jahr wachsende Mengen an die Nachbarländer ab, so dem Werte nach 1908: 287 Millionen Mark; 1909: 313; 1910: 323; 1911: 368 und 1912: 437 Millionen Mark. Anderseits sucht es Ersatz hierfür in England, das im Durchschnitt der letzten fünf Jahre für 170 Millionen Mark jährlich Steinkohlen an Deutschland lieferte.

Von dem zweitwichtigsten Rohstoff, dem Eisenerz, ist die Produktion im Reiche von 11 Millionen Tonnen (1892) auf 30 Millionen Tonnen im letzten Jahre gestiegen, hat sich also fast verdreifacht. Überdies führt Deutschland noch für 200 Millionen Mark jährlich Mengen dieses Erzes aus Schweden, Spanien und Frankreich ein und führt nur unbedeutende Mengen über die Zollgrenze aus.

In diesem Zusammenhange wollen wir schliesslich noch die Roheisenproduktion hervorheben, die diesem Tempo wacker gefolgt ist. Die deutschen Eisenhüttenwerke produzierten im Jahre 1912 fast 18 Millionen Tonnen Roheisen, während das Jahr 1892 nur rund 5 Millionen Tonnen ergab.

So ist denn auch unsere deutsche Eisen- und Stahl-Industrie durch die Zahl der darin beschäftigten Arbeiter, das darin arbeitende Kapital, die Höhe der Löhne und die Güte der Erzeugnisse eine der sichersten Stützen unseres Exports geworden. Denn von den 8,9 Milliarden der Ausfuhr im Jahre 1912 entfällt allein auf die Erzeugnisse dieses Gewerbes ein Wert von 1,2 Milliarden.

Daneben wollen wir nicht vergessen, dass weitere sichere Grundlagen unserer Stellung gegenüber dem Auslande die Maschinen- und Elektrizitäts-Industrie, chemische und die Textil-Industrie, sowie die Spielwaren-Industrie sind. Die Textil-Industrie allerdings hat, ebenso wie die wichtige Porzellanwaren-Industrie durch die Zolltarifpolitik in Amerika schwere Verluste erlitten, doch bleibt zu hoffen, dass der neue amerikanische Tarif hier wieder Ausgleich schaffen wird.

Aller Exportindustriezweige, deren gemeinsamer Arbeit die deutsche Ausfuhr ihr Emporblühen verdankt, an dieser Stelle zu gedenken, wäre ein dankbares, aber zu weit führendes Beginnen.

Und nicht nur auf die Deutschen im Inlande, sondern vor allem auch auf die Deutschen im Auslande stützt sich der deutsche Handel. Wir gedenken hier der erfolgreichen Arbeit unserer Konsulate im Auslande, der Pionierarbeit unserer überseeischen Banken, unserer Ingenieure und unserer grossen Handelshäuser.

Bei dem ständig wachsenden Interesse, das der Förderung weltwirtschaftlicher Beziehungen in allen Kreisen der deutschen Bevölkerung entgegengebracht wird, nimmt es nicht wunder, dass in den letzten Jahren zahlreiche Verbände internationalen Charakters gegründet worden sind. Abgesehen von der Schaffung eines einheitlichen, internationalen Wechselrechts, von den Verhandlungen der internationalen Rechtsschutzkonferenz und den internationalen Bestrebungen zur Vereinheitlichung der Zolltarife, führen wir hier die Vereine an, die als Zweck die Pflege wirtschaftlicher Beziehungen zwischen Deutschland und einem bestimmten auswärtigen Staate auf ihr Banner geschrieben haben: der Deutsch-Russische Verein, der Deutsch-Französische und Deutsch-Kanadische Wirtschaftsverein, der Deutsch-Brasilianische, Deutsch-Schwedische Verein, der Deutsch-Argentinische Zentralverband und die Deutsch-Asiatische Gesellschaft.

Alle diese Vereine und Gesellschaften sind aus dem Bedürfnis heraus errichtet worden, im wachsenden Wettbewerb aller Völker um den Weltmarkt stets gerüstet dazustehen. Sie schliessen gleichzeitig die Lücken, die Deutschlands amtliche Handelsvertretung im Auslande gegenüber England, Frankreich und den Vereinigten Staaten aufweist.

Besitzen wir doch nur eine beschränkte Zahl von Handelssachverständigen bei unseren Konsulaten und nur eine Handelskammer im Auslande, die erst vor kurzer Zeit ihre Tätigkeit in der Schweiz aufgenommen hat, nachdem frühere Versuche in anderen Staaten in dieser Richtung hin fehlgeschlagen sind.

Grosse Aufgaben gibt es in den kommenden Jahren zu lösen: Die Erneuerung der Handelsverträge, die Neuregelung unserer Beziehungen zu den gänzlich verschobenen Wirtschaftsverhältnissen auf dem Balkan und die Sicherung unserer Verkehrsinteressen bei der Eröffnung des Panamakanals!

Hier steht der deutsche Handel im heissen Wettkampf mit den Vereinigten Staaten von Amerika, Grossbritannien und Kanada um die Gunst von Ostasien und Südamerika, — mit anderen Worten von Japan, China, Brasilien, Argentinien und Chile. Für diese Ausführungen ist der neueste Ausweis des Handelsstatistischen Amts in Hamburg über „Hamburgs Handel und Schiffahrt im Jahre 1912“ eine gute Illustration.

Hamburg, der Sitz unserer grossen Reedereien, zahlreicher Überseebanken und einer

Digitized by Google

Armee von Welthandelsfirmen, ist gewissermassen das Barometer für Deutschlands Stellung in der Weltwirtschaft.

Hat doch „Nauticus" im Jahrbuch für Deutschlands Seeinteressen, 15. Jahrgang 1913, auf Grund sorgfältiger Schätzungen ermittelt, dass vom gesamten deutschen Aussenhandel 67,1 Prozent auf den Seehandel entfallen und nur 32,9 Prozent auf den Landhandel.

Allein Hamburgs Warenverkehr seewärts (ohne Kontanten) repräsentiert in Einfuhr und Ausfuhr des Jahres 1912 den enormen Wert von 8,2 Milliarden Mark. Die Einfuhr, die im Durchschnitt der Jahre 1901 bis 1910 sich auf 2,9 Milliarden Mark berechnet, betrug im letzten Jahre 4,6 Milliarden und verteilt sich auf die einzelnen Erdteile wie folgt: Europa 1,7, Amerika 1,8, Afrika 0,4, Asien 0,7 und Australien 0,2 Milliarden Mark.

Bei der Ausfuhr seewärts sehen wir ein Anwachsen des Warenumsatzes von 2,4 Milliarden Mark im zehnjährigen Durchschnitt (1901/10) auf 3,6 Milliarden im Jahre 1912. Hiervon wurden nach dem europäischen Auslande Waren im Werte von 1,9 Milliarden Mark verschifft, nach Amerika 1,1, Afrika 0,2, Asien 0,3, Australien 0,06 Milliarden Mark.

Und so leiten uns diese Betrachtungen hinüber zu jenen weltumspannenden Verkehrsunternehmungen, welche diesen Massengütertausch bewerkstelligen.

Von der gesamten Welthandelsflotte, 30 316 Schiffen mit 44,6 Millionen Reg.-Tonnen Raumgehalt, kommen auf den Anteil Grossbritanniens 19,8 Millionen Reg.-Tonnen, auf die Vereinigten Staaten von Amerika 5,3 Millionen und auf Deutschland, an dritter Stelle, 4,6 Millionen Reg.-Tonnen. Es hat hierbei den Vorrang, mit der Hamburg-Amerika-Linie und dem Norddeutschen Lloyd die beiden grössten Reedereien der Welt sein eigen zu nennen. Die Flotte der erstgenannten umspannt 1 171 665 Br.-Reg.-Tonnen, die der letzteren 752 442 Br.-Reg.-Tonnen, erst dann folgen im weiten Abstande die englischen Linien.

Im elfjährigen Zwischenraum (1900/1911) hob sich Deutschlands Seeverkehr, berechnet nach ankommenden Schiffen, von 14 Millionen Reg.-Tonnen auf 24 Millionen, somit um 71,4 Prozent, derjenige Grossbritanniens von 49 Millionen Reg.-Tonnen auf 69 Millionen, somit um 41 Prozent, und der Union (hier einschliesslich des Verkehrs über die grossen Binnenseengebiete) von 29 Millionen Reg.-Tonnen auf 46 Millionen, demnach um 59 Prozent.

Unter den ersten Welthandelshäfen ergibt sich nach Raumgehalt der angekommenen Schiffe im Auslandsverkehr des Jahres 1911 die folgende Gruppierung: New York 13,7 Millionen Reg.-Tonnen, Antwerpen 13,3, London 13,1, Hamburg 11,9, Newcastle 11,4, Liverpool 11,4, Rotterdam 10,6 und Hongkong 10,2 Millionen Reg.-Tonnen.

Hand in Hand mit dem Überseeverkehr fördern Eisenbahnen und Binnenschifffahrt unseren Warenaustausch mit dem Auslande. Deutschland, im Herzen Europas gelegen, im Westen, Süden und Osten ausgedehnte Landgrenzen aufweisend, ist das klassische Land eines hochentwickelten Transithandels. Das deutsche Eisenbahnnetz ist bei einer Betriebslänge von 59 320 km (1910) das ausgedehnteste aller mitteleuropäischen Staaten. Die Gesamteinnahmen beliefen sich, auf 1 km reduziert, im Jahre 1895 auf 33 287 Mark, dagegen im Jahre 1910 auf 49 927 Mark. Dabei hat sich der Anteil des Güterverkehrs (1895: 67 Prozent, 1910: 65 Prozent) etwas verringert, ein Beweis dafür, dass die Binnenwasserstrassen leistungsfähiger geworden sind.

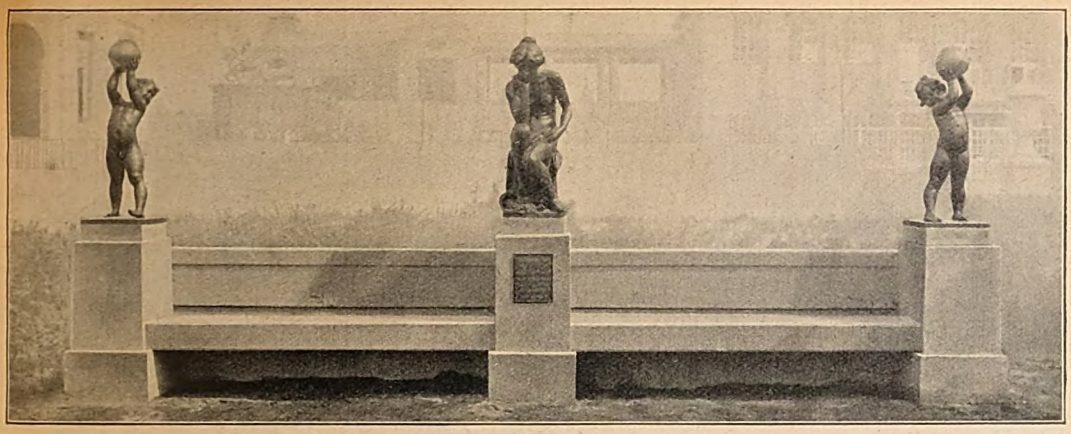
Der Gütertransport auf Schiffen im Inneren des Landes betrug im Mittel der Jahre 1909/11 etwa 76 Millionen Tonnen, woran der Auslandsverkehr mit rund 45 Prozent beteiligt ist. —

Kurz erwähnt seien auch Post-, Telegraphen- und Fernsprechverwaltung. An Zahl des Personals, der beförderten Brief- und Wertsendungen, der geführten telephonischen Auslandsgespräche und der aufgegebenen internationalen Telegramme wird Deutschland auch nicht annähernd von einem anderen Lande erreicht.

Schliessen können wir die uns gestellte Aufgabe nicht, ohne des deutschen Kolonialbesitzes zu gedenken. Für dessen wirtschaftliche Entwicklung sprechen die Handelsziffern eine beredte Sprache. Stehen doch 270 Millionen Mark des Gesamthandelswerts der deutschen Schutzgebiete im Jahre 1906 nicht weniger als 435 Millionen Mark im Jahre 1911 gegenüber. Das hervorstechende Moment hieran ist die Zunahme der Ausfuhr von Kolonialerzeugnissen, die im sechsjährigen Zeitraum 1906/1911 betrug in: Ostafrika 11 zu 22 Millionen Mark, in Südwestafrika 383 000 Mark zu 29 Millionen Mark, in Kamerun 10 zu 21 Millionen Mark und in Togo 4 zu 9 Millionen Mark.

Aus diesen Ausführungen geht wohl zur Genüge Deutschlands gefestigte Stellung in der Weltwirtschaft hervor; mit Stolz kann der im Ausland lebende Deutsche von der Entwicklung seines Heimatlandes erzählen.

Digitized by Google



Schmuckbank mit Hohl-Galvanoplastiken nach Modellen von Prof. G. Barth, München.
(Württembergische Metallwarenfabrik, Abteilung für Galvanoplastik, Geislingen a. d. Steige.)

Die Internationale Baufach-Ausstellung Leipzig 1913.

Bau- und Wohnwesen.

III. Abschnitt.

(Nachdruck verboten.)

Bereits in der August- und September-Ausgabe dieses Blattes waren die gewaltigen Fortschritte in kurzen Umrissen dem Leser gezeigt worden, die die deutsche Industrie auf allen Gebieten der Technik aufweisen kann. Heute wollen wir nun ein Gebiet streifen, auf dem in den letzten Jahren ungewöhnlich bedeutende Errungenschaften erzielt wurden: die Hohl-Galvanoplastik. Durch unermüdliche Versuche sind hier Ausbeutungsmöglichkeiten geschaffen, die von der gesamten gebildeten Welt mit Freude begrüsst werden.

Die Galvanoplastik ist als solche zu bekannt, um hier eine ausführliche Schilderung zu benötigen. Der Leser kennt die Klischees, die eine scharfe bildliche Wiedergabe aller Ereignisse in unseren Zeitschriften gestatten. Er weiss vielleicht auch, dass Münzen und kleinere Bildwerke ihre Entstehung der Galvanoplastik verdanken. Was aber seit wenig Jahren mit Galvanoplastik in grossen und grössten Dimensionen (überlebensgrosse Denkmäler) geleistet werden kann, ist den wenigsten bekannt. Daher ist es doppelt zu begrüssen, auf der IBA an verschiedenen Orten ungestört die grossartigen Werke der Hohl-Galvanoplastik geniessen zu können.

Grabgruppe in Hohl-Galvanoplastik nach Modell von Bildhauer Hendrik C. Andersen, Rom, über 4 Meter hoch, ohne Postament.
(Württembergische Metallwarenfabrik, Abteilung für Galvanoplastik, Geislingen a. d. Steige.)

Die Abteilung für Galvanoplastik der Württembergischen Metallwarenfabrik in Geislingen a. d. Steige, deren beispielloser Aufschwung in den letzten Jahren wohl mit darauf zurückzuführen ist, dass sie auf diesem Gebiete geradezu Staunenswertes leistet, hat in stimmungsvoller Weise sowohl im Dorfkirchhof, wie in der Kuppelhalle der Raumkunst und vor allem in einem allerliebst gelegenen, südlich an jene anstossenden Sonderraum gezeigt, was alles mit Galvanoplastik für Haus und Garten, für Salon und Zimmer, für Museen und öffentliche Gebäude, für Denkmäler und Grabschmuck, für Widmungen wie Geschenkwerke geschaffen werden kann.

Einen Einblick in die Entstehung der galvanoplastischen Werke gewährt ein Pferdefuss, der in der hinteren Ecke des linken Ganges der Sonderausstellung der Geislinger Kunstanstalt

Digitized by Google

Kanne der Grafen von Ziegenhain, Kassel. Aus dem XV. Jahrhundert (Feinsilber-Niederschlag).
(Württembergische Metallwarenfabrik, Abteilung für Galvanoplastik, Geislingen a. d. Steige.)

Aufstellung gefunden hat. Er ist ein Beispiel des Negativ- oder Hohl-Galvanoplastik-Verfahrens, des Niederschlagens des Metalles in eine Hohlform, welche nach dem Original hergestellt wird. Und ein anderes Stück, eine grosse Hand auf einem Tisch des den Mittelpunkt der Geislinger Ausstellung bildenden Pavillons, zeigt die Feinheit der Wiedergabe beim Negativ-Verfahren. Sollte man es für möglich halten, dass selbst die kleinsten Kleinigkeiten, selbst die auf den ersten Blick nicht beachteten Vertiefungen, Windungen oder Biegungen hier wiedergegeben werden können? Sollte man glauben, dass selbst Fingerabdrücke, die Poren, ja die beinahe unsichtbaren Linien einer Grammophonplatte nachgebildet werden können? Und doch, die vorliegenden Gegenstände zeigen es unwiderleglich. Und noch ein drittes lehrt uns die Ausstellung.

Den Mittelpunkt des eben genannten Pavillons bildet das Reiterstandbild Colleonis in prächtiger, grosser Ausführung. Dieselbe Reiterstatue hat in dem Raum links hinter dem Pavillon Aufstellung gefunden, aber in verkleinertem Massstabe. Durch ein Spezialverfahren der Württembergischen Metallwarenfabrik mit Hilfe von wissenschaftlich durchkonstruierten Einrichtungen ist es möglich geworden, mathematisch genaue Vergrösserungen oder Verkleinerungen jedes Werkes herzustellen. Welch wunderbare Perspektive eröffnet diese Tatsache! Der bildende Künstler hat die Sicherheit, dass seine Werke genau so, wie er sie gearbeitet, wie er sie sich gedacht, ohne weiteres in grösserer oder kleinerer Form reproduziert werden können. Und das Publikum hat die Garantie, wirklich in Nachbildungen das zu bekommen, was der Künstler geschaffen hat.

Wenden wir uns nun den einzelnen Werken der Ausstellung zu, so müssen wir mit Freude konstatieren, dass nicht nur Schönes und Gutes hier zu finden ist, sondern, dass hier einerseits Kulturwerte geschaffen sind, anderseits durch Nachbildung kulturhistorischer Funde der verschiedensten Art Kulturarbeit geleistet wird. Es ist ein Museum en miniature, das sich vor unseren Augen auftut und der, der kaufen und für sich erwerben will, was findet er nicht alles vor zu verhältnismässig

Athenaschale des Hildesheimer Silberfundes.
(Württembergische Metallwarenfabrik, Abteilung für Galvanoplastik, Geislingen a. d. Steige.)

Digitized by Google

billigem Preise vom kleinsten bis zum grössten Kunstwerke für die verschiedensten Zwecke: Nachbildungen antiker Figuren, Reliefs, Nachbildungen von mykenischen und kretischen Altertümern, Nachbildungen des Hildesheimer Silberfundes, von arretinischen Schalen, von Altertümern aus dem Stuttgarter Museum vaterländischer Altertümer, Zimmerschmuck der verschiedensten Art, Wandbilder und Wandteller, Tierstücke usw. usw. Wir zeigen von diesen Stücken einige Bilder.

Ein abwechslungsreiches Bild zeigt die Ausstellung auf der IBA in dem an die Kuppelhalle der Raumkunst südlich anstossenden Lichthof, wo zahlreiche, teils dem klassischen Altertum entlehnte, teils von Künstlern der Jetztzeit entworfene Galvanoplastiken zur Aufstellung gekommen sind. In der Mitte des Lichthofes plätschert lauschig ein entzückender Brunnen, der jedem Garten zur Zierde gereichte. Ringsherum finden wir prächtige klassische Gestalten, den Diskuswerfer, den Schaber, den Adoranten, den Sandalenbinder u. a., während in den Gängen neuere Kunstwerke untergebracht sind, von denen vor allem der Jüngling vor der verschlossenen Tür die Aufmerksamkeit der Besucher fesselt. In einem

Kurfürsten-Brunnen in Brandenburg. Prof. Ludwig Manzel, Berlin-Charlottenburg. (Württembergische Metallwarenfabrik, Abteilung für Galvanoplastik, Geislingen a. d. Steige.

Antike Figuren in Hohl-Galvanoplastik im Städtischen Museum zu Stettin. (Württembergische Metallwarenfabrik, Abteilung für Galvanoplastik, Geislingen a. d. Steige.)

zweiten Lichthof finden wir prächtige Werke von dem Münchener Professor Wadere. Unvergesslich bleibt aber der Eindruck, den man von Ghibertis Paradiestür vom Baptisterium in Florenz bekommt, die in der Kuppelhalle der Raumkunst Aufstellung gefunden hat, ein Werk von unbeschreibbarer Schönheit und prächtiger Nachbildung steht vor uns, das jeden Kunstfreund

Digitized by Google

erfreuen wird. Sie ist das grösste Stück auf der Leipziger Ausstellung und zeigt so recht, dass die Galvanoplastik heute auch vor dem grössten Werke nicht haltzumachen braucht. Hendrik C. Andersens Reiterstatuen, die im Freien an der grossen Treppe stehen, brauchen wir kaum zu erwähnen, Dedikationen, als Zimmerschmuck und Ausstattungsgegenstände genommen werden. Wem gefiele nicht der reitende Ulan, der leider unverkäuflich ist, ein Geschenk, das dem Grafen Zeppelin von seinem alten Ulanenregiment überreicht wurde! Wer hätte nicht sein Gefallen an Stücken des

Bogenspannerin.
Prof. H. Netzer, Düsseldorf.

Sinnendes Mädchen.
D. Stocker, Stuttgart.

Chloe.
Prof. Wadere, München.

(Württembergische Metallwarenfabrik, Abteilung für Galvanoplastik, Geislingen a. d. Steige.)

da sie allgemein bekannt sind. Auf unserem Kopfbild auf Seite 7 sehen wir diese im Hintergrunde.

Doch müssen wir nunmehr von diesen wunderbaren Arbeiten scheiden. Zwar ist das, was wir hier erwähnen konnten, nur ein kleiner Teil von dem vielen, was Geislingen bis jetzt durch Galvanoplastik hervorgezaubert hat. Gross ist die Zahl der kleineren Gegenstände, die gern als Geschenke und Hildesheimer Silberfundes oder an den Meisterwerken in den schmucken Glaskästen!

Alles in allem, die Galvanoplastik hat es verstanden, im heutigen Bauen und Wohnen sich einen ehrenvollen Platz nicht nur zu sichern, sondern von Tag zu Tag mehr Feld für sich zu erobern, so dass sie bald unzertrennlich mit Bau- und Wohnkunst verknüpft sein wird.

Maschinen und Apparate usw.

Eine störende Nebenerscheinung jedes Maschinenbetriebes sind die von den Maschinen ausgehenden Geräusche und Erschütterungen, die sich selbst bei Motoren mit nur rotierenden Massen nie vollkommen beseitigen lassen. Die Technik ist daher bemüht, ein Mittel zu finden, um derart störende Maschineneinflüsse auf ihren Herd zu beschränken, vor allem einen Übertritt derselben auf andere Räume bzw. Gebäude zu verhindern. Gegen die Übertragung von Schwingungen und Stössen werden Maschinen- bzw. Fundament-Isolierungen angewandt, gegen Schallübertragung, Wand- und Deckenisolierungen des Maschinenraumes.

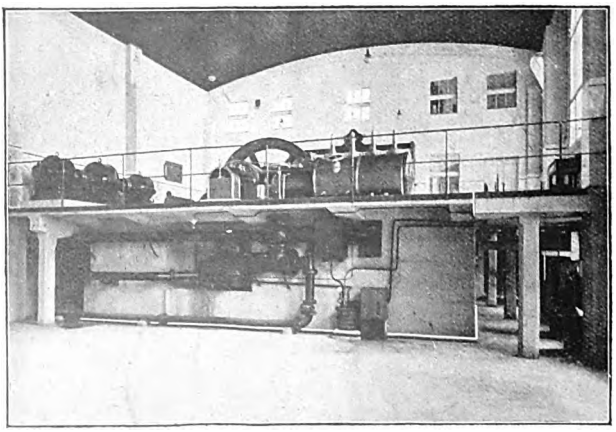


Abb. 1. Ein mit „Korfund" isoliertes Dampfmaschinen-Fundament.
(Emil Zorn, Berlin-Lankwitz.)

Als besonders schalldämpfend und wegen seiner natürlichen elastischen Eigenschaften als federnde Unterlage für Maschinen besonders geeignet, hat sich der Naturkork erwiesen. Durch eine zweckmässige Bearbei-

Digitized by Google

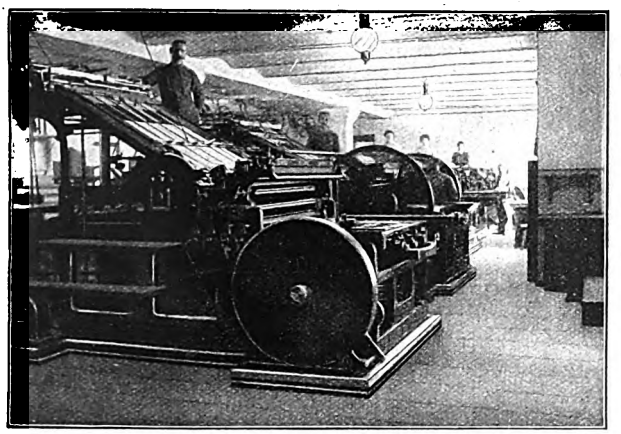
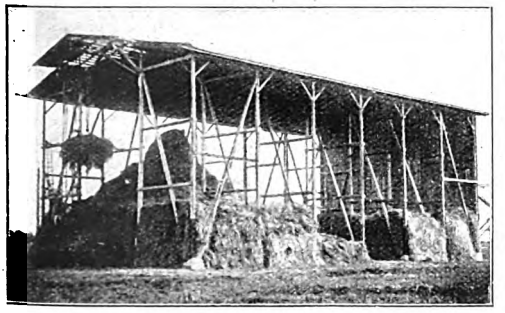


Abb. 2. Maschinenpark, durch „Korfund" isoliert.
(Emil Zorn, Berlin-Lankwitz.)

tung und Imprägnierung sowie durch Zusammenfassung der einzelnen Korkstreifen in eisernen Armierungen ist es gelungen, Isolierungen herzustellen, die sowohl chemischen wie dynamischen Beanspruchungen vollauf gewachsen sind.

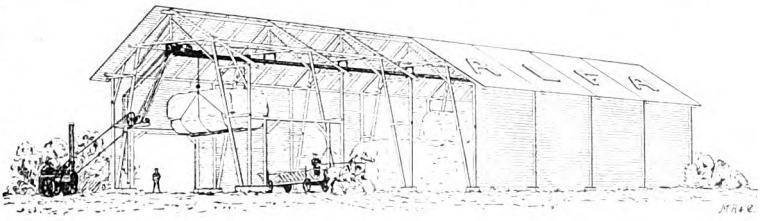
Bekannt ist die „Korfund"-Platte der Firma Emil Zorn, Berlin-Lankwitz, welche im Laufe eines Jahrzehnts tausendfach zur Isolierung aller Arten von Maschinen angewandt wurde. Abb. 1 zeigt ein mit „Korfund" isoliertes Dampfmaschinen-Fundament. Die Isolierschicht liegt unmittelbar auf dem Kellerfussboden; auf ihr ruht das von der übrigen Deckenkonstruktion vollständig getrennte Fundament auf. Die im Fundament vorhandenen Schwingungen und Schallwirkungen werden in der Isolierschicht vollständig aufgehoben.



(Alfa-Werk G. m. b. H., Gauting-München.)

Abb. 2 zeigt einen Maschinenpark, der durch „Korfund" isoliert ist. Die Schnellpressen stehen auf 2" Holzbohlenplatten, unter diesen ist die 6 cm starke „Korfund"-Schicht verlegt. Die Isolierung schützt die Maschinensaaldecke vor lästigen Vibrationen und verhindert so eine besonders den Betondecken eigentümliche Fortpflanzung störender Nebenerscheinungen. Es ist einleuchtend, wie wichtig bei der Notwendigkeit, wertvolle Gebäude räumlich voll auszunutzen, isolierende Massnahmen sind, denn nur durch diese ist es möglich, die dauernde Benutzbarkeit der an Maschinensäle grenzenden Büros usw. zu gewährleisten. Soweit Geräuschübertragungen unmittelbar durch die Luft stattfinden, wird zweckmässig eine Wand- und Decken-Isolierung des Maschinensaales vorgenommen. Je nach der Gebäudekonstruktion sind hier die verschiedensten Ausführungsarten möglich. Bekannt und bewährt sind die Isolierungen mittels „Korsil" von der Firma Emil Zorn, Berlin-Lankwitz.

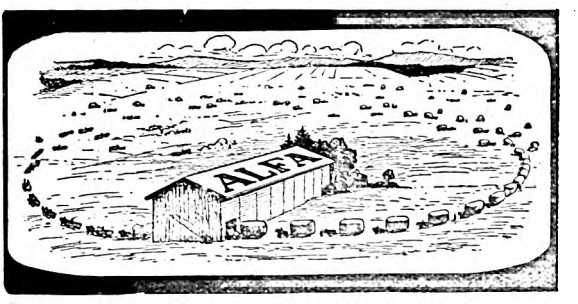
Die Anwendungsweise der Isoliermaterialien ist ausserordentlich einfach und erfordert keine besonderen Fachkenntnisse; mit allen notwendigen Auskünften steht die obengenannte Firma kostenlos zur Verfügung.



(Alfa-Werk G. m. b. H., Gauting-München.)

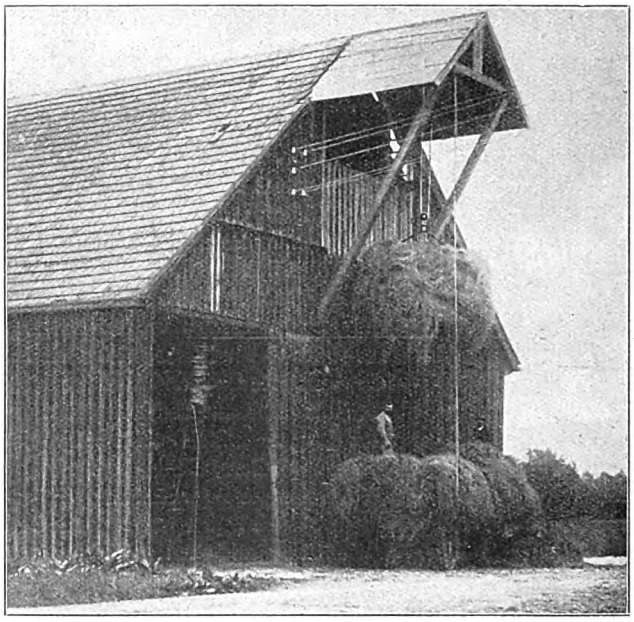
Das dauernde Bestreben der Technik, auch auf sozialem und hygienischem Gebiet ständig Verbesserungen zu schaffen, lenkt die Aufmerksamkeit von Behörden wie privaten industriellen Betrieben, von Architekten und Gewerbetreibenden im steigenden Masse auf isoliertechnische Fragen, deren Beachtung schon insofern im eigensten Interesse des Maschinenbesitzers liegt, als nur durch eine gute und bewährte Isolierung eine Versicherung gegen Schadenersatzansprüche und kostspielige Prozesse seitens der Adjazenten gegeben ist.

Die Ernte ist wohl die „Krone des landwirtschaftlichen Betriebes" genannt worden; aber diese „Krone" ist bekanntlich leider oft arg gefährdet.



(Alfa-Werk G. m. b. H., Gauting-München.)

Digitized by Google



(Alfa-Werk G. m. b. H., Gauting-München.)

Sie ist vielfach bedroht durch Hagelschlag, von Witterungsumschlägen und durch Arbeitermangel. Gegen den Hagelschlag allein kann sich der Landwirt allerdings versichern; jedoch den Schaden durch Verderben der Frucht infolge von Witterungsumschlägen muss jeder einzelne selbst tragen, und daher muss er so rasch wie möglich einernten können. Gerade dabei aber macht sich oft die Leutenot am empfindlichsten bemerkbar; denn sie kann meist nicht einmal durch hohe Löhne beseitigt werden. Deshalb bedient sich der verständige Landwirt, wo irgend angängig, der Maschinen. Mit der Mähmaschine (statt mit Sichel und Sense) schneidet er die Frucht; mit dem Garbenbinder fügt er sie zusammen. Mit dem Heuwender (statt mit dem Handrechen) trocknet er das Gras; mit dem Pferderechen sammelt er das Heu, und mehr und mehr benutzt er in die Scheunen eingebaute Aufzüge, um das Abladen der Fuder maschinell auszuführen, d. h. mit dem Ablader entleert er die Erntewagen und lagert mit ihm zugleich die Frucht ein. Über diese Aufzüge sei an dieser Stelle auch kurz berichtet, da auch hierin zu erkennen ist, dass die Deutschen immer mehr darauf sehen, dass Menschenkraft durch Maschinen ersetzt wird.

Das Alfa-Werk G. m. b. H. in Gauting-München hat in der landwirtschaftlichen Sonderausstellung ihre Aufzüge ausgestellt, die in der Landwirtschaft immer mehr eingeführt werden. Wir zeigen hier einige Abbildungen, die am besten erkennen lassen, wie schnell das Ausladen vor sich geht, wenn die Landwirtschaft in ihre Scheunen Aufzüge einbauen lässt.

(Alfa-Werk G. m. b. H., Gauting-München.)

Es ist überflüssig an dieser Stelle näher auf die Einzelheiten des Alfa-Aufzuges einzugehen, da die Firma jedem Interessenten mit spezialisierten Kostenvoranschlägen näherkommt.

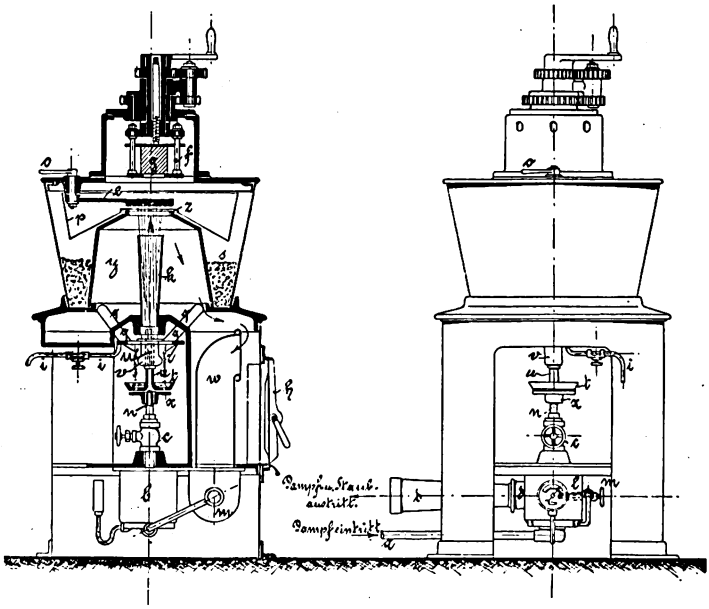


Abb. 1. Sandstrahlgebläse für Material-Prüfungszwecke.
(Alfred Gutmann, Aktien-Gesellschaft für Maschinenbau in Altona-Ottensen.)

Die bekannte Alfred Gutmann Aktien-Gesellschaft für Maschinenbau in Altona-Ottensen hat ein Sandstrahlge-

Digitized by Google

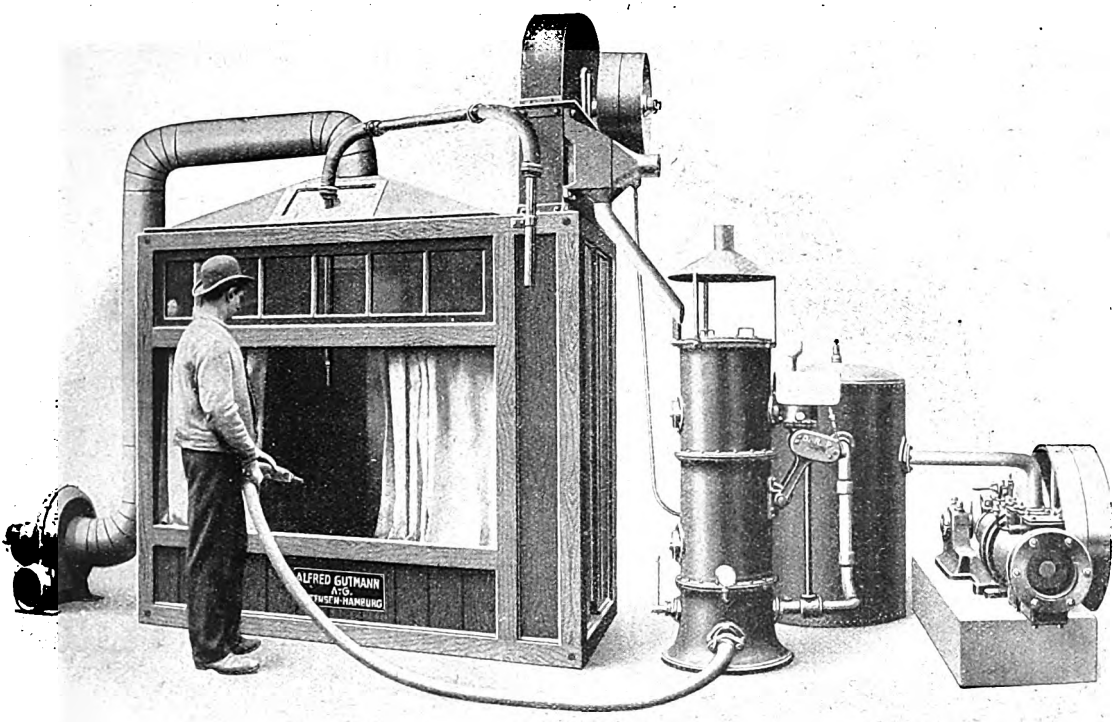
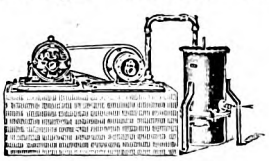


Abb. 2. Drucksandstrahlgebläse-Anlage mit Blasgehäuse.
(Alfred Gutmann, Aktien-Gesellschaft für Maschinenbau in Altona-Ottensen.)

bläse für Material-Prüfungszwecke nach Abb. 1 sowie eine fahrbare Sandstrahlgebläse-Anlage für Fassadenreinigungen ausgestellt und ferner eine vollständige Drucksandstrahlgebläse-Anlage mit Blasgehäuse, Abb. 2, die speziell für die Steinindustrie zur Bearbeitung von Grabsteinen usw. bestimmt ist. Der zu bearbeitende Gegenstand kommt in das Gehäuse und der entstehende Staub wird durch einen Exhaustor abgesaugt. Die Firma baut Sandstrahlgebläse für die Glas-, Stein- und Metallindustrie, ferner für alle Zwecke, für die der Sandstrahl überhaupt nutzbar gemacht werden kann. Für Fassadenreinigungen ist die fahrbare Sandstrahlgebläse-Anlage zu erwähnen, die zunächst aus einem fahrbaren Wagen mit Dach besteht, wobei die Seitenwände des Oberbaues durch hochziehbare Segeltuchvorhänge verschlossen sind. Auf dem Wagen befindet sich ein Kompressor, der, um die Anlage unabhängig von irgendeiner vorhandenen Kraftquelle in Betrieb nehmen zu können, von einem Benzinmotor angetrieben wird. Der Windkessel zum Ausgleich von Druckschwankungen ist am Dach des Wagens befestigt. Das Sandstrahlgebläse ist ein solches nach dem Original-Drucksystem der Firma Gutmann. Es ist mit einer Düse von 6 mm lichter Weite ausgerüstet. Mit einer solchen Anlage können pro Tag ungefähr 40—50 Quadratmeter Sandsteinoberfläche gereinigt werden, und dabei stellt sich der Kraftbedarf des Kompressors nur auf ca. 2,5—3 PS. Abgesehen von den erwähnten verschiedenen Maschinen und Apparaten hat die Firma noch eine grössere Anzahl Gegenstände, die mit dem Sandstrahl bearbeitet worden sind, ausgestellt, da durch derartige Muster eine richtige Beurteilung der Arbeitsweise und Leistung des Sandstrahles möglich ist.

Sowohl für Baufachkreise wie für die Hersteller von Baumaterialien dürfte die Ausstellung der alten Spezialfirma F. Hoffmann, G. m. b. H., in Finsterwalde, die ihren Stand in der Maschinenhalle II hat, interessieren.

Für das Baufach finden wir hier eine Kollektion Vakuum-Entstaubungsanlagen im Betrieb vorgeführt, und zwar eine stationäre Anlage zum Reinigen an zwei Stellen mittels Rotationspumpe mit Dauerschmierung für ca. 140 cbm stündliche Leistung und einem Vakuum von 60 cm Quecksilbersäule. Ferner eine wartungslos arbeitende und für die Zeit der Aus-



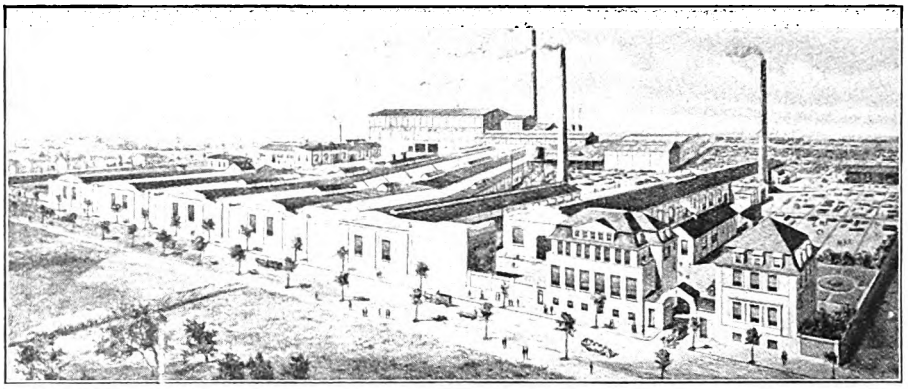
Rotationspumpe mit Dauerschmierung.

Fahrbare Rotationspumpe.

(F. Hoffmann, G. m. b. H., Finsterwalde.)

stellung im Dauerbetrieb unter Plombenverschluss vorgeführte stationäre Anlage für Wohnhäuser und Villen mit Membranpumpe. Diese Anlage arbeitete nach dem Prüfungsattest der städtischen Behörde in Finsterwalde ein Jahr ohne jede Wartung. Die

Digitized by Google

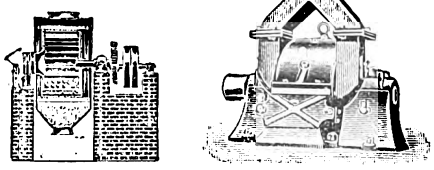


Fabrikansicht der Essener Eisenwerke Schnutenhaus & Linnmann, Katernberg bei Essen a d. Ruhr.

erforderliche Kraft beträgt bei einem Vakuum bis 60 cm Quecksilbersäule und 80 cbm Luft stündlich nur 1 PS. Angenehm berührt der ruhige sanfte Gang der Anlage. Eine derartige Anlage ist auch in kleinerer Type als fahrbare Anlage mit $^1/_3$ PS Motor ausgestellt. Diese Anlage hat dieselben Vorzüge der stationären Anlage, sie soll diese in älteren Häusern und kleinen Villen ersetzen.

Von ihren Spezialitäten in Ziegelei- und Zerkleinerungsmaschinen bringt die Firma ihre Kugelmühle, Parforce- und Mergelmühle zur Ausstellung.

Die Hoffmannsche Kugelmühle ist bekanntlich wellenlos, um einen freien, nicht durch die Welle aufgehaltenen Kugelfall und eine weite, offene, sich nicht verstopfende Einwurfsöffnung zu schaffen, es sind das zwei anerkannte Vorzüge der Konstruktion.



Kugelmühle. Parforcemühle.
(F. Hoffmann, G. m. b. H., Finsterwalde.)

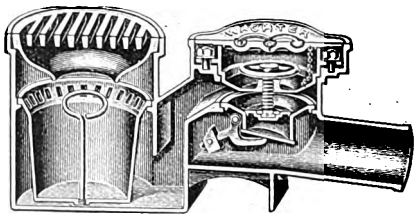
Die Mergelmühle der Firma ist eine Art Schlagkreuzmühle mit beweglichen Schlagarmen, so dass mit dem Mahlgut in die Mühle gelangende Eisenteile derselben nicht schaden können.

Die Parforcemühle ist ebenfalls eine Art Schlagkreuzmühle mit festen Schlägern. Dieselbe wird bis zu einer Leistungsfähigkeit von 80 000 kg Kohle stündlich fabriziert. Dieses Modell dürfte zurzeit die grösste Mühle der Welt sein.

Schliesslich zeigt die Ausstellung noch eine Reihe von Mahlgutproben und den erzielten Fertigprodukten.

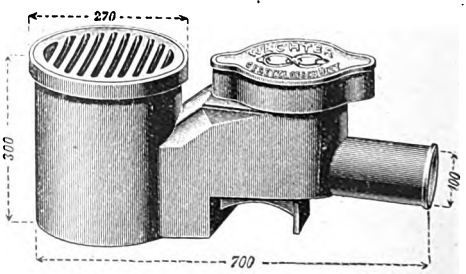
Auch die Essener Eisenwerke Schnutenhaus & Linnmann in Katernberg bei Essen (Ruhr) sind mit ihrem von Behörden geprüften und vorgeschriebenen Kellersinkkasten mit doppeltem Rückstauverschluss „Wächter" auf der IBA vertreten.

Wie aus der Abbildung ersichtlich, besteht der Sinkkasten aus einem runden Hauptkörper mit Rost und dem aufhängenden Schlammeimer sowie einem angebauten Ventilgehäuse, worin sich ein Rotgusseinsatz befindet, der oben mit einem Handventil und unten mit einer automatisch wirkenden, um einen Drehpunkt beweglichen Metallklappe abgedichtet wird. Diese Klappe befindet sich stets in verschlossenem Zustande und lässt das Wasser



Innen-Ansicht (Querschnitt) des „Wächter".
(Essener Eisenwerke Schnutenhaus & Linnmann, Katernberg bei Essen a. d. Ruhr.)

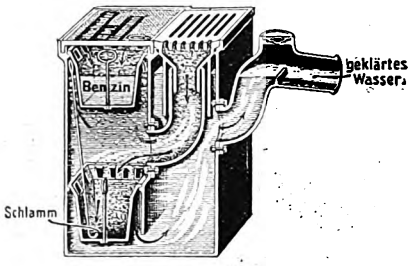
nur vom Keller nach dem Kanal durch, nicht aber umgekehrt. Die Dichtungsflächen beider Verschlüsse sind genau aufgeschliffen und ist jeder Verschluss für sich vollständig wasserdicht. Die Klappe wird mittels Hebel und Gegengewicht leicht an die untere Dichtungsfläche angedrückt, und zwar wird das Gegengewicht so eingestellt, dass dasselbe sich mit der angedrückten Klappe in Gleichgewichtslage befindet. Das Gewicht des durchfliessenden Wassers



Aussenansicht des „Wächter" als Kellersinkkasten.
(Essener Eisenwerke Schnutenhaus & Linnmann, Katernberg bei Essen a. d. Ruhr.)

Digitized by Google

drückt die Klappe nach unten; nach dem Durchfluss schliesst sich dieselbe wieder automatisch. Der Hebel, welcher das Gegengewicht trägt, ist nicht mit der Verschlussklappe verbunden. Der Druckpunkt des Hebels gegen die Klappe liegt im

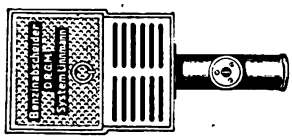


(Essener Eisenwerke Schnutenhaus & Linnmann, Katernberg bei Essen a. d. Ruhr.)

Schwerpunkt derselben, wodurch erreicht wird, dass die ganze Dichtungsfläche der Klappe gegen die Abdichtungsfläche des Ringes anliegt. Sämtliche Löcher in den Scharnieren sind ca. 2 mm grösser gebohrt, als der Durchmesser des Bolzens beträgt, um ein leichtes Funktionieren zu erzielen.

Die Lage des Scharniers ist so gewählt, dass es weder mit dem durchfliessenden noch mit dem Rückstauwasser in Berührung kommen kann. Der erstere Fall ist aus den Abbildungen ohne weiteres ersichtlich. Bei Rückstau hält, weil die Klappe stets geschlossen ist, die in dem Abflussrohr befindliche Luft das Rückstauwasser überhaupt vom Scharnier zurück. —

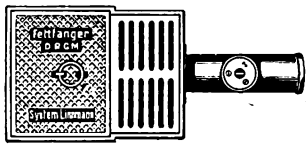
Es ist eine allbekannte Tatsache, dass in den städtischen Kanälen häufig grosse Mengen Benzin, auf der Wasseroberfläche schwimmend, angetroffen werden. Leider entdeckt man sie meistens erst dann, wenn sie durch verschiedene Einwirkungen, am häufigsten aber durch Unvorsichtigkeit der Kanalarbeiter, eine Explosion verursachen oder in Brand geraten. — Die mit der Reinigung des Kanals beschäftigten Leute erleiden alsdann häufig gefährliche Brandwunden, die nicht selten den Tod herbeiführen, wenn nicht eine Explosion der Benzingase die Ursache des letzteren ist.



(Essener Eisenwerke Schnutenhaus & Linnmann, Katernberg bei Essen a. d. Ruhr.)

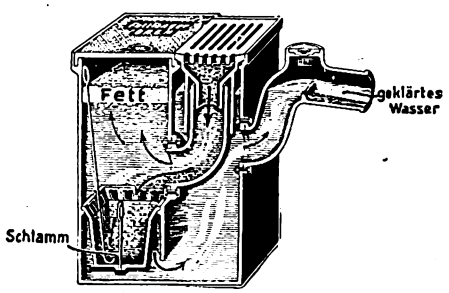
Um dieser grossen Kalamität und Verantwortung vorzubeugen, wurde solchen Räumen und Betrieben, in welchen mit grösseren Mengen Benzin hantiert wird — also namentlich auch Autogaragen —, der Anschluss an das städtische Kanalnetz unweigerlich verboten. Es war dies aber ein Notausweg, der praktisch wenig nützte, denn vorerwähnte Benzinverbraucher hatten das begreifliche Verlangen, ihre oft sehr stark benzinhaltigen Abwässer auf bequemste Art zu beseitigen und fanden unschwer Mittel und Wege, sie trotz Verbot dem städtischen Kanal zuzuführen. Lange Zeit stand man dieser Tatsache machtlos gegenüber — machtlos auch insofern, als es naturgemäss nur in den seltensten Fällen gelingen konnte, den Urheber zu entdecken bzw. zu überführen.

Diese jahrelange, grosse Kalamität ist nun mit einem Schlage auf das gründlichste beseitigt durch



(Essener Eisenwerke Schnutenhaus & Linnmann, Katernberg bei Essen a. d. Ruhr.)

den Benzinabscheider System Linnmann mit selbsttätiger Vorrichtung zum Auffangen und Wiedergewinnen des Benzins, D. R. G. M., D. R. P. a. Er findet deshalb sowohl seitens der städtischen Behörden als auch bei den in Betracht kommenden Betrieben eine geradezu begeisterte Aufnahme. —



(Essener Eisenwerke Schnutenhaus & Linnmann, Katernberg bei Essen a. d. Ruhr.)

Infolge vorzüglicher Fabrikationseinrichtungen konnte der Preis mässig gehalten werden. Berücksichtigt man die Wiedergewinnung des Benzins, so macht sich der Apparat in kurzer Zeit bezahlt.

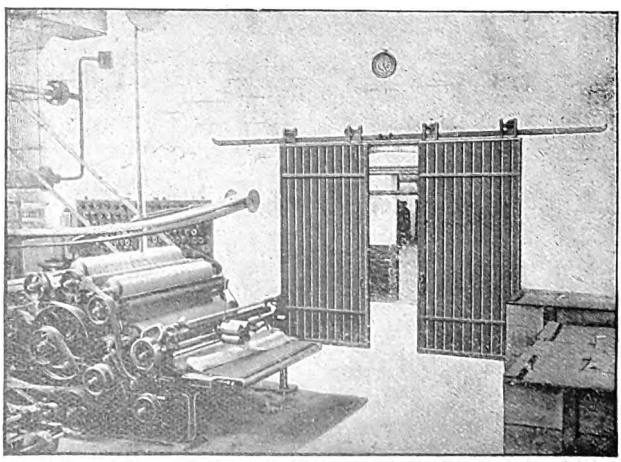
Die Abwässer der Küchen enthalten je nach Betriebsumfang mehr oder weniger grosse Mengen Fett. — Letzteres ist ein grosser Feind der Rohrleitungen, denn es setzt sich an den Wänden derselben fest, verengt den Querschnitt immer mehr, bis sie schliesslich gänzlich verstopft sind. Die dadurch notwendig gewordene Reinigung ist mühevoll und oft sehr kostspielig. — Fett hat auch bekanntlich die Eigenschaft, die sonst leicht abfliessenden Schwimmstoffe, wie Stoff-Fasern usw. usw., zusammenzuballen; es bilden sich dadurch immer grösser werdende Klumpen, die wiederum Anlass zu Verstopfungen geben. — Städte, welche die

Digitized by Google

(Deutsche Metalltüren-Werke August Schwarze, Brackwede i. W. 5.)

Abwässerreinigung durch Separatorscheiben vornehmen, wissen auch, wie hinderlich gerade hier die Fettstoffe sind; sie setzen sich an den Reinigungsbürsten fest, wo sie schwer zu entfernen sind. Hier haben die Essener Eisenwerke Schnutenhaus & Linnmann in Katernberg mit einem billigen Fettfänger eingegriffen, von dem wir hier einige Abbildungen veröffentlichen.

In einem gefälligen, aus Kunstgranit errichteten Pavillon in Halle I zeigt die Firma Deutsche Metalltüren-Werke August Schwarze, Brackwede i.W.5, Feuerschutztüren in verschiedener Ausführung, die unter dem Namen Imperial- und Porta-Westfalica - Türen bekannt und in allen Fachkreisen durch ihre vorzüglichen Eigenschaften geschätzt sind. Sie eignen sich für alle diejenigen Fälle, in denen ein feuersicherer Abschluss erforderlich ist, zumal sie von den massgebenden Behörden als feuersicher anerkannt sind. Bei den Brandproben und auch bei zahlreichen Brandfällen in der Praxis hat es sich gezeigt, dass die Imperial-Feuerschutztüren unter dem Einflusse starker Hitze eine ausserordentlich grosse Widerstandsfähigkeit gegen Verbiegungen aufweisen. Sie schliessen in den Brandfällen die Öffnungen dicht ab und lassen weder Flammen noch Rauch durchtreten. Dabei sind die von der Firma hergestellten Türen verhältnismässig von geringem Gewicht und lassen sich leicht bewegen. Die Firma war eine der



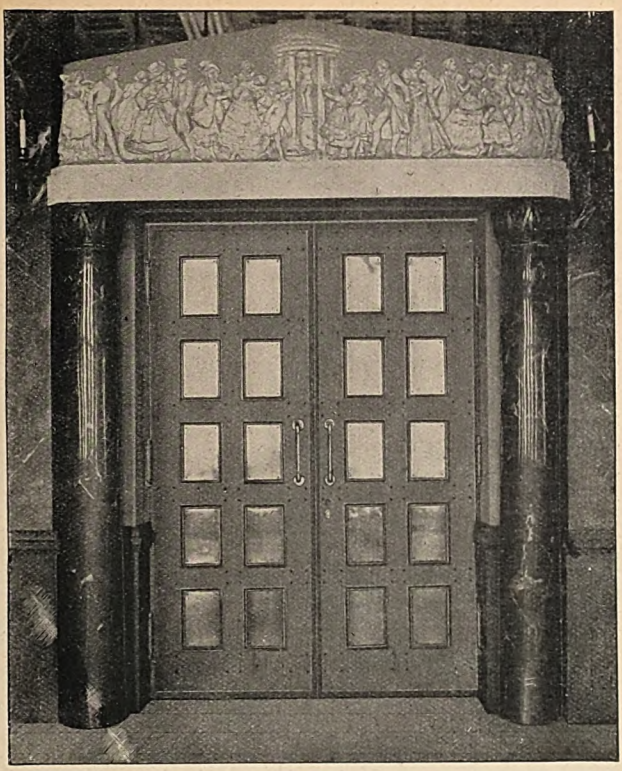
(Deutsche Metalltüren-Werke August Schwarze, Brackwede i. W. 5.)

Digitized by Google

ersten in Deutschland, die den Bau von fabrikmässig hergestellten Feuerschutztüren mit Erfolg aufnahm.

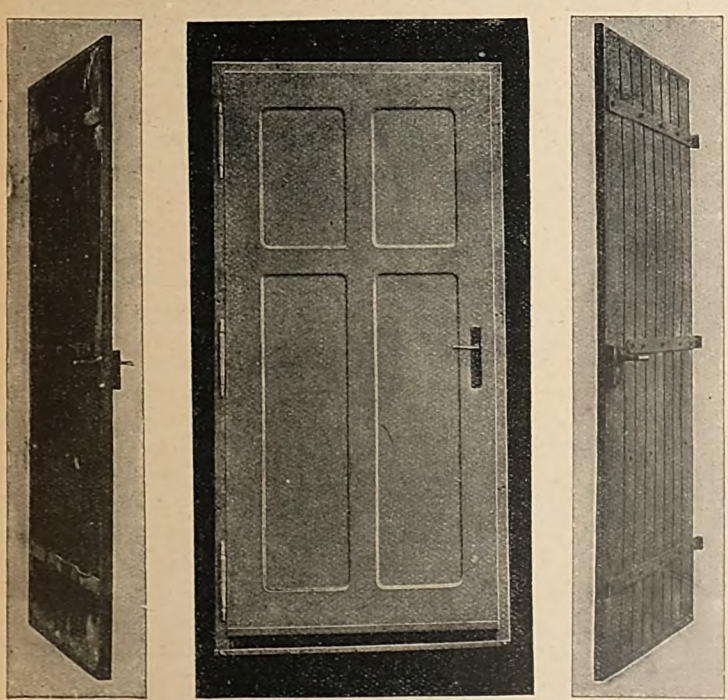
Zwei unter grossem hydraulischen Druck in Form gepresste Stahlplatten werden durch eigens hierfür gewalzte Profile auseinandergehalten und mit einer besonders isolierfähigen Wärmeschutzmasse getrennt.

Neuerdings stellt die Firma nach einem besonderen vorteilhaften Verfahren auch einwandfrei Metalltüren für Kesselhäuser, Klosett-, Badeanlagen u. dergl. her. Weit über 40000 Türen, bestimmt für Warenhäuser, Theater, Speicher- und Kasernenbauten, Schiffe u. dergl. sind bisher aus den Werkstätten der Firma hervorgegangen.



(Deutsche Metalltüren-Werke August Schwarze, Brackwede i. W. 5.)

Immer mehr ist die Industrie mit Erfolg bestrebt der Landwirtschaft zu Hilfe zu kommen. Eine Maschine nach der anderen kam auf den Markt, verdrängte Menschenkraft und machte den Landwirt vom Personal unabhängiger. Als neueste Maschine, die ebenfalls aus den gleichen Erwägungen heraus konstruiert wurde, ist ein Apparat interessant, der die Pferde füttert. Dieser Fütterautomat unterscheidet sich von allen bisherigen Apparaten dieser Art dadurch, dass er sich selbsttätig füllt, selbsttätig die Fütterung beginnt, das Futter in kleinen Rationen nach und nach in die Krippe gibt und die Fütterung auch wieder selbsttätig beendet, sobald die eingestellte Menge heraus ist. Der Vorratskasten wird nur ein- bis zweimal in der Woche gefüllt und hält das Futter jederzeit abgeschlossen. Wenn man schliesslich berücksichtigt, dass der Automat auch die Pferde in einer ganz zweckentsprechenden Weise tränkt und in jedem Stalle angebracht werden kann, so ist er in der Tat ein Gerät, welches die grösste Beachtung verdient.



(Deutsche Metalltüren-Werke August Schwarze, Brackwede i. W. 5.)

Abb. 1 auf Seite 18 zeigt den auf die Krippe gestellten Automaten, der möglichst nach oben durch die Decke geführt und vom Boden aus mit fertigem Futter gefüllt wird. Abb. 2 auf der nächsten Seite zeigt den Durchschnitt durch den Apparat (allerdings einen nach rechts fütternden, während Abb. 1 den nach links fütternden Automaten zeigt). Man sieht, wie das Futter über verschiedene Schrägböden zu einer Trommel rutscht, welche sich langsam dreht und ihren Inhalt nach und nach in

Digitized by Google

die Krippe gibt. Der Antrieb der Trommel erfolgt durch das Tränkwasser, das in einem Strahl von 1 Millimeter Stärke auf das auf Abb. 3 sichtbare Wasserrad geleitet wird. Das Wasserrad dreht sich periodisch und treibt mittels der Welle *n* und der Schnecke *o* das Trommelzahnrad *f* und damit die Trommel *d* selbst.

Die Wasserzuführung erfolgt von einem Betriebsbrett aus (für jeden Stall nur einmal erforderlich), indem hier die Wasserleitung oder ein hochgelegener Wasserbehälter angeschlossen wird. Eine doppelte Rohrleitung leitet dann das Wasser an den Krippen entlang zu den einzelnen Apparaten. Die zweite Rohrleitung macht es möglich, sämtliche drei Tagesfütterungen auf einmal einzustellen, so dass also vom Beginn der Abendfütterung bis zum Schluss der Morgenfütterung kein Knecht im Stalle zu sein hat. Die Mittags- und Abendfütterung beginnt mit jedem Apparat besonders, sobald das dazugehörige Pferd im Stalle steht, dagegen die Morgenfütterung mit allen eingestellten Apparaten zu gleicher Zeit; sind

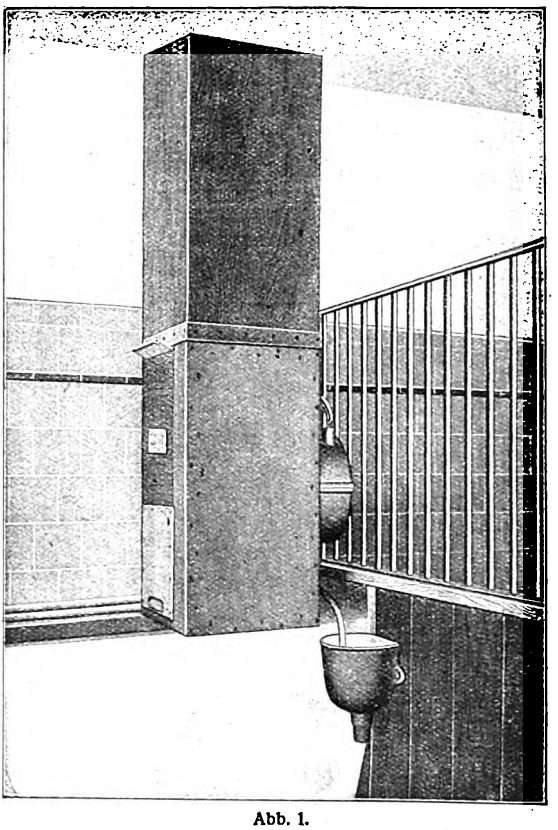


Abb. 1.
Pferde-Fütter-Automaten-Vertrieb Georg Schneider-Bielefeld.

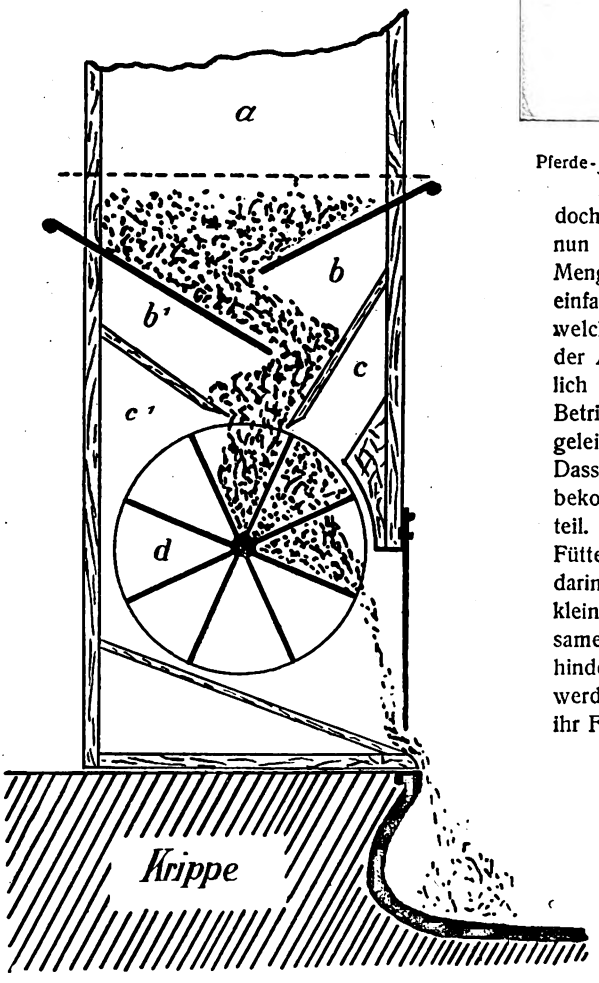


Abb. 2. Pferde-Fütter-Automaten-Vertrieb Georg Schneider-Bielefeld.

doch auch morgens alle Pferde im Stalle. Damit nun der Automat nicht mehr als die festgesetzte Menge verabfolgt, ist an dem Apparat eine ebenso einfache, wie zuverlässige Absperrvorrichtung, welche zudem eine genaue Kontrolle ergibt, das der Automat die eingestellte Menge auch tatsächlich gefüttert hat. Das vom Wasserrad ablaufende Betriebswasser wird in die Tränkbecken der Pferde geleitet, wo es als Tränkwasser Verwendung findet. Dass die Tiere dieses ebenfalls erst nach und nach bekommen, ist ein nicht zu unterschätzender Vorteil. Der grösste Vorteil jedoch, den der Pferde-Fütter-Automat mit sich bringt, liegt zweifelsohne darin, dass die Pferde ihr Futter periodisch in ganz kleinen Rationen erhalten, wodurch sie zum langsamen Fressen gezwungen und andererseits gehindert werden, ihr Futter warmzufressen. Auch werden die Tiere im Anblick der geringen Menge ihr Futter nicht mehr verschleudern.

Man kann also mit einer unter Umständen recht beträchtlichen Hafersparnis rechnen und zugleich in der automatischen Fütterung eine mechanische Abwehr der Kolikgefahr erblicken. Da „Pfag" von Anfang bis Ende die Fütterung selbsttätig vollführt, so bedeutet er auf dem Wege der Emanzipation von der menschlichen Arbeitskraft einen wesentlichen Schritt vorwärts. Auch der Schutz gegen Futterunterschla-

Digitized by Google

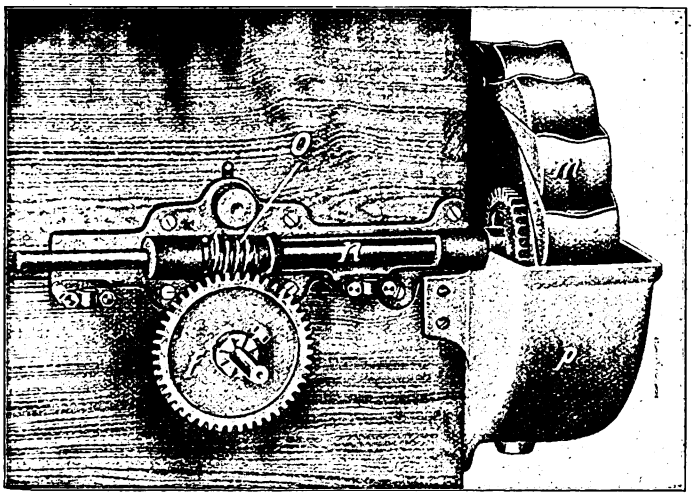
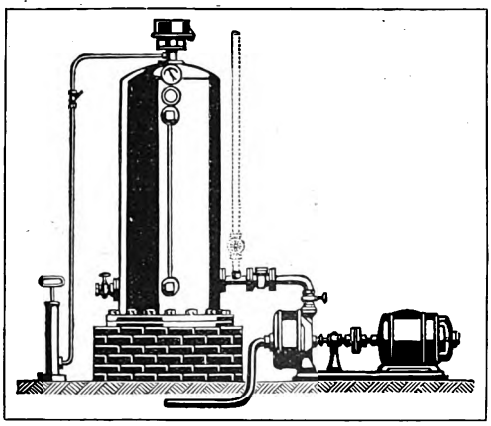


Abb. 3. Pferde-Fütter-Automaten-Vertrieb Georg Schneider-Bielefeld.

gungen ist sehr beachtenswert. — Über die Einzelheiten und sonnstigen Vorteile gibt der sehr ausführliche Prospekt Auskunft, den die Firma Pferde-Fütter-Automaten-Vertrieb Georg Schneider-Bielefeld gern jedem Interessenten zustellt.

Bei allen Vorzügen der rotierenden Pumpen, die man mit einer gewissen Berechtigung als die Pumpen der Zukunft bezeichnet — als automatische Hauswasserpumpen haben sie doch alle den Fehler, dass bei jedesmaliger Wasserentnahme und sei es auch nur bei einem Glase Wasser, der die Pumpe antreibende Elektromotor in Betrieb gesetzt werden muss. Dadurch ergibt sich aber insofern ein unrentabler Betrieb, als beim Anlassen des Elektromotors wesentlich mehr Kraft und deshalb mehr Strom erforderlich ist, als beim Arbeiten nach dem Anlassen. Ist der tägliche Wasserbedarf nicht bedeutend, dann wird dieser Nachteil ja weniger empfunden werden. Wird jedoch mehr Wasser verbraucht, z. B. in Häusern mit mehreren Miets-Parteien, kann das viele Ein- und Ausschalten direkt unerträglich werden.

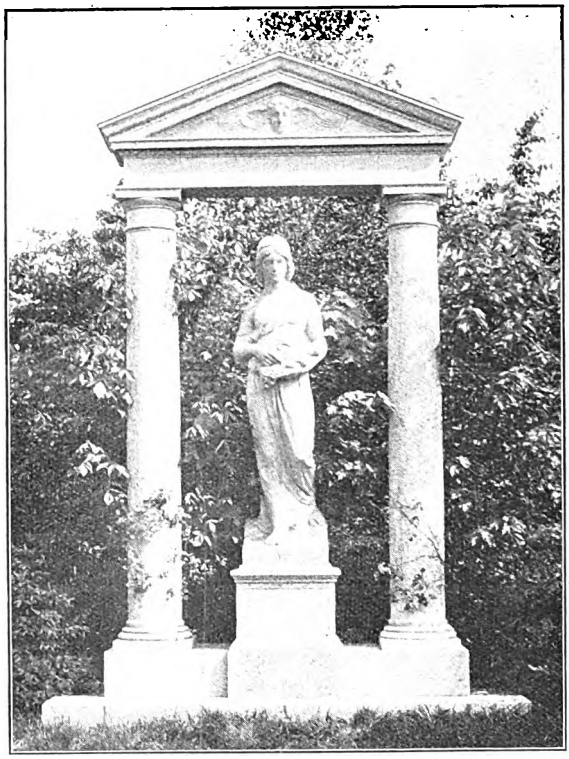


Hauswasserversorger. (Sächsische Motoren- und Maschinenfabrik Otto Böttger, Dresden-A. 28.)

Nun ist es der Sächsischen Motoren- und Maschinenfabrik Otto Böttger, Spezialfabrik für Pumpen- und Wasserwerksanlagen in Dresden-A. 28, Bünaustrasse 3/7, gelungen, einen Hauswasserversorger mit folgender Wirkungsart zu schaffen: Das von dem Elektromotor angetriebene Pumpwerk fördert das Wasser in einen Kessel, der vorher eine Luftvorpressung von ca. 1 Atm. erhalten hat. Durch das immer höher steigende Wasser wird die in dem Kessel befindliche Luft derart zusammengepresst, dass ein Gegendruck von mehreren Atmosphären erzielt wird, wodurch das Wasser aus dem Kessel in die Verteilungsrohrleitung hochsteigt, wo es dann beim Öffnen einer Zapfstelle (Hahn, Ventil usw.) mit kräftigem Druck ausfliesst.

Der Wasserkessel ist so gross bemessen, dass er 125 Liter fassen und bei einmaliger Füllung etwa 60 Liter abgeben kann, bevor der Motor vermittelst des auf dem Kessel aufmontierten automatischen Schalters wieder in Tätigkeit gesetzt wird. Der Kessel selbst ist aus besten rheinischen Blechen hergestellt und mit Fussflansch versehen, um den Kessel in gewissen Zeitabständen öffnen und reinigen zu können. Diese Einrichtung ist in hygienischer Beziehung von nicht zu unterschätzendem Wert, was bei Vergleichung besonders beachtet werden muss. Jedes Wasser, und sei es ursprünglich auch noch so rein, setzt mit der Zeit Rückstände ab, und wenn es nicht möglich ist, diese zu entfernen, so muss eine derartige Wasserversorgungsanlage aus hygienischen Gründen verworfen werden. Die Anlagen der Firma Otto Böttger eignen sich auch für

Digitized by Google



Entwurf: Architekt Professor Dr. German Bestelmeyer.
Plastik: Bildhauer Geh. Hofrat Professor Dr. Carl Seffner.
(Entwurf gesetzlich geschützt.)
(Werkstätten für Friedhofskunst, Plauen i. V., Inhaber August Stösslein.)

finden hier eine grosse Anzahl Beispiele einer zeitgemässen

Grabmalkunst

und ist es erfreulich, konstatieren zu können, dass eine neue Belebung der früher auf hoher Stufe stehenden Grabmalkunst Platz gegriffen hat.

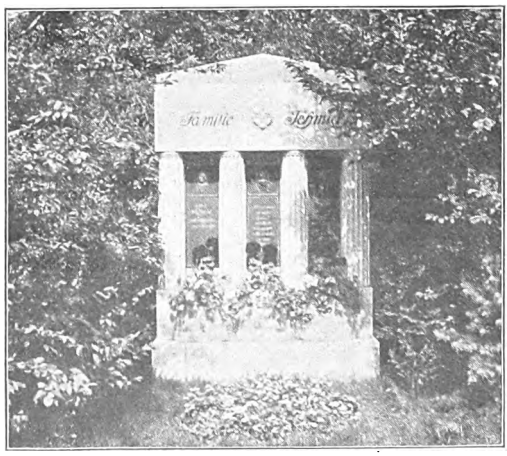
Bei der Herstellung moderner Grabmale bevorzugen die Künstler zum grossen Teil die Verwendung des Muschelkalksteines, der in Deutschland gewonnen wird, und infolge seiner schönen Materialbeschaffenheit und Farbe vorzüglich mit der Natur zusammen harmoniert. Seine grosse Wetterbeständigkeit verbürgt ausserdem unbegrenzte Haltbarkeit.

Unter den aus Muschelkalk hergestellten Grabmalen fallen besonders die Arbeiten der Werkstätten für Friedhofskunst in Plauen i. V., Inhaber August Stösslein, in das Auge. Diese Firma ist mit einer grossen Anzahl grösserer und kleinerer ausgeführter Denkmale vertreten, die nach den Entwürfen und Angaben erster deutscher Künstler (wir nennen nur: Prof. Richard Berndl, Prof. Dr. German Bestelmeyer, Prof. Wilh. Kreis, Prof. Fritz Schumacher, Prof. Karl Sieben, Prof. Dr. Karl Seffner, Baurat Wilh. Wagner, Prof. Selmar Werner) hergestellt sind und zeigen, welch gute Arbeiten durch das Zusammenarbeiten von Künstlern mit tüchtigen ausführenden kunstgewerblichen Firmen entstehen.

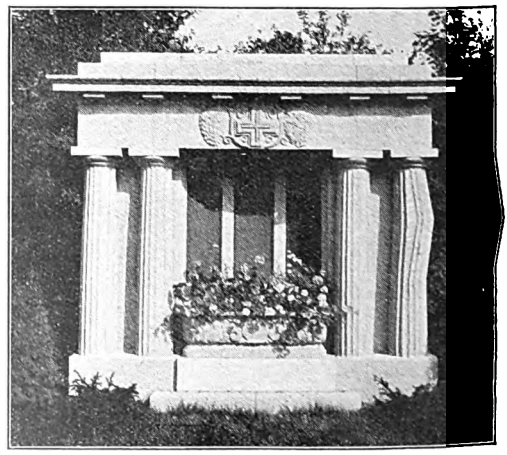
Die eingefügten Bilder vermögen natürlich nur einen kleinen Begriff von der Schönheit solcher Grabmale zu geben, da insbesondere die Farbenwirkung und die Feinheiten der einzelnen Details nicht ersichtlich sind. — Wir würden uns freuen, wenn diese Zeilen zur Hebung der Friedhofskunst mit beitragen würden und können nur jedem empfehlen, der die Ausstellung besucht, nicht zu versäumen, auch dem etwas abseits gelegenen Parkfriedhof einen Besuch abzustatten. (Fortsetzung folgt.)

Ausführung in grösserem Massstabe. Es wurden z. B. schon grössere Schlösser, Behörden und Anstaltsgebäude damit ausgestattet, wie auch jetzt wieder die neue Torpedo-Schiessplatzanlage in der Eckernförder Bucht damit ausgestattet wurde. Die Firma sendet auf Wunsch gerne ausführliche Prospekte.

Es bliebe nun noch für unseren heutigen Abschnitt ein Gang durch den an das Dörfchen anschliessenden neuzeitlichen Parkfriedhof übrig. Wir



Entwurf: Architekt Baurat Wilh. Wagner.
(Entwurf gesetzlich geschützt.)
(Werkstätten für Friedhofskunst, Plauen i. V., Inhaber August Stösslein.)



Entwurf: Architekt Professor Richard Berndl.
(Entwurf gesetzlich geschützt.)
(Werkstätten für Friedhofskunst, Plauen i. V., Inhaber August Stösslein.)

Digitized by Google

An dieser Stelle werden regelmässig interessante und reich illustrierte Aufsätze aus den verschiedensten Zweigen der deutschen Grossindustrie veröffentlicht, die geeignet sind, unseren ausländischen und überseeischen Lesern ein getreues Bild von der Entwicklung und Leistungsfähigkeit der gesamten deutschen Export-Industrie zu geben.

Feuerwehrgeräte- und Spritzen-Industrie.

Von Ingenieur A. Meder, Nürnberg.

Die deutsche Feuerwehrgeräte-Industrie schreitet rüstig vorwärts. Ihre Konstruktionen haben vielfach den anderländischen Fabriken die Unterlagen zu Nachahmungen geliefert und heute kann man verschiedene Zweige der deutschen Feuerwehrgeräte-Industrie als führend bezeichnen.

Wenn sich eine Feuerwehr zum Ankauf einer Spritze entschliesst, dann dürfte wohl kaum, wenigstens in Deutschland, noch eine Dampfspritze in Frage kommen. Die enormen Vorteile einer Motorspritze gegenüber einer Dampfspritze, auf die weiter unten näher eingegangen werden soll, haben deshalb auch die meisten Feuerwehrgerätefabriken veranlasst, die Fabrikation von Dampfspritzen ganz aufzugeben und dem Bau von Motorspritzen ihre vollste Aufmerksamkeit zu widmen.

Wesentlich schwieriger ist die Beantwortung dieser Frage, wenn eine Feuerwehr bereits im Besitz einer Dampfspritze ist, die jedoch einer Reparatur bedarf. Hier sollte genau durch Fachleute untersucht werden, ob sich eine Reparatur auch noch lohnt. Wenn man bei der Dampfspritze bleiben will, dann lässt sich z. B. von Berufsfeuerwehren für das Geld, was eine derartige Reparatur kostet, eine moderne Dampfspritze, die erst wenige Jahre in Betrieb ist und bei gleicher Leistung viel gefälligere Formen und kleineren Kessel hat, käuflich erwerben.

Noch vor wenigen Jahren war die Dampfspritze unentbehrlich, und zwar deshalb, weil der Benzinmotor noch nicht die bei einem Feuerwehrgerät erforderliche unbedingte Betriebssicherheit besass. Diese ist jedoch heute voll und ganz vorhanden, und scheut sich infolgedessen manche Berufsfeuerwehr nicht, ihre noch im besten Zustand befindlichen Dampfspritzen billigst abzugeben und sich dafür Motorspritzen anzuschaffen. Immerhin ist es trotz billigsten Preises schwierig, gebrauchte Dampfspritzen an den Mann zu bringen, da auch kleinere freiwillige Feuerwehren die grossen Vorzüge von Motorspritzen erkannt und sich bereits viele Wehren zum Kauf solcher entschlossen haben. Berufsfeuerwehren, die vor der Beschaffung von Motorspritzen stehen, würden gern ihre noch im Dienst befindlichen Dampfspritzen den Feuerwehrgerätefabriken in Zahlung geben, stossen dabei aber auch auf Schwierigkeiten, da die Fabriken keine Dampfspritzen mehr unterbringen können. Man darf die Anschaffungskosten einer Motorspritze nicht scheuen, auch wenn so eine Spritze selten gebraucht wird, denn der Hauptwert einer Feuerwehr liegt in ihrer Schlagfertigkeit. Letztere ist jedoch unter keinen Umständen vorhanden, wenn nach Meldung eines womöglich schon zu spät entdeckten Feuers, erst eine Dampfspritze angeheizt werden muss, denn es dauert bei alten Maschinen 20—25 Minuten, bis man Wasser geben kann. Aus diesem Grunde hat heute eine Dampfspritze eigentlich nur dann noch Existenzberechtigung, wenn der Kessel dauernd unter Dampf steht, und man infolgedessen stets alarmbereit ist. Ist dies nicht der Fall, so setzt man sich stets der Gefahr aus, dass die Spritze im entscheidenden Moment versagt, weil die Kessel durch lange Ausserbetriebsetzung sehr leiden und ein Lecken der Siederohre nicht zu den Seltenheiten gehört.

Kurz zusammengefasst, liegen die Vorteile der Motorspritze gegenüber der Dampfspritze in sofortiger Betriebsbereitschaft, denkbar einfachster Bedienung und grosser Ausdauer. So arbeitete z. B. eine deutsche Motorspritze bei dem grossen Benzinbrand in Rummelsburg im Jahre 1910 ohne Unterbrechung 85 Stunden — eine Leistung, die wirklich aller Achtung wert ist.

Abgesehen von dem Fortfall der Rauch-

Digitized by Google

belästigung ist auch durch die Motorspritze ein viel sauberer Betrieb möglich, da der Motor keinerlei Rückstände hinterlässt. Ausserdem fällt auch die lästige Kesselrevision fort. Sodann spielen die erhöhte Betriebssicherheit, das geringere Gewicht und die vielen Verwendungsmöglichkeiten eine nicht zu unterschätzende Rolle. Auch die bedeutende Verringerung der Kosten für das Schlauchmaterial, eines ausserordentlich wichtigen Faktors bei den Feuerwehren, kommt noch in Betracht. Bei Motorspritzen verwendet man heute Zentrifugal- oder Rundlaufpumpen, von denen jede ihre Vorteile und Nachteile der anderen gegenüber besitzt, auf die hier indes nicht näher eingegangen werden soll. Das was beide Pumpenarten an Vorteilen der bei Dampfspritzen allgemein verwendeten Kolbenpumpe gegenüber gemeinsam haben, ist die kontinuierliche Wasserlieferung, wodurch in die Schläuche keine Stösse kommen und dieselben infolgedessen viel ruhiger auf dem Boden liegen. Bei der Dampfspritze kann man besonders bei Inbetriebsetzung derselben ein ausserordentlich heftiges Zucken (jeden Kolbenhub) in den Schläuchen beobachten, wodurch dieselben auf dem Boden hin- und hergezogen und sehr bald durchgescheuert werden.

Nicht unerwähnt möge bleiben, dass an Stelle des die Pumpe antreibenden Benzinmotors auch häufig ein Elektromotor tritt. Gerade jetzt, wo die vielen Überland-Zentralen gebaut werden und mehr Gelegenheit geboten ist, die mit der Pumpe gekuppelten Elektromotore durch ein Kabel mit Steckkontakt direkt vom Netz zu speisen, dürften kleinere Landgemeinden der Beschaffung eines derartigen Gerätes mehr Beachtung schenken.

Die hier aufgeführten Vorteile der Motorspritze dürften von so einschneidender Bedeutung sein, dass bei Neubeschaffung die Wahl sehr leicht ist und stets zugunsten der Motorspritze ausfallen wird; man hat dann nur noch die Entscheidung für das System der zu wählenden Pumpe zu treffen, wobei die örtlichen Verhältnisse meistens von ausschlaggebender Bedeutung sind.

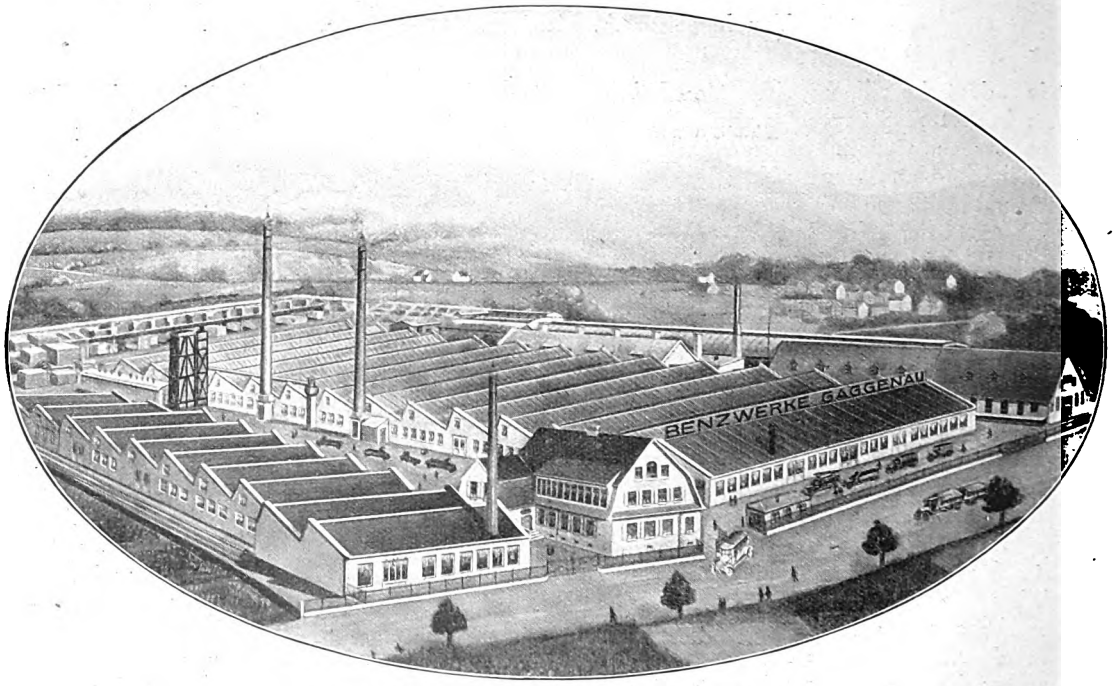


Abb. 1. Fabrikansicht der Benzwerke, Gaggenau.

Wir wollen nunmehr einen Rundgang durch die Betriebe der beteiligten Firmen unternehmen und beginnen mit den Benzwerken.

Die Benzwerke in Gaggenau beschäftigen sich schon seit Jahren mit der Notwendigkeit schlagbereiter Feuerwehren und sind heute in der Lage ein Fabrikat zu liefern, das auf Grund langjähriger Erfahrungen durchkonstruiert und im Betrieb erprobt ist.

Die Firma baut ihre Maschinen in eigenen Werkstätten und liefert Hochdruck-Zentrifugalpumpen-Spritzen jeweils für minutliche Leistungen von 600 bis 800, 1200 bis 1500 und 1800 bis 2000 Liter.

Die für mittlere und grössere Städte hauptsächlich in Betracht kommende Type ist die 1200 bis 1500 Liter-Spritze.

Digitized by Google

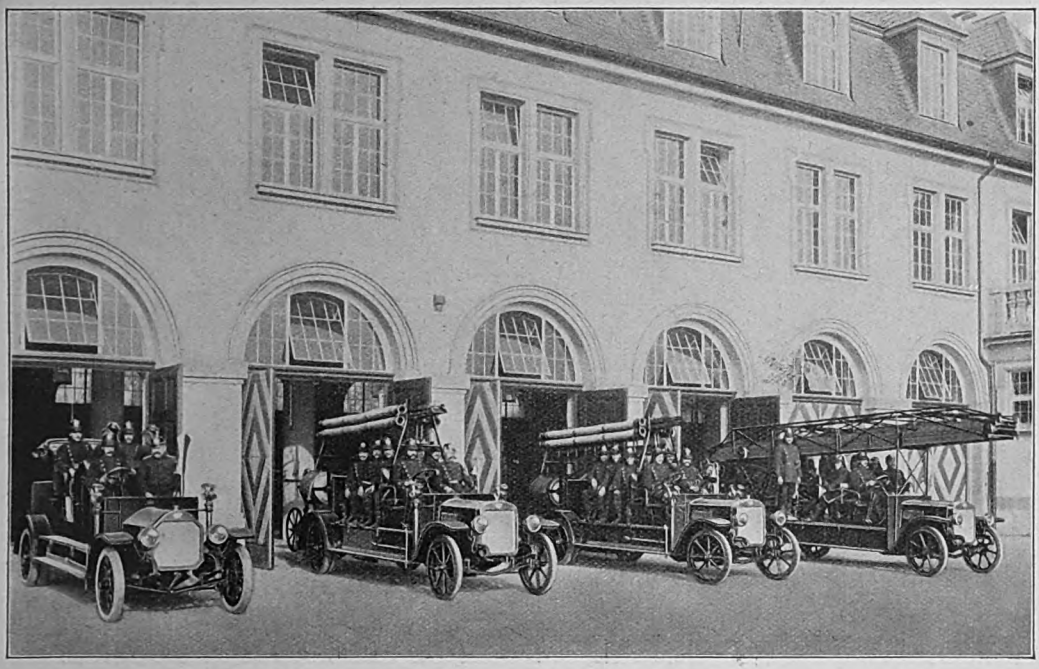


Abb. 2. Löschzug der Mannheimer Berufsfeuerwehr. (Benzwerke, Gaggenau.)

Die Konstruktion der Chassis für sämtliche Typen ist unter Berücksichtigung des Verwendungszweckes identisch mit dem in Betracht kommenden normalen Benz-Chassis.

Der Rahmen ist aus gepresstem Stahlblech hergestellt, wodurch das Eigengewicht des Wagens möglichst leicht gehalten wird, ohne dass die Tragfähigkeit beeinträchtigt ist.

Als Motor gelangt für die 1200 bis 1500 Liter-Spritze ein Vierzylinder-Motor von 135 mm Bohrung und 150 mm Hub bei zirka 48/58 PS zur Verwendung. Derselbe erhält

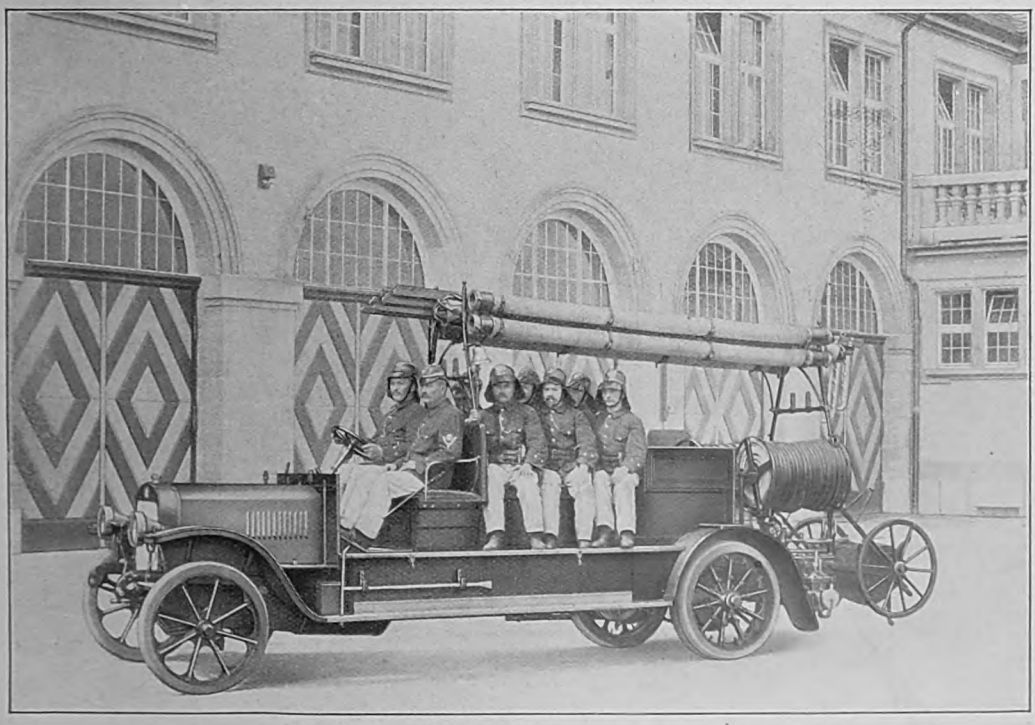


Abb. 3. Benz-Motor-Spritze 1200 bis 1500 Liter. (Benzwerke, Gaggenau).

Digitized by Google

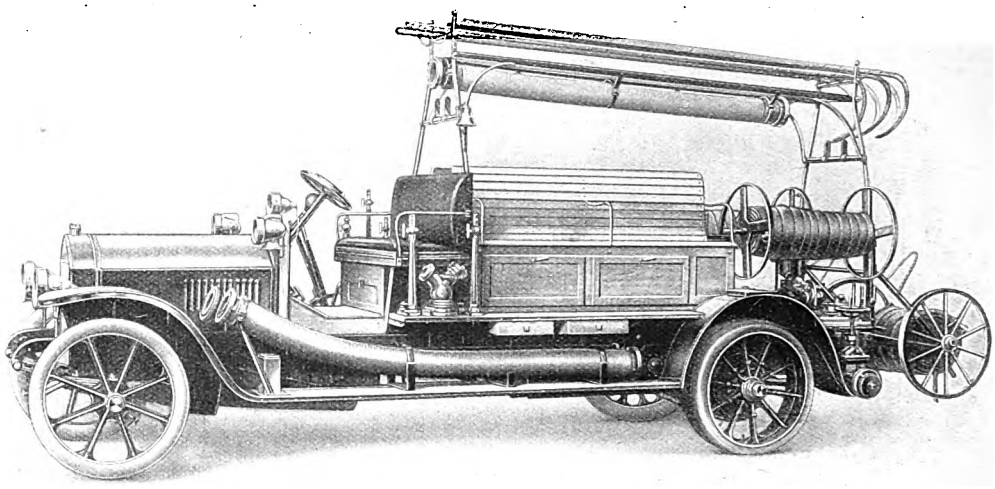


Abb. 4. Benz-Motor-Spritze mit 1800 bis 2000 Liter Minuten-Leistung. (Benzwerke, Gaggenau.)

Bosch-Magnet-Hochspann-Zündung nebst Akkumulatoren-Zündung.

Der Vergaser ist so eingerichtet, dass sich der Brennstoffverbrauch des Motors stets dem jeweiligen Kraftbedarf elastisch anpasst und so jede Verschwendung von Brennstoff verhütet.

Um den beim Spritzenbetrieb fehlenden natürlichen Luftzug zu ersetzen, ist ein Zusatzkühler oberhalb der Zylinder angebracht. Im Innern desselben bildet die Kühlwasserleitung einige Windungen, die von der Zentrifugalpumpe aus ständig von frischem Wasser umspült sind. Dieser Zusatzkühler ersetzt vollkommen den Luftzug des fahrenden Wagens und hat keinen Verlust für das Spritzen selbst zur Folge, da das Wasser wieder nach der Pumpe zurückgeleitet wird.

Der Wagen erreicht eine Maximalgeschwindigkeit von 40 km; es können Steigungen bis zu 20% — gute Strassenverhältnisse vorausgesetzt — überwunden werden.

Das Chassis wird mit einer Hochdruck-

Abb. 5. Spritzversuche am Dom zu Osnabrück. (Benzwerke, Gaggenau.)

Digitized by Google

Zentrifugalpumpe von 1200 bis 1500 Liter Minutenleistung bei zirka 90 m manometrischer Förderhöhe mit eingebauter Evakuierungspumpe ausgerüstet. Die Pumpe ist ausserordentlich praktisch am hinteren Chassisende angebracht und wird durch ein Spezialgetriebe innerhalb des Vorgelegegehäuses angetrieben.

Hinter dem Führersitz befindet sich auf dem Rahmen ein Wasserbehälter von 400 bis 500 Liter Inhalt, der ein sofortiges Angreifen des Feuers ermöglicht. Die Benz-Motor-Spritze dient hier also gleichzeitig als Gasspritze.

Während das im Wasserkessel mitgeführte Wasser verspritzt wird, saugt die Evakuierungspumpe durch die inzwischen angelegte Saugleitung Wasser an; hat sich eine verbindende Wassersäule zwischen Pumpe und Wasserstelle gebildet, so wird die Leitung zwischen Wasserkessel und Pumpe durch ein Ventil gesperrt und es kann ohne Unterbrechung direkt aus der Wasserstelle gespritzt werden.

Der Benzinbehälter wird reichlich dimensioniert und explosionssicher gelagert. Er ist unter dem Führersitz angeordnet, so dass die Benzinzufuhr unter natürlichem Gefälle nach dem Vergaser erfolgt. Sein Fassungsvermögen ermöglicht neben einer etwa dreistündigen Fahrt einen Pumpenbetrieb von etwa sechs Stunden, ohne dass eine Nachfüllung erforderlich wäre.

Auf jeder Seite des Fahrzeuges ist je ein Saugstutzen vorgesehen. Die Druck-Anschlüsse befinden sich am hinteren Ende des Chassis.

Die zur Bedienung des Motors und der Pumpe erforderlichen Hebel und Armaturen sowie Wasserstandsgläser, Manometer, Vakuummeter und Tourenzähler sind in der denkbar einfachsten und übersichtlichsten Weise am Chassisende angebracht und können von hier aus durch einen Mann und von einem Standort aus bedient werden.

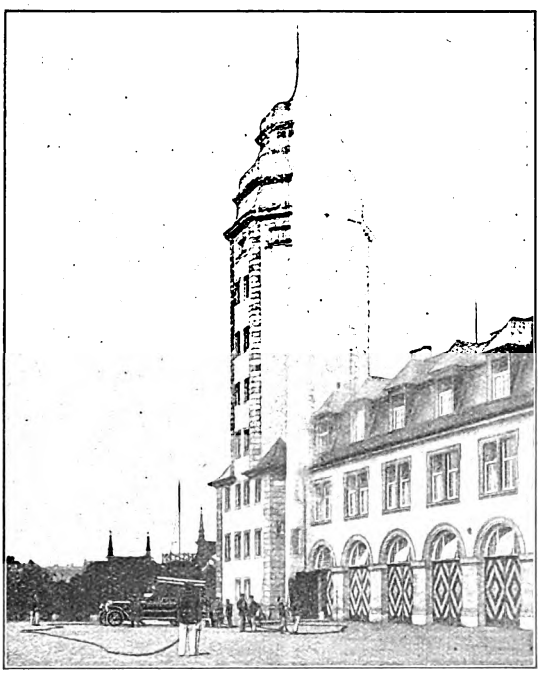


Abb. 6. Spritzversuche an der Feuerwache der Mannheimer Berufsfeuerwehr. (Benzwerke, Gaggenau.)

Der Wagenaufbau wird nach geäusserten Wünschen ausgeführt. Für die Spritzen mit 600 bis 800 und 1800 bis 2000 Minutenleistung gilt dasselbe, wie für die oben beschriebene Spritze für 1200 bis 1500 Liter.

Bei den Drehleitern entspricht die Konstruktion des Chassis ganz den normalen Benz-Gaggenau-Chassis. Wie unsere Abbil-

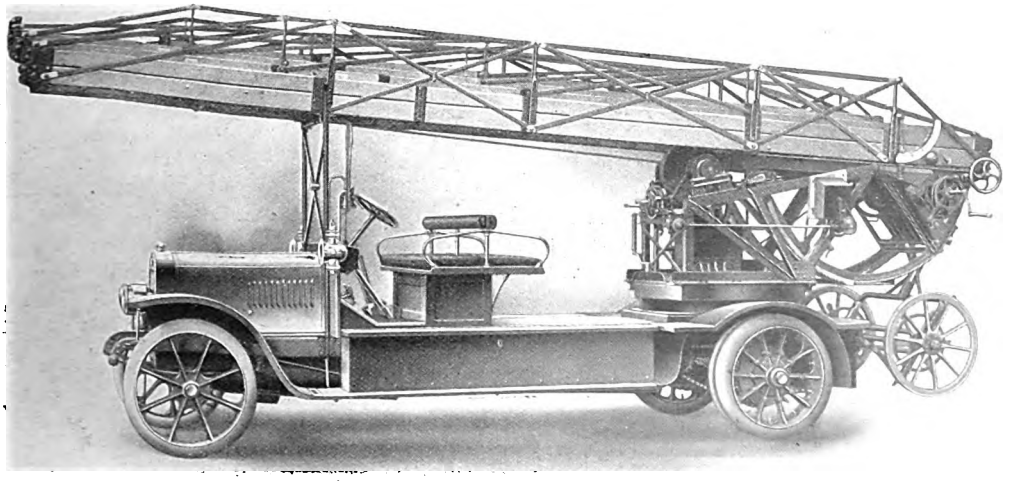


Abb. 7. Mannheimer Drehleiter mit Magirus-Aufbau. (Benzwerke, Gaggenau.)

Digitized by Google

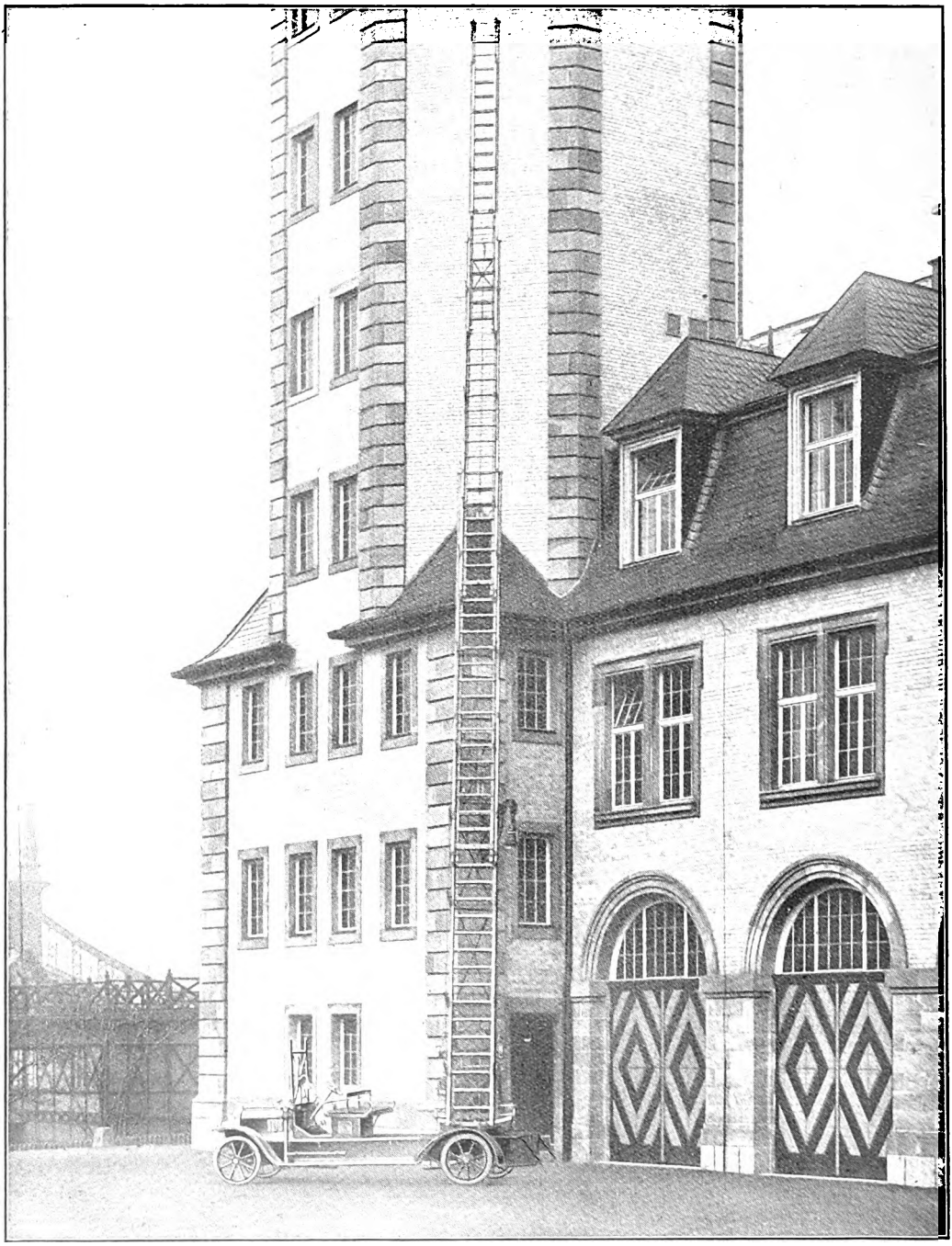


Abb. 8. Mannheimer Drehleiter, ausgezogen. (Benzwerke, Gaggenau.)

dung zeigt, haben die Vorderräder einfache und die Hinterräder doppelte Vollgummi-Bereifung.

Der zur Verwendung kommende Motor ist ein Vierzylinder-Motor, hat 135 mm Bohrung, 150 mm Hub und leistet zirka 48 bis 58 PS.

Die Leiter selbst ist 25 m hoch und aus bestem, ausgesuchtem Fichten- und Eschenholz gefertigt und besteht aus dem Drehgestell, Aufrichterahmen und der eigentlichen Leiter.

Das Drehgestell läuft auf Rollen mit Präzisionskugellagern und wird mittels verzahntem Drehkranz-Vorgelege und Schneckenvorgelege ganz im Kreise gedreht. Die Drehvorrichtung dient gleichzeitig zum Festhalten der Leiter und hemmt das unfreiwillige Verdrehen derselben. Die Schnecke aus Stahl und das Schneckenrad aus Phosphorbronze sind staubdicht in einem Stahlgussgehäuse eingekapselt und laufen in Öl. Die Leiter kann damit in

Digitized by Google

jede Stellung gedreht werden. Unter dem Drehkranz ist ein Stahlblechboden eingelegt zum Verhindern des Eindringens von Staub und Schmutz in die Getriebeteile.

In dem Drehgestell befindet sich die Aufrichtevorrichtung eingebaut, welche mit einer automatischen Sicherheitsbremse ausgestattet ist.

Die Wellen sind aus Stahl, die Zahnräder aus Stahlguss mit aus dem vollen gefrästen Zähnen. Die Kurbeln sind zum Umklappen eingerichtet. In Verbindung mit dem Auszuggetriebe steht die sogenannte Auszug-Begrenzung, zugleich Seilführung, welche ein zu weites Ausziehen der Leitern und ein Übereinanderwickeln des Drahtseiles auf der Seiltrommel verhindert. Der beendigte Auszug wird ausserdem von einer Glocke angezeigt. Von der Seilwelle werden ausserdem der Höhenmesser bzw. der Fallhakenstandanzeiger angetrieben.

Bei den Mannschaftswagen verwenden die Benzwerke das gleiche Chassis, wie für die automobile Feuerspritze. Hieraus ergeben sich bedeutende Vorteile, da der Fahrer des einen Wagens ohne weiteres auch mit der Konstruktion des andern vertraut ist. Ausserdem genügt aber für beide Wagen ein Reserveteil-Lager, wodurch eine nicht zu unterschätzende Verbilligung des Betriebes bedingt ist.

Der Vierzylinder-Motor des Wagens hat 105 mm Bohrung, 150 mm Hub und leistet zirka 30 bis 35 PS. Die Vorderräder haben Vollgummi-Bereifung einfach und die Hinterräder Vollgummi-Bereifung doppelt. Auch hier kann der karossable Aufbau ganz nach Wunsch ausgeführt werden. In Abb. 10 zeigen wir einen Aufbau, der sich in der Praxis bisher sehr gut bewährt hat.

Aber auch für Krankenwagen liefern die Benzwerke praktisch eingerichtete Wagen. Abb. 11 u. 12 zeigen einen Wagen modernster Ausführung, der an die bayerische Heeresverwaltung geliefert wurde. Die genannte Behörde hat bereits einen Wagen gleicher Ausführung nachbestellt. Bemerkenswert hierbei ist, dass auch der gesamte Aufbau nebst Einrichtungen in eigenen Werkstätten der Firma hergestellt wurde.

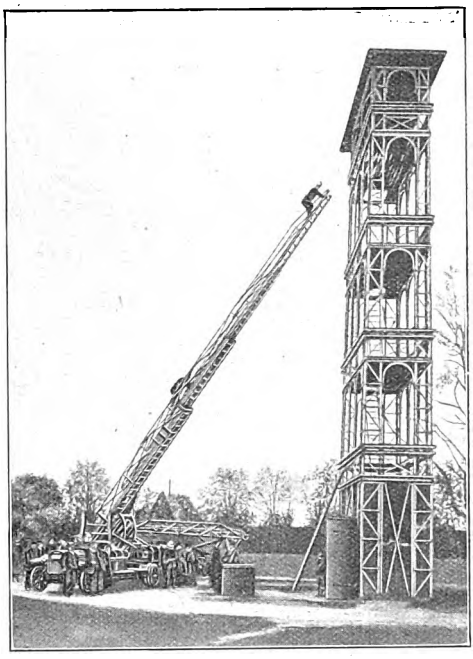


Abb. 9. Drehleiter am Steigerturm. (Benzwerke, Gaggenau.)

Die Benzwerke Gaggenau haben in letzter Zeit ziemlich bedeutende Aufträge in Feuerwehr-Fahrzeugen erhalten. Dem Rate der Stadt Leipzig, der den ersten kompletten Löschzug, bestehend aus zwei Feuerspritzen und einer Drehleiter, bei den Benzwerken Gaggenau bestellt hat, ist auch die Stadt Zittau gefolgt, die das erste in Dienst gestellte Feuerlösch-Gerät in Auftrag gegeben hat.

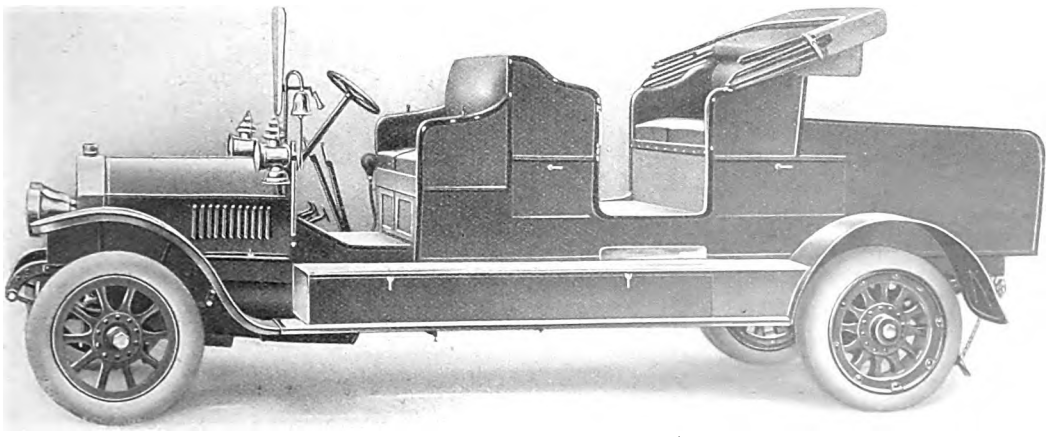


Abb. 10. Mannschaftswagen, nach Mannheim geliefert. (Benzwerke, Gaggenau.)

Digitized by Google

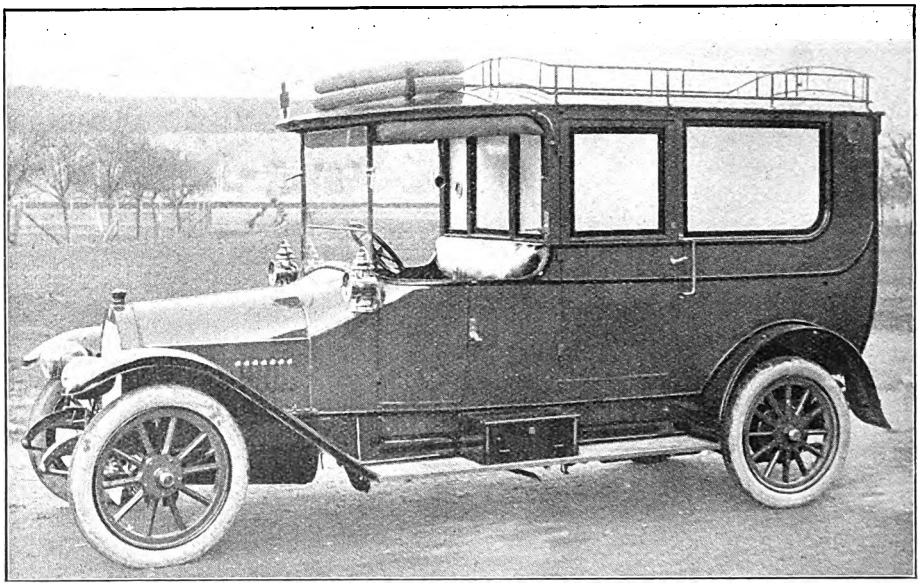


Abb. 11. Krankenwagen, Aussenansicht. (Benzwerke, Gaggenau.)

Auch die Berufs-Feuerwehr Mannheim, die bereits einen im Vorjahr gelieferten Benz-Gaggenau-Löschzug, aus vier Fahrzeugen bestehend, besitzt, hat eine dritte Feuerspritze bestellt und Auftrag für ein viertes Fahrzeug in Aussicht gestellt. Als ein bedeutender Erfolg ist es zu betrachten, dass Benz-Gaggenau-Feuerspritzen auch ausserhalb Deutschlands bereits Kunden haben. So erhielt Budapest 1 Feuerspritze, Moskau 1 Mannschaftswagen, Kolozsvar 1 Feuerspritze, Ixelles (Belgien) 1 Feuerspritze und 1 Drehleiter usw. Eine Feuerspritze für die deutsche Kolonie in Valparaiso (Chile) befindet sich in Arbeit. — Bei Drucklegung dieses Heftes erfahren wir, dass Magistrat und Stadtverordnete der Residenzstadt Cassel soeben der Automobilisierung der Berufsfeuerwehr zugestimmt und den Benzwerken Gaggenau die Lieferung der erforderlichen 10 Feuerwehrfahrzeuge übertragen haben. Einen weiteren glänzenden Erfolg konnten die Benzwerke gelegentlich der diesjährigen Internationalen Automobil-Ausstellung St. Petersburg erzielen. Die ausgestellte Benz-Gaggenau-Feuerspritze erhielt in der Abteilung für Feuerlöschgeräte die „Goldene Medaille". Benz-Gaggenau-Lastwagen wurden auf

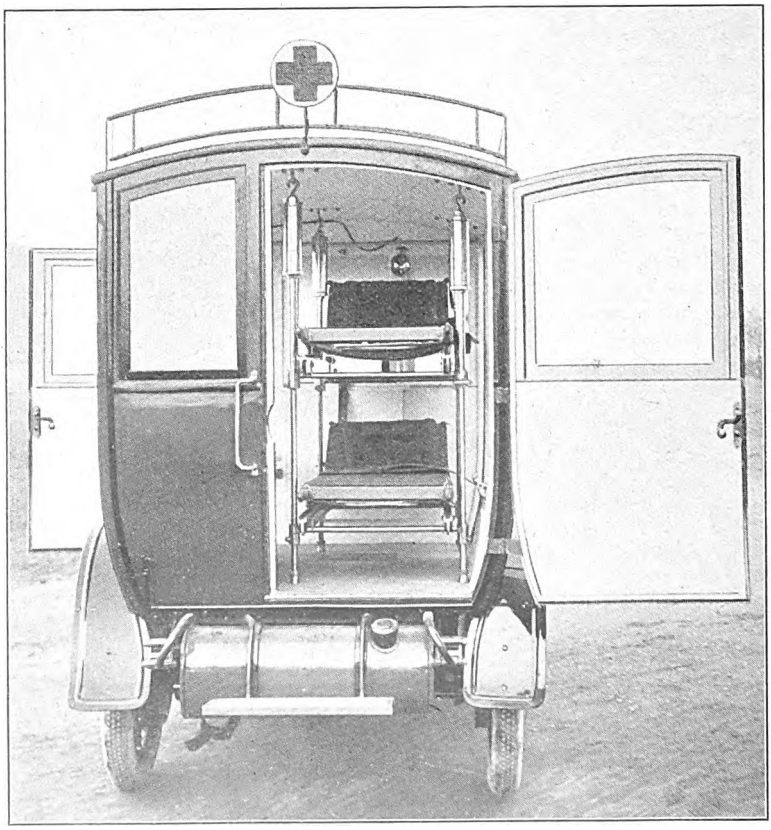
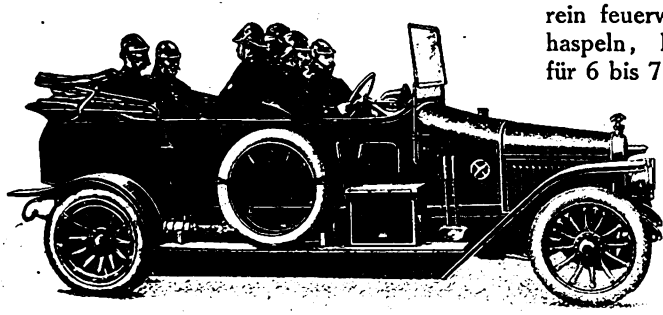


Abb. 12. Krankenwagen, Innenansicht. (Benzwerke, Gaggenau.)

Digitized by Google

der gleichen Ausstellung mit der „Goldenen Medaille“ des Kriegsministeriums ausgezeichnet.

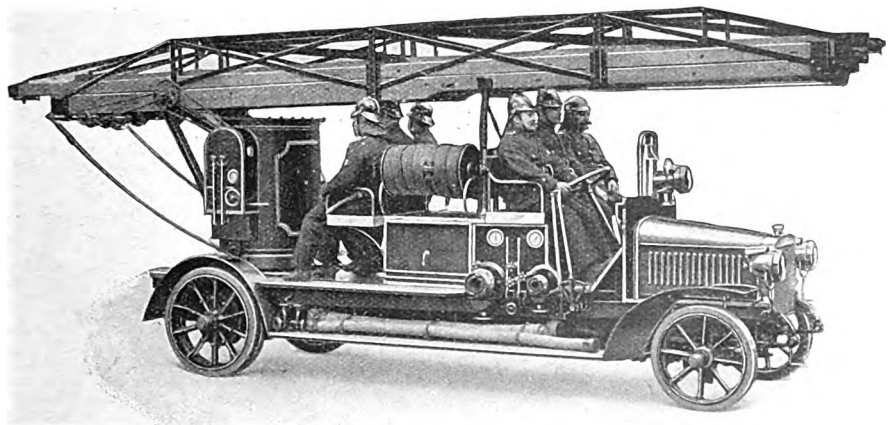
Unsere ausländischen Leser erhalten auf Wunsch von den Benzwerken in Gaggenau jede weitere Auskunft und Prospekte, weshalb Interessenten gut tun, sich direkt mit dieser Firma in Verbindung zu setzen.



(Adlerwerke, Frankfurt a. M.)

Die Adlerwerke in Frankfurt a. M. bauen neben ihren regulären grossen Feuerspritzen auch eine kleine Universal-Motorspritze, ein Fahrzeug, dass sich wegen seiner grösseren Beweglichkeit und Schnelligkeit besonders für den Überlandfeuerschutz eignet, bei welchem grosse Entfernungen auf oft schlechten, für schwere Feuerwehrfahrzeuge kaum benutzbaren Wegen zu überwinden sind. Die geringen Anschaffungs- und Unterhaltungskosten der kleinen Spritze gestatten auch kleineren Gemeinden und Landkreisen, ihre Feuerwehr zu automobilisieren.

Bei dem Bau dieser Spritze sind die langjährigen mit den grossen Motorspritzen gemachten Erfahrungen verwertet. Sie besitzt einen kräftigen Motor, der ihr eine Geschwindigkeit bis zu 70 km in der Stunde verleiht und die eine direkt mit ihm gekuppelte Gentil-Hochdruck-Zentrifugalpumpe antreibt. Diese Zentrifugalpumpe von 800 l minutliche Leistung vermag ohne besondere Evakuierungsvorrichtung und ohne Fussventil das Wasser bis zu 9 m Höhe in weniger als 1 Minute trocken anzusaugen und dauernd auf dieser Höhe zu halten. Sie ist unempfindlich gegen Sand und Schmutz, und besitzt, da nur rotierende Organe vorhanden sind, und Motor und Spritze von einer Stelle aus bedient und beobachtet werden können, eine hohe Betriebssicherheit und Einfachheit der Bedienung. Diese kleine Universal-Motorspritze wird in zwei Ausführungen geliefert, einmal mit rein feuerwehrmässigem Aufbau, mit Schlauchhaspeln, Hakenleitern usw. und Sitzplätzen für 6 bis 7 Personen. Dann aber auch mit eleganter sechssitziger Doppelphaeton-Karosserie, die den eigentlichen Zweck des Fahrzeuges kaum erkennen lässt, da die Pumpe, wie bei allen Adler-Spritzen üblich, unter dem Führersitz angebracht ist und die seitlich hervorragenden Schlauchanschlussstutzen durch einen leicht abnehmbaren Kasten verdeckt und deswegen unsichtbar sind. In dieser letzteren Ausführung eignet sich das Fahrzeug auch für Dienst- und Beobachtungsfahrten in Landkreisen, ohne seinem eigentlichen Zweck, als Feuerwehrfahrzeug zu dienen, entzogen zu werden. Die Spritze kann jederzeit ohne besondere Vorbereitungen in Benutzung genommen werden, da das nötige Schlauchmaterial usw. hinten in einem Kasten unter den Hintersitzen



(Adlerwerke, Frankfurt a. M.)

bzw. auf den Trittbrettern untergebracht ist und stets mitgeführt wird. Ausserdem kommen die Adlerwerke den Bedürfnissen mittlerer Gemeinden noch mit einer kombinierten Leiter-Spritze entgegen. Die Hochdruck-Zentrifugalpumpe in der bei allen Adler-Feuerwehrfahrzeugen gebräuchlichen Anordnung direkt hinter dem Motor, wird durch einen Motor von 35 bis 40 PS angetrieben und für Leistungen bis zu 2000 l in der Minute ge-

Digitized by Google

baut. Durch eine von der Pumpe ausgehende Rohrleitung wird ein auf dem hinteren Ende des für $2^1/_2$ t Nutzlast berechneten Chassis aufgebautes Reservoir mit Wasser gefüllt und durch hydraulischen Druck die grosse am Wasserbehälter befestigte Drehleiter mittelst zweier Stempel aufgerichtet und ausgeschoben. Durch

(Adlerwerke, Frankfurt a. M.)

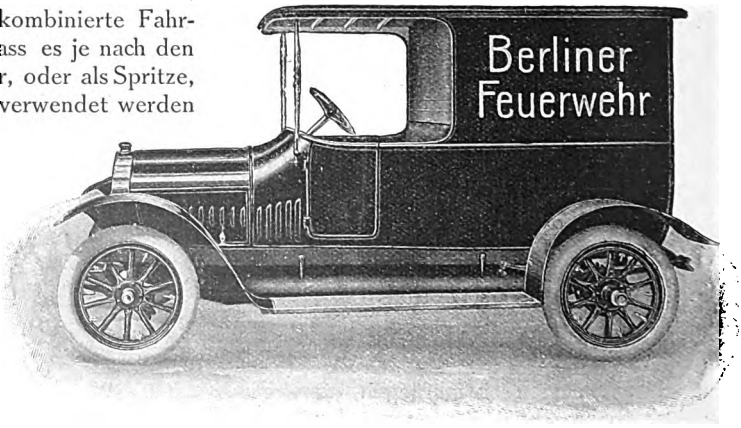
einfache Hebelregulierung kann jede Neigung, Drehung und Stellung der Leiter auf das leichteste geleitet werden. Ein besonderer Vorteil liegt darin, dass die Stellung der Leiter geändert werden kann, auch während die Spritze sich in Tätigkeit befindet.

Die kombinierte Leiter-Motorspritze, die den Adlerwerken geschützt ist, dürfte speziell den in der Entwicklung begriffenen Gemeinden, denen die gleichzeitige Beschaffung zweier Fahrzeuge, einer Motorspritze und einer Drehleiter, zu teuer kommt, willkommen sein. Aber auch sonst hat das kombinierte Fahrzeug den grossen Vorteil, dass es je nach den Erfordernissen zuerst als Leiter, oder als Spritze, oder als beides gleichzeitig verwendet werden kann. Die Rettungsarbeiten können daher sofort eingeleitet werden, ohne dass es nötig ist, noch die Ankunft eines zweiten Fahrzeuges abzuwarten.

Nicht unerwähnt wollen wir lassen, dass auch die Dürkoppwerke A.-G. in Bielefeld Wagen für die verschiedensten Zwecke bauen und es angebracht ist, Voranschläge ebenfalls von dieser Firma einzufordern. Das gezeigte Bild stellt einen an die Berliner Feuerwehr gelieferten Wagen dar.

Bereits im Jahre 1908 wurde seitens der Firma H. Büssing, Braunschweig, die auf Seite 31 in Abb. 1 dargestellte Automobil-Gasspritze an die Berufsfeuerwehr Braunschweig geliefert. Es war dies eines der ersten benzinautomobilen Feuerwehrfahrzeuge im Deutschen Reich. Auf dem im übrigen normalen Rahmen ist ein auf 8 Atm. geprüfter 500 Liter fassender Kessel aufmontiert. Mit diesem Wasservorrat kann die Löscharbeit sofort aufgenommen und so lange gearbeitet werden, bis die Verbindung zum Hydranten oder zur Motorspritze hergestellt ist. Ausser elf Sitzplätzen bietet das Fahrzeug reichlich Gelegenheit zur Unterbringung von Geräten und Schlauch. Die grossen Schläuche für den Motorspritzen - Anschluss werden auf einem hinten aufgeprotzten Schlauchhaspel mitgeführt, der von einem Mann bequem auf- und abgeprotzt werden kann. Das Fahrzeug führt ausserdem 4 Haken-, 2 Steck- und 1 Schiebeleiter mit. Zwei Räder über Kreuz sind mit aufvulkanisiertem Gleitschutz ausgerüstet. Da die Gasspritze als erstes Fahrzeug im Löschzuge fährt, ist sie mit einem am Spritzbrett montierten Fahrtrichtungsanzeiger ausgerüstet, der bei Dunkelheit elektrisch beleuchtet wird.

Die in Abb. 2 auf Seite 31 dargestellte Drehleiter wurde auf ein Spezialchassis montiert, bei dem die Höhe des Rahmens über dem Erdboden auf ein Mindestmass gebracht wurde. Bei dem damaligen Stand des Leiterbaues war dies erforderlich, um die zum Durchfahren niedriger Torwege vorgeschriebene Höhe in Fahrstellung von 2,70 m zu erzielen. Die heutigen Aufbauten ermöglichen bei der gleichen Fahrstellungshöhe die Verwendung normaler Chassis. Der Aufbau der darge-



(Dürkoppwerke, A.-G., Bielefeld.)

Digitized by Google

stellten Leiter ist eine vierteilige Original-Magirus-Drehleiter von 26 m Steighöhe. Der Drehturm der Leiter kann mit Handkurbel um 360 ° gedreht werden und bleibt in jeder beliebigen Lage vermöge der Selbsthemmung des Getriebes ohne weiteres stehen. Mittels des Aufrichterahmens lässt sich die Leiter ferner aufrichten und in jedem Winkel bis zu 78 ° feststellen. Eine Kohlensäuremaschine besorgt sodann das Ausziehen der Leiterteile bis zur gewünschten Höhe. Neue Leitern erhalten meist elektrische Aufrichte- und Auszugsvorrichtung. Der Strom dafür wird von einer vom Motor angetriebenen kleinen Dynamo geliefert, die auch zum Speisen von Scheinwerfern zur Beleuchtung der Brandstelle herangezogen werden kann. Die Leiter ist ausserdem mit Sicherheitsfallhaken, selbsttätiger Auszugsbegrenzung, Geländeausgleich bis 10 % Neigung, Senkbremse und Federabstellvorrichtung ausgerüstet.

Bei der Automobilisierung der Feuerwehren wird vielfach die Weiterverwendung der noch brauchbaren Pferdezugfahrzeuge als Grossfeuerreserve gewünscht. Die Firma Büssing rüstete daher zwei ihrer an die Braunschweiger Feuerwehr gelieferten Tender mit ihrer normalen Anhängevorrichtung aus, um die Tender auch als Schleppwagen für Reservefahrzeuge verwenden zu können. Die mit dem Schleppbetrieb inzwischen gemachten Erfahrungen sind über Erwarten günstige. Abb. 3 auf Seite 32 zeigt die beiden Tender, deren erster eine Drehleiter schleppt, während an dem zweiten eine Dampfspritze und noch ein grosser Schlauchhaspel angehängt ist. Die Fahrzeuge folgen fast genau der Spur des Vorderwagens und weder bei hohen Geschwindigkeiten, noch beim Befahren der engsten Strassen Alt-Braunschweigs haben sich irgendwelche Schwierigkeiten ergeben. Für gewöhnlich sind die Tender als Mannschafts- und Gerätewagen den Löschzügen zugeteilt. Sie bieten Raum für sieben Mann und zahlreiche Geräte, besonders aber für einen grossen Schlauchvorrat.

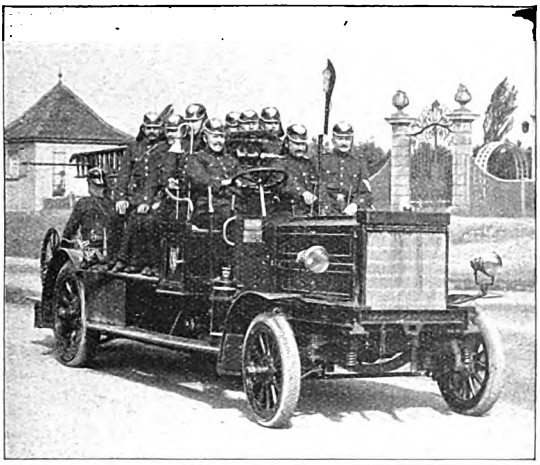


Abb. 1. Gasspritze, ältestes Büssing-Feuerwehrfahrzeug, geliefert im Jahre 1908.

Abb. 4 zeigt eine Büssing-Motorspritze bei einer Spritzprobe mit zwölf Strahlrohren. Die abgebildete Ausführung hat wie die vorerwähnten Fahrzeuge einen 40 PS-Motor.

Neuerdings baut die Firma auch Motorspritzen mit 60 PS-Motoren, wie in Abb. 5 dargestellt, deren Wasserlieferung bis 2500 Liter in der Minute geht. Zur Verwendung kommen vierstufige Hochdruck-Zentrifugalpumpen, die bei den neueren Ausführungen hinten im Rahmen bequem zugängig und übersichtlich eingebaut werden. Der Pumpenantrieb ist mit dem Fahrgetriebe in einem Gehäuse organisch vereinigt, läuft im Ölbade und arbeitet daher mit bestem Wirkungsgrad. Pumpen- und Fahrantrieb sind gegen gleichzeitiges Einkuppeln verriegelt.

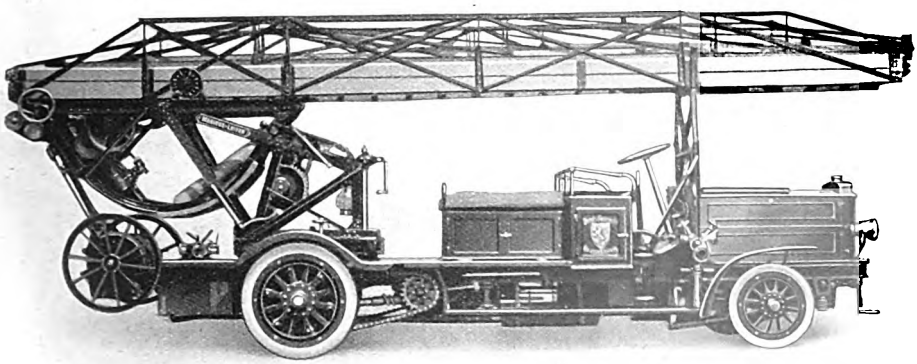


Abb. 2. Drehleiter auf Büssing-Chassis.

Digitized by Google

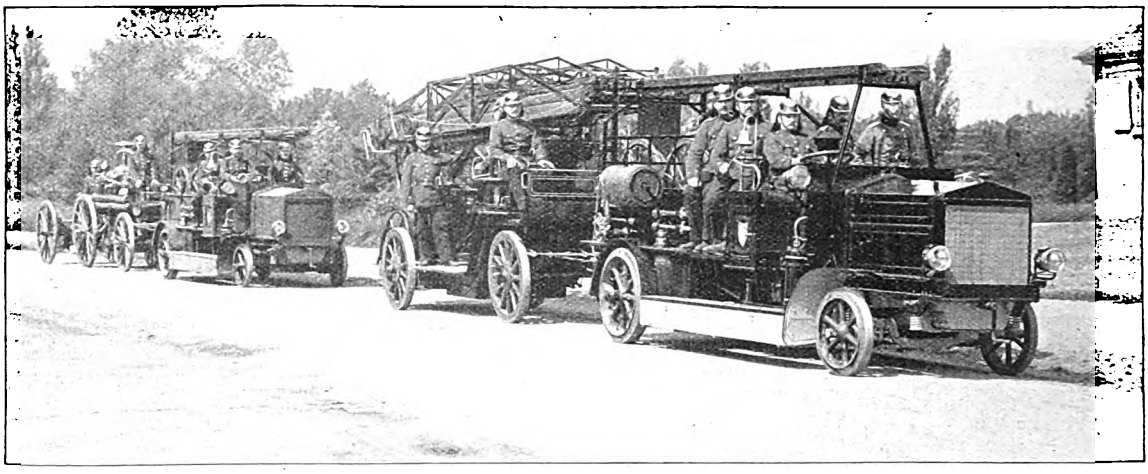


Abb. 3. Zwei Büssing-Tender, eine Drehleiter und eine Dampfspritze schleppend.

Eine besondere Kühlvorrichtung dient zur Unterstützung der Motorkühlung beim Pumpenbetrieb, die selbsttätig und indirekt wirkt und ein Überlaufen von Kühlwasser ausschliesst. Ausser dem unter Druck stehenden Benzinbehälter ist noch ein kleiner Zwischenbehälter vorgesehen, von dem aus das Benzin dem Vergaser mit natürlichem Gefälle zufliesst, um sofortige Bereitschaft und Nachfüllen ohne Betriebsunterbrechung zu ermöglichen. Der Aufbau umfasst Fahrersitz für drei Mann und Längssitze für beiderseits je vier Mann, bietet also im ganzen Sitzgelegenheit für elf Mann. Die Sitze sind gepolstert, der Raum unter den Längssitzen ist als durchgehender beiderseits zugänglicher Gerätekasten ausgebildet. Zwischen den Rücklehnen ist ein Wasserbehälter von 300 Liter Inhalt angeordnet, dessen Inhalt sowohl zum ersten Angriff, wie zum Auffüllen der Pumpe verwendet werden kann. Zum Mitführen von Schlauch sind seitlich zwei abnehmbare und rückwärts ein aufgeprotzter Schlauchhaspel vorgesehen. Die vier Saugschläuche von zusammen 10 m Länge sind in Kästen unter den Laufbrettern untergebracht. Ein elegantes und kräftiges Gestell dient zur Aufnahme von Haken- und Schiebeleitern. Eine elektrische Beleuchtungsanlage mit vom Motor angetriebener Lichtdynamo und automatisch sich einschaltender Aushilfsbatterie versorgt die Scheinwerfer, Positionslaternen sowie die Pumpen- und Spritzwandbeleuchtung mit Strom. Geschwindigkeitsmesser, Kilometerzähler und Benzinstanduhr vervollständigen die Ausrüstung des Fahrzeuges.

Auf Grund der Erfahrungen, die bei ver-

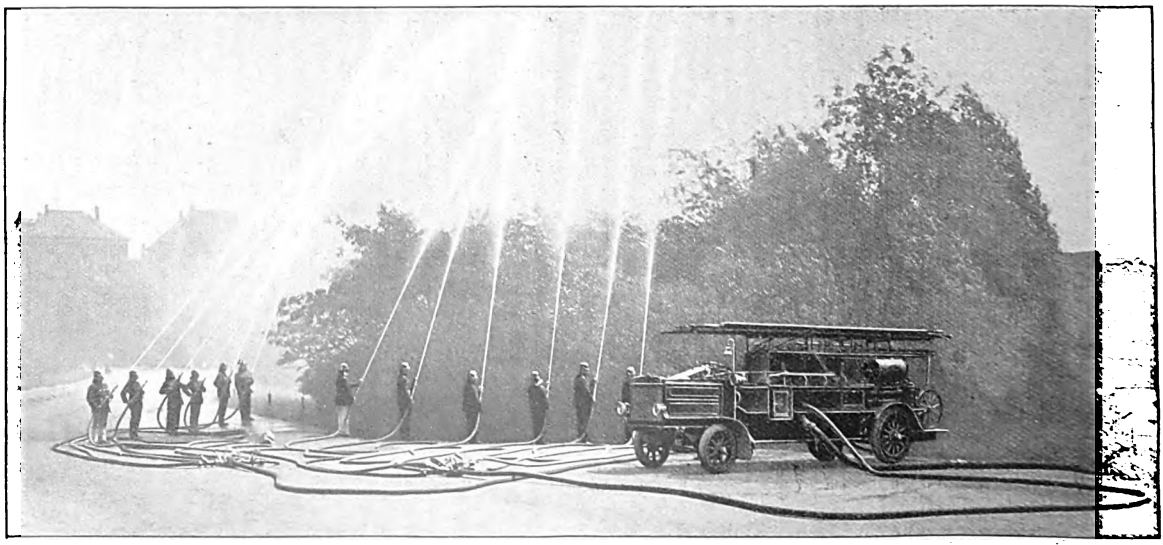


Abb. 4. Büssing-Motorspritze, aus 12 Strahlrohren Wasser gebend.

Digitized by Google

schiedenen Hilfeleistungen der Büssing-Fahrzeuge bei Landfeuer gesammelt wurden, wird die Firma demnächst noch ein besonderes Überlandfahrzeug herausbringen, das mit einem kräftigen Motor ausgerüstet wird, der es ermöglicht, auch auf Steigungen und schlechten Wegen eine hohe Geschwindigkeit einzuhalten und so eine gute Durchschnittsgeschwindigkeit zu erzielen.

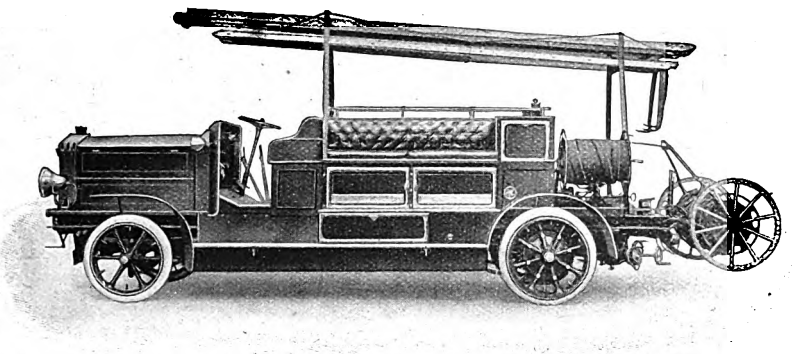
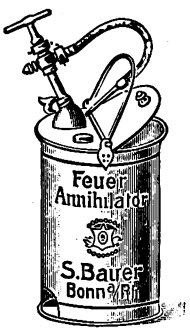


Abb. 5. Neueste Büssing-Motorspritze.

Die Pumpe wird den ländlichen Verhältnissen entsprechend für hohen Druck und entsprechend verringerter Wasserlieferung bemessen und es wird ferner ein sehr grosser Schlauchvorrat mitgeführt werden, auf dessen leichtes und bequemes Auslegen besonders Rücksicht genommen ist. Nähere Erklärungen werden von der Firma gern gegeben.

Von Feuerlöschgeräten, die innerhalb der Wohn- und Arbeitsräume bei ausbrechendem Feuer schnell zur Hand sein müssen, nennen wir den „Wasser Marsch" des Herrn August Schwarz-Berlin und den Reform-Feuer-Annihilator der Firma Siegfried Bauer Nachf. in Bonn a. Rh. Von dem Reform-Feuer-Annihilator



zeigen wir hier eine Abbildung. Die Pumpe des Behälters ist ganz in Messing gearbeitet und die hohle Kolbenstange dient als Windkessel, durch welchen ein kontinuierlicher Strahl von ca. 15 m Weite erzeugt wird. Die Vorzüge des Feuer-Annihilators gegenüber Extinkteuren, d. h. automatisch wirkenden Handlöschern, bestehen in absoluter Zuverlässigkeit, grösserer Wirksamkeit und besonders in fortwährender Bereitschaft auch während des Betriebes, da der Apparat während der Tätigkeit nachgefüllt werden kann. Als Löschmittel kommt eine flüssige Masse zur Verwendung, welche im Verhältnis 1:5 mit Wasser verdünnt wird. Die Wirkung dieser aus anorganischen Produkten hergestellten Masse besteht darin, dass dieselbe die brennenden Stoffe imprägniert und mit einer kristallischen Schicht umgibt und sie so vor dem Verbrennen schützt, während anderseits die durch die Hitze entwickelten Gase die Flammen ersticken. (Fortsetzung folgt.)

Die deutsche Automobil-Industrie.

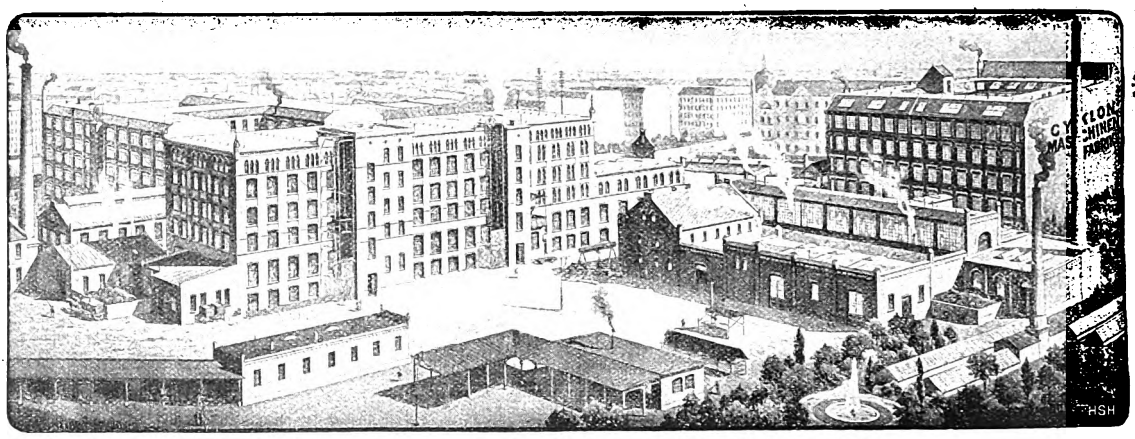
Von * * *

Unsere Veröffentlichungen über die deutsche Personen-Automobil-Industrie haben in unserem Leserkreis derart grosses Interesse gefunden, dass wir uns entschlossen haben auch weiter in wahlloser Reihenfolge empfehlenswerte deutsche Firmen an dieser Stelle zu besprechen. Die Redaktion.

Wir wollen heute einmal der Cyklon Maschinenfabrik in Berlin O. 112 unsere Aufmerksamkeit schenken, da diese Firma mit ihrer Cyklonette auf dem Weltmarkt eine nicht unbedeutende Rolle spielt. Für gewisse Zwecke ist die Cyklonette als besonders brauchbar zu bezeichnen, zumal ein kleinerer vierrädriger Motorwagen vielfach nur ein verkleinerter grosser Wagen ist, der denselben komplizierten Mechanismus besitzt und auch entsprechende Betriebsspesen verursacht.

Die Cyklonette ist ein Motorfahrzeug von ausserordentlicher Einfachheit und Betriebssicherheit, welches ohne Vorkenntnisse und ohne Chauffeur gefahren werden kann. Durch die Form als dreirädriger Wagen ist das Fahrzeug leicht und sparsam im Gebrauch. Die direkte Kraftübertragung vom Motor auf das Vorderrad erspart die Kräfte,

Digitized by Google



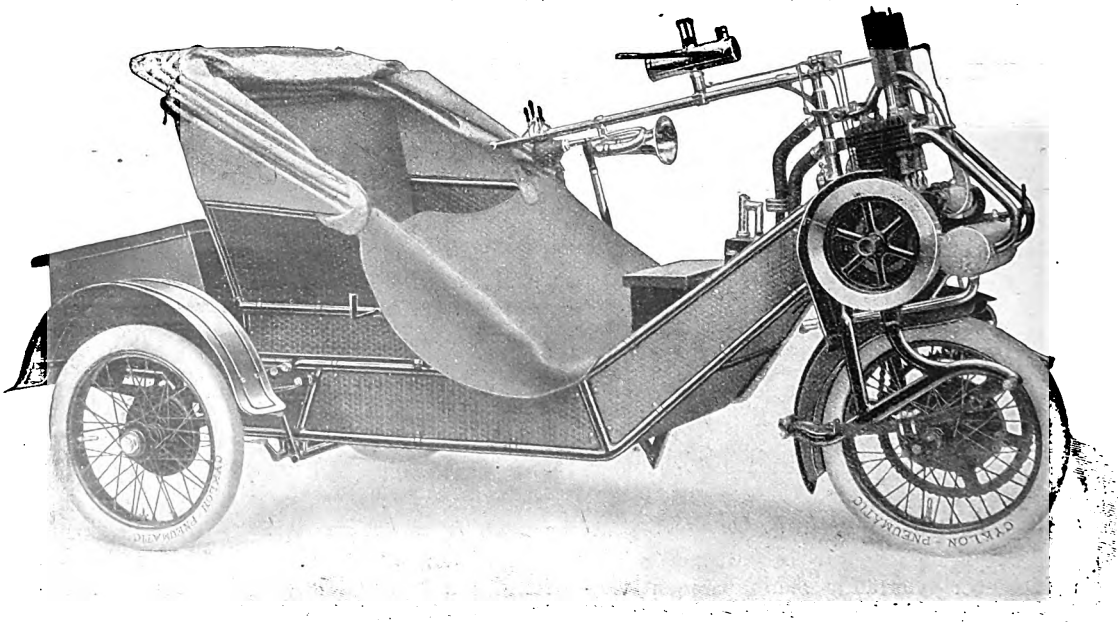
Fabrikansicht der Cyklon-Maschinenfabrik, Berlin O. 112.

die bei anderen Wagen in den inneren Hebeln sitzen bleiben. Durch den Vorderantrieb wird das gefährliche Gleiten bzw. Schleudern auch bei nassen und schlüpfrigen Strassen vermieden, da das Vorderrad die event. gleitenden Hinterräder immer sofort wieder in die Fahrtrichtung zieht. Es ist dieses dieselbe Erscheinung, welche man bei pferdegezogenen Wagen alle Tage beobachten kann. Den ausserordentlichen Vorteil des Vorderantriebes wird nur der am besten zu würdigen wissen, der einmal mit einem hinterradgetriebenen Automobil auf nassem Asphaltpflaster in eine Art Kreiselbewegung geriet, wo ihn weder Steuer, noch Bremsen, noch Antislippings vor einem Zusammenstoss schützen konnten.

Die Lenkung des Wagens ist, wie unsere Abbildungen erkennen lassen, äusserst leicht. An der Lenkstange befinden sich die Regulierungsvorrichtungen des Motors für das Gasgemisch, die Gaszufuhr, des Zündungszeitpunktes usw. Die Auspuffgase behindern die Insassen nicht im geringsten, da sie weit nach unten geführt werden.

Die Cyklonette wird mit einem Sitz für 2 Personen gebaut, es lassen sich jedoch in der Bauart auch 2 Kindersitze oder ein Dienersitz anbringen. Ebenso baut die Cyklonetten-Maschinenfabrik in Berlin auch Wagen mit 3 Sitzplätzen für Erwachsene. Anstatt des hinteren Sitzes kann eventuell ein Kasten zum Transport von Gütern aufgesetzt werden.

Die Wagen sind bei Geschäften, die kaum mehr als 4 Zentner Lasten auf einmal zu befördern haben, gut eingeführt. Ärzte, Guts-



(Cyklon-Maschinenfabrik, Berlin O. 112.)

Digitized by Google

Digitized by Google

maschinen allerart zu bauen nach langjährigen Erfahrungen und den Bedürfnissen, die sich aus der Praxis ergeben.

Abteilung II beschäftigt sich mit der Installation ganzer Wäscherei-Anlagen im In- und Auslande und liefert die dazu gehörigen Hilfsapparate wie Dampfkessel, Motoren usw.

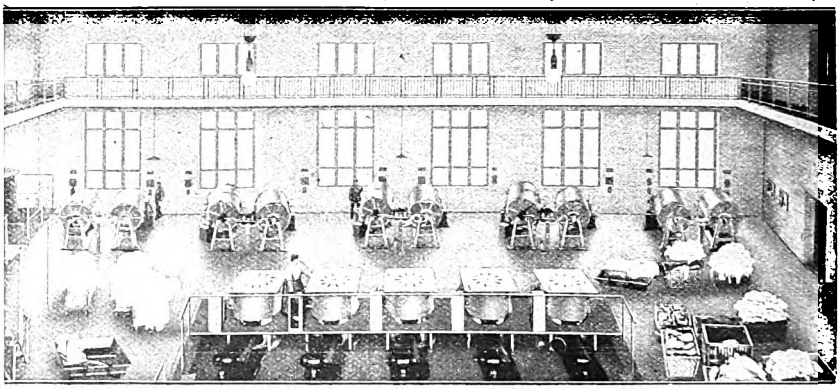


Abb. 1. Wäscherei-Einrichtung der städtischen Zentrale in Buch bei Berlin. Ausgeführt von der Firma Heinrich Timm, G. m. b. H., Berlin-Reinickendorf.

In Abteilung III werden ausschliesslich Projekte und Kostenanschläge für Dampfwäschereianlagen jeder Grösse für gewerbliche Zwecke, für Krankenhäuser, Irrenanstalten, Garnisonen, Klöster, ferner für Hotels bis zu den kleinsten Einrichtungen, für Villen, Rittergüter usw. (sogen. Hausschatzanlagen) bearbeitet. Die Einführung von Neuerungen sowohl im Bau der Maschinen als auch im Wirtschaftsbetrieb der Wäschereien selbst hat sich genannte Firma stets zur Aufgabe gestellt. So zeigt uns Abb. 1 die Wäscherei-Einrichtung der grössten Zentralanlage, welche die Stadt Berlin für ihre zahlreichen Wohltätigkeitsanstalten in Buch bei Berlin nach dem System Timm errichten liess. Bekanntlich stellt die Verwaltung der Stadt Berlin die grössten Anforderungen an die Leistungsfähigkeit der Maschinen, an ihre bequeme Bedienung, an gefälliges Aussehen und an eine möglichst praktische Anordnung des Ganzen. So wurde in Buch eine Musteranstalt geschaffen, welche bei direkten elektrischem Antrieb jeder einzelnen Maschine die grösste Anlage auf dem Kontinente darstellt.

Abb. 2 zeigt die innere Einrichtung der Dampfwäscherei in der grossen Provinzial-Irrenanstalt zu Teupitz bei Berlin. Bei dieser Anlage findet die Kraftübertragung durch Transmission statt.

Eine weitere einschneidende Neuerung der Firma Heinrich Timm, und zwar im Betrieb der Wäscherei selbst, ist die Laugenversorgung der Waschmaschinen von einer Zentralstelle aus und damit in Verbindung die Wiedergewinnung durch Filtration der schon einmal benutzten, aber noch waschkräftigen Lauge. Bekanntlich wird die Wäsche in den Maschinen zweimal gewaschen. Das erstemal wird der eigentliche Schmutz entfernt und mit diesem das Laugenwasser abgelassen. Dann gibt man frische Lauge zu und wäscht nochmals vollständig rein. Die Lauge dieser zweiten Wäsche ist noch sehr waschkräftig und kann sehr gut für die erste Wäsche der nächsten Trommelfüllung verwendet werden. Dieses sparsame und rationelle Verfahren hat sich seit Jahren bei vielen Grossbetrieben wie z. B. in der Zentral-Dampfwäscherei der Aschinger Akt.-Ges. zu Berlin (siehe Titelbild) und in der bedeutenden gewerblichen Dampfwäscherei von Peter Kampermann Ww. in Elberfeld bewährt.

In Abb. 3 ist eine kleinere Anlage mit

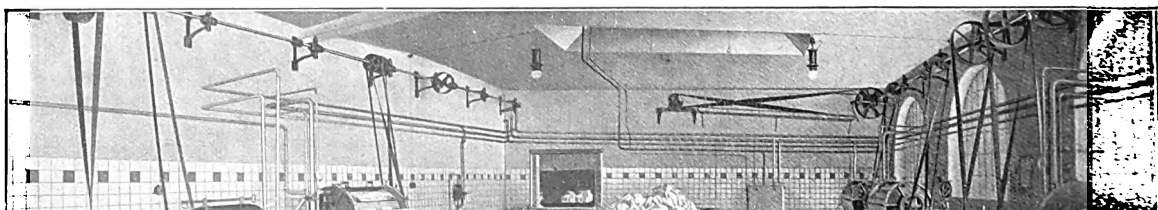


Abb. 2. Innere Einrichtung der Dampfwäscherei in der grossen Provinzial-Irrenanstalt zu Teupitz bei Berlin. Ausgeführt von der Firma Heinrich Timm, G. m. b. H., Berlin-Reinickendorf.

Digitized by Google

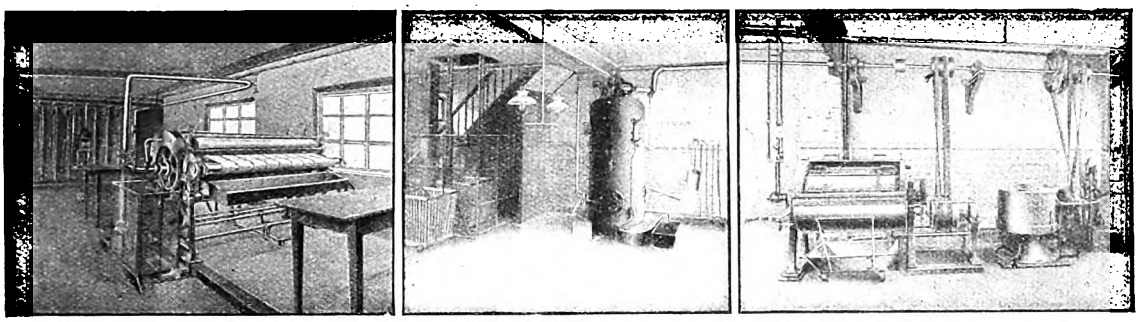


Abb. 3. Kleinere Anlage mit einem kleinen stehenden Dampfkessel.
Ausgeführt von der Firma Heinrich Timm, G. m. b. H., Berlin-Reinickendorf.

einem kleinen stehenden Dampfkessel abgebildet.

Abb. 4 stellt die Einrichtung einer Hausschatzanlage dar, d. h. einer mit Elektromotor betriebenen maschinellen Einrichtung, wie sie mit grosser Vorliebe für Haushalte auf Gütern, Villen, Herrschaftssitze in grosser Zahl von der Firma geliefert wurde.

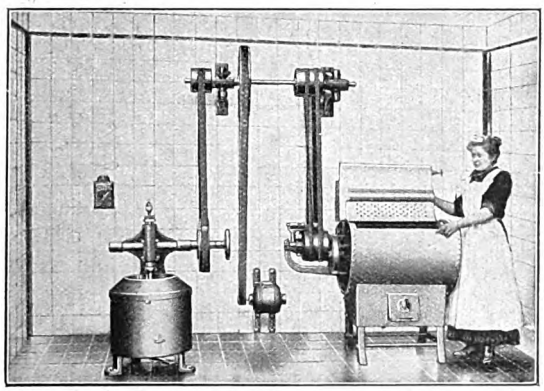


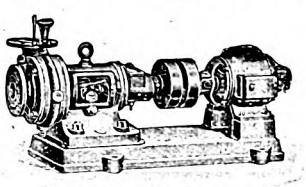
Abb. 4. Einrichtung einer Hausschatzanlage.
Ausgeführt von der Firma Heinrich Timm, G. m b. H., Berlin-Reinickendorf.

Die Firma baut sämtliche Wäscherei- und Plättereimaschinen. Der gute Ruf des Hauses Timm für nur gediegene Fabrikate hat dem Unternehmen auch im Auslande bedeutende Kunden gebracht. Speziell Staats-, Provinzial- und Kommunalbehörden beziehen für ihre neuzeitlichen Anstalten die erforderlichen Einrichtungen vielfach von dieser Firma. Nicht unerwähnt wollen wir lassen, dass auch die Stadt Hamburg, der für den deutschen Export so wichtigen Zentrale, ihr neuestes Krankenhaus in Barmbeck von der Firma Heinrich Timm einrichten liess. Ein weiterer Beweis des Vertrauens, welches die Firma geniesst, sind die Lieferungen für die Hofwaschanstalt Sr. Majestät des Deutschen Kaisers zu Potsdam, ferner die Ausführung in der Deutschen Botschaft zu St. Petersburg, für das Auswärtige Amt, für eine Privatbesitzung Sr. Hoheit des Khediven von Ägypten in Tchiboukli bei Konstantinopel usw.

Unsere Leser verlangen am besten über weitere Einzelheiten ausführliche Prospekte direkt von der Firma Timm in Berlin-Reinickendorf.

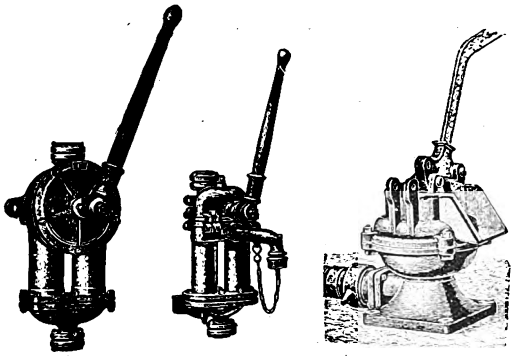
Die deutsche Pumpen-Industrie.

In der deutschen Ausfuhrstatistik spielen die in Deutschland fabrizierten Pumpen eine recht bedeutende Rolle. Nicht nur, dass ein grosser Teil der industriellen Betriebe für die verschiedensten Zwecke Pumpen verwendet, auch im Hausgebrauch sind mehr oder weniger grosse Pumpen zu finden. In der Küche, im Hof, im Garten, Stall, auf öffentlichen Plätzen und Parkanlagen können wir die sogenannten Handelspumpen des Eisenhütten- und Emaillirwerk Wilhelm von Krause Gesellschaft mit beschränkter Haftung in Neusalz (Oder) sehen, das, als eine der ältesten und bekanntesten Fabriken dieser Pumpen, Geschäftsfreunde in der ganzen Welt besitzt. Neben den in grosser Vielseitigkeit von dieser Firma gebauten Modellen von $^1/_2$ bis $2^1/_2$ m hohen ornamentalen Ständerpumpen mit frostfreien Zylindern, sind es vorwiegend die doppelzylindrigen Oder-Pumpen (sechs Grössen mit 20—80 Liter Minutenleistung), welche, als Saug- und Druckpumpen bis 30 m Förderhöhe verwendbar, wegen ihrer soliden Bauart und unbegrenzten



Niederdruck-Zentrifugalpumpen.
(Eisenhütten- u. Emaillirwerk Wilhelm von Krause Gesellschaft mit beschr. Haftung in Neusalz a. Oder.)

Digitized by Google



„Oder"-Pumpen. „Aha"-Pumpen. Membran-Pumpen.
(Eisenhütten- und Emaillirwerk Wilhelm von Krause Gesellschaft mit beschränkter Haftung in Neusalz a. Oder.)

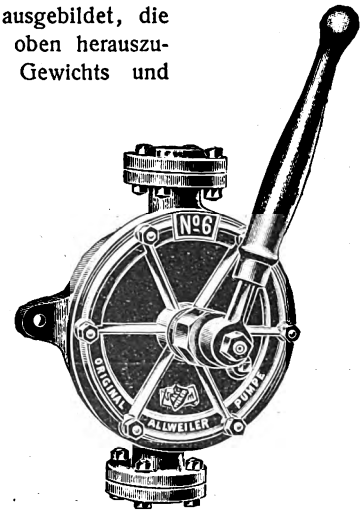
Haltbarkeit ausserordentlich begehrt sind. — Wesentliche Verbesserungen weisen die neuen Oder-Pumpen (sechs Grössen) auf, welche in fünf Ausführungen, als Saug-, Druck- und Spritzpumpen, angefertigt werden. Die abnehmbare Haube ist als Druckwindkessel ausgebildet, die Kolben sind ohne weiteres nach oben herauszuziehen. Wegen ihres geringen Gewichts und der bequemen Verpackungsmöglichkeit sind diese Pumpen besonders für Export nach Übersee geeignet.

Weitere Neuheiten stellen die Pumpen „Aha" dar, welche, anstatt gusseiserner Zylinder, solche aus haltbarem nahtlosen gezogenen Messingrohr haben, wodurch die Abnutzung auf das mindeste beschränkt wird und ein Rosten unmöglich ist.

Empfehlenswert sind schliesslich die Niederdruck-Zentrifugalpumpen NZ neuester Konstruktion, welche für Minutenleistungen von 250—2200 Liter und Gesamtförderhöhen von 25 m angefertigt werden.

Die Firma steht mit Preislisten und, nach Empfang näherer Angaben über Betriebsverhältnisse, mit ausführlicher Kostenberechnung gern zu Diensten.

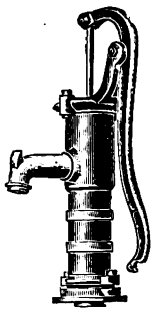
Die Pumpenfabrik Gotthard Allweiler in Radolfzell wurde im Jahre 1860 gegründet und vor etwa drei Jahren in eine Aktiengesellschaft mit $1^1/_2$ Millionen Aktienkapital umgewandelt. Das Werk beschäftigt zurzeit ca. 900 Arbeiter, und es werden ca. 200000 Pumpen jährlich im In- und Auslande abgesetzt, dank der aussergewöhnlich sorgfältigen und soliden Ausführung der Allweiler-Pumpen in allen Einzelteilen, worauf auch diese Firma den allergrössten Wert legt. Die Allweiler-Pumpen werden wegen ihrer Zuverlässigkeit und Dauerhaftigkeit sehr geschätzt. Es lässt sich dies speziell von den Flügelpumpen dieser Firma sagen, die infolge ihrer Preiswürdigkeit einen bedeutenden Absatz in Deutschland und anderen Erdteilen finden. Diese Flügelpumpen werden doppelt- und vierfachwirkend gebaut und je nach der zu fördernden Flüssigkeit aus Eisen, Messing, Rotmetall oder Phosphorbronze hergestellt, so dass sie also nicht bloss für Wasser, sondern auch für Bier, Wein, Säuren, Petroleum, Benzin, Öle und alle anderen Flüssigkeiten verwendet werden können. Für dicke Flüssigkeiten werden die doppeltwirkenden Flügelpumpen mit Kugelventilen ausgerüstet, für Schmutzwasser u. dergl. mit Lederbesatz und ebenfalls mit Kugelventilen. Die Flügelpumpen finden die mannigfachste Verwendung, und zwar für die Wasserversorgung im Haus und Hof, als Gartenspritzen, als Feuerlöschspritzen, zum Umfüllen in Kellereien, für Industriezwecke allerart, und zwar in jedem Falle sowohl für Handbetrieb wie für Maschinenbetrieb je nach den Bedürfnissen. Die Flügelpumpen eignen sich im übrigen je nach den Verhältnissen für eine Gesamtförderhöhe bis zu 20 m, einschliesslich der Saughöhe bzw. der Brunnentiefe.

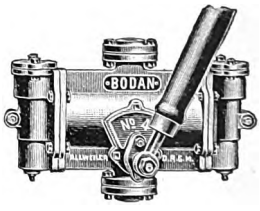


Original-Allweiler Flügelpumpe.
(Gotthard Allweiler, A.-G., Radolfzell.)

Die von derselben Firma gebauten doppeltwirkenden Kolbenpumpen „Bodan" zeichnen sich durch die ausserordentliche Dauerhaftigkeit und Zuverlässigkeit aus. Sie haben den grossen Vorteil, dass dank der einfachen Konstruktion diese Pumpen sehr leicht auseinander- und zusammengesetzt werden können. Die Bodanpumpen erreichen eine Gesamtförderhöhe bis zu 30 m. Die einfachwirkenden Saugpumpen mit Messingventilen und Ledermanschetten und noch andere Pumpen werden ebenfalls in den verschiedensten Ausführungen geliefert.

Im Gegensatz zu den vorerwähnten Pumpenfabriken (welche hauptsächlich Brunnenpumpen und Wassser-Hebemaschinen usw. herstellen), fertigt die Firma Philipp Hilge, Giesserei-Pumpen- und Armaturenfabrik, Mainz, als 50jährige Spezialität Pumpen für die diversen Getränkeindustrien, für Weinkellereien, Brauereien, Essig- und Spritfabriken usw. Diese wertvollen Flüssigkeiten bedingen naturgemäss zu ihrem Transport auch in der Kon-





Saugpumpe. Kolbenpumpe „Bodan".
(Gotthard Allweiler, A.-G., Radolfzell.)

Digitized by Google

struktion und dem Material geeignete Maschinen, da sie sonst Schaden leiden und in Verlust geraten können.

Von den zahlreichen Pumpentypen für Handbetrieb seien die doppelt wirkenden oszillierenden Saug- und Druckpumpen (Abb. 3) genannt. Diese Pumpen besitzen Gummikugelventile, so dass anstandslos dicke Flüssigkeiten, wie Most und Maische, damit gepumpt werden können. — Der mit einer federnden Dichtungsleiste versehene, auf zwei Seiten gelagerte Flügel arbeitet nach oben, so dass eine Abnutzung so gut wie ausgeschlossen ist. — Sowohl die Saug- als auch die Druckventile liegen unter Bügelverschlüssen, welche innerhalb weniger Sekunden zu öffnen, also die Pumpen in allen Teilen leicht zu reinigen sind.

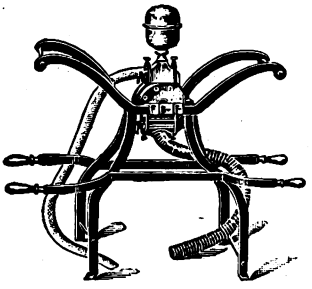


Abb. 3.
Doppelt wirkende oszillierende Saug- und Druckpumpe.

Eine weitere Verbesserung haben diese Pumpen in der oszillierenden Saug- und Druckpumpe mit Vor- und Rückwärtsgang (Abb. 8) erfahren. — Durch die Einrichtung, dass man auch rückwärts pumpen kann, ist es möglich die in der Leitung stehende Flüssigkeit nach Gebrauch der Pumpe zurückzusaugen, wodurch grosse Verluste vermieden werden. Ebenso kann mit diesem Pumpensystem, ohne die Schlauch- oder Rohrleitung abzuschrauben, durch Drehung eines Handgriffes sofort nach verschiedenen Richtungen gepumpt werden.

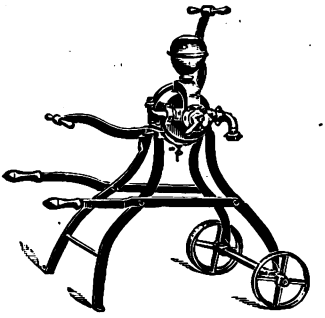


Abb. 8.
Oszillierende Saug- u. Druckpumpe mit Vor- und Rückwärtsgang.

Abb. 113 stellt eine rotierende Schieber-Pumpe dar, deren exzentrisch gelagerter Doppelschieber mit federnden Dichtungsleisten versehen ist, welche stets automatisch nachdichten, so dass diese Pumpe so gut wie gar keinem Verschleiss ausgesetzt ist, obwohl dies bei anderen rotierenden Pumpen häufig der Fall ist. Die Pumpen können deshalb auch vorteilhaft für dicke und kochende Flüssigkeiten verwendet werden.

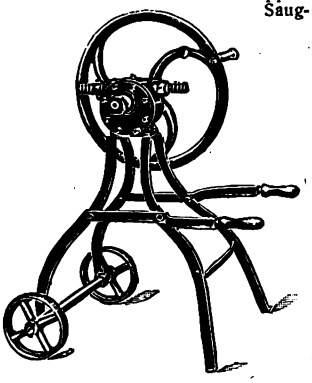


Abb. 113. Rotierende Schieber-Pumpe.

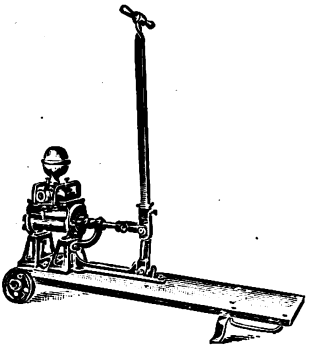


Abb. 8b. Liegende Kolben-Pumpe.

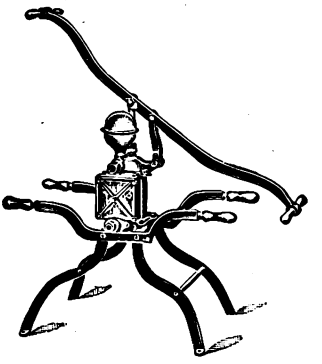


Abb. 9. Stehende Kolben-Pumpe

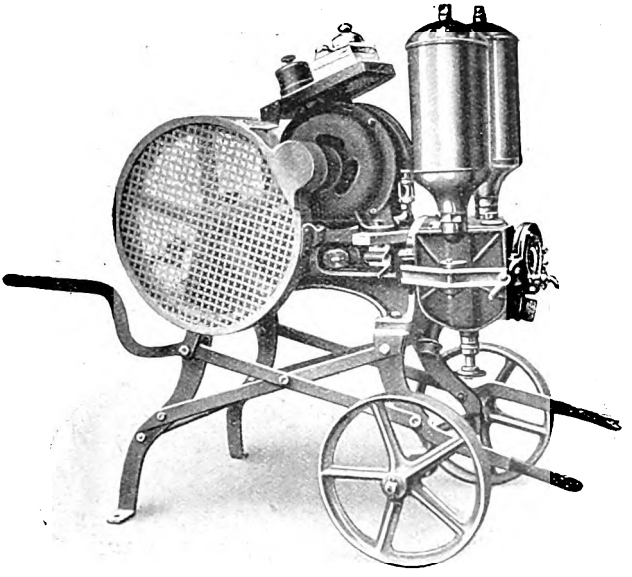


Abb. 105d. Liegende Elektromotor-Kolbenpumpe.
(Philipp Hilge, Mainz.)

Bei sämtlichen Pumpen, welche für Wein, Bier und Sprit Verwendung finden, werden keinerlei Eisenteile verwendet, sondern die Gehäuse sind in der Regel ganz aus Messing und die Werke in Bronze.

Für Essigfabriken stellt die Firma liegende und stehende Kolbenpumpen (Abb. 8b u. 9) her. Die

Digitized by Google

Ausführung besteht hierbei aus einer Spezial-Säurebronze, auf welche die Säure so gut wie keine Einwirkung hat, so dass längste Lebensdauer verbürgt ist.

Von maschinellen Pumpen sind die liegenden und stehenden Elektromotor-Kolbenpumpen (Abb. 105d u. 122), welche sowohl transportabel als auch stationär geliefert werden, hervorzuheben. Die kompletten Pumpen sind äusserst kompendiös gebaut und überall wo eine Licht- oder Kraftleitung vorhanden ist in Betrieb zu nehmen. — Die Kraftübertragung des Motors auf die Pumpe erfolgt mittelst Präzisions-Zahnrädern, von welchen die kleinen von Rohhaut, bzw. Stahl, die grossen aus Gusseisen sind. — Der eigentliche Pumpenkörper besitzt ein Sicherheitsventil, so dass der Auffüllhahn der Rohr- oder Schlauchleitung während dem Betrieb geschlossen werden kann, ohne die Pumpe abstellen zu müssen, dieselbe arbeitet erst dann wieder, wenn der Auffüllhahn geöffnet wird. — Durch verschiedenartige Belastung des Ventil-Gewichtshebels kann der Druck beliebig eingestellt werden, welches bei dem Konstanthalten des Druckes bei Beschickung von Filtern von grossem Vorteil ist. — Eine Einrichtung zum Vor- und Rückwärtspumpen ermöglicht es nach verschiedenen Richtungen zu pumpen, ebenso kann die in den Röhren stehende Flüssigkeit nach Gebrauch der Pumpe zurückgesaugt werden. Durch eine zwischen dem Saug- und Druckraum angebrachte sinnreiche Einrichtung kann die Fördermenge der Pumpe um 50% zurückreguliert werden. — Durch diese Einrichtung wird auch Strom gespart und nicht durch Widerstände vernichtet, wie dies bei den Regulieranlassern der Fall ist. Die Pumpen besitzen Kugelventile, so dass diese auch für dicke Flüssigkeiten anstandslos zu verwenden sind.

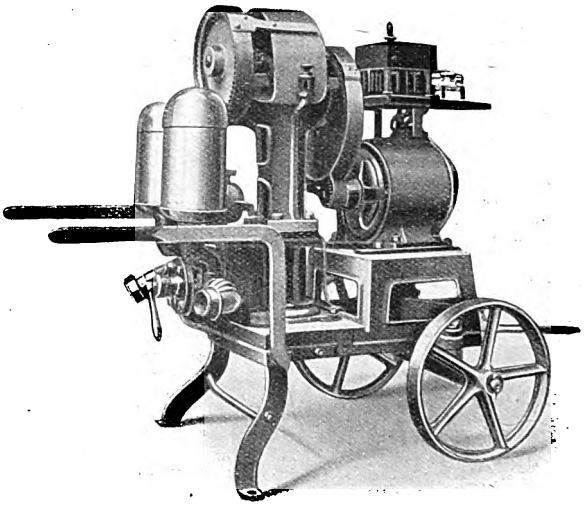


Abb. 122. Stehende Elektromotor-Kolbenpumpe. (Philipp Hilge, Mainz.)

Bei den Elektromotor-Pumpen stehender Anordnung ist die Zugänglichkeit zu den Ventilen durch Lösung einiger Schrauben innerhalb weniger Sekunden leicht vorzunehmen. Die Pumpen liegender Anordnung haben noch einen weiteren Vorteil dadurch erfahren, dass an dem Ventilkasten ein Klappdeckel angebracht ist, durch welchen die Pumpe mittelst eines Handgriffes, ohne jeden Schraubenschlüssel, innerhalb weniger Sekunden zu öffnen und zu reinigen ist.

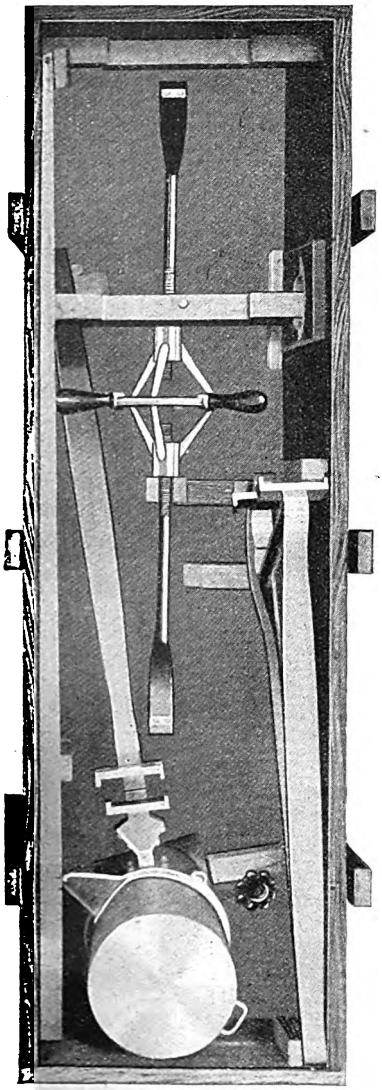
Digitized by Google

Bei den stehenden Pumpen (Abb. 122) kann an Stelle des Elektromotors auch ein kleiner Benzinmotor angebracht werden.

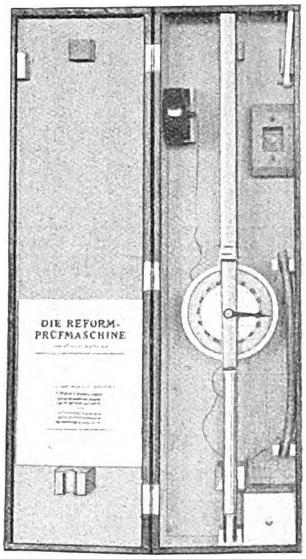
Es würde zu weit führen alle Pumpentypen dieser Firma anzuführen, es sei nur noch erwähnt, dass diese auch Bier-Druckregler für Elektromotoren- und Riemenantrieb, Bau- und Schlammpumpen, sowie kleine Hochdruck-Zentrifugal-Pumpen für Hauswasser-Versorgung herstellt.

Eine Prüfmaschine für Baumaterialien.

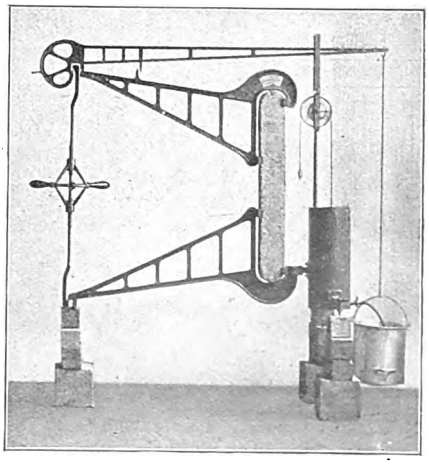
Bekanntlich ist es für jedes Baugeschäft recht schwierig, das Material gewissenhaft zu prüfen, da es bisher fast immer notwendig war, dass das zu prüfende Material an öffentliche oder private Materialprüfungsanstalten geschickt werden musste. Dank der Konstruktion der Reform-Prüfmaschine durch die Firma Buchheim & Heister in Frankfurt a. M. ist man diesem Zwange enthoben, da diese Maschine leicht transportierbar und ebenso leicht aufstellbar ist. Die Probekörper erhalten die Form kurzer, handlicher Balken, die durch ein Flacheisen armiert sind. Die Armierung wird nach erfolgter Prüfung wiedergewonnen und kann also dauernd benutzt werden. Es ist bei Verwendung dieser Form möglich, ein und denselben Probekörper zuerst auf Zug- und dann auf Druckfestigkeit zu prüfen, wodurch eine vorzügliche Kontrolle gegeben ist. Der Beginn des Bruches wird automatisch sicher angezeigt, gleichgültig, ob es sich um plötzlichen Bruch (Zugbruch) oder um den Beginn des Fliessens handelt. Aus diesem Grunde kann die Maschine auch zur bequemen Messung der Fliesgrenze des Eisens dienen. Die nebenstehende Abbildung zeigt die für die Vornahme der Prüfung fertig zusammengestellte Reform-Prüfmaschine.



Reform-Prüfmaschine, hergestellt von der Firma Buchheim & Heister, Frankfurt a.M.



Der Reformbalken wird aufrecht stehend in das Fussgestell eingebracht, das an einem Ende ein mit 14 Liter Wasser zu füllendes Gefäss trägt. Die Spannung des Körpers wird durch Anziehen des als Spannschloss ausgebildeten Handrades hervorgerufen; der eingebaute Waghebel gestattet die genaue Messung der Spannung und arretiert im Momente des Bruches selbsttätig die Zeigerscheibe. Die Durchführung selbst umfangreicher Versuchsreihen gestaltet sich mittels der Reform-Prüfmaschine sehr einfach, da etwa 50 Versuche bequem in einem Tage bewältigt werden können. Zum Transport wird der Apparat in seine einzelnen Teile zerlegt, die reisszeugartig in einer Kiste verpackt werden. Infolge der vielen Vorzüge hat sich die Reform-Prüfmaschine sehr rasch bei Behörden, Baufirmen usw. eingeführt.



Reform-Prüfmaschine bei Ausführung einer Druckprobe. (Das Reformband liegt auf der rechten Seite.)

Digitized by Google

N. P. G. Photo-Papiere

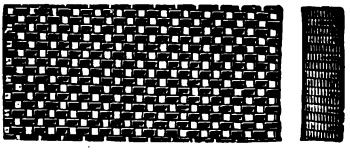
Weltbekannte Marken: Bromaryt, Atlas, Imperial, Lenta, Alboidin
:: für alle Zwecke der Amateur- und Fachphotographie. ::
Tadellose Qualität, erstklassiges Rohmaterial, grosse Haltbarkeit.
Man verlange Preislisten und Muster.

Neue Photographische Gesellschaft A.-G., Berlin-Steglitz 45.

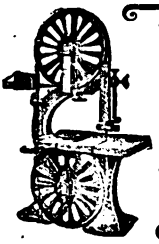
Würfelschneidemaschinen
für Bouillonwürfel
C. H. Gätgens, Altona (Elbe).

Österreichische Artikel
jeder Branche besorgen für ca. 2% Kommission auf Original-Fakturen der Fabrikanten mit allen Skonti
Karl Koblischek & Sohn,
Wien VII/1, Austria.
Nur Kassageschäfte, erstklassige Referenzen.

Korkmatte „SANEA"



Die ideale Badevorlage, sehr fusswarm, zusammenlegbar. Verlangen Sie Liste H über Exportartikel. **J. SANNER,** **Metzingen-V.** (Württbg.), Korkwarenfabrik.



Holzbearbeitungsmaschinen
bester Konstruktion und in tadelloser Ausführung bauen
Fiedler & Faber, G. m. b. H.,
Leipzig-Leutzsch 15.

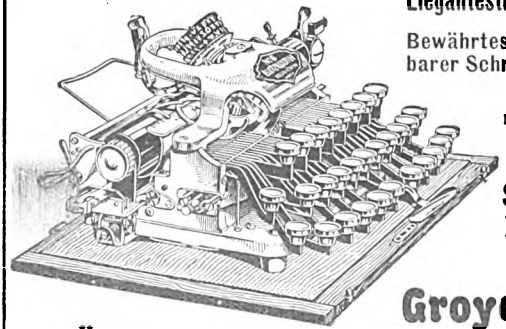
Eismaschinen, Kühlanlagen
QUIRI & Cie. G. m. b. H.
Maschinenfabrik, Schiltigheim (Els.).

Besuch erbeten.

Moderne Hartzerkleinerungsanlagen
Steinbrecher, Walzwerke, Sandwäschen,
Betonhohlblockmaschinen, Zementdachziegelmaschinen. **Formen** für Stufen, Rohre, Pfosten usw.
Pressen für Platten u. Asbestkunstschiefer.
Maschinenfabrik Dr. Gaspary & Co., Markranstädt (Deutschl.).
Katalag No. 364 frei.

Blickensderfer-Aluminium

Eleganteste und leichteste Schreibmaschine für Haus und Reise.



Bewährtes **System mit unverwüstlichem Mechanismus, sichtbarer Schrift u. vielen Sondervorzügen. — Gewicht nur 2 1/3 kg.**

Preis:
mit zwei Schriftarten nach Wahl 200 Mark.
Verschlusskasten aus poliertem Eichenholz
:: oder Leder 10 Mark bezw. 25 Mark. ::

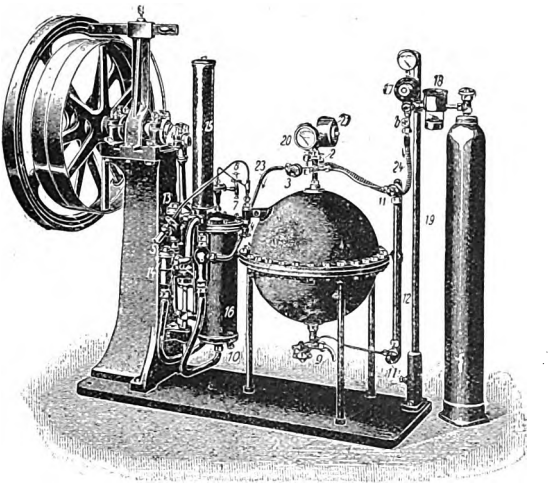
Schwerere Modelle 185—260 Mark
Modell Weltblick 135 Mark.

Katalog Nr. 35 gratis u. franko.

Groyen & Richtmann, Königl. Rumänische Hoflieferanten,
KÖLN, Mauritiussteinweg 84. — Filiale: **BERLIN,** Leipziger Str. 112.

Digitized by Google

Neue Maschinen für Selters- und Limonadenfabrikation. Bei dem stetig wachsenden Konsum von mit Kohlensäure gesättigten, alkoholfreien Getränken, wie Selterswasser und Brauselimonaden, die namentlich auch für die Tropen von ganz besonderer Bedeutung sind, dürfte es unsere Leser interessieren, über neue Maschinen unterrichtet zu werden, welche eine rationelle Fabrikation und gleichzeitig eine Verbesserung der Getränke bezwecken.



Vor uns liegt ein Prospekt der Firma Hugo Mosblech, Köln-Ehrenfeld, die den Bau solcher Apparate als langjährige Spezialität betreibt und eine neue Imprägnier-Anlage laut nebenstehender Abbildung auf den Markt bringt. Bei dieser Anlage, die zum Patent gemeldet ist, findet ein neues Verfahren Anwendung, indem eine doppelt wirkende Pumpe das zu sättigende Wasser wiederholt durch einen sogenannten Strahlsättiger treibt, in welchem es mit der zutretenden Kohlensäure in die innigste Berührung gebracht wird. In einem besonders dafür eingerichteten Mischzylinder wiederholt sich alsdann nochmals der Sättigungsprozess, so dass ein Getränk von nicht zu übertreffendem Kohlensäuregehalt erzielt wird. Es findet ferner eine luftfreie Imprägnierung statt, was die Getränke wesentlich verbessert.

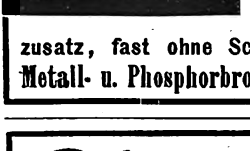
Eine sinnreiche Vorrichtung, die sogenannte automatische Niveau-Regulierung, ermöglicht ferner, dass der Apparat ununterbrochen in Betrieb bleiben kann und keinerlei Beaufsichtigung und Bedienung erfordert.

Wenn so dieser Apparat alle Vorbedingungen für die Fabrikation eines stark gesättigten Getränkes von hervorragender Qualität erfüllt, so ist es andererseits nicht weniger wichtig, dass das Getränk beim Abfüllen nichts an Qualität und Kohlensäuregehalt einbüsst.

Die obengenannte Firma hat es sich deshalb zur Aufgabe gemacht, zweckentsprechende Abfüllapparate zu bauen, die diesen Anforderungen gerecht werden. Soeben kommt die Firma mit einer neuen Abfüllmaschine auf den Markt, bei deren Konstruktion das bewährte Gegendrucksystem Anwendung gefunden hat und die sich besonders zum Abfüllen von hochimprägnierten, kohlensäurehaltigen Getränken eignet, da damit ein vollkommen ruhiges und absolut verlustfreies Abfüllen selbst stark schäumender Limonaden erzielt wird.

Als letzte Neuheit bringt die Firma eine Maschine zum Füllen von Kugelverschlussflaschen für Kraftbetrieb auf den Markt. Diese Maschine stellt einen Rekord auf dem Gebiete der maschinellen Füllung von Kugelverschlussflaschen dar und erzielt eine Höchstleistung von 20000 Füllungen in 10 Stunden. Die beiden auf einer sich drehenden Scheibe angeordneten Füllorgane mit Flaschenklemme treten beim Umlauf der Scheibe in Tätigkeit, so dass der bedienende Arbeiter nur das Einsetzen und Herausnehmen der Flaschen zu besorgen hat. Weitere Einzelheiten sind aus dem von der Firma Mosblech in Köln gern gesandten Katalog zu ersehen.

LAGER-WEISSMETALLE.



Spezial-Marke ALBION Ges. gesch. No. 131794 bestbewährte und preiswerteste Legierung für hohe Beanspruchungen.

Jede andere Legierung nach meiner Liste oder nach kleinen Mustern sehr preiswert.

Ia Modellmetall mit Wismuthzusatz, fast ohne Schwindung, aussergewöhnlich leichtflüssig.

Metall- u. Phosphorbronce-Giesserei C. H. Raue, Dresden 28 r.

Ingenieur-Akademie
Wismar a. d. Ostsee
für Maschinen- u. Elektro-Ing. Bau-Ing. und Architekten.

Gersbach, Dressur u. Führung des Polizeihundes Mk 3.
Most. Leitfaden für die Abrichtung des Polizei- u. Schutzhundes Mk 4.50
Porto 20. Ausland 40 Pfg. pro Expl.
Reich ill. Katalog kostenfrei
G. L. BATZ Mannheim 74

Meisenbach, Riffarth & Co
Graphische Kunstanstalten & -druckereien
— Berlin-München-Leipzig —
Druckplatten
ein- u. mehrfarbig für Zeitungen u. illustr. Werke
Druckausführung
von Katalogen, Prospekten, illustriert. Werken
Kunstblätter
in Kupferdruck, Diplome, Wandschmuck, Ansichten von Fabriken, Interieurs etc.

Interessantester Schirm- und Stockschirm-Spezialitäten-Katalog.
Schirm-
Hugendubel Co., Ulm a. D. 52.

Bahr's Normograph

Schriftschablonen. D. R. P. Auslandspatente. Nach Urteil d. grösst. Firmen das Prakt. z. Beschriften v. Zeichnungen, Plakaten, Tabellen usw. 1. Gerade Blockschrift, 2. Schräge Blockschrift, 3. Zierschrift.
100000 St. i. Gebr. Prosp. kostenl.
P. FILLER, Berlin S. 42,
Moritz-Strasse 18.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Wienerin

Gemälde von Wilhelm Viktor Krausz

Digitized by Google

Velhagen & Klasings
Monatshefte
Herausgeber: Hanns von Zobeltitz
und Paul Oskar Höcker

XXVIII. Jahrgang 1913/1914 Heft 2. Oktober 1913

Marion Flora. Roman von Hans von Hoffensthal

(Fortsetzung)

„Mama versteht nichts von den Gütern," begann Gabriele ganz kurzen und sachlichen Tones die Unterredung, „und kümmert sich nicht darum. Ich verstehe auch noch nicht viel", sagte sie nachlässig, indem sie sich setzte und auch ihn damit aufforderte, Platz zu nehmen, „aber ich werde mich wohl einarbeiten und bin, vorläufig, auf der Hut."

„Vor eingebildeten Feinden, wie es scheint," erwiderte Walter und lächelte dabei.

„Wieso?"

„Nun, es könnte Ihnen nämlich gar gleich sein, ob unsere Pächter durch Ihre Güter fahren oder nicht."

„Nein, Herr von Isser, das ist uns eben nicht gleich, ebensowenig wie dies, daß Sie im Frühjahr bei St. Anton das Wasser fingen und in Ihre Güter leiteten. Sollte uns das etwa auch gleich sein?"

„Verzeihung, Baronesse, wir hatten dazu das Recht."

„Das wird sich erst zeigen."

„Das ja. Aber muß es denn erst bei Gericht entschieden werden? Könnten wir uns nicht vorher einigen?"

Gabriele verzog spöttisch die Mundwinkel.

„Wer hat denn eigentlich die Angelegenheit vor den Richter gezerrt? Doch Sie."

„Wie ich Ihnen schon sagte, in meiner Abwesenheit Mama. Und dann, Baronesse, ich hatte bisher noch nicht das Vergnügen, Sie persönlich zu kennen, — denn nun, scheint mir — kann's nicht so schwer sein, ohne Streit auszukommen."

„Ich bin neugierig. Machen Sie, bitte, Vorschläge."

„Schön. Also wir verpflichten uns, Ihnen einen Teil des Kaltererbüchelwassers zu überlassen, dafür, daß Sie die Durchfahrt freigeben."

„Sie gehen nicht gerade weit. Denn Ihr ganzes Entgegenkommen besteht darin, uns einen Teil von dem anzubieten, was uns das Gericht ganz geben wird."

„Wenn Sie siegen," gab Walter zurück.

„Das werde ich auch. — Übrigens, Sie lachen nur und nehmen die ganze Angelegenheit wenigstens mir gegenüber gar nicht ernst. Ist es deswegen, weil ich kein Mann, sondern ‚nur' eine Frau bin?"

„Vielleicht."

„Wie, Sie denken so gering von uns?"

„Nicht so gering; so hoch."

„Das verstehe ich nicht. Sie geben vor, von den Frauen hoch zu denken, und halten sie dabei nicht für wert, irgend etwas ernsthaft mit ihnen zu besprechen?"

„Alles, was Sie wollen, Baronesse, nur nicht trockene Grenzstreitigkeiten."

„Zu denen Ihre Ansprüche die Veranlassung gegeben haben."

„Sie fangen wieder an."

„Also lassen wir es, wenn es Ihnen so mißfällt, und erzählen Sie etwas anderes!"

„Gerne. Aber vorher eine Frage. Was machen Sie dann, wenn Sie morgen bei der Verhandlung verlieren?"

„Wenn?"

 Copyright 1913 by Velhagen & Klasing.

Digitized by Google

„Ja, wenn Wasser- und Durchfahrtsrecht mir zugesprochen werden?"

„Unmöglich."

„Gesetzt den Fall — dürfte ich dann jemals wieder zu Ihnen zum Tee kommen?"

„Nein," sagte sie und bemühte sich dabei recht ernst auszusehen.

„Es wäre also ein für allemal mit unserer Freundschaft aus."

„Freundschaft? Die noch gar nicht besteht?"

„Weil Sie so widerspruchsvoll sind."

„Nein Sie, ganz abscheulich rechthaberisch sind Sie."

„Und möchte so gern nachgeben."

Er hatte während des Gespräches immerzu auf ihren Mund gesehen, einen Mund, der dem Gesicht den entscheidenden Ausdruck gab. Er war groß, auch in der Mitte nicht ganz voll, gegen die Winkel zu aber von einer solchen Weichheit, die noch besonders dadurch gesteigert wurde, daß sie die Lippen nur sehr ruhig und wenig öffnete. Und es schien, als ob alles, was sie sagte, auch das, was ein wenig herb klang, aus einer ganz gleichmütigen und anteillosen Seele käme, einer Seele, unfähig, sich jemals zu erregen.

⁂ ⁂ ⁂

Der Bezirksrichter in Kaltern hatte den Erben nach den Freiherr von Hessingschen Gütern das alleinige Wasserrecht auf dem Valentinbüchel zugesprochen und den Isserschen Erben die Durchfahrt durch Gandeggsche Güter abgesprochen, in beiden Fällen also zugunsten Gabrieles entschieden.

Walter von Isser hatte den Urteilsspruch fast ein wenig lächelnd, mit einem — so schlecht ihm als dem Unterlegenen das stand — triumphierenden Seitenblick auf seine schöne Gegnerin entgegengenommen, hatte ihr nach der Verhandlung spöttisch zu ihrem „unverdienten Erfolg" gratuliert und war nach höflichem Verabschieden von der Baronin und Gabriele wieder auf den Ritten zurückgekehrt.

Aber damit war die Angelegenheit noch nicht beendet. In sein Leben, in dem bis vor kurzem die Frauen keine nennenswerte Rolle gespielt hatten, waren innerhalb weniger Wochen zwei Mädchengestalten getreten, Marion Flora, deren anmutiges und gütiges Bild in ihm eine süße Verliebtheit erregt, und Gabriele von Hessing, deren herbe, kühle Schönheit auf ihn einen so sonderbaren Eindruck gemacht hatte, daß er sich so rasch nicht zurechtfand. Hatte er schon beim ersten Zusammensein mit Marion den freundlichen Zauber gespürt, der von diesem hübschen und feinsinnigen Mädchen ausging, und bald schon, nach wenigen Worten, sich gewünscht, sie wäre ihm gut, sich gesehnt, diese liebe Stimme, das Lächeln dieser schönen Augen gelte ihm, in viel kürzerer Zeit, viel gewaltsamer und heftiger hatte Gabrieles Erscheinung, ihr stolzes, selbstbewußtes Auftreten, die Unnahbarkeit ihres Wesens, eine kühle Art, die von Entgegenkommen und Zärtlichkeiten nichts zu wissen schien, auf ihn eingewirkt. Und das, was er noch nie vor einem Mädchen, trotz aller Verliebtheit auch nicht vor Marion empfunden hatte, empfand er dunkel und wie ein Unbehagen: Lieben zu müssen, auch wenn nie Gegenliebe dafür ihn lohnte. Noch war er sich dieser Gewalt, die auf ihn eindrang, nicht bewußt, und da er an Marion noch zärtlich dachte, schien es ihm, als hätte ihn der Anblick Gabrieles nur flüchtig erschreckt, ein wenig aus seiner Ruhe aufgerüttelt, so wie ein Sturm irgendwo mitten in einem See ausbricht, den friedlichen Spiegel vorübergehend trübt, dann aber wieder verebbt und den alten, sonnig hellen Bildern wieder ihr gutes und freundliches Recht gibt. Und so wehrte er denn, um die bisher genossene glückliche Ruhe wieder ungestört zu empfinden, recht mit Absicht alle Gedanken und Erinnerungen an das schöne Mädchen von Gandegg gewaltsam ab und nahm sich vor, ihr Bild in sich zu verwischen und damit zu vergessen. Und in der leisen Angst, ob ihm das wohl gelingen könnte, redete er sich ein, das sei nur in den ersten Stunden, nachdem er unmittelbar von dem verführenden Bilde kam, noch schwer, dann aber, wenn er erst Marion wiedergesehen hätte, ganz mühelos und leicht wie eine Selbstverständlichkeit.

Aber gerade darin täuschte er sich vollends.

Denn als er Marion wiedersah und mit all der Freude, sie wiederzusehen und in ihrem Anblick Glück und Ruhe des Gefühls wiederzuerhalten, auf sie zuging, da versagten alle die Kräfte, auf deren Hilfe er gebaut, ihren Dienst.

Marions Gestalt, diese weiche, schmieg-

Digitized by Google

same Mädchengestalt, die ihm entgegenging, war schön. Und doch, da sah er rückwärts die Gestalt Gabrieles, ein wenig voller, erblühter, nur ein geringes größer, noch ebenmäßiger, kühner. Aber diese Gestalt rührte sich für ihn nicht. Marions liebes, braungoldenes Gesicht, das nun in der Wiedersehensfreude warm und sonnig strahlte, lächelte ihn an und war in seinem Glück doppelt schön. Aber ein Stück dahinter, neben einem Stamm, blickte das Gesicht Gabrieles ihn an, kühl, ohne Lächeln, mit gleichgültigen Augen und jenen nur so wenig geöffneten Lippen, die eben gesagt hatten: „Freundschaft? Die noch gar nicht besteht."

Und so kühl, so anteillos diese Stimme geklungen hatte, ihr gleichgültiger Ton verdrängte doch das glücklich warme Plaudern, mit dem Marion ihn jetzt begrüßte, und drängte sich zwischen die herzlichen Worte, die sie, froh, ihn wiederzusehen, ihm sagte.

Da nahm er sich mit festem Willen vor, jenen Bann, den er aus der Ferne in sich mitgebracht hatte, loszuwerden, und plauderte mit Marion so gütig und so herzlich er nur konnte.

Lächelnd hörte sie ihm zu. Und da er sie ein Stück weit begleitete und sich so teilnehmend nach allen ihren Interessen und kleinen Freuden erkundigte, in einem Ton, der ihr zeigen sollte, wie lieb er sie habe, schwand bald vor ihrer Arglosigkeit die jähe Angst, die sie bei seinen ersten, zerstreuten Worten gepackt hatte. Und sie schalt sich selbst und bat es ihm im stillen ab, daß sie nur einen Augenblick gedacht hatte, etwas Fremdes, Kaltes, Unheimliches sei mit einem Male zwischen ihnen.

⁂ ⁂ ⁂

Der Sommer geht dem Ende zu.

Die Linden haben ausgeblüht, tragen ihre kleinen, kugeligen Früchte und setzen dahinter schon wieder winzige Knöspchen an, fürsorgliche, beruhigende Vorbereitungen für die nächste frohe Blüte. Das Laub hängt ganz dicht, saftig und prall. Nur ein bißchen andere Farbe hat es bekommen, ein wenig anders ist das Grün geworden. Pflücke ein Blatt und schaue es tausendmal an. Du findest den Unterschied gegen früher nicht. Aber alle die Millionen Lindenblätter zusammen sind miteinander übereingekommen, eine sattere Nuance von Grün zu tragen und dazu ein Quentchen Rot, und nun, wenn die Sonne im Untergehen noch einmal durch alle die Äste scheint, grüßt es rot und golden in all dem grünen Schmuck zurück. Und dann ist es, daß nicht nur die Dolomiten, sondern auch die Bäume — die Linden und Lärchen am allerschönsten — glühen.

Aber wenn die Zeit da ist, gehen manche Freunde des Sommers mit diesem mit. Die Speiern sind ja schon lange fort, aber nun fliegen auch die kleinen Schwalben. Und eines Tages schweigt das Zwitschern auf den Gesimsen und in den hohen Bäumen, und eines Tages schweigt das Zwitschern auf den Wiesen, auf allen Wegen und im Wald, das muntere Lachen und Zwitschern auf allen Kinderspielplätzen, und die Kinder, die in die Schule mußten, zogen fort, hinab in die Stadt und nahmen Eltern und Geschwister, auch das plappernde, allerkleinste Jungvolk von Schwesterchen und Brüderchen, für das noch keine Fibeln gelten, mit.

Das Kinderlärmen ist verstummt, über die Spielplätze trotten nur ein paar diebische Bauernbuben und suchen vergessene Bälle — und doch sind noch genug Häuser, auch solche, in denen sommerüber Kinder mit roten, erhitzten Gesichtern aus- und einstürmten, bewohnt. Vom Fließer sitzen gleich drei Krausköpfe in der Schule, und doch sind der Rudl Fließer und seine runde Frau noch hier, die Wunderegger haben ihre zwei lustigen Lausbuben, die Mölzer ihren einzigen Kurt gerade installiert und freuen sich nun mit den Thirler und Seeber und Antholzer um die Wette der ruhigen Stunden. Und wenn es auch Frau Hauensteiner zuerst für undenkbar hielt, ihr siebenjähriges Gretele allein Lisa, dem Kindermädchen in Bozen, anzuvertrauen, ihr Mann fand das Leben zu zweit, in dem er nicht immer erst lang nach dem Kinde kam, wieder einmal famos, und Frau Babette Hauensteiner, geborene Zweifele aus Bregenz, die gute Nachrichten von Lisa erhielt, fand es auch.

Und mit ihr freuten sich alle die anderen Mütter, die ihre Kinder versorgt und aufgehoben wußten, freuten sich alle die älteren Frauen, deren Kinder schon alle Schulen hinter sich hatten, freuten sich die jungen

Digitized by Google

Frauen, die noch mit Wickelzeug zu tun oder süße kleine Bettnässer an ihren Kleidern hängen hatten, und freute sich alle die ledige Jugend.

Schön waren ja diese Tage.

Mild und licht, von hellen Winden erfrischt, kamen die Morgen über die Seiseralpe, schlugen weiche Akkorde in den Ästen der Föhren, die, wie Harfen ihre Saiten, ihre Zweige dem Wind zu einem kleinen Lied entgegenhielten, — Mittage rauschten herauf, Bienengesumm in weiten Buchweizenfeldern, Wellengekräusel in spätem Hafer, ein letzter Ernteton in goldiger Gerste, und da und dort in Busch und Hain ein ungeschicktes, erstes Lied von einem flüggen Vogel.

Es leuchten die Abende. Mit blutigem Rot drüben auf den kahlen Felsen, mit Gold und Rot und Braun auf Föhrenstämmen und in Lindenkronen und mit einem tiefen Gelb in der Seide der fahnenschwingenden Lärchen.

Und Nächte kommen, Nächte wie heimliche Versprechen, wie süße Segnungen, tiefe Atemzüge froher Bäume, noch immer Grillenklingen in allen Wiesen, der Ziegenmelker schwermütig stiller, dumpfer Schrei.

Und da und dort bei den Häusern noch ein waches Licht, das in das Dunkel grüßt, ein fröhliches Lachen eines, der vom Sommer noch erzählt, ein fernes Rufen, eine Geige lockt, ein Mädchen singt zur Gitarre.

Spät nachts wird es erst ganz still.

Aber in einer dieser Nächte kommt der Herbst.

⁂ ⁂ ⁂

Marion begriff nicht, wie und woher es gekommen. Aber das Fremde, das sie zwischen sich und Walter gefühlt hatte, war doch da.

Ein Unbestimmtes, Unheimliches, das sich durch kein gesprochenes Wort verriet, eher dadurch, daß manche Worte nicht gesagt wurden. Es war vieles so sonderbar, so rätselhaft verändert. Wenn Walter neben ihr ging — und mochte er auch ganz dicht neben ihr gehen —, ihr schien, als sei er viel weiter fort; ihr kam es vor, als wäre zwischen ihnen eine fremde Wand. Sie hörte seine Stimme, und mit dieser Stimme zugleich klang ein anderer Ton, der boshaft flüsterte, so daß sie ein paarmal eine Frage oder ein paar Sätze von ihm überhörte, da sie zerstreut grübelte und immerzu lauschen mußte, was diese fremde, andere Stimme sprach. Aber so sehr sie sich anstrengte, den Sinn dieses fremden Flüsterns verstand sie nicht.

Bevor er nach Eppan gefahren war, hatte er ihr versprochen, sie an einem der Tage zur Anglerhöhle zu führen, einem in steilem Föhrenwald versteckten Felsriß, zu dem er einen schmalen Pfad wußte. Als sie ihn jetzt, da er selbst nicht darauf zurückkam, an das Versprechen erinnerte, äußerte er mit einem Male Bedenken. Der Weg sei doch wohl zu schlecht, und möglicherweise — nun ja, es sei auch Jahre her, daß er nicht mehr dort gewesen — fände er gar nicht mehr das im Busch versteckte Tor.

Er wollte auch andere heimliche Wege nicht mehr wiederfinden. Und von Tag zu Tag schien es der ängstlich Beobachtenden, der die geringsten dieser Veränderungen auffielen, deutlicher, daß er vermied, mit ihr allein zu sein. Gerade so, als fürchte er eine Frage, was denn mit ihm sei.

Doch einmal, als es sich traf, daß sie nach Sonnenuntergang in den Menzenanlagen allein waren, ward sie an allen Zweifeln, ob er sie nicht mehr liebe, wieder irre. Denn da nahm er sie, so wie sie neben ihm stand und in den verblutenden Westen sah, ganz zart und suchte ihre Hände und ihren Mund und küßte den ganz lange und ganz still und hatte dabei die Augen geschlossen.

Aber als er sie losließ, taumelte er fast und sprach auf dem Heimweg, den sie rasch gingen, nicht mehr ein Wort.

Und dann sah sie ihn wieder ein paar Tage nicht mehr, sondern hörte nur von Bine, er sei schon vorgestern dem Toni in die Geisler nachgefahren, der dort noch immer auf Gemsen jage.

Da wußte sie, daß es bis hinüber zu den blassen, blauen, kühlen Felsen lange nicht so weit sei wie zu einem Herzen, das ihr entglitt. Und sie hörte, wie ganz tief drinnen in ihrer Brust etwas zu weinen anfing, nicht heftig und nicht zum Ende tröstlich befreiend, wie sie bei jenem Feste im Weiherwald geschluchzt hatte, sondern nur ganz still, heimlich. Aber das tat viel mehr weh. Denn es war, als wären diese unsichtbaren Tränen, die die Augen trocken

Digitized by Google

ließen, Tropfen eines scharfen Giftes, das Tropfen für Tropfen tief und schmerzhaft stechend auf ihr Herz niederträufelte, um es zu quälen.

⁂ ⁂ ⁂

Als Walter nach nur dreitägiger Jagd auf den Ritten zurückkam — es war schon Abend, während er über den Kirchplatz dem Hause zuging — zog er sich bald nach dem Abendessen in sein Zimmer zurück und las und blätterte in den Güterakten.

In der Einsamkeit der Geislerhalden und der stillen Jagdhütte hatte er hin und her überlegt, wie er die Unruhe, die ihn seit der Begegnung mit Gabriele begleitete, bannen, oder wie er ihr, wenn sie nicht zu bannen war, ein Ende machen könnte. Und da nahm er sich vor, sobald als möglich die Quelle dieser Unruhe wieder zu sehen, sich in ihrer Gegenwart über Art und Stärke dieser quälenden Beunruhigung klar zu werden, und suchte jetzt in den Akten und Papieren nach irgendeinem Vorwande, mit dem er in Gandegg vorsprechen wollte.

Der Verliebte — war er denn das? — fand den Vorwand rascher als der Jurist. Denn während dieser sich mühsam aus allerlei Urkunden und Pachtbriefen einen kleinen Rechtsfall zusammensuchen wollte, entschied jener, daß es das Einfachste wäre, der Baronin geradeswegs irgendeine Änderung eines Besitzteiles anzutragen, sei es nun Kauf oder Verkauf. Da half aber wieder der Jurist, der einem Schreiben aus dem Jahre 1827 entnahm, daß sich damals einer der Gandegger Herren um eine kleine Randparzelle der Isserschen Güter bemüht hatte, vom Isserschen Großvater aber abgewiesen worden war. Diese Parzelle wollte er Gabriele anbieten, zum Kauf oder, um das Angebot besser zu begründen, gegen eines der von ihm kürzlich verlorenen Rechte.

Er war sich eben darüber schlüssig geworden, als er von nebenan — dem Schlafzimmer der Schwester — eine Stimme hörte, die ihn aufhorchen ließ.

Drüben war es, als ob jemand — das konnte nicht Bine sein — mit lauter Stimme spräche, mit einer Stimme, die ganz gleichmäßig klang, immerzu spräche, vor einem Zuhörer, der kein Wort erwiderte.

Er erhob sich und ging ganz leise an die Tür.

Dort hörte er, daß die Stimme doch die seiner Schwester war und nur in der hohlen Einsamkeit dieser Nacht fremd geklungen hatte, und verstand nun auch ein paar Sätze, aus denen er erkannte, was da drüben vorging.

Bine hatte die paar Briefe ihres Geliebten in der Hand und las ihrem Herzen daraus vor, langsam, daß ihre Sinne sich den Fernen dabei vorstellen konnten, und mit einer lauten Stimme, mit der sie manche Eigentümlichkeiten des Nievergessenen nachahmte, um durch ihr Ohr ihr armes Herz ein wenig zu betrügen, das sich so nach einem gesprochenen Wort von ihm sehnte.

⁂ ⁂ ⁂

Die alte Baronin merkte sofort, daß Herr von Isser diesmal nicht mehr der Güter wegen in Eppan war. Da benutzte sie denn die Stunde, die sie mit ihm allein im Salon saß, dazu, ihn ein wenig auszuholen, da und dort eine Sonde anzulegen, kleine Zwischenfragen nach Familie, Verwandten, Avancementsverhältnissen zu stellen, und tat, nachdem sie das Wesentlichste, was sie nicht schon wußte, erfahren, wieder so, als wäre es alles nur ein höchst gleichgültiger Plausch.

Gegen Mittag sagte sie etwas davon, daß er wohl zu Tisch bleibe, in einer Stunde werde gespeist, ganz einfach — und wenn er indessen vielleicht einen kleinen Rundgang unternehme, so sei bis ein Uhr auch ihre Tochter, die Besuche machte, zurück.

Kurze Zeit, nachdem er gegangen, kam Gabriele. Die Baronin rief sie sofort zu sich.

„Also, Gabriele, mach' mir nur diesmal keine Schwierigkeiten. Es ist eine vorzügliche Gelegenheit, ein hübscher Mann, elegant, Familie, Vermögen, ich möchte wirklich wissen, was dir diesmal nicht paßt."

Das Mädchen hatte sich ganz ruhig der eifrig redenden Mutter gegenübergesetzt und gab nun mit einem gleichgültigen Lächeln zurück: „Aber Mama, mir paßt ja alles. Ich weiß nur eins nicht."

„Ja, was kann das wohl sein? Sein Beruf? Doch glänzend. Die Stadt, himmlisch —"

„Nein, laß mich doch ausreden. Ich weiß nur nicht, von wem du eigentlich sprichst."

Digitized by Google

„Aber das weißt du doch, daß Herr von Isser hier ist —"

„Woher? Ich kam von Freudenstein. — So," fügte sie nachdenkend hinzu, „also unser Nachbar ist hier?"

„Ja, er kommt zu Tisch. Mach' dich zurecht, das blauseidene Krepp, ich denke immer, das kleidet dich am besten."

„Nun, wenn er schon so Eile hat, hängt's vom Kleid auch nicht mehr ab. Was sagte er denn eigentlich? Kam einfach und hielt um mich an?"

„Wo denkst du hin? Nein, nein, vom Anhalten war noch nicht die Rede. Deswegen sagte ich ja, du sollst keine Schwierigkeiten machen. Sei ein bißchen liebenswürdig, nicht wie gewöhnlich so ablehnend, womit du dir alle vom Leibe hältst."

„Lorm meinst du vielleicht. Ich sagte dir schon, er ist mir zuviel Bauer —"

„Ja, aber Baron Leiner, der hat doch gewiß nichts vom Bauer an sich"

„Dafür alles von einem Hochstapler."

„Aber hier, Herr von Isser, was hast du gegen ihn?"

„Gegen ihn? Nicht das geringste —"

Die Baronin war so erfreut, daß sie ihr Kind in die Arme schließen wollte. Aber Gabriele wehrte ab und sagte in ihrer unveränderlichen Ruhe: „Gott, Mama, du zerdrückst mir die Frisur wegen nichts und wieder nichts. Noch bin ich übrigens gar nicht verlobt, und wenn ich es wäre, so was Besonderes finde ich nicht daran."

„Ja, wärst du denn nicht glücklich, wenn ein solcher Mann um dich anhielte?"

„Glücklich?" Sie hob lässig die Schultern. „Ich weiß nicht. Ich liebe ihn ja nicht. Aber ich sage ganz offen, daß ich jedem dankbar bin, der mich aus diesem Horizont in annehmbare Verhältnisse, in eine Großstadt führt."

„Und denk' nur, Wien!"

„Ja freilich denk' ich an Wien. Das scheint mir eben auch das Entscheidende."

„So nimm dich also, bitte, recht zusammen. Und mach' dich hübsch, ein bißchen rasch, nicht wahr? Und wenn du fertig bist, komm in mein Zimmer, um mir zu helfen; auch ich will vor Tisch noch Toilette machen. Ich nehme das Grausamtene mit Spitzen und dann — sei so gut, hol' die Kassette — nein, du als Mädchen, beinahe hätte ich gesagt, als Braut, besser keinen Schmuck, aber für mich die kleinere Reihe Perlen."

⁂ ⁂ ⁂

Das Mittagessen verlief heiter und angeregt. Bald nach Tisch zog sich die Baronin zurück — Mama sei seit Jahren gewöhnt, ein Stündchen zu ruhen — und Gabriele ging mit dem Gast hinab auf die Terrasse.

Der Diener kam mit schwarzem Kaffee, Likör und Zigaretten, servierte unter den Zedern, und seine Schritte verloren sich wieder über den knirschenden Kies und drüben im Schlosse.

Gabriele lehnte sich zurück.

„Wenn es schon sein muß, daß Sie mit einer geschäftlichen Anfrage — wie Sie mir vorhin drohten — unsere gemütliche Siesta stören müssen — dann bitte, tun Sie es gleich. Und wir reden später von etwas Besserem."

„Nun, Baronesse, wenn Sie so sehr gegen geschäftliche Unterredungen sind, dann lassen wir diese auf später."

„Damit Sie mich plötzlich, wenn ich ganz etwas anderes denke, wieder an die Güter erinnern? Nein, lieber Herr von Isser, das Wichtigste zuerst."

„Das Wichtigste? Mein Gott, so wichtig ist mein Vorschlag gerade nicht. Es handelt sich mir nur darum, Ihnen ein Stück Rebgrund, denselben, den seinerzeit Ihr Herr Großvater von meinem Großvater kaufen wollte, zum Kauf oder Tausch anzubieten."

Er hatte den Satz noch nicht ganz vollendet, als sie laut und fröhlich lachte. Und lachend sagte sie: „Nein, kaufen werde ich nichts, und tauschen — gegen was? Nein, nein, Herr von Isser, was Sie für Einfälle haben, Sie müssen sich etwas Vernünftigeres ausdenken."

„Baronesse," sagte er, „ich will ganz ehrlich sein und Ihnen gestehen, daß ich auch nicht deswegen gekommen bin."

„Sondern?"

Sie stellte sich ganz harmlos, in diesem Augenblick viel neugieriger, als sie auch dann gewesen wäre, wenn Mama sie nicht schon vorbereitet hätte.

„Sondern?"

Er war schon nahe daran loszubrechen: ihr ganz unverhüllt zu sagen, daß er keine Ruhe mehr gehabt, bis er sie wieder-

Digitized by Google

gesehen, daß er so viel an sie denken und nun hierher hätte fahren müssen, — um über sich selbst ins klare zu kommen. Er hatte das alles herausstürzen wollen, einen Augenblick lang, in dem der Zauber, den das schöne, stolze Mädchen auf ihn ausübte, ihn fast überwältigte und beinahe alle Zurückhaltung, die er sich doch vorgenommen, über den Haufen gerannt hätte. Aber er faßte sich noch und schlüpfte gewandter, als er sich dies zugetraut, auf einem Seitenpfad wieder in ein unverfängliches Thema.

„Sondern nur, um Ihnen als Nachbar meinen Besuch zu machen; es ist wohl auch der letzte, da ich in acht Tagen schon wieder nach Wien muß."

In Gabrieles Gesicht war nicht eine Spur von den Überlegungen zu sehen, die, rasch und geschmeidig der Wendung der Situation folgend, in ihr vorgingen.

Sie blieb ruhig, und nur der Ton ihrer Stimme war mit einem Male viel weicher und freundlicher.

„Ich danke Ihnen. Ich freue mich, Sie noch einmal zu sehen."

Dieses erste herzliche Wort, das Walter aus diesem Munde gehört, warf eine Bresche in seine so mühsame Zurückhaltung. Er sah sie dankbar, glücklich an, ward fast verwirrt unter dem Blick, den sie ihm aus ihren ruhigen, grauen Augen zurückgab, und sagte nun ein paar eilige, ziemlich verlegene Worte. Daß er das Gedenken an sie auch nach Wien mitnehmen werde, wie froh er wäre, wenn ihm auch dort Gelegenheit gegeben wäre, sie dann und wann zu sehen. „Aber," dabei sah er sie wieder sehnlich und unruhig an, „Sie lieben wohl nicht Wien, Sie, die so friedlich hier am Lande leben?"

„Ach, sagen Sie das nicht," gab sie zurück und neigte sich ganz unmerklich ihm zu. „Wien, die Stadt, wo ich leben möchte!"

Er fühlte einen Augenblick den warmen Hauch ihres Mundes, sah, daß sie die Augen fast geschlossen hatte, und griff in demselben Augenblick wie willenlos, von ihrer Gegenwart betäubt, nach ihrer Hand.

Sie ließ sie ihm. Ihre Augen schlossen sich ganz, ihr Kopf sank ein wenig nach vorne und ihm zu, die Hand, die er in ihrem Schoße hielt, gab den Druck zurück. Und leise, mit einer Stimme, die aus halbgeöffneten Lippen kam, sagte sie: „Finden Sie nicht, daß wir füreinander bestimmt sind?"

Ein Wirbel drehte sich in seinem Kopfe. Sein Mund kam den Lippen entgegen, die sich ihm zag und scheu boten, und ganz vorsichtig, still und scheu küßte er, völlig verwirrt, an diesen Lippen vorbei, zuerst die Wange und dann einen ganz ruhigen, kühlen Mund.

Es dauerte nur Augenblicke.

Dann erhob sich Gabriele, schien zu erschrecken über das, was mit ihr geschehen, faßte sich aber rasch, lächelte und sagte: „Nun, komm, wir wollen es Mama sagen, daß wir uns verlobt haben."

⊠ ⊠ ⊠

Es zeigte sich, daß die Baronin, wenigstens heute, nicht geschlafen hatte. Denn sie kam auf Gabrieles Klopfen augenblicklich in bester Toilette aus ihrem Zimmer, mit der kleinen Riviere um den schmalen Hals, lächelnd, völlig bereit, den Schwiegersohn zu begrüßen.

⊠ ⊠ ⊠

Marion empfing den Schlag ganz aufrecht und brach nicht unter ihm zusammen.

Sie hatte sich eines Nachts von einem Feste, bei dem sie glückselig und unter sternenhellem Himmel mit dem Geliebten getanzt hatte, weggestohlen, in das Dämmer der Bäume hinein, um dort zu weinen. Sie hatte eine Woche später geweint, als sie zwischen sich und dem Geliebten auf einmal dieses Fremde, Unfaßbare gespürt hatte, ohne zu wissen, was es wohl sei, — aber jetzt, da sie genau und klar wußte, was ihr den Geliebten genommen, jetzt weinte sie nicht.

Gerade, aufrecht stand sie, und auch das stille Weinen, das sie eines Nachts tief drinnen in ihrem Herzen gehört, war ruhig. Denn da drinnen, tief da drinnen, wo bisher das warme, rote Herz gepocht, war es ihr ein paar Stunden lang, als wäre da nichts mehr, nur ein harter, schwerer Stein.

Aber das Herz war nicht tot. Nur gedemütigt war es, zage war es geworden, und bang, in seinem Elend sich laut zu rühren. Aber leise, unermüdlich klopfte es fort.

Es war ihm Weh widerfahren, ein Schlag gerade von der Hand, für die es

Digitized by Google

am zärtlichsten fühlte, es war von dem Menschen verlassen worden, den es selbst nie verlassen wollte.

Als Marion die Nachricht von Walters Verlobung hörte, war es schon Abend. Vater hatte die Neuigkeit von Frau Luisl gebracht, und er, der nicht wußte, wie es um sein Mädchen und Walter vor kurzer Zeit noch gestanden, saß im Zimmer vor ihr und erzählte ihr ruhig und gleichmütig, wie froh Frau Luisl sei, daß ihr Sohn ihr nun eine Schwiegertochter ins Haus brächte.

„Das Mädchen soll auch wirklich sehr schön sein," erzählte er weiter, „groß und von wunderbarer Gestalt; nun, etwas muß ja an ihr sein, daß er sich so eilig in sie verliebte. Denn, denk nur, Marion, beim zweiten Zusammensein hielt er schon um ihre Hand an."

„Und liebt sie ihn sehr?"

Marions Stimme klang ein wenig tonlos, nicht so, als beschäftigte sie sehr ihre Frage, mehr als sei sie müde.

„Das kannst du dir denken, eine junge Braut! Und er ist auch zum Gernehaben, ein lieber und ein guter Mensch."

Marion sagte nichts mehr und verabschiedete sich bald und ging in ihr Zimmer. Dort setzte sie sich ans Fenster und sah hinaus.

Das alte Florahaus oben neben der Kirche lag im tiefen Schatten, und nur ein Fenster war beleuchtet und sah wie ein kleines rotes Auge in die Nacht. Dort saß er wohl jetzt und hatte vielleicht ein Bild der Braut vor sich auf dem Tisch und sah diese Züge an und lächelte dabei, während er an sie dachte. Aber daß da einen Ruf weit von seinem Fenster eine andere saß, die ihn mehr liebte, als ihn diese Fremde je lieben könnte, daran dachte er jetzt wohl nicht. Oder wollte es nicht denken.

Vergessen und beiseite geschoben. —

Sie spürte, wie der Schmerz wieder so plötzlich über ihr armes, gepeinigtes Herz kam, seufzte einmal ganz heftig auf und empfand die liebloſe Einsamkeit, in die sie nun zurückgestoßen war, so bitter und so weh. Wenn sie nur jetzt einen Freund, eine Freundin bei sich hätte, einen lieben Menschen, an dessen Brust sie sich lehnen und dem sie alles sagen dürfte, von ihren enttäuschten und zerbrochenen Hoffnungen und ihrer bitteren Verlassenheit. Doch niemand war da.

In einer wehen Verzagtheit schloß sie die Augen. Aber nun war es, daß Stimmen an ihr Ohr drangen, Stimmen, die sie bisher nicht gehört. Und als sie nun aufhorchte, hörte sie, wie die Ruhe der Nacht draußen nur ein Trug war, und hörte, wie es allenthalben in der Dunkelheit sich rührte und regte — leise schluchzte, still bebte, greinte und weinte. Und da wußte sie voll Trost, daß auch die Natur mit ihr diese erste, schwere, bange Nacht durchwachte, mit ihr litte und um den Frieden kämpfte, weil sie ja mit ihr eins war.

⁂ ⁂ ⁂

Walter war kaum einen Tag bei Mama und Schwester geblieben, lief schon am anderen Morgen wieder hinab in die Stadt und, da er bis zur Mittagspost nicht warten wollte, zu Fuß drüben die heiße Straße nach Gandegg. — Und als die Baronin den übernächsten Tag dazu bestimmte, Gabriele zum ersten Besuche der Schwiegermama zuzuführen, rannte er wieder nach ein paar Stunden Rast auf den Ritten zurück, um die Benne für die Gäste zu bestellen und Mama für den Besuch vorzubereiten.

Er war in einer glücklichen Eile, die ihm nicht Zeit ließ, viel über die jähe Veränderung nachzudenken, die durch die Heirat in sein Leben treten würde. Wenn er an Gabriele dachte — und sie war es ja ausschließlich, an die er dachte —, so geschah das durchaus nicht in jenem eindeutig klaren Glücksgefühl, in dem andere verliebte und verlobte Leute an ihre Braut denken. Denn so verliebt er war, so sehr ihn der Gedanke glücklich machen konnte, daß die Schöne, Herbe, Vornehme seine Frau würde, so sehr litt er darunter, daß sie auch als seine Braut so kühl, so ruhig blieb, als wäre ihre Herbheit einer schenkenden Zärtlichkeit gar nicht fähig. Es blieb ja merkwürdig, daß sie alle seine Aufmerksamkeiten wohl dankbar hinnahm, sich küssen, liebe Worte sagen ließ, nie aber liebe Worte noch Küsse zurückgab. Sie konnte die Augen schließen, wenn er sie voll Bewunderung ansah, und hielt manchmal die Augen geschlossen, wenn er sich über sie neigte, um sie zu küssen, und duldete es;

Digitized by Google

Schnitzeljagd. Gemälde von Prof. Angelo Jank

Digitized by Google

Digitized by Google

aber die Lippen, die er berührte, waren kühl, ruhig, wie anteillos, und schmiegten sich nicht einmal dem Kusse wieder. Und mitten in der Seligkeit, in der er war, wenn sie ihm ihre Lippen zum Kusse, ihre Hände zum Streicheln überließ, konnte sie plötzlich etwas ganz Gleichgültiges sagen, eine Frage nach der Wohnung, die sie in Wien nehmen, oder nach den Möbeln, die sie sich für den Salon anschaffen wollten. Ein paarmal rissen ihn solche Fragen ganz jäh aus dem Glücke, das sich seine Verliebtheit erträumt hatte, und befremdet mußte er sich fragen, ob denn in diesem wunderbar ebenmäßigen Körper gar nichts sei von Zärtlichkeit und Sichschmiegenwollen und Hingabe. Aber dann beruhigte er sich damit, daß diese Zurückhaltung nur mädchenhafte Sprödigkeit wäre, scheues Verbergen von Kräften, die wohl da waren, die sie als Braut nicht zeigen wollte, bis sie sie als Frau ungehemmt und in vollen, glühenden Gaben ihm schenken konnte.

Wenn dem so war, dann hieß es Geduld haben und warten. Denn da an dem Trauerjahr um den Baron noch fünf Monate fehlten, konnte im Februar erst die Hochzeit sein.

Die wurde auch — Gabriele drängte wie er — auf Mitte Februar vereinbart.

⁂ ⁂ ⁂

Der Besuch der jungen Braut im Florahause war vorbei, Frau Luisl war voll Herzlichkeit und Güte gegen das schöne Mädchen gewesen, und ebenso hatte Bine alles getan, um der Schwägerin den Weg auch zu ihrem treuen und lieben Herzen zu ebnen.

Walter hatte glücklich dabei gesessen, während seine Mama Gabriele an sich zog, ihr Haar liebkoste und ihr das silberne Brillantkreuz, ein Isserscheſ Familienstück, in die Hände drückte.

Dann war im engsten Kreise ein festliches Souper im Spiegelzimmer, nur sie fünf, ohne Reden, ohne große Vorbereitung, ein klein bißchen gezwungen freilich, da man sich noch recht wenig kannte, aber im Grunde doch herzlich, da jeder bestrebt war, dem anderen nur Liebenswürdiges zu sagen, nur Dinge, die ihn freuten.

Und am anderen Tage war Walters Urlaub zu Ende. Er begleitete seine Braut und ihre Mutter, neben der blumengeschmückten Benne hergehend, ein Stück gegen Bozen, machte dann aber eilig kehrt, um für seine eigene Abreise nach Wien noch alles in Ordnung zu bringen und sich von Mama und Bine zu verabschieden.

„Es ist fast gut," sagte Frau Luisl, die das alte Silber verräumte, „daß du nun wieder in deine Ruhe kommst. Denn die Hast der letzten Zeit war alles eher als eine Erholung. Du siehst auch ermüdet aus, gar nicht gut, was mich freilich bei der Hetzerei nicht wundert. An einem Tage hinüber nach Eppan und zurück und wieder hinüber."

„Verzeih, Mama, das passiert nicht wieder; man verlobt sich ja nicht zweimal."

„Nun ja, diese Wege sind begreiflich, obwohl du hättest ein Pferd nehmen können. Aber früher, vor der Verlobung, diese Jagden, zuerst ins Getrum, dann wieder in die Geisler. Du mutest dir einfach zuviel zu."

Walter lenkte ab.

„Sei nicht böse, Mama, auch das wird ja jetzt besser, da Gabriele gerade so wie du dagegen ist, daß ich die gefährlichen Gemsjagden mitmache. Und was du allein nicht verhüten konntest — einer Mama, und ist sie noch so lieb, folgt man ja doch nicht — das verhütet von jetzt ab meine Frau."

Er war im Zimmer auf- und abgegangen und blieb nun vor der Mutter stehen.

„Sag' selbst. Ist Gabriele denn auch nicht wie geschaffen, mir eine Frau zu sein, der ich alles, alles zu liebe tun kann? Sie ist so fein, so ruhig — ich weiß schon, was du vielleicht sagen willst — du meinst, etwas zu kühl. Aber sieh, Mama, das war ein wenig Geniertheit, da sie euch zum ersten Male sah und doch vielleicht auch ein bißchen Angst hatte, wie ihr sie aufnehmen würdet. Aber du warst ja so gut mit ihr, und dann, du wirst sehen, ein nächstes Mal wird sie schon viel weicher sein — so als wäret ihr gar nicht mehr ein bißchen ihr fremd. Und sie hat dich jetzt schon lieb, das sah ich, als sie mir heute auf dem Wege noch einmal das Kreuz zeigte, das du ihr geschenkt hast, es streichelte und mir auftrug, dir noch einmal dafür zu danken."

Frau Luisl hatte den Silberschrank ge-

Digitized by Google

schlossen und trat nun mit ihrem Sohn, der ihre Hand ergriffen hatte, an das Fenster.

„Siehst du, Walter, es ist mir lieb, daß wir noch darüber zu sprechen gekommen sind. Und es ist mir besonders lieb, daß du so gut von Gabriele denkst und sie gleich vorweg in Schutz nimmst, ohne daß jemand etwas gegen sie gesagt hätte. Es ist ja wahr, sie war ein bißchen kühl, so gar nicht wie andere Bräute, die ich gesehen, die vor Zärtlichkeit nicht wissen wohin. Aber ich denke mir, daß sie wohl eine von den herben Naturen ist, die sich erst langsamer anschließen, die nicht von Anfang gleich ihre Herzen geben und erst bei näherer Bekanntschaft ihre Wärme zeigen. Denn, glaub' mir, Walter, in der Ehe braucht es Wärme — wenn sie halten soll."

„Du wirst sehen, Mama, sie hat Wärme. Ich bin einmal ganz überzeugt, daß ich keine andere so lieb haben könnte wie sie."

„Dann ist's ja gut," sagte Frau Luisl und entzog ihm leise die Hand, über die er sich beugte.

⁂ ⁂ ⁂

Erst als er wieder in Wien war — ein paar Tage schon hatte er wieder das Einerlei von Bureau und Heim und wieder Bureau — erinnerte er sich an Marion Flora.

Nicht als ob er in der letzten Zeit am Ritten nicht oft und oft an sie gemahnt worden wäre. Aber in der Eile der überstürzten Verlobung, in dem Hin und Her zwischen Maria Himmelfahrt und Gandegg, in der Eile des Abschieds von Braut und Mutter hatte er vor seinem schlechten Gewissen immer noch eine Ausrede gefunden, die Gedanken an Marion mit Gewalt zurückzudrängen, und diese Eile der letzten Urlaubstage war ihm vor seinem schlechten Gewissen auch die Ausrede gewesen, ohne Abschied von ihr zu nehmen, zu fliehen.

Jetzt, in Wien, in der Ruhe seines Bureaus, in der Ruhe seiner Wohnung draußen in Neuwaldegg, fand er vor den Anklagen, die er sich selbst machen mußte, keinen Schutz mehr. Er hatte abscheulich gegen das liebe Geschöpf gehandelt, so häßlich, daß es dafür keine Entschuldigung gab.

Gewiß, ein Flirt, zu dem eigentlich sie ihn mit ihrem arglosen, fast kindlich vertrauten Entgegenkommen verleitet hatte. Ja, gut. Er hatte ihr auch nichts versprochen, kein Wort von einer Verlobung, von Ehe, Heirat und dergleichen bindenden Fesseln war zwischen ihnen gefallen. Ja, auch gut. Aber er hatte ihr junges, unerfahrenes, gutes Herz, das sich ihm schenken wollte, angenommen und getan, als gäbe er seines dafür wieder. Er hatte Zärtlichkeiten, die sie viel verschwenderischer, gütiger als seine Braut ihm bot, empfangen und dadurch, daß er sie nahm und erwiderte, ebensoviel versprochen als durch Kontrakte.

Und wenn er auch — dafür konnte er ja nicht — erst vor einer anderen, plötzlich, wie ein Verhängnis, das empfunden hatte, was wirkliche Liebe, Bestimmung und Zukunft war: es war unverzeihlich, daß er zu feige und klein gewesen war, vor die Arme, die an ihn weiter glaubte, auf ihn weiterhoffte, hinzutreten und ihr alles, wie es mit ihm stand, zu sagen.

Feig war er gewesen und damit unmännlich. Jetzt tat es ihm leid, jetzt quälte es ihn. Und während er nachdachte und hin und her überlegte, wie er dies Unrecht gut machen könnte, befiel ihn eine solche Unruhe, wie ein Flüchtenwollen vor diesen Vorwürfen, daß es ihn im Zimmer nicht duldete.

Er nahm Stock und Hut und ging aus. Wollte ein Stück in den Wald hineingehen, der bald hinter den neuen Villen begann, kam aber nicht weit, da er, wie so oft in der letzten Zeit, sich recht müde fühlte und unvermittelt schwer atmete. Eine sonderbare Enge kam dann und wann — ja, schon im Getrum einmal, und dann besonders bei der letzten Gemsjagd in den Aferergeislern und wieder einmal, als er den Nesselbrunnersteig von Bozen heraufstieg, — kam während des Gehens, gerade so als spannte sich um die Brust unversehens ein kühler, metallener Reif. —

Lächerlichkeiten. Er war eben in der letzten Zeit zu viel herumgerannt, unsinnig bergauf und bergab, wie oft erhitzt, durchnäßt, ohne sich zu schonen und gegen strömende Luft zu schützen. Aber besser wäre es doch, er ließe wenigstens heute das Gehen, heute, wo er so müde war und diese unbegreifliche Atemnot ihn auf ebe-

Digitized by Google

nem Wege überfiel, wie aus dem Hinterhalt ein Gespenst.

Er machte kehrt, sah sich aber noch einmal um. Denn es war ihm, als käme da aus dem Walde her eine feuchte Luft, die ihn kühl umwehte. Und trotz der Müdigkeit, die er schon ein paar Tage in den Gliedern schleppte, ging er rascher, als könnte er dadurch das eigentümliche Frösteln überwinden, daß ihn durchbebte.

Nichts. Es ist nichts. Er ist müde von der Hast der letzten Zeit und von den Erregungen, die sie gebracht hat. Und zudem hat er die letzten Nächte wenig geschlafen. Eine Nacht schlaflos im Zuge. Und eine zweite Nacht, in der er sich todmüde ins Bett gelegt und doch nicht eine Stunde Ruhe gefunden hat vor — ja vor allen möglichen Gedanken, die kamen und gingen, und immer wieder kamen, Gedanken an Gabriele, an das neue Leben, das er an ihrer Seite führen würde, und dazwischen hinein wieder Gedanken an Marion, die er bei ein paar frohen Festen geküßt und dann verlassen hatte.

Jetzt, jetzt tat sie ihm leid. Aber es gab ja doch nichts, womit er es gutmachen könnte, nicht einen Trost, mit dem man einem verlassenen Herzen helfen konnte, nicht ein Wort, das da nützte. ‚Verzeih mir. Sieh, jene andere war stärker als du, verzeih, ich konnte nicht anders.‘ Worte, nichts als Worte, die nicht trösten würden, sondern dem getanen Schmerz nur noch neue Stiche hinzufügten. Sie war stärker als du. Was ist das dem Unterlegenen für ein Trost? Nein, da gab es nichts zu beschönigen, nichts zu entschuldigen, aber freilich auch nichts, nichts zu ändern und wieder gutzumachen.

Wieder empfand er das lästige Frösteln, und wieder beschleunigte er den Schritt, den seine Müdigkeit verlangsamt hatte. Aber er war nur ein paar Dutzend Schritte rascher gegangen, als ihn das bange Gefühl der Enge wieder überkam — diesmal so, daß er stehen blieb, um leichter atmen zu können.

Es ging vorüber.

Aber als er darauf seinen Weg fortsetzte, geschah es langsam und ganz nahe dem Geländer, daß ein leiser Schwindel sich vor seine Augen legte und ihn beunruhigte, als könne er die nächste Minute vielleicht heftiger werden und ihm das Gleichgewicht nehmen.

Das dauerte nur kurz. Und dann sah er auch jenseits der Straße, hinter den Bäumen eines Vorgartens, das Licht eines Restaurants, und dieses Licht schien ihm wie eine Beruhigung und eine Zuflucht, in der er ein wenig verweilen und sich von der Schwäche erholen wollte.

Er trat ein, sah sich flüchtig in dem Lokal um, in dem nur wenige späte Gäste saßen, und nahm in einer Nische Platz. Der Piccolo, ein fünfzehnjähriges Kind, verwahrte Hut und Stock und stellte seine armselige, befrackte Feierlichkeit wieder dienstbeflissen gegenüber in die Ecke.

Isser hatte heißen Punsch bestellt, rief aber den Oberkellner noch einmal zurück und bat ihn, das Fenster besser zu schließen.

„Wieso, gnädiger Herr, das Fenster ist ja geschlossen?“

„Aber es zieht.“

Der große Frack machte sich eine Weile an dem Fenster zu schaffen und kam zurück.

„Stimmt's so, gnädiger Herr?“

Isser dankte.

Aber die kühle, frostige Luft kam unverändert vom Fenster und auch von der linken Seite auf ihn zu.

Als er sein Glas Punsch getrunken hatte, war ihm wohler. Das Unbehagen im Rücken wich, das Kältegefühl schwand, und die Müdigkeit in den Beinen tat nicht mehr weh, sondern war wohlig, genau so wie vor einem erlösenden Schlaf.

Der Trug währte nur Minuten.

Dann kam dies Frösteln als ein Schauer wieder. Und während er sich mit einer Hand, die er ganz kalt glaubte, an die Stirn fuhr, um ihre Glut zu kühlen, reckte sich in der Ecke gegenüber der Piccolo, der da alle die Zeit gelehnt und dienstbereit auf ihn hergesehen hatte, mit einem Male in die Höhe, wuchs, ein, zwei, drei Meter empor — ein, zwei, drei Meter in die Breite — ward im Nu eine ungeheuerliche, schwarze Masse — mit einem hellen, weißen Fleck mitten auf der Brust, füllte den ganzen Raum und stürzte sich — es war so, als käme die ganze Wand von drüben heran — auf ihn.

Isser wollte noch aufspringen, flüchten, erhob sich ein wenig, dann griff eine Hand

Digitized by Google

an seine Kehle und schnürte sie. Er mußte um Luft ringen, fühlte einen scharfen, kleinen Schmerz in der linken Seite, begann zu husten und sank langsam zurück.

Von ferneher kam eine Stimme.

„Lauf, dummer Bub, was stehst denn da; siehst nit, daß dem Herrn schlecht worden is?"

Und dann dieselbe Stimme noch einmal, laut, entsetzt: „Oh je, so is. Na, da is ja Blut."

⁂ ⁂ ⁂

„Dank dir, Bine," sagte Walter und reichte der Schwester die Hand. „Nein, geh nur jetzt und begleite Mama in die Stadt."

„Du brauchst wirklich nichts?"

„Jetzt nicht, Schwesterl, schau, ich lieg' ein bißchen und denk' über allerlei nach — und gar so lang bist du ja nicht aus."

„Gewiß nicht, Walter, nur daß ich Mama ein wenig an die Hand geh', die sich in Wien allein nicht zurechtfindet."

Es klingelte. Und Bine kam mit einem Briefe zurück.

„Rat, von wem?" rief sie dem Bruder zu.

„Von —"

„Von Gabi, ja." Sie legte das schmale Kuvert vor ihm auf das Bett. — „Nun kann man dich ja getrost allein lassen — — Grüß dich, Walter. Auf Wiedersehen."

Das hübsche, liebe Mädchen schloß hinter sich die Tür.

Walter nahm den Brief, öffnete ihn aber nicht. Denn zuerst las er in Gedanken noch einmal den Brief, den er zwei Tage nach dem Unglücksabend an seine Braut geschrieben, und sah jedes Wort vor sich. Und dachte, daß er seine Braut ganz ruhig und so aufrichtig, wie Ehrlichkeit es verlangte, darüber unterrichtet hatte, was ihm geschehen. Und ein paar Sätze aus seinem Brief sagte er, ihre Antwort noch uneröffnet in der Hand, sich vor.

„Und so sehr ich als Dein Geliebter an Dir hänge und mein Herz von Dir nicht lösen kann, als Ehrenmann muß ich Dir Dein liebes Wort, das Dich an mich band, zurückgeben. Und Dir, so schwer es mir fällt, ganz einfach sagen: Du bist frei. Denn damals, als Du Dich mit mir verlobtest, wußtest Du ja nicht, daß Du es mit einem nicht mehr Gesunden zu tun hattest — und glaub' mir, Gabi, bei allem, was mir heilig ist, damals habe auch ich es nicht gewußt."

Er nahm das schmale Kuvert und besah es. Der Brief war ganz dünn, er enthielt gewiß nicht mehr als einen Bogen. Wahrscheinlich die kurze Antwort: ‚Ja, ich habe es nicht gewußt, daß Du nicht gesund bist, ich nehme also die Freiheit, die Du mir bietest, an.'

Wird das darin stehen?

Er wagte es noch nicht, das Kuvert zu öffnen, sondern dachte weiter an den Brief, den er vor drei Tagen geschrieben. „Sieh, Gabriele, der Arzt sagt, wenn ich mich jetzt schone und alles das tue, was nötig ist, so bin ich in ein paar Monaten wieder gesund. Und darf heiraten. Aber so sehr für mich diese Hoffnung Zuversicht und Freude ist, Dir ist es vielleicht nicht mehr möglich, bei mir auszuharren, und so sage ich Dir noch einmal: Du bist frei. Du hast Dich mit einem verlobt, den Du für ganz gesund hieltest; nun, da ich dies nicht mehr bin, habe ich kein Recht, Dich bei Deinem Wort zu halten."

Jeder dieser Sätze stand vor seinen Augen, Wort für Wort, er sah sie so vor sich, wie er sie hingeschrieben, wie sie auf dem Briefbogen standen. Er hatte ehrlich gehandelt, offen, tapfer wie ein Mann; hatte ihr mitgeteilt, daß seine linke Lungenspitze erkrankt sei und daß er nun einige Monate Arbeit und Bureau verlassen und ausschließlich seiner Wiederherstellung leben müsse. Und daß der Arzt ihm mit Bestimmtheit vollständige Heilung in Aussicht gestellt und versprochen habe.

Wie wird nun ihre Antwort auf seinen Brief und auf sein Angebot, sie freizugeben, sein?

Er zögerte noch eine Weile, ehe er den Brief erbrach, und las:

Eppan, 3. Oktober.

Liebster Walter!

Du hast mich ordentlich erschreckt mit Deiner Nachricht, daß Du so plötzlich erkrankt bist und dies gerade jetzt vor Deinem Avancement (es sollte wohl im November sein) und nur so wenige Monate vor unserer Hochzeit, die wir doch für Februar beschlossen hatten. Armer! Aber da Du schreibst, daß der Arzt Dir in ein paar Monaten völlige Genesung verspricht, so wird

Digitized by Google

es sich wohl um kaum mehr als höchstens ein, zwei Monate handeln, die wir versäumen, und dann wäre es vielleicht März, April, daß wir die Hochzeit festsetzen könnten. Oder geht es da noch nicht? Kannst Du mir darauf antworten? Ich möchte es nämlich zu gerne wissen, da wir die Wohnung hier ja vermieten.

Was schreibst Du nur für sonderbares Zeug, daß Du mich freigeben willst und dergleichen. Ich will doch gar nicht frei sein, sondern, sobald es geht, heiraten. Wegen ein wenig Spitzenkatarrh, das haben andere auch gehabt, ein Vetter Mamas z. B., und ist wieder vollkommen gesund.

Ach, lieber Walter, wie geht es Dir wohl jetzt? Als ich Deinen Brief bekam, wäre ich natürlich gern gleich nach Wien gefahren, um Dich zu pflegen. Aber Du kannst Dir wohl denken, daß Mama das nicht für passend hielt, und so will ich Dir denn nur recht, recht viele Grüße senden und alle Wünsche, Du mögest Dich recht bald erholen und wieder ganz gesund werden. Du schreibst, sobald Dich der Arzt reisen ließe, gingst Du von Wien fort. Ja, tu das, wenn Du dadurch schneller gesund wirst (obwohl ich es mir furchtbar schwer denke, von Wien fortzugehen). Wohin rät Dir der Arzt? Nach Davos vielleicht. Man hört von dort von so günstigen Erfolgen. Oder die See? Ach, bitte, schreib mir nur recht bald, wie es Dir geht und was der Arzt sagt.

Von uns ist nicht gerade viel zu berichten. Herr von Lorm, von dem ich Dir ja erzählte, daß er sich für mich interessierte, ist nun recht reserviert. Mama, ach, ich vergaß, ich soll Dir ihre herzliche Teilnahme ausdrücken und Du sollst Dich nur recht, recht schonen, jeden Tag, den sie früher von Eppan fortkäme, werde sie Dir danken.

So, liebster Walter, nun noch meine besten Wünsche für rasche Besserung (wir sollten doch schon März heiraten) und einen schönen Kuß von Deiner

Gabriele.

P. S. Wie gut ist es, daß Mama und Bine bei Dir sind. So bin ich wirklich ohne jede Angst.

Ist die Wohnung, die Du für uns ansahst, gut gelegen? Weit vom Zentrum?

Walter faltete den Brief in den Umschlag und lächelte. Wie treu sie zu ihm hielt. Keine Rede davon, daß sie ihn aufgab. „Was schreibst Du nur für sonderbares Zeug, daß Du mich freigeben willst?“ — Ja, sie dachte gar nicht daran, ihn zu verlassen. Und wie hausfraulich erkundigte sie sich schon nach der Wohnung, wie die gelegen, und konnte es gar nicht erwarten, bis die Hochzeit wäre.

Er lächelte glückselig vor sich hin, hielt den Brief noch in der Hand und schlief damit, bis Mutter und Bine ins Zimmer traten.

„Verzeih, Walter, wir haben dich geweckt.“

„Nein, nein, ich nickte nur so ein bißchen,“ gab er lächelnd zurück und wies den Brief.

„Nun, was schreibt Gabi?“

„Ach, sie schreibt so lieb, Mama, lies nur selbst. Siehst du, sie hat doch Wärme.“

⁂ ⁂ ⁂

Erst beim Abendessen — eine Weile nachdem der Professor den Kranken verlassen und mit der Mutter noch ein paar Worte gewechselt hatte — waren die beiden Frauen in dem Nebenzimmer allein.

„Der Professor will ihn erst in vierzehn Tagen reisen lassen. Vorher auf keinen Fall, damit er nicht noch einmal eine Blutung riskiert.“

„Und dann, wohin?“

„Er meint doch Ägypten.“

„Nicht Davos wie der Hausarzt?“

„Er hält davon nicht soviel. Bei Walter wenigstens nicht, sondern verspricht sich alles von der trockenen Luft und der Wärme in Heluan.“

„Wer geht mit ihm?“

„Du mußt es tun, Bine.“

„Ja, Mama, gerne, aber ich kann doch dich nicht allein lassen. Du brauchst mich auch.“

„Aber Kind, Walters Gesundheit geht doch vor. Und mich, mich laß nur, ich finde mich die paar Monate schon allein zurecht.“

„Ach Mama, wie wird das werden!“

„Es muß gehen, Bine, sieh, beide können wir nicht mit ihm, jemand muß doch auch im Hause und bei den Gütern sein, und von dir, einem jungen, frischen Mädel, hat er doch mehr. Nein, bleiben wir dabei, du gehst.“

Digitized by Google

Bine nickte. Und dann sagte sie langsam: „Wenn Walters Braut so ein bißchen anders wäre, das wäre eigentlich ihr Platz — und ihre Aufgabe, einen kranken Liebsten zu pflegen. Und wie herrlich schön müßte dies sein."

Ganz leise, fast als schämte sie sich, kam Frau Luisls Antwort: „Ja, wenn Gabriele anders wäre. Aber mit dem Verstandesherzen."

Nun sah Bine auf und sagte: „Gelt, der Brief."

„Ja, der Brief. Und er, der arme, gute Walter ist darüber glücklich — das merkt er nicht. Wie sein Papa, von allen immer nur das Beste glauben, das Beste denken."

„Wie lieb, sagte er von diesen trockenen Worten, und nicht wahr, fragte er, sie hat doch Wärme? Wärme!" Sie lachte bitter auf.

„Sei nicht ungerecht, Bine," begütigte Frau Luisl, „es ist wohl so ihre Art, und sie meint es vielleicht doch besser, als es für uns herauskommt. — Aber Wärme, was man so wirklich Wärme nennt, davon ist in dem ganzen Briefe keine Spur."

⁂ ⁂ ⁂

In der strengen Ruhe, zu der ihn die leise Schwäche, die Angst vor der Wiederholung jenes schrecklichen Bluthustens und das Gebot des Arztes gezwungen hatte, erholte sich Walter rasch und gut. Die Schwäche ließ nach, der kleine, trockene Husten, der ihn früher gelegentlich in krampfhaften Anfällen heimgesucht hatte, zeigte sich seltener, und die Gefahr, daß das verletzte Gefäß neuerdings bersten und kostbares Blut verlieren würde, wurde von Tag zu Tag unwahrscheinlicher und geringer.

Der Arzt erlaubte dem Rekonvaleszenten, das Bett zu verlassen, erlaubte am nächsten Tage ein paar Schritte im Zimmer, — und dann, da dieser Versuch glückte, ebenso viele Schritte im Freien. Und nachdem er den Gekräftigten ein wenig wieder an Bewegung gewöhnt hatte, ließ er ihn — drei Wochen nach jenem Abend — reisen.

Mama und Bine fuhren mit bis Triest, und im Hafen nahm Frau Luisl von ihrem Sohne Abschied.

Ein Bote aus dem Hotel kam gerade dazu, als die Mutter Walter noch küßte. Er brachte eine Depesche, die eben eingelangt war; von Gabi.

„Glückliche Reise, gute Erholung. Gabriele."

Frau Luisl trocknete die Tränen.

„Nun also, Walter, leb' wohl. Und du, Bine, sieh mir auf unseren Patienten. Bist ja," wandte sie sich, unter Lächeln ihren Tränen wehrend, wieder ihm zu, „in guten Händen."

„Ja, ja, Mama, es wird auch werden. Und sobald es ein bißchen geht, schicke ich dir Bine wieder."

„Nein, behalte nur du sie. Ich komm' ja allein zurecht."

Die große Dampfpfeife dröhnte zum dritten Male. Ein Matrose begleitete Frau Luisl, die vor Weinen fast nichts sah, über den Landungssteg herab.

Dann kamen die Kommandos, den Steg zu rollen, am Heck lösten sich die Taue, ein weißes Brodeln und Gischten begann in dem trüben Hafenwasser zu rumoren, das Schiff drehte sich leise. Und wieder erschollen Befehle oben von der Brücke, die Sirene brüllte, die Schraube begann zu wirbeln, langsam, langsam machte sich das Schiff vom Kai los — und zog hinaus.

Frau Luisl winkte und rief noch einmal der beiden Kinder Namen. Und sie stand noch, als die „Habsburg" außerhalb des Hafens ihre volle Geschwindigkeit lief, und stand noch, als ihre Rauchsäule schon längst in dem trüben Oktoberdunst verschwunden war.

⁂ ⁂ ⁂

Am Ritten wird es Herbst.

Die Linden halten ihre Blätter lose, — ein weiches Wehen geht durch die helle, stillbesonnte Luft und nimmt da und dort ein müdes Blatt, dem eine Biene schon zu schwer wird, und dort einen vergilbten kleinen Sommerbrief, auf dem tausend Grüße an die Schwalben standen, mit leisen, unsichtbaren Händen mit.

Die Wiesen sind einfarbiger geworden, Gelb und Rot ist nur wenig mehr zu sehen, und dafür haben die Zeitlosen vielgeschäftig ihre blauen und lila Stickereien ausgebreitet und mit ganz billigem, ein wenig fahlem Grün verziert. Ein bißchen Klee hält da und dort noch dicke Köpfchen, kleine Herbergen für die Hummeln und späten Summer bereit, die den Giftwein der Zeit-

Digitized by Google

losen ja nicht mögen; aber dies Rot ist auch nicht mehr frisch, sondern ein wenig bläulich, so wie vom Frost kühler Nächte erfrorene Kinderhände.

Was ist denn weiter noch vom Rittnerherbst zu sagen?

Ja, ein paar Alpenrosenbüsche blühen zum zweiten Male, stille, flachgeschürte Feuer an schattigen Halden, und Erika steht da und dort in Büscheln unter Föhren, und die Stämme dieser Föhren sind im Herbstsonnenschein noch einmal so rot wie im Sommer und sind im Sonnenuntergang so wie steil flammende Kohlen, die ein riesiger Köhler alle zu Feierabend aufgestellt hat, ehe er hinter die Eisberge des Adamello und Ortler geht, um dort zu schlafen. Und die Berge glühen an diesen Herbstabenden inbrünstiger und halten ihre Lohbrände in stille, feierlich klare Himmel tiefer, verzückter und heißer als je einmal an einem Tag des Sommers zuvor.

Die Schwalben sind fort. Aber es gibt vergnügte Krummschnabelzüge, die sommerüber auf den Almen residierten und nun, da es in den Nächten oben ein wenig gar kühl wurde, gütigst die Himmelfahrter und Einsiedellärchen für würdig befinden, ihre kleinen, roten Tschurtschen aufzumeißeln. Und, gesegne es Gott, es gibt kein kleines Geschrei, wenn sie in fröhlichem Zug vom Sam herabkommen und kein kleines Tschilp-tschilp und Tschagtschag bei diesen eiligen Mahlzeiten. Und dann, ja wer wird die Stieglitze vergessen, die in kleinen Flügen von Wald zu Wald daherhasten, ach, es ist ein unordentliches Durcheinander, das sich auf so ein kleines Nadelwäldchen stürzt und da und dort hin- und herflattert und nicht zur Ruhe kommen will. Aber einmal hat doch jeder einzelne bunte Sänger seinen guten Platz, ein Zweiglein zu hoch, ein Zweiglein zu tief — was macht es? — das Herbstkonzert beginnt.

Erinnere mich niemand an die Zeisige. Hat da vielleicht jemand dieses windige Volk irgendwo gehört und meint, auch der Rittnerherbst sei ohne dieses Gezwitscher und Gedudel nicht zu denken. Weit gefehlt. Das Geschlecht der Zeisige anderwärts in Ehren. Aber am Ritten haben diese gelben und grünen Zwitscherer und Zartbäuche nicht viel Stätte noch viel Rast, und wenn da so ein Schwarm dieser schlechten Flieger anschwirrt, zirpt er nur eine kleine Weile in wiegenden Birken und fliegt dann geradeswegs den Welschen in die schmorenden Pfannen. Ein paar Hundert freilich fängt unterwegs der alte Zurgel.

Da lob' ich mir die Bergfinken und ihre Verwandten, die Gaggezer, braune, hungerige Vettern aus hohen russischen Mooren, die südwärts pilgern. Einträchtig scharen sie sich um die Misthaufen der Bauern, flattern, wenn jemand vorübergeht, in schwirrenden Schwärmen auf die nächsten Birnbäume, und von dort kommt unversehens einmal das erste, unbehilflich gestammelte Lied eines halbflüggen jungen Rittnerfinken, der sein erstes Preis- und Jubellied an den nächsten Frühling probt.

Freilich auch für sie hat der alte Zurgel die Garggen aufgerichtet. Aber sie fliegen so froh, so kühn — nur selten einmal hängen ein paar an den grausamen Spindeln.

Von wem ist noch zu erzählen?

Von den Goldammern, die in diesen Tagen ihre Jungen lehren, aus der gelben Kehle Sonnenschein und helle Sommermorgen zu lobpreisen. Und von den Drosseln, die in flinken, eiligen Zügen über die gilbenden Wälder ziehen und von hoch, von hoch herab die Vogelbeeren erspähen, die hellrot aus ihren gefiederten Blätterbetten locken.

Schnarrer lärmen daher, Misteldrosseln, Weindrosseln haben ihre Sommerplätze verlassen, und da und dort am Boden in den Wacholderstauden pflücken die Krammetsvögel die blauen Beeren.

Still, frohgemut und stark wiegt sich über weiten Wäldern ein Weih.

⁂ ⁂ ⁂

Was ist noch weiter von dem Rittnerherbst zu sagen?

Da müßt ihr Georg Abenthin fragen, den Studenten, der sein römisch Recht studieren sollte und doch Tag für Tag, jeden dieser gesegneten Sonnentage auf einer Lärchenwiese oder Weide saß und zur Gitarre für sich sang. Braungeflecktes Vieh weidete um ihn herum, ruhig sprotzende Kühe mit schweren Eutern und Kälber mit feuchten, dummen Augen und Blasen vor dem weichen, bebenden Maul. Und in das Flüstern der Saiten hinein

Digitized by Google

tönt zuweilen hinter einer Lärche her das Fotzhobelliedchen eines kleinen Hütbübleins — und da und dort fällt hinter dunklen Wäldern ein Schuß, ein Hase flüchtet die weiten Wiesen herauf, ein paar Krähen fliegen — und wieder ist es still, und nur die Glocken der weidenden Herden sind es, die ein wenig klingen.

Und es kann sein, daß eine Hirtin allein über die Höhen geht, ein junges, schmuckes Mädchen mit einem roten Tuch, und vor dieser Lieblichkeit sinkt das alte römische Recht klaftertief in die Erde, und Georg sitzt und schaut, und die Gitarre rauscht, so eilig hat er es mit den Fingern.

Aber das Mädchen bleibt nicht einmal stehen, sondern wiegt nur im Vorübergehen ein wenig die Hüften, und schreitet ganz leise und weich, so als sänge sie selbst das Lied, die Höhe drüben wieder hinab.

Sie will nach Lengstein zu ihrem Liebsten und hat noch weiten Weg, und so sehr lang sind die Tage nicht mehr. Viel früher schon kommen die Abende herauf, viel früher schon leuchten und glühen die Berge.

Die Abendglocken läuten. Ein helles, frohes Klingen von Maria Himmelfahrt her, und dann eine Schwesterglocke, die von St. Jakob drunten Antwort gibt. Und nach einer Stille, die ein paar Minuten fromm, tief und innig ist, das Rufen einer ganz großen Glocke von Gries herauf oder von Wangen. Da bläst auf den Höhen nur mehr eine kleine Schalmei des Hirten, der das Vieh in die Ställe ruft. Und im Dorf in Lengmoos sitzt der junge Schuster am Fenster und übt und übt auf seiner Klarinette einen verzwickt schwierigen Triller, bis er endlich fehlerlos gelingt.

Ein frischer Hauch weht in dieser Stunde über die Wiesen, ein Harzatmen von den einschlafenden Wäldern, ein lieber Balsam müder Lärchen und Föhren.

Und stille Sterne gehen auf.

Wollt ihr wissen, wie schön diese Nächte sind?

Vielleicht kann Georg Abenthin darauf Antwort geben, der ein Bauernmädchen liebt und — statt daß er das römische Recht bei Lampenlicht besähe — Nacht für Nacht an ein kleines Fenster schleicht und leise davor flüstert. Die Schwarte mit dem römischen Recht liegt daheim. Davon versteht der gute Georg nichts. Aber wie schön diese Rittnerherbstnächte sind, das könnte er — der ein schönes, braunes Mädchen liebt — gewiß euch sagen.

⁂ ⁂ ⁂

Besinnen wir uns. Und jeder von euch denke jetzt in seiner Heimat an einen Wasserlauf, einen Strom, einen Fluß oder einen Bach, an dem er gewiß so manches Mal gestanden und dessen ruhigem Fließen er zugesehen hat mit freundlichen oder zerstreuten Gedanken, wer weiß wie viele Male, wer weiß wie oft. Und dessen schönes, gleichmäßiges Fließen er in der Ferne später vergessen hat, so, daß er nicht einmal daran zurückdachte, sondern anderen Gedanken nachhing, als ob es den Bach daheim gar nicht mehr gäbe.

Aber er, vergaß er auch?

Ihr seid beschämt. Denn nun fällt euch ein, daß er alle die Jahre, die ihr fort waret und seiner vergessen habt, tagaus, tagein, Nacht für Nacht immerzu gleichmäßig treu seines Weges ging, nicht einen Augenblick in seinem Strömen und Fließen ausgesetzt hat, unermüdlich, unbekümmert darum, ob ihr an ihn dachtet oder nicht.

Und da, in diesem Gleichnis habt ihr das Bild einer reinen, treuen Liebe — —

Es war ja manches, was Marion über die erste, schwere Zeit hinweghalf.

Ihr Vater, der von ihrer Liebe zu Walter kein Wort gehört und doch, seit der ohne Abschied fort war, alles mit einem Male verstand. Da nahm er sein Mädchen ganz zart und behutsam, wie nur ein guter Mensch mit dem wunden Herzen eines lieben Freundes umgehen kann, und hielt mit jeder Frage zurück und mied jedes Wort, das sie etwa schmerzlich an ihn mahnen könnte, und gab mit beiden Händen, mit jedem Blick, mit jedem Gruß, was er an ruhiger, starker Freundesliebe nur zu geben vermochte. Aber soviel er auch durch seine rührende Schonung und Rücksichtnahme Gutes tat, eine Weile schien es ihm, als wäre da doch kein besser Mittel, als die Enttäuschte von allen den Orten wegzunehmen, an denen sie gehofft und glücklich gewesen und nun, durch die beständigen Mahnungen, immerzu leiden mußte. Und so schwer es ihm fiel, seinem Kinde wollte er das Opfer bringen.

Still, mit aller Mühe heiter zu scheinen,

Digitized by Google

Bildnis. Gemälde von Fritz Reusing

Digitized by Google

Digitized by Google

nahm er eines Abends Marion beiseite und sagte kurz dies: „Lieb Kind, ich will jetzt gar nichts fragen, und du sollst gar nichts sagen, als nur die eine Antwort: Wenn es dir recht ist, gehen wir von hier fort."

Er wartete, und da sie nicht gleich erwiderte, als fielen ihr Geständnisse so schwer, fügte er noch hinzu: „Du brauchst wirklich nichts zu antworten als nur Ja."

Da sah sie ihn voll an, und ihre schönen Augen wurden ganz groß, ganz groß, so als wäre ein unendliches Staunen in ihnen, und sie sagte immer noch kein Wort. Aber ehe sie noch sprechen konnte, gab sie die Antwort. Denn sie fing an, ihren Kopf, zuerst ganz unmerklich, dann mehr und mehr zu schütteln, und nun standen auch große, dicke Tränen in ihren Augen.

„Von hier fort, Vater — ? Von hier fort," sagte sie, „ja wo denn nur hin?"

Es war, als löste sich jetzt ihre Spannung. Denn mit einem Male kam Leben in sie, Leben in ihre sonderbare Erstarrung. Und mit Tränen, die ihr wohltaten, fing sie an, ihrem Vater von ihrer Liebe zu erzählen.

Sie weinte dabei, und sie lächelte. Und als sie geendet, schien ihm, er hielte nicht eine Verlassene, sondern eine glückliche Braut in seinen Armen.

Hatte Heinz Flora für das Leid seines Kindes hundert liebe Worte, die es trösten und ihm zeigen sollten, wie er mittrug und mithelfen wollte, alles wieder gutzumachen — es war da eine andere Freundin und Trösterin, größer, gewaltiger — und die hatte tausend gute Trostworte — die Natur.

Das Land ringsum, das sie ja erst so kurze Zeit kannte und das doch mit allen seinen Wundern so völlig ihr Herz errungen hatte, so wie der kreisende Saftstrom der Erde einen Baum, der in ihr Wurzel schlug, mit seinem Segen und Sein durchtränkt.

Die alte Linde vor dem Florahause hatte seinerzeit ihrem Vater nachgesehen, als er Vaterhaus und Heimat floh. Aber sie hatte ihm leise nachgenickt: „Du kommst schon wieder, so wie jeder wiederkommt, der einmal in meinem Schatten geschlafen, und dann bringst du wohl eine Frau oder Kinder mit, und die sind von dem Augenblick, da sie durch meine Äste den Himmel sehen, dem Höhenzauber verfallen." Und die alte, knorrige Lärche, die mit ihrem verkrüppelten Ast gegen den Schlern wies, hatte diesen jahrzehntelang gegen den fernen Osten gehalten, wie einen einsamen Wegweiser für flinke Vögel und eilige Winde, daß diese Botschaft brächten: „Es sind da in der Ferne ein paar Heimatskinder, sagt denen einmal, sie möchten wiederkommen."

„Und du," riefen die Schwalben, „wartest du indessen hier?"

„Ja," gab die Lärche zurück, „ich stehe schon ein paar hundert Jahre, ein paar Menschenleben stehe ich auch noch."

Und mit den beiden Uralten hatten Hunderte von Bäumen Marion, Heinz Floras Kind, willkommen geheißen und hielten sie nun, da sie in ihrem Schutze ging, wie gütige, liebe Freunde.

„Mußt nicht den Kopf hängen lassen," sagten die Birken.

„Ihr tut es aber auch."

„Nun, wir, weißt du," wehrten sich die Schwestern, „wir haben das nun einmal so in der Art. Aber fröhlich sind wir doch. Sieh, welche wunderschönen Kleider wir nun im Herbst tragen, gelb, mit ein bißchen fahlem Grün und weißen und schwarzen Stickereien."

Und sie neigten sich leise und bebten vor Eitelkeit.

Marion kam zu den Föhren.

„Mußt es dir nicht zu Herzen nehmen. Nicht traurig sein."

„Ihr seid es aber auch."

„Nun, wir, weißt du, das ist so," verteidigten sich die Brüder, „bei uns ist das so Melodie. Wir sehen immer ein bißchen schwermütig aus, und wenn wir im Wind stehen, singen wir so ein wenig in Moll, es paßt allein zu unserem ernsten Grün. Aber du bist licht und hell und solltest immer nur lächeln."

Sie ging zu den Lärchen.

„Was gehst du so langsam," sagten diese, „ohne Freude, ohne Schmuck?"

„Aber ihr seid ja auch daran, euren Schmuck zu verlieren."

„Wir," sie rauschten weich mit den gilbenden Fahnen, „nun, es ist nicht zu wundern, es ist ja Herbst. Wir kleiden uns jetzt einmal in Grau. Aber im Frühling, da solltest du sehen, was für ein fröhliches Grün wir wieder wählen."

Digitized by Google

Marion lächelte.

Und sie kam an den wilden Kirschbäumen vorüber, die ganz in tiefem Scharlach standen, und kam zu den Ahornen, die in schweren hellroten Gewändern vergnügt und behäbig um die Häuser hockten, und lächelte ein wenig, als sie an den Espen vorüberkam, die unermüdlich plapperten, ob ihr sanftes Gelb nicht hundertmal feiner sei als ... nun, so laut — der Wind könnte es den anderen erzählen — wollten sie es nicht sagen.

Und alle diese Bäume neigten sich, als Marion vorüberkam, und flüsterten ihr gut und lieb zu: „Bleib bei uns, trag und vergiß, wir werden dich allesamt immer lieb haben."

Auf einem Birnbaum, an dem sie vorüber geht, ist da ein junger Fink postiert. Er kam erst gestern aus Mutters Schule und singt noch patzig mit falschem, ungelenkem Triller. Aber er meint es gut und pfeift dem Mädchen zu: „Bleib bei uns!"

⁂ ⁂ ⁂

Marion blieb.

Sie schritt gefaßt und tapfer durch diesen Herbst, vorbei an Plätzchen, an denen sie mit Walter zusammen gewesen, über Wiesen, auf denen sie mit ihm geweilt und auf das Land ringsum gesehen hatte, das im Sonnenglanze schwer und ernteselig stand. Und sie ging allein die Wege, die sie mit ihm gegangen war. Und ging sie tapfer. Alle Bäume redeten ihr gütig und mit starkem Trost zu: „Bleib bei uns, werde wieder froh!"

Ein freundlicher Zufall kam noch über einen ihrer einsamen Wege und half mit trösten. Das Kind von Moar im Loch hatte sich oben im Karleracker an einer zerbrochenen Sichel den kleinen Fuß verletzt. Marion nahm das brüllende Häufchen Unglück, trug es ins Haus, wusch und verband die Wunde. Dann schleppte sie am Abend noch das müde, schläfrige Kind zu seiner Mutter und kam nun zwei Wochen lang Tag für Tag, um die Wunde zu pflegen.

Aber probiere es nur einmal einer, ein Bauernkind zu heilen, und, ehe er sich's versieht, stehen zehn andere ungewaschene, braune Patienten da, die alle behandelt sein wollen.

Da machte denn Marion gute Miene zu diesem neuen Beruf, in den sie da unversehens hineingeraten war, verband hier ein rotgescheuertes Knie, dort eine schmutzige kleine Pfote und stopfte — dies war die begehrteste Medizin — Schokolade und Minzenplätzchen in hungrige Mäuler.

Die kleine Moi vom Mobis brachte auch einen schwarzen Bauernhund, ihren Pfiffl.

Marion nahm das wollige Ungeheuer, das eine riesengroße, rote Zunge raschatmend in dem Maul hin und her bewegte, und fragte die kleine Ziehmutter: „Was soll ich jetzt mit dem?"

„Er frißt nimmer," klagte Moi und war nahe daran, zu heulen.

Es war tatsächlich ein verwickelter Fall. Denn Pfiffl fraß wirklich nichts, nicht einmal Schokolade. Aus dem allein erkannte die besorgte Pflegemutter, daß Pfiffl rettungslos schwer krank sein müsse, und heulte herzzerbrechend.

Aber Marion wirkte Wunder. Und in dem Falle Pfiffl, der schon soweit im Jenseits war, daß er nicht einmal mehr Schokolade fraß, mit einem Stückchen Schwefel.

Mehr Sorge als der zauselige Pfiffl vom Mobishof machte Marion wenige Tage darauf das Schicksal eines Mädchens, das beim Grasklauben über eine Felsplatte gerutscht und bewußtlos zum Unterberger getragen wurde. Marion wurde geholt, und die bangen Stunden, ehe der Doktor aus Klobenstein da sein konnte, saß sie an dem Bettchen, gab Umschläge und horchte sorgend auf die Atemzüge, die nur ganz leise wie Nestvögel, die noch nicht fliegen können, flattern und jeden Augenblick aussetzen wollten. Und ein paarmal mußte sie dem kleinen Brustkorb, der sich nicht mehr heben wollte, zu Hilfe kommen und wieder Luft geben, indem sie die Ärmchen hob und bewegte.

Die Mutter stand dabei.

„Lassen Sie's nur, Gnädige," sagte sie tonlos, „es hilft alles nicht mehr, das Kind will sterben."

Aber Marion gab nicht nach und wachte den Abend und die Nacht und sah angestrengt auf die kleine Brust, als müßte es ihr gelingen, den Atem, der fliehen wollte, aufzuhalten.

Und am Morgen kam Doktor Niebauer. Und der sagte den Bauersleuten, daß das

Digitized by Google

Kind davonkäme, aber sein Leben, so wie es dies jetzt wieder habe, dem Engel da zu danken habe, und verneigte sich dabei vor Marion.

Und von diesem Tage ab grüßten die Bauern und ihre Frauen sie noch tiefer.

So manchmal, wenn sie half und sah, wie lind und gut ihrer Hände Hilfe tat, dachte sie, wenn ihr doch das Glück würde, dem helfen zu dürfen, der nun auch krank in der Ferne lag.

Wie es ihm wohl ginge? Dann und wann kam Nachricht an seine Mutter, ein ausführlicher Brief von Bine dazu, in dem es hieß, daß er sich erholte. Aber als fürchtete sie, sich zu verraten, wenn sie seinen Namen vor seiner Mutter aussprach, brach sie jedesmal, so rasch es nur ging, das Gespräch ab und lenkte es auf andere Dinge.

Eines Morgens pfiff es vor ihrem Fenster. Und als sie hinaussah, stand da der Toni Wunderer mit seinem weißen Setter, das Gewehr über der Schulter und rief hinauf: „Kommen Sie mit!"

Sie grüßte Papa, versprach bis Mittag zurück zu sein und lief, wie sie war, die Treppe hinab. Sie reichten sich die Hände, und während Marion in sein treues, gutes Gesicht blickte, sah sie es sofort: Der weiß alles. Aber sie wollte nicht gleich hier schon bei den Häusern das Gespräch auf Walter bringen, und er verstand sie, ehe sie noch etwas davon sagte, und ging darum mit fröhlichem Kameradenton auf ihre Frage: „Wohin und woher" ein.

„Wohin? In die Verbeten, die Erlenwiesen hinter dem Gstrahl mit Cora die letzten Schnepfen suchen. — Und woher? Ach," er lachte hell, „was habe ich jetzt Zeit vertan. Denn andere Jahre war ich schon viel früher hinter den Schnepfen her."

„Und dies Jahr?"

„Saß ich drei Wochen im hintersten Val di Sol und paßte auf einen Bären."

„Gibt's ja keinen."

„Sagte ich auch — aber hören Sie nur, es gab halt doch einen. Und dies war so. Sie wissen, da rückwärts drinnen, ein gut Stück hinter der Mendel, liegt Madonna di Campiglio. Eines von diesen dummen Hotels, elegante Leute, die im Sommer dorthin ihre Marotten und müden Nerven, ihre Seidenkleider, Lackstiefel, Fracks und ihre ganze Verlogenheit mitnehmen, weil's in den Städten draußen zum Tanzen und Tennisspielen zu heiß ist. Wie liebe ich dieses Tennis. Vier weiß an- — oder besser gesagt — ausgezogene Narren, die vor einem Netz auf und ab tanzen und mit englischen Wörtern Gummibälle fangen."

„Das verstehen Sie nicht," Marion lachte, „und Sie wollten auch vom Bären erzählen."

„Das wollte ich. Aber Sie sollten mich nicht unterbrechen, wenn ich im besten Erzählen bin."

„Der Bär wird doch nicht zum Tennisplatz gekommen sein?"

„Das ist es eben. Es ist so gegen elf Uhr früh, die Hotelgäste sitzen rings auf den Bänken, die Tennispartie, das Matsch, wie diese Trotteln sagen —"

„Mätsch, sagen sie."

„— also Mätsch, Mätsch soll gerade beginnen, da kommt ganz gemütlich, so recht unerwartet, aus dem schönen Wald heraus der Bär."

„Um Gottes willen."

„Jawohl, ein Bär. Und dies ein ausgewachsener, brauner, großer, gesunder. Kommt aus dem Wald, sieht die Gesellschaft von Trotteln und Laffen an —"

„Es waren wohl auch vernünftige Leute dabei —"

„Vielleicht der eine oder der andere, aber die konnte der Bär in aller Eile doch nicht herausfinden."

„Na, und?"

„—sah also diese Tennis-Heuochsen an, brummte ein bißchen — und verschwand."

„Und die Leute?"

„Die Leute — jetzt werden Sie hören, wie wenig vernünftige unter ihnen waren — die Leute liefen alle ins Hotel zurück und packten."

„Wie?"

„Jawohl, packten. Packten ihre Koffer, in aller Eile, Hals über Kopf, und reisten. Vor lauter Angst vor dem braunen Spaziergänger, der zeit seines Lebens noch keinen Tennisplatz und keine Seidenkleider gesehen und sich gewiß auch an keinem dieser —" — er fand diesmal gerade kein passendes Schimpfwort — „dieser — vergriffen hätte."

„Und Sie? Hüteten Sie dann den Tennisplatz?"

„So ähnlich. Ich hörte von dem seltenen

Digitized by Google

Wild, gerade als ich am Wege hierher war, fuhr sofort dahin und lief nun auf den Spuren des Burschen her."

„Ohne Erfolg?"

„Leider. Denn dem Bären mag der Schrecken über die Mätsch-mätschgesellschaft noch mehr in die Glieder gefahren sein, wie dem Wirt die plötzliche Abreise fast aller seiner Gäste. Der blieb wenigstens und dementierte rings in den Zeitungen, es sei kein Bär gewesen, nur ein größerer Hund. Aber der größere Hund zog seither in großen, unruhigen Tagemärschen von Alpe zu Alpe — und wenn ich an einem Abend seine Spuren — ganz echte, gute Bärenspuren — noch frisch bei einem Schafstall gefunden hatte, am anderen Morgen war er fort. Da ließ ich denn von ihm ab — und kam hierher."

Marion sagte nichts mehr darauf. Sie ging neben Toni her, rief einmal Cora an und streichelte sie leise. Und ging den Schritt neben ihm her, erzählte nicht und schwieg. Und dieses Schweigen sagte ihm, daß er jetzt wohl vorsichtig auf das zu reden kommen könnte, was ja zwischen ihnen doch einmal besprochen werden müßte. Da begann er denn höchst gleichmütig und möglichst ruhig: „Über den armen Walter ist zuviel auf einmal gekommen — zuerst Sie, — ja, damals sah ich noch, das war für ihn das Rechte. Und dann — wie es gegangen ist, weiß ich ja nicht — diese Verlobung. Gibt es wirklich solche Frauen, vor denen alle guten und klaren Gefühle — und andere hat Walter ja nicht — einfach in den Wind wehen, ich weiß es nicht; aber anders kann ich mir diese Untreue nicht erklären. Und das sage ich Ihnen auch. Ich bin, als ich das von der Verlobung gehört, viel mehr erschrocken als über seine Erkrankung."

Marion sagte nichts. Denn sie hoffte, jetzt würde er etwas über Walters Braut sagen, vielleicht das, daß er die Verlobung nicht für etwas Dauerndes halte, oder so irgendein Wort, das in ihr eine kleine Hoffnung ließe; aber Toni fuhr fort: „Ich war auf der Malserheide, als ich hörte, Walter habe sich verlobt. Und gerade in der Zeit, die man braucht, um nach Eppan zu kommen, war ich dort."

„Bei Walters Braut?"

„Natürlich. Was glauben Sie; ich lasse keinen Freund heiraten, ohne mir seine Braut zu besehen."

„Und die, wie ist sie?"

Er blieb stehen und sah Marion prüfend an.

„Ganz ehrlich? Ja?"

„Ja."

„Wunderschön. Aber herb, kalt. Nicht soviel" — er beschrieb eine kleine Geste — „Gefühl."

„Was sprachen Sie mit ihr?"

„Wenig. Ich kam hin, gerade so wie ich bin, mein Gewehr stellte ich draußen in den Flur und setzte Cora dazu. Hüte. Ein livrierter Affe führte mich in den Salon, da kam auch schon sie. Marion, ich habe einmal einen Panther geschossen und habe ruhiges Blut gehabt, als ich abdrückte. Aber da, vor der — nennen Sie es, wie Sie wollen — ich heiße es zittern."

„Doch nicht Angst?"

„Für mich? Für mich nicht. Aber für Walter. Denn wie sie da so stand und mit mir sprach, ward es mir ganz klar, daß die ihn nicht ein bißchen lieb hat, daß die einer Liebe und eines Herzensgefühles, das nicht fragt und nicht denkt, überhaupt nicht fähig ist. Denn nicht wahr, Marion, Lieben heißt doch nicht Begehren, Lieben heißt doch —"

„Schenken."

Sie sagte es ganz leise, so als spräche sie es nur zu ihrem Herzen.

Erst nach einer Weile brach Toni das Schweigen.

„Aber dabei hat sie etwas, das gerade für Menschen wie Walter trotz aller Kühle so verführt."

„Und das?"

„Ich verstehe es nicht, solche Spitzfindigkeiten gut auszudrücken. Aber ich denk' mir — solche Frauen — — es ist wie mit manchen Dolomitfelsen. Da stehen sie in all ihrer Unberührtheit, und so ein junger Mensch macht sich heran an diesen kalten, unfreundlichen Fels und will ihn zwingen, wenn der auch nicht eine Spur von der Liebe und der Inbrunst zurückgibt. Höchstens schüttelt er ihn einmal ab."

Da blieb Marion plötzlich stehen und griff nach Tonis Hand: „Glauben Sie das? Sagen Sie es nicht, Toni, nur, damit Sie mir noch Hoffnung machen?"

„An das hab' ich nicht gedacht."

Digitized by Google

„Aber dann, Toni, wenn sie so ist, dann müßte man ja wirklich wünschen, daß er wieder frei würde?"

„Ja, haben Sie denn das nicht immer gewünscht?"

„Nein," sagte sie ruhig. „Bis jetzt nicht. Denn ich dachte ja, daß er glücklich würde. Und — haben wir nicht gerade vorhin es gesagt — Lieben heißt doch nicht Begehren, Lieben heißt —"

„Schenken," warf er ein.

„Ja, Schenken — und," hier nahm sie wieder tapfer ihren Schritt auf, „und Opferbringen."

⁂ ⁂ ⁂

Es geht dem Winter zu, und darum haben auch die allerletzten Sommergäste den Ritten verlassen und sitzen wieder in ihren Stadtwohnungen, in warmen Stuben in Bozen, oder, wie Frau Luisl, in ihrer Laubenwohnung in Meran. Nur Heinz Flora und seine Tochter blieben. Und täglich steigt aus dem frischgekalkten Kamine des Zurgelhäusls blauer Rauch, und wer da vorbeikommt und denkt, hallo, in der ganzen Ortschaft kochen sie in allen Küchen, schüttelt bald den Kopf und muß bis zum Angler wandern oder hinauf bis zum Widum und zum Schluff, ehe er wieder ein Rauchwölklein in der Bergeinsamkeit sieht.

Es geht dem Winter zu — und doch, noch ist es Herbst. Milde, klare Spätherbsttage, ein wehmütiges Brennen letzter, bunter Höhenfeuer; die Ahorne, die noch immer flammende Blätter halten, ein paar Linden, die zäh sich wehren, all ihren Schmuck den wilden Nachtstürmen lassen zu müssen, und die frohen Lärchen, von denen eine jede noch alle ihre Nadeln hat, nur manche schon recht fahl, und die, die im trockenen Boden stehen, alle gelb.

Weit draußen, über einem Walde kräuselt sich blauer Rauch.

Der Himmel ist noch immer feiertägig blau, an manchem Morgen von einem tiefbebenden Azur, wie er an sonnenwarmen Tagen nicht schöner und leuchtender glänzt. Aber es kommt unversehens wieder ein Tag, an dem der Himmel ganz blaß ist, farblos hell, und an solchen Tagen wärmt auch die Sonne nicht, sondern schwimmt nur, eine matte, unruhige Leuchte, in einem milchweißen Firmament.

Dann kommt einmal der Sternenabend, an dem der heilige Nikolaus lautlos über die vereisten Wege geht, von Bauernhof zu Bauernhof, hinter deren leise angelehnten Türen braune, bange Kinder stehen, die kleinen Herzen bebend vor süßer Erwartung, mit zitternden, blaugefrorenen Händchen.

Und in den Tagen, an denen rings in den Wäldern die Krummschnäbel ihre struppigen Wochenbetten haben, quieken in den Höfen die armen Schweine ihre letzten, hellen Schreie aus durchstochenen Kehlen, die Metzger tauchen gleichmütig die harten Hände in das rieselnde Blut, und die Weibsleute haben überaus zu tun, Schinken und Schwarten, Rippen und Würste zu versorgen. In den Klökkelnächten, die diesen Schlachtfesten folgen, gehen vermummte Gestalten von Hof zu Hof, und wohin sie kommen, bringen sie Lachen und Schabernack, und wo sie ihr Sprüchlein sagen, lohnen dampfende Schüsseln und volle Krüge.

Die Sonne geht an diesem Morgen über dem Cimone della Pala auf, und an drei Morgen ist es, daß sie gleich nach dem Aufgang noch einmal verschwindet. Aber eines Morgens ist sie ganz blutrot und hängt in einer kristallklaren Luft, und hat ihre kürzeste Bahn hinter sich.

Wintersonnenwende.

Jetzt erst, in diesen Tagen vor der heiligen Weihnacht, fällt Schnee.

⁂ ⁂ ⁂

Und die heilige Weihnacht kam, still und feierlich unter einem klaren, sternenübersäten Himmel.

Im Zurgelhäusl brannte ein kleiner Christbaum, den Marion für ein paar Bauernkinder aus den nahen Höfen geschmückt hatte, für das kleine Bärbel und für Mine von Angler, die Rosl oben vom Schluff, die Karlertresl, und die Moi vom Mobis, die besorgte Pflegemutter des Pfiffl kam auch dazu und brachte ihr geliebtes, wolliges Ungeheuer mit.

„Soviel freun täts'n halt a."

Die Kinder strahlten um die Wette mit dem kerzengeschmückten Baum, zuerst ganz wortlos, geblendet von dem Glanze, der aus den vielen kleinen Flammen und noch heller, freudiger aus ihren eigenen, gläubigen Herzen kam, und erst als Marion ein jedes von ihnen aus dem verzückten Inden-Baum-Starren mit kinderlieben, guten

Digitized by Google

Händen in die Wirklichkeit ersehnter Geschenke führte, klang ein Kichern und Lachen, ein halblautes: „Du, wie schön“ und glänzte da und dort in einem dieser wunderschönen Augen eine wunderschöne Träne.

Und dann, während Tresl und Bärbel verlegen und glücklich mit den geschenkten Puppen spielten und Rosel und Mine einander nur so ansahen, prüfend, wer wohl zuerst den Mut hätte, in den neuen Lebkuchen zu beißen, nahm die kleine Moi ganz still ihre Puppe und ihren Kuchen und ihren Pfiffl beiseite, kroch mit diesen drei Schätzen unter den Baum, lachte ganz stillvergnügt für sich und schlief lachend ein.

Marion und die anderen Kinder spielten weiter.

Droben in der Kirche von Maria Himmelfahrt ging der alte Mart, der Meßner, von Altar zu Altar und entzündete die Lichter zur Christmette. Ein paar geduckte, fromme Weiblein krochen schon jetzt aus den Häusern dem Gotteshause zu und knieten in den Bänken. — Und rings von allen Höfen kamen Laternchen die weißverschneiten Wege heran, Männer und Frauen, alle froh und fromm, Gläubigkeit in demütig vertrauenden Herzen. Es waren alte, harte Bauern dabei, die in dieser weißen Winternacht ganz sanft waren und in der Kirche tief, tief knieten. Und es kamen allerhand Gebete an den Altar, Bitten und verschwiegene Wünsche und Ergebenheit und gestammelte Worte voll Dank.

Der Herr kam in dieser Nacht die Milchstraße entlang und hörte die Glocken von Maria Himmelfahrt rufen und ging die Lärchenhöhen herab und trat, von niemandem erkannt, im Gewande eines alten Bauern mit den anderen in sein Haus.

Und kniete dort ganz still und sah mit gütigen, frohen Augen auf die, die ihm vertrauten. Aber als die Orgel erklang und die Sänger mit hellen, glückerfüllten Stimmen sein Lob und Ehr und Preis' verkündeten — und alle Glocken im Turme läuteten, da erhob er sich, unsichtbar allen und breitete die Hände und segnete liebreich diese Welt.

Niemand vergaß er; in seiner Allwissenheit gedachte er jedes einzelnen. Die Gütigen segnete er, die Frommen; aber er gedachte auch derer, die seiner nicht mehr gedenken. Frieden auch euch, Frieden jeder Kreatur. Sein Antlitz blieb auch mild, als er die schweren Sünder in dieser heiligen Stunde in tausend Städten zugleich ihn lästern hörte.

Aber sein Antlitz lächelte, und sein Herz ward weich, als er im nahen Zurgelhäusl die kleine Moi sah, die, eine Puppe, einen Lebkuchen und einen struppigen Bauernhund im Arm, die Christmette verschlief.

Wieder läuteten die Glocken.

Davon erwachte Pfiffl und bellte.

⁂ ⁂ ⁂

Von der Terrasse des einstöckigen Hauses in Heluan, das ganz am Rande der Ortschaft lag, sah Walter vor sich den sandigen Weg zum Nil, am Stromufer die Palmenreihen von Bedraschén und jenseits vom alten Memphis, und hinter dem stumpfen, matten Grün der Bäume standen oft lange die großen Segel der Dahabien, ehe gegen Abend ein wenig Brise kam und die Wartenden stromab trieb.

Gegen Nordwesten stachen die Pyramiden von Gizeh in den Wüstenhimmel, und geradeaus, dort, wo die Sonne Abend für Abend in denselben lohenden Feuerbränden hinter die sanften Wüstendünen sank, blauten die Pyramiden von Sakkarah — von denen eine mit einer leise gezähnten Linie in diesen ewig wolkenlosen, trockenen Himmel schnitt.

Im Nordosten blocken die Mokkatamberge; sie hatten vor Sonnenaufgang tiefe, schwere Schatten, und ein kalkiges Weiß zog sich da und dort wie Bänder durch ihre ruhigen Formen. Doch wenn die Sonne über sie hinaus war, flossen in der Wärme der Luft die hellen, weißen und die stark blauen Farben in den Runsen in einen Ton zusammen, und der war ein mattes, zartes Blau mit leisem Golde überstäubt.

In den Nächten aber reckten sie sich empor, wiesen silbern schimmernde Flanken, und wenn die Sternbilder über ihrem Kamm leuchteten, war es, als blitzten Diademe über kühlen, schlafenden Stirnen.

So manche dieser sternenüberstrahlten Nächte lag Walter wach und sah, müde von dem immerwährenden Ruhen und Liegen, den Gestirnen zu, die über dieses fremde Land wandelten. Und horchte, dankbar für jeden Ton, der diese schwere,

Digitized by Google

quälende Ruhe unterbräche, hinaus in die Nacht. Aber da war nur vielleicht ein kurzes Flattern eines Geiers, der schlafmüde seinen Rastplatz auf der nahen Palme gewechselt, und nur von ferne, vom großen, heiligen Strom her klang der Ruf eines Wächters auf einer Dahabie, an deren Bug ein später Schiffer zu nahe vorüberzog.

Dann und wann kam es vor, daß ein Schwarm von Vögeln, der in den Seen und Mooren des Delta die Winterplätze hielt, mit seinem Futterort nicht mehr zufrieden war, unversehens in einer Nacht sich vom Wasser erhob und ein paar Meilen stromaufwärts segelte. Da kam vom Norden her feines Sausen, helles Pfeifen, ein Schwirren — ein paar Warnungsschreie schufen Ordnung in einem eilenden Flug, der unsichtbar über Häuser und Bäume dahinstrich. Erst drüben wieder am Nil, wo stille, helle, ruhige Wasserflächen waren, senkte sich die Schar. Es waren zumeist Enten, aber auch für Wildgänse und Kraniche kamen Mondnächte, in denen sie unstet wanderten und nach fernen Heimatsaaten sich sehnten.

Zugleich mit den Zugvögeln, deren Schwärme er zuweilen in schlafarmen Nächten hörte, war Walter nach Ägypten gekommen, und zugleich mit ihnen, sobald die ersten schon ihre Flüge wieder nordwärts wagten, wollte auch er wieder heim. Bis dahin mußte er ja gesund sein.

Noch, noch war er es nicht. Und wenn er auch vor der Schwester schon in den ersten Tagen seines Hierseins sich gemüht hatte, sich gesünder und frischer zu geben — vor sich, in den Stunden, wenn er allein war, verbarg er es nicht, daß bis jetzt die gerühmte Wüstenluft von Ägypten an seinem Leiden nichts geändert hatte.

Zeit, Gelegenheit für eine Besserung wäre ja gewesen. Neun Wochen schon lag er still, untätig, nur der Genesung lebend, auf der Terrasse und sog jeden Atemzug dieser Heilung verheißenden Luft so tief ein, als käme er für jeden langen Atemzug einen Tag früher nach Hause. Aber der Husten war noch unverändert, begann jeden Abend, nach Sonnenuntergang, wich den Mitteln, die ihn bannen sollten, für ein paar Stunden und kam dann quälend, schmerzend, ermattend um Mitternacht wieder. Auch wenn er dann schlief, erschöpft, oft so ermüdet, als hätte er den ganzen Tag flüchtige Gemsen in weißen Karen verfolgt, klopfte die Krankheit am Morgen an seiner Tür wieder an. Und nicht selten, wenn dann der Frühhusten ihn peinigte, kam Blut.

In den ersten Tagen des Januar — war dies nun der ersehnte Beginn der vollständigen Heilung? — ließen fast alle Beschwerden in einer auffallenden Weise nach. Der Husten zeigte sich nur mehr nach dem Erwachen, und auch als der Arzt am Abend mit den Beruhigungsmitteln sparsamer wurde, um den Körper nicht zu sehr des eigenen Widerstandes zu entwöhnen, waren die Nächte ruhig, ohne Hustenanfälle und ohne die früher so oft durchlittene ängstliche Beklemmung. Und ganz natürlich hob sich mit dem Schwinden der Beschwerden, die ihn bisher immer an sein Kranksein gemahnt, auch seine Stimmung. Er wurde heiter, aufgeräumt, und war einen Tag, an dem ihn nicht eine Mahnung seines Leidens gestört hatte, so übermütig, daß er ganz ernsthaft Bine den Vorschlag machte, sie wollten jetzt reisen.

Die sah ihn nur so an: „Ja, bist du denn verrückt?“

„Verrückt nicht, Schwesterchen, nur mit einem Male gesund.“

Nun, der Arzt, der am andern Morgen wiederkam, hielt die jähe Reiselust ein wenig in Schach. „Es geht ja wirklich vorwärts, prächtige Fortschritte in den paar Wochen, aber nicht wahr, bis zum Heimreisen hat's doch noch seine Zeit.“

Walter fügte sich. Er sah ein, daß er jetzt, da ihm der Aufenthalt gut zu tun begann, nicht fliehen dürfte. Aber er drängte, daß wenigstens Bine heimkehrte. „Schau, ich hab' dich jetzt wirklich nicht mehr nötig, und Mama — das wissen wir beide — ist um jeden Tag froh, den sie nicht mehr allein ist.“

Bine wollte noch nicht.

„Ja, Mama,“ sagte sie, „das ist wahr. Aber wenn du dich nun nicht so rasch weitererholst wie bisher, so haben Mama und ich nichts von meiner Heimreise.“

Und sie gab nicht nach, sondern erklärte entschieden und fest in ihrer tapferen Mäd-

Digitized by Google

chenart: Vierzehn Tage wolle sie ihn noch behüten; nähme die Heilung weiterhin den Weg wie in der letzten Zeit, dann würde sie es wagen.

Knapp eine Woche war vergangen, als ganz unvermittelt, wie immer ohne jede Vorhersage, Toni Wunderer in Heluan eintraf. Er sah abwechselnd Bine und den Freund an, als müßte er sich erst darüber klar werden, wie er mit dem Aussehen der beiden zufrieden sein könnte. Aber dann gab er Bine die Hand, schüttelte sie kräftig und nickte dem Freund zu: „Gut schaut er aus. Himmel, Herrgott, die ganze dumme Geschichte geht also glatt vorüber."

„Ja, und woher kommst denn du?"

„Rein zufällig bin ich daher gekommen; nun ja, es ist richtig, ich habe deiner Mutter versprochen, daß ich auf der Durchreise dich ansehe, aber sonst, mein Gott, weißt, eigentlich ist mein Ziel jetzt Burma."

Er sah Bine vorsichtig, mit einem raschen Blick an; aber da sie auf den Boden blickte, konnte er nicht sehen, was in ihrem Gesicht vorging.

„Es gibt eine besondere Art von Sumpfhirschen dort, die mich beschäftigt, und dann — ich habe wieder einmal Lust, im Tropenwald zu schlafen. Nach den kalten Wochen in Villnöß und im hinteren Nonnsberg kann mir die Wärme nicht schaden."

Walter richtete sich lebhaft auf.

„Was könnte dir je schaden. Was gäbe ich, ich wäre wieder so gesund."

„Laß nur," wehrte Toni ruhig, mit einem feinen Lächeln ab und sah wieder mit halbem Blick auf Bine, „das mit der Gesundheit kommt wieder, und das ist auch das einzige, was ich vor dir voraushab'."

„Als ob das nicht alles wäre."

„Alles, lieber Freund? Nein. Ein angegriffenes Lungenspitzel kann man wieder gesund kriegen, ein Bein, das einmal abgenommen ist, nicht mehr. Und so gibt's noch ein paar Dinge, die ein für allemal verloren sind; denen kann man nachtrauern."

Er sagte es ruhig, sah jedoch diesmal seines Freundes Schwester nicht an.

Aber am Abend nach dem Essen bat er Walter, ob er ihn für eine Stunde allein lassen dürfte, und ging — es war Vollmondzeit — mit Bine den stillen Sandweg zum Nil. Und nachdem er erst eine Weile von allem möglichen geredet, blieb er mit einem Male stehen, sah Bine geradeswegs ins Gesicht und fragte: „Wo ist er jetzt?"

Sie war nahe daran, in Tränen auszubrechen. Denn dieselbe Frage hatte sie in den letzten Monaten so oft gesagt, ohne je eine Antwort darauf zu bekommen. Mehr als ein halbes Jahr war vergangen, seit sie die letzte Nachricht von ihm erhalten, wenige Zeilen, aus einem kleinen Bergdorf in Borneo. Seither wußte weder sie noch seine Mutter, wo er war.

Darum erschrak sie so, als Toni jetzt nach ihm fragte, und wollte sich beherrschen, um ihm ohne Tränen zu erwidern. Und sie erzählte ihm von ihrer Sorge um den Fernen und kam dabei doch ins Weinen und wollte es so gern verbergen, wie sie sich um den Geliebten sehnte, um nicht dem guten Freunde damit wehe zu tun. Doch der ließ sie sich beruhigen und sagte erst dies und jenes Wort, das trösten sollte, erzählte, wie weit, wie riesengroß die Entfernungen in jenen so wenig bekannten Gegenden seien: „Ach, vielleicht hat er schon dreimal geschrieben, und der Brief wandert immer noch von einem Boten zum andern bis an die Küste."

So erzählte er und versuchte zu trösten, merkte aber, daß da kein Trost recht verfing, und entschloß sich darum zu dem: Nahm ganz vorsichtig Bines Hand, nicht ungestüm, nicht stürmisch, nein, nur so, wie er die Hand einer Schwester berührt hätte, und sagte: „Sagen Sie, Bine, soll ich ihn suchen?"

Sie erschrak so heftig, daß ihre Hand in der seinen zitterte. Und nun legte sie auch die andere Hand in seine und preßte diese mit allen ihren Fingern und sagte ganz heiß: „Lieber Toni, lieber Toni, wenn Sie das für mich tun würden."

Da machte er leise seine Hände los und gab zurück: „Also gut. Ich bleibe noch bis Freitag; am Samstag geht von Port Said mein Schiff."

⁂ ⁂ ⁂

Heluan, 17. Januar.

Liebste Gabriele!

Den Zeilen von vorgestern muß ich heute noch diese paar Worte nachsenden

Digitized by Google

Der Pilsensee. Gemälde von C. Th. Meyer-Basel

Digitized by Google

Digitized by Google

und Dich bitten, Dein nächstes Schreiben nun nicht mehr hierher, sondern an die Agenzie des Österreichischen Loyd in Bombay zu schicken, deren Schiffen ich mich die nächsten Wochen anvertrauen will. Mein Arzt findet, daß meine Genesung hier zu langsam vorwärts geht, und rät mir ein paar Wochen See, die mich rascher und gründlicher wiederherstellen, als Monate dieser langweiligen ägyptischen Liegerei. Ich nehme es auf mich und bedaure bei dem Wechsel nur, daß ich der weiteren Entfernung wegen nun viel seltener von Dir Nachricht erhalten werde. Aber Lieb, liebstes und schönstes Lieb, ich komme ja früher wieder gesund zurück, und wenn es auch — wie ich Dir ja schon vor Weihnachten schrieb — nicht möglich sein wird, schon März zu heiraten, so doch bestimmt Anfang Sommer, und denk nur dann unser schönes Glück, mein so innig ersehntes Glück: Du mein. Du, die ich so von ganzem, ganzem Herzen liebe, bist dann meine Frau, und das wird für Dich soviel bedeuten, als daß ich mit allen meinen Kräften jeden Weg vor Deinen lieben Schritten ebne, Dir alles, alles zuliebe zu tun, und Dir allezeit dafür dankbar sein werde, daß Du so schön und stolz und herrlich und doch mein bist. — Und für mich wird der Tag, an dem Du meine Frau wirst, der Tag sein, nach dem ich mich mein ganzes Leben, schon ehe ich Dich kannte, gesehnt habe. Denn, nicht wahr, in jeden von uns ist doch von Anbeginn ein Sehnen gelegt nach einem anderen Menschen, der ihm die Ergänzung und Vollendung seines Seins ist; aber nur so wenige vermögen ja dieses Glück, so wie es mir in Dir winkt, zu finden. Wie oft, Liebste, denke ich an den Nachmittag im Gandegger Garten, als Du Deinen stolzen Kopf mir zuneigtest und sagtest: „Finden Sie nicht, daß wir füreinander bestimmt sind?“ Ich weiß nicht, was ich darauf erwiderte, ich war in diesem Augenblick zu sehr verwirrt. Aber ich weiß ganz bestimmt, daß Du recht hast, daß Du für mich Bestimmung und Ziel bist, nach dem ich strebe. Und nicht wahr, als Du diese Worte sagtest, hattest Du doch auch das Empfinden, daß Du von mir das Glück erhofftest.

Laß Dich küssen, meine schöne, junge Frau; ich denke, allein, daß Du dies noch nicht bist, hindert mich, ganz gesund zu sein. Es grüßt Dich von Herzen

Dein Walter.

Eppan, 23. 1.

Mein Walter!

Ich weiß nicht recht, ob ich mich über Deinen letzten Brief so freuen kann, wie ich gern möchte. Denn es spricht daraus wohl Deine beste Hoffnung, daß Du bald gesund wirst, aber noch immer nicht die Tatsache, daß Du gesund bist. Und jetzt, da Du Dich in Heluan doch recht gut eingewohnt hast, auf einmal diese weite Reise. Nach Indien? Walter, muß das sein? Schau, könntest Du nicht lieber hierher kommen, wir heiraten, nehmen eine hübsche, behagliche Wohnung (solange Du Dich noch schonen mußt, vielleicht ein wenig außerhalb der Stadt, in Hietzing oder an der Sternwarte), und in der Gemütlichkeit des Heims — ein paar nette, amüsante Leute laden wir uns ein — erholst Du Dich gewiß viel rascher. Antworte!

Was ich Dir schon in einem früheren Briefe schreiben wollte, aber immer vergaß: Erinnere mich, bitte, nicht immer an jenes Wort, das ich damals bei unserer Verlobung sagte. Erstens stellst Du es beinahe so dar, als ob ich damit um Dich angehalten hätte; und dann, nun ja, ich sagte: „Finden Sie nicht, daß wir füreinander bestimmt sind,“ aber ich dachte mir nicht soviel dabei, wohl nichts anderes, als daß wir gut zueinander passen. Denn wenn ich mir überlege, Lorms, den Du ja auch kennst, ist ein Bauer und unmöglich — und über Herrn von Leiner, nun — mindestens bin ich einmal nicht für ihn bestimmt. (Er kommt zwar nach wie vor zu uns und tut, als nähme er meine ganze Verlobung nicht ernst.)

Wie leid wird Dir sein, daß Deine Schwester nun abgereist ist. Wenn Du ihr schreibst, grüße sie von mir, sie ist so ein hübsches Mädchen.

Und Du, Walter, was machst Du den ganzen Tag? Ein wenig langweilig wahrscheinlich, immer nur so liegen, aber tröst' Dich, bei uns sieht's um kein Haar fröhlicher aus. Mama ist recht ungeduldig darüber, daß unsere Hochzeit nun bis Sommer verschoben werden soll; sie hat sich schon zu sehr auf Wien gefreut, und

Digitized by Google

so allein, weißt Du, nur wir zwei Damen — wir sprachen ja neulich davon — aber Mama kann sich, glaube ich, doch nicht dazu entschließen.

Nun laß bald wieder etwas von Dir hören. Aber nur gute Nachrichten!!

Einen lieben Kuß und schöne Grüße von Mama. Gabriele.

Anfang Februar lief die „Amphitrite" durch den Kanal, ging ein paar Stunden in der Bucht von Suez vor Anker und machte sich in der Nacht noch auf für die fünftägige Fahrt durch das Rote Meer.

In die Eintönigkeit der schwer heißen Tage und der schwülen Nächte, in denen immerwährendes Meerleuchten das bedächtig pflügende Schiff begleitete, brachten nur wenig Eindrücke von außen her ein bißchen Leben. An einem Vormittag grüßte der heilige Sinai über zarten, blaudämmernden Bergketten empor, und am Abend dieses Tages lag links ein grellgelbes Felseneiland mit einem Leuchtturm in dem Einerlei der See, die, unter einem unerträglich lastenden Himmel in Weißglühfarbe, doch eine tiefe, azurne Bläue trug. Dann war wieder nichts als Himmel und See und nur von ferneher einmal ein leises Blauen einer heißen, stillen Küste.

Eine langgestielte Engländerin, die bei den Mahlzeiten Isser gegenübersaß, redete etwas von ganz unvergleichlichen Sonnenuntergängen, die es auf der ganzen Welt nirgends so farbenprächtig wie hier im Roten Meer gäbe. Aber ein deutscher Professor gestattete sich, dagegen einzuwenden, daß Sonne Sonne und Meer eben Meer sei, und daß man aus diesen zwei Komponenten auch hier nichts anderes konstruieren könnte als z. B. an der Küste von Deutschland oder, „wenn Ihnen das lieber ist, von England".

Die Engländerin entschied sich für ihre Heimatküste und fragte nur, was eigentlich Komponenten seien. Im übrigen sei sie seiner Ansicht, daß die Sonne überall wundervoll untergehe, nur finde sie, hier eben so besonders. „Denn schließlich," gestand sie ehrlich, „wozu reisen wir, wenn nicht darum, um noch Schöneres als daheim zu sehen?"

„Es gibt auch andere Reisezwecke," sagte der Professor scharf und gekränkt, daß man ihn in Verdacht einer bloßen Vergnügungsreise hatte. Und an die Unart gewöhnt, wohin er kam, die Tischgenossen wie seine Mittelschüler auszufragen, wandte er sich an sein Gegenüber links: „Warum reisen zum Beispiel Sie?"

Der Angeredete, ein kleiner, untersetzter Dicker, nahm rasch das Messer aus dem Mund und gab prompt wie ein Schüler Antwort: „Geschäfte, Herr Professor."

„Und Sie?"

Es galt einer jungen Frau, die gerade für ihren Buben Obst schälte.

„Zu meinem Mann zurück, der in Bombay ist."

„Und Sie?"

Isser war an der Reihe. Er lächelte ein wenig und sagte, so gleichgültig er nur konnte: „Zur Erholung."

Der Professor zog das Resumé.

„Also, da haben wir das Ergebnis der kleinen Rundfrage: Die gnädige Frau — um bei den Damen zu beginnen, kehrt zurück zu ihrem verehrten Herrn Gemahl; der Herr — wie ist der werte Name, darf ich bitten — Kohn — danke. Mr. Kohn also reist in einer Unternehmung, Herr von —?"

„Isser."

„Isser, danke verbindlichst, jawohl, ich erinnerte mich, macht die Fahrt zum Zwecke der Erholung, und ich, nun, um auch meinerseits die Auskunft nicht schuldig zu bleiben — ich verfolge wissenschaftliche Ziele. Mithin: Familienverpflichtung, Beruf, gesundheitliche Rücksicht, Wissenschaft — andere Motive," er sah die Engländerin mit ihren Sonnenuntergängen geringschätzig an, „kommen also unter uns nicht in Betracht."

„Aber biddä, biddä."

Alle wandten sich dem Herrn Sektionschef aus Wien zu, der am Nachbartisch der Unterhaltung gefolgt war und sich nun beteiligen wollte.

„Also, biddä, erlauben die Herrschaften, nicht wahr, aber es sind da wirklich noch ein paar Motiverln als die, was da vorhin aufgezählt haben. I zum Beispiel reis' zur Belehrung."

„Belehrung ist eben Wissenschaft," entgegnete der Professor.

„A was, Wissenschaft. Belehrung ist, — für einen, den niemand dazu 'zwungen

Digitized by Google

hat, — Vergniegen. I werd' Ihnen was sagen, Herr Professor, erlauben schon, gnä Frau..." Er nahm an dem Tisch herüben Platz und hüllte in ein paar Minuten den Professor in eine Wolke wienerischer Plauderei ein.

Isser kam indessen mit der jungen Mutter in ein Gespräch und setzte dies nach Tisch auf dem Promenadendeck fort. In einem ruhigen Vertrauen, das ihr Tischnachbar ihr eingeflößt hatte, begann sie von den sechs Jahren zu erzählen, die sie nun schon in Indien lebte, von den vielen Mühen und wenigen Freuden, und kam bald, so, als sei sie mit ihrem Gegenüber schon lange, lange bekannt, dazu, ihm aus ihrem Leben mehr zu sagen, als sie weiß Gott sonst einem Fremden anvertrauen wollte. Und da kam es heraus, daß ihr Mann schon einige Jahre krank sei, sich aber im Geschäfte für sich und sie und das Kind plage, zehn Monate im Jahre. Zwei Monate freilich setze er aus, schone sich und bringe es dann immer wieder so weit, daß er von neuem zehn Monate arbeiten könne.

Isser zögerte einige Zeit, fragte aber dann doch, was ihm fehle.

„Lunge," erwiderte die junge Frau ganz leise und zeigte auf ihre Brust. „Es war schon, bevor wir heirateten; der Arzt riet ihm, zu heiraten, und ich gewann ihn lieb. Und das weiß ich, die Ärzte sagten es auch, wenn ich ihn damals nicht genommen hätte, er wäre lange schon nicht mehr. So aber hat er jemanden, der für ihn sorgt, der ihn pflegt — nein," unterbrach sie sich und sah Isser an, „denken Sie nicht, daß ich ihn ohne Not jetzt allein ließe, ich mußte heim — es war das erstemal — zu meiner alten Mutter. Und ich habe, gottlob, auch nichts versäumt. Und jetzt nimmt mein Mann wieder seinen Urlaub, und wir gehen zusammen hinauf nach Matheran und leben zwei ganze Monate dort."

Sie bemerkte es erst jetzt, daß sie immerfort nur von sich und ihren Schicksalen sprach, und bat nun ihren Zuhörer, ihr zu erzählen, wohin er reise und wie lange er in Indien bleibe.

Er wollte nicht, daß man auf dem Schiffe von seinem Leiden erführe, und sagte auch der jungen Frau kein Wort. Aber er erkundigte sich bei ihr voll Anteilnahme nach dem Ort, an dem sich ihr kranker Mann immer von neuem Genesung und Kraft zu seinem Tagewerk hole.

⁂ ⁂ ⁂

Mitte Februar kam Toni Wunderer auf einem kleinen holländischen Dampfer — von Brunei, Nordborneo, nach dem Süden — mit einem deutschen Professor zusammen, der in einem schauderhaften Englisch bei Tisch das große Wort führte, der Reihe nach die paar Passagiere zur Rede stellte, was jeder einzelne von ihnen für Reiseziele hätte, und als er an den Deutsch sprechenden Toni Wunderer geriet, bei diesem hartnäckig stehen blieb.

Toni Wunderer, der auf seinen Reisen dickhäutig genug geworden war, um jeden unbequemen Frager abzuschütteln, war eben daran, dem neugierigen Professor das Fragen zu verleiden, als in dem Redeschwall des Herrn ein Wort fiel, das ihn aufhorchen ließ.

Nicht etwa, daß der Professor von der „Amphitrite" erzählte und dabei Issers Namen genannt hätte, von dessen Indienreise Toni ja nichts wußte. Aber der Professor war zufällig — in einem Hotel in Singapore — demjenigen begegnet, den Toni zu suchen — bisher ganz vergeblich — unterwegs war.

Mr. Poldi Antlaß war noch vor drei Monaten in Labuan gewesen, das hatte Toni erfahren — von dort ins Innere der Insel — eine mühsame, beschwerliche Reise, die Toni unternahm, um am Ort zu erfahren, daß Mr. Antlaß schon wieder zurück sei und sich in einem Küstenplatz aufhalte — wieder acht Tage, die Toni ihm nachreiste. Aber auch von dort — es war nur ein schlechtes, kleines Bungalow, in dem Antlaß gewohnt — sei er wieder abgereist, diesmal bestimmt mit der „Lais" nach Pontianak. Toni mit dem nächsten Boot, der „Blyde", wieder ihm nach, voll Hoffnung, er möchte ihn diesmal treffen.

Aber gerade auf diesem Boot, der Blyde, kam er mit dem Professor zusammen, der, „zum Beleg, wie zerfahren, wie undiszipliniert das Leben mancher Leute sei", von einem gewissen Herrn Antlaß erzählte, einem im übrigen unterhaltlichen Menschen, den er in Raffles Hotel in Singapore getroffen und gesprochen hatte.

Toni erwartete es kaum, bis er die

Digitized by Google

„Blyde" verlassen und die nächste Gelegenheit erreichen konnte, um nach Singapore zurückzukommen.

In Raffles Hotel war Antlaß zurzeit nicht. Sondern er saß in Pulu Walu, eine Tagereise auf einer Rubberfarm im Süden, und dort endlich sah ihn Toni nach drei Jahren zum erstenmal wieder.

Er war in nichts verändert. Sein hübsches, offenes Gesicht war ebenso knabenhaft frisch wie nur je, und selbst die Sonne dieser Tropenländer hatte auf seiner blonden Haut keine anderen Spuren hinterlassen, als ein gesundes, aber durchaus nicht dunkles Braun. Und ganz unverändert, ebenso wie in seinem Äußeren — auch hier auf dieser entlegenen Farm elegant beisammen, gepflegt — war er in seinem Wesen, der gleiche liebenswürdige Taugenichts, der gleiche Verächter jeder geordneten Arbeit, derselbe gute Freund lustiger Gesellschaften, guter Menüs und anständiger Tropfen.

Nicht einmal bis zum nächsten Dampfboot wollte er warten, um mit Toni nach Singapore ins Raffles zu fahren.

„Zum Teufel, das geht ja erst morgen. Weißt du was, wir nehmen eine Prahm; wenn der Wind gut steht, sind wir über Nacht dort. Famos, sage ich dir."

Die Schiffer behaupteten, daß die Fahrt auf einem Segler mindestens zwei Tage dauerte.

„Dumme Leute," sagte Antlaß und hatte nun auf einmal nichts mehr dagegen, auf das Dampfboot zu warten.

„Kommst du denn so ruhig von hier fort, schau', meinetwegen, ich bleib' auch gern ein paar Tage hier."

„Hier? Unmöglich, hier kann man ja einem Gast wirklich nichts bieten. Na, und was das Fortkommen anbelangt, weißt du, ich bin ohnehin nicht mehr lang da bei diesen Kaffern. — Im Vertrauen gesagt, ich bin verlobt."

Toni sah ihn voll Erstaunen an.

„So fall' nur nicht in Ohnmacht. Verlobt, jawohl, mit einer bildhübschen Spaniolin, die in Singapore lebt. Was findest du da weiter dabei? Ah —" er lachte herzhaft, „ich versteh' schon, was du so paff bist, meine Familie meinst du, siehst, Toni, meinen Leuten hab' ich davon nichts geschrieben, die würden mich doch wieder einmal nicht verstehen; ach was, du wirst meine Braut ja kennen lernen, liebes Mädel, sag' ich dir, — und —" er knipste mit den Fingern, „Geld. Na, lassen wir das, erzähle einmal du, wie geht's denn allen daheim? Und du bist auch so einer von der unruhigen Seite. Also nach Burma hinauf willst, auf Sumpfhirsche. Was kommst dann nach Singapore? — Wie? Ist ja ein Umweg. Na, ist richtig, du hast ja nicht Eile. Schön, daß du mich aufgesucht hast. Also in Raffles Hotel hast mich erfragt? Trifft sich ausgezeichnet, daß ich noch da bin, weißt, ein Monat später, und ich bin mit meiner Frau schon oben in Hongkong. Dort werden wir uns vielleicht niederlassen. Aber jetzt wirklich, jetzt erzähle du."

Und Toni erzählte, von seinen Reisen, von seinen Jagden, von alten Bekannten daheim, sagte aber kein Wort von Bine und kein Wort davon, was ihn hierhergeführt. Doch während er erzählte, wartete er, daß der andere einmal nach Bine fragen sollte, ein einzigesmal nach der fragen, die so unablässig an ihn dachte und um ihn sich sorgte.

Doch Poldi Antlaß sagte an diesem Abend von Bine kein Wort.

Als sie am nächsten Abend in Singapore in Raffles Hotel saßen, brachte Poldi seine Braut, und er schien sich zu freuen, daß ihre fremdländische Schönheit auf Toni Eindruck machte. „Schön ist sie, gelt?" fragte Poldi, und als Toni sich genierte, vor ihr zu erwidern, kam ihm der andere zu Hilfe: „Sag's nur, wenn sie dir nicht gefällt, versteht ja kein Wort deutsch, das Patscherl."

Er war fröhlich, mit seiner Braut gut und herzlich, gegen ihre Mutter von jener Liebenswürdigkeit, die ihm von jeher die Herzen aller Damen erobert, und hielt mit seiner unversiegbaren Lebenslaune den kleinen Kreis bis spät in die Nacht hinein wach. Und auch an diesem Abend sagte er von Bine, die wohl auch in diesen Stunden an ihn dachte, kein Wort.

Aber als er den anderen Abend mit Toni — dem alten, lieben Freund wie er ihn jetzt hieß, obwohl sie daheim nie viel miteinander zu tun gehabt hatten — allein war — Toni wollte am nächsten Morgen nach Penang — da trank Poldi sehr stark, so wie er es zuweilen schon da-

Digitized by Google

heim getan, nur damals in Wein und jetzt in scharfen englischen Getränken. Und da war es, daß in diesem losen Nebel, den seine leise Angetrunkenheit an ihm vorüberführte, allerhand Gestalten von daheim und von früherer Zeit vor ihm sichtbar wurden, so lebhaft, daß er ein Gespräch über sie nicht unterdrücken konnte, so schwer auch — das sah man ihm an — es ihm fiel.

Er begann damit, daß er ganz plötzlich von seiner alten Mutter anfing zu erzählen und dabei sagte, wenn ihm eines in seinem ganzen Nichtsnutzleben leid sei, dann wäre es dies, daß Mutter seinetwegen wohl viel ausgehalten habe. Und dabei liefen unvermittelt Tränen über dieses Jungengesicht, das er trotz aller seiner bösen Streiche noch hatte. Und dann kam er auf seine Heimatstadt zu reden. Und sagte: „Dann und wann, wenn ich ein wenig betrunken bin, gehe ich draußen in der Farm durch die jungen Gummibäume, die in langen Alleen gepflanzt sind, und bilde mir ein, ich gehe in Quirain durch Reben. Ähnlichkeit hat's ja keine, weißt, aber es ist doch sehr schön, ein paar Augenblicke wieder zu Haus zu sein."

Dabei wischte er wieder kurz über die treuherzig blauen Kinderaugen, die trotz aller Verfehlungen immer noch unschuldig blickten.

Und nun kam er dazu, ganz auf einmal, von Bine Isser zu reden, und hatte da schon zu Beginn feuchte Augen, und sagte das: „Weißt du, jetzt habe ich also eine Braut, und ein schönes Geschöpf ist sie, aber weißt, 's ist doch nur so ein Mischblut, und ist nicht schad' um sie, wenn sie nichts Besseres kriegt als unsereinen. Aber die zu Haus, die Schwester vom Walter, siehst, so eine bin ich nicht wert, für so was ganz Gutes und Reines und Sauberes ist kaum einer gut genug, und ich nicht, Toni, ich bin doch nur ein — — ein Lump."

Er sank ganz in sich zusammen, und bis zu den Nachbartischen war sein armseliges Weinen zu hören.

⁂ ⁂ ⁂

Nicht immer kommt der Föhn in den Bergen ungestüm, oft auch kündigt er ganz traut und zart den Frühling an.

Eines Morgens, kurz nach Sonnenaufgang, beginnt es. Die Föhren, die an den Südhängen des Rittens stehen, fühlen seinen Hauch zuerst; nicht einmal ihre feinsten Ästchen rühren sich noch, es ist nur die warme Luft, die sie von ferne wittern. Dann wird es so, daß sich da und dort ein kleines Zweigchen hebt, wie das Ohr eines aufmerksam lauschenden Tieres sich aufreckt. Es ist noch kein Wehen in der Luft, nur ein leises Ziehen vom Süden her.

Später — eine Stunde darauf vielleicht — strecken sich alle Ästchen und Zweige, wippen und wiegen sich, und jeder Baum sieht aus tausend erwartenden Augen gegenüber auf die Berge, die nun hellblau und sonderlich klar in weicher Luft stehen und näherrücken.

Am Nachmittag dann kommt das Wehen.

Der Wald raunt, rauscht und singt, Millionen Stimmen sind wachgerüttelt und proben für den Sturm, jeder Zweig sehnt sich und seufzt, und sogar greisenalte, trotzige Bäume neigen in Ehrfurcht vor dem Nahenden, in zärtlicher Ergriffenheit ihre schweren Zweige.

Dann kommt das große Stürmen in den blauen Himmel, es stöhnt, lacht und weint vor Lust, der mächtige Bote des Frühlings stürmt siegreich die Höhen.

Wachet auf, Menschen aus Winternot, Tiere aus Winterschlaf, Blüten aus euren Knospen, wachet auf! — —

Und eines Morgens fuhr der alte Mart den blinkenden Pflug über den Kirchenacker, und die braune Erde dampfte in der Sonne.

Die Wälder feierten rings ihr Auferstehen, die Weiden hatten Kätzchen, die Birken kleine baumelnde Fransen, die im lauen Winde schaukelten. Und an den Hecken trieb der Flieder kleine Blattspitzen, die so rührend hilflos aussahen, wie die Händchen von Neugeborenen. Da und dort kam ein winterverschlafenes Grün, ein paar erste Frühlingsblumen, die noch ganz töricht nach Erde rochen, aus dem Boden, da und dort lugte aus dem Walde eine feuchte Schnauze, das Gesicht irgendeines Tieres mit noch schläfrigen Augen, dem der Weckruf des Föhns über den zerlegenen Pelz gefahren war, ungefüg wie eine große Bürste.

Auf den Lärchenwiesen trollten Schafe, Lämmer waren unter ihnen mit Milch-

Digitized by Google

schaum am Mäulchen; ein Hirte trieb sie bergan.

Ein paar Instrumente hatte der Frühling vorausgeschickt. Eine Oboe saß drüben in den Buchen, eine Singdrossel, und probierte ein paar Gesätzchen. Ein paar kleine Flöten sind rings in den Wäldern postiert und üben, ach, und einige Dutzend frischer Finken jubelten immerzu ihre einfältige, klare Weise. Vom Waldtal herauf, an den Morgen, die heller und strahlender, an den Mittagen, die wärmer und goldener werden, und an den Abenden, die klarer und sehnlicher sind, ruft der Kuckuck.

Dann und wann nach einem dieser hellen, ungestümen Frühlingstage ruft er auch noch des Nachts sein: Wachet auf!

⁂ ⁂ ⁂

Fast jedes Jahr um diese Zeit kam Frau Luisl mit Bine für acht Tage nach Maria Himmelfahrt, um aus ihrem Haus die Winterluft zu jagen, mit der alten Anglerburgel den Garten zu bestellen und sich am ersten grünen Bergfrühling zu freuen.

Als sie dies Jahr, der langen Bennenfahrt müde dem Hause zugehend, sich schon sorgte, ob wohl die vergeßliche Burgl so ein bißchen Vorordnung gemacht, die Fenster geöffnet, die Bänke umgestellt, den Ofen im Wohnzimmer geheizt hätte — da kamen ihr mit einem Strauß heller Schlüsselblumen schon Heinz Flora und Marion entgegen und lachten beide und sagten, so ein bißchen Ordnung sei im Haus jetzt schon bereit. Und wirklich, alles und jedes war wohnlich hergerichtet, die Zimmer waren mit Blumen geschmückt, und sogar in ihres Sohnes Zimmer sah Frau Luisl den Boden gescheuert, die Vorhänge blendend hell und blank und Blumensträuße in den Gläsern — als käme heute auch noch er.

Doch nicht einmal Nachricht von ihm war in den letzten Tagen eingetroffen, so sehr sich Frau Luisl wieder danach sehnte. Erst zwei Tage darauf, als Frau Luisl mit Bine gerade mit den Freunden im Zurgelhäusl beim Abendessen saß, brachte der Bote den erwarteten Brief.

„Sagte ich es nicht," triumphierte Heinz Flora, der sich ja auf die Postverbindung von drüben verstand, „vor heute war es ja nicht möglich. Dienstag die ‚Isis' in Brindisi, heute Donnerstag, famos, wie es stimmt. Aber nun, verzeih, ich halte dich auf. Öffne und lies. Komm, Marion, wir treten indes vors Haus."

„Nein, bleibt," wehrte Frau Luisl, „bleibt, und wenn ihr mögt, so hört zu; ich lese den Brief vor.

Matheran, 2. März.

Liebste Mama!

Um Dir nur gleich das zu sagen, was Du gerne hörst: Es geht mir nun wirklich auffallend besser, und den Fortschritt danke ich der unermüdlich besorgten und gütigen Pflege, die ich in dem Hause habe. Frau Lore Lenz, von der ich Dir schon schrieb, ist die Frau eines Bombayer Kaufmanns, aber ich meine, das ist nur so eine Maske für uns Menschen, die ihrer bedürfen; denn in aller Heimlichkeit ist sie ein Engel.

Nun denkst Du gewiß, liebste Mutter, das, was so eine fremde Frau an Pflege und Fürsorge für einen Fremden aufbringen kann, könnte eine Mutter für ihren eigenen Sohn auch, und eine Schwester (das gilt Dir, Bine) geradesogut. Hast auch recht, Mutter, ganz gewiß, und Bine weiß ja auch, wie dankbar ich für alle ihre Hilfe und Wartung bin. Aber Ihr Guten könntet mir ja mit Eurer Liebe nicht das Klima schaffen, das ich für meine vollständige Heilung brauche. Und das hier, in diesem fremden Land, so weit von Euch und doch — wie ein Zufall in derselben Höhe — mir so rasch gut tat. So bleibe ich natürlich noch die drei Monate, bis die Monsunzeit hier einsetzt. Dann wird es also Mitte Juli, ehe ich zu Euch komme, zu Euch — und verzeiht, wenn ich mich dahin nicht weniger sehne — zu Gabriele."

Über Marions Gesicht glitt es flüchtig, so, als zöge draußen eine Frühlingswolke hinter dem kahlen Lindengeäst vorbei — aber niemand sah es, und so fuhr Frau Luisl fort: „Gabi schreibt jedesmal so lieb, nur freilich — und das ist kein Wunder — sie ist ein wenig ungeduldig, daß es mit dem Gesundwerden so lange dauert und unsere Hochzeit —" ein Schwarm dunkler Wolken zog am Himmel, in den Marion sah, vorüber — „erst im Hochsommer sein kann. Aber dann, wie wird es schön. Gabi will keine allzu große Hochzeit, hat aber doch eine Menge Bekannte, die sie einladen muß, und möchte darum die Trau-

Digitized by Google

ung nicht draußen in Gandegg, sondern lieber in einem großen Hotel in Bozen. Und darin lasse ich ihr gern ihren Willen."

„Wie in allem," setzte Bine rasch hinzu, bekam aber von Mama einen Blick, der sie bat: ‚Nicht vor anderen.'

„Dann reisen wir, soweit wir bis jetzt ausgemacht haben, in ein Seebad. Gabi kennt noch so wenig und interessierte sich sehr für die Insel Wigth. Freilich ginge dabei mein Urlaub zu Ende, da ich September wieder ins Bureau eintreten und die Versäumnisse dieses Jahres, so gut es geht, nachholen möchte. Schließlich, wenn man so lange ausgespannt hat, freut man sich selbst wieder auf seinen Beruf und zurück in sein Heim, und da Gabi sich auch zu sehr auf unser Leben in Wien freut, eile ich mich natürlich besonders.

Ach, was erzähle ich da von meinen Sommer- und Herbstplänen, jetzt schon, da es bei Euch noch nicht einmal richtiger Frühling ist. Aber weißt, Mama, es geht mir eben schon so gut, daß meine Hoffnungen auf das Sommerglück all den Monaten bis dahin schon vorauseilen, vor lauter Ungeduld und Vorfreude. — Du gehst also mit Bine Mitte Mai nach Florenz. Und bleibst sechs Wochen. Wie wird sich Bine freuen, die ja immer so von Italien schwärmte, und wie freue ich mich für Euch, denn auch Dir, Mutter, wird es prächtig gefallen. Dann, denk' nur, Mitte Juli kommt Ihr nach Maria Himmelfahrt, und ein paar Tage darauf — kaum, daß Ihr Zeit habt, mein Zimmer ein bißchen instand zu setzen — komme ich, gesund und froh, und fliege Dir, liebste Mutter, geradeswegs in die Arme.

Grüße Bine, grüße, wenn Du auf den Berg kommst, die Floras. Einen innigen Kuß von Deinem

Walter."

„Danke," sagte Heinz Flora. Und ein leiseres „Danke" kam auch vom Fenster herüber, dort, wo Marion saß und hinaussah.

Über den hellen, lichten Frühlingshimmel, aus dem vor einer Stunde noch warm und golden die milde Sonne gestrahlt, waren graue Wolken gezogen, die ein schwacher Wind vom Süden her vor sich herschob. Die große Lärche nahe dem Hause hatte ihre Zweige noch kahl; denn die winzigen, roten Bürstchen, die sich eben erst aus den kleinen Knospen freimachten, waren kaum zu sehen. Die Birken, die am Zaun standen, hatten aber schon schmuckes junges Laub, und der Flieder an der Hecke grünte. Amselweibchen huschten durch die Zweige, raschelten im dürren Laub und hatten mit Nestbauangelegenheiten und Würmerdebatten alle Schnäbel voll zu tun. Freilich, die Amselmännchen kümmerten sich um ihrer Hausfrauen Sorgen nicht. Ganz hoch oben, zu höchst in den Bäumen, ein hoher Sopran auf dem krummen Lärchenwipfel, ein Alt auf der Linde, saßen sie und sangen ihre hellen Lieder einander zu.

Ein leiser Frühlingsregen fiel.

(Fortsetzung folgt)

Herbsttag

Vereinzelt hängt am Strauchwerk noch ein Blatt,
Trübselig gelb, der Sommersonne satt,
Der Wind vergaß es, als er in den Kies
Des Gartenwegs die müden Blätter blies.

Aus feuchtem Rasen, zwischen welkem Grün,
Taucht einer Gladiole spätes Glühn,
Der breite Stengel, der die Blüte trägt,
Hat sich gesenkt und tief ins Gras gelegt.

Wo alles stirbt, so schwer die Nebel gehn,
Mag sie nicht aufrecht zwischen Totem stehn
Und drängt des kurzen Lebens roten Schein,
Den Kelch geneigt, in fremden Tod hinein.

Günther Pogge

Digitized by Google

Oktoberballade

‹14. 10. 13.›

Von Marx Möller

Oktoberwind rüttelt im Laub mit Gewalt.
Im Schlosse zu Lüben war's hundekalt.

Drei Tage lang hat da die Weltuhr gestockt.
Auf dem Sofa hat schweigend der Kaiser gehockt;

Die andern schweigend auf Stühlen in Ecken:
Drei Tage in ratlosem Nichtstun und Schrecken;

Drei endlose Tage in Grausen und Weh! — — —
Auf der herbstkahlen Eilenburger Chaussee

Ist plötzlich am Mittag der Kaiser erschienen.
Verschloss'nen Gleichmut in eisigen Mienen;

Als sei rings alles ihm einerlei. — —
Sie bringen ihm Tisch und Lehnstuhl herbei;

Sie breiten die Karte. — Den Kaiser friert.
Sie zünden ein Lagerfeuer. — Er stiert

Auf die braune sächsische Ebene hin. —
Kanonen rufen zum Kampfbeginn

Weithinten weit. — Eine Pappel steht
Bei des Kaisers Tische. — Zerrend weht

Oktobersturm. Ihre Blätter fallen.
Sie ist die letzte geblieben von allen.

Sie ragte als Zeichen seiner Gewalt!
Jetzt fällt auch sie! Dem Kaiser ist kalt. —

Es ist, als schriee beim Axthieb das Holz:
„Du hießest uns pflanzen! Starr und stolz

Haben wir in den eroberten Landen
Als deine Napoleonpappeln gestanden!

Wie Garde-Grenadiere auf Wacht!" — —
Das Eisen blitzt. — Es splittert und kracht!

Ein Zittern kriecht durchs hohe Geäst.
Da — wie ein Vogel aus hohem Nest —

Fliegt aus den Blättern, die ihn verdeckt,
Ein Schmetterling ins Freie erschreckt;

Flattert und flirrt, verschüchtert und matt,
Wie einer, der sich verspätet hat;

Dessen Zeit vorbei; dessen Sommer verging. —
„Ein Kaisermantel!" — — — Das goldene Ding

Zieht Kreise ums Feuer mit letzter Kraft!
Immer engere Kreise! — Magierhaft! —

Der Kaiser sieht's. — Dann versinkt's in den Flammen. — — —
Und die letzte Pappel bricht krachend zusammen.

Digitized by Google

Stilleben

Gemälde von Rudolf Thienhaus

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Suche nach dem Modell

Von Peter Hamecher

Von Zeit zu Zeit hört man jemanden klagen, ein Autor habe ihm eine schwere, ehrenschädigende Kränkung zugefügt, indem er ihn in einem Roman oder Drama mit charakteristischen, aller Welt offenkundigen Merkmalen oder in Situationen, die, obschon privater Natur, den Indiskretionen des Herrn Jedermann nicht ganz entgangen, abgeschildert habe, ihn so dem Geklatsch und den Hindeutungen müßiger Menschen preisgebend, die auf diese Art bequem zu einer Sensation kämen. Alsbald erhebt sich in der Presse eine Aussprache über die Frage, ob und inwieweit es dem Künstler zu gestatten sei, Züge der ihm bekannten Wirklichkeit zu kopieren, und ob man die durchsichtige Porträtierung nicht als die boshafte Freude eines ethisch Minderwertigen am Skandal ansprechen müsse. Der nicht künstlerisch geleitete Mensch wird von den Standpunkten der bürgerlichen Gesellungsmoral aus in voller Aufrichtigkeit die Meinung kundgeben, daß hinter solcher Benützung aufzeigbarer Wirklichkeitsmomente jene schlimme Lust am Klatsch, an der Bloßstellung stecke, die ihm aus der Gesellschaft sattsam bekannt, und daß es die Pflicht der Gemeinschaft sei, dem Betroffenen mit ihrem Rechtsschutz beizustehen. Der Künstler aber wird, durch solche Unterstellung verletzt und verwundert, derartiges Hineindeuten übler Alltagsansichten in sein Werk entschieden ablehnen. Er wird mit Thomas Mann („Bilse und Ich") verlangen, daß „ein Kunstwerk als etwas Absolutes und bürgerlich Indiskutables betrachtet" werde, und wird darauf hinweisen, daß die meisten Dichter sich bei der Ausgestaltung ihrer Entwürfe, wenn auch in verschiedenem Grade, mehr oder minder nachweisbarer Urbilder bedient, so daß eine Geschichte der Modellbenutzung fast einer Darstellung der gesamten Weltliteratur gleichkäme. Jedes Urteil in künstlerischen Angelegenheiten, das nicht aus dem Wesen der Kunst selbst gezogen ist, ist für ihn ein Falschurteil, das eine unzulässige, wesensfremde Betrachtung an eine überdies sehr heikle Sache heranträgt.

Strindberg sagt in einer seiner Lebensbeichten: „Der Künstler wählt seine Motive nicht, er kann nur unter ihnen wählen." Es muß also ein geheimes Gesetz geben, wonach Persönlichkeit und Motiv des Künstlers sich wechselweise bedingen; wonach dieser besondere Künstler diesen besondern Stoff ergreift. Daß es einen Punkt gibt im künstlerischen Ringen mit einem einmal gefaßten Vorwurf, wo jede Willkür aufgehoben ist und die Notwendigkeit, der innere Zwang das Problem fortführt, so daß der Dichter nichts anderes tun kann, als den folgerichtigen Ablauf des Lebens, das in seiner Einbildungskraft sich aufgetan, in seiner Gesetzmäßigkeit wirken zu lassen und sich selbst dieser innern Gesetzmäßigkeit zu unterwerfen, wird von allen Seiten bezeugt. Wahr ist sein Werk nur, wenn er den Verlauf nicht durch irgendeine Absicht unterbricht, sondern ihn sich vollkommen entwickeln läßt. Die künstlerische Besonnenheit, von der man spricht, ist nichts als die stetige Wachsamkeit des Geistes über diesem Vorgang. Turgenjeff schreibt im Nachwort zu „Vätern und Söhnen" in bezug auf seinen Basaroff, in dem viele eine tendenziöse Verhöhnung der russischen Jugend sahen: „Dieses Leben hat sich nun einmal so gestaltet, sagte mir wieder meine vielleicht irrtümliche, aber jedenfalls gewissenhafte Erfahrung; da durfte ich nicht deuteln und klügeln, — ich mußte gerade so seine Gestalt hinzeichnen." Es gibt also für den Dichter nichts anderes als sein Werk und dessen wahrheitsgetreue Durchführung.

Ibsen wußte in dieser Hinsicht, was nottut. Er behorcht seine Gestalten förmlich. Er, der wohl ebensosehr Denker wie Dichter war, der so stark intellektuell erlebte, daß im Vorstadium des eigentlichen Schaffens an einem frühen Punkte aus der erregenden Idee ebensogut eine Abhandlung wie ein Kunstwerk werden konnte, sagte einmal: „Bevor ich ein Wort niederschreibe, muß ich meinen Menschen durch und durch in der Gewalt haben. Auch äußerlich muß ich ihn vor mir sehen, bis auf den letzten Knopf, wie er steht und geht, wie er sich benimmt, welchen Klang seine Stimme hat. Dann lasse ich ihn nimmer los, bis sich sein Schicksal erfüllt hat." Wie Ibsen mit seinen Menschen lebte, wie er selbst ihre fernliegendsten Verhältnisse „erforscht", fühlt man aus der Antwort heraus, die er auf die Frage gab, weshalb die Heldin des „Puppenheims" Nora hieße: „Eigentlich hieß sie ja Eleonore; aber zu Hause nannte man sie immer Nora, sie war ja das Nesthäkchen."

Zwei ganz entgegengesetzte Beispiele, wie die Dichter das Leben ihrer Gestalten als ein Unabänderliches, Lebendiges vor sich sehen und ergriffen miterleben, zeigen Anekdoten von Kleist und Balzac. Als Kleist eines Tages, nach der Vollendung der „Penthesilea", in seines Freundes von Pfuel Zimmer trat, weinte er bitterlich, und als Pfuel ihn nach dem Grunde seiner Erregung fragte, schluchzte er: „Nun ist sie tot." Er meinte die Amazonenkönigin. Die Balzac-Anekdote ist aber so: Als Jules Sandeau dem Freunde einmal erzählte, daß seine Schwester krank sei, antwortete dieser: „Das alles ist ja ganz schön und gut; aber kommen wir auf etwas Wirkliches, sprechen

Digitized by Google

wir von Eugenie Grandet." Man sieht also im Schaffensvorgang des Künstlers ein Verdrängen der Wirklichkeit durch ein Spiel der Einbildungskraft, das sich vor dem innern Auge des Schaffenden als eine zweite, höhere Wirklichkeit vollzieht und dessen Ablauf er ergriffen und miterlebend zuschaut, ohne selber eingreifen zu können, noch zu dürfen. Es ist eine Art des Hellsehens, des Wachträumens, die in der Empfängnisstunde im Künstler wirksam zu sein scheint. Balzac spricht darüber sehr aufschlußreich auf den ersten Seiten der Novelle „Facino Cane".

Der Dichter erfaßt alles Geschehen nur in einer übertragenen Bedeutung; so sind ihm denn auch alle Dinge der sichtbaren Wirklichkeit nur ein an sich gleichgültiges Material, in dem er sein Erlebnis als Ausdruck zu bilden sucht. „Der Dichter nennt die Dinge und meint Gott." Das ist der eigentliche schöpferische Formprozeß: die Durchdringung der Materie mit Seelenstoff, mit dem Fluidum des Erlebnisses. Erst wenn ein Vorgang, eine Person dem Dichter mit der ihn erregenden Idee so zusammengewachsen ist, daß sie ihm zum Ausdruck wird, hat sie für ihn zwingende Notwendigkeit, von der er nicht loskommt, „bis das Schicksal sich erfüllt hat". Ich untersuche nicht, wieweit das Welterlebnis eines Dichters sich mit dem anderer Menschen deckt oder welche Möglichkeit der Einfühlung es andern bietet, ob es eng oder weit: das Wesentliche ist, daß es vorhanden ist und den Stoff belebt; denn hier liegt das Geheimnis der „Poetisierung", das die Leistung zum Kunstwerk, den Autor zum Dichter erhebt.

Von hier aus entscheidet sich das ganze Problem der Modellbenutzung, soweit der wirkliche Dichter in Frage kommt. Die ganze Welt, Vergangenes und Gegenwärtiges, liegt vor dem Dichter als Stoff, als Bildmaterial, das darauf harrt, daß er es ergreife und läutere, damit es rein werde zur Auferstehung im Geiste. Der Stoff als solcher aber ist in der Kunst bedeutungslos, stumm. Hebbel sagt in einer Tagebuchnotiz: „Es ist doch Täuschung, wenn man glaubt, daß Stoff an sich etwas sei und dem gestaltenden Geist einen reinen Gehalt entgegenbringe." Und Thomas Mann äußert denselben Gedanken: „Alle Objektivität, alle Aneignung und Kolportage bezieht sich — auf das Pittoreske, die Maske, die Geste, die Äußerlichkeit, die sich als Charakteristikum, als Symbol darbietet ... Nicht die Gabe der Erfindung — die der Beseelung ist es, welche den Dichter macht. Und ob er nun eine überkommene Mär oder ein Stück Wirklichkeit mit seinem Odem und Wesen erfüllt: die Durchdringung und Erfüllung mit dem, was des Dichters, macht den Stoff zu seinem Eigentum, auf das, seiner innersten Meinung nach, niemand die Hand legen darf." Der dichterische Prozeß bedeutet immer ein Umschmelzen, ein Umbilden, wenn es auch noch so sehr scheint, als ob die zeichnende Hand der Wirklichkeit mit der peinlichsten Genauigkeit nachgegangen sei. Jean Paul sagt: „Keinen wirklichen Vorgang kann der Dichter — auch der komische — von der Natur annehmen, ohne ihn, wie der Jüngste Tag die Lebendigen, zu verwandeln für Himmel und Hölle."

Im Dichter liegen unendliche Möglichkeiten in Bereitschaft. Man möchte sagen: jede Erfahrung wird im Innern aufgespeichert. Wird nun die Seele so stark von einem Reiz erregt, daß sie der entstandenen psychischen Gleichgewichtsstörung nicht Herr werden kann, so sucht sich die dichterische Erlebniskraft desselben zu bemächtigen und dadurch, daß sie ihn gewissermaßen in die Distanz eines Geschauten rückt, das Innere zu entlasten. Elemente der angesammelten Erfahrung schießen, durch die Erregung gemäß ihrer Zugehörigkeit herbeigerufen, zusammen, und das Erlebnis ordnet sie seiner Art und Färbung entsprechend zum Bilde, zum Sinnbild. Es handelt sich nun darum, den Ausdruck möglichst sinnfällig und erschöpfend und durch alle Mittel der Darstellung: der Komposition, der Zeichnung, der Farbengebung, der inneren Stimmung nach Kräften konform zu gestalten. Um den darstellerischen Endzweck zu erreichen, ist dem Dichter jedes Mittel gerecht, das ihm dienlich erscheint. Der eine versenkt sich in die Historie, der andere geht zur Natur, der dritte sucht unter Menschen, der vierte mag Anregung finden in den Mären und Phantasien der Völker oder in den künstlerischen Schöpfungen anderer. Welche Art von Urbildern der Dichter benutzen wird und in welcher Art er sie verwendet: das sind Fragen ganz persönlicher Natur, Probleme des Sehens, der Stilisierung usw. Dem einen genügt eine einzelne Bewegung, damit seine Phantasie das Fragment zum Bilde ergänze. Der andere ist stärker an die Sichtbarkeit gebunden, an die Beobachtung des Wirklichen. Von Ibsen schreibt Walzel (Geistesleben des XVIII. und XIX. Jahrhunderts): „Dieses starke, alle Denkarbeit beim künstlerischen Schaffen überhallende Interesse an dem Menschen wird auch bezeugt durch Nachrichten, die von Georg Brandes, von den Herausgebern des Nachlasses und von Roman Woerner über andere Modelle Ibsens uns geschenkt wurden. Die Frauen, voran Nora, Ellida Wangel, Hedda Gabler, sind aus dem Leben geschöpft, ebenso Hjalmar Ekdal, Eylert Löwborg und ihre Genossen. Ja, wenn Ibsen sich selbst zum Modell nahm, benutzte er gern noch weitere Modelle, um den Menschen desto farbenreicher und lebendiger zu gestalten. Er suchte zugleich seine eignen Wesenszüge an anderen zu studieren, um die Wahrheit und Echtheit seiner Beobachtungen fester zu begründen. So bei Brand, bei Stockmann, bei Rosmer." Das Nachwort zu den Nachlaßbänden bringt genügendes Material, um die Ibsensche Arbeitsmethode zu beleuchten. Oft begnügt er sich nicht mit einem Modell. Er nimmt, wie beim „Volksfeind", Züge von mehreren. Aber wie er, der kluge

Digitized by Google

Zuschauer, der gewissenhafte Zeitungsleser, das Leben genau studierte, so studierte er auch das historische Material für seine geschichtlichen Dramen. Auch Turgenjeff ging stets von einem tatsächlichen Modell aus. Er schreibt („Väter und Söhne"): „Was mich angeht, so muß ich gestehen, daß ich niemals versucht habe, ‚ein Gemälde zu schaffen', wenn ich nicht als Ausgangspunkt hatte — nicht etwa eine Idee, sondern eine leibhaftige Person, an welche nach und nach die geeigneten Elemente sich anlehnen, mit welchen dieselben sich verschmelzen konnten. Da mir eine bedeutende Erfindungsgabe nicht zuteil geworden, bedurfte ich stets eines bestimmten Bodens, auf dem ich mich fest und sicher bewegen konnte." Jedenfalls scheint die Lebhaftigkeit und Leichtigkeit der Einbildungskraft zum eigentlich Dichterischen gar nichts zu beweisen. „Es scheint gewiß," schreibt Thomas Mann (a. a. O.), „daß die Gabe der Erfindung, mag sie dichterisch sein, bei weitem nicht als Kriterium zum Dichter gelten kann."

Fest steht, da aus Nichts nichts werden kann in dieser Welt der Ursache und Wirkung, daß der Dichter eines Erfahrungsmaterials bedarf, um seinen Intentionen zu einem sichtbaren Dasein zu verhelfen. Wenn der Dichter aber auch ein fremdes Dasein noch so genau nachzeichnet: das Wesentliche kommt aus ihm selber. Jean Paul sagt: „Die Minerva springt nicht in den Kopf des Dichters, sondern aus dessen Kopf schon belebt und bewaffnet, aber für diese Lebendige sucht er in der Erfahrung nach Lokalfarben, die ihr passen." Schon jedes Urteil, das wir über einen Menschen fällen, jedes Bild, das wir uns von unserem Nächsten machen, ist ein Umschaffen des Urbildes. Wir sehen nie das Ganze einer Persönlichkeit. Aus Gesten, Worten und Handlungen gebildet, sehen wir eine Chiffernschrift vor uns, die wir nach den Maßgaben unsres Fühlens und Handelns zu deuten versuchen. Es findet so ein Unterschieben unseres Selbst statt. Was aber der Dichter in dem Wirklichkeitsmaterial bildet, das ist letzten Endes notwendig er selber; das ist seine Welterfahrung; das sind seine Entscheidungen im Widerstreit des Innern. Goethe ist ebensosehr Faust wie Mephisto, und er nennt selber seine verschiedenen Werke Bruchstücke einer großen Konfession. Mit Recht könnte ein Dichter, dem man bei seinen Gestaltungen weitestgehende Benutzung lebendiger Modelle nachweisen wollte, antworten: „Nein, das ist nicht der und jener, das bin ich, ich und nochmals ich." Ibsen hat, wie bei allen seinen Figuren, auch zum Brand Vorbilder vor Augen gehabt. Und doch durfte er sagen: „Brand, das bin ich in meinen besten Augenblicken."

Die Tatsache der Umschaffung ist nicht unbemerkt, und gerade sie gibt zu falschen Ausdeutungen der dichterischen Absicht Anlaß. Der angebliche Betroffene fühlt, ebenso wie auch der orientierte Zuschauer, daß da mit dem Urbild eine Veränderung vorgenommen wurde, sei es zum Guten, sei es zum Schlimmen. Züge, die wirklich nachweisbar, sind vermengt worden mit solchen, die dem Original durchaus fremd sind. Wie peinlich für den Porträtierten, wenn wir dieses im Grunde unangebrachte Wort gebrauchen wollen, solche Umbildungen werden können, lehrt folgender Bericht Ellingers zu Hoffmanns „Klein Zaches" (H.s Werke, Ausg. der goldenen Klassiker-Bibl.): „Wie Wilh. Chezy in seinen ‚Erinnerungen aus meinem Leben' berichtet, war dieses Vorbild (zu Klein Zaches) der damalige Student, spätere Kammergerichtsauskultator von Heydebreck, der Sohn eines hohen Staatsbeamten. Der junge v. H. war seit seinem zehnten oder zwölften Jahre nicht gewachsen; Chezy erzählt, daß Hoffmann den zwerghaften Studenten im Tiergarten hoch zu Roß gesehen habe. Entspricht dieser Bericht, den anzuzweifeln ein Grund nicht vorliegt, den Tatsachen, so hat sicher das Zusammentreffen im Tiergarten Hoffmann die Anregung zu der Szene gegeben, in der Balthasar und Fabian dem reitenden Klein Zaches begegnen ... Für die bösen Seiten der Hauptgestalt bot nach Chezys Bericht von Heydebreck nicht die geringsten Vergleichungspunkte; wohl aber soll man diese später in ihm gesucht und er daher unter Hoffmanns Satire schwer gelitten haben." Die Menschen, die um diesen Zusammenhang wissen, können Person und Bild nicht voneinander trennen; sie suchen im Urbild die Züge, die der Dichter im Interesse der Symbolisierung hinzugetan.

Durch die bis ins letzte hinein spionierende Identifizierung der dichterischen Darstellung mit den zugrunde liegenden Vorgängen haben vor allem auch Goethe und die Kestners gelitten, als das Publikum den „Werther" nach Stoff zum Klatsch durchstöberte. In einem Briefe an Nicolai (Grenzboten 1911) schreibt der Prinzenerzieher Petersen aus Darmstadt: „Wer den Schlüssel zu Werthern hat, erschrickt über manche Satire, die sich bloß in Frankfurt erschließt. Und doch braucht man keinen Schlüssel, um das Ganze mit Vergnügen zu lesen." Manche mag aber der Schlüssel mehr interessiert haben, als das Werk. Am 23. September 1774 schickt Goethe das Werk, die „Generalbeichte", nach deren Ablegung er sich wieder froh und frei fühlte, an Lotte. Am 31. August hatte er es ihr angekündigt mit den Worten: „Ich werde Dir ehestens ein Gebetbuch, Schatzkästchen, oder wie Du's nennen magst, schicken, um Dich morgens und abends zu stärken in guten Erinnerungen der Freundschaft und Liebe." Nun schrieb er: „Lotte, wie lieb mir das Buch ist, magst Du im Lesen fühlen, und auch dieses Exemplar ist mir so werth, als wär's das einzige in der Welt. Du sollst's haben, Lotte, ich hab es hundertmal geküßt, hab's weggeschlossen, daß es niemand berühre." Aber schon im nächsten

Digitized by Google

Monat muß er die Erzürnten beruhigen: „Ich muß euch gleich schreiben meine Lieben, meine Erzürnten, daß mir's von Herzen kommt. Es ist getan, es ist ausgegeben, verzeiht mir, wenn ihr könnt. — Ich will nichts, ich bitte euch, ich will nichts hören, biß der Ausgang bestätigt haben wird daß eure Besorgnisse zu hoch gespannt waren, biß ihr dann auch im Buche selbst das unschuldige Gemisch von Wahrheit und Lüge reiner an eurem Herzen gefühlt haben werdet." Lotte und Kestner waren naturgemäß verstimmt darüber, daß sie ihre Angelegenheiten dem Gekläff des Marktes preisgegeben sahen, und es war nichts Leichtes für Goethe, das gestörte Verhältnis wieder herzustellen. „Er macht sich aus der ganzen Welt nichts," schreibt Kestner an einen Freund in der Werther-Affaire, „drum kann er sich in die Seele derer, die nicht so sein können noch dürfen, nicht setzen." Auch in diesem Falle sind es die dichterischen Zutaten, die die wirklichen Verhältnisse verändern, über die sich die Betroffenen, die keinen Begriff vom Geheimnis des Schaffens haben, am meisten erregen. Sie sehen in ihnen offenbar nichts als Fälschungen der Wahrheit; böswillige Anhängsel und Entstellungen, für die sie, als die Urbilder, zahlen müssen. Wie sehr Goethe durch die Mißdeutungen und skandalösen Ausschlachtungen, die sein Werk erfuhr und von denen selbst ein Lessing sich nicht frei hielt, empört und gequält war, zeigt sein schöner Brief an Kestner vom November 1774. „Eine Herd Schwein" nennt er das Publikum, und er weist tröstend auf die reinere Wirkung hin, die die Dichtung auf unzählige Herzen ausübt. Es tut ihm weh, daß selbst Lotte und ihr Gatte das Werk nicht von der Person ablösen können, und er sucht sie durch den Gedanken an die heilende Zeit und an die verklärende Zukunft, die erst die reinern Verhältnisse ins rechte Licht setzen muß, über die Mißhelligkeiten des gegenwärtigen Zustandes fortzuleiten. „Ihr Kleingläubige!" schreibt er, „Könntet ihr den tausendsten Teil fühlen, was Werther tausend Herzen ist, ihr würdet die Unkosten nicht berechnen, die ihr dazu hergebt. — Ich wollt um meiner eignen Lebensgefahr willen Werthern nicht zurückrufen, und glaub mir, glaub an mich, Deine Besorgnisse, Deine Gravamina, schwinden wie Gespenster der Nacht, wenn Du Geduld hast, und dann —binnen hier und einem Jahr versprech ich euch auf die lieblichste, einzigste, innigste Weise alles was noch übrig seyn mögte an Verdacht, Mißdeutung pp. im schwäzzenden Publikum, obgleich das eine Herd Schwein ist, auszulöschen, wie reiner Nordwind Nebel und Dufft. — Werther muß — muß seyn! — Ihr fühlt *ihn* nicht, ihr fühlt nur *mich* und *euch*, und was ihr *angeklebt* heißt — und truz euch — und andern — *eingewoben* ist. — Wenn ich noch lebe, so bist Du's, dem ich's danke — bist also nicht Albert. — Und also — — Gib Lotten eine Hand ganz warm von mir, und sag ihr: Ihren Namen von tausend heiligen Lippen mit Ehrfurcht ausgesprochen zu wissen, sey doch ein Aquivalent gegen Besorgnisse, die einen kaum ohne alles andere im gemeinen Leben, da man jeder Base ausgesetzt ist, lange verdrießen würden."

Man möchte, wenn man dieses liest, klar heraussagen: nicht der Dichter ist der Sünder, sondern diejenigen unter den Lesern, die, anstatt das Werk rein aufzunehmen, im gemeinen Leben nach Beziehungen forschen und froh sind, wenn sie auch nur einen kleinen Anhalt finden, um ein Sensatiönchen daran anzuknüpfen. Ich erinnere an die Erregung, mit der in den Kreisen der Burschenschaftler Siegfried Krebs' Roman „Auguſt Binzer oder das Ende der Romantik" aufgenommen wurde, weil man in dem Werke eine Verunglimpfung des längst verstorbenen Verfassers des Studentenliedes „Wir hatten gebauet ein stattliches Haus" sah. In der Tat liegt ja, von außen her gesehen, etwas überaus Schamloses in der Art, wie der Dichter Beobachtungen und Erlebnisse gleichsam auspreßt für sein Werk, und mancher, nicht zuletzt der alte Ibsen, hat in Stunden der Depression schwer unter dem „Vampirismus des Talentes" (Nietzsche) geseufzt, der ihn zwingt, das Leben zu plündern, zu berauben um des Werkes willen. Aber der, gegen den der Dichter am schamlosesten ist, ist er selber; denn sein Schaffen ist nichts als eine dauernde Selbstenthüllung, ein währendes Zurschaustellen seines Innersten, das der einfach lebende Mensch am liebsten keusch verschließt.

Immerhin gibt es Fälle, zu denen die Stellungnahme sehr schwierig ist. Ich denke vor allem an die Satire und Sittenschilderung, herab von den Tagen des Martial und Juvenal über die Satiriker des XVII. und XVIII. Jahrhunderts bis auf den vielberedeten Berliner Theaterroman „Erwin Bernsteins theatralische Sendung" von Fr. Freksa. Den Ausschlag gibt schließlich die überragende, überpersönliche Größe des Menschentums, die dem Haß, oder wie man's nennen mag, eine symbolische Kraft und Bedeutung einflößt. Wenn aber für einen die Gefahr groß ist, am Zuständlichen, am Modell hängen zu bleiben, so für den Satiriker. Jener Dichter, der seine persönlichen Mißhelligkeiten mit der Redaktion eines politischen Witzblattes in einem Drama austragen wollte, scheint mir daran gescheitert zu sein, daß sein Wollen nicht groß und rein genug war; infolgedessen mußte ihm die Kraft fehlen, die Modelle vom Erdenstoff zu befreien und über sich hinauszuheben. Anders darf man von Strindberg sprechen, dem wilden Hasser, der genug Anfeindungen zu erdulden hatte, weil er mit einer Rücksichtslosigkeit ohnegleichen in seinen Büchern, zumal in den „Gotischen Zimmern" und den „Schwarzen Fahnen", mit seinen ehedem vertrautesten Freunden abrechnet. Aber er

Digitized by Google

rechnet mit ihnen ab, nicht wie wie mit Menschen, sondern mit Mächten. Dieser Zachris ist nicht mehr Geijerstam. Das sind nicht mehr Menschen, mit denen er sich herumbalgt; das sind Dämonen: Helfer und Gesandte des Dunkels, der finstern Mächte, die ihn umstricken wollen, und gegen die er aus der Not seines aus dunkeln und lichten, aus erdigen und ätherischen Stoffen unglücklich gemischten Wesens verzweifelt sich wehrte ein ganzes Leben lang. Was aber die objektive Stellungnahme der Zeitgenossen zu dem Satiriker so schwierig macht, ist, daß er so stark ins Tagesinteresse eingreift und seine Gestalt eigentlich erst deutbar wird, wenn er aus dem Bann der herrschenden Leidenschaften und Personen durch die Zeit herausgerückt wurde.

Die in sich verständliche, wenn auch aus einem Mißverstehen der dichterischen Absicht und der Kunst überhaupt hervorgehende Empörung gegen ein Werk, das sich nach der Auffassung der bürgerlichen Welt an der mit Recht geforderten Unantastbarkeit des Privatlebens vergreift, ist sehr zu trennen von der sensationslüsternen Sucht der Modellsuche, die um jeden Preis erkennen will, wer hinter den Gestalten eines Dichters steckt. Gerade dadurch, daß der Dichter notwendig Züge des alltäglichen Lebens aufnimmt, diesen Verhältnissen aber mehr einen allgemeinen Charakter zu verleihen strebt, ist es verhältnismäßig leicht, Ähnlichkeiten mit diesem und jenem zu entdecken, ohne daß sie wirklich beabsichtigt wären. Vielleicht hat der Dichter nur Erinnerungsbilder gebraucht; aber irgendwo findet sich eine parallele Erscheinung, die nun eiligst hervorgezerrt und beklopft wird, um der hämischen Neugier genugzutun; und plötzlich sieht der Dichter sich zu Dingen in Beziehung gebracht, die ihm vollkommen fremd sind. Otto Ludwig schreibt hierüber am 9. September 1858 an seinen Freund Ambrunn in Eisfeld, dem er gleichzeitig die „Heitheretei" schickt: „Nun ist es Menschenart, daß man, wenn man einmal solche Züge findet, die man kennt, noch mehr zu finden glaubt und mancherlei findet, weil man es sucht, nicht weil es wirklich vorhanden wäre. Das kann so weit gehen, daß man in erdichteten Figuren gewisse bekannte Menschen zu finden meint, weil ja doch am Ende jede poetische Figur mit wirklichen Menschen Ähnlichkeit haben muß. Daß das, was das Büchlein Anziehendes haben mag, *nicht* auf solchen Beziehungen beruht, ist daraus zu erkennen, daß es am meisten Anklang in Österreich gefunden hat . . . wo es natürlich keinem Menschen einfallen kann, dabei an Eisfeld zu denken; sie denken eben an Figuren ihrer eignen Bekanntschaft dabei, und es ist kein Beweis gegen die Stärke eines Schriftstellers, wenn jeder meint, die poetische Gestalt sei das Spiegelbild eines Menschen, den er kennt."

Nicht jede Benutzung künstlerischer Formen führt zur Kunst. Besonders die Form des Romans mit ihrer wenig streng geschlossenen Breite erscheint so bequem als Abladestelle für alle nicht künstlerischen Absichten, die gerne in einem anziehenderen Gewande aufträten. Wir sehen hier etwas entstehen, das mit dem Modellroman, wie wir ihn von guten Dichtern kennen, verwandt zu sein scheint: den Schlüsselroman. Aber man braucht nur aufzumerken, um den Unterschied zu sehen. Der wirkliche Dichter kann keinen Zug aus der Wirklichkeit nehmen, ohne ihn zu der erregenden Idee in Beziehung zu setzen und ihn so seiner realen Zugehörigkeit zu entrücken. Die Suche nach dem Urbild ist hier nur vom Übel, weil die reinen Verhältnisse des Werkes dadurch getrübt werden, und Anknüpfung an das Modell sich nur auf Äußerlichkeiten beziehen kann. Der Schlüsselroman aber ist nichts anderes als eine mechanische Nachzeichnung der Wirklichkeit; gewiß verändert der Verfasser meist Namen und Umstände: aber die Retusche bewirkt nur eine größere Spannung auf die Auflösung der Charade. Als ein Exempel möchte ich hier die Romane von Arthur Landsberger nennen. Das Grundwesen dieses Gebildes ist in der Tat die Indiskretion, und es steht niedriger fast als das gehässigste, persönliche Pamphlet. Dieser Schlüsselroman ist von der Kunst himmelweit entfernt und verdient keine bessere Behandlung als jede andere persönliche Ehrenkränkung.

Die Modellfrage ist eine Frage der durch das Forschen nach dem Urbild beträchtlich gefährdeten künstlerischen Bewegungsfreiheit. Hat der Künstler es verstanden, aus einem Material Kunst zu machen, d. h. es in einer allgemein wertvollen Art und Weise zum dauernden Symbol umzuschaffen, so kann es ganz gleichgültig bleiben, woher er einzelne Bausteine, einzelne Ornamente und Träger genommen; denn mag er wirkliche Porträts in sein Gespinst eingewebt haben: es sind doch nur von außen genommene Möglichkeiten; Notwendigkeit wurden sie erst in dem Augenblick, wo der Dichter sie mit seiner eignen Seele füllte, um sie in etwas ganz Neues, dem Urbild vielleicht Ähnliches, aber gewiß nicht Kongruentes zu verwandeln. Ludwig hat recht: was in Eisfeld gilt, gilt nicht in Österreich oder Rußland. Bewährt das Werk dort seine dichterische Eindruckskraft, wo man um die Modelle nicht weiß, erhält es sich gleich dem „Werther" und tausend andern „Modelldichtungen" jung durch Zeiten, für die es kein Aktualitätsinteresse mehr, sondern nur noch ein reines Kunstinteresse hat, so war der Künstler in seinem Recht und vollauf befugt zu handeln, wie er's getan. Der indiskrete Schlüsselroman verdient keinerlei Entschuldigung. So aber einer ein Künstler ist, soll man ihm mit Jean Paul zurufen: „Freunde, habt nur vorzüglich wahres, herrliches Genie, dann werdet ihr euch wundern, wie weit ihr's treibt."

Digitized by Google

Herbst in Tegernsee

Von Frida Schanz

1.

Erschreckend früh begann die Herbsttragödie.
Die Gärten reifversehrt und sturmgeschellt.
Zwischen zwei schwarzen Schauern sah die Welt
Eben ein Stückchen Zwischenaktskomödie.
Die schöne Königin stand goldumloht,
Lachend, als sei das Spiel noch unverloren.
Der große Kirschbaum brannte lampenrot
Über den Beeten, die heut nacht erfroren.

2.

Als sich die Salbei aus dem Garten schlich,
Die heiße, rote Salbei, die so brannte,
Als dann das Sonnenrosenrad verblich,
Als sich die letzte Rose selbst verbannte,
Die Kressen schleppten, keine mehr zu kennen,
Die Dahlien frostbraun standen, erdgewandt,
Da fing mein Heimweh früh schon an zu brennen,
Wie es im Sommer abends nur gebrannt.

3.

Nach Wetterwochen, dunkelschwarz umbändert,
Ein Sonnensieg heut, heilig und verklärt.
Ich sehe erst, wie lang das Leid gewährt, —
Am Waldesantlitz, das sich so verändert.

Ich stehe wie gebannt sekundenlang.
Dies Freundesleiden hatt' ich nicht vermutet!
Ich habe nicht geahnt, du schöner Hang,
Daß es schon so an dir herunterblutet.

Ein greller Fackelbrand mein Baum am See. —
Und dieses Lächeln heut, das tiefer schneidet
Und lauter redet als ein heutiges Weh.
Das Lächeln dessen, der nun kaum mehr leidet.

4.

Verklärter Tag! Mir ist, als ob ich schwämme
In Lust und Lust und erdentrücktem Weh.
Leuchtgoldnes Laub und kohlenschwarze Stämme.
Und durch den schlanken Waldsaum blaut der See.

Am Bergstock noch ein letzter Enzianbuschen,
Gold tanzt um mich, Gold ohne Goldgewicht.
Vor mir im Hang ein solches Lichterhuschen
Als ging ein Kind vor mir mit einem Licht.

5.

Die grauen Spinnerein der Wanderspinnen
Haken sich los und segeln weit im Wind.
Ein frischer Morgen treibt sie rasch von hinnen.
Natur, ich bin dein lernbegierig Kind.

Kein Spinnennetz, daran ich lang gewoben,
Mein graues Netz von feinem Gram und Leid
Hab' ich beherzt heut früh für Lebenszeit
Vom Lebensdornenstrauche abgehoben.
Da segelt's hin; mir ist's, als flög' ich mit,
So seligleicht ist nun mein Wanderschritt.

Digitized by Google

Digitized by Google

erschöpfende und bewundernswerte Materialsammlung nur langsam fortschreiten kann, im Lauf der Jahre bis zum Buchstaben T gediehen sein wird.

Achtzehn „Tischbeine"! Einer von ihnen wird als Architekt geführt — er baute die Große Oper in St. Petersburg —, einer als Bildhauer, einer als Kupferstecher. Die übrigen ausnahmslos als Maler. Sie stammen aus Mitteldeutschland, aus dem kurhessischen Orte Haina, und Cassel galt den meisten als künstlerischer Ausgangspunkt. Doch in allen lebte ein unruhevolles Wandererblut, das sie durch Deutschland und Europa trieb; freilich nicht nur weil sie sehen, lernen, genießen und sich innerlich bereichern wollten, sondern vor allem weil sie als rechte Bekenner des malerischen Handwerks ihr Gewerbe vielfach „im Umherziehen" üben mußten. Der ganze Segen ihrer Begabungen aber ward innerhalb eines einzigen Jahrhunderts über Deutschland gebreitet. Nach 1740 etwa sehen wir in Haina die fünf Brüder Johann Conrad Tischbein, den vorhin erwähnten Bildhauer Johann Valentin d. Ä., Johann Heinrich d. Ä., Johann Jakob und Anton Wilhelm, die eigentlichen Begründer der Dynastie, auftreten.

Einer von ihnen, Johann Heinrich Tischbein — später zum Unterschied eines gleichnamigen Neffen (eines Sohnes von Johann Conrad) als der Ältere seines Namens bezeichnet — stellt bereits eine der drei Säulen dar, auf denen der Ruhm der Familie beruht. Er sollte dies Amt mit zweien seiner anderen Neffen teilen: mit Johann Friedrich August Tischbein, einem Sohne des Johann Valentin, der selbst, 1715 geboren, 1767 als Hofmaler in Hildburghausen starb, und mit Johann Heinrich Wilhelm Tischbein, einem Sohne Johann Conrads, der nach weiten Weltfahrten wieder im heimatlichen Haina landete und dort anno 1778 die Augen schloß. Diese drei sind es, an die man heute fast allein denkt, wenn der Name Tischbein ausgesprochen wird. Jahrzehnte hindurch aber lagen die Dinge noch anders, da man beim Klang des Namens eigentlich nur an einen seiner Vertreter dachte: an den „Neapolitaner" Johann Heinrich Wilhelm, kürzer Wilhelm Tischbein genannt, den Schöpfer des berühmten Bildnisses im Frankfurter Städelschen Institut, das Goethe in Italien zwischen antiken Trümmern darstellt.

Dies bekannteste Werk Wilhelms führt uns zugleich zu den Gründen der Bevorzugung, die er genoß. Die Zeit, die hinter uns liegt, war vor allem literarisch gestimmt und suchte sich auch der bildenden Kunst und ihren Anhängern am liebsten vom literarischen Standpunkt aus zu nähern. So kommt es, daß wir die gesamte Geschichte der deutschen Malerei von 1750 an neu aufbauen müssen. Die unvergeßliche Jahrhundertausstellung von 1906 schoß die erste Bresche in die Mauer der überlieferten falschen Vorurteile. Und zu der Neusichtung des Materials, die seitdem einsetzte, gehört die große Tischbeinrevision, herbeigeführt namentlich durch die Leipziger Porträtausstellung des Sommers 1912.

Die Ergebnisse dieser Revision beziehen sich auf zwei Hauptpunkte. Zunächst auf die richtige Erkenntnis des Lebenswerkes von Joh. Friedrich August Tischbein, der bisher völlig vernachlässigt geblieben war und von dem sich nun zum allgemeinen Staunen herausstellte, daß ihm unter allen Künstlern seines Namens weitaus der erste Platz gebührt. Dann aber auch auf die sinnvollere Abwägung der Verdienste seiner beiden Rivalen.

Doch Joh. Friedrich Augusts Stern stieg noch höher empor. Nicht nur den vorzüglichsten der Tischbeine: einen der besten deutschen Maler seines ganzen Jahrhunderts erblicken wir heute in ihm, einen der feinfühligsten Förderer der allgemeinen Entwicklung und der bedeutendsten Vorahner kommender Kunstgedanken. Er offenbart sich als einer von den Führern zu neuen Zielen, die damals auftraten und den Betrieb der Malerei auf eine vordem ungeahnte Basis stellten. Es handelte sich um das große Problem: wie kommen wir aus dem Rokoko heraus? Aus dieser verzierten, geschminkten, spielerischen Welt? Aber wohlgemerkt: ohne dabei das Tüchtige und Gesunde zu verlieren, das in ihrem künstlerischen Handwerk steckt! Die Künstler, die rechte Zunftüberlieferungen in sich trugen und sich nicht den literarisch-klassizistischen Theoretikern mit Haut und Haaren verschrieben hatten, fühlten instinktiv, daß

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

konnte. Dann wandte sich Tischbein nach Italien, aber sein gesunder Sinn behütete ihn davor, den Klassizisten in die Hände zu fallen. Im Gegenteil: gerade hier scheint er die Berührung mit englischer Kunst gefunden zu haben, die für seine Zukunft wichtig wurde. Mit Recht hat Walther Biehl, einer der Ordner der Leipziger Ausstellung, auf den Künstlerkreis hingewiesen, der sich in Neapel um Lord Hamilton scharte; auch auf die vielleicht bedeutsame Tatsache, daß einer der großen englischen Porträtisten, an die man bei Tischbein gelegentlich denken muß, George Romney, sich um 1775 in Italien aufhielt. Von dort kehrte Friedrich August dann wieder nach Norden zurück. Wir sehen ihn in Deutschland, auch in Wien, in den achtziger und neunziger Jahren mehrmals in Holland, seit 1795 in Dessau arbeitend und immer aufs neue Eindrücke sammelnd. Seine künstlerische Laufbahn endete schließlich in Leipzig, wo er von 1800 bis zu seinem Tode 1812 als Akademiedirektor und Nachfolger Oesers wirkte und eine glänzende Tätigkeit entfaltete. Auch von Leipzig aus war Tischbein fortwährend unterwegs. Er kam auf diesen Reisen sogar bis St. Petersburg. Auf einer kürzeren im Jahre 1812 nur bis Heidelberg, wo er erkrankte und am 21. Juni starb.

Bildnis der Lady Herveg-Foster
Gemälde von Joh. Friedr. Aug. Tischbein
(Im Besitz des Großherzoglichen Museums zu Weimar)

Die englischen Anregungen flossen Tischbein also nur indirekt zu. Er selbst war niemals jenseits der Nordsee. Zu dem, was er in Italien, wohl auch in Holland, an britischen Bildern gesehen, kommt anscheinend noch allerlei Deutsches hinzu, das auf derselben Linie stand. Was er suchte, war eine Menschendarstellung, die aus treuer Anschauung und intimem Studium des natürlichen Vorbildes stammte, nicht auf die Anmut, wohl aber auf das Gezierte der offiziellen Rokokoart verzichtete, aus freier Bewegtheit ihre klug ersonnenen Gruppenkompositionen belebte, die Gestalten untereinander und mit der umgebenden oder den Hintergrund bildenden Landschaft in Beziehung und Einklang brachte und — dies erst war die Hauptsache — die Farben des Bildes durch ein bestimmtes Prinzip zu einer klangvollen Einheit band.

Diese Einheit aber ward hergestellt durch das Licht, das Tischbein über seine Bilder breitete. Das Licht, dies Urprinzip aller modernen Malerei, ist auch sein Heiligtum gewesen. Nicht mehr der „Ton" der Renaissancemalerei, nicht mehr das Helldunkel Rembrandts, nicht mehr das rauschende Orchester der Flamen. Sondern das verteilte, feine Licht des natürlichen Tages, natürlich meist bei bedecktem Himmel, weil grelle Sonne den Lokalfarben zu viel Eigenleben gibt, um sie in geschlossener Skala zusammenzustimmen. In der Wahl der einzelnen Etappen dieser Skala geht Tischbein seine eigenen Pfade. Er steht im allgemeinen auf der modernen Linie, die sich den kühlen Valeurs zuneigt, also Frans

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Bildnis des Erbprinzen Karl Friedrich von Weimar mit dem Prinzen Bernhard und der Prinzessin Caroline

Gemälde von Joh. Friedr. Aug. Tischbein im Belvedere zu Weimar

Digitized by Google

von duftigem, fließendem Licht gebundenen, hellen Töne Wert legte, die sich zu wunderbaren Rhythmen bewegter Farbigkeit verbinden. Es sind meist kleine Park-Visionen und -Phantasien, berückend in der Einheit und den zwischen Silber- und Goldströmen anmutig schaukelnden Nuancen.

Kostbar ist, auf solchen malerischen Fundamenten ruhend, die liebenswürdige Natürlichkeit, mit der die Menschen Tischbeins sich bewegen. Hier namentlich sprechen englische, auch französische Porträtkunstgriffe mit. Reynolds, Gainsborough, Romney, Hoppner, aber auch die Vigée-Lebrun — man beachte das Bild der Sophie Tischbein mit ihren Töchtern. Mitunter scheinen hier sogar Davids frühere Bildnisse hineinzureden. Die Art zumal, wie die Kinder mit behutsamer Zärtlichkeit angebracht werden, sich an Eltern und Großeltern schmiegen, ist westlichen Mustern nachgebildet. Nur ist sie weniger affektiert als die französische und weniger süßlich als die englische Schablone für solche Vorwürfe. Die deutschen Menschen der Epoche, die zweifellos graziöser und kultivierter in ihrem äußeren Gebaren auftraten als ihre heutigen Nachfahren, aber auch schlichter als ihre Zeitgenossen in anderen Ländern, scheinen in voller Lebendigkeit und Wahrheit hier abgebildet. Es ist ein gehobenes Bourgeoistum; Mitglieder einer von feinen und reichen Bildungsinteressen getragenen Gesellschaft aus der Zeit, da der Naturkultus begann, dessen Hohes Lied im „Werther" gesungen wurde. Menschen einer zärtlichen, oft genug sentimentalen Familienfreudigkeit und Freundschaft, die in allen Künsten spielend dilettieren: Gitarre zupfen, Lieder singen, zeichnen, Silhouetten schneiden, französische Briefe schreiben, Klopstock und Gellert lesen, sich wohl noch bei Schäfermaskeraden amüsieren, aber doch schon den aufsteigenden Stolz des tiers état in sich fühlen, der bald die Weltherrschaft antreten soll. Es sind zumeist Kaufleute, Ratsherren, Bankiers von sehr kräftigem Selbstbewußtsein, die sich von niemand in ihre Angelegenheiten dreinreden lassen und in ihrem Hause wie in ihrem Bureau als kleine Fürsten, noch aus der absoluten Epoche, walten. Auch in der Kleidung prägt sich der Doppelcharakter der Zeit aus. Noch sieht man Reste der offiziellen Verschnürung der Damen, noch den blauen Werther-

Die Lautenspielerin. Gemälde von Joh. Friedr. Aug. Tischbein
(Im Besitz der Kgl. Nationalgalerie zu Berlin)
Photogravureverlag der Photographischen Gesellschaft in Berlin

Digitized by Google

Bildnis der Gräfin Bose

Gemälde von Johann Friedrich August Tischbein

(Im Besitz der Königl. Gemälde-Galerie zu Dresden)

Digitized by Google

Digitized by Google

Bildnis der Frau Kimmel mit Tochter

Gemälde von Joh. Friedr. Aug. Tischbein im Besitz des Herrn Dr. Gustav Crayen in Leipzig

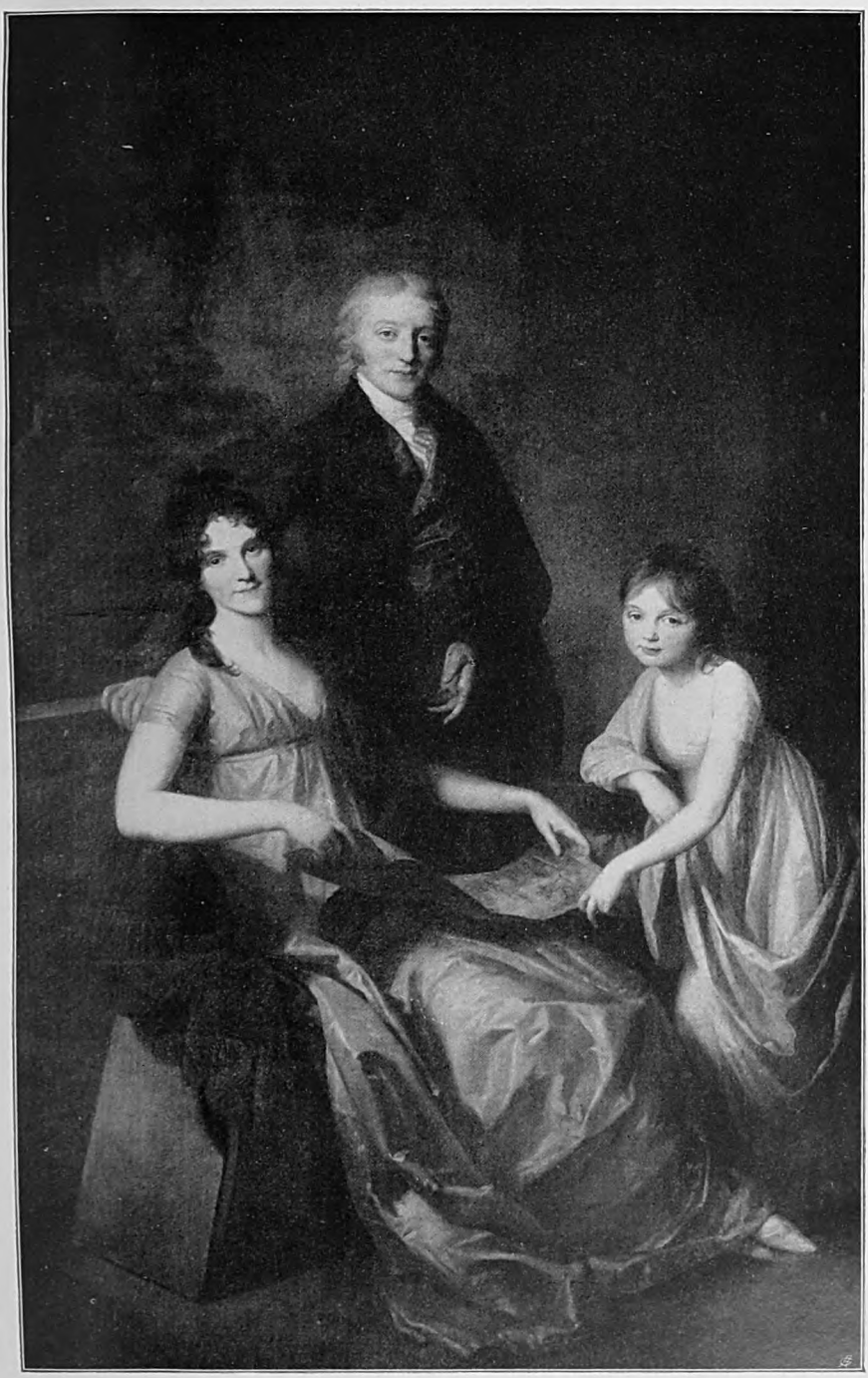
Digitized by Google

frack und das Spitzenjabot. Aber meist herrschen doch schon die kurzen Taillen und die lang herabwallenden Röcke, in denen das antike Gewand so kapriziös nachgeahmt erscheint. Es herrschen die frei gesteckten Frisuren, neben noch gepuderten Haaren und sorgsam mit dem Eisen gedrehten Locken. Und die Freude an allem natürlich Schönen spricht sich, sehr deutlich, in den tiefen Ausschnitten, in der selbstverständlichen Offenherzigkeit aus, mit der man weiche und schlanke Frauen- und Mädchenarme zeigt. Tischbein hat ein besonderes Talent, zarte und gepflegte Haut zu malen, ohne doch in das berüchtigte „rosa Inkarnat" zu verfallen, das die unausstehlich süßen Puppenmaler des Rokoko liebten.

Zu solchen Zielen strebten auch die beiden andern „Tischbeine", die Friedrich Augusts Ruhm solange verdunkelten, ohne ihm doch je gleichzukommen. Trotzdem hat hier, in diesen Porträtbemühungen, das Beste gesteckt, was auch sie zu bieten hatten. Johann Heinrich (1722 bis 1789) hat, wie sein Neffe und Schüler Friedrich August vor ihm, die Pariser Schule genossen. Auf Kosten des Grafen Stadion hat er nicht weniger als dreizehn Jahre in der französischen Hauptstadt zugebracht, wo er bei Carel van Loo studierte und sich in der Nähe der Werke Watteaus und Bouchers fortbildete. Er war dann in Bologna, in Florenz, in Rom und Venedig, was ihm weniger gut bekam; denn als er, neunundzwanzigjährig, 1751 in die Heimat zurückgekehrt, bald (1752) Hofmaler in Cassel und schließlich (1776) Akademiedirektor wurde, baute sich sein Ruhm unter den Zeitgenossen auf den Historien, Allegorien und mythologischen Figuren auf, die er massenhaft hervorbrachte. Das alles ist uns heute ziemlich gleichgültig und hält nicht entfernt den Vergleich mit den Bildnissen aus, die daneben entstanden. In dem kostbaren Lessing-Porträt der Nationalgalerie hat Johann Heinrich bewiesen, wie hoch er auf diesem Feld zu steigen vermochte. An diesem Helden der Wahrheit und der erdgewachsenen Kunst des Lebens erprobte er seine realistische Fähigkeit; hier deckte sich das Objekt mit dem künstlerischen Prinzip, und der Zweiklang Rot-Grau, der die geistvolle Erfassung des Antlitzes begleitet, steigert den Eindruck dieses Meisterstücks. Später, um 1776, weilte Johann Heinrich Tischbein auch in Leipzig, wo er die Töchter seines Freundes Oeser malte und in dem Porträt des Leipziger Kaufmanns, Ratsherrn und Kunstsammlers Gottfried Winckler eines der besten Bildnisse jener Jahre schuf. Er hielt sich dabei mehr holländisch als englisch, aber es war dieselbe Linie des liebevollen

Sophie Tischbein, die Gattin von Joh. Friedr. Aug., mit ihren Töchtern
Gemälde von Joh. Friedr. Aug. Tischbein
(Im Besitz des Herrn Kommerzienrats Otto Nauhardt in Leipzig)

Digitized by Google



Bankier Karl Eberhard Löhr mit Gattin und Tochter
Gemälde von Joh. Friedr. Aug. Tischbein
(Im Besitz der Geschwister Keil auf Schloß Weißtropp bei Dresden)

Digitized by Google

und verinnerlichten germanischen Realismus, die er damit betonte.

Und das Porträt war es auch, das Wilhelm von der verstiegenen „Idealität" des Klassizismus auf die Erde und die handwerklichen Fundamente der Malerei zurückrief — wie es allenthalben in den antikisierenden und den romantisch-nazarenischen Jahrzehnten dies Amt treulich versah. Bei Johann Heinrich Wilhelm Tischbein (1751 bis 1829) kann man den seltsamen Einfluß der Zeitmode mit einer Klarheit studieren, die nichts zu wünschen übrigläßt. Die angeborene Wanderlust seiner Familie scheint sich bei ihm mit einer suchenden Unruhe ohnegleichen zu verbinden. Wir sehen ihn in Hamburg, in Bremen, in Holland, in Cassel, Hannover, Berlin, in Dresden, Gotha, Weimar und Leipzig bei der Arbeit, sehen ihn 1779 bis 1781 als Pensionär der Akademie von Cassel, wohin er inzwischen zurückgekehrt war, in Italien, darauf mehrere Jahre in Zürich, sodann in Beziehung zu Goethe, der ihn 1783 nach Rom empfahl und ihn 1787 selbst mit nach Neapel nahm. Zehn Jahre, von 1789 bis 1799, war er nun Direktor der neapolitanischen Malerakademie. Aber es zog ihn wieder nach Deutschland zurück. Livorno, Frankfurt a. M., Gießen, abermals Cassel, Hannover, Göttingen, noch einmal Hamburg werden Stationen der Heimfahrt und der Tätigkeit. Bis er in Eutin endete, wo er (1808) Hofmaler des Herzogs von Oldenburg wurde und schließlich, 1829, das Zeitliche segnete.

In Wilhelm steckte der Funke des Genies. Wer einmal seine fabelhaften Zeichnungen, Studien und Notizen durchsieht, die im Weimarer Goethehause aufbewahrt werden und die Wolfgang von Öttingen 1911 zu einer fesselnden Ausstellung vereinigte, weiß, von welchem Kaliber diese Begabung war. Goethe hat diese Dinge gesammelt und offenbar Freude daran gehabt. Aber er hat dann wieder seinen Einfluß benutzt, den Künstler, dessen Talent auf ganz andere Wege wies, in das Prokrustesbett der klassizistischen Dogmen zu spannen. So vertiefte sich Wilhelm Tischbein in seine „historischen" Kompositionen, in seine Radierungen zu Homer, in seine Umrißstiche nach der Hamilton-Sammlung antiker Vasen. Und es kann nicht wundernehmen, daß er, auf so falsche Wege gezwungen, niemals zu einer organischen Ausbildung seiner großen Gaben gelangte. Nur das Porträt rettete ihn gelegentlich. Das berühmte italienische Bild Goethes, das seinen Ruf in zwei Jahrhunderten begründete, war durchaus nicht das beste, was er auf dem Gebiete schuf. Sein Selbstporträt und die Bilder seiner Familie sowie einiger Freunde stehen erheblich höher.

Bildnis der Frau Dominich Martha Grassi
Gemälde von Joh. Friedr. Aug. Tischbein
(Im Besitz von Frau Olga Lücke in Leipzig)

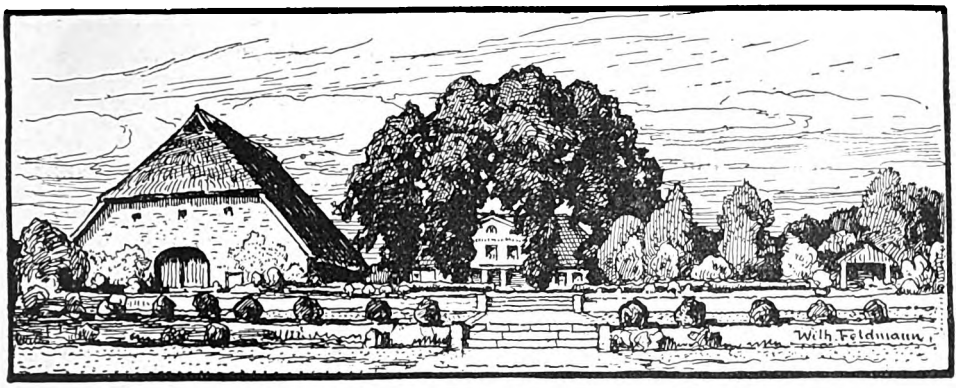
Digitized by Google

Bildnis des Kaufmanns Marc Antoine Dufour mit seiner Enkelin

Gemälde von Joh. Friedr. August Tischbein im Besitz des Herrn Albert Dufour-Feronce in Leipzig

Digitized by Google

Digitized by Google



Vom Schreibtisch und aus dem Atelier

Ein Tag bei mir

Dichtung und Wahrheit von Georg Wegener

Vor kurzem fiel mir ein Schreibheft aus meiner Tertianerzeit in die Hand, das ich mit dem größten Vergnügen wieder einmal durchlas. Unter der Überschrift „Ein Tag bei mir", enthält es einen Versuch des Knaben, seine Zukunftsträume über sein künftiges Dasein literarisch festzuhalten. Gewählt wird dazu die Form der Erzählung der Erlebnisse eines einzelnen Tages etwa aus dem fünfzigsten Lebensjahr; denn dem Verfasser schwebt seine Existenz dabei in einer gewissen Abgeschlossenheit vor, wo die Reisen und Abenteuer, die er ersehnt, schon hinter ihm liegen, sonst aber noch Vollkraft und Vollgenuß herrschen. Drollig erstrebt er dabei, den Ton des Erwachsenen zu treffen, durch nüchterne realistische Einzelheiten den Anschein der Echtheit zu erwecken und mit Vorbedacht alles Besondere und Ausnahmsweise des Geschehens, woran sonst seine literarischen Versuche jener Zeit gerade übervoll sind, auszuschalten, damit dieser Tag eben ganz als ein alltäglicher und typischer erscheine.

Die Schilderung beginnt folgendermaßen (ich ändere natürlich außer der chaotischen Orthographie nichts): „Der Wecker tönte laut durch die nächtliche Stille, und ich erwachte. Noch umgab Dämmerung mich, und kaum ließ das ungewisse Licht Gegenstände erkennen. Ich rüttelte mich aus Morpheus' Armen und sprang aus dem Bette. Nachdem ich Licht angezündet hatte, warf ich mir den schon bereitliegenden Schlafrock über, öffnete dann die nach dem Meere hingehende Flügeltür und betrat die marmorne, säulentragende Plattform, an deren Marmorstufen die Flut wie die Ebbe spült. Lautlose Stille war umher. Langsam zogen die Wellen, die Atemzüge des Ozeans, heran; sie bewährten den Namen des ‚Stillen Meeres'. In unvergänglicher Klarheit strahlten am Himmel die Prachtgestirne des Südens. Hoch am Südpol thronte des südlichen Kreuzes Wunderlicht; der König der Planeten, Jupiter, leuchtete am Horizont; ‚ein Liebesglanz, dringt Venus aus der Ferne, ein Geisterblitz, strahlt Sirius der Nacht'. Gastlich lockten die kühlen Wellen, und bald versenkte ich mich in die Wasser des Großen Ozeans: ich nahm mein allmorgendliches Bad. Mein Hund, derselbe Neufundländer, der mich auf meinen Jagd- und Erforschungszügen begleitet hatte, war mit herausgekommen; er schlief allnächtlich vor meinem Bett. Als er mich auch im Wasser erblickte, sprang er augenblicklich mit hinein usw."

Der Verfasser träumt sich also auf eine Südseeinsel, die, mehrere Quadratmeilen groß, ihm gehört. Auf dieser ist alles untergebracht, was ihm begehrenswert erscheint. Neben dem selbstverständlichen treuen Hunde fehlt auch der windschnelle Rappe natürlich nicht; er kommt noch.

Der vom Bad Erfrischte erwartet dann auf der Plattform den Aufgang der Sonne, was Veranlassung gibt, das Anwesen weiter zu schildern. „Da glitt ein Strahl über die Fläche des Ozeans und vergoldete die Spitzen der dunklen Wellen. Empor in flammender Majestät steigt der feurige, lebenspendende Ball. Mit herrlichem Licht übergoß er die Terrasse mit ihren marmornen Säulen, ihren schön geschwungenen Bogen, die die blumengeschmückte, rings um die Front laufende Galerie trugen. Bald hörte man aus dem Walde die Stimmen der erwachenden Vögel. Erst einige, dann mehr, endlich fiel der ganze Chor der befiederten Sänger ein. Darein mischt sich das Geschrei der Wasservögel, die ich mir in

Digitized by Google

großer Anzahl halte, und das tiefe Brummen der Bären und der anderen Tiere, welche auf der Ostseite ihre Käfige haben. Ich setzte meinen Klingelzug in Bewegung. Ein Mohr, mein treuer Leibdiener, erschien und brachte mir auf einem silbernen Brett mein allmorgendliches Glas frischer Milch. Ich trank sie langsam aus und begab mich dann in mein Schlafzimmer zurück, nachdem ich noch einen Blick auf den von einer frischen Brise gekräuselten Ozean geworfen, wo eben um die Ecke eine Zahl herrlicher Schwäne gezogen kam." Nun kleidet sich der Verfasser an und füttert dann in Gesellschaft seines jüngsten, dreizehnjährigen Sohnes die verschiedenen Tiere in den eingehend beschriebenen Gehegen am Hause: Bären, Löwen, Leoparden, schwarze Panther. Die Löwin hat Junge, läßt sich aber trotzdem von dem in den Käfig hineingehenden Vater — der Sohn wird verständig draußen gelassen — den Kopf krauen. Hierauf geht's zum Frühstück mit der Familie in den Speisesaal. Die Frau des Hauses wird nur ganz flüchtig erwähnt; sie muß ja vorhanden sein der erträumten Kinder und des Haushalts wegen, aber sie wird gleich nach dem Frühstück mit einer einzigen Zeile „Meine Frau hatte Wirtschaftsangelegenheiten" vom Schauplatz abgeschoben und nachher vergessen. Man erfährt ferner, daß der älteste Sohn in Europa Theologie studiert — offensichtlich ein Zugeständnis an meinen Vater, der Geistlicher war und schon damals mit Bedauern fühlte, daß ich selbst andere Wege gehen wollte —; die andern Kinder werden von einem Hauslehrer unterrichtet, der als Sohn eines damals noch mit dem Verfasser die Schulbank drückenden Vetters eingeführt wird.

Der Autor erledigt dann in seinem am Meere gelegenen Studierzimmer mit der wertvollen Bibliothek die gestern von dem allwöchentlich zwischen Sydney und San Francisco verkehrenden Dampfer gebrachte umfangreiche Korrespondenz. „Dieser Dampfer brachte mir häufig liebe Gäste, die ich mit offenen Armen empfing." Verschiedene solcher Gäste werden genannt, natürlich damalige Freunde des Knaben, die als große Gelehrte, Afrikareisende u. dergl. eingeführt werden. Einer von diesen ist ein hervorragender Mediziner geworden und hat dem Verfasser einen besonderen Dienst getan. „Mein guter Cäsar, mein treuer Rappe, dasselbe herrliche Roß, das mich durch die Prärien Nordamerikas, wie durch die Urwälder Brasiliens getragen hatte, das mit mir die glühende Sahara durchmessen und die Sümpfe des Kongo, Indien wie Australien, das hundertmal durch seine außergewöhnliche Schnelligkeit mich durch die Kugeln und Pfeile der Indianer getragen oder vor einem verfolgenden Raubtier gerettet hatte, war, wohl aus Altersschwäche, krank geworden." Der befreundete Gast stellt es wieder her.

Aber auch Gäste werden vorgeführt, die der Autor in Wirklichkeit niemals persönlich kennen gelernt hat. Ausführlich schildert er, wie der als sein eigentliches Ideal verehrte Alfred Brehm, der Verfasser des „Tierlebens" (der damals noch in voller Manneskraft stand und gerade einen Vortrag in meiner Vaterstadt gehalten hatte), die letzten Lebensjahre auf seiner Insel im innigsten Verkehr und gemeinsamer Forschung mit ihm zugebracht habe. „Er stand mir bei in meinem Federkampfe, den ich für die von neuem angefeindete Lehre des großen Darwin focht, und half mir meinen jetzt völligen Sieg vollenden." Bis dann Brehm allmählich körperlich hinfällig und vom Verfasser zuletzt nach Europa überführt wird, wo er im alten Pfarrhause seines Vaters, des „Vogelbrehm", sein Leben beschließt.

Der Verfasser erzählt hierbei, wie bewegt jedesmal die vier Wochen seien, die er alljährlich selbst in Europa zuzubringen pflege; wie er da zahllose Besuche zu empfangen, mit Forschern und Studenten verkehren, aus einer gelehrten Versammlung in die andere zu eilen habe und wie des Abends gefüllte Häuser seine Vorträge erwarteten. Die Erledigung der Korrespondenz zeigt ihn im Briefwechsel mit Redaktionen wissenschaftlicher wie auch rein literarischer Zeitschriften, beides freilich noch ganz im Horizont des elterlichen Journalzirkels. „Hier schrieb der Redakteur der Zeitschrift ‚Natur' an mich um die Lösung einer im Briefkasten gestellten Frage. Dort ein Brief von der ‚Dichterhalle', der mir den Preis des letzten Dichterturniers übersandte."

Den Rest des Vormittags arbeitet er dann weiter an seinem großen wissenschaftlichen Werk betitelt „Die Welt", und an der Vollendung eines Romans, den er mit dem nächsten Schiff nach Europa senden möchte.

Am Mittagessen nehmen drei Offiziere eines englischen Kriegsschiffes teil, das am Morgen in einiger Entfernung von der Insel Anker geworfen hat. Ihr Herumführen nachher gibt Gelegenheit, das Haus und den Park mit seinen Tierhäusern, Teichen, Wasserläufen usf. des weiteren zu schildern. Ebenso die Meierei, die Johann, der nicht minder wie der Hund und der Rappe treue Diener und Reisebegleiter, verwaltet. Hierauf ladet der Autor die Gäste zu einer Jagd in seinem Urwalde ein. Alles macht sich beritten — er selbst auf dem nicht minder ausgezeichneten Sohne Cäsars —, versieht sich mit einer Masse von Waffen und bricht auf. Die Insel wimmelt von Wild, denn der Verfasser hat im Laufe der Jahre alles mögliche hier aussetzen lassen: Fasanen, Pfauen, Trappen, Strauße, Antilopen, Giraffen, Quaggas, Steinböcke, Känguruhs, Gemsen, Tapirs. „Ja sogar zwei Paar gewaltige Wisents, die mir Seine Majestät der Kaiser von Rußland zu schenken geruht hatte." Zunächst wird nun in einer aufregenden Hatz ein Zwanzigender-Hirsch gejagt und beim Durch-

Digitized by Google

schwimmen einer Meeresbucht erlegt. Hiernach geht es, nach einem Vesperimbiß in einem Jagdschlößchen auf der Höhe der Insel, das nach dem Muster des Babelsberger Flatow-Turms erbaut ist, zur Jagd auf einen Kaffernbüffel, den der Verfasser beseitigen will, weil er sich von der übrigen Herde getrennt hat und sich als doppelt gefährlicher Bursch allein umhertreibt. „Immer dichter drängten sich die Stämme zusammen, immer dichter schlangen sich die Lianen, immer unsicherer wurde der Boden, schwarzes Wasser quoll hervor, so daß die Pferde kaum noch gehen konnten. Da schlugen die Hunde an; vor uns war ein starkes Dickicht. Wir trennten es mit einem Axthiebe, und vor uns stand der Gesuchte, bis an die Knie in einer Sumpflache. Ich erkannte ihn an den zerfetzten Ohren, da er schon manchen Kampf mit meinen Hunden durchgemacht hatte." Johann begibt sich vorsichtig in den Sumpf, um ihn anzugreifen, während die Hunde ihn beschäftigen. „Da knallte ein Schuß. Einer der Offiziere hatte meine Warnung, nicht zu schießen, außer acht gelassen. Das rasende Tier kam auf uns zu, hochauf spritzte das sumpfige Wasser; ehe der Offizier es erwartete, kam der Büffel heran, rannte sein Pferd über den Haufen, der Offizier sauste herab und verrenkte sich das Bein." Der Verfasser entgeht selbst dem Verderben nur durch einen übergewaltigen Sprung seines Pferdes, die Axt, die er dem Büffel nachschleudert, schafft diesem nur eine schmerzende aber ungefährliche Wunde. „Er wollte wenden, und das wäre sehr gefährlich geworden, erstens für Johann, der noch im Sumpfe stak, denn alles war in der Zeit weniger Sekunden geschehen, ferner für den Offizier, der noch stöhnend am Boden lag." Doch eine große Dogge wirft sich dazwischen. Der Büffel schleudert sie in die Luft, zertritt sie darauf zu einer unkenntlichen Masse und trollt nun befriedigt von dannen. Er wird also nicht erlegt. An Verfolgung ist des Verunglückten wegen nicht zu denken. Der Verfasser — der auch das kann — renkt ihm das Bein wieder ein, und auf einer improvisierten Tragbahre wird er nach Hause gebracht, wo er sich bald soweit erholt, daß er überfahrtsfähig ist. Mit vielem Dank „für das genossene Vergnügen" fahren die Offiziere nach dem Abendessen wieder zu ihrem Schiff zurück.

Nun folgt, dem Morgen entsprechend, eine, etwas arg lyrische Sonnenuntergangsszene, bei der der Verfasser in schwärmenden Worten alle die Länder an seinem Geiste vorüberziehen läßt, die er bereist hat, d. h. so ziemlich die ganze Geographie, vom ewigen Eise der Arktis bis zu den Pampas Südamerikas und den Urwäldern von Madagaskar, mit Indianergefechten und Kämpfen mit Kongonegern, mit Überfall von chinesischen Dschunken-Seeräubern u. a. m. Hiernach stellt er mit dem Hauslehrer in seinem Laboratorium noch einige Versuche an, über die im Laufe des Tages gesprochen worden ist, und nachdem er auch die Resultate dieser noch zu Papier gebracht hat, begibt er sich endlich zur Ruhe. „Der Hund legte sich vor meinem Bette nieder, und bald umgaukelten mich sanfte Träume." —

Soweit die Zukunftsphantasien des Knaben. Was von jenen Erwartungen hat das Leben verwirklicht? Wie sieht ein Lebenstag bei dem jetzt Fünfzigjährigen aus?

⁂ ⁂ ⁂

Also: Kein Wecker tönt durch nächtliche Stille. Schon darum nicht, weil von solch einer gar keine Rede mehr ist. Lachend liegt das Gold der Morgensonne auf der altväterisch geblümten Tapete gegenüber meinem Bett, und draußen machen die Finken und die Stare einen Lärm, von dem der ruhige Morgenschläfer in Berlin W, hinten heraus, keine Ahnung hat. Was aber als recht energischer Weckruf mir ins Ohr tönt, sind die Stimmchen von fünf kleinen Entenküken, die in einer mit Heu ausgepolsterten Eierkiste neben dem Waschtisch stehen, mit einem alten Sofakissen zugedeckt. „Mamsell!" rufe ich durch die Türritze, „um Gottes willen, die Enten!" — Die umfangreiche Wirtschafterin bringt das Schälchen mit dem eingeweichten Weißbrot, und nun schaue ich von meinem Lager aus auf das Bild der bezaubernden, kleinen, flaumigen, goldgelben Bällchen, die, wie aus chinesischer Kokonseide geformt, mit ungeheurem Behagen in der trüben Flut schnabbern und eine ebenso ungeheure Schmutzerei auf dem Fußboden verbreiten. Diese Entchen sind von der Glucke verlassen, und ich bemühe mich mit Erfolg, an deren Stelle zu treten und sie in meinem Schlafzimmer aufzuziehen. —

Ach du lieber Gott! Also nicht Löwen und Bären hinter Eisentraillen werden in der Morgenfrühe gefüttert, sondern nur fünf kleine Enten in einer Kiste? Ja, so ist es, geliebter Leser, ich kann es nicht in Abrede stellen. Auch erscheint jetzt kein Mohr mit einem silbernen Tablett, auf einer marmornen Säulenplattform am Meeresstrande, sondern ein kleines Stubenmädel mit holsteinisch weißblondem Haar und roten Armen reicht meiner Frau und mir das Frühstück auf einer Holzveranda unter dem goldgrünen Schatten von vier mächtigen Lindenbäumen.

Keine Südseeinsel ist es geworden, sondern nur eine kleine norddeutsche Klitsche! Aber was es mir in Wahrheit für ein Glück bedeutet, von diesem Globus, auf dem ich soviel umhergelaufen, dem meine ganze wissenschaftliche Liebe und mein Studium gilt, endlich überhaupt ein Teilchen mein eigen zu nennen, mit den Stiefeln auf eigenen Rasen zu treten, ein eigenes Stück Bach durch eigene Wiesen sich schlängeln zu sehen, eigene Frühlingssonne sich über den Rücken rieseln zu lassen, dem Flug der eigenen Schwalben durch die eigene blauseidene Luft zu folgen, ach, davon hat der Knabe von damals ja doch noch gar keine Ahnung gehabt!

Digitized by Google

Meine Frau und ich wandern miteinander über Hof und Wiesen. Wie forsch stolzieren unsere verschiedenen Hähne vor ihren Hennen daher: der schwere goldbraune Rhode-Island, der hochbeinige, einem spanischen Hidalgo mit Mäntelchen und Stoßdegen aufs Haar gleichende Andalusier in seinem wundervollen Blaugrau, der winzig kleine, aber wie ein Goldfasan prächtige italienische Zwerghahn, der merkwürdige weiße japanische Masiro Shabo mit steil aufstrebendem Schwanz, der schwarze Holländer mit seiner weißen Haube usw. Aber dies ist ja Kleinkram für den richtigen Agrarier, und so sieht der schweigsame holsteinische Vogt diese Wonne meiner Frau auch an. Ganz etwas anderes sind die schönen schwarz und weiß gefleckten Kühe, die mit strotzenden Eutern dort über unsere Wiesen wandeln.

Vom Hofe, der hoch liegt, senkt sich das Hügelgelände in weicher Schwingung hinab zu den Wiesen, durch die der Bach fließt, und diese ziehen sich bis zu der röhrichtumgebenen Bucht des Sees, an den unsere Besitzung stößt. Gerade gegenüber vom Südufer des Sees grüßt das reizende Städtchen E. mit seinen roten Dächern herüber und seinem alten spitzdachigen Kirchturm. Prachtvoller Buchenwald umsäumt das Nordufer bis zu unserer Grenze. Auf dem Abhang vom Hof zum See herab sind vier mächtige Terrassen im Entstehen, auf deren oberster im Juni viele Hundert Rosen blühen sollen; weiter unten wird es nützlicher, mit Äpfel- und Birnenspalieren, mit Pflaumen und Erdbeeren.

Unten, jenseits des Baches, weidet friedlich Titus, der braune Wallach. — Kein windschneller Rappe Cäsar, der mich durch Indianerpfeile getragen, sondern ein braves Kutsch- und Ackerpferd. Er heißt auch nicht nach dem römischen Kaiser, sondern nach dem schönlockigen Bruder Rembrandts, dessen Bildnis meiner Frau besondere Liebe ist. Wo aber ist Ella, die Stute? Sie wird seit Wochen mit besonderer Rücksicht behandelt, denn wir „erwarten"! Der reine Städter unter meinen Lesern wird nie ganz begreifen, was für ein Ereignis die Geburt eines Fohlens ist! Ein neuer Stall ist bereits in der Scheune für sie eingerichtet; heut abend soll sie da hinein. Plötzlich kommt aber der Vogt atemlos angelaufen — nein, da ist mir doch eine unwahre Redensart in die Feder geflossen: Holsteiner sind nie atemlos, und laufen tun sie überhaupt nicht. Er kommt also ganz langsam und bedächtig, wie immer, und sagt mit der seelenruhigsten Stimme von der Welt: „Die Ella hat eben gefohlt."

Ist es möglich? Wir beide rennen nun jedenfalls ohne Rücksicht auf Würde die Terrasse hinunter, klettern über den Viehzaun zur Weide, und wahrhaftig, da liegt das braune Wunder im Grase. Vorläufig nur von weitem zu genießen, denn die Stute, die es sorglich trocken leckt, läßt niemand in die Nähe. Vergeblich versucht es bereits aufzustehen mit seinen überlangen Gliedmaßen. — Aber kaum eine Stunde später gelingt ihm das, und nun steht es aufrecht, noch etwas ängstlich, auf seinen vier schräg nach auswärts gestellten Beinen, wie das Pferd in dem bekannten ostpreußischen Schulaufsatz: „An jedem Ack eins". Es sieht eigentlich verboten aus, wie ein Bastard von Esel und Giraffe. Aber der Vogt und alle auf dem Hof arbeitenden Leute, die es bewundernd umstehen, erklären es für ein ausgezeichnetes Tier, das zu den schönsten Hoffnungen berechtige; und so sind wir als die Pflegeeltern denn glücklich und stolzer darauf, als ich auf irgendeins meiner Bücher oder meine Frau auf das schönste der alten chinesischen Seidengemälde, die sie in China gesammelt hat.

Doch ich sollte nun wohl mit ähnlichem literarischen Raffinement, wie einst der Tertianer, in gelegentlichen Andeutungen die Gesamtheit meiner Lebensverhältnisse und meines Werdegangs entwickeln. Hierzu sollte ich z. B. gleich den Landbriefträger benutzen, der soeben statt des San Francisco-Dampfers den Lindenhof angelaufen hat. Es sind bei der überbrachten Post unter anderem auch Korrekturbogen eines neuen Buches, das im Herbst erscheinen soll. Zwanglos könnte ich dies jetzt nennen und dabei gleich alle früheren mit anbringen. Es wäre eine so schöne Gelegenheit. Leider hat man aber die naive Eitelkeit von damals nicht mehr — oder doch nicht mehr den Mut, sich so unbefangen dazu zu bekennen. So will ich denn nur sagen: ein Werk, das „Die Welt" so ganz im Bausch und Bogen literarisch bewältigte, ist nicht aus meiner Feder hervorgegangen. Auch die ganze Richtung ist eine andere geworden, als der Knabe dachte; das Ideal des Naturforschers mit Brehm als Vorbild hat sich nicht verwirklicht. Nur so ein bißchen etwas Verwandtes, ein Geograph bin ich geworden. Und auch als solcher keiner von den Großen und Führenden meiner Wissenschaft, nach dem Maß des Mannes, der später mein wirklicher Lehrer und vorbildliches Ideal werden sollte, Ferdinands von Richthofen. Höchstens einer, der den Gegenstand unserer Studien, die Erdoberfläche, in weiterem Umfange gesehen hat, als es den meisten von uns vergönnt ist, und der es als begeisternde Lebensaufgabe empfunden hat, ein Herold ihrer Gestaltenfülle zu sein und den Schauplatz, den uns Menschen das Schicksal als Lebensraum im Universum zugewiesen hat, seinen Mitmenschen vertrauter und in seinem Wesen verständlicher zu machen.

In den Reisehoffnungen freilich hat die Knabenphantasie so ziemlich recht behalten. Wenn ich jetzt in dem Stil des alten „Ein Tag bei mir" von meinen Wanderungen über Land und Meer rhapsodieren wollte, so könnte ich wohl eine nicht viel kürzere Liste aufstellen als der Autor von damals. Und das rauschvolle Lebensglück, das er sich von solchem Reisen erwartete, ist wirklich und wahrhaftig damit verbunden gewesen; ja noch viel tiefer,

Digitized by Google

als er irgend ermessen konnte. Wundervoll war mein Leben in diesen langen Reisejahren, unerschöpflich reich an immer neuen Eindrücken und unendlich bewegt durch immer neues Erleben. Dies Erleben ist nicht gerade so gewesen, wie sich der Knabe gedacht hat: Indianer z. B. habe ich wohl kennen gelernt, aber ich brauchte meinen Skalp nicht vor ihnen zu flüchten. Mit chinesischen Seeräubern habe ich keinen Strauß gehabt, wenn ich schließlich auch einmal gerade zu recht piratengefährlicher Zeit den chinesischen Westfluß hinaufgereist bin auf einem mit Eisengittern verwahrten Dampfer, den geladenen Browning Tag und Nacht in der Hosentasche. Gefahren mit „wilden Tieren", wonach man zu Hause immer zuerst gefragt wird, habe ich nie eine einzige zu bestehen gehabt — wenn ich nicht diejenigen wilden Lebewesen nennen will, die eigentlich die wirklich gefährlichen in den Tropen sind, die Bazillen der Malaria, des gelben Fiebers, der Pest usw. Vor denen haben mich aber keine dramatischen Taten, sondern nur Vorsicht und vor allem ein großes Glück immer bewahrt. Von Fährnissen anderer Art, bei Schiffbruch, Gefechten, Vulkanbesteigungen usw., würde ich natürlich mancherlei zu berichten haben, wie das in einem langen Reiseleben nicht anders möglich ist. Aber die „Gefahren" spielen ja unter den Dingen, die das Reiseleben so anziehend und reich machen, im allgemeinen eine so sehr viel geringere Rolle, als der Laie denkt. Kommt man wirklich einmal in eine solche, so ist man meist nicht im mindesten romantisch gestimmt, sondern denkt nur instinktiv und mit überraschender Nüchternheit das eine: ‚Wie kommst du da heraus?'

Auch hat mir der Zar von Rußland keine Wisents zu schenken geruht. Das einzige persönliche Geschenk, das ich je von einem mehr oder minder regierenden Monarchen erhalten habe, ist eine lange, nachtschwarze Zigarre gewesen, die mir der König von Cambodscha in Hinterindien eigenhändig aus einem goldenen, juwelenbesäten Kästchen hervorsuchte — Schuh und Strümpfe hatte er aber dabei nicht an. Sonst habe ich mit exotischen Fürsten ja wohl mancherlei zu tun gehabt, habe im Zenanapalast des Maharadschas von Jaipur seine Bajaderen tanzen sehen, auf den Elefanten des Rana von Udaipur geritten, vom Goldgeschirr des Nizam von Haiderabad gegessen, dem Sultan von Djokjakarta in seinem Kraton die Hand geschüttelt usw. Mit europäischen Fürstlichkeiten bin ich aber nur herzlich wenig in nähere Berührung gekommen — mit einer großen und schönen Ausnahme, die dauernd eine wertvolle Erinnerung in meinem Leben bilden wird, meiner Reise mit unserem Kronprinzen durch Indien.

Kinder habe ich Gott sei Dank nicht (dies Gott sei Dank sage ich vor allem im Namen dieser Kinder). Aber eine Frau habe ich wirklich bekommen. Und Gott sei Dank keine solche, die man mit vier Worten in einer Versenkung verschwinden lassen und nachher vergessen könnte. Nein, meine Freunde wissen vielmehr, wie unendlich viel von dem Besten, was ich bin und was mir mein Leben wertvoll macht, ihr gebührt. Und viel, viel mehr weiß ich es selbst. Sogar der Lindenhof gehört dazu, denn er ist eigentlich ihr Eigentum.

Auch zu einem Dichter hat mich der Himmel sich nicht entfalten lassen, und nicht den kleinsten Preis habe ich von irgendeiner „Dichterhalle" erhalten. Und nur eine einzige Novelle habe ich seit meiner Schülerzeit noch zu verfassen gewagt. Ich gab sie seinerzeit meiner Braut zu lesen — oder war sie damals schon meine Frau? Sie lieferte sie mir zurück mit der Erklärung, bis Seite 37 des Manuskripts hätte sie es gebracht, aber weiter hätte sie nicht gekonnt; es sei zu langweilig! Und man bedenke, wenn das eine Braut schon sagt (hm — sie muß doch wohl schon meine Frau gewesen sein).

Eine Bibliothek ist mir im Lauf der Jahre erwachsen, und der Knabe hat richtig vorausgeahnt, welch ein köstlicher Schatz eine solche ist. Macht sie nicht jenes alte Märchen zur Wirklichkeit, wo einer ein ganzes Traumkönigreich, in ein kleines Kästchen zusammengedrängt, sein eigen nennt? Wenn er ganz still und allein ist, stellt er das Kästchen auf den Tisch, öffnet den Deckel, und nun steigt das Königreich daraus hervor, breitet sich um ihn aus mit Hügeln und Seen, Schlössern, Wiesen und Rosenlauben und einer Geliebten schließlich auch noch darin. Ist nicht so in diesen Bücherreihen die ganze Welt, soweit ich sie selbst durchwandert habe, und noch viel weiter, wo auch meine unersättliche Sehnsucht nicht hingekommen, noch einmal hineingebannt und steigt daraus empor und umgibt mich, sobald ich nur will, und sage: „Sesam, öffne dich!"

Aber diese Bibliothek ist nicht auf dem Lindenhof, sondern steht natürlich in der Stadtwohnung in Berlin, wohin ich jede Woche auf mehrere Tage muß, um meine Vorlesungen und Übungen an der Berliner Handelshochschule abzuhalten. Hieraus ersieht der Leser, daß sich auch die akademische Lebensrichtung, die dem Knaben vorschwebte, verwirklicht hat und mein eigentlicher, mit so besonderer Freude umfaßter Beruf geworden ist.

Dieses Doppeldasein, das ich infolgedessen jetzt führe, dieses Hin und Her zwischen der Reichshauptstadt und dem entlegenen Dorf am See ist für meine Natur von höchstem Reiz. Auch das hat etwas Märchenhaftes. Für ein paar Tage umgibt mich die brausende Lebensintensität der jüngsten und fiebrigsten Großstadt der Alten Welt, mit den Menschenströmen, auf denen man dahintreibt wie ein Blatt im Niagara, mit der allabendlichen Feerie der blitzenden Lichtreklamen auf den Straßen, mit „Bach-, Beethoven-, Brahms"-Konzerten oder den szenischen Raf-

Digitized by Google

finements eines „Lebenden Leichnams“. Und ich hause dabei in den vertrauten Räumen einer jener modernen Mietwohnungen des neuen Berlins, deren Komfort keine andere Stadt Europas kennt, umgeben von altem, mit Herz und Geschmack (dies bezieht sich auf meine Frau) gesammeltem Hausrat, einem gewordenen, der die Geschichte unseres gemeinsamen Lebens erzählt, von Bildern, die ich liebe, und Sammlungsgegenständen, die an unsere gemeinsamen oder gesonderten Reisen erinnern. Dann aber des Abends im Auto zum Bahnhof, das ganze Lichtmeer versinkt mit einem Schlage hinter mir, ein paar Stunden Fahrt durch die Nacht, und wenn ich am Morgen aufwache, liegt die Frühsonne auf unserm Scheunendach, wo die Schwalben nisten, und über den flimmernden See klingen fein und leise die Schläge der alten Turmuhr des Städtchens herüber. —

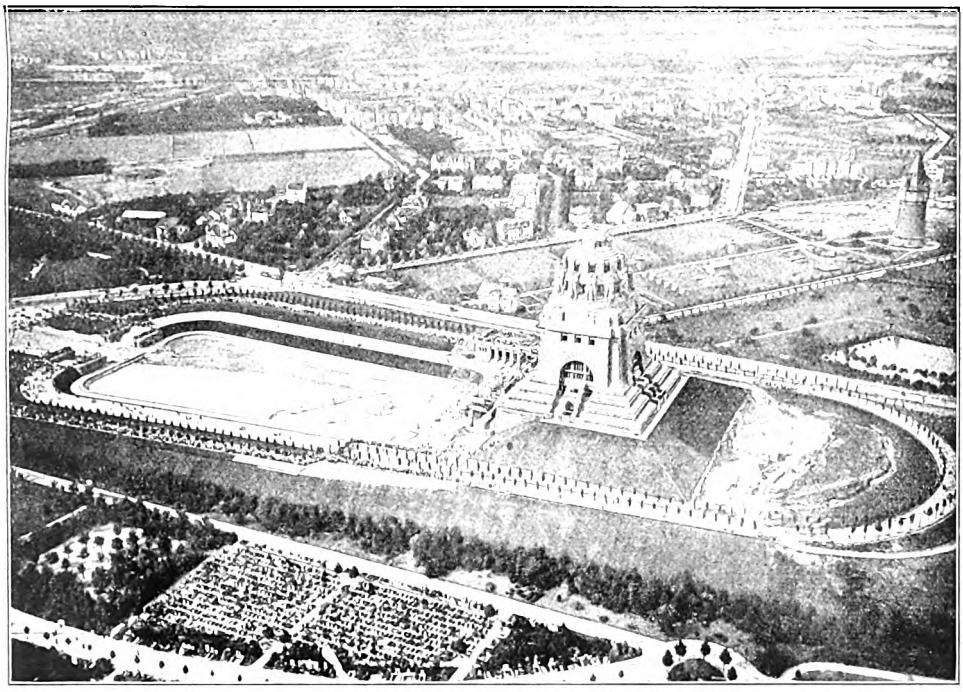
So war's auch heut früh. Der Vormittag und der halbe Nachmittag ist nun in stiller Tätigkeit dahingegangen; jetzt kommen Gäste: Freunde und Freundinnen aus Lübeck und Berlin. Englische Marineoffiziere sind nicht darunter, aber ein deutscher zufällig doch: der Marine-Oberstabsarzt Dr. H., mit dem ich ausgerechnet wirklich in der Südsee zum ersten Male zusammengetroffen bin. Gern erinnern wir beide uns des glorreichen Tages. Er war Arzt auf dem im Sommer 1900 mit dem „Cormoran“ vor Apia auf Samoa liegenden Kreuzer „Seeadler“; ich kam just am 31. Mai jenes Jahres, meinem Geburtstag, von San Francisco in Apia an, dem Kapitän des „Cormoran“, dem heutigen Admiral a. D. E., vom Auswärtigen Amt bereits angekündigt. An Bord des Kreuzers wurde ich nach der Hütte des Königs Mataafa gewiesen, die unter Kokospalmen am Meeresstrande lag. Hier saß der Kapitän und eine Anzahl Offiziere beider Schiffe in ihren weißen Jacken im Halbkreis auf dem Mattenboden der Hütte, und gegenüber im andern Halbkreis zwischen Häuptlingen und blumengeschmückten Samoanerinnen der hochgewachsene alte Würdenträger. Ich wurde hineingebeten, und Mataafa hielt mir eine lange samoanische Begrüßungsrede, die von dem englisch sprechenden Dolmetscher (damals gab es noch keine deutschen) übersetzt wurde. Nun erklärte mir Kapitän E., ich müsse antworten. Ich leugne nicht, daß ich einen Schreck bekam, denn etwas überraschend war die Situation immerhin. Aber sie war doch auch ebenso berauschend schön, hier in diesem tropischen Sonnenglanz in der von Kokospalmstämmen getragenen Rundhütte, am Ufer des schimmernden Meeres, vor mir in Lebendigkeit der berühmte Häuptling, von dessen Kriegsruhm und homerischer Würde ich soviel gehört, ich selbst auf einer samoanischen Matte mit gekreuzten Beinen und dem Bewußtsein sitzend, daß die Heimat beinahe in geradliniger Verlängerung meines Rückens unter mir, auf der anderen Seite der Erde, lag. So faßte ich mir ein Herz und sagte in der ersten Rede, die ich je in englischer Sprache gehalten, ganz einfach all das heraus, was ich fühlte. Nachdem ich eine ganze Weile gesprochen hatte — abschnittweise übertrug es der Dolmetsch dem aufmerksam lauschenden Häuptling —, fragte ich den Kapitän auf deutsch: „Ist es nun genug?“ — „Nein, Sie müssen noch den lieben Gott mit hineinbringen. Das gehört hier dazu.“ Ich redete also weiter, vom lieben Gott. Was, weiß ich nicht mehr, aber schwer war es ja in dieser wunderschönen Lebensstunde nicht. „Ist's nun genug?“ — „Nein, nun müssen Sie noch ‚uma‘ sagen, d. h. ich bin fertig, sonst denkt Mataafa, es kommt immer noch was.“ So sagte ich denn mit einer schwungvollen Schlußwendung „uma“, Mataafa lächelte huldvoll, antwortete noch einmal und schenkte uns dann als Gastgabe ein ganzes, großes, gemästetes Schwein.

So gut wurde es heut meinen Gästen nicht. Auch eine Büffeljagd setzte ich für sie nicht in Szene. Die krassen Städter unter ihnen wurden aber wenigstens zu dem Schauspiel des Kühemelkens geführt. Die Hauptsensation des Abends war jedoch die Taufe des Fohlens. Wir zogen allesamt zum Stall, meine Frau hielt eine hübsche kleine Taufrede, etwa folgendermaßen: „So taufe ich dich denn auf den Namen ‚Fu‘ (das bekannte chinesische Amulettwort „Glück“) zur Erinnerung an das Land, in dem ich so unvergeßlich schöne Zeiten verlebt habe. Mögest du eine Brücke sein zwischen jenem Lande, das meinem Herzen über alles teuer ist, und dieser neuen Heimat hier, und mögest du auch hierher das Glück bringen, das uns dort gelächelt hat.“ Dann spritzte sie ihm ein paar Tropfen Sekt auf die verwunderte Nase, und es wurde beschlossen, unsern Freund H., ehedem Professor an der Kaiserlichen Universität zu Peking und jetzt erster Sinolog der Königlichen Bibliothek zu Berlin, zu bitten, mit dem Aufgebot seiner ganzen Kunst und Wissenschaft uns ein schönes Fu-Zeichen zu malen, das über der Krippe angebracht werden soll.

Und nun verfließt der Abend, wie eben schöne warme Maiabende auf dem Lande verfließen, mit frischem Spargel und guter Bowle, mit heiterem Plaudern und Lachen und jener in Worte nicht zu fassenden Stimmung, die eine weiche, schon nordisch lange Dämmerung gibt, in deren stiller, durchsichtiger Luft es gar nicht dunkel werden will. Wunderbar fein steht in diesem blassen Licht der rötlich-gelbe Schein der großen chinesischen Seidenlampions, die, leise pendelnd, auf den Terrassen über dem See schimmern, und die unvergleichlich edle Schwingung ihrer Linien trägt in seltsamer Weise einen Hauch uralter klassischer Kultur des fernen Ostens in die Schönheit einer weißen norddeutschen Sommernacht. —

Uma!

Digitized by Google



Das Völkerschlachtdenkmal in Leipzig aus der Vogelschau
Aufnahme aus dem Zeppelin-Luftschiff „Viktoria Luise" von Hugo Kühn in Baden-Baden

Das Völkerschlachtdenkmal in Leipzig

Von Julius R. Haarhaus

Am 18. Oktober dieses Jahres wird in Gegenwart des deutschen Kaisers und der Oberhäupter vieler Bundesstaaten vor den Toren Leipzigs die feierliche Einweihung des Riesendenkmals erfolgen, das bestimmt ist, die Erinnerung an die gewaltigste Schlacht der neueren Geschichte, an das Ringen der Völker Europas gegen die ihnen von dem korsischen Dämon aufgezwungene Fremdherrschaft und vor allem an die einmütige Erhebung und den beispiellosen Opfermut des ganzen deutschen Volkes für alle Zeiten festzuhalten.

Der Gedanke, das große Werk der Befreiung durch ein würdiges Monument zu verewigen, tauchte schon unmittelbar nach der Völkerschlacht auf und ist seitdem nie wieder ganz erloschen. In den Oktobertagen des Jahres 1814 erließ der wackere Ernst Moritz Arndt einen Aufruf, worin es heißt: „Ein kleines, unscheinbares Denkmal, das sich gegen die Natur umher in nichts gleichen kann, tut es nicht. — Es muß draußen stehen, wo soviel Blut floß, es muß so stehen, daß es ringsum von allen Straßen gesehen werden kann, auf welchen die verbündeten Heere zur blutigen Schlacht der Entscheidung heranzogen. Soll das Denkmal gesehen werden, so muß es groß und herrlich sein wie ein Koloß, eine Pyramide, ein Dom in Köln." Aber woher hätte man in den auf die Befreiungskriege folgenden Jahren der wirtschaftlichen Erschöpfung, in der enttäuschungsreichen Zeit der Reaktion, in den politischen Stürmen der dreißiger und vierziger Jahre den Mut und die Mittel nehmen sollen, eine Idee, wie sie Arndt hier angedeutet hat, zu verwirklichen? Erst im Jahre 1863, bei der fünfzigsten Wiederkehr der Völkerschlachtstage, schien der Zeitpunkt gekommen, den Gedanken zur Tat werden zu lassen. Am 19. Oktober jenes Jahres legten 540 Vertreter von 214 deutschen Städten im Beisein von 1400 Veteranen aus den Befreiungskriegen und etwa hunderttausend deutschen Patrioten den Grundstein zu einem Nationaldenkmale. Da kamen die Ereignisse von 1864, 1866, 1870/71; der deutsche

Digitized by Google

Bruderzwist, der siegreiche Krieg gegen den alten Erbfeind jenseits der Vogesen, die Gründung des neuen Deutschen Reiches lenkten das Denken und Fühlen des Volkes in neue Bahnen, und der ungeahnte Aufschwung des gesamten Erwerbslebens während der siebziger und achtziger Jahre zeitigte einen Materialismus, der der Begeisterung und dem Heldentum der Ahnen gleichgültig gegenüberstand. Ein bei Gelegenheit des fünfundsiebzigsten Jahrestages der Völkerschlacht erlassener Aufruf hatte das klägliche Ergebnis, daß aus ganz Deutschland nur 19000 Mark zu einem Denkmale zusammenkamen. Es sah wirklich so aus, als ob die Ehrenschuld der Nation gegen die Helden von 1813 ungetilgt bleiben sollte.

Da trat zu Anfang der neunziger Jahre in Leipzig ein Bürger auf, der die Begeisterung für den Gedanken eines würdigen Riesenmonumentes, der ihn selbst beseelte, andern mitzuteilen und der, aller Teilnahmlosigkeit, allen Anfeindungen, allem Hohn und Spott zum Trotz, mit der zähen Ausdauer des echten Idealisten für seine kühne Idee zu werben verstand. Es war der Baumeister und Architekt Clemens Thieme, der am 26. April 1894 mit einer kleinen Anzahl Gesinnungsgenossen den „Deutschen Patriotenbund zur Errichtung eines Völkerschlachtdenkmals bei Leipzig" gründete. Daß hier der rechte Mann am rechten Platze stand, bewies der Erfolg seiner Aufrufe: schon ein Jahr später gehörten dem Bunde 45000 Mitglieder an. Nun durfte man daran gehen, ein Preisausschreiben zur Erlangung von Entwürfen für ein Denkmal zu veranstalten, dessen Ergebnisse im Dezember 1895 der Öffentlichkeit vorgelegt wurden. Den Wünschen des Patriotenbundes entsprach freilich keine der Skizzen völlig, und so sah sich der Vorstand genötigt, den Professor Bruno Schmitz-Charlottenburg mit der Ausarbeitung eines neuen Denkmals-Entwurfes zu betrauen, der denn auch nach mehrfachen Abänderungen zur Ausführung angenommen und auf der Kunstausstellung zu Berlin mit der Großen Goldenen Medaille ausgezeichnet wurde. Die Herstellung der Modelle übernahm Professor Behrens in Breslau und nach dessen am 14. September 1905 erfolgtem Tode Professor Franz Metzner in Zehlendorf. Die Ausführung in Stein wurde dem Leipziger Bildhauer R. Cöllen übertragen. Am 18. Oktober 1898 konnte der erste Spatenstich zu den Ausschachtungsarbeiten getan, zwei Jahre später in Gegenwart einer großen Festversammlung der Grundstein gelegt werden. Daß man hierzu denselben Stein nahm, an den sich schon 1863 die Hoffnungen der Patrioten geknüpft hatten, darf als ein Zeichen sinniger Pietät gelten. Das Gelöbnis, das der Deutsche Patriotenbund damals durch den Mund seines Vorsitzenden ablegte: „nicht ruhen und nicht rasten zu wollen, bis seine Aufgabe mit Gottes Hilfe erfüllt sei", hat er treu gehalten. Langsam aber stetig tauchten aus der Tiefe der einst mit Kriegerblut getränkten Erde die wuchtigen Fundamente aus Stampfbeton auf, langsam aber stetig wuchs der granitene Quaderbau über die weite Ebene des Schlachtfeldes empor. Schon in seinen ersten Anfängen zeigte das Werk den überwältigend großartigen Charakter, der das Völkerschlachtdenkmal vor allen Monumenten der Welt auszeichnet. Kein Wunder, daß mit dem Fortschreiten des Baus auch das Interesse des Publikums wuchs, und daß an jedem schönen Tage ganze Scharen von Schaulustigen aus der Stadt hinauspilgerten, um den Fortgang dieser Kyklopenarbeit zu beobachten.

Obgleich durchschnittlich nicht mehr als vierzig Arbeiter am Bau beschäftigt waren, wurde das Werk in den letzten Jahren doch so gefördert, daß am 13. Mai 1912 der Schlußstein eingefügt werden konnte. Im Sommer desselben Jahres wurde auch mit der Abtragung des Holzgerüstes begonnen, das den steinernen Kern so lange wie ein feiner Spitzenschleier umhüllt hatte. Sein Aufbau hatte das hübsche Sümmchen von 250000 Mark gekostet, und wenn man alle dabei verwandten Balken in einer geraden Linie aneinander gelegt hätte, so würde diese von Leipzig bis Breslau gereicht haben.

Aber auch jetzt gab es noch manches zu tun. Galt es doch, an die Skulpturen im Inneren und an den Außenseiten die letzte Feile zu legen und die wahrhaft monumentalen Anlagen zu schaffen, die das Denkmal umrahmen und zur Erhöhung seiner

Digitized by Google

Digitized by Google

Wirkung gleichsam von der Außenwelt absondern.

Der Gedanke, den das Völkerschlachtdenkmal verkörpern soll, ist ein dreifacher. Es soll sein ein Ehrenmal für die gefallenen Helden, ein Ruhmesmal für das deutsche Volk und ein Mahnzeichen für kommende Geschlechter. Dementsprechend ist der Bau dreifach gegliedert: auf dem breiten, pyramidenförmig ansteigenden Unterbau, der in seiner Mitte die Krypta birgt, erhebt sich gleich einem massigen Kastell der als Ruhmeshalle gedachte Mittelbau, und über diesem wölbt sich die von einem altarartigen, eine Plattform tragenden Aufsatz gekrönte Kuppel, auf deren Außengalerie zwölf gigantische gepanzerte Krieger, die Hände über dem Schwertgriff gefaltet, als Sinnbilder ruhiger Kampfbereitschaft Wache halten.

Wollen wir das Denkmal besichtigen, so betreten wir zunächst den ausgedehnten Vorraum, auf den die im Bau begriffene, mit Gartenanlagen geschmückte Straße des 18. Oktober mündet. Der Eingang zu diesem Vorraum wird von zwei parallelen Dammaufschüttungen flankiert, die, von Lindenalleen beschattet, rechts und links in weiten Bogen ausladen und, nach hinten ansteigend, den ganzen Denkmalsbezirk in Hufeisenform umschließen. Von der Krone dieser Wälle führen breite Terrassen zu einem Granitbecken von 12000 Quadratmeter Grundfläche hinab, das mit Wasser gefüllt wird und in Zukunft den Denkmalbau mit seiner ausdrucksvollen Profilierung widerspiegeln soll.

Wir steigen zu der oberen Terrasse empor und nähern uns der Stirnseite des Denkmals, dessen gewaltige Größenverhältnisse uns mit ehrfurchtsvollem Staunen erfüllen. Wie winzig erscheint neben diesem Werke von Menschenhand der Mensch selbst! Gleich Ameisen bewegen sich die Besucher auf den Terrassen, Treppen und Umgängen; ihre Bestimmung scheint nur zu sein, uns die strenge Majestät des so kunst- und bedeutungsvoll aufgetürmten Granitberges eindringlich vor Augen zu führen. Denn wie ein Berg wirkt in dieser weiten Ebene ein Bauwerk von 91 Metern Höhe in der Tat. Das Denkmal hat, um mit Goethe zu reden, die „Großheit" eines Naturphänomens. Hier ist auch in den dekorativen Einzelheiten nichts Kleinliches und Nebensächliches; Skulpturen und Reliefs weisen den lapidaren Zug auf, der zugunsten der Gesamtwirkung auf reizvolle Details verzichtet. Die gigantischen Figuren haben beinahe etwas Skizzenhaftes, sie erscheinen wie Werke eines primitiven, aber reckenhaften Volkes, wie der Ausdruck einer ungebändigten Kraft, der eben erst die Morgenröte der Kunst aufgegangen ist.

Mehr ornamental als bildmäßig wirkt das Relief an der Frontseite des Unterbaus. Es hat eine Breite von 60 und eine Höhe von 25 Metern und zeigt in der Mitte die 11 Meter hohe Gestalt des Erzengels St. Michael, der mit Schild und flammendem Schwert auf einem Streitwagen stehend gedacht ist. Zu beiden Seiten des himmlischen Ritters strecken je zwei Kriegsfurien ihre lodernden Fackeln über das leichenbedeckte Schlachtfeld. Darüber steht in Riesenlettern das alte Stoßgebet des deutschen Kriegers: „Gott mit uns."

Hinter dem Relief führen Treppen zum Mittelbau des Denkmals empor. Wir treten in die 60 Meter hohe Kuppelhalle und schauen über die Galeriebrüstung in die dämmerige Krypta hinab, die symbolisch die Gruft der Helden von 1813 darstellt. Die acht Pfeiler der Krypta, die zugleich die Galerie der Ruhmeshalle tragen, zeigen riesengroße starre Schicksalsmasken, vor denen, auf ihren Schild gelehnt, gesenkten Antlitzes je zwei geharnischte Männer — im ganzen also sechzehn — als Grabeswächter stehen. Die Ruhmeshalle selbst, durch vier massige Gewölbepfeiler gebildet und von der glockenförmigen Kuppel des Oberbaus gekrönt, empfängt ihr Licht durch die Bogenöffnungen der vier Seiten. Diese Öffnungen, die sich wie gewaltige Portale ausnehmen, sollten ursprünglich offen bleiben, es zeigte sich jedoch, daß Sturm, Regen und Schnee mit solchem Ungetüm in das Innere eindrangen, daß an manchen Tagen ein Verweilen in der Ruhmeshalle unmöglich wurde. Man entschloß sich deshalb noch in letzter Stunde, die Öffnungen mit Steinpfeilern und künstlerischen Verglasungen zu versehen. An jedem der vier Gewölbepfeiler der Ruhmeshalle sitzt je eine $9^1/_2$ Meter hohe Kolossalfigur, die eine der vier deutschen Nationaltugenden: Tapferkeit, Opferfreudigkeit, Glaubensstärke und

Digitized by Google

Volkskraft verkörpert. Im Innern dreier Pfeiler sind Wendeltreppen und ein elektrischer Aufzug eingebaut, die zu den Umgängen an der Kuppel und letzten Endes bis zu der etwa 112 Quadratmeter großen Plattform hinaufführen. Von hier aus genießt man eine Aussicht, die für die Leipziger Ebene einzig in ihrer Art ist. Zu Füßen hat man die Stätten der letzten entscheidenden Kämpfe jener Oktobertage. Hier unten, am Rande der Gartenanlagen, wo jetzt der Napoleonstein steht, beobachtete der Kaiser den Verlauf der Schlacht. Dort drüben, beim Monarchenhügel, überbrachte Fürst Schwarzenberg den Verbündeten die frohe Botschaft von Napoleons Niederlage. Weit und breit historischer Boden, wenn auch die letzten Spuren jenes Völkerringens längst getilgt sind. Und wie hat sich das Bild dieser Landschaft in diesem letzten Jahrhundert verändert! Wo damals das bescheidene Leipzig mit seinen noch durchaus dörflichen Vororten lag, dehnt sich heute die mächtig wachsende Großstadt, die ihre Häuserkolonnen immer weiter in die grünen Fluren hinaussendet. Daß sie dem Denkmale nicht allzu nahe rücken, dafür ist im städtischen Bebauungsplane schon gesorgt. Ausgedehnte Parkanlagen und vor allem die gewaltige Nekropole des Südfriedhofes, die sich im Südwesten an die Denkmalumwallung anlehnt, werden dem Monumente für absehbare Zeit seine isolierte Lage sichern. In grandioser Einsamkeit wird es den Schlachtfeldgau beherrschen, und wie man von seiner Plattform bei klarer Luft die Höhen des Harzes und des Erzgebirges sieht, so wird es den Piloten der Luft als eine der wichtigsten Landmarken Mitteldeutschlands dienen.

Einige Zahlenangaben dürften geeignet sein, das über die Größenverhältnisse des Völkerschlachtdenkmals Gesagte zu ergänzen und einen Begriff von der Menge des beim Bau verbrauchten Materials, von der Höhe der Baukosten und von der Bedeutung der auf die Beschaffung der Geldmittel verwandten Arbeit zu geben. Zur Herstellung des Kernes der vier Hauptpfeiler und der eine Grundfläche von 6300 Quadratmeter bedeckenden 2 Meter hohen Fundamentplatte waren 100 000 Kubikmeter Stampfbeton erforderlich, die 300000 Zentner Zement beanspruchten, eine Menge, die dem Inhalt von 1500 Doppelwagen, d. h. eines Güterzuges von 15 Kilometer Länge entspricht. An Granit, den der Steinbruch von Beucha bei Brandis lieferte, wurden 15000 Kubikmeter verarbeitet, zum Teil in Blöcken von 360 Zentnern Gewicht, die sich einschließlich der Transportkosten auf 700 Mark stellten.

Schlägt man die Gesamtkosten des Baus auf $5\,^1/_2$ bis 6 Millionen Mark an, und erwägt man, daß der Deutsche Patriotenbund bei seiner Gründung nur einen Fonds von 23 500 Mark zur Verfügung hatte, so wird man den führenden Männern das Zeugnis nicht versagen können, daß sie in der Werbe- und Sammelarbeit beinahe übermenschliches geleistet haben. Ihren mit unermüdlicher Ausdauer erlassenen, von zündender Begeisterung getragenen Aufrufen war es zu verdanken, daß deutsche Bundesfürsten, Stadtgemeinden, Vereine, Schulen und Privatleute Beiträge spendeten, die bis zum 18. Oktober 1912 die stattliche Summe von 1 452 907,35 Mark erreichten. Besonders eifrig zeigte sich die Stadt Leipzig. Sie stellte nicht nur den Denkmalplatz im Werte von etwa einer Million Mark unentgeltlich zur Verfügung, sondern leistete auch einen jährlichen Beitrag von 10 000 Mark zu den Baukosten. Leipziger Schulkinder brachten — meist in Pfennigen — 50 000 Mark zusammen. Ausschlaggebend für die finanzielle Sicherung des Unternehmens war das Entgegenkommen der Königlich Sächsischen Staatsregierung, die die Veranstaltung von 24 Lotterien zum Besten des Denkmalfonds genehmigte. Da am 18. Oktober 1912 der Gesamteinnahme von 4 411 636,56 Mark eine Gesamtausgabe von 4 459 681,89 Mark gegenüberstand, entschloß sich der Bund noch zu guter Letzt, eine Anleihe von 500 000 Mark aufzunehmen, die man durch die Eintrittsgelder zu decken hofft.

So war das Werden des Riesenmonumentes, das nun bald dem deutschen Volke als Nationaleigentum übergeben werden soll, zugleich auch ein Ringen der Begeisterung mit der Gleichgültigkeit, des beflügelten Gedankens mit der trägen Materie, und deshalb dürfen wir in dem stolzen Quaderbau auch ein Denkmal des wiedererwachten deutschen Idealismus bewundern!

Digitized by Google

Der strahlende Held

Von Isolde Kurz

Es war einmal ein strahlender Held, der nahm eines Tages ein kleines, dunkeläugiges Mädchen auf den Arm, küßte es und sagte: „Das ist mein Bräutchen. Behütet mir's gut, bis es groß ist und ich kommen kann, es zu holen."

Des Kindes Vater war sein Duzfreund aus Jugendtagen und die Welt, wo sie lebten, seine Geburtsstadt, die er nach langer Abwesenheit besuchte.

Das kleine Mädchen spielte wieder mit seiner Puppe, und niemand dachte, daß ihm die Worte des Mannes einen tieferen Eindruck hinterlassen hätten.

Dieser aber zog mit wenigen Begleitern in einen unerforschten Erdteil, in ein mörderisches Klima hinaus. Durch tausend Gefahren bahnte er sich den Weg, um fern von der Zivilisation unter wilden Völkerschaften auf jungfräulichem Boden Fuß zu fassen, wo er kämpfte und Verträge schloß und seinem Vaterlande neue Provinzen gewann. Strömen und Bergen gab er die Namen und schrieb den seinen in das Buch der Unsterblichkeit.

Aus den Schätzen des wilden Erdteils, den er erschlossen hatte, schickte er seiner Geburtsstadt eine große Ausbeute an Tierbälgen, an Waffen und Hausgeräten und anderen Erzeugnissen einer urtümlichen Kunst für ihr ethnographisches Museum.

Die Sendung begleitete ein Brief an seinen Duzfreund, der der Leiter des Museums war. Für das kleine Mädchen mit den dunklen Augen, das er sein Bräutchen genannt hatte, lag ein fremdartiges Schmuckstück bei, das Halsband einer wilden Königin, aus Glasperlen, Muscheln und leuchtenden Halbedelsteinen auf wundersame Weise zusammengesetzt.

Dem Kinde mußte seine Mutter die Hand zu einem Dankbrief an den großen Freund führen, worin es sich als sein Bräutchen unterschrieb.

Es brauchte fast ein Jahr, bis der Brief durch alle Hindernisse hindurch den fernen Helden erreichte. Dieser saß gerade um die Weihnachtszeit, wo die Tage heiß und die Nächte kalt waren, mit seinen Getreuen inmitten eines unterworfenen, aber unzuverlässigen Stammes und konnte Tag und Nacht die Waffe nicht von sich legen. Der Kinderbrief mit den großen ungelenken Buchstaben kam zu ihm wie ein himmlischer Weihnachtsgruß. Darum taufte er einen neu entdeckten Berg und den jungen Strom, der ihm entstürzte, auf den Namen des kleinen Mädchens: Perenna.

Die Kleine wuchs heran, aber sie wurde nicht wie andere Mädchen. Wenn sie mit ihrer Puppe spielte, so horchte sie auf die Gespräche der Großen, in denen der Name des Helden wieder und wiederkehrte. Dieser Name war wie ein Keim in ihrem Herzen, der mit ihr wuchs, von niemand gesehen noch geahnt. Sie wußte, daß ein Berg und ein Strom in Afrika nach ihr genannt waren. Wie hätte sie da werden können wie andere Mädchen?

Allein sie wußte noch mehr. Sie wußte auch von den Taten, die ihr Held verrichtet hatte, und die Orte, die er durchzog, mit ihren fremdartigen Benennungen merkte sie sich alle. Als einmal ein Besuch ihre Mutter fragte, wo ihr großer Freund sich zurzeit aufhielte, und diese zur Antwort gab, er sei auf der Reise zur Küste in Ugogo eingetroffen, hob das Kind den Kopf von seinem Bilderbuch und sagte: „Nein, Mama, er ist jetzt schon in Bagamoyo."

Darüber lachten alle. Als aber der Vater dazukam, fand es sich, daß sein kleines Mädchen recht hatte.

Er nahm sie nun häufig in sein Museum mit, um ihr die ausgestopften fremden Tiere, die Waffen, Geräte und Amulette der wilden Völker zu zeigen und sich an ihrer lebhaften Auffassung und dem Ernst und Eifer ihrer Fragen zu erfreuen. Seitdem redete und träumte die Kleine nur noch vom dunklen Erdteil; selbst ihre Puppen mußten afrikanisch zurechtgemacht werden und bekamen die Namen schwarzer Häuptlinge und Königinnen. Und so oft ihren Geburtstagslichtern ein neues hinzugefügt

Digitized by Google

Im Zwischenakt

Gemälde von Martin Monnickendam

Digitized by Google

Digitized by Google

wurde, dachte sie ganz im stillen, daß es sie ihrem Helden wieder um ein Jahr näher bringe.

Sie hatte einen Spielkameraden, der Erich hieß und ein Sohn aus befreundeter Familie war. Dieser teilte ihre afrikanischen Freuden und lebte in ihrer Innenwelt mit. Obgleich er um mehrere Jahre älter war, mußte er sich doch zusammennehmen, um Perennas Fortschritten nachzukommen. Er war immer der Erste in seiner Klasse, aber wie fleißig er lernte und wie leicht er begriff, das kleine Mädchen, das in gar keine Schule ging und zu Hause unterrichtet wurde, begriff immer noch leichter und war weiter als er.

Das nahm Erich ihr nicht übel, denn er liebte sie. Die beiden steckten immer zusammen. Vor ihm hatte sie auch keine Geheimnisse. Sie erzählte ihm, wovon sie nie mit ihren Eltern sprach, daß sie die Braut des strahlenden Helden sei.

Da wurde Erich böse.

„Du bist zu dumm," sagte er. „Der Held hat seinen Spaß mit dir gemacht. Wie kannst du denn seine Frau werden? Bis du groß bist, ist er ein alter Mann. Du bist im Alter für mich recht, nicht für ihn."

„Für dich!?"

Der Ausdruck, mit dem sie die zwei Wörtlein sprach, machte ihn knirschen und des Nachts in seine Kissen schluchzen. Aber er nahm sich vor, ganz stille zu sein und alle Kräfte anzuspannen, um einmal, wenn er groß wäre, eben solche Taten zu verrichten und ebensolchen Ruhm zu gewinnen, damit Perenna einsähe, daß sie für ihn und nicht für jenen geschaffen war.

Das Kind erblühte zu einer fremdartigen, geheimnisvollen Schönheit. Schon spielte sie nicht mehr mit Puppen, sie las und las. In der Bibliothek ihres Vaters hatte sie die Bücher entdeckt, in denen ihr großer Freund von seinem Leben und seinen Taten erzählte. Die versteckte sie unter ihrem Kissen und verschlang sie, wenn sie sich unbeobachtet wußte, in einem Winkel des Hauses. So oft jemand vorüberging, deckte sie einen Band von Brehms Tierleben darüber, den ihr Erich geliehen hatte. Zwar stand ihr frei, zu lesen, was sie wollte, und ihren Eltern wäre es niemals eingefallen, von einem ernsten Buche zu sagen, es schicke sich nicht für kleine Mädchen, aber sie scheute sich, die Erwachsenen in ihr Geheimnis blicken zu lassen.

Jetzt erlebte sie mit ihm Schritt für Schritt die große Unternehmung, der er den ersten Ruhm verdankte und die ihr bisher nur wie eine Legende in die Ohren geklungen hatte. Sie war dabei, wie er in Sansibar die schwarzen Träger, die Reittiere und die Warenballen für den Tauschhandel im Innern beschaffte und seine kleine Suahelitruppe bewaffnete. Dann begann der unvergeßliche Zug, der sich las wie die Gesänge der Odyssee, die sie durch Erich kannte. Das erste Eingeborenendorf, dem der „Hongo" mit Glasperlen und buntem Baumwollzeug bezahlt werden muß, das nächste, das sich zur Wehr setzt und mit Flintenkugeln zum Frieden gezwungen wird, der Marsch durch den Urwald, wo man sich mit Äxten Bahn haut. Und die Wunder der Pflanzenwelt, die Lianen, die wie Strickleitern an den Baumriesen niederhingen, das scharfe Gras, in das ein weißer Fuß nicht treten durfte, weil es schnitt wie Schwerter. Und gar das tausendfältige Leben der Tiere, der großen und kleinen, vom brüllenden Elefanten bis zu der weißen Ameise, die ganze Zelte fraß.

Das war ein sonderbares Lesen, wobei das Gelesene sogleich zur Handlung wurde, an der die kleine Leserin selber teilhatte. In all die schönen oder schauerlichen Ereignisse wurde sie mit verstrickt. Im Urwald fiel der Reiteſel, der sie getragen hatte, sie wurde auf ein Reisiggeflecht gesetzt und schwebte auf den Schultern schwarzer Männer weiter. So ging es quer durch unbekannte Ströme, wo die Träger bis zur Brust mit ihr im Wasser wateten, über glühende, verschmachtete Ebenen, wo emporgehaltene Palmenwedel ihr Haupt vor dem Sonnenbrand schützten und wo die gräßlichen Spuren der Sklavenjagd, abgezehrte Totengerippe, noch mit dem Joch am Hals, am Wege dörrten. Immer mußte ihre Trage vor dem Pferde des Führers herschweben, dessen Auge ihr überallhin folgte, denn sie war sein kostbarstes Gut, kostbarer als Perlensäcke und Baumwollballen, um die man Nahrungsmittel einhandelte, sie war ja sein kleines Bräutchen.

Sie war dabei, wenn er zum „Schauri"

Digitized by Google

ging, und saß hinter ihm auf der Strohmatte vor dem Zelte, wo er die Reden der fremden Häuptlinge anhörte und mit ihnen Geschenke tauschte oder Blutsbrüderschaft schloß. Sie war auch dabei, wenn die Büchsen knallten und die Pfeile der Wilden um das kühne Häuflein schwirrten. Da gab es Strecken, wo jeder Fußbreit Weges mit Blut bezahlt werden mußte und wo die Gefahr in ihrem Rücken nicht kleiner war als im Angesicht. Da zeigte sich erst ihr Held in seiner vollen Größe. Immer tauchte er unversehrt aus dem Getümmel auf, er war an allen Stellen zugleich, sein Mund gab Befehle, sein Blick gab Sicherheit, seine Kugel fehlte niemals. Nur die letzte behielt er immer im Lauf, sie war für das kleine Bräutchen in höchster Not, damit sie nicht schutzlos in den Händen der Wilden bliebe.

O und die Nächte im Zelt, die wundersamen stillen Tropennächte! Palisaden schützten das Lager, in dem man, um die wilden Tiere abzuschrecken, große Feuer unterhalten mußte, deren Widerschein phantastisch in den hohen Palmenkronen spielte. Das kleine Mädchen konnte sorglos schlafen, denn außen schritt ihr großer Freund, die Waffe in der Hand, an allen Zelten entlang und horchte, ob nirgends Meuterei und Verrat sich rühre.

Einmal drohten ihnen die Vorräte auszugehen. Da schlugen sie ein Dauerlager auf und säten in den jungfräulichen Grund, der schnell und willig seine Früchte hergab. Währenddessen ruhten die Waffen und alles war eitel Spiel und Freude. Der große Freund ging zur Jagd und schoß Zebras, Giraffen und Antilopen, die der schwarze Koch so wohlschmeckend zuzubereiten wußte. Das kleine Mädchen saß vor dem Zelt, hörte die Schwarzen auf den ihr wohlbekannten Blasinstrumenten musizieren und ergötzte sich an ihren Tänzen, die sie mit improvisierten Gesängen begleiteten. Damals geschah es auch, daß am hellen Tage die große Schlange in ihr Zelt kroch, als das kleine Mädchen zu Mittag schlummerte, und daß der große Freund, der eben dazukam, ihr mit dem Gewehrkolben den Halswirbel zerbrach. Es war jener Python sebae, der mit seinen schreckhaften Ringeln jetzt das Hauptstück in ihres Vaters Sammlung bildete.

Die Jahre vergingen, sie bemerkte es kaum. Ihr Körper wandelte im Elternhaus in der Heimatstadt, er wuchs und blühte immer schöner auf, er tanzte, ritt, spielte Tennis und ward von allen bewundert. Ihre Seele aber wußte nichts davon. Die wohnte, mit einer leichteren Hülle angetan, über fünfzig Breitegraden am Fuß des neu entdeckten Berges, wo ihr Strom, die Perenna, aus ewigen Quellen rauschte.

Vierzehnjährig sah sie wie eine Erwachsene aus. Ihre Schönheit zog schon die ersten Freier an. Ihre Augen gaben den Menschen Rätsel auf, so fern und unergründlich blickten sie: Urwald und Ozean träumten in ihren Tiefen. Weil Perenna so wenig nach ihren Verehrern fragte, nahm man an, daß sie auf ihren Erich warten wolle, und die beiderseitigen Eltern billigten im voraus den Bund ihrer Kinder.

Erich allein wußte um ihren Traum. Ihm erzählte sie Kapitel für Kapitel den Inhalt des Buches, und er ließ sich mitbegeistern. Nur daß sie alles auf sich bezog, machte ihn traurig.

Ein schöner Stern, der eine Zeitlang allabendlich über ihrem Hause stand, erregte ihre Aufmerksamkeit. Wenn er besonders hell funkelte, so meinte sie, der strahlende Held blicke ihn jetzt eben an und denke vielleicht dabei an sein Bräutchen, davon bekomme der Stern solchen Glanz.

„Du lebst in lauter Einbildungen, Perenna," sagte ihr Erich. „Er sieht den Stern gar nicht. Über ihm steht ein anderer Himmel. Er sieht den Canopus und das südliche Kreuz, die wir nicht sehen können."

„Wo steht das südliche Kreuz?" fragte Perenna am Abend den Vater.

Der deutete nach Süden. „Wenn unser Himmel klarer wäre, kleines Mädchen, so würde ich dir dort tief unten das Sternbild des Raben zeigen können. Von diesem Sternbild, das du nicht siehst, dir aber vorstellen mußt, zieh du eine Linie zum Horizont und darüber hinaus immer weiter in südlicher Richtung, so kommst du an die Stelle am Himmel, wo das südliche Kreuz steht. Auf meiner Orientreise hat es mich lange begleitet, bis ich auf dem Ozean ungern von ihm Abschied nahm."

Nun suchte das kleine Mädchen jeden Abend mit ihren Gedanken den Punkt am Himmel, der sich mit dem südlichen Kreuz

Digitized by Google

schmückte, damit ihr großer Geliebter nicht so allein sei unter den fremden Sternen.

Ihr ganzes Wesen reifte wie unter einer heißeren Sonne, die alle Blüten früher und reicher entfaltet. Von ihrer Schönheit und ihren Gaben wurde weit umher gesprochen. Doch ihr auf den Fersen hielt sich Erich, der keine Zeit verlieren durfte, wenn er ein berühmter Forschungsreisender werden und eines Tages den strahlenden Helden aus Perennas Herzen verdrängen wollte. ‚Der Wille erreicht alles,‘ sagte er sich hundertmal am Tage, denn das war die große Lehre, die er aus jenem Buche empfing und mit der er sich selbst und die Verhältnisse zwang.

Perenna aber fuhr fort, den Helden auf seinen Zügen im wilden Afrika zu begleiten, und verspann sich immer tiefer in ihren Traum. Die Welt, die sie umgab, erschien ihr mit ihren tausend Bedürfnissen und Gewohnheiten wie ein krankhafter Auswuchs, und solch ein Leben in täglicher Gefahr und unter den ursprünglichsten Bedingungen als das einzig wahre. Sie mochte auf keinem gepolsterten Stuhle sitzen, weil sie dachte, daß zu dieser Stunde ihr Held vielleicht auf einem Stein oder auf der nackten Erde saß. Was mußte das für ein Augenblick sein, wenn einmal alles Überflüssige abfiel, alle die wichtig genommenen Nichtigkeiten aufhörten zu sein und jede Seele zeigen mußte, was sie wog vor dem Throne der Wahrheit. Versunken, verschwunden sogar die Kulturprobleme, die am Tisch ihrer Eltern erörtert wurden, vor der großen, alles beherrschenden Frage: Werden wir uns auch heute durchschlagen, werden wir auf dem Marsch ein Stück Fleisch zu essen finden, oder am Abend selber im Kochtopf der Wilden sieden? Da gab es Augenblicke, wo die Blätter des Buches in ihren Händen zitterten und wo sie vor Angst nicht weiterlesen konnte.

‚Ich zittere vor der Beschreibung, und er hat es *erlebt*,‘ sagte sie sich dann, und Ehrfurcht erfüllte ihr ganzes Wesen. Dennoch aber hoffte sie, in Zukunft auch dabei zu sein und nicht allzu unwürdig unter solcher Heldengröße zu stehen.

O und der Tag, wo der wilde Strom und der noch wildere Feind ihm die besten seiner weißen Gefährten wegriß und der Held einsam weinend am Ufer saß! Da setzte sich das kleine Mädchen zu ihm und weinte mit.

Als dann die schwarzen Träger meuterten und stürmisch heim verlangten zur Küste und nun auch der schwache Rest der Weißen auf Umkehr drang, da kam der große Augenblick, wo der Führer sagte: „Ich halte niemand, aber ich ziehe weiter.“ Da war es sein kleines Mädchen, das zuerst erklärte: „Ich ziehe mit dir.“ Nun zogen sie alle mit — im nächsten Kapitel.

Eines der Bücher enthielt seine Photographie. Ja, so hatte er ausgesehen, als er sie auf die Arme hob und seine Braut nannte. Das waren die schönen, klargeprägten Züge, die dunklen Haare um die ernste Stirn, die durchdringenden Augen, deren sie sich so gut erinnerte. Sie sah das Bild so oft und lange an, bis jede kleinste Einzelheit ihr eigen wurde und kein Gesicht auf Erden ihr vertrauter war als dieses.

Kleines Mädchen, diese Jahre waren die größten deines Lebens. Sie werden noch in deine späteste Zukunft hinüberglänzen.

— — Perenna war sechzehn Jahre alt. Nun wäre es bald an der Zeit gewesen, daß der strahlende Held sein Bräutchen geholt hätte. Der aber saß im Innern von Afrika und ließ seit lange nichts von sich hören. Dort hatte er sich ein Machtgebiet geschaffen, das er gegen die angrenzende Barbarei verteidigte und der Zivilisation erschloß. Er baute Wege, gründete Schulen, sorgte für Rechtspflege und erhielt seinem Vaterland eine wertvolle Kolonie. Soviel zu tun hatte er, daß er nicht einmal Zeit fand, an das Museum seiner Vaterstadt zu denken. Da mochte er am Ende sogar sein kleines Bräutchen vergessen haben.

Statt seiner kamen andere und wollten sie wegholen. Einer bot ihr ein Schloß am Rhein, ein anderer ein glänzendes Leben in der Großstadt und auf Reisen. Aber schöner war's doch, mit ihrem Helden unter seinem Zeltdach zu schlafen, von Askaris bewacht, und aus der Ferne die wilden Tiere brüllen zu hören. Sie konnte ihrem Jugendtraum nicht untreu werden, wenn sie auch noch solange warten mußte. Ja, wenn einer auch nur von ferne ihm geglichen hätte, aber der Abstand war allzu groß.

Digitized by Google

Die Mutter begann zu klagen, daß ihr Kind so wählerisch sei, der Vater aber sagte: „Mein Mädchen hat recht, sie wartet auf ihren Erich. Einen besseren als ihn kann sie nicht finden."

Der studierte schon mit Auszeichnung auf fremden Universitäten. Er widmete sich der Zoologie, denn zum Soldatenstand, der ihn den kolonialen Unternehmungen am nächsten gebracht hätte, fühlte er keine Neigung. Aber er wollte sich sobald wie möglich als Naturforscher einer Expedition anschließen. Die Ferien verbrachte er stets im Elternhause, in der Nähe seiner Kindheitsfreundin.

Die beiden waren noch so gute Kameraden wie je. Nur daß er sie mit anderer als brüderlicher Liebe liebte, davon wollte das Mädchen nichts hören. Für sie war Erich kein Mann, er war noch immer der Knabe, der ihr geholfen hatte, ihre Puppen herumtragen.

„Ich verlange kein Versprechen, Perenna," sagte er. „Ich warte auf dich, solange du willst. Wenn es sein muß, mein ganzes Leben lang. Es ist kein Verdienst dabei, denn ich kann mir keine andere als dich an meiner Seite denken."

— — Mit einem Male ging ein lauter Ruf des Schreckens durch die ganze zivilisierte Welt. Eine fanatische Araberbande hatte sich zur Ausrottung der Europäer zusammengeschlossen und wälzte sich gegen die Grenze heran, die unser Held bewachte. Die schwarzen Eingeborenen fielen ihnen in Scharen zu, schon waren christliche Missionen vertilgt worden und Greuel allerart geschehen. Die Provinz des Helden war das vorgeschobenste Bollwerk, ihr mußte der nächste Angriff gelten. Wie würde der Kampf enden? An der Grenze wohnten ihm übelgesinnte Nachbarn, seine weißen Truppen waren an Zahl ungenügend, die schwarzen feige und wankelmütig. Schon war auch in seinem Rücken der Aufstand ausgebrochen, der ihm den Weg zur Küste verschloß und keine Nachrichten mehr durchließ.

Jetzt brauchte Perenna ihre Liebe nicht mehr zu verheimlichen, denn alle teilten sie. Kein Name wurde so oft genannt wie der seinige. Jede größere Zeitung brachte sein Bild. Wer ihm in der Jugend nahegestanden, der erschien vor der Öffentlichkeit mit Erinnerungen an ihn, mit Anekdoten aus der Schul- und Universitätszeit. Alle wollten es geahnt und vorausgesagt haben, welch ein Mann in diesem Knaben und Jüngling steckte. Am meisten zitterte seine Geburtsstadt für ihn, wo von ihm noch Verwandte lebten. In jedem Schaufladen stand seine Photographie zum Kauf, öffentliche Vorträge wurden über ihn gehalten, man sammelte Gelder für die Hilfsexpedition, die der Staat ausrüstete.

Ganz Europa nahm an seinem Schicksal teil. Seine Provinz war ja ein Stützpunkt des europäischen Handels und der Missionen gewesen, mit dem auch die Nachbarstaaten rechneten. Auch wußte man von großen Elfenbeinschätzen, die er gesammelt hatte und die man nicht mit ihm zugrunde gehen lassen wollte. Kaufmännische Spekulation und Politik vermischten sich mit den Forderungen der Menschenliebe. Neben der staatlichen wurden noch private Expeditionen in Bewegung gesetzt, die gleichfalls den Zweck hatten, ihn mit Waffen, Munition und Lebensmitteln zu versehen. Aber Botschaft sandten sie keine heraus und nach kurzem verschollen auch sie. Der Aufstand breitete sich aus und wogte wie ein Meer um die abgeschnittene Provinz. Werden die Expeditionen sich bis zu ihm durchschlagen? Wird er sich halten können bis zu ihrem Eintreffen? Ist er schon tot, gefangen? Das sind die Fragen, die Tag um Tag, Woche um Woche, Monat um Monat die Spalten aller Zeitungen bis hinab zum kleinsten Käseblättchen füllen.

Weil die Nachrichten ausbleiben, schießen die Erfindungen und Vermutungen um so reicher ins Kraut. Da liest man lange Berichte eines angeblichen Missionars und Augenzeugen über seinen Untergang, die schon nach zwei Tagen widerrufen werden. Mit immer ernsterem Gesichte spricht Perennas Vater den Namen seines Jugendfreundes aus. Das Mädchen allein bleibt hochgemut. Sie ist zu jung und lebensvoll, um an Unglück zu glauben.

‚Wenn die Gebete und Segenswünsche der ganzen Menschheit in einer Schale liegen,' dachte sie, ‚und ich mein eigenes Herz noch dazu werfe, mit seiner ganzen Liebe beschwert, so muß ein Gewicht daraus werden, das die Wage des Schicksals niederzieht.'

Digitized by Google

So dachte Perenna, und ihr fester Glaube sollte nicht zuschanden werden.

⁂ ⁂ ⁂

Ein solches Fest hatte die Stadt noch nie erlebt wie am Tage, wo ihr größter Sohn zurückkehrte. Sein Werk war gerettet, der Aufstand niedergedrückt, die Feinde zersprengt, Gesetz und Ordnung wieder eingeführt. Jetzt kam er nach dem Vaterland, um seine Gesundheit herzustellen, und hinterließ seinem Nachfolger eine völlig beruhigte Provinz.

Seine Heimreise aus Afrika war ein langer Triumphzug. Alle Länder, die er berührte, erwiesen ihm Ehren und Auszeichnungen. Sein Vaterland empfing ihn mit brausendem Jubel. Und heute besuchte er seine Heimatstadt, die mehr als alle andern um ihn gebangt hatte.

Sämtliche Häuser flaggten. Von nah und fern strömten die Menschen zusammen, sogar der Wald war in die Stadt gerückt, um den Helden zu begrüßen, denn wo Er durchkommen mußte, standen zur Rechten und Linken der Straße lange Reihen grüner Bäume, die zuvor nicht dagewesen. Sein Wagen mußte durch den donnernden Zuruf der Menge im Schritt fahren. Mütter hoben ihre Kinder hoch, um ihnen sein Angesicht zu zeigen.

Auf dem Rathaus war eine große Festtafel bereitet. Dort sollte der feierliche Empfang mit Ansprache des Bürgermeisters und darauf ein Bankett stattfinden. Ehrenjungfrauen mit Blumen in den Händen waren aufgestellt, die schönsten Mädchen der Stadt — voran die schönste, Perenna.

Als sie ihre Blumen überreichen sollte, schwankte und schwamm ihr alles, Saal und Treppe und Menschen, wie in wogendem Nebel. Mit dem Äußersten ihrer Willenskraft bezwang sie sich und schritt dem Gefeierten entgegen. Als sie ihr Auge aufhob, sah sie in das fahlbraune, von tausend Furchen durchackerte Gesicht eines ergrauten Mannes. Kein Zug dieses Angesichts stimmte mit ihrer Vorstellung, sie glaubte, einen völlig Fremden zu sehen, und die Überraschung war so groß, daß sie statt der Worte, die sie sagen wollte, nur ein verwirrtes Stammeln hervorbrachte. Als er ihr die Blumen aus der Hand nahm, wurde sie halb ohnmächtig — von der Hitze, wie man glaubte — und mußte weggeführt werden.

Er war alt, alt, sein Gesicht war gefurcht, sein Haar gebleicht. Entsetzliche Enttäuschung! Warum tat er ihr das? Wo war der strahlende Held geblieben? Sie zürnte ihm, als habe er schuld an der Verwandlung, als wäre er mit Willen so gealtert.

„Was ist dir? Hat er dir nicht gefallen?“ fragten die Freundinnen, die vom Empfang zurückkamen.

„Ach, er ist so alt,“ sagte sie mit erstickter Stimme.

„Närrchen, was fällt dir ein? Er kann ja kein Jüngling mehr sein, aber alt ist er nicht. Sein Haar ist gebleicht von den Gefahren und den Strapazen, nicht vom Alter.“

„Hast du denn seine Augen nicht gesehen? Die sind doch jung,“ sagte eine andere.

Ja, die Augen hatte sie wohl gesehen, und die Augen waren jung. Wie eigen hatte er sie damit angeschaut. Das waren die Heldenaugen, die so oft in den Rachen des Todes geblickt hatten. In diese Augen hatte sich aller Jugendglanz von ehedem zurückgezogen, dort hatte er sich erhalten, dort lebte noch sein wahres Ich.

„Nein, ihr habt recht, er ist nicht alt, es sind nur die Gefahren und die Strapazen,“ jubelte sie, sich selber wiederfindend.

„Mit seinem grauen Haar gefällt er mir besser als jeder junge,“ sagte wieder eine.

„Ja, das graue Haar macht ihn nur schöner. Er ist ein Gott.“

Sie mußte sich vor den Freundinnen schämen, daß sie so klein gewesen war. Welche stolze Seligkeit, ihm all die Gefahren und Mühen seiner Heldenlaufbahn durch die eigene Jugend zu vergüten.

Des Abends kam er zu ihren Eltern. Es war die einzige Stunde, die er sich freimachen konnte, denn morgen erwartete man ihn in der Nachbarstadt, wo er einen Vortrag zu halten hatte.

Perenna legte ihren Schmuck aus Muscheln und Steinen um den jungen Nacken und sah damit aus wie eine fremde Gottheit.

‚Wie schön sie ist! Wie schön sie ist,‘ dachte der Gast, als er sie wiedersah. Sie standen zusammen in einer Nische, er betrachtete das Halsband, das er ihr geschenkt hatte, als sie noch klein war. Dabei kam ihm plötzlich eine Erinnerung.

Digitized by Google

„Weißt du, kleines Mädchen, daß dieser alte Onkel dich einmal sein Bräutchen genannt hat?“

„Und weißt du, strahlender Held, daß das kleine Mädchen all die Jahre auf dich gewartet hat?“

Es war gesprochen, ehe sie es dachte; woher sie den Mut genommen, wußte sie später selber nicht.

„Du — du? Es ist nicht möglich!“ Er sah sie mit unaussprechlichem Entzücken an, drückte ihren Kopf an seine Brust, küßte ihre Haare, ihre Stirne wieder und wieder. Ihren Mund, den küßte er nicht.

Dann schob er sie von sich. Tränen standen in seinen Augen, in den Augen, die unbewegt in so viele Schrecken geblickt hatten.

„Und jetzt ist das Leben ausgelebt, und ich bin alt!“

„Nicht alt! Nicht alt!“ jauchzte sie voll Wonne, daß sie ihm, dem Großen, etwas zu vergeben hatte.

„Da, sieh her! Was wolltest du mit diesen weißen Haaren, du junge Göttin?“

„Das macht nichts. Diese weißen Haare gefallen mir besser als die braunen der Jugend. Sie kommen ja nur von den Kämpfen und den Strapazen.“

„Es sind nicht die weißen Haare allein, du gutes Kind, aber das verstehst du nicht. Wenn ich doch einen Sohn hätte, den ich dir geben könnte.“

„Nicht! Nicht! Ich will keinen jungen, ich will dein Alter, ich will dich selbst, du strahlender Held.“

„Kind, Kind, es ist zu spät für mich, es kann nicht sein.“

Sie fuhr fort zu flehen: „Verlaß mich nicht. Ich sehe nur dich allein in der ganzen Welt, hab' nie einen anderen gesehen von meinen frühesten Jahren an. Mit dir will ich sein, an deinen Gefahren will ich teilhaben, in deinem Zelt, wo du mich schützen wirst, will ich leben. Was braucht's der Jugend? Ich habe sie ja, ich teile sie mit dir — ein Stück für dich, ein Stück für mich, so wird es schon recht sein. Du darfst nur wollen, so sind wir das glücklichste Paar auf Erden.“

Je glühender sie flehte, desto schmerzlicher erkannte er, daß er sie lassen mußte.

„Du liebst mich also nicht,“ sagte sie am Ende verzweifelt.

„Wie ich dich liebe! So kann ein junger Mann ja gar nicht lieben. Ich liebe in dir das, was nicht mehr mein ist, das Süßeste der Erde, die Jugend. Die Liebe lieb' ich in dir, die mir nicht mehr gehören kann. Du holdes Geschöpf, wie dank' ich dir, daß du mir diesen letzten Blick in eine Maienlandschaft geschenkt hast; ich nehme ihn in meinen Winter hinüber.“

Er weinte ungehemmt auf ihren Scheitel. Dann riß er sich mit blutendem Herzen los und schied.

Damals verstand sie ihn nicht und grollte ihm lange, lange. Sie hatte ihm alles geben wollen: Jugend, Liebe, Glückseligkeit. Das gehörte ja doch ihr, sie konnte es schenken, wem sie wollte. Er brauchte nur die Hand auszustrecken, so war alles sein. Er aber ging von ihr, er verließ sie für immer nach all den Jahren, die sie auf ihn gewartet hatte.

Ihr Erich war es, der ihren Kummer verstand und linderte. An seinem Herzen war ihre Zuflucht; da innen, das wußte sie, brannte für sie eine ewige Lampe. Er war kein berühmter Forschungsreisender geworden, die Zeiten der großen Abenteuer seien auch vorüber, meinte er, und in den Kolonien lebe sich's jetzt wie überall, wo die Gesellschaft sich spreizt und klatscht. Aber er zeichnete sich in seinem Berufe aus und war ein Mann, der mit Ehren um ihre Hand werben konnte. Immer wieder sagte er ihr: „Du bist mein Wegweiser und Scheinwerfer. Was ich jemals werden kann, ist dein Werk. Mein Bestes hab' ich von dir.“

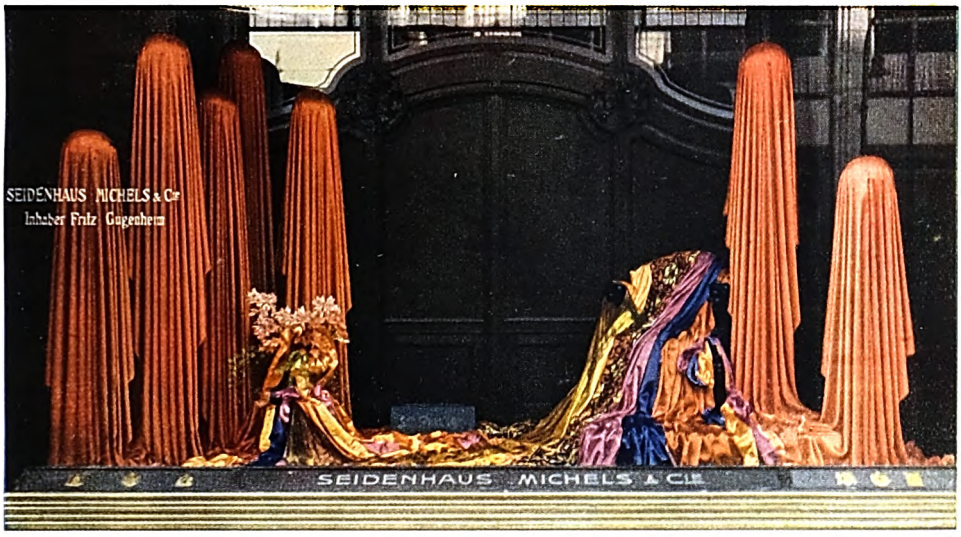
Sie selber hatte es von einem anderen.

Endlich verstand sie auch, warum der andere von ihr gehen mußte. Aber ihr Leben lang fuhr sie fort, an ihn zu denken. Als ihre Tochter heranwuchs, erzählte sie ihr von dem strahlenden Helden, den sie geliebt hatte und der im Schmerz von ihr gegangen war. Und das kleine Mädchen saß nun tagelang und dachte an den strahlenden Helden, und wie sie ihn geliebt hätte, wenn er ihr statt ihrer Mutter begegnet wäre.

Der schlief schon lange unter seinem steinernen Ehrenmal.

Aber strahlende Helden können immer wieder einmal aufstehen und die Herzen kleiner Mädchen an sich nehmen. —

Digitized by Google



Eine koloristisch bemerkenswerte Schaufenster-Auslage in der Leipziger Straße zu Berlin

Schaufenster-Künste. Von Philipp Vockerat

Mit elf Abbildungen nach mehrfarbigen Originalaufnahmen von Hermann Boll in Berlin

„Was macht Ihr Sohn?" — „Er studiert." — „Was denn?" — „Schaufensterologie!" — Dieser drollige Dialog wurde vor einigen Jahren in Berlin herumerzählt, als einige hervorragende Geschäftsverbände zusammen mit namhaften Künstlern, Gelehrten und Schriftstellern höchst ernsthaft eine „Höhere Fachschule für Dekorationskunst" begründeten. Es war nicht die erste Stelle in der Hauptstadt, wo man die Geheimnisse der Geschäftsdekoration erlernen konnte. Schon seit Jahren gab es mehrere Institute, die es sich zur Aufgabe machten, die Kenntnis dieser schwierigen Dinge zu verbreiten. Aber nun sollte die Sache „hochschulmäßig" vor sich gehen. Mit dem vollen Rüstzeug der Ästhetik, der kunsthistorischen und kunstgewerblichen Bildung wollte man die „aufsteigende Generation der Dekorateure" ausstatten, damit sie allen Stürmen des Lebens gewachsen wären.

Das klang ein wenig wunderlich, und man versteht recht gut, daß ein so großer Aufwand bei einem verhältnismäßig kleinen Objekt Kopfschütteln und Scherze hervorrufen mußte. In Wahrheit aber hatte jene Gründung einen recht ernsthaften Kern und eine innere Berechtigung. Nur das klang einigermaßen komisch, daß hier mit deutscher Gründlichkeit Dinge des Geschmacks und der Anmut gar so planmäßig, systematisch und methodisch angefaßt werden sollten; daß man eine Unterrichtsform wählte, die sich beinahe mit den Würden der Universitäten schmücken wollte.

Doch auch diese Übertreibung hatte ihren Sinn. Die große Renaissance des künstlerischen Empfindens und Geschmacks, die wir seit der Wende des neunzehnten Jahrhunderts erlebt haben, überflutete alle Gebiete unserer privaten und öffentlichen Existenz. Sie begann beim Hausgerät zum Gebrauch und Schmuck, nahm die Möbel und bald die ganze Zimmereinrichtung in Beschlag, zog die Architektur in ihre Kreise und griff, ganz logisch, nun ins Gebiet der großen Welt über, in der wir uns täglich bewegen. Wie aus der Erneuerung der Baukunst der Begriff des „Städtebaus" erwuchs, so mußten sich die ästhetische Kritik und Reformfreude vom Arrangement der Zimmer dem Antlitz der Straße zuwenden, das aus vielen hundert und tausend Zügen zusammengesetzt, sich nun als ein höchst kompliziertes Problem darstellte. Die Architekten hatten einen neuen Typus des Geschäftshauses, des Kauf- und Warenhauses geschaffen, sie hatten neue Formen der Schaufenster gebildet und so die Wandungen der Straße völlig umgestaltet. Nun sah

Digitized by Google

Festdekoration der Königl. Porzellanmanufaktur in Berlin bei Gelegenheit des Regierungsjubiläums des Kaisers

man mit einigem Entsetzen, daß hinter den großen Glasscheiben immer noch der alte Ungeschmack seine Orgien feierte. Unsere Zeit hätte nicht die finstere, fast zähneknirschende Entschlossenheit zu radikaler Kulturarbeit besessen, die dem künftigen Historiker als charakteristisch für sie erscheinen wird, wenn sie sich nicht mit Feuereifer auf das Thema gestürzt hätte, das hier der Lösung harrte. Es mußte eine Einheit hergestellt werden zwischen dem Äußeren des Geschäftshauses und der Einrichtung des Inneren, und das Schaufenster sollte dabei die Rolle des Vermittlers spielen.

Die Aufgabe war dadurch interessant, daß es sich dabei im eigentlichsten Sinne um „angewandte" Kunst handelte. Mit absoluter, in der Luft schwebender Ästhetik war hier nichts anzufangen, wo vor allen Dingen der Geschäftsmann mit seinen praktischen Forderungen auftrat. Aber gerade dies reizte. Denn so schloß sich die „Schaufensterologie" dem großen Kreise künstlerischer Bemühungen an, die allenthalben aus den realen Bedingungen die verfeinerten Formen gewinnen, das rohe Material durch sinngemäße und feinfühlige Behandlung veredeln wollten. Das Material beim Schaufenster ist hundertfach verschieden, aber prinzipiell ist es immer dasselbe: die Ware, die der Kaufmann führt und verkaufen will und auf die er die Aufmerksamkeit der Vorüberwandelnden lenken möchte. Wie soll mit diesem Material gewirtschaftet werden? Die Antwort lautete früher recht unkultiviert: durch Vorführung möglichst großer Quantitäten! Der Kaufmann meinte, je mehr Waren der verschiedensten Sorten und Nuancen er ins Schaufenster stopfe, je bunter und gedrängter sich diese Auswahl von Mustern präsentiere, um so stärker werde die Neugier des Straßenwanderers gekitzelt werden, um so eher würde jeder das finden, was er suche, oder etwas entdecken, was ihn reize.

So hatte sich das Schaufenster bis etwa zum Jahre 1900 entwickelt. Es hatte noch keine lange Geschichte hinter sich. Dem achtzehnten und beginnenden neunzehnten Jahrhundert war es noch fremd. Ein Geschäftshaus unterschied sich nicht von einem Wohnhaus, weder außen noch innen, und am wenigsten in der Gestaltung der

Digitized by Google

Fenster. Dieselbe Wohnung, in die sich heute eine bürgerliche Familie einquartierte, diente morgen einem Laden. Ein einfaches Schild über der Tür genügte dann, um die Firma anzukündigen. Aber es trug meist nur den Namen des Inhabers und verriet nicht einmal die Art seines Geschäfts. So haben wir uns etwa das Berlin Friedrichs des Großen vorzustellen, und in anderen deutschen Städten sah es ebenso aus. Die großen ausländischen Metropolen, vor allem London und Paris, brachten dann den Umschwung, aber erst ganz langsam und allmählich. Erst die Zeit des zweiten französischen Kaiserreichs mit ihrem gewaltigen Aufschwung des Pariser Geschäftslebens entwickelte das Schaufenster im modernen Sinne. Und nun ging es hier wie überall: in der naiven Freude an dem neuen Element des öffentlichen Lebens wollte man es nach Möglichkeit ausnutzen und fragte den Teufel nach dem guten Geschmack. Möglichst viel zeigen, das ward die Parole. Und als man den stattlichen Raum hinter dem vergrößerten Fenster so sehr gefüllt hatte, daß er schlechterdings kein Stück mehr aufnehmen konnte, ging man noch einen Schritt weiter und fügte den zahllosen Dingen, die sich hier drängten, Preiszettelchen an, so daß ein doppeltes Gewimmel und Getümmel entstand.

Die Überspitzung dieses Prinzips führte nun zur Umkehr. Man stellte die sehr praktische Überlegung an, ob nicht soviele Einzelheiten mehr verwirren als orientieren mußten, und auf dem Umwege über diese geschäftliche Erwägung gelangte man zu besserem Geschmack. Man begann gleich so radikal wie möglich: man verfiel ins andere Extrem, und eines Tages sah man in der Rue Royale zu Paris einige Geschäfte, die nicht möglichst viel, sondern — *möglichst wenig* in ihre Schaufenster stellten. Ich erinnere mich genau des Aufsehens, das in den neunziger Jahren dort ein Geschäft für Herrenmoden machte, in dessen Fenster man folgendes sah: der ganze Raum war mit einem hellgrauen Samtstoff ausgeschlagen, der den Hintergrund und die Seitenwände in breiter Fläche bedeckte und auch den Boden des Schauraums überzog. Hier aber baute sich

Auslage einer Berliner Buchhandlung (Axel Juncker, Potsdamer Straße)

Digitized by Google

unter dem Samtstoff, von ihm überflutet, eine schmale, kleine Estrade auf, und über dieser lag nun, lässig hingegossen, schön in launische Falten gelegt, ein einziger grüner Schlips aus kostbarer Seide! Die Leute blieben stehen und staunten das Wunder an. Und es zeigte sich, daß gerade die Sparsamkeit und Enthaltsamkeit des Geschäftsinhabers die Neugier reizte. Welch ein Schlips! sagten die Vorübergehenden. Welch ein herrliches Stück! Wieviel Schönheit muß sich in den Kästen und Schränken dadrinnen bergen! Und man ging hinein und kaufte.

Natürlich blieb der kluge Mann nicht allein. Die Konkurrenz guckte ihm den Trick ab und ahmte ihn nach. Bald konnte man durch keine Straße kommen, ohne ein ähnliches Arrangement zu treffen. Und damit verpuffte natürlich in kurzer Zeit die Wirkung. Auf einmal fand man diese Anordnung puritanisch, snobistisch, lächerlich und, was noch schlimmer war, nüchtern. Und sie verschwand wieder aus dem Pariser Straßenbilde.

So hatte man also die beiden Gegensätze und sah, daß mit keinem etwas anzufangen war. Also hieß es, einen Mittelweg einzuschlagen. Nun erst setzte die Bewegung ein, die bis zu jener wunderlichen Hochschule führte. Und es zeigte sich, daß das regelrechte Durchdenken des Problems, das sich darbot, doch nicht so falsch war. Denn nur auf diesem Wege konnte man zu befriedigenden Lösungen gelangen. Dabei wurde man sich zuerst darüber klar, was man *nicht* tun durfte. Das ließ sich aus den bisherigen Erfahrungen ohne weiteres lernen. Vermeiden mußte man also zunächst die Überfüllung des Fensters. Sodann die verwirrende Buntheit, die aus wahllos zusammengestellten Stücken von verschiedener Farbe entstand. Ferner alle Dekorations-Eselsbrücken aus Stoffen, die mit den Waren des Geschäfts nichts zu tun haben. Also Blumen, allzu anspruchsvolle Gestelle und Einbauten aus Holz oder Karton, zu schweigen von Leuchtern und Aufsätzen oder ähnlichem Kram. Weiter die Kitschigkeit lebender Bilder aus Wachsfiguren oder gar mit Hilfe „panoramischer" Kulissen und Prospekte. Schließlich, bei unvermeidlichen Etiketts, Preiszetteln und Reklamenotizen allerart, schlechte Schrift, knallige Farbe und üble Form. Und was dergleichen Augenbeleidigungen mehr sind.

Das war das Negative. Aber nun hieß es zum Positiven vorschreiten, von der Kritik zum Bessermachen. Den äußeren Anlaß dazu boten die Schaufenster-Wettbewerbe, die gleich nach 1900 in Deutschland begannen und weithin Anregungen ausstreuten. Sie wandten sich vor allem an die Spezialgeschäfte. Zugleich aber setzten die großen Warenhäuser ein, die sich in architektonisch bedeutungsvollen Bauten angesiedelt hatten und durch diesen Rahmen ihres Geschäftsbetriebs auch beim Schaufenster zu künstlerischer Gewissenhaftigkeit gezwungen sahen. Faßt man die Resultate aller dieser Bemühungen zusammen, so ergibt sich eine Reihe von Gruppen, die wir auseinanderhalten wollen, um den Überblick über die neuen Ideen zu erleichtern, die sich jetzt nach und nach durchsetzten.

Da wäre zunächst ein Typus, den ich das „naturalistische Schaufenster" nennen möchte. Das Prinzip ist hier: die Ware so, wie sie ist, ohne viel „Arrangement" und „Verschönerung" darzubieten, in einer Anordnung, die scheinbar absolute Willkür, in Wahrheit wohlberechnete, sehr regulierte „Laune" ist, etwa wie der englische Park die Freiheit des natürlichen Waldes auch nur vortäuscht. Beispiele werden das deutlicher machen. Bei einem der Berliner Wettbewerbe hatte etwa jene „Fachschule" das Fenster einer Obsthandlung ausgestattet. Man sah grobe und derbe Säcke mit rotwangigen Äpfeln, mit noblen Birnen, mit festen Walnüssen gefüllt; so sehr, daß die Massen aus der Hülle herausquollen und über den Boden gerollt waren. Im Hintergrund standen quer ein paar längliche Körbe mit Apfelsinen und Pfirsichen. Der Schauraum des Fensters war mit Sackleinwand überzogen. Weiter nichts. Das klingt mehr als einfach, und ich höre den Einwand: Was ist dabei für eine Kunst entfaltet? Aber die steckte in dem Aufbau der Körbe und Säcke, in ihrer Verteilung im Raume, in der reizvollen Art, wie das Herausrollen der lekkeren Dinge geleitet war, und vor allem in der handfesten Natürlichkeit, mit der sich hier Früchte des Bodens darboten, in der schmucklosen Offenherzigkeit, mit der

Digitized by Google

Schaufenster eines Damenputzhauses (Regina Friedländer) in der Königgrätzer Straße

Digitized by Google

sie ihre schlichten, fast ruppigen Gefängnisse sehen ließen, also in der Ungeschminktheit, in der sich der Stoff darbot.

Oder ein anderes Beispiel. Ein bekanntes Berliner Delikatessengeschäft stattete ein Kognakfenster aus. Aber man sah nicht die gewohnte Flaschenarchitektur, sondern rohe, weiße Holzkisten, die die schwarzen Stempel der berühmten Firmen zur Schau trugen und aus denen, Geschmack und Witz. Der Beschauer sah dabei nicht nur die Ware selbst, sondern er bemerkte auch, wie sie „von weither" kam. Er machte in Gedanken die Reise mit, die die Kisten zurückgelegt hatten, und freute sich an der Echtheit der Stempel. Die riesige Spiegelglasscheibe des Fensters, die sorgsam gewichste und polierte Architektur des Umbaus, an sich kein Muster an Schönheit, trugen durch den Gegensatz zur Wir-

Auslage eines Spezialgeschäfts für Handarbeiten in der Leipziger Straße

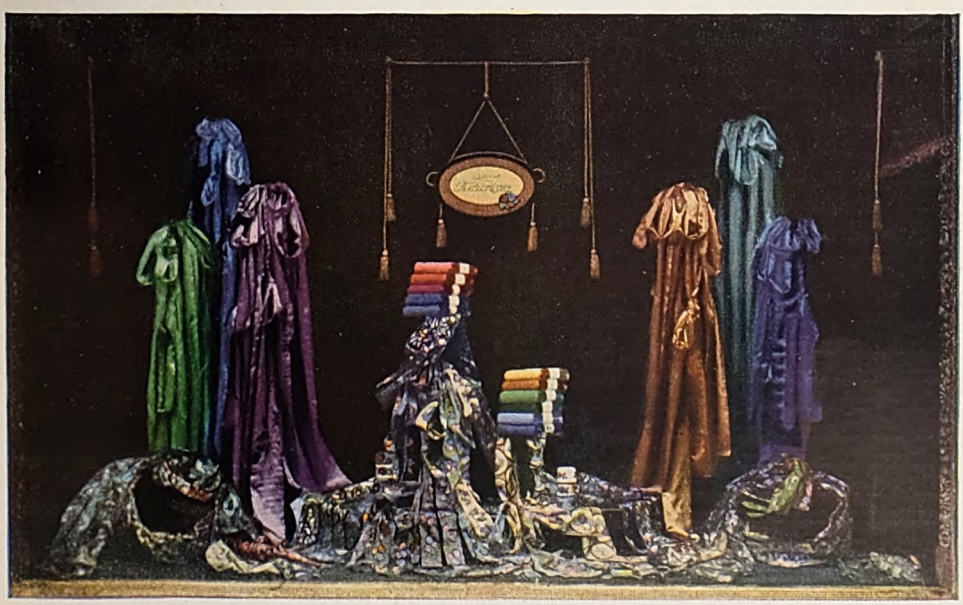
noch halb verpackt, aber schon halb enthüllt, die Flaschenhälse mit dem blanken Schmuck ihrer Mündung neugierig hervorguckten. Natürlich war es nicht damit geschehen, daß einfach zwei oder drei solcher Kisten hingestellt wurden. Die Art vielmehr, wie sie sich gruppierten, wie hier zwei noch vernagelte große Holzwürfel aufeinander standen, dort eine Kiste vom Deckel befreit war, dort wieder eine andere halb ausgepackt dastand, während sich die ausgewickelten Flaschen zur Seite aufreihten, bewies kung mit bei. Oder ein drittes Beispiel. Ein Kaffeegeschäft füllte sein ganzes Fenster mit Kaffeebohnen verschiedener Sorten und in verschiedenem Stadium. Der Einwand, daß ja auch hier gedrängte Überfülle spreche, hält nicht Stich; denn die Riesenfülle der kleinen Bohnen ergibt durch ihre Ähnlichkeit wieder eine Einheit. Gegliedert aber ward die Masse durch die mannigfaltigen Farben, die sie aufwies.

Das führt uns schon zur zweiten Gruppe, die wir das „koloristische Schaufenster"

Digitized by Google

Auslage des keramischen Kunstmagazins C. Harsch & Co. Unter den Linden

nennen wollen. Hier ist nicht das Material in seiner Natürlichkeit der Ausgangspunkt der Anordnung, sondern der Farbengeschmack des Dekorateurs, der freilich von den malerischen Werten ausgeht, die ihm die Ware in die Hand gibt. Ein Geschäft für Herrenmoden etwa stellt Schlipse, Oberhemden, Unterwäsche aus und ordnet die gesamte Auswahl der Einzelstücke nach bestimmten malerischen Gesichtspunkten. Vielleicht lediglich Spielarten des Grün oder des Braun. Dazwischen dann die sauberen hellen Flecke der Kragen und der Frackhemden. Oder Nachbarfarben werden zusammengestimmt. Oder allmähliche Übergänge hergestellt von einer Grundfarbe zur anderen, die dem Auge wohl tun. Besonders die Blumenläden haben bei den Wettbewerben mit solchen Mitteln Vorzügliches geleistet. Wenn etwa ein Geschäft sein ganzes Fenster auf das Thema eines melancholisch versponnenen Zauberwaldes stellte: Hängepflanzen, Schlinggewächse, blasse, ätherische Blüten, exotische Gebilde von märchenhafter und fremdartiger Wunderlichkeit. Oder wenn eine bekannte Blumenmeisterin mit der Delikatesse einer Japanerin



Ein Schaufenster des Seidenhauses Gustav Cords in der Leipziger Straße

Digitized by Google

Blütenzweige und Ziergewächse lässig und doch mit kluger Berechnung so komponierte, daß es aus dem Fenster wie ein Frühlingsgruß herüberwinkte. Oder wenn sie die ganze malerische Willkür einer Wiese kunstvoll nachahmte. Daneben natürlich treten hier die Geschäfte führend auf, die kostbare Seidenstoffe zu verkaufen haben. Hier fluteten ganze Ströme sanfter und glühender Farben, von Reflexen überglitzert. Vielleicht eine raffiniert zusammengesetzte Harmonie, aus der dann plötzlich in einer Ecke eine schillernde Buntheit hervorquoll: ein gebauschtes, in gedrängten Falten sich vorschiebendes Stück aus einer ganz anderen Farbenskala, von der sich doch verbindende Linien zum farbigen Hauptthema des Fensters hinüberziehen.

Daneben steht das „architektonische Schaufenster". Gerade die Seidenstoffe gaben dazu gern benutzten Anlaß, indem man das schöne Material in spitzem Aufbau wie eine fontaine lumineuse emporsteigen ließ, oft mehrere Springsäulen nebeneinander, die als strenge Vertikale aus dem Boden des Fensterraums aufwuchsen. Eine Zeitlang sah man in Berlin auch Geschäfte, die für coffeïnfreien Kaffee durch eigenartige und amüsante architektonische Aufbauten Propaganda zu machen suchten. Aus den würfelförmigen Verpackungen wurden Türme und Mauern aufgerichtet. Die Gleichheit der Ornamente und der Schrift auf dem Umschlagpapier gab von selbst dem Ganzen eine Geschlossenheit, die angenehm wirkte. Zugleich wurde durch die endlose Wiederholung des Firmentextes die Aufmerksamkeit des Vorübergehenden bestimmt auf diesen Namen hingezwungen; er konnte ihn gar nicht mehr übersehen und behielt ihn auch wider Willen im Gedächtnis. Aber wohl gemerkt: „architektonisch" soll hier nicht besagen, daß der Fensterhintergrund eine besonders „künstlerische" Architektur aufwies, daß ein Dekorateur hier wie ein Baumeister einen Rahmen schuf, sondern die formalen Prinzipien sollten auch hier lediglich aus dem Material selbst genommen werden, wenn es sich mühelos dazu verwenden ließ. Auch die Buchhandlungen finden in ihren Beständen leicht geeignete Hilfsmittel zu derartiger Dekoration. Unser Beispiel eines solchen Berliner Fensters zeigt deutlich, welcher Eindruck dadurch erzielt werden kann. Hier vermischt sich das Formal-Architektonische mit dem Koloristischen, ein streng symmetrischer Aufbau mit einer speziellen Farbenidee: das Weiß von Pergamenteinbänden und aufgeschlagenen Seiten verteilt sich nach feiner Berechnung des Geschmacks im Raum, umrahmt und durchwirkt die anderen Farben der Einbände, die wiederum vom künstlerischen Gefühl des Arrangeurs ihren Platz zugewiesen erhielten.

Und schließlich fügt sich noch ein Typus ein: „das Stillebenfenster", das fast schon zum gemalten Bilde hinüberweist und für das manche Künstler tatsächlich aquarellierte Vorlagen schaffen, die als rechte, ehrliche Stilleben Geltung beanspruchen dürfen. Nur daß hier am Ende doch die Ware selbst mitspricht und nicht ein reiner Malergedanke. Viel hat zu solchen Anordnungen der Einfluß beigetragen, den die japanische Kunst auf unser gesamtes Kunstgewerbe ausgeübt hat. Man sucht besondere Reize in der Asymmetrie, in der kapriziösen Manier, hier ein paar Stücke sich drängen, dort ein Feld völlig frei zu lassen, und vielleicht durch eine besonders hübsche Einzelheit zu beleben, die in dieser plötzlich gewonnenen Wichtigkeit putzig und drollig dreinschaut. Mit dieser Methode haben Herrenmodengeschäfte Erfolge erzielt, die etwa die Ausrüstung eines Tropenreisenden — als sei der Besitzer dieser Dinge beim Packen unterbrochen worden — oder die Einzelheiten eines Reitanzugs oder die würdigen Bestandteile von Diener- und Kutscher-Livreen mit kühler Lässigkeit über einen Stuhl legten, neben dem etwa ein paar Stiefel standen und noch ein Hut in der Ecke den tiefsten Punkt der großen, über die ganze Fensterscheibe sich hinziehenden Diagonale bildete. Oder man sah ein Schaufenster mit japanischen kleinen Kunstwerken, mit Bibelots allerart auf einem Tisch, einem danebenstehenden, niedrigeren Taburett gruppiert, so daß auch hier ein leises Fallen der Umrißlinien wirkte, während etwa auf der anderen Seite eine schlanke Lampe die Balance hielt und einen milden Schein auf die zarten Farben der ausgesuchten Schmuckdinge hinübersandte.

Digitized by Google

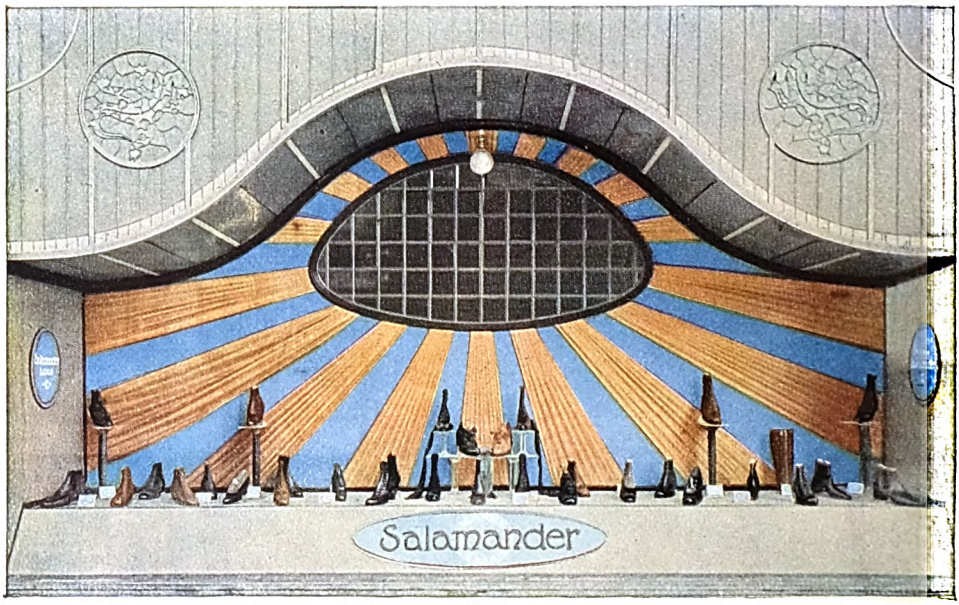
Schaufenster des Hohenzollern-Kunstgewerbehauses (Friedmann & Weber) an der Königgrätzer Straße

Digitized by Google

Wichtig aber bleibt, daß das „Stillebenfenster“ sich nicht wirklich zum „Bilde“ oder gar zur „Szene“ auswächst. Daß hier nicht dioramische oder panoramische Wirkungen gesucht werden, womöglich mit gemalten Kulissen und Prospekten!

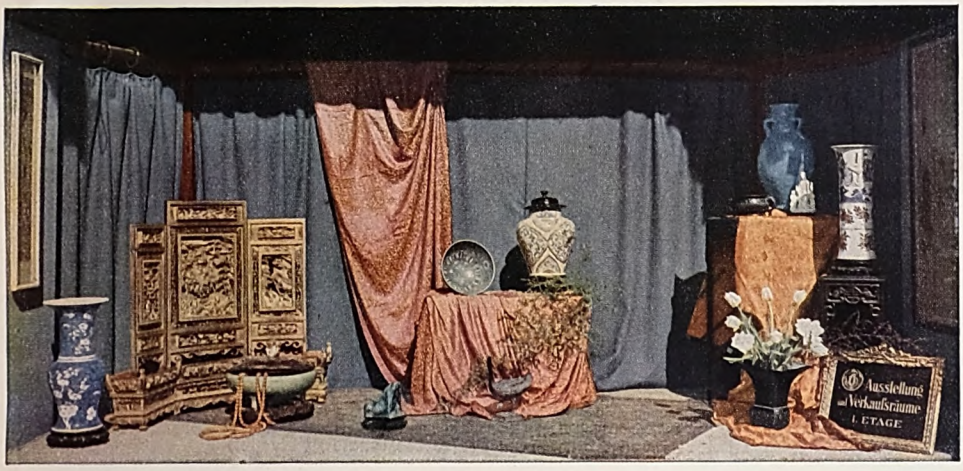
Als Ausnahme, die nur gelegentlich ein Daseinsrecht besitzt, wird sich dann noch das „witzige Schaufenster“ anfügen, das irgendeine originelle Idee lustig ausführt. Als Beispiel sei das Fenster eines Zigarrengeschäfts genannt, das auf der Rückwand mit riesigen Lettern die Reklameinschrift einer bestimmten Marke zeigte und daneben eine Pfeillinie, die quer durch den sonst leeren Raum schnitt, um — auf eine einzige kleine Zigarette zu weisen, die allein, fast melancholisch verloren, auf dem Boden lag. Doch viele Witze solcher Art wären unleidlich.

Für alle diese Künste haben sich in den letzten Jahren geradezu Spezialisten entwickelt. Wie junge Maler vor fünfzehn Jahren zum Kunstgewerbe griffen, Tapetenornamente und Möbel zu zeichnen, an der Drehscheibe Poterien zu fertigen begannen, so vollzogen ihre jüngeren Kollegen nun mit klingendem Spiel den Übergang zu einem Kunstzweig, den man, fast offiziell, „Reklame-Kunst“ genannt hat. Mit ebenso viel praktischem Sinn für die Bedürfnisse ihrer Auftraggeber wie ästhetischem Feingefühl ausgestattet, vermählten sie das Sachliche mit dem Künstlerischen. Es sind rechte Kinder des modernen Lebens, der modernen Weltstadt, und was unseren großen deutschen Metropolen heute noch fehlt, was wir so schmerzlich vermissen: eben die Verbindung von geschäftstüchtiger Regsamkeit und jener selbstverständlichen Bildung des Auges und der Hand, die wir Kultur nennen — eben das zeigt sich in der Arbeit dieser Künstler verschmolzen und einheitlich lebendig geworden. Männer wie Lucian Bernhard, Julius Klinger, Julius Gipkens, denen sich aus dem weiblichen Lager vor allem Fräulein v. Hahn zugesellt, haben sich hier eine festumgrenzte Provinz ihrer Tätigkeit geschaffen, die man wahrlich, mit „hoher Kunst“ verglichen, nicht geringschätzen wird. Andere, wie August Endell, Frau Cucuel-Tscheuschner, Else Oppler-Legband, beteiligen sich mehr gelegentlich daran. Sie alle betreiben mit ihren originellen Entwürfen, die sich von immer frisch sprudelnden Einfällen nähren, mit den Anregungen, die sie geben und die sich heute schon bei zahllosen Geschäftsdekorateuren wirksam erweisen, deren Namen nicht in die Öffent-



Schaufenster eines Berliner Schuhgeschäfts

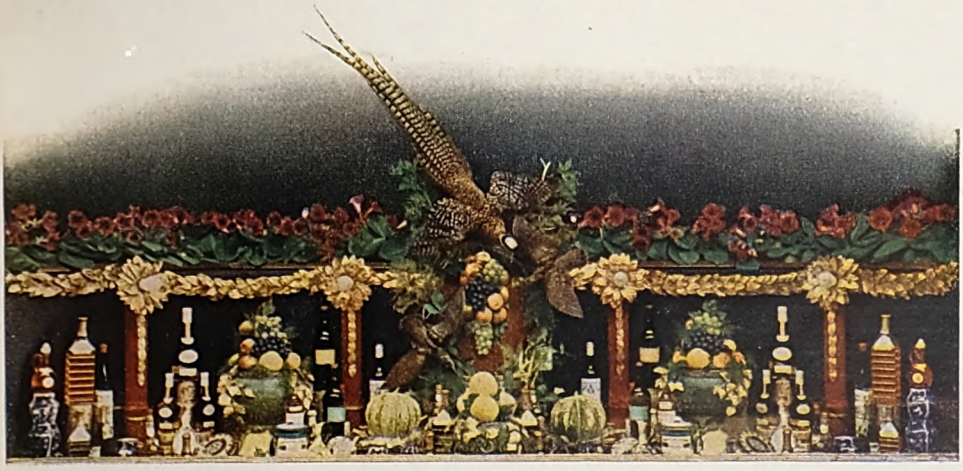
Digitized by Google



Schaufenster des Japanhauses R. Wagner an der Dresdener Straße

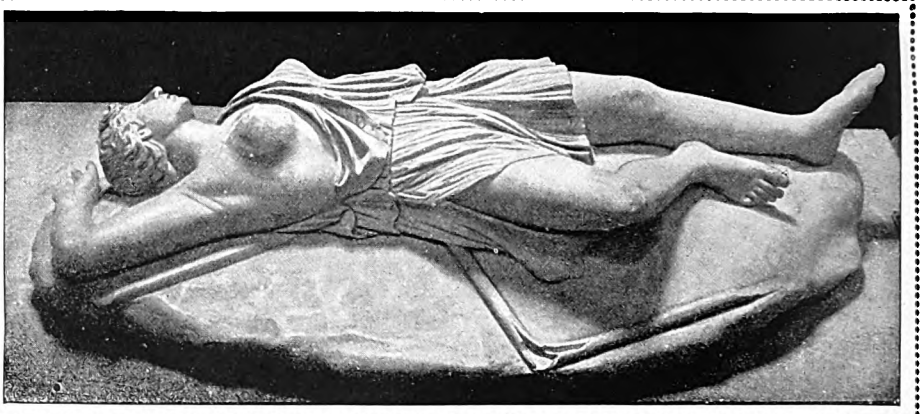
lichkeit dringen, mit der sorgsamen Ausbildung der Schrift bei ihren Schildern und Etiketten, mit ihrem gepflegten Farben- und Formensinn und mit der peinlichen Sachlichkeit, die nie den Zweck und die ursprüngliche Gestalt des Materials aus dem Auge verliert, eine Kulturarbeit von hohem Wert.

Nur eines ist's vielleicht, das heute noch bei dieser nun schon soviel Anhänger und gelehrige Schüler aufweisenden „Schaufensterologie" gelegentlich stört: die allzu betonte Bewußtheit und Absichtlichkeit des ästhetischen Wollens. Es fehlt mitunter die Selbstverständlichkeit, die freie Natürlichkeit der Arrangements. Eine besondere Idee, ein Witz, ein Aperçu drängt sich vor. Etwas gar zu „Künstliches", wie Gerhart Hauptmanns Jau sagt, scheint noch unausrottbar. Aber das hat das Schaufenster mit unsrer gesamten Kulturentwicklung gemein, die allenthalben noch zu sehr von Zielbewußtheit und Absicht lebt und noch nicht organisch, wie eine Pflanze, aus dem Leben unserer Allgemeinheit hervorwächst. Wird sich das bald ändern? Wir wissen es nicht. Wir haben auch keinen rechten Anhalt, es zu glauben; aber wir dürfen es hoffen. Dann wird auch die Schaufensterkunst in die große Selbstverständlichkeit einer öffentlichen Existenz von Geschmack übergehen. Und — es wird dann niemand mehr einen Aufsatz über diese Dinge schreiben . . .



Auslage des Delikatessengeschäftes F. W. Borchardt in der Französischen Straße

Digitized by Google



Getötete Amazone. Figur aus dem Weihgeschenk des Königs Attalos I. von Pergamon auf die Akropolis von Athen. (Im Museo Nazionale zu Neapel)

Die Amazonen. Von Alfred Semerau

Athen war schon lange verfallen und von seiner ehemaligen politischen Machtstellung war ihm nichts mehr geblieben, aber noch immer war es die Stätte alter Kultur, noch immer der Mittelpunkt und Sitz der hellenischen Bildung. Als solchen ehrte man es, und immer wieder bedachten es Kaiser und Fürsten mit kostbaren Geschenken, die die Verdienste der Stadt um Kunst und Wissenschaft anerkannten. Zu den wahrhaft königlichen Gaben zählen auch die beiden monumentalen Darstellungen der attischen Amazonensage, die der König von Pergamon und der Kaiser Hadrian stifteten. Wenn man von dem durch Hadrians Künstler geschaffenen Werk nichts mehr weiß, so haben wir von der Gabe des Attalos eine Kunde und, was mehr, eine Statue, die im Museum von Neapel steht. Als Attalos den Sieg über die Gallier erfochten hatte, weihte er an der südlichen Mauer Athens, wie Pausanias erzählt, den sogenannten Krieg der Giganten, die Amazonenschlacht der Athener, die Tat bei Marathon gegen die Meder und die Vernichtung der Gallier in Mysien. Von der Amazonenschlacht ist uns eine Statue erhalten: an der rechten Brust zu Tode getroffen, liegt auf Felsboden rücklings eine Amazone, mit leicht nach links gewandtem Haupt, mit fast geschlossenen Augen, mit offnen, schlaffen Lippen. Es zuckt noch wie von letztem Kampf und Schmerz über die Glieder. Die Waffen sind den Händen entfallen, zwei Speere, einer zerbrochen, liegen am Boden. Es ist eine jugendschlanke, kräftige Gestalt, mit dem kurzen Chiton bekleidet, das Haar wallt reich um das Haupt, die rechte Brust liegt in typischer Weise offen. Sie ist nach tapferem Kampf gefallen, über ihr liegt die Ruhe des Todes.

Mit Vorliebe nahmen die großen Künstler des Altertums die Amazonensage zum künstlerischen Vorwurf. Malerei und Skulptur bemächtigten sich ihrer in gleicher Weise, und zu den populärsten Monumenten Athens gehörten Mikons Gemälde in der Stoa poikile und Phidias' Relief am Schild der Athena Parthenos. Auf diese beiden großen Werke gehen die Nachahmungen der späteren Zeiten zurück. Alles, was wir in den rot- und schwarzfigurigen Vasenbildern, Terrakottareliefs, Lampen, Sarkophagen, Gemmen finden, gründet sich auf die Darstellungen durch den großen Maler und den großen Bildhauer. Die Sagen von den kriegerischen Heldinnen gaben Phidias Anlaß zu mannigfachen Verkörperungen: so sah man im Heiligtum der Artemis zu Ephesus eine Amazonenstatue von ihm, am Thron des olympischen Zeus verherrlichte er nicht nur den Kampf des Herakles und seiner Schar in einer figurenreichen Reihe von Randwerken, sondern er gab auch dem Reliefbild der Schlacht in Athen den Platz, wo es jedem dem höchsten Gott sich Nahenden in die Augen fiel. Am berühmtesten aber und am meisten nachgeahmt ward die Darstellung der Schlacht auf dem Schild der Athene, auf dem er sich als kahlköpfigen Alten, der mit beiden Händen einen Stein hebt, und Perikles, der gegen eine Amazone kämpft, darstellte. Unter allen mythischen Kämpfen bewahren die gegen die Amazonen die reichste künstlerische Tradition, wie sie auch auf die älteste griechische Dichtung zurückgehen und dann überall, bei Rednern und Dichtern, Geschichtsschreibern und Geographen, in mehr oder minder genauer Schilderung sich finden. Die glanzvollsten Namen der alten Sage sind mit ihnen verknüpft: die Amazonenkönigin Penthesilea kommt Troja zu Hilfe und stirbt in Achills Armen; Priamos bekämpft Amazonen in seiner Jugend am Sangarios als Bundesgenosse der phrygischen Könige; Herakles zieht an den Thermodon nach Themiskyra, um der Amazonen-

Digitized by Google

königin Hippolyte ihren Gürtel, das Zeichen ihrer Herrschaft, zu entreißen; Theseus entführt eine Amazone. Darauf entbrennt ein wilder Kampf zwischen den verfolgenden Amazonen und Athen, und hier finden sie ihren Untergang.

Der Schriftsteller, der am ausführlichsten der asiatischen Amazonen gedenkt, Herodot, erzählt in seiner munter naiven, novellenmäßigen Art, daß, als die Hellenen mit den Amazonen Krieg führten, die Hellenen, besiegt am Thermodon, auf ihrem Rückzug auf den Fahrzeugen soviel Amazonen, als sie lebendig fangen konnten, mit sich genommen, die Amazonen aber auf der See die Männer getötet hätten. Darauf wurden die der Schiffahrt unkundigen Weiber von Wind und Wellen nach dem Land der freien Skythen getrieben, wo sie ans Land stiegen, von einer Weide Pferde raubten und auf ihnen reitend das Land verheerten. Die Skythen, die weder Sprache noch Kleidung und Volk kannten, glaubten, Männer gleichen Alters zögen gegen sie zu Felde. Erst als sie nach einem Kampf sich einiger Toten bemächtigten, erkannten sie darin Weiber. Nun versuchten sie eine friedliche Annäherung an sie, die ihnen auch glückte. Hierauf vereinigten sie ihre Lager und jeder nahm die zur Frau, mit der er zuerst beisammen war. Bald aber zogen sie über den Don und „da wohnen sie jetzt noch; daher haben die Frauen der Sarmaten noch ihre alten Sitten und jagen zu Pferde mit oder ohne Männer, ziehen in den Krieg und tragen dieselbe Kleidung wie die Männer. Betreffs der Ehe ist die Bestimmung getroffen, daß keine Jungfrau heiratet, ehe sie einen Mann im Krieg tötete. Einige von ihnen werden alt, bevor sie heiraten, indem sie das Gesetz nicht erfüllen können." Bei dem alten Geographen Strabo, der die Amazonen in die Berge über Albanien und an den Fuß des Kaukasus setzt, hören wir, daß allen in der Jugend die rechte Brust abgebrannt wird, damit sie sich des Arms zu jedem Gebrauch, besonders zum Schleudern, bedienen können, daß sie Pfeile, Streitaxt und Schild haben, daß sie Kopfbedeckung, Kleidung und Gürtel aus Tierfellen machen, in den Frühlingsmonaten mit den Gargarenern der Nachkommenschaft wegen zusammenkommen, daß sie die Knaben den Vätern zuschicken, die Mädchen aber behalten und erziehen.

Neben den asiatischen finden wir afrikanische Amazonen, die Diodorus Siculus für älter als die am Thermodon hält. Im westlichen Libyen, am Ende der Welt, soll ein von Frauen regiertes Volk gelebt haben. Sie führten Krieg, verpflichteten sich auf eine bestimmte Zeit des Kriegsdienstes und hatten solange sich der Männer zu enthalten. Danach vereinigten sie sich der Nachkommenschaft wegen mit Männern, behielten jedoch die öffentlichen Ämter und die Verwaltung des Allgemeinen ganz für sich. „Die Männer leben dort wie bei uns die Frauen ein häusliches Leben, gehorchen den Befehlen ihrer Frauen, haben jedoch, weil sie dadurch gegen ihre Frauen übermütig werden könnten, an Krieg, Regierung und anderen Staatsgeschäften keinen Teil. Gleich nach der Geburt werden die Knaben den Männern übergeben, die sie mit Milch und anderer gekochter Speise gemäß dem Alter der Kinder ernähren. Wird aber ein Mädchen geboren, so werden ihm die Brüste abgebrannt, damit sie zur Zeit der Reife sich nicht erheben, denn man hielt es für kein geringes Hindernis bei der Führung der Waffen, wenn die Brüste über den Leib hervorragten. Wegen dieses Mangels werden sie auch von den Griechen Amazonen genannt."

Das wäre aber nur eine Deutung des Namens. Man hat auch den Namen aus dem Syrischen abgeleitet, Ammad (Volk des Ad); aus dem Skythischen; ein Forscher hielt Am Azzon (d. h. eine starke, kräftige Frau) für den Stamm des Namens Amazone; ein anderer bezeichnete sie als solche, die kein Gerstenbrot aßen, das gewöhnliche Nahrungsmittel der Griechen.

Das Reich der europäisch-asiatischen Amazonen läßt sich von seinem sagenhaften Ursprung bis auf Alexander den Großen auf 1300 Jahre annehmen, aber über fast zwei Drittel dieser Zeit schweigt jede Überlieferung. Sehr früh finden wir sie am Thermodon in Kappadozien zwischen dem Kaspischen und Schwarzen Meer und in den kaukasischen Ländern. Von hier machen sie ihre Feldzüge gegen die Phrygier bei ihrem Einfall in Kleinasien, wo Bellorophon sie besiegt; gegen die Griechen vor Troja, wo sich Penthesilea auszeichnet; nach Attika, wo Herakles und Theseus ihnen entgegentreten; an die Donau und endlich zur Zeit Alexanders des Großen. Das sind ihre fünf Hauptzüge. Die Sagen von den Siegen und Eroberungen der libyschen Amazonen zeigen die Tendenz, sie durch Vorderasien, den Archipel und Thrakien zum Sitz der europäisch-asiatischen Amazonen zurückzuführen.

Wenn sie dann nur noch in den Kriegen des Mithridates gegen die Römer erwähnt werden, wo wohl bloß griechische Legenden die Erinnerung an sie weckten, so erleben die Sagen ihre Wiedergeburt in der Renaissance, als der Kampf indischer Weiber bei der Verteidigung ihres Landes gegen die weißen Eindringlinge bei den Gelehrten unter den Eroberern das Andenken an die klassischen Überlieferungen wachrief. Enea Silvio, als Papst Pius II., erzählt in seiner böhmischen Geschichte die Sage von dem Weiberreich der Libussa, in der ihr Valaska folgt: Die Knaben werden durch Ausbrechen des rechten Auges und Abschneiden des rechten Daumens wehrlos und unschädlich gemacht, und nach Enea Silvio und Diodor malt Ariost den Weiberstaat im „Rasenden Roland" im 19. Gesang.

Bei Ariost sind ebenso wie bei Tasso die Amazonenszenen Episoden. Um die kriege-

Digitized by Google

rischen Neigungen einer Chlorinde zu erklären, läßt Tasso sie von einer Tigerin ernähren. Sie fällt unerkannt im Kampfe durch ihren Geliebten Tankred. Durch Stammeshaß verfeindet, schlingt sich doch das engste Band um sie, und als sie vom Schwert des Geliebten getroffen niedersinkt, bittet sie, die Heidin, ihn um die Taufe. Sie will mit ihm doch im Himmel vereinigt sein. Wenn die Amazonenszenen bei den italienischen Dichtern aber nur Episoden sind, so wird in Heinrich von Kleists Drama der Konflikt zwischen Stammesfeindschaft und Liebe in glühender Leidenschaft von Achill und Penthesilea durchgeführt und dargestellt. Es ist „Penthesilea" die größte moderne dichterische Schöpfung, die die alte Sage zum Grunde hat, und das einzige poetische Werk, in dem die Wildheit und Grausamkeit der fabelhaften Zeit lebendig ist. Nirgend anders in der gesamten Literatur ist so wie hier von einem großen Dichter die Amazone in ihrer Vollendung dargestellt, ihr Widerstreit gegen die Allsiegerin Liebe, ihr heißer Kampf und nach dem Sieg und durch ihn ihre tödliche Niederlage. Die alte Sage in ihrer ganzen Tiefe zu erschöpfen, konnte nur der Dichtung vorbehalten sein, die über andere Mittel, tiefere und umfassendere, gebietet als die Malerei und Skulptur. Für sie beide blieb die Amazone eine jugendliche Heldin, von herber Schönheit und strenger Jungfräulichkeit, eine Kriegerin, mädchenschlank und männerstark, eine glänzende Reiterin, die vor ihrem feurigen Roß den fliehenden Feind mit Lanze und Schwert hertreibt, so wie man sie manchmal auf den griechischen Vasen sieht. Die Kunst mußte sie notwendig idealisieren, sie sah ab von dem, was Sage und Geschichte von ihr erzählte, und faßte sie als den vollendetsten Typus des der Herrschaft des Mannes sich nicht beugenden Weibes. Der ewige Kampf der Geschlechter, ihr kurzes Zusammenwachsen, dann ihre Befehdung bis zum Tod ist das Thema der Amazonenschlachten der alten und neuen Kunst.

Während aber die Dichtung der Renaissance ihre goldenen Netze um die alte Sage wob, ward auch die Geschichte der gleichen und der folgenden Zeit nicht müde, sich mit ihr zu beschäftigen und die Stätten zu suchen, wo noch die Nachfahrerinnen der alten Kriegerinnen hausten. Der Missionar Pater Joannes dos Santos will die libyschen Amazonen in dem Weiberreich Damet in Afrika wiedergetroffen haben, er erzählt von den periodischen Zusammenkünften mit benachbarten Völkern der Nachkommenschaft wegen, von dem Töten der Knaben und dem Abbrennen der rechten Brust der Mädchen. Ganz ähnlich erzählt Lopez in seiner Beschreibung des Königreichs Kongo von dem Königreich Monomotapa. Auch die Entdecker und Eroberer der Neuen Welt begegneten Amazonen. Kolumbus traf auf seiner zweiten Reise in Santa Croce ein Kanoe, auf dem sich Weiber ebenso heftig wie die Männer gegen die Spanier verteidigten und wurde in Guadeloupe von bewaffneten Weibern sogar am Landen verhindert. Cortez erzählt in seinem vierten Bericht über die Neue Welt von einer Insel Cagueta, die nur von Weibern bewohnt wäre, die bisweilen die Männer zu sich zu rufen pflegten. „Diese Weiber werfen die Knäblein hinweg, die Mägdlein aber ziehen sie auf und sind an Gold und Edelsteinen sehr reich."

Der größte Fluß Südamerikas, der anfangs nach dem Namen dessen genannt ward, der ihn zuerst befuhr, Orellana, wurde dann in Amazon umgetauft, als Orellana in Europa erzählte, seine Ufer würden von einem Stamm kriegerischer Frauen bewohnt, die nicht nur Bogen und Pfeile führten und ihre Felder bebauten, sondern auch fern allen Männern lebten und nur zu einer gewissen Zeit von denen eines Nachbarstammes besucht würden. Die Mädchen aus diesen Verbindungen verblieben den Müttern, die Knaben den Vätern. An der Mündung des Napo erzählte ein Kapitän Orellana von diesen kriegerischen Frauen, die man Conia-pu-yara (große Weiber) nannte, und als die Spanier mehrere hundert Meilen gefahren waren, wurden sie auch wirklich dieser Amazonen ansichtig. Unter den Indianern, die sie am Landen hinderten, sahen sie eine Schar Frauen, die nicht nur tapfer kämpften, sondern auch die Männer zum heftigsten Widerstand anfeuerten und alle, die fliehen wollten, mit Keulen niederschlugen. Es waren große Gestalten von schöner Gesichtsbildung und starkem Gliederbau. Das Haar trugen sie in langen Flechten um den Kopf; außer den Keulen hatten sie Bogen und Pfeile; sie waren unbekleidet. Sieben fielen, darauf flohen die Indianer.

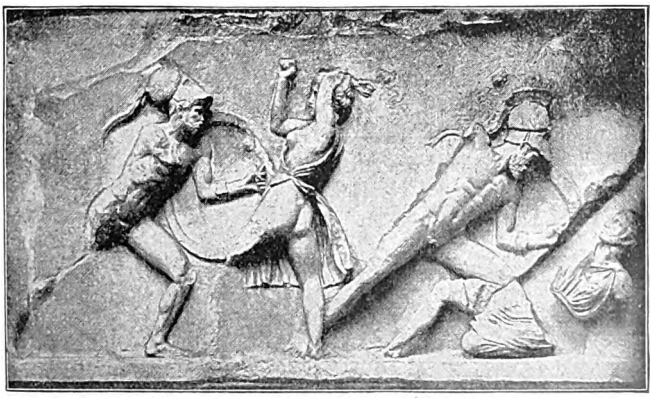
Wieder und wieder finden wir in diesem sechzehnten und den folgenden Jahrhunderten in den Berichten und Reisewerken die Erzählungen von den Amazonen. Legenden allerart wuchern üppig auf und umranken die karge, kahle Wirklichkeit. Die Erinnerungen an die alte Sage brechen in den Berichten über die Mannweiber durch, und Reminiszenzen aus den alten Schriftstellern von Herodot an bis Curtius lassen sich überall mühelos verfolgen. Die Indianer locken die Weißen durch ihre fabelhaft ausgeschmückten Geschichten von den Amazonen, die so reich sind an Silber und Gold, daß sie alles Hausgerät daraus fertigen, immer weiter in unbekannte Gegenden, in Sumpf und Moor, bis Hunger und Krankheit sie zur Umkehr zwingen. Hernando de Ribeira sucht sie an dem großen See, den die Indianer das „Haus der Sonne" nannten, weil die Sonne darin versank. Condamine findet unter den Topayos die sogenannten Amazonensteine, die sie von den Congnatainse-cuma, den „Weibern ohne Männer", erhalten hatten. Die Amazonen wandern, bald sind sie nördlich, bald südlich von dem nach ihnen benannten

Digitized by Google

Fluß. Walter Raleigh nennt als östliche Nachbarn des Königreichs Guiana die Amazonen, „von denen der große Fluß Amazonas seinen Namen bekommen, diese sind nur Weiber, welche bei sich keine Männer zu wohnen gedulden, sondern von Jugend auf im Krieg auferzogen und geübt sind und mit ihren Feinden, gegen die sie grausam und blutdürstig, immerwährend ernstliche Kriege führen. Sie gesellen sich aber jährlich einen Monat (so man meint, daß es der April sei) zu den Männern, auf daß ihr Geschlecht nicht ganz und gar untergehe. In diesem Monat kommen alle benachbarten Könige zusammen, wie auch die amazonischen Weiber, welche Kinder zu gebären alters halber bequem sind; alsdann erwählt die Königin dieser Weiber einen von den Königen, so ihr gefällig; dann werfen die andern das Los, was eine jede für einen zur Gesellschaft bekomme. Bleiben also diesen Monat beisammen, sind fröhlich, tanzen, springen, essen und trinken nach ihrer Weise untereinander, und wenn der Monat vorüber, wendet sich jeder wieder zu seinem Land. Die Weiber, so schwanger werden und nachmals Knäblein gebären, schicken dieselben ihrem Vater zu, die Töchter aber behalten sie bei sich und erziehen sie und schicken dem Vater zur Anzeigung einer Dankbarkeit etliche Geschenke. Sie haben überaus viel Gold, welches sie für etliche grüne Steinlein von ihren Nachbarn bekommen."

Wenn aber in den Reiseberichten wieder und wieder die mehr oder minder ausgeschmückten Erzählungen von den Amazonen wiederkehren, so fand sich doch auch mancher, der all diese Geschichten mit größtem Zweifel betrachtete, so Sebastian Münster in seiner Kosmographie, der, nachdem er von den Fabeln der Alten gesprochen, kurz erklärt: „Man redt von den Amazonibus noch zur zeit, was man vor vielen jaren von ihnen geredt hat, wiewol solch Ding bei mir keinen glauben haben. Dann ich kann es nicht wol in mein Hertz fassen, daß je ein gantzer Heerzug, oder ein Statt oder ein Volk auß eytel Weybern auffgericht sey worden, die nicht allein ihren Nachbaren überlestig seyen gewesen, sondern auch ein Heerzug uber das Pontisch Meere biß ins Attikam geschickt haben."

Die Legende von kriegerischen Frauen erhielt sich allem Zweifel zum Trotz; ob man sie nun „große Weiber" oder „Weiber ohne Männer" oder „Frauen, die allein leben" nennt, so sind doch die Grundzüge in allen Sagen dieselben. Richard Schomburgk noch hörte am Demeranefluß den gleich phantastischen Bericht, den dreihundert Jahre früher Orellana vernommen. Aber anders wie die Spanier, die Krankheit und Hunger zurücktrieben, verfolgte er die Amazonen bis zu ihrem letzten Schlupfwinkel am Corentin. Daß die Legende von diesen Mannweibern ein so langes Leben hatte, erklärt sich aus dem kriegerischen Charakter der Frauen mancher Stämme der Neuen Welt, wie es denn zu allen Zeiten Weiber gab, die an Mut, Tapferkeit und Ausdauer den Männern ein Vorbild sein konnten. Fast jedes Volk und jede Zeit nennt eine Amazone ihr eigen, von Judith an, die Holofern besiegte, und der Skythenkönigin Tomyris, die den großen Cyrus unterwarf, bis auf die letzten Jahrhunderte. Naturgemäß erheben sich diese Amazonen in kriegerisch bewegten Zeiten am höchsten, und manche hat im Dichter ihren begeisterten Herold gefunden, so Jeanne d'Arc, Auguste Krüger, „das Mädchen von Friedland", Eleonore Prohaska.



Relief aus dem Amazonenfries des Mausoleums zu Halikarnaß
(Im Britischen Museum zu London)

Digitized by Google

In jedem Herbst —

Von

Rolf Brandt

In jedem Herbst,
Wenn die Winde sprechen,
Muß ich mit zerbrechen.
In jedem Herbst.

Jedes Blatt, das fällt,
Jedes lasse Beben,
Muß ich mit erleben,
Geht durch meine Welt.

Jeden Baum, der stirbt,
Hab' in guten Stunden
Ich als Freund gefunden.
Jeden Baum, der stirbt.

Warte nur, Kamerad!
Wieder Winde wehen,
Und wir werden stehen
Über grüner Saat.

Auf dem See

Von

Margarete Bruch

Es ruhte auf den Felsen noch ein Sonnen,
Daß sie wie rote Rosenfelder glänzten,
Doch auf dem Nachen fuhr die Schar der Nonnen
Zum Ufer drüben, das die Lichter grenzten.

Der See lag hell, von Sonne vollgesogen,
In lichten Armen wiegte er den Nachen,
In dem die schwarzen Frauen, erdbetrogen,
Vom stolzen Tode einer Heil'gen sprachen.

Grell leuchteten im Blau der späten Stunde
Die weißen Binden, die gestärkten Kragen,
Indes die Hände, ob der hehren Kunde,
Bald sich bewegten, bald wie Tote lagen

Im stillen Schrein der schwarzen Kleiderfalten.
Doch mit den Schleiern spielte scheuer Laune
Ein Wind. Bis mit den schwatzenden Gestalten
Das Boot hinwegglitt in die Nacht, die braune.

Der Reigen der Einsamen

Von

Karl Schewe

Gestern um die Mitternacht
Nahm mein Leid ein Ende.
Alle, die ihr einsam wacht,
Reichtet mir die Hände.

Und ein starkbeseelter Schlag
Fuhr mir durch die Glieder.
Was in mir zerbrochen lag,
Stand befestigt wieder.

Dann ein Reigen, weinumlaubt,
Wie ich nie ihn wagte.
Und mir war's, als ob mein Haupt
In die Wolken ragte.

Um der Tänzer leichten Fuß
Drängend Volk in Massen.
Hier ein Spott, und dort ein Gruß,
Dank und Groll und Hassen.

Doch da klang's wie Melodie
Rhythmisch in das Schweigen:
Auf der Sterne Symphonie
Lauschte unser Reigen.

Digitized by Google

Wunderkinder

Roman von Hans Hart

(Fortsetzung)

Die arme Miriam, die immer länger und dürrer wurde, behandelte Karl Maria in diesem Herbst sehr schlecht, trotzdem sie in ihrer kindischen Verzweiflung gefügiger war als sonst und ihre hübschen schwarzen Augen oft um ein gutes Wort bettelten. Ihr großer Schmerz war es jetzt, daß man ihr in einem Tierballett die Rolle eines Storches zugewiesen hatte. Diese offenkundige Heimtücke des Ballettmeisters kostete sie viele Tränen und manche schlaflose Nacht. Sie warf sich auf den Boden, schluchzte und strampelte mit den Beinen, und Frau Charlottens kräftige Hand mußte oft energisch Ordnung schaffen.

Eines Tages fand Karl Maria sie in dem Gärtlein. Sie saß auf der Bank unter der goldgelben Linde, hielt ein flaches, rotes Plüschetui auf den Knien und war emsig mit ihren Fingernägeln beschäftigt. Sie hatte ganz heiße Wangen und schabte und feilte, daß es eine Art hatte.

„Was machst du denn?"

Sie blickte kurz auf, zog ein trotziges Gesicht und antwortete schnippisch: „Ich pflege meine Hände."

Karl Maria lächelte überlegen. Die Mutter pflegte jeden Morgen seine Nägel, weil ein Geiger feine Finger haben mußte, aber soviel Kram, wie die Miriam da in ihrer Schachtel hatte, war einfach lächerlich. Mit dem Waschen nahm sie's wohl nicht so genau. „Du hast aber schmutzige Ohren, Miriam," sagte er gemütsroh.

Sie ward dunkelrot und stammelte: „Es kommt doch nur auf die Nägel an." Karl Maria lachte hell auf. Plötzlich warf Miriam die schönen neuen Werkzeuge achtlos in den Sand, schlenderte scheinbar harmlos von der Bank weg, bückte sich nach einem Haufen welken Laubes und warf dem Knaben eine Handvoll goldener Lindenblätter ins Gesicht. Flugs antwortete er mit gleicher Münze. Sie sprangen einander nach, haschten sich und warfen sich abwechselnd ins raschelnde Laub. Auf einmal waren sie wieder gute Freunde, wie ehedem. Und Karl Maria stellte nach und nach die Morgenpromenade am Wasserturm ein. Er hatte plötzlich zu wenig Zeit dazu.

Miriam aber ritt ein neues Steckenpferd. Sie begann zu singen. Überall, im Garten und im Hause, selbst auf der Gasse, so daß alte, ehrwürdige Leute ganz sonderbar die Köpfe schüttelten. Frau Charlotte wußte kaum mehr, ob sie schelten oder das neue Talent ihres Goldkindes bewundern sollte. Denn seltsamerweise ward das kleine Stimmlein immer heller und reiner, je täppischer und reizloser der Mädchenkörper aufschoß. Offenbar hatte die Natur Mitleid und wollte der Miriam ein Geschenk geben für ihre arge Häßlichkeit, unter der sie so litt.

„Kann ich's nicht gut, ich armseliger Storch?" schrie sie triumphierend und verschluckte ein paar Tränlein. Und mit heller Stimme sang sie darauf los:

„Storch, Storch, Langbein,
Wann fliegst du ins Land herein,
Bringst dem Kind ein Brüderlein?
Wenn der Roggen reifet,
Wenn der Frosch pfeifet,
Wenn die goldnen Ringen
In der Kiste klingen,
Wenn die roten Äppeln,
In der Kiste rappeln."

Manchmal kam sie hochrot heim und flüsterte Karl Maria zu: „Heute hab' ich wieder der Ermattinger vorgesungen. Die hat Augen gemacht, hui!" Oft saß sie ganz allein im Garten, dem die Herbststürme den letzten bunten Schmuck raubten, faltete die Hände und bat ganz leise: „Wenn ich schon so häßlich bleiben muß, lieber Gott, laß mich wenigstens sehr berühmt werden." So trieb sie ihr seltsames Wesen zwischen Lachen und Weinen.

Karl Maria zeigte geringes Verständnis für Miriams wetterwendische Art. Er hatte an jenem Septembernachmittag einen Blick in eine andere, buntere Welt getan und kam davon nicht los. Er rechnete sich schon

Digitized by Google

zu den Großen und betrachtete die Miriam als dummes Mädel. Traurig war es allerdings, daß sie so mager und häßlich blieb trotz der vielen guten Bissen, die ihre Mutter ihr vorsetzte. Der storchbeinige Vielfraß schien eben gar nicht nach Charlottens behaglicher Rundlichkeit zu geraten. Selbst Gideon setzte ein wenig Fett an, und Joseph und die kugelrunde, rothaarige Johanna, der dicke Hans genannt, die unermüdlich in Haus und Küche putzte und kochte, wusch und scheuerte, wetteiferten an gediegener Leiblichkeit sogar mit der Mutter. Nur Jacques tat es der Miriam nach und blieb dürr wie ein armer Hase nach einem schlechten Winter. Seine Adlernase stach scharf wie eine Messerklinge in die Luft, und was seine heimlichen Geschenke an Martha Tredenius verschlangen, ersparte er an seinem Schneider, der immer weniger Stoff für Jacques' elegante Kleider brauchte.

Unverdrossen trug Karl Maria dicke Briefe zur Schwester, aber meist kehrte er ohne Antwort zurück. Martha lächelte hochmütig und ließ die Schnitzel von Jacques' Liebesbriefen in den Wind flattern. Karl Maria grinste nur mitleidig, wenn Jacques eifersüchtige Fragen nach Marthas Treiben stellte.

Sie trieb es jetzt bunter als je. Daheim sah man sie kaum mehr. Nur das Mittagessen beehrte sie mit ihrer Gegenwart, weil sie da stets den Vater um Urlaub für den Abend anbettelte. Sie hatte auf einmal unendlich viele Freundinnen, mit denen sie in Theater oder Konzerte gehen mußte, natürlich auf Freibilletts, die einem klugen Mädel wie ihr nur so zuflogen. Und Franz Tredenius, wenn er nicht gerade in Geldnöten stak, hatte, wie mancher Leichtfuß, Sinn für den schmunzelnden Betrug an dieser armen Gotteswelt. Darum ließ er auch dem Mädel, dessen Flattersinn er wohl durchschaute, jede Freiheit, in der heimlichen, wenn auch nicht sehr ehrenwerten Hoffnung, durch eine gute Partie seiner hübschen, klugen Martha den gottverdammten Postdienst bald auf gute Art loszuwerden.

Auch Karl Maria begann allmählich, der Schwester recht zu geben, und heizte das Feuerlein seiner Selbstsucht an ihrer Lebensklugheit. Denn Martha brachte es wirklich zu etwas. War sie besonders gut gelaunt, durfte der Bruder in ihr Stübchen neben der Küche kommen, und sie zeigte ihm in der alten Kommode ihre heimlichen Schätze, die hübschen Geschenke aus dem Hause Vogelsang & Cie. und wohl noch von anderer Seite. Da gab es bunte, seidene Unterröcke, feine Wäsche, leicht wie Seidenpapier, durchbrochene und gestickte Strümpfe in allen Farben, teure Parfüms in wunderhübschen Kristallfläschchen, kurz, all den süßen Unsinn, um dessentwillen ein junges Ding sich mit Haut und Haar dem Teufel verkauft.

Frau Lisbeth konnte dies Spiel nicht verborgen bleiben. So lief ein wortloser Kampf zwischen Mutter und Tochter um die Seele des kleinen Karl Maria. Aber Martha wich geschickt jeder Szene aus, war freundlicher als sonst, und ihr harmloses Lachen warf jeden Groll in Scherben. Frau Lisbeth wieder war ohne rechte Kraft zur Tat und wollte Karl Maria nicht wehe tun. Sie war ja Johann Sebastian Williguths Schwester, und alles frische Zupacken war in den Jahren ihrer Ehe mit Franz Tredenius allmählich zag und scheu geworden, daß sie Glück und Bitterkeit in heimliche Winkel trug.

Der Winter zog vorüber. Da packte Martha eines Abends Karl Maria am Arm und flüsterte ihm zu: „Morgen gibt's Sturm — um deinetwillen! Gib nur ja nicht nach, hörst du?"

„Wenn Mutter aber —"

„Es geht um dein Glück, Junge. Du sollst bei Ministers Geige spielen. Ich habe eine Einladung für uns beide." Damit rauschte sie davon.

Karl Maria aber blieb in einer verzweifelten Freude zurück. Es war so schrecklich, daß sein erstes großes Glück für die Mutter ein Herzeleid sein sollte. Mußte er nicht freiwillig darauf verzichten, wenn er wirklich ein gutes Kind war? Die ganze Nacht rang er mit seinem Ehrgeiz. Als er aber mit schweren Lidern erwachte, wußte er voll Angst, daß er seine Geige lieber als seine Mutter hatte.

Mittags kam er absichtlich viel zu spät heim. Im stillen hoffte er, das schlimme Gewitter werde schon vorübergegangen sein. Als er aber im Vorzimmer stand und laute, scheltende Stimmen zu ihm

Digitized by Google

herausklangen, biß er plötzlich entschlossen die Lippen aufeinander und griff nach der Türklinke. Dann zögerte er wieder, weil ihm das grausame Wort des Impresario einfiel: „Schlagt alles tot, wenn ihr berühmt werden wollt." Wie ein Verworfener kam er sich vor. Sein ganzer Körper war in Schweiß, als er endlich einzutreten wagte.

Martha hatte die Arme gekreuzt und blickte trotzig drein. Um ihre Lippen zitterte leiser Spott. Zornig sagte gerade die Mutter: „Das darf niemals sein. Er wird nur eitel und schlecht." Und verächtlich warf sie ein schmales, goldgerändertes Kärtchen in den Suppenteller. Karl Maria drückte sich in eine Ecke und tat, als ginge ihn die ganze Sache überhaupt nichts an.

Martha strich ihre Bluse glatt und murmelte boshaft: „Darf er nicht zu Ministers, soll Vater wissen, daß er Geige spielt."

Die Angst machte Frau Lisbeth arm und klein vor ihrer Tochter. Sie zeigte ihre Armut in der hilflosen Gebärde, mit der sie die Hände ineinanderrang: „Sag' ihm nichts, Martha!"

Stolz warf da Martha den Kopf auf, daß ihre jungen Brüste sich unter der weißen Seide spannten: „Du tust ja nichts für uns. So müssen wir selber sorgen."

Ein hilfesuchender Blick der Mutter flog zu Karl Maria, aber der wandte feige die Augen ab. Martha hielt ihren Vorteil fest: „Du bist entsetzlich altmodisch. Der Bub kann sein Glück bei Ministers machen. Die beste Gesellschaft verkehrt da. Dankbar sollt ihr mir sein, daß ich ihn dort einführe."

Da nahm Karl Maria seinen Mut zusammen, lief auf die Mutter zu, hängte sich an ihren Hals und bettelte: „Laß mich doch, Mutter! Wozu hab' ich denn geigen gelernt?"

Da sah Frau Lisbeth ihr Spiel verloren und ihre Macht über ihr Kind dazu. Das machte sie wieder hart, daß sie den Jungen abschüttelte und bitter fragte: „Bist wohl gar mit ihr im Bunde?" Martha lächelte spöttisch und zog ihn mit gut gespielter Zärtlichkeit an sich, Karl Maria aber ward dunkelrot vor Scham und schlüpfte schnell aus ihrem Arm.

Zu allem Unglück polterte jetzt der Vater herein, überschaute rasch die Szene und tat sehr freundlich und harmlos: „Ja, was ist denn da los? Hat das Muttersöhnchen gar etwas angestellt?"

Martha gab sich einen Ruck: „Karl Maria lernt heimlich bei Joseph Italiener Geige. Schon seit vier Jahren."

„O du," stammelte Frau Lisbeth. Sie haßte jetzt ihre Tochter.

„Lügenpack, Heimtücker, verdammte! Das höre ich erst heute?" schrie Franz Tredenius und schleuderte die Serviette fort, die er schon um den dicken, roten Hals gebunden hatte.

„Er hat so sehr gebeten, Franz —" Sie legte ihm die Hand auf den Arm und sah ganz trostlos drein. Daß sie gelogen hatte, raubte ihr alle Sicherheit.

„Schöne Erziehung, das muß ich sagen. Bub," drohte er und reckte sich hoch auf, „das geht dir an den Kragen! Was hast du bei den verdammten Juden zu suchen, he?"

„Die haben mich lieb," trotzte Karl Maria.

Franz Tredenius schlug ihm die Faust ins Gesicht, doch der kleine Kerl verbiß den Schmerz und zuckte mit keinem Muskel. Auch er hatte die Fäuste geballt, sein Atem ging keuchend in namenloser Angst. Er suchte den Blick der Mutter, aber der flog verächtlich über ihn hinweg. Da knickte er ganz zusammen. Franz Tredenius schüttelte den Kopf in edlem Vaterzorn: „Mir, mir tut das mein eigenes Kind an! Weißt du, was du bist, Karl Maria, mein schöner Bub? Ein Duckmäuser, ein gottserbärmlicher Lügner! Und deine Mutter hilft dir noch dabei!"

Er versank in Nachdenken. Dann ging auf einmal ein gieriges Lächeln um seinen breiten Mund, ein Lächeln, das Lisbeth alles Blut zum Herzen jagte. „Nun, wir wollen sehen, ob man dir verzeihen kann. Kannst du schon tüchtig Geige spielen?"

„Ja," hauchte Karl Maria.

„Nein, er ist noch ein dummer Bub. Nur zum Zeitvertreib hab' ich's ihm erlaubt," schrie die Mutter, die ein Gespenst näherkommen sah.

„Aber Mama, freust du dich denn nicht, wenn unser Kind ein tüchtiger Künstler wird?" fragte Franz Tredenius sanft und vorwurfsvoll. „Also, Karl Maria, ich will annehmen, daß diese heimliche Geigerei

Digitized by Google

eine Überraschung für deinen guten Papa sein sollte, nicht wahr?" Dann wandte er sich an Martha: „Wenn ich recht hörte, soll er in einem vornehmen Haus spielen?"

„Bei Minister Kirchweger in einer großen Soirée."

„Das wäre allerdings ein unverhofftes Glück," sagte mit den Lippen schmatzend der Postoffizial.

Noch einmal wagte Lisbeth den Kampf: „Du wirst den Jungen ruinieren, Franz."

„Aber Mutter," eiferte er und kniff die roten Augenlider drohend zusammen.

Karl Maria stand jetzt in der Mitte des Zimmers. „Bitte, erlaube mir's doch, Mutter!"

„Du darfst geigen, mein Junge," entschied der Vater und fuhr liebkosend über Karl Marias Haar.

Es blieb totenstill. Frau Lisbeth saß alt und verfallen da, die Hände im Schoß gefaltet, Tränen liefen über ihre Wangen.

Für Karl Maria begann nun ein merkwürdiges Doppelspiel zwischen Glück und Unglück. Mit einem plötzlichen Ruck trat er aus dem Märchenland in die Wirklichkeit. Sein erstes Schicksal hatte sich erfüllt. Er hatte seine Mutter verraten. Mit hilflosen Blicken schlich er in die alte Heimat zurück und bettelte um ein gutes Wort, aber die Mutter wies ihn still zurück: „Ich kann nichts mehr für dich tun, Karl Maria, nur Gott bitten, daß er dich lieb behalte."

„Hab' doch du mich lieb!"

Und als Frau Lisbeth ihn nicht küßte, stampfte er mit den Füßen und rief: „Ich will dir doch alles geben, was ich mit meiner Geige verdiene! Dir, dir! Schöne neue Kleider und ein hübsches Haus mitten unter Rosen, zwei schwarze Schwäne mit roten Schnäbeln in einem Teich! Du wirst im Kahn sitzen, und ich bin dann ein großer Herr und spiele dir vor. Siehst du denn nicht, wie schön das alles sein wird?"

Lisbeth lächelte traurig. „Du armer, eitler Schelm."

Da kniete er vor ihr, legte den Kopf in ihren Schoß und flüsterte: „Laß mich doch glücklich werden!"

Sie streichelte sein Haar und dachte zurück in die Zeit, als sie selbst gegen Eltern und Bruder das Recht ihrer Liebe zu Franz Tredenius verteidigt hatte. Dies erbettelte Glück war Rauschgold gewesen. Nun saß sie mit leeren Händen, und vor ihr kniete ihr Junge und bat um die Freiheit, seinen Träumen nachzulaufen. Sie allein sah die finstern Mauern, an denen seine Sehnsucht sich wundstoßen mußte. Aber es war Schicksal, daß das Junge in die Welt lief und das Alte grollend zurückblieb.

Als Karl Maria dann vor ihr stand, in seinem neuen, dunkelblauen Anzug mit der weißen Krawatte, den Geigenkasten unter dem Arm, jung, blaß und schön, küßte sie ihn wieder und wieder und hielt ihn fest, als ginge er in den Tod.

Im Halbschatten lehnte hoch und schlank Martha Tredenius, ihre nackten Arme schimmerten wie bläuliches Silber, rot spielte das Lampenlicht über Gesicht und Nacken. Ihr Blick war stolz und heiß.

Als Karl Maria Abschied nahm, murmelte die Mutter: „Jetzt gebe ich ihn fort." Aber der glückliche Bub hörte sie nicht.

⁂ ⁂ ⁂

Das alte Barockpalais des Finanzministeriums war in weißes Licht getaucht. Der Widerschein der roten Laufteppiche huschte über die Heidengötter im Stiegenhaus, die ihre nackte Schönheit im üppigen Blattgrün verbargen. Frauengewänder rascheln die Treppe empor, hier und da klang leises Lachen. Karl Maria drückte sich ängstlich an die Schwester, die mit halbgeöffneten Lippen und dunkelglänzenden Augen stolz dahinschritt wie eine Königin, die heimkehrt.

Der dicke Diener in der Garderobe warf einen frechen Blick auf den Geigenkasten: „Von der Musik?"

„Ja," antwortete der verlegene Karl Maria und dachte, nun müßten alle Türen vor ihm aufspringen. Aber es kam anders. Martha weinte fast vor Zorn, als man sie und den Bruder in ein Hinterzimmer wies, wo vier Musikanten saßen. Tabaksqualm und schaler Bierdunst hing in der Luft. Ein fetter Mann mit arg zerknittertem, schmierigem Vorhemd faßte Martha um die Hüfte: „Volkssängerin, Kleine?"

Sie blickte ihn bloß an, so ganz von oben, so selbstsicher, daß er erschrocken davonschlich und sich wieder an seinen Bierkrug machte. Der dürre Cellist, der gerade sein Instrument stimmte, grinste spöttisch: „Willst du auch hier geigen, schöner Bub?"

Digitized by Google

Martha winkte hochmütig: „Schweig, Karl Maria."

„Was willst du denn spielen?" fragte der Skelettmensch, der hinter seinem dickbäuchigen Cello fast verschwand.

„Brahms," stammelte das Kind.

„Unsinn. Hier gibt's nur Walzer. Die blöde Bande begreift nichts anderes." Und er lachte grell auf.

Der Klavierspieler, ein grauer, gebückter Mensch, brachte ein Glas Bier und einen Teller mit Wurst und Brot: „Habt ihr Hunger, Kinder?"

„Ich danke sehr, aber ich bin nicht hungrig," antwortete höflich der Junge und schob Glas und Teller von sich.

„Warum kommst du eigentlich her?" forschte der zahnlose Alte und strich die grauen Locken aus der steilen Stirn.

Karl Maria warf sich in die Brust, als müßte er sein verkanntes Prinzentum aus Wunderland ankündigen: „Sie haben mich gebeten, daß ich spiele."

Der Alte riß die Augen ganz seltsam auf und schnitt eine bitterdumme Fratze. Viel heimliches Weh versteckte sich darin wie hinter einer Maske. Die dürren Finger strichen nachdenklich über die weiße, schlanke Knabenhand. Dann brüllte er los, daß es wie ein Todesschrei durch das enge, raucherfüllte Zimmer klang: „Bin auch einmal ein Wunderkind gewesen. Aber ich heiße Andreas Katzenkopf. Ein Mensch mit diesem Namen bringt es sein Lebtag zu nichts."

Karl Maria dachte an Joseph Italiener und ward ganz blaß vor Angst. Vielleicht war in dieser armseligen Enge die Hölle beschlossen, durch die er mußte, ehe er ins Himmelreich durfte. Mit feierlich glänzenden Augen blickte er dem Klavierspieler ins aschfarbene Antlitz und sagte: „Ich will berühmt werden."

Und er legte die Hand aufs Herz, als leiste er in dieser Stunde einen Gotteseid vor sich selbst. Plötzlich neigte sich der alte Mann zu ihm hin und schlug in wunderlicher Ergriffenheit ein Kreuz auf die reine Kinderstirn. Keiner bemerkte sein Tun. Der Cellist und der Holzbläser tranken und rauchten. Der fette Geiger mit dem schmutzigen Vorhemd und dem roten Lumpengesicht aber stolzierte dicht hinter Martha drein, die mit leisem Kleiderrauschen im Zimmer auf- und ablief wie eine gereizte Katze. Vor einem elektrischen Knopf machte sie plötzlich halt.

Ein Diener schob mürrisch den Kopf herein, Martha hielt ihm ihre Visitenkarte hin: „Rufen Sie sofort Herrn Max Kirchweger."

Der livrierte Frechling riß die Augen auf: „Sie, das gibt's bei uns nicht. Hier ist ein feines Haus." Doch Martha Tredenius, die aus der Armut ins Goldland wollte, herrschte ihn nur an: „Gehen Sie sofort." Da trollte er sich kopfschüttelnd.

Marthas blaue Augen waren jetzt beinahe schwarz vor Zorn, ihre Brauen standen dicht beieinander. Stolz aufgerichtet wartete sie. Ihre Brust zitterte auf und nieder, zwei Blutstropfen lösten sich langsam von ihrer Unterlippe und standen auf der weißen Haut. Ihr Zorn aber zerrann blitzschnell in ein huldvolles Lächeln, als der blonde Max Kirchweger ihr verlegen die Hand küßte. „Jetzt erst?" fragte sie schelmisch.

„Ja — allerdings — die Mama — die Tischordnung —" stammelte der Blonde und gab ihr schnell den Arm.

„Und ich?" fragte der verzagte Karl Maria hinter den beiden drein. Martha legte den hochfrisierten Kopf in den Nacken: „Bleib' du nur einstweilen da."

Die Tür fiel zu. Schweratmend standen sie in dem halbdunklen Korridor. „Du — du!" keuchte der junge Mensch, riß sie an sich und legte seine heißen Hände gierig auf ihre kühle, weiße Haut, „weißt du, wie schön du bist, Mädel?"

„Du verdirbst mir die Coiffüre," sagte sie und machte sich geschickt los. In den Romanen, die sie las, gaben Frauen in solchen Lagen stets derartige Antworten „So führe mich jetzt zu deinen Eltern," sagte sie kurz.

Ihm trat der Angstschweiß auf die Stirn, hilflose Bangigkeit schimmerte in den hübschen wasserblauen Augen. Nun kam der Skandal. „Laß mir noch Zeit!" murmelte er bittend. Statt zu antworten, öffnete sie die Tür zum Salon.

Vor ihr stand in einer Damengruppe eine schlanke, blonde Frau mit harten, grauen Augen. Die spielte mit dem Fächer und lächelte farblos.

„Komm!" zischte Martha und schritt

Digitized by Google

hochmütig und sicher auf Ihre Exzellenz Frau Hella Kirchweger zu. Mit einknickenden Knien wankte Max ihr nach. Stockend sagte er: „Du erlaubst, liebe Mama, — Fräulein Tredenius."

Die Frau Minister sandte nicht einmal einen Blick zu ihrem unglückseligen Sohn hinüber. Kalt und streng neigte sie das schöne Haupt ein wenig: „Sehr erfreut." Dann wandte sie sich ab.

„Der kleine Max hat Geschmack," lispelte eine alte Gräfin, die übermäßig geschminkt war, und kicherte boshaft. Eine Oberstin mit einer dicken Schnur falscher Perlen ließ die Lorgnette klappern und trieb schnell ihre drei Töchter vor sich her ins Nebenzimmer wie verirrte Schäfchen. Ein noch sehr jugendlicher Bischof seufzte leise, als Marthas unbehütete Schönheit an seinen halbgesenkten Augen vorüberglitt. Ein paar Herren machten lange Hälse. Aber keiner bot Martha einen Sitz an. Sie schürzte die roten Lippen und tippte den Bischof auf die Schulter: „Darf ich um einen Stuhl bitten?"

Einen Augenblick war es ganz still.

Langsam, als gehorchte er nur widerwillig einem inneren Zwang, erhob sich der Kirchenfürst und schob Martha seinen zierlichen Rokokofauteuil zurecht. „Bitte," sagte er höflich.

Martha Tredenius dankte mit einem koketten Blick. Die Herren umdrängten sie plötzlich. Die Damen waren verschwunden. Nur die boshafte alte Gräfin hielt stand. So vollzog Martha ihren Einzug ins gelobte Land. —

Nach einer Weile holte der fette Diener die vier Musikanten, und Karl Maria blieb ganz allein mit seiner Geige. Er weinte bitterlich und wäre am liebsten heimgelaufen. Niemand kümmerte sich um ihn. Die Martha war ein Scheusal. Wie ein verbannter Märchenprinz saß das Kind in dem verqualmten Zimmer, scheu zusammengeduckt, halb sinnlos vor Herzeleid. Er wollte heim. Leise stand er auf und öffnete eine Tür. An kleinen Tischchen speisten viele Menschen, alle geputzt und fröhlich. Messerklirren und Lachen klang ihm entgegen. Hinter dichtem Blattwerk ertönte eine süße Musik. Dort mußten die vier Musikanten versteckt sein. An einem Tischchen, nicht weit von ihm, saß ein einzelner Mann. Der wandte sich zufällig um und bemerkte den hübschen Jungen. „Was tust du denn da?" fragte er gutmütig und winkte Karl Maria herbei: „Setz' dich zu mir!"

Karl Maria lächelte und schlüpfte mit seinem Geigenkasten zu dem fremden Herrn. Seine Kinderseele hob wieder schüchtern die Schwingen, als ihr an diesem bittren Abend das erste Gute widerfuhr. Und die vielen herrlichen Dinge, die livrierte Diener an die kleinen Tische brachten! Er aß, wie nur ein hungriger Schuljunge essen kann, den Kopf ganz zwischen die Schultern gezogen, verlegen über seine Gefräßigkeit und doch seelenvergnügt über die vielen guten Sachen, die er flugs vertilgte. Der fremde Herr schien an diesem heimlichen Kinderglück seine Freude zu haben. Die klaren, blauen Augen leuchteten gar freundlich, als der gesättigte Karl Maria von seinem Schicksal zu erzählen begann, ein Stückchen aus der Gegenwart und dann wieder ein Stückchen aus der Vergangenheit.

So kam der fremde Herr mitten in das vielfach verschlungene Netz der Familiengeschichte der Geschwister Tredenius, die mit klopfenden Herzen und heißen Augen in diesem Barockpalais unter all den reichen und kaltherzigen Menschen saßen, arm und verlassen oder als schöne Jagdbeute umlauert, aber voll verzweifelter Entschlossenheit, sich ein Plätzchen in diesem Goldlande zu erobern.

„Hat dich deine Mutter hierher geschickt?"

„Ach nein. Die wollte es nicht erlauben," gestand Karl Maria bedrückt.

„Deine Mutter hat recht. Du sollst hier nicht spielen."

„Aber ich *will* doch! Ich *muß* doch endlich vorspielen. Ich will ein großer, berühmter Geiger werden, so berühmt wie der Hans Geßner."

Der Fremde lächelte fröhlich und blickte Karl Maria scharf an. Der Junge nahm sein Gedächtnis in beide Hände und rannte spornstreichs durch alle Provinzen seines Kinderlandes. Auf dem ersten Weg in den „Blauen Herrgott" machte er halt. Wie ein Blitz kam das Erkennen. Diese klaren, blauen Augen vergaß man nicht. Und dann flüsterte Karl Maria in heiliger Ehrfurcht: „Sie sind der Geiger Hans

Digitized by Google

Geßner." — Ein überraschter Blick. — „Mutter hat Sie mir einmal gezeigt, als ich noch klein war."

„Ja, der bin ich. Aber hör' mir zu, Karl Maria: Du sollst noch lernen. Wenn du jetzt schnell heimgehst, darfst du mir morgen vorspielen. Vielleicht kann ich dann mit deinem Vater sprechen."

Ein glückliches Leuchten huschte über Karl Marias Gesicht: „Ja, wenn ich das dürfte —"

Er zögerte.

„Wenn du hierbleibst, will ich nichts mehr von dir wissen."

„Ich gehe heim. Ich will immer tun, was Mutter und Sie mir sagen." Ganz traurig packte er seinen Geigenkasten und stand gar kümmerlich da. Zwei Tränen kollerten langsam die Wangen herab, als sein Märlein von Ruhm und Gold so schmählich zerrann und er heimgeschickt wurde wie ein Schüler, der seine Aufgabe nicht richtig gemacht hatte. „Morgen komme ich," sagte er ganz leise. Hans Geßner nickte ihm zu und schob ihn schnell zur Tür hinaus.

Taumelnd stand Karl Maria in dem raucherfüllten Musikantenzimmer. Die goldenen Türen waren wieder vor ihm verschlossen. Dumme, kleine Jungen durften nicht ins Märchenland. Seine Eitelkeit bäumte sich auf, und doch zwang ihn Geßners ruhige, feste Art zum Gehorsam. Seufzend schlich er in den Korridor hinaus, den Scheltworten des enttäuschten Vaters und der weltfremden Enge seiner Mutter entgegen. Vielleicht lag das ersehnte Paradies gar nicht in dem glänzenden Salon da hinten, sondern eher im „Blauen Herrgott", wo Onkel Williguth einsam seine mächtige Orgel spielte und doch glücklich und zufrieden war. Ob die blonde Kundry wohl lachen würde, wenn sie ihn jetzt sehen könnte? Die schwarze Trix würde sicher lachen. Und gar erst die Miriam! „Dummerl!" klang es ihm in den Ohren, als er mit zitternder Stimme den dicken Diener um sein Mäntelein bat.

„Gehst du schon, Kleiner?" fragte der dicke Mann gutmütig, und dem Knaben schien, als sei der rohe Geselle von vorhin um vieles sanfter. „Hast ja noch gar nicht gespielt?" fuhr er fort.

„Ich will auch gar nicht hier spielen," sagte Karl Maria und schnitt sich so jeden Rückweg ab.

„Hast recht, daß du der Bagage drin eins pfeifst." In edler Entrüstung ballte er die Faust gegen die Reichen, deren Wein er trank und deren beste Zigarren er rauchte.

„Adieu," sagte der Junge höflich und lief zur Tür. Dort aber stolperte er einem kleinen, alten Herrn in die Arme, der gerade eintreten wollte. Der Knabe sah einen eisgrauen, überlangen Reiterschnauzbart und zornig blitzende, graue Augen dicht vor sich. „Sapperlot, du bist ja der kleine Kerl mit der Geige, wie kommst denn du daher?"

Manierlich gab Karl Maria dem Grafen Rothenwolff Bescheid. Nach der Trix wagte er nicht gleich zu fragen. Nur daß er sofort heim wolle, versicherte er dreimal hintereinander, um den zornigen, alten Herrn zu besänftigen.

Der schrie aber erst recht: „Unsinn! Du sollst doch hier geigen."

„Herr Hans Geßner hat es mir verboten," sagte Karl Maria sehr laut, voll Stolz, daß ein so berühmter Mann sich mit seinem kleinen Wohl und Wehe abgab. Einen Augenblick stutzte Achaz Rothenwolff, dann sprang ihm sein leichtsinniges Herz davon. „Das ist einfach Neid, Karl Maria," lachte er.

Der Bub atmete schwer. Konnte denn das nur möglich sein?

„Ich will doch lieber fort," beharrte er schüchtern. Aber er ließ sich sein Mäntelein und seine Pelzkappe doch wieder nehmen und stand unschlüssig da.

„Komm!" sagte der Graf und faßte ihn am Arm. Ein Diener riß die Türflügel auf. Betäubt stand Karl Maria mitten im Salon. Achaz Rothenwolff verbeugte sich vor der Hausfrau: „Ich habe Ihnen etwas mitgebracht, gnädige Frau. Ein Wunderkind."

Alle Herren und Damen blickten neugierig auf den Kleinen, den der theatergewaltige Intendant Graf Rothenwolff an der Hand hielt. Die alte, boshafte Gräfin klappte die Lorgnette zusammen: „Das ist wieder eine Ihrer Verrücktheiten, lieber Achaz."

Doch der Graf ließ sich nicht irremachen. „Zum Klavier!" kommandierte er mit

Digitized by Google

dröhnender Stimme und bot dem armen, verschüchterten Karl Maria galant den Arm wie einer berühmten Primadonna. Der alte Klavierspieler, den man schnell ins Musikzimmer geholt hatte, warf einen bitterbösen Blick auf das Kind. Dann lächelte er mitleidig und fragte leise: „Was willst du denn spielen?“

„Brahms' G-Dur Sonate.“

Der alte Mann schüttelte den Kopf und beugte sich tief auf die Tasten. Karl Maria riß die Geige ans Kinn. Dann flog der Bogen hoch. So spielte das Kind sich ins Wunderland zurück, aus dem es doch fliehen wollte. Lautlos still war es ringsum, als der Bub seine Seele verspielte. Dann klatschten sie alle und riefen ihm zu. Die schönsten Damen küßten ihn, alte und junge Herren sagten ihm Komplimente, daß sein armer Kopf wirbelte.

Schließlich mußte er noch ein Rondo von Mozart zugeben. Und es gelang. Zuerst fiel ihm die krause und doch so unendlich reine Rhythmik schwer, aber dann schaute er auf die Engelchen und Fische, die in Muscheln und verschlungenem Bandwerk weißgolden den Plafond zierten, und traf den Ton. Wie silberne Glöckchen in einem chinesischen Turm sang die Geige, im deutschen Mondschein tanzten Harlekin und Kolombine zwischen steifen Taxushecken und wollten vor Verliebtheit sterben. Mit einemmal bemerkte Karl Maria den scharfgeschnittenen Kopf Hans Geßners unter der Menge. Hilfesuchend sah ihn der Knabe an und ließ den Bogen springen, wie noch nie. Aber die blauen Augen waren jetzt dunkel und streng, zwei schlimme Falten liefen rechts und links zum Schnurrbart hinab. ‚Er mag mich nimmer,‘ dachte das Kind und ließ die Geige schluchzen. Dann war Hans Geßner verschwunden. Und der Beifall rauschte um Karl Maria. Rot flammte der Stolz über die weiße Knabenstirn, in die dunkelbraunen Augen kam ein funkelndes Leuchten, und die vollen Lippen warfen sich auf, als streiche die erste Gier über sie hin.

Mitten in sein stolzes, junges Glück griffen plötzlich zwei starke, nackte Frauenarme. Mit einem Ruck ward das zappelnde Geigerlein hochgehoben und saß plötzlich ganz sanft und säuberlich einer Frau auf dem Schoß. Karl Maria besah empört die Riesin, die so ungeschlacht mit ihm verfuhr. Ein mächtiges Frauenhaupt lächelte ihn an, grob und massiv aus dem Holz geschlagen, mit der Breithacke, die keine Zartheit herausarbeiten kann. Große, haselnußbraune Augen mit buschigen Brauen, ein schweres Kinn, wie das einer gefangenen Barbarenfürstin, und dazu ganz seltsam eine schlanke Nase und ein feiner, hübsch geschwungener Mund. Eine Stimme, deren Klang Karl Marias Ohr sofort mit dem Ton uralter Kirchenglocken verglich, fragte jetzt mit derber Fröhlichkeit: „Hast mich lang' genug beguckt, Bub? Jetzt stell' dich fein manierlich vor!“

Lachend stand die Gesellschaft um das seltsame Paar. Karl Maria blickte halb keck und halb verlegen auf die bärenstarke Frau, die ihn wie eine Mutter auf dem Schoß hielt. Trotzig nannte er seinen Namen. Rasch glitten die nackten Arme von ihm, und er war frei.

„Geben Sie dem Buben zu essen,“ sagte die Dame zur verdutzten Frau Minister, „sein Herz springt um eine Oktave zu hoch. Er ist zu jung zu diesem Teufelsspiel.“ Gutmütig strich sie ihm über das heiße Gesicht: „Weißt du, gesund und stark müssen wir sein. Essen und trinken zu allererst, dann kommt das Schlafen, und dann erst die Musik. Aber gelt, am allerschönsten ist sie doch, unsere Musik?“ Ihre Augen schimmerten jetzt wie Gold, und ihr Mund lächelte gar zart und fein. Sie fühlte des Knaben schwache Arme: „Muskeln ansetzen, Kind. Die Kunst ist eine Henkerin. Die Schwachen bringt sie um.“ Verständnislos sah er sie an. Die Frau lächelte wieder und fragte ganz leise und vertraulich: „Was macht denn die Miriam?“

Da fiel es ihm wie Schuppen von den Augen: „Sie — Sie sind die Ermattinger?“

„Stimmt,“ nickte die starke Frau mit dem dunkelbraunen, leicht angegrauten Haar, das wie ein Helm um den mächtigen Kopf lag. „So jetzt los, ich helfe dir essen.“

Wohlgemut griff sie nach einem Schinkenbrot und einem Glas Bier. Karl Maria aber vergaß alles um sich her, als diese wundersame Frau ihn fütterte wie ein kleines Kind.

Plötzlich stand Franziska Ermattinger auf, und Karl Maria schrumpfte schnell

Digitized by Google

zu einem Zwerglein neben ihrer Walkürengestalt zusammen. „Jetzt wird heimgegangen. Für dich, Bub, ist's höchste Zeit. Ich bringe dich heim."

„Meine Schwester —" murmelte der Junge.

Ein scharfer Blick der Ermattinger streifte Martha Tredenius, die schlank und schön in einer Herrengruppe auf- und niederglitt. „Die hat keine Zeit für dich," sagte sie und drückte Frau Hella Kirchweger flüchtig die Hand.

Wie im Traum schritt Karl Maria mit seinem Geigenkasten neben der großen Sängerin die Treppe hinab. Dann glitt der Wagen in die Winternacht hinaus. Nach einer Weile kam die mächtige Stimme aus dem Pelzwerk hervor: „Wenn sie dich jetzt locken, folge ihnen nicht."

Karl Maria wollte allzu schnell verraten, daß ihm jemand heute schon denselben Rat gegeben, aber er schwieg lieber und sonnte sich in seiner jungen Würde.

Dann hielt der Wagen. Die Sängerin wartete, bis das Haustor aufklappte: „Gute Nacht, Kleiner! Grüß' mir die Miriam."

Heiß vor Freude stürmte Karl Maria die Treppe empor. Droben saß seine Mutter, blaß und müde, und wartete auf ihn.

„Sie haben mich alle geküßt!" jubelte er ihr entgegen.

Frau Lisbeth drückte seinen Kopf an ihre Brust und blieb ganz still. Karl Maria aber machte sich los, schlug die Hände ineinander, erzählte kunterbunt seine Abenteuer und tanzte im Zimmer herum wie ein siegreicher Siouxindianer: „Du kriegst die Villa, Mutter, mit zwei, nein, mit drei — — mit zwölf schwarzen Schwänen!"

Plötzlich fielen ihm die Augen zu. Er taumelte fast und bat ganz sittsam: „Ich bin so schläfrig. Hilf mir ausziehen!"

⁂ ⁂ ⁂

Als Karl Maria am nächsten Morgen ins Graue Gymnasium eilte, schien die Sonne viel schöner als sonst am Himmel und die Welt war überhaupt eine einzige Wonne, was auch griesgrämige Menschen darüber sagen mochten. Zwar konnte er die schlaftrunkenen Augen kaum offenhalten, und in seinen Schläfen saß wie ein boshafter Affe grimmiger Kopfschmerz, aber er lachte doch den alten Lateinprofessor, als dieser, leider ganz ohne Erfolg, eine knifflige Frage an Karl Maria stellte, so seelenvergnügt an, daß der knurrige Alte ganz verblüfft mitlachte und erst nachher einen greulichen Fluch folgen ließ. Nach der Schule rannte der Junge mit seiner Seligkeit justament in das Mittagessen der Familie Italiener hinein, stellte seinen Stolz gar possierlich wie ein goldenes Schaustück auf und ließ in kluger Berechnung alles Herzeleid aus, das ihm auf seiner Wanderschaft zum Ruhm widerfahren.

Der rote Joseph strahlte und legte vor Freude sogar Messer und Gabel hin, was seine wohlgenährte, ebenfalls rothaarige Schwester Johanna, genannt „der dicke Hans", zu einem glücklichen Raubzug auf den verwaisten Teller veranlaßte. Die gute Frau Charlotte seufzte: „Gott der Gerechte, so'n kleiner Jung', und geigt bei Ministern und Grafen. Nimm dir ein Beispiel, Miriam."

Nur der Schlemihl Gideon fragte vorsichtig: „Wird sich das Geigenspiel mit deiner Schule — —?"

Miriam fiel ihm ins Wort: „Gott, Vater, sei nicht so komisch! Ich tanze doch auch und bin alleweil die Erste unter meinen Schafsköpfen in der Klasse." —

Am Nachmittag lief Karl Maria in die prächtigsten Viertel der großen Stadt bis zum Hotel Bristol. Er wollte unverzagt vor Hans Geßner treten und mit einigen glücklichen Worten sein gebrochenes Versprechen einfach verschwinden lassen. Da erfuhr er die niederschmetternde Kunde, daß der berühmte Geiger vor zwei Stunden die Stadt verlassen habe. Mit gesenktem Kopf trabte er davon. Sein goldenes Luftschloß bekam auf einmal einen häßlichen Riß mitten durch das leuchtende Mauerwerk. Und sein Trotz, den er zu Hilfe rief, vermochte diesen Riß nicht zu flicken. Vergebens suchte er sich mit dem schlimmen Wort des Graf Rothenwolff zu trösten: „Das ist einfach Neid!" Karl Maria war kein Dummkopf und glaubte nicht, daß Meister Geßner auf ihn eifersüchtig sein könnte.

Am Abend erst ward ihm ein karger Trost, als der Vater, den Karl Maria noch gar nicht gesehen hatte, weil er von seinen Bierreisen

Digitized by Google

weder gestern noch heute heimgekommen war, sich von Martha Bericht erstatten ließ und dann mit den höchsten Lobesworten nicht sparte. Befriedigt las er ein kleines Kärtchen, das für Karl Maria gekommen war, von der Hand der alten, boshaften Gräfin, die den lieben, kleinen Tredenius für Freitag zu einem musikalischen Tee bat — samt seiner Geige, wie sie schrieb.

„Schau nur, daß du jetzt in Mode kommst," ermahnte Vater Tredenius und blickte triumphierend von einem zum andern.

Frau Lisbeth zog die Brauen finster zusammen: „Geh jetzt schlafen, Karl Maria!"

Da beschloß der Knabe, seiner Mutter nichts von Hans Geßner zu erzählen. Als er schon im Bett lag, kam die Schwester zu ihm, fütterte ihn mit glasierten Kastanien, küßte ihn und lispelte: „Gelt, Bubi, ich habe doch riesig gefallen?" —

So griff das Schicksal, dem Graf Achaz Rothenwolff einen derben Stoß gegeben, nach dem Wunderknaben Karl Maria Tredenius. Abend für Abend geigte er nun in reichen Privatzirkeln, fand viel Beifall und ungeschickte Lobesworte, die sein Herz eitel und stolz machten, daß er verdrossen und grämlich auf die Armut daheim blickte. Zum ersten Male gab es in der Schule Schwierigkeiten. Aus Müdigkeit und Hochmut wurde er unaufmerksam und geriet langsam ins Hintertreffen. Das leise Mißtrauen, das dadurch in dem verwöhnten Jungen wach wurde, suchte er durch doppelte Hingebung an seine Geige zu besiegen. Er trieb Joseph Italiener, ihm immer neue technische Kunststücke zu zeigen, und der Allzugutmütige war schwach genug, dem schönen Knaben nachzugeben. So lernte Karl Maria die Schwierigkeiten der Teufelssonate von Tartini mit unheimlicher Geschicklichkeit besiegen und bekam zu gleicher Zeit im Gymnasium lauter schlechte Noten. Aus dem Palais der alten Gräfin fand er schnell seinen Weg in andere vornehme Häuser, und schließlich blickte er hochmütig und gelangweilt drein, wenn er nicht geigte oder kein Beifall um ihn rauschte.

Und jetzt fing auch der erste Goldregen zu fließen an. Franz Tredenius verwandelte sich sofort in einen Manager und Kassierer. Er führte die Korrespondenz mit all den Herrschaften und war nicht allzu bescheiden. Karl Maria aber kaufte von dem Gelde, das ihm der Vater unklugerweise überließ, wenn er auch den Löwenanteil selbst einsackte, allerlei Geschenke für seine Mutter in der reinen Kinderfreude, viel schenken zu können. Auch die Miriam bekam einen feinen Winterhut und ein hübsches Ringlein.

„Ach, Karl Maria," klagte sie, als sie den Ring an den Finger steckte, „wäre ich nur auch schon so weit!" Und fügte kokett hinzu: „Wirst du mich heiraten, wenn ich eine dicke Sängerin bin?" Mit einemmal lag ein jäher Ernst auf dem unfertigen Mädelgesicht mit der kurzen, kecken Nase und dem breiten Mund.

„Vielleicht," nickte Karl Maria gnädig und dachte an die schönen Frauen, die ihn abends küßten.

Miriam schürzte trotzig die Lippen. „So, vielleicht? Na warte, da nehme ich ganz einfach einen Fürsten mit hundert Dienern. Und du darfst mir zur Hochzeit aufspielen." Wie eine beleidigte Königin sprang sie davon und ließ den Träumer allein. Und bald vernahm Karl Maria aus dem Nebenzimmer ein helles Liedlein, das keck aufwärtsstieg wie goldiger Abendrauch. So flog ihm die Seele der Miriam davon. Er krampfte die Hände ineinander, als trüge er an einer allzuschweren Last, aber er biß die Zähne zusammen in einer verzweifelten Tapferkeit, die wie ein Krampf durch seine Muskeln lief. Dann stürzte er hinaus auf die Gasse, ließ den eiskalten Winterwind um seine heißen Schläfen wehen und kaufte schließlich für den Rest seiner Barschaft dunkelrote Rosen für seine Mutter.

So führten Hoffnung und Mutlosigkeit Karl Maria Tredenius gar wunderliche Wege. An dem Lichtflämmchen aber, an dem ihres kleinen Bruders Seele verbrannte, wärmte Martha Tredenius ihre Selbstsucht. Unermüdlich ging sie mit ihm in alle Gesellschaften, als Aufsicht und Obhut und doch nur als flinke Räuberin für sich selbst, biß sich wacker und zäh durch Spott und Zurücksetzung und galt bald als die entzückende, pikante Schwester des schönen, interessanten Geigerknaben Tredenius. So spann sich das Dasein der Geschwister hin.

Als Puppenspieler dieser Tragödie jun-

Digitized by Google

Markttag in Kassel. Gemälde von Hans Meyer-Kassel

Digitized by Google

Digitized by Google

ger Menschen agierte munter Franz Tredenius. Auch er lebte in einem Nebel goldener Träume, so sehr sein erdengieriges Wesen an den schönen Dingen dieser Welt hing. In allen Wirts- und Kaffeehäusern blies er die feisten Backen auf und posaunte den Ruhm seines Buben, ließ viel Geld draufgehen und hielt seine Freundchen überall frei.

Frau Lisbeth aber sah mit halbgeschlossenen Augen und kraftlosen Armen dem Schicksal zu, halb geblendet von dem Glanz, der ihre arge Prophezeiung so bitter Lügen strafte. Ihre geheime Angst wollte jedoch nicht schweigen. „Er wird ihn zugrunde richten." Das klang wie eine düstere Litanei in ihren Ohren.

Manchmal suchte die gequälte Frau Trost beim Bruder im „Blauen Herrgott". Aber der musikversonnene Johann Sebastian wußte keinen Rat, nur Flüche und pechschwarze Voraussagungen, als säße er als der leibhaftige Prophet Jeremias auf den Trümmern von Jerusalem.

Klarer und heller war das Wort, das Frau Lisbeth bei Gideon Italiener fand, der diesen Fall mit größtem Behagen durch seine philosophische Brille betrachtete. „Was wollen Sie, Frau Tredenius? Die Kinder," sprach er bedächtig, „das wächst ins Licht. Und keiner kann sagen, ob gerade oder krumm. Ihr Bub, liebe Frau, geigt, und meine Miriam, das Goldkind, singt. Ach, sie singt alle Tage, Gott sei's geklagt. Wie sollen wir Alten wissen, ob es Gottesgabe ist oder nur Kinderspiel?" In den braunen Träumeraugen glänzte ein hilfloses Lächeln auf. „Hoffen wollen wir. Das ist das Beste."

⁂ ⁂ ⁂

An einem Märzabend hatte sich Karl Maria wieder einmal müde gezeigt. Die schöne, lustige Hausfrau blinzelte schon mit den Augen, der Hausherr selbst schlummerte in einer Diwanecke, hinter einer Riesenpalme verborgen. Einige Herren versorgten sich noch lässig mit Rauchwerk, dann gähnten auch sie. Karl Maria saß zwischen zwei ganz jungen Mädchen, die ihn bewundernd anblickten und mit ihm über Beethoven sprechen wollten. Er wußte aber nichts Rechtes von Beethoven. Darum war er froh, als zwei elegante Herren ihn in die Mitte nahmen und mit sich fortbrachten. Schlaftrunken taumelte er zwischen ihnen die Straße entlang.

Er mußte noch in ein Kaffeehaus, wo ihn sein Vater erwartete. Als seine Begleiter davon hörten, gingen sie mit ihm zu Franz Tredenius, der ihnen sofort gönnerhaft auf die Schulter schlug und voll Stolz rief: „Ist das ein zweiter Mozart oder ist er es nicht?" Da die beiden Eleganten sehr viel getrunken hatten, schüttelten sie dem begeisterten Vater unter Glückwünschen die Hand, was sie am hellen Tage und bei nüchternem Kopfe gewiß nicht getan hätten. Vater Tredenius warf sich gehörig in die Brust und versicherte die beiden „Barone" seiner unwandelbaren Ergebenheit. Karl Maria schlief in seiner Fensterecke. Das Terzett aber trank Schnäpse in unendlicher Zahl. Dabei lachten sie unmäßig, umarmten einander fast und erzählten sich Weibergeschichten, die niemals zu Ende kamen, weil sie eben gar so komisch waren. Endlich hatte der ältere „Baron" einen pyramidalen Einfall, was nach Mitternacht stets ein gefährlich Ding ist.

Franz Tredenius schrie zuerst: „Herr, was denken Sie von mir?" Aber es klang nicht besonders imponierend, weil seine Stimme nicht recht sicher war und sich meckernd überschlug.

Der Mann mit dem Einfall ließ nicht locker und warf schließlich seine dicke Brieftasche auf den weißen Marmortisch. Da war Franz Tredenius mit einemmal nüchtern. Er nickte kurz und weckte Karl Maria: „Hast Glück, Bub! Du darfst heute noch einmal spielen."

Das Kind rieb die bleischweren Lider und stammelte: „Ich möchte schlafen gehen."

„Schlapper Kerl!" grollte der Vater und traf den jungen, dummen Ehrgeiz ins Fleisch.

„Wo soll es denn sein?" fragte Karl Maria und griff schnell nach seinem Geigenkasten.

„In Arkadien!" lachte der ältere „Baron" vergnügt.

So ging es wieder in die Märznacht hinaus, die schon duftend und würzig war, wie frisch umbrochener Ackerboden. Unsicher flackerten die Sterne, unter denen Karl Maria mit schleppenden Schritten dahintappte. Der Nachtwind fuhr barsch und eisig durch die Gassen und fegte allen

Digitized by Google

Unrat vor sich her, auch den Himmel kehrte er rein, damit die Sonne in einigen Stunden alles blitzblank fände. Karl Maria gähnte. Bald lag ein stilles, vornehmes Haus vor ihm, dunkel und ernst, nur im dritten Stock leuchtete eine lange Reihe roter Fenster.

Eine breite, teppichbelegte Treppe ging es hinauf, vorbei an großen Türen mit nüchternen Schildern. Kontore und Kanzleien, die einsam schliefen. Das Haus schien unbewohnt. Im dritten Stock wieder eine große Tür mit kühl-geschäftsmäßigem Porzellanschild: „Salon Coralie. Modes, chapeaux". Ein kleines Vorzimmerchen mit Bambusmöbeln. Bunte Modejournale unordentlich auf einem Tischchen, Festungen von Hutschachteln, bis zur Decke getürmt. Durch eine Glastür schob man Karl Maria in einen großen, hellgetäfelten, schlecht beleuchteten Raum, dessen Einrichtung fast nur aus Spiegeln und kleinen roten Samtstühlchen bestand. In Reih' und Glied standen unendlich viele Haubenstöcke, angetan mit kostbaren, kühngeschwungenen Riesenhüten, deren Reize je ein Bogen weißen Seidenpapiers zu verhüllen suchte. Papptäfelchen mit geheimnisvollen Zeichen baumelten lustig herab. Die kleinen Stühlchen aber waren mit Pelzen und einzelnen schüchternen Uniformmänteln bedeckt, Galoschen, winzige Pelzstiefelchen und Zylinderhüte standen kreuz und quer auf dem hellen Spannteppich, an Wandhaken und Fensterklinken hingen Stöcke und Regenschirme mit ein paar Säbeln in friedlichem Verein. An einer Tür mit dem Schildchen „Atelier" vorüber ging es jetzt durch eine andere, die den Vermerk: „Privatwohnung" trug. Und plötzlich stand Karl Maria geblendet und ganz betäubt in einem goldig schimmernden Salon, mitten in lautem, lachendem Stimmengewirr. In die weiß getäfelten Wände waren allerlei kecke, mythologische Bildchen eingelassen, zartes, goldenes Rankenwerk flocht die Zwischenräume ineinander. Die Decke aber war eine einzige Spiegelfläche, die das bunte Treiben im Salon verkürzt und grotesk verzerrt zurückwarf.

Wie im Traum sah Karl Maria jetzt Tante Coralie, die wirkliche Trixtante Coralie, in tiefausgeschnittenem, pfaublauem Ballkleid und mit hochfrisiertem Haar vor dem Klavier sitzen. Heiter und unverdrossen trommelte sie lustige Märsche, und ein sehr junger Herr mit einem Monokel stand dicht hinter ihr und pfiff kunstvoll die Melodien mit. Fräulein Emilie, in gleicher Pracht wie ihre Schwester, hatte einen Kneifer auf der kurzen Nase und notierte eifrig in ein großes Buch, was ein aristokratisch aussehender älterer Herr ihr ansagte: „Drei Couverts für morgen nach der Oper, Timbales à la Nantua, Truite saumon à la régence, — Sie wissen, — Geflügel, — na, also alles, was dazu gehört, — für halb zwölf den Baccarat-Tisch."

„Austern, Herr Legationsrat?"

„Keine Spur! Mein Magen. — Aber, daß der St. Emilion die richtige Temperatur hat, allerschönstes Fräulein Emilie —" Er machte eine Tanzmeisterverbeugung.

‚Ob das der Koch ist,' dachte Karl Maria in seiner Verschlafenheit und vergaß ganz sich zu wundern, daß er urplötzlich mit den Tanten der Trix beisammen war. Es war sicherlich ein sehr vornehmes Haus. Der Salon war viel großartiger als der bei der alten Gräfin mit der Lorgnette, und ohne Zweifel gab es dahinter noch eine Reihe von Märchenzimmern. Scheu und vorsichtig tat Karl Maria einen Blick durch eine kleine, dickwattierte, in der weißen Täfelung halb versteckte Türe, die gerade offen stand. Er sah ein großes Zimmer mit dunklen Teppichen und tiefgebräunten Jagdbildern. Und da saßen mit todernstem Gesicht viele vornehme alte und junge Herren lautlos und gemessen an kleinen, grünen Tischen und spielten Karten. Es war so ruhig wie in einer Kirche. Ängstlich, weil die Damen gar soviel Lärm machten, drückte Karl Maria die kleine Tür wieder zu.

Gerade warf Tante Coralie knallend das Klavier zu, dehnte die Arme und seufzte tief. Der junge Herr hinter ihr küßte sie schnell in den Nacken. Karl Maria ward dunkelrot und schämte sich für die arme Trix, deren Tante sich von einem fremden Herrn küssen ließ. Denn Fräulein Coralie war doch bestimmt nicht verheiratet. Oder hatte sie sich eben jetzt verlobt?

Er stand noch ganz verdutzt da, als ein wunderhübsches junges Mädchen die kleinen, weißen Hände faltete, deren Fingerspitzen

Digitized by Google

unter den rosig polierten Nägeln von vieltausend Nadelstichen ganz schwarz waren, und wie ein Kind bettelte: „Schöner, kleiner Bub, spiel' uns was Lustiges!" Alle klatschten in die Hände, und Karl Maria hob schon den Bogen. Einen dummen Walzer warf er ihnen hin, dann noch einen, und so fort. Goldener Nebel umwogte den kleinen Geiger. Er hatte die Augen halb geschlossen, daß er gar nicht sah, was um ihn vorging. Ihm war's, als spielte er ganz allein für die kleine Trix. In seine Träume drang das Stampfen schneller Tanzschritte und das Rauschen von Frauenkleidern. Da ließ Karl Maria die verhaßten Walzer und riß kurz und scharf seine geliebte Seerosensonate an. Aber sie tanzten unbekümmert weiter und merkten gar nicht, daß es nun eine schwermütige Weise war, die einen Blumentod betrauerte.

Mit einem Male polterte eine scharfe, zornige Stimme in den Zauber: „Wer hat das Kind hierhergebracht?"

Karl Maria hielt noch immer die Augen geschlossen, halb aus Müdigkeit, halb aus Angst.

Wieder fragte die böse Stimme: „Wer hat diese Gemeinheit begangen?"

Jetzt antworteten andere Stimmen, Frauen kicherten hinein, doch die erste zornige Stimme hielt aus wie ein Orgelpunkt.

„Sie sind der Vater? Aha!"

Ein verlegenes Husten, Papier raschelte in eiligen Fingern. Karl Maria ward purpurrot. Man gab seinem Vater Geld für etwas Schlechtes. Und die Trix würde davon hören! Die Geige ließ er sinken und begann zu weinen. Er schämte sich bitterlich.

Wieder ein zorniger Ausruf: „Da sehen Sie, Prinz, Baccarat um ein Kind. Pfui Teufel!"

„Du gehst schnell heim, Bub," sagte dieselbe Stimme, aber jetzt ganz sanft und freundlich. Aus tränenumflorten Augen blickte der Junge auf und erkannte den Grafen Rothenwolff.

„Ist die Trix auch hier?" flüsterte er.

„Nein," donnerte der Graf, und eine dicke Ader lag auf seiner Stirn.

Der Salon war jetzt ganz leer. Nur Vater Tredenius stand mit unbehaglichem, devotem Gesicht am Fenster und trank aus einer Flasche. „Machen Sie, daß Sie weiterkommen!" fuhr der Graf den sektseligen Postoffizial an und öffnete die Tür.

„Danke," stammelte Karl Maria und lief in bittrer Scham voraus.

Fahl kroch das erste Morgenlicht durch die Gassen.

„Weißt du, wo du warst?" fragte der Vater. Seine Stimme klang rauh und verdrossen.

„Bei den Tanten der Trix," flüsterte Karl Maria.

‚Nichts weiß er und träumt irgendeinen Unsinn,' dachte Franz Tredenius und lächelte zufrieden. Sein Gewissen warf Ballast aus und stieg alsogleich wieder frisch und frank in die Welt des Leichtsinns empor. Das stattliche, runde Sümmchen in seiner Brieftasche hatte jeden üblen Beigeschmack verloren. Nach einer Weile kehrte jedoch der Katzenjammer zurück. „Sag' der Mutter nicht, daß du bei diesen Tanten warst."

Verständnislos blickte das Kind den seltsamen Vater an, der ihm verbot, von seinem Märchenreich zu erzählen. Denn die kleine Lüge mit dem angeblichen Schulausflug im September hatte er längst der Mutter gebeichtet und Verzeihung erbettelt. Und Frau Lisbeth ließ ihn jetzt ruhig von der hübschen Trix plaudern, viel lieber als von seinen abendlichen Geigereien. Mutter haßte das nächtliche Herumtreiben, und jetzt kam er gar erst um das Morgengrauen heim. Karl Maria begann zu frieren. Gebückt trabte er dahin, blaß und farblos wie der dämmernde Morgen.

Ein grämliches Schimmern huschte über die schlafende Nacht. In Franz Tredenius kochte wilder Grimm über den Hochmut des Grafen, doch ein ödes Gefühl der Scham kroch nach und ließ nicht von ihm. Er blickte sich um, als liefe ihm die Schande nach. Weit zurück ging ein großer Mann im Aschgrau der Dämmerung. Wie ein Schatten schlich er hinter Vater und Sohn. Franz Tredenins stutzte und schlug einen Haken, der Verfolger tat das gleiche. Karl Maria merkte nichts davon. Das Haustor klappte hinter den beiden ins Schloß.

Der Mann kam heran. Nachdenklich blieb er stehen. Dann nickte er traurig in den Morgen hinein und verschwand in der noch dunklen Judengasse. —

Digitized by Google

Kühl und scheu spielte die Märzsonne ins Zimmer. Vergrämt saß Frau Lisbeth da und sah mit erschreckten Augen auf Vater Gideon, der mit schleppenden Füßen auf- und niederschritt und aus Gutmütigkeit die bittere Nachricht dieser Nacht in tiefsinnige, langatmige Reden wickelte. Er begann mit der Kinderseele, die sich an den rauhen Ecken dieser Welt wundstoße und doch in aller Armseligkeit in einem Märchen lebe, gelangte sodann auf die schnöde Habgier der heutigen Tage, die jede Schönheit sofort in Geld ummünze, und endete beim Mutterherzen. Als er soweit war, blickte er Frau Lisbeth hilfesuchend an und raufte seinen schönen braunen Prophetenbart: „Eine Zeit der Heimsuchung ist gekommen, liebe Frau, es geschehen üble Zeichen in der Welt." So trieb er das arme Weib fast zur Verzweiflung und wollte doch nur vorbereitenden Trost spenden, ehe er mit der grausamen Wahrheit herausrückte.

Frau Lisbeth strich über die angegrauten Schläfen: „Was hat denn mein Bub verbrochen?"

Vater Gideon aber zog die Brauen hoch und schüttelte das philosophische Haupt: „Er hat nichts getan. Gott, was kann das arme Kind dafür!" Pathetisch reckte er die Arme und zwinkerte in hilfloser Angst mit den Augen. „Ich rat' Ihnen zu Gutem, liebe Frau, halten Sie die Augen offen! Lassen Sie den Karl Maria ja nicht mehr nachts — — —"

„Um Gottes willen, was ist geschehen?" Sie klammerte sich an ihn und stammelte zerrissene Worte: „Wenn mein Bub — — nein, Herr Italiener, ich kann ihm die Geige nicht wegnehmen. Sein Leben hängt daran."

„Es geht nicht um seine Geige," stotterte der arme Gideon, dem aller Mut entsank. Dann lief ihn die Wut an, daß er alle Selbstbeherrschung über Bord warf. Zornig ruderte er mit den langen Armen in der Luft und wäre am liebsten fortgelaufen. Doch er dachte an seine sieben Kinder, denen er die Hände unter die Füße legte, und dieser Frau sollte nicht ihr einziges Kind genommen werden. Ganz still und zart beugte er sich zu Lisbeths Ohr und flüsterte, was er wußte und in seiner unbeholfenen Gutmütigkeit nicht laut zu sagen wagte.

Zwei starre Mutteraugen schauten ihn todestraurig an.

Dann gellte ein krampfhaftes Lachen.

* * *

In das lustige Doppelspiel von Wolkenzug und Sonnenglanz, das dieser Märztag trieb, stürmten die Schüler des Grauen Gymnasiums lustig und traurig hinaus. Vor dem Tor stand ein riesenhafter Bursch mit schweren, ungefügen Gliedern und blickte suchend in die lärmende Schar. Zwei grundgute, blaue Augen leuchteten in das Gewimmel der Schulfüchslein hinein und suchten eifrig den Karl Maria Tredenius. Seit vier Jahren war der Geigerknabe nicht mehr in den „Blauen Herrgott" gekommen. Und wie diese Jahre den dürren, überlangen Giacomo Williguth zu einem breitschulterigen Riesen hatten emporwachsen lassen, konnte ja auch der Karl Maria ein ganz anderer geworden sein. Und der Zweck, der Giacomo heute vor dem Grauen Gymnasium warten hieß, trug die traurige Wahrscheinlichkeit einer solchen Veränderung schon in sich.

Da schlenderte ein blasser Bub mit blau umränderten Augen daher, ganz allein, schlapp und müde. An den großen, dunklen Augen erkannte der starke Williguth seinen Mann.

„Ich bin der Giacomo Williguth. Kennst du mich noch?" Damit legte er seine Hände dem Knaben auf die Schulter. „Deine Mutter ist bei uns, und du sollst auch hinkommen."

„Was ist denn geschehen?" fragte verwundert der Kleine. „Mittagessen sollst du im ‚Blauen Herrgott'. Und viel schlafen, — — bei uns wird früh ins Bett gegangen," antwortete Giacomo mit einem verlegenen Grinsen. Alle weiteren Fragen ließ er in täppischer Klugheit einfach unbeantwortet. In seiner robusten Gesundheit haßte Giacomo alle undurchsichtigen Lebensverhältnisse, und wie er seine Geschwister durcheinandertrieb und mit kräftigem Lob und Tadel lenkte als junger Patriarch, gedachte er es nun mit dem etwas aus dem Geleise geratenen Vetter Tredenius zu machen. Der hatte ungesunde Luft geatmet. Sein Vater war ein Lump, dem Giacomo alle Knochen zu zerbrechen wünschte, seine Schwester eine von denen, die der wackere junge Riese in seiner Parzivaleinfalt gründ-

Digitized by Google

lich verabscheute, kurzum, hier mußte einfach ein Schnitt gemacht werden. Vater Williguth im „Blauen Herrgott“ würde die hochgeschraubte Wunderkindschaft schon zu einem tüchtigen Musiker umbiegen. So hatte der Familienrat vor zwei Stunden entschieden, als Frau Lisbeth ihre Sorge ihnen auf den Tisch warf, und Giacomo holte nun Karl Maria, der überhaupt nicht mehr heimdurfte, in den „Blauen Herrgott“. Und die blonde Kundry hatte schon unter Freudentränen die zwei Mansardenstuben für Tante und Vetter instand gesetzt.

Karl Maria stemmte plötzlich die Arme in die Hüften und fragte finster: „Warum soll ich auf einmal zu euch?“

„Deine Mutter will es,“ sagte Giacomo trocken und schaute in die jagenden Wolken hinauf. Dem Knaben schlug jähe Schamröte ins Gesicht, weil er an die letzte Nacht und an den zornigen Grafen Rothenwolff dachte. Hatte sein Vater wirklich etwas so Schlechtes getan? Aber wie konnte die Mutter davon wissen? Er hatte doch keiner Menschenseele etwas verraten.

Wie in ein schwarzes Schicksal trat er so in den freundlichen „Blauen Herrgott“. Die Mutter lief ihm entgegen und küßte ihn. Sie war verweint und blaß. Doch Giacomo stieß die Tür rasch auf und rief: „Da ist er.“ Alle saßen beim Mittagessen, und Tante „Affi“ teilte gerade die Suppe aus. Trotzig stand Karl Maria unter den fremden Menschen, die Mutter hilflos hinter ihm. Da erhob sich Johann Sebastian breit und wuchtig wie ein Schlächtermeister und sagte zum Empfang: „Kommt schnell! Die Suppe wird kalt.“ Dann setzte er sich und band die Serviette vor. —

So fing dies sonderbare neue Leben an. Niemand von den Williguths tat, als sei es merkwürdig, daß Karl Maria nun im „Blauen Herrgott“ bleiben sollte. Frau Apollonia legte dem neuen Hausgenossen die besten Bissen vor, Kundry fragte leicht errötend, ob Karl Maria noch die Kastanienkette habe, die sie ihm einst durch Tante Lisbeth geschickt. Die Mutter saß beinahe glücklich neben ihrem Bruder, der ihr tröstend die Hand drückte. Die dicke Tante „Affi“ kniff vergnügt die Schweinsäuglein zu und fragte Karl Maria nach dem Grauen Gymnasium, das ihr Giacomo vor drei Jahren fluchtartig hatte verlassen müssen, weil er den Mathematikprofessor verhauen hatte. Sie hielt Bildung für ungesund und freute sich königlich, daß ihre zwölf nicht die mindeste Anlage zu Gelehrten zeigten. Karl Maria war von dieser neuen Welt meilenweit entfernt. Nur die blonde, rosige Kundry hatte er lieb. Die hatte ihn einst hier gepflegt, als er ihr die Puppe rettete und dabei in den Teich fiel. Und sie hatte ihm auch die alten Geigensaiten geschenkt, die Jacques Italiener dann auf die Zigarrenkiste spannte.

„Wo ist meine Geige?“ fragte er plötzlich aus seinem Traumdämmern heraus.

„Oben liegt sie, bei deinen Schulbüchern,“ tröstete erschrocken Frau Lisbeth.

Es war totenstill. Mit einem Ruck hielt alles im Schmausen ein. Mißtrauisch schob der Junge den Kopf zwischen die Schultern und blickte ringsum: „Wollt ihr mich nicht mehr geigen lassen?“

Keiner antwortete. Da stand er schnell auf und lief hinaus, über den langen, ziegelgepflasterten Korridor in den Garten. Dort warf er sich in einen Haufen welker Blätter. Seine Starrheit wich einem haltlosen Weinen. Alles sollte nun zu Ende sein, aus für immer, das hatte er an den wohlgenährten, strengen Gesichtern der Williguths gelesen. Hier war er ein Gefangener, ein dummer, kleiner Junge, den man kurz hielt und abends früh zu Bett schickte. Das eitle, zu früh geweckte Blut lief Sturm wider den Zwang, den Karl Maria in diesem alten Hause überall witterte. Und seine Mutter hatte ihn hierhergebracht! Wie der Märzwind welke Blätter von der Erde aufblies und hoch durch die Luft wirbelte, so flogen seine Träume zerrissen dahin und fielen irgendwo tot und beschmutzt zu Boden. Langsam richtete sich Karl Maria empor, das feuchte Laub klebte ihm an Gesicht und Kleid, die Hände waren braun von der nassen Erde. Über ihn jagten schnelle, weiße Wolken dahin, dann schwerfällige, graue, zuletzt ganz winzige, silberfarbige mit goldigen Rändern, und jetzt guckte blauer Himmel durch. Karl Maria sah empor. Nach langer, langer Zeit sprach er wieder zum lieben Gott, der ihn aus dieser Enge befreien sollte.

Leise Schritte trippelten heran, und hinter ihm sagte Kunigunde Williguth: „Sei doch nicht so traurig! Wir alle haben dich

Digitized by Google

lieb. Und heut abend gibt's Äpfel im Schlafrock, denke nur!" Ihr Taschentuch fuhr in hausmütterlicher Sorge über sein bescheidenes Röckchen und putzte an den nassen Flecken. Er ließ sie geduldig gewähren. Noch immer wartete er in seiner gläubigen Kindersehnsucht auf ein rettendes Wunder, wie einst auf den Propheten Elias. Aber nichts dergleichen geschah. Da packte ihn von neuem der Schmerz um sein zerstörtes Glück. Und fast höhnisch verglich er die gute, dumme Kundry mit der klugen Miriam. Sein Kindergesicht ward auf einmal alt und verzerrt. Ein häßliches Lachen flog in den Wind.

„Haben sie dir gesagt, daß ich ein schlechter Bub bin?" fragte er bitter.

„Nein, Karl Maria. Aber du sollst bei uns gesund werden, hat Vater gesagt." In gläubiger Zuversicht auf die Heilgewalt des „Blauen Herrgotts" blickte sie ihm in die Augen, die er schnell und trotzig senkte.

⁂ ⁂ ⁂

Still und gleichförmig flossen die Tage. Karl Maria lebte ein eigenes Leben für sich, von dem niemand wußte und das ganz anders war als das laute, derbgesunde Treiben im „Blauen Herrgott", viel reicher, bunter und tiefer. Nach seiner Geige aber griff er niemals, in einer seltsamen, bangen Scheu.

Er lernte sogar lachen und mit den andern fröhlich tun, während sein Herz abseits wanderte in dunklen Gängen, in denen er allein sich zurechtfand. Onkel Williguths Heim galt als musikalisches Haus, wenigstens wurden hier Kinder geplagt und Instrumente mißhandelt, vom Klavier der kleinen Kundry bis zur Posaune des starken Giacomo. Aber jetzt schwieg, auf Johann Sebastians gemessenen Befehl, jede Musik. Nur die Orgel des Hausherrn rollte ihre feierliche Wucht durch den „Blauen Herrgott". Das Instrument des Gottesdienstes allein sollte den Hochmut Karl Marias in Demut wandeln und ihn zu reuiger Einkehr führen. Er sollte sein eitles, frühreifes Virtuosentum von sich tun und zerbrechen wie ein Gefäß der Unehre, reuig zurückkehren zur edlen Kunst und göttliche Harmonie in sich trinken wie köstlichen Wein aus güldenem Becher.

Dieser Gedanke lenkte alles Tun der Williguths im „Blauen Herrgott". Aber das Böcklein in der Herde hatte einen gar starren Sinn. So sorgten sie einstweilen nach Kräften für sein leibliches Wohl. Karl Maria mußte Milch trinken und viel spazierengehen, immer in Begleitung einer Schar aus Johann Sebastians Nachwuchs. Gewisse Stunden waren für die Schulvorbereitung festgesetzt, und ein dreizehnjähriger Williguth, der als Vorzugsschüler glänzte und den höchst musikalischen Namen Philipp Emanuel trug, entfaltete dabei seinen jungen Pfauenstolz. So ward das abenteuerreiche Leben der letzten Zeit in sorgsam umzirkelte Kreise geschlossen, und nur wie eine Welle, die weltfremdes Zeug an eine einsame Insel spült, drang manchmal eine Kunde von außen in die alltägliche Behaglichkeit des „Blauen Herrgotts".

Zuerst kam ein Brieflein der Miriam, altklug und gesetzt, daß man merkte, wie Vater Gideon der kleinen Schreiberin über die Schulter geguckt hatte. Sie erzählte von einem neuen Ballett, in dem sie eine kleine, o leider wieder so ganz kleine Rolle habe, von ihrer Stimme, die wachse und stark werde, so stark, daß Mutter Charlotte sie mit dem Abstauber verfolge ob des Spektakels, von der Linde im Garten und dem alten Fliederbaum, der in voller Blüte stehe, und von dem lieben Amselpaar. Dann kam ein durchstrichener Satz, den Karl Maria mit vieler Mühe entzifferte: „Ob es dieselben Amseln sind, die Dich geigen lehrten?"

Da litt es Karl Maria nicht länger. Er hatte ausgetrotzt. Mit dem Briefe in der Hand eilte er in sein Mansardenstübchen und kramte in der dickbauchigen Kommode mit den verschnörkelten Messingbeschlägen nach seiner Geige. Mit einem Triumphschrei riß er sie heraus und legte sie ans Kinn. Hastig warf er den Bogen auf. Einige Läufe jagten dahin, ein kunstvolles Stakkato und dann ganz leise wie Grillenzirpen ein Pizzikato. Tief aufatmend ließ er die Geige sinken und blickte dankbar in den frühlingsblauen Tag hinaus. Mit einemmal stand Kunigunde Williguth im Zimmer. Zierlich trippelte sie auf den Vetter zu und fragte freundlich: „Hast du so hübsch gespielt, Karl Maria?"

Er nickte glücklich, faßte die erschrockene Kundry um die Mitte und tanzte wie toll mit ihr im Kreise.

Digitized by Google

„Ach Gott, wenn ich nur geigen kann, dann will ich schon im langweiligen ‚Blauen Herrgott' bleiben. Ich hab' dich lieb, Kundry, du dummes Mädel!"

Aber wie ein Brummbaß polterte da Johann Sebastian in diese erste, feine Dämmerstunde der beiden Kinderseelen. Er ritt sein pädagogisches Steckenpferd im Kreise und zerriß die spinnwebfeinen Fäden, die der Zauber dieser Herzensseligkeit um Karl Maria spann.

„Dein Geigenspiel gedenke ich fortab zu leiten, lieber Karl Maria," sagte er wohlwollend und griff nach Geige und Bogen. Scheu wich der Knabe vor ihm zurück. „Wir müssen noch viel Unkraut jäten, mein Junge. Mit den brillanten Kinkerlitzchen hat es nun ein Ende. Die Musik soll dir ein Gottesdienst sein, kein müßiger Ohrenkitzel," predigte er salbungsvoll und lächelte zufrieden. „Von heute an bist du mein Schüler. Wirst es mir noch einmal danken, Bub."

Und so geschah's. Aber ein seltsamer Unwille des Knaben verdarb schon die ersten Stunden. Williguth hatte keine geduldige Hand. Der Zorn fuhr allzuoft darein. Wenn er Wärme und Behaglichkeit geben wollte, geriet er immer in schulmeisterliches Besserwissen und dröhnende Überlegenheit, die den verwöhnten, feinnervigen Karl Maria stumm und steif in seine Ecke bannte. So tat ein wahrhaft guter Mensch nur Übles an einer Kinderseele, die er doch mit heißem Bemühen dem eitlen Teufel der Oberflächlichkeit entreißen wollte. Karl Marias Sehnsucht wanderte fort aus dem „Blauen Herrgott" in das armselige Jugendgärtlein zu Joseph Italiener, der so scheu und geschickt sein Wachsen gelenkt hatte.

Und doch gab es auch unendlich schöne Stunden, wenn dem dicken Organisten alle Steckenpferde davongaloppierten und seine lebfrische Art den Schulmeister auszog wie einen alten, lästigen Rock. Da flog goldiger Humor durch das alte Klosterzimmer, und Karl Maria bekam rote Backen vor Freude, wenn etwas gelang, und war bescheiden und still, wenn seine Finger, die unheimlich wuchsen und sich streckten, auf dem verhaßten Klavier, zu dem ihn Onkel Williguth zwang, falsch griffen. Und wenn Karl Maria ein anderes Mal ein Stück von Corelli, den Johann Sebastian in seiner altväterischen Liebe besonders schätzte, technisch tadellos geigte, geschah es wohl, daß der fette Lehrer sich die Ohren zuhielt und brüllte: „Wenn man auch dem Teufel sein linkes Ohr heruntergeigen kann, das allein nützt nichts. Da und da," er deutete ergrimmt auf Kopf und Herz, „muß man's haben. Verstanden?"

Williguth konnte helle Tränen weinen, wenn sein Schüler eine warme und rührende Kantilene spielte, aber leider konnte er auch mit den Fäusten dreinschlagen, wenn der Junge über unbequeme Schwierigkeiten fingerfertig fortsprang. Und es war und blieb sein großer Schmerz, daß er den eigenwilligen Buben nicht zu seinem Großmeister Bach bekehren konnte. Zwei Monate lang paukte er ihm die D-Moll-Suite ein und erstickte ihn fast in strenger Methodik, aber es trug keine Frucht. Karl Marias leichtbewegliche Phantasie hatte die Kinderreinheit verloren, die die beste Brücke zu dem Gewaltigen aus Eisenach ist, und war doch wieder zu unreif und unsicher, um nur die Technik an sich genießen zu können.

„Du bist ein Kannibale, Karl Maria, ein Musikidiot," stöhnte Onkel Williguth und führte sein rotes Schnupftuch über die nasse Stirn. Seufzend leitete er ihn schließlich zu Nardini, den er einen knochenlosen Dessertgeiger nannte. Und da flog Karl Maria mit. Sein traumhaft weicher Sinn lebte sich ein in diese Welt. Diese sangfrohe Lyrik, die beinahe süßlich und weichlich ist, umgaukelte ihn wie wehmütige Erinnerung an die tolle, bunte Zeit, die hinter ihm lag. Der Ton war licht, silbern, süß singend, daß Johann Sebastian in schier erschrockenem Staunen Augen und Ohren weit auftat.

„So, genug mit diesem geleckten Stumpfsinn," knurrte er und schleppte sein Opfer nun zur Orgel, an die er seinen Schüler festschmiedete, tage- und wochenlang, um ihm den strengen Stil beizubringen, wie er sagte.

So stopfte Johann Sebastian allzuviel im eifrigen Durcheinander in den jungen Kopf und schwamm in Wonne, daß er endlich einen hochbegabten Schüler hatte, dem er seinen ganzen Schatz hinwerfen konnte. Frau Lisbeth sah dem Treiben

Digitized by Google

glücklich zu. Ihr schien ihr Liebling jetzt endlich auf dem richtigen Wege.

Da kam eines Tages Franz Tredenius in den „Blauen Herrgott".

Als er an jenem Mittag im März Frau und Kind ausgerückt und als Erklärung nur einen knappen Brief Lisbeths fand, wollte er die Entflohenen erst mit Gewalt zurückholen. Aber die kluge Martha riet ab: „Das hilft dir nichts. Die Mutter kannst du zurückbekommen, den Buben aber nicht. Eher läuft sie zu Gericht und führt den Gideon Italiener als Zeugen an." Da warf sich sein Zorn zunächst auf die Familie Italiener. Doch als er in dem Trödelladen laut schreiend einen Skandal provozierte, schickte Frau Charlotte einfach um einen Schutzmann, und der Herr Postoffizial mußte einen wenig ehrenvollen Rückzug antreten.

Zähneknirschend schrieb er wehmutsvolle Briefe in den „Blauen Herrgott", beteuerte seine Reue und bat schlau und höflich um das, was er doch im Grunde als sein Recht fordern durfte. Johann Sebastian aber sandte alle die schönen Briefe uneröffnet zurück. Jetzt gab Franz Tredenius seine Absicht zunächst auf. Zum erstenmal in seinem Leben schämte er sich und verkroch sich wochenlang. Dann siegte der Leichtsinn, und er genoß in vollen Zügen die unvermutete Freiheit. Er war ja jetzt wieder, wie er gern mit traurigem Lächeln bemerkte, ein verlassener Junggeselle. Die Martha lief den gleichen Weg, wenn es für sie auch schwerer war, sich ohne das Wunderkind in die gute Gesellschaft einzuschleichen. Aber schließlich konnte man die Herren, auf die es ja hauptsächlich ankam, ganz gut auch an anderen Orten treffen. Mitten in diesem Treiben merkten Vater und Tochter bald, wie das angesammelte Geld hinschmolz und Ebbe in der Kasse ward. Da hielten sie neuerdings Kriegsrat und schlichen wie Spione um den „Blauen Herrgott".

„Karl Maria wird die ewige Schulmeisterei bald satt haben. Wirst sehen, Vater, er will gar nicht dort sein. Unser Bubi ist's besser gewohnt." So predigte Martha eines Abends in der verstaubten, unglaublich verlotterten Eßstube am ungedeckten Tisch und aß mit den Fingern höchst zweifelhafte Wurstschnitten aus einem fettigen Zeitungspapier. Sie lachte über den kleinen, rotgeschminkten Mund. Franz Tredenius spuckte ärgerlich auf den Fußboden. Dann warf er sich in Pose: „Wenn mein Sohn mit mir gehen will, kann seine Mutter nichts dagegen tun." Martha nickte, warf die Wurstschalen und das zerknüllte Papier lässig unter den Tisch und suchte zwischen ungewaschenen Kaffeetassen und Brotresten vom Frühstück nach dem Hausschlüssel. Sorgsam vermied sie es, mit dem hübschen, hellen Kleid an irgendein Möbelstück zu streifen. Dann wanderte sie mit dem Vater, der galant ihre weiße Boa trug, zur Militärmusik in einen großen Biergarten der Vorstadt. Kostspieligere Vergnügungen waren ihnen beiden jetzt nicht zugänglich.

Franz Tredenius lauerte auf eine günstige Stunde, um kurzerhand in den „Blauen Herrgott" einzudringen. Für alle Fälle trug er stets die vielen Briefe und Kärtchen bei sich, die im Laufe der Zeit gekommen und unbeantwortet geblieben waren, lauter Einladungen reicher und vornehmer Leute, die den Wunderknaben geigen hören wollten. Wenn er bloß den Karl Maria allein vor sich hatte, dann war ihm nicht mehr bange um seinen Sieg.

Heute nun war, wie er ausgekundschaftet hatte, Williguth mit den Seinen bei einem Orgelkonzert in der Kirche zu Sankt Pankraz. Und Karl Maria hatte nicht mit ihnen das Haus verlassen, nur Frau Lisbeth war dabei gewesen. Das gab Franz Tredenius den Mut der Verzweiflung. Er faßte nach dem Engelskopf, der den Handgriff des Glockenzuges bildete. Wie ein schriller Schrei lief es durch das leere Haus.

Schritte kamen näher, hastige, eilige Kinderschritte. Ein blonder Mädchenkopf guckte heraus, zwei große, dunkelblaue Augen betrachteten mißtrauisch den fremden Mann.

„Ist Karl Maria Tredenius daheim?" Wie ein Räuber schob sich der Postoffizial zwischen Tür und Angel. „Guck' mich nicht so dumm an, Kleine! Ich will bloß meinen Buben heimholen."

„Karl Maria ist oben," murmelte Gundl entsetzt und wies dem Onkel den Weg wie

Digitized by Google

Digitized by Google

einem Menschenfresser. Geigentöne schwirrten Franz Tredenius entgegen. Er lächelte stolz. Das war sein Bub. Dann klopfte er kurz. Vor ihm stand sein Kind und spielte Geige.

Totenblaß senkte Karl Maria den Bogen, als er seinen Vater erkannte. Gundl ließ Vater und Sohn allein. In dunkler Furcht lief sie aus dem Hause, um Giacomo zu suchen, der irgendwo im Garten oder im nahen Birkenwäldchen sich im Diskuswerfen übte. Wie ein gehetztes Wild rannte sie ihm nach. Sie mußte ja den Karl Maria retten.

„Bub!" rief Franz Tredenius und öffnete die Arme, „gib mir einen Kuß!"

Karl Maria aber zögerte. Die Fäuste hielt er geballt wie zu einem Kampf auf Leben und Tod. Alle Sehnsucht wachte wieder auf und aller gekränkter Trotz, den Johann Sebastians rauhe Erzieherfaust nicht hatte brechen können. Dazwischen warnte ihn eine heimliche Stimme und wollte ihn im „Blauen Herrgott" zurückhalten. Aber Geduld und Warten ist bitter und schal, wenn man nach dem Ruhm fiebert. So fragte er zitternd: „Was willst du von mir?"

„Bist du glücklich, Karl Maria?"

Schwer war das Schweigen und gab Franz Tredenius eine willkommene Antwort. „Haben sie dich hier schon ganz klein und verzagt gemacht, die klugen Schulmeister mit den butterweichen Herzen und den groben Fäusten?" Er zog alle Karten und Briefe, die er bei sich hatte, aus der Tasche und warf sie auf den Tisch. Das Kind lief hin und kramte darin herum, wie in lange verschlossenen Schätzen. Dann wandte es sich mit heißen Wangen und zuckendem Mund zum Vater zurück: „Ich kann nicht fort. Sie sind alle so gut mit mir."

„Komm mit mir, Karl Maria. Die vornehmen Leute warten auf dich."

„Aber die Mutter — —"

In dumpfem Schmerz bohrte er die Fäuste in die Augen. Franz Tredenius lächelte gütig: „Ach, die Mutter. Wenn sie dich glücklich sieht, wird sie gewiß nichts dagegen sagen."

„Aber du mußt versprechen, daß du nichts Schlechtes mit mir tun willst."

„Was soll das heißen?" brauste Franz Tredenius auf.

„Schau, Vater, sag' mir doch, warum war es schlecht, daß du mich zu den Tanten der Trix geführt hast?" In angstvoller Spannung wartete er auf eine Antwort.

„Du hättest nicht die ganze Nacht aufbleiben sollen," murmelte der Vater und wandte den Kopf ab.

„Und ich will nicht mehr um Geld spielen, Vater! Geld ist gemein." Mit einem Ruck warf Karl Maria diese Last von sich. Dann streckte er mit einem hellen Lächeln dem Vater die Hand hin: „So will ich mit dir gehen. Aber Mutter wird — —"

„Deine Mutter stirbt vor Herzeleid, wenn du fortläufst!"

Laut und trotzig kamen diese Worte von der Tür. Vater und Sohn fuhren auf. Auf der Stirn des Franz Tredenius schwoll die Zornesader. Mit einem Wutschrei warf er sich dem bärenstarken Burschen entgegen, der ihm da den sicheren Sieg entreißen wollte. „Wer sind Sie überhaupt, Sie Kerl — —?"

„Ich bin der Giacomo Williguth vom ‚Blauen Herrgott'. Und der Karl Maria bleibt da."

„Nein," brüllte der ergrimmte Mann und riß den Knaben an sich, wie einen Talisman, der ihn schützen sollte vor der gemeinen Not des Lebens, „das ist mein Bub. Ihr habt ihn mir gestohlen!"

„Karl Maria, was willst du tun?" sagte der starke Giacomo, und ein Zittern lief über seinen Körper.

„Ich will mit dem Vater — —" flüsterte scheu das Kind und warf sehnsüchtige Blicke nach der offenen Tür, durch die die goldene Freiheit hereinguckte.

„Dann muß es sein," murmelte dumpf Giacomo und schleuderte den Rock von sich.

„Soll das eine Drohung sein?" fragte der Postoffizial scharf und kramte die Briefe zusammen.

„Herr Onkel Tredenius," begann Giacomo, ebenso feierlich wie sein Vater, „hören Sie mich gut an! Dieses Kind gehört uns. Sie wollen es zugrunde richten. Ja, Karl Maria, dein eigener Vater will dich um Geld verhandeln — er und deine saubere Schwester! An deinem armen Geigenspiel kochen sie ihre Bettelsuppe.

Digitized by Google

Verzeih mir Gott, was ich da sage! Aber ich kann nicht anders."

Da sah Karl Maria, wie sich sein Vater mit geballten Fäusten auf Giacomo stürzte. „Gib den Weg frei, oder — —!"

Aber der junge Williguth gab den Weg nicht frei. Mit raschem Griff blockierte er dem Wütenden beide Arme und hob ihn hoch wie ein zappelndes Kind. Franz Tredenius wollte sich losringen. Doch diese jungen Arme waren wie Eisen und hielten fest. Er keuchte vor Scham und Wut, als ihn Giacomo aus dem Zimmer trug. „Achtung, Herr Onkel, jetzt kommen sechs Stufen," knurrte der gutmütige Giacomo ganz höflich und rief Karl Maria zu: „Bring schnell seinen Hut!"

So ging es die Treppe hinab. Den Hut stülpte er seinem Opfer derb über die Ohren und riß die Haustüre auf. „Adieu, Herr Onkel!"

Krachend flog die schwere Türe ins Schloß. Draußen hämmerte Franz Tredenius wütend dagegen: „Ich hole die Polizei."

Aber Giacomo gab keine Antwort mehr. Ganz blaß vor Mitleid stand er in dem gründämmerigen Hausflur und flüsterte vor sich hin: „Der arme Bub, der arme Bub!"

Erschreckt schmiegte sich die Gundl an ihn. Da löste er sanft ihre Arme: „Geh hinauf, Gundl, geh zu Karl Maria!" Und sie tat, was er verlangte, wie eine mutige, kleine Krankenwärterin.

Karl Maria saß in dem alten, braunen Lehnstuhl in seinem Mansardenstübchen, auf einem Schemel zu seinen Füßen hockte Gundl und blickte mit guten, treuen Augen zu ihm auf. Der müde, vergrämte Bub strich über das Goldhaar des kleinen Mädchens und bat leise: „Bleib bei mir, Kundry!"

Dann legte er den Kopf hintenüber und schloß die Augen. Bleischwer waren ihm die Glieder, das Gehirn war taub und leer. In ihrer zarten Scheu hatten die Kinder kein Wort von den häßlichen Dingen gesprochen, die eben geschehen waren. Sie taten beide nur, als sei plötzlich eine schlimme Krankheit in den „Blauen Herrgott" gefallen.

Kundry sah dem Schlafenden aufmerksam und besorgt zu, mit großen, erstaunten Augen, in heimlichem Glück, daß sie ganz allein bei Karl Maria sein durfte, wie einst nach dem kalten Bad in ihrem Puppenteich. Ein feines Muttergefühl hielt das dumme, kleine Ding gebannt, daß sie reglos bei ihm wachte und nur zum Schutze die Hand hob, wenn ein Sonnenstrahl die geschlossenen Lider des Knaben treffen wollte.

Im Hause wurden Stimmen laut, Johann Sebastians dröhnender Baß, Mutter Apollonias erschreckter, fetter Knarrton und der dunkle junge Bariton des starken Giacomo. Dann schrillte ein Frauenschrei. Erschrocken dachte Kundry: ‚Jetzt haben sie es Tante Lisbeth gesagt!' Leise erhob sie sich, stellte sich auf die Zehenspitzen und küßte Karl Maria auf die Stirn. Schritte klangen auf dem Korridor. Dann schlich Kundry zur Tür und flüsterte geheimnisvoll: „Er schläft."

Frau Lisbeth warf einen traurigen Blick auf das Kind in dem riesigen, braunen Lehnstuhl. Das Gold der Nachmittagsonne spielte just um den Knabenkopf, daß die romantische Lisbeth Williguth mitten in ihrem Kummer an den kleinen Jesusknaben dachte. Sie bückte sich rasch und küßte die Kundry, die voll Dankbarkeit knickste. „Wir müssen ihn jetzt alle noch viel lieber haben als früher," flüsterte das Kind.

Dann saßen sie beide ganz still. So warteten sie auf den Abend und hüteten Karl Marias Schlummer. Und mitleidig und still blieben sie auch, als Karl Maria endlich die Augen aufschlug und verwirrt vor sich hinblickte. Lisbeth trat hinter ihn, Kundry schmiegte sich ängstlich an sie. Mit zitternder Stimme sagte die Mutter: „Wir sind bei dir, Karl Maria." Kundry stammelte: „— — und wollen dir alles, alles schenken, was du willst."

Da stand der Knabe auf und sagte hart: „Laßt mich allein!"

Als sie langsam die Treppe hinabgingen, hörten sie von oben ein Krachen und Splittern. Kundry lief atemlos zurück, stürzte ins Zimmer und schrie laut auf: „Tante Lisbeth, er hat seine Geige zerschlagen!" Mitten unter den Trümmern von Lewis' kostbarer Geige stand Karl Maria, starr und blaß in der hereinsinkenden Nacht. Die Lippen zuckten vor Weh, als er leise die Worte vor sich hinsprach:

Digitized by Google

„So, Mutter. Nun muß ich im ‚Blauen Herrgott' bleiben."

⁂ ⁂ ⁂

An jenem Abend hatte Karl Maria Tredenius zugleich mit seiner Geige seine eigene Kindheit zerschmettert und seinen wilden jungen Ehrgeiz. Ernst und entschlossen baute er Mauern um sein Leben und drückte tapfer die Augen zu, wenn ein grelles Licht aus jener toten Zeit sich einmal wieder heranwagen wollte. Nie mehr sprach er von Vater und Schwester, alle Briefchen der Miriam blieben unbeantwortet, und schnell ergriff er die Flucht, wenn er den guten, dicken Joseph einmal von ferne auf der Straße sah. Allmählich wurden die bunten Bilder von einst blasser und blasser und verschwanden endlich ganz. In den drei Jahren, die nun folgten, ward er Johann Sebastians fleißigster und bereitwilligster Schüler, nur mit der Geige ging es nicht recht weiter. Mechanisch und fleißig übte er seine Etüden und Läufe, spielte aber nur auf besonderen Befehl Johann Sebastians und leierte alles mit der gleichen, schülerhaften Ausdruckslosigkeit ab, als hätte er nicht ein Fünkchen Seele dafür übrig.

Es war ein leidvolles, verhaltenes Reifen in diesen Jahren. Schwer trug er an seiner Jugend. Seine Mutter konnte ihm nicht helfen, trotz aller Liebe und Treue, die sie an ihn verschwendete. Meister Williguth aber sah neben der Musik hauptsächlich auf passable Schulzeugnisse, Gottesfurcht, gesunden Schlaf und saubere Finger bei Tisch; von schweren Entwicklungskrisen hatte er bei seinen reckenhaften Zwölf niemals das mindeste verspürt. So ging ihm Karl Marias Kopfhängerei nicht weiter nahe. Viel mehr Sorge bereitete ihm sein Hausorchester. Die Willigutsche Hausmusik war um kein Haar besser als weiland zur Zeit des Puppenbades. Und Fräulein Kunigunde, die jetzt ein Lyzeum besuchte und voll zarter Gedanken und romantischer Schrullen war, nach ihres Blutes und ihres Alters Recht, errötete züchtiglich, wenn der Papa sie einen Nagel zu seinem Sarge und eine „verdammte Kuh" nannte, deren zweite Violine dem Rasseln einer Stallkette gleiche. Auch den anderen erging es nicht viel besser. Karl Maria mußte die erste Geige leiten, die außer ihm nur noch mit einem dicken, sechzehnjährigen Williguth besetzt war. Er tat es ohne rechte Lust. In einer höchst jammervollen Aufführung von Brahms herrlicher C-Moll-Symphonie aber geschah das Wunderbare, daß Karl Marias Geige, jetzt längst eine volle, wenn auch ohne den Glockenton der zerschmetterten Kindergeige, das klagende Eingangsmotiv so zart und silbern brachte, daß Johann Sebastian plötzlich das Cello abstellte und mitten in das Spiel hinein die Worte warf: „Gott schütze dich, mein Kind." Aber schon in dem harfenartigen Pizzikato am Schluß des Andante war es mit aller Schönheit vorbei. Karl Maria warf um wie ein blutiger Anfänger, denn seine Gedanken spannen sich von dem Notenblatt weg um das goldhelle Haar der Gundl, die rundlich und schön in der Maisonne saß und gerade um dreiviertel Takte zu frühe mit ihrer zweiten Geige einsetzte. Im Nacken flimmerte gekraustes Goldhaar, und unter der rosigen Haut schimmerte das junge Blut. Und auf einmal schien dem Karl Maria ihre blühende, behäbige Backfischschönheit tausendmal wichtiger und herrlicher als die hüpfenden Noten. Geduldig sackte er alle Grobheiten des Oheims ein, im wunderseligen Gefühl eines neuen Morgens.

Vor drei Tagen war Karl Maria fünfzehn Jahre geworden, und die Kundry war nur um drei Tage jünger. Die hatte also heute Geburtstag. Und er hätte es fast vergessen! Schnell lief er in den Garten, pflückte Primeln und Veilchen, soviel er finden konnte, band ein artiges Büschchen und schlich zum ehemaligen Puppenhaus, wo Fräulein Kunigunde eben gedankenvoll Ottilie Wildermuth las. Im „Blauen Herrgott" war man mit fünfzehn Jahren noch lange nicht erwachsen.

Leise kam Karl Maria heran und legte sein Maisträußchen schnell in das offene Buch. Die blauen Augen der jungen Dame flogen ärgerlich hoch, da sagte er stockend: „Ich hab' dir heute früh nichts gegeben. Jetzt habe ich etwas."

Kundry lächelte fröhlich und steckte errötend ihre Nase in das violette und sanftgelbe Sträußchen. Da überfiel es Karl Maria mit ungeahnter Macht, daß er beide Arme um die Gundl schlang und sie herzhaft abküßte. Dann stand er hochrot

Digitized by Google

und verlegen vor ihr, die ganz blaß geworden war.

„Geh fort!“ sagte sie zornig. Plötzlich legte sie beide Hände vor das Gesicht und weinte.

Eine Zeitlang wichen die beiden Missetäter einander scheu aus. Dann aber wanderten sie gar einträchtig in das Birkenwäldchen, dessen grünsilberne Einsamkeit fast an den „Blauen Herrgott“ grenzte. Mitten durch das stille Fleckchen Erde lief eine Chaussee schnurgerade nach einem kleinen, alten Barockschlößchen, der Adlerburg, die unbewohnt und nachdenklich in ihrer Einsamkeit träumte, von uralten Kastanien und Ulmen wie von verschlafenen Wächtern umgeben. Wie Kinder jagten sie einander zwischen den weißatlassenen Stämmen nach, haschten und flohen sich und jubelten sich neckend den uralten Kindersingsang zu:

„Kuckuck!
Wo bist?
Im Wald!
Was frißt?
Einen Frosch!
Gib mir auch!
Nein, nein, nein, nein, nein, nein, nein!“

Atemlos warfen sie sich ins Gras und besannen sich plötzlich der staubgrauen Schulernsthaftigkeit, die ihre Freiheit einschnürte. Gundl ließ sich jetzt von Karl Maria alle Hausaufgaben mit Haut und Haar besorgen. Er selbst war gerade kein hervorragender Schüler, aber er lief leidlich gut mit den andern und hielt jetzt bei Julius Cäsar und der Rheinbrücke. Für Kundry war er geradezu ein Orakel. Diesmal nun hatte Kundrys schöner, blondumlockter Literaturprofessor seinen Mägdlein ein hold-romantisches Aufsatzthema gegeben, das kurz und bündig „Ein Maitag“ hieß und den gefühlvollen Seelchen eine Geburtstagstorte sein mußte. Auch die Kundry fühlte allerhand Wonnigliches und Schönes, doch ausdrücken konnte sie ihr mailiches Empfinden leider gar nicht.

Goldig schimmerten die zartgrünen Schleier der Birken auf, wenn ein kecker Sonnenstrahl wie eine Lanze in den dämmrigen Waldboden fuhr. Karl Maria blies nachdenklich dem verblühenden Löwenzahn ein Lichtchen ums andere aus und guckte durch das feine, zitternde Birkenlaub in den lachenden, blauen Himmel. Aus diesen frühlingshellen Träumen heraus begann er der blonden Gundl den schweren Aufsatz zu diktieren. Mit hochroten Wangen und sorglich hochgezogenen Knien hockte das Mädel bei der Arbeit. Die hastig beschriebenen Blätter fielen achtlos ins Gras. Bald war alles getan. Da sagte sie betrübt: „Wie du das nur so schön und klar sagen kannst!“ Und nach einer Weile, als sie ihr Konzept zusammenlegte, seufzte sie wieder: „Ich bin doch eine rechte Gans.“

Karl Maria hörte gar nicht hin, in angespanntem Lauschen saß er plötzlich, die Hände aufgestützt, den Kopf vorgestreckt, die Lippen halb geöffnet. Kundry schüttelte verwundert den Kopf, was hatte er nun wieder? Aber jetzt horchte auch sie.

Ein Lied. Noch in weiter Ferne, verschwebend und zart, und dann kam es allmählich näher, süß und stark, in hellen Trillern und perlenden Tönen. Eine Stimme war's, wie ein Frühlingstag.

Karl Maria ward blaß und schloß die Augen. Wie auf summenden Bienenflügeln schwebte es heran:

„Der Schäfer hebt zu singen
Von seiner Phyllis an,
Die Welt geht in ein Springen,
Es freut sich, was nur kann.“ —

„Miriam! Miriam!“ jauchzte Karl Maria. Ein gar seltsames Terzett kam von der Adlerburg daher und zog aus der hellen Maisonne in den behaglichen Birkenschatten. Voran ein plumper Gesell mit einem sonderbaren, rotbraunen Anzug, einen schwarzen Schlapphut in der Hand. Feist und gutmütig das glatte, glänzende Gesicht, das Haar rötlich, wie die irdische Hülle. Hinterdrein ein hübsches, hochaufgeschossenes Ding von fünfzehn oder sechzehn Jahren, ein reifer, scharfgeschnittener Frauenkopf auf einem noch unfertigen Mädchenleib. Schwarze Augen mit dichten Brauen über einer kleinen Stupsnase, kräftig ausladende Backenknochen und ein voller, roter Mund mit sehr kurzer, kecker Oberlippe. In dem ganzen, schlanken Persönchen hüpfte ein leiser Rhythmus, schaukelnd wie das Lied, das Miriam Italiener sang. Dann kam noch ein häßliches, kurzes, dickes Ding, einige Jahre älter als die Miriam, der „dicke Hans“, der geduldig Miriams schönen, blauen Schal und den weißen Sonnenschirm nachtrug.

Digitized by Google

Mitten in einem Triller riß das Liedlein ab, und eine jähe Röte schlug der Miriam ins Gesicht. Spöttisch funkelten ihre Augen über die hübsche Kunigunde Williguth hin. „Ach, du, Karl Maria? Warum hast du mir zwei ganze Jahre nicht mehr geschrieben?“

Er zuckte die Achseln und schwieg. Joseph Italiener schob seine grundgute Freude zwischen dies Wiedersehen: „Was macht deine Geige?“

„Die habe ich zerschlagen.“

„Warum?“ fauchte die Miriam wie eine böse Katze.

Karl Maria sagte halblaut: „Ich muß im ‚Blauen Herrgott‘ bleiben und warten.“

Ein schmerzliches Lächeln huschte um seinen Mund. Alle goldenen Träume schwebten um die Miriam, die jetzt im hellen Zorn losbrach: „Du hast mir einmal gesagt, du mußt geigen, und wenn du darüber sterben solltest.“

Die dicke Johanna Italiener setzte sich behaglich ins Gras und begann, langsam ein mitgebrachtes Schmalzbrot zu verzehren: „Reg' dich nicht auf, Miriam! Ich begreif' dich nicht. Reg' ich mich auf?“

Miriam stampfte mit dem Fuß: „Warum laßt ihr ihn nicht seiner Wege gehen?“

„Wir haben ihn alle so lieb —“ stammelte die arme Kundry.

„Laß seine Seele in Frieden,“ sprach ernst der rothaarige Joseph und packte die Schwester mit festem Griff am Handgelenk. Doch die Miriam ließ sich nicht beirren: „Wenn du geigen mußt, lauf' ihnen doch einfach davon. Das ist doch einfach dein Recht, Karl Maria!“ Da nickte er trotzig. Alle goldene Seligkeit zerrann in nichts, die alte Sehnsucht lockte wieder. Die Miriam stand vor ihm, so sicher, so klug wie nie zuvor. Und er war ein verträumter Kerl, der zu nichts taugte.

Seufzend wandte er sich zur Kundry: „Das ist ein liebes Mädel, die Kunigunde Williguth. Und das ist die Miriam Italiener, ein wildes, böses Mädel. Jetzt kennt ihr euch.“

Die beiden kleinen Frauen maßen sich einen Augenblick, als Feindinnen, die um Karl Maria kämpften.

Miriam nahm den Strohhut ab und strich ihr widerwilliges Haar zurecht. „Ich will dir also wieder schreiben.“ Wie eine Königin, die Gnaden spendet.

Als sie allein waren, fragte Karl Maria: „Sage, Gundl, hat dir die Miriam gefallen?“

„Sie ist so ganz anders.“

Ein feines Lächeln zitterte um den Mädchenmund. Aber Karl Maria merkte nichts. Er lebte wieder in den alten, halb vergessenen Träumen.

Nun kamen und gingen die kleinen Briefe zwischen der Judengasse und dem „Blauen Herrgott“. Nur Kundry wußte davon, und die schwieg. Aber eines Tages erklärte sie dem erstaunten Vater, ihre Singstimme bedürfe der Ausbildung. Zuerst lachte Johann Sebastian, dann dachte er lange nach. „Gehör hat sie keines, und die Stimme ist vorläufig ein Zwirnfaden,“ knurrte er schließlich, „aber Gott ist allmächtig auch im geringsten.“

Und so bekam Kundry richtige Gesangsstunden. Mit eisernem Fleiß biß sie sich durch und strebte in verzweifelter Hartnäckigkeit ihrem Ziele zu.

Karl Maria beobachtete ihr Tun mit stillem Staunen. Wenn er den heiligen Eifer in den blauen Mädchenaugen sah, wußte er, daß das alles um seinetwillen geschah. Und in sein leises Mitleid stahl sich ein wenig Stolz, daß die Gundl ihn so lieb hatte.

Eines Abends im Oktober erwischte Karl Maria die kleine Sängerin im dunklen Korridor. Er hielt sie fest und lachte: „Du dumme Gundl, du singst ja nur um meinetwillen!“

„Ach, was du alles weißt!“ So lief sie ihm davon und freute sich doch, daß er ihre geheime Absicht erriet. Vielleicht hatte er sie doch lieb.

Frau „Affi“ seufzte schmerzlich hinter ihren Kochtöpfen, wenn Kundry wieder einmal vergessen hatte, die Enten zu füttern oder in der Plättkammer, allwo sie wenig melodischen Stimmübungen oblag, die feingefältelte Brust eines Johann Sebastianschen Paradehemdes schnöde verbrannte. Nun hatte der Musikteufel ihrem bravsten Hauskind ganz und gar den Kopf verdreht. Es war ein Elend. Auch geizig und profitsüchtig war Gundl geworden und sparte an ihrem knappen Taschengeld, wo sie nur konnte. Wie eine Mutter, die ihrem

Digitized by Google

Kind ein Vergnügen schaffen will. Im Winter war sie endlich so weit.

Karl Maria saß allein vor dem Klavier. Die Petroleumlampe gab ein schwaches Licht, das bloß den gesenkten Knabenkopf scharf und schön aus dem Dunkel schnitt. Heiß und erregt flüsterte die Kundry: „Ich hab' etwas für dich. Morgen abend gehen wir zusammen."

„Wohin denn?"

„Ins Hoftheater, zu ‚Wallenstein'."

Als er gelangweilt dreinschaute, lachte sie vergnügt und sagte schnell: „Ist ja gar nicht wahr! In ein Dienstag-Konzert. Aber das wissen nur wir beide. Die andern sollen glauben, es ist der ‚Wallenstein'. Vater erlaubt uns ja noch keine Konzerte, damit wir nicht weltliche Mätzchen dort lernen." Sie machte kugelrunde Augen und streckte höchst unehrerbietig die Unterlippe vor. Es war ein pädagogisches Grundprinzip Johann Sebastians, daß seine Kinder nur Messen und Orgelaufführungen hören durften.

„Ja, hast du denn Karten, Kundry?"

„Freilich habe ich die!" Und stolz zog sie ihren Schatz aus dem abgeschabten Geldtäschchen hervor. Als sie weg war, zerriß Karl Maria einen begonnenen Brief an die Miriam und warf die Fetzen in den Ofen.

So zogen sie am nächsten Abend los, in Karl Marias erstes Konzert. Scheu und unbeholfen saßen die Kinder ganz hinten auf ihren billigen Sitzen, und Kundry war sehr betrübt, daß ihre knappe Barschaft nicht zu vornehmeren Plätzen gereicht hatte. Karl Maria atmete schwer. Die vornehme Welt rauschte in den Saal. Er sah manches bekannte Gesicht aus seiner Geigerzeit und kroch ganz in sich zusammen, um von niemand erkannt zu werden. „Gib recht acht, damit du etwas lernst," flüsterte die stets praktische Kundry. Doch er hörte sie nicht.

Zwei Männer traten jetzt auf das Podium, zuerst ein dicker, glattrasierter Mann mit einem Violoncello, dann hoch und elegant ein anderer mit einer Geige. Das war Hans Geßner.

„Das Brahms-Konzert für Violine und Cello," flüsterte Gundl und schob Karl Maria das Programm hin. Aber er schüttelte nur unwillig den Kopf.

Vier Takte lang rauschte das ganze Orchester. Dann griff das Cello die Kadenz auf. Wie das Horn Oliphant klang's, fern in Ronceval, im Sterben. Hell und laut fielen die Bläser dazwischen. Und jetzt hob Geßner den Bogen. Karl Maria saß wie gebannt. Achtlos rannen die Tränen über seine Wangen, als feurig und voll das Allegro hinrollte.

„Ein Bettler bin ich," flüsterte er und saß klein und kummervoll in dunkler Sehnsucht. Und dann ein schüchternes Glück, daß er jede Feinheit begriff. So klang ihm dieser Brahmsabend wie eine heilige Messe.

Als sie durch die sternklare Frostnacht heimgingen, griff er nach Gundls Arm: „Danke!" Sie lächelte ihn fröhlich an.

Bitterkeit und Seligkeit trug er mit sich heim. Der Mutter erzählte er vom Wallenstein und wartete auf ihren Schlaf.

Dann schlüpfte er lautlos wieder in seine Kleider und huschte durch die sternhellen Korridore nach dem ehemaligen Refektorium der frommen Mönche, das jetzt als Musiksaal diente. In Wandschränken schliefen da alle Geigen, Klarinetten und Posaunen, alle die Lärminstrumente, mit denen Johann Sebastian und die Seinen Gott zu dienen meinten. Karl Maria trat, eine flackernde Kerze in der Hand, vor das Fach, das die Bezeichnung: „Erste Violine, Karl Maria Tredenius" trug. Es war eine gewöhnliche Schulgeige, die er da herausholte, aber in dieser Winternacht schien sie ihm doch ein köstlicher Schatz. Dann kramte er leise und vorsichtig in anderen Schränken unter staubigen Notenstößen und endlich hockte er vor dem Klavier und hatte die Partitur von Brahms Doppelkonzert vor sich aufgeschlagen. Mit brennenden Augen saß er so in dem kalten Saal und las; wenn ihn ein Notengespinst besonders packte, klimperte er ganz leise über die Tasten hin. Es wurde ein abgrundtiefes Tauchen in die Schönheit dieses Wunderwerkes, daß die Stunden wie Minuten hinglitten. Die Kerze flackerte zischend auf und erlosch. Er holte eine andere und brannte sie an.

Jetzt hatte er die Violinstimme vor sich. Nun galt es zu prüfen, was er konnte. Spielen, was Hans Geßner heute abend gespielt! Einen Augenblick stand Karl

Digitized by Google

Maria still mit gefalteten Händen, in seiner Jugend heiliger Einsamkeit. Zitternd hob er die Geige und strich sachte mit dem Bogen über die Saiten. Erschrocken hörte er den anschwellenden Ton, ein Schweben und Schwirren, so gut es die armselige Geige vermochte. Ängstlich dämpfte er sein Spiel. Aber die im „Blauen Herrgott" lagen satt in ihren Betten und hatten stets einen gottgesegneten Schlaf. Wie ein Zauberer, der Nachtspuk treibt, glitt der Arm mit dem Bogen an der Wand hin, im grotesken Schattenspiel wippte der Knabenleib. Wieder kam die Entmutigung, das Ohr strafte Lügen, was die Hand tat. Hans Geßner hatte das anders gespielt. Aber Karl Maria ließ nicht nach. Wie ein Mönch mit seinem Gott ringt, rang er mit seiner Geige. Mit hohlen Wangen sah er den Morgen dämmern, aschgrau und müde, wie er selbst. Er schloß Geige und Note weg und schrieb mit hastigen Buchstaben auf einen Zettel: „Liebe Miriam! Ich war gestern zum erstenmal in einem Konzert. Es war Hans Geßner. Ob ich es je zu etwas bringen werde? Aber das schwöre ich Dir heute: Ich will ein Geiger bleiben."

Gundl Williguth empfand jetzt merkwürdig oft Sehnsucht nach Klassikervorstellungen und bat sich Karl Maria als Begleiter aus, weil die Gassen spät abends doch nicht sicher seien. Da Johann Sebastian klassische Bildung schätzte, rückte er mit dem nötigen Gelde heraus und verlangte nur, daß Kundry ihm logisch und präzis ihre Eindrücke berichtete. Das arme Ding mußte nun krampfhaft Klassikerlektüre treiben, um dem strengen Vater wohlgerüstet gegenüberzustehen.

Durch diese Liebeslüge der blonden Gundl geriet Karl Maria tief in das Wunderland der Musik, wie nie zuvor. Jede Nacht nach einem Konzert trieb er sein Spiel im Musiksaal, bei Kerzenlicht und Geigenklang, in heimlicher Seligkeit. Davon ward seine Seele reich und beweglich, sein Körper aber arm und schlaff. Blaue Schatten lagen unter den brennenden Augen, die Haut war durchsichtig und blaß, als zehrte ein Fieber an seinem Leben. Doch seine Willenskraft trug ihn über alles hinweg. Und die jäh auflodernde Freude, die seine Tage hell und froh machte, wenn die nächtliche Heimlichkeit ihm volles Gelingen schenkte, täuschte sogar Frau Lisbeths wachsames Auge. „Er hat viel Plage in der Schule," seufzte sie, und die schlechteren Fortgangsnoten schienen ihr recht zu geben. „Der Junge ist eben tüchtig im Wachsen," schmunzelte Johann Sebastian und begnügte sich, seinem Neffen die besten Bissen förmlich in den Mund zu stopfen und zwischen seine Musikstunden den Genuß dicker Butterbrote einzuschieben.

Die Briefchen der Miriam, die jetzt regelmäßig eintrafen, waren goldener Trost in aller Mühsal. Der Ehrgeiz des klugen Judenmädchens und ihr praktischer Tatsachensinn spornten den verträumten Karl Maria immer wieder zum Ausharren und Vollenden an. Oft stand ein gutes Wort darin: „Ich bin stolz auf Dich." Oder: „Ich habe Dich lieb." Rote Flecken brannten dann auf Karl Marias Wangen, und er fuhr fort, seine Nächte zum Fest zu machen.

Als in einer solchen Geigernacht sein unreifer Knabensinn an Beethoven elendiglich zerbrochen war und er Geige und Bogen zornig auf die Noten warf, hörte er plötzlich Schritte im Korridor. Schnell hielt er Nachschau, doch er fand nur Dunkelheit und Schweigen. Eine Woche später aber kam wieder ein Rascheln an die Tür, die Karl Maria heute von innen verschlossen hatte. ‚Mäuse sind's,' dachte er gleichgültig und spielte weiter, umwarb vergeblich Beethovens Herbheit und kehrte mit trotzigem Entschluß zu seinen alten Italienern zurück. Stundenlang übte er Tartinis Variationen über eine Gavotte von Corelli, bis ihm der Bogen aus der Hand sank.

Ein fast frühlinghafter Februarmorgen kam an die festgefrorenen Fenster geflogen. Karl Maria drehte den Schlüssel im Schloß und ließ die Tür nach innen aufklappen. Vor ihm in der Türöffnung hockte auf einem Stuhl ein dunkles, unförmiges Etwas. Langsam kam Leben in die schwere Masse, ein lautes Gähnen schnappte durch die Luft, zwei Arme reckten sich wie Brechstangen und wirbelten dann im Dreschflegeltakt um den pelzverhüllten Leib. Karl Marias Schrecken wandelte sich zu verlegenem Staunen, als endlich Giacomo Williguth in des Vaters Pelzrock stattlich und mächtig vor ihm stand.

Digitized by Google

Bügelraum in einem holländischen Waisenhause. Gemälde von Imre Knopp

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Riese tat einen Blick auf die Uhr im Musiksaal und schüttelte mißbilligend den Kopf: „Windelweich sollte man dich prügeln, dummer Bub!“

„Du darfst mich nicht verklatschen, Giacomo.“

„So? Damit du's ruhig so weiter treiben kannst? Nein, mein Lieber, daraus wird nichts.“ Er zog den widerstrebenden Knaben ans Fenster und betrachtete mit väterlicher Sorge die welke Haut um Mund und Augen, den glanzlosen Blick.

„Der Teufel hole eure ganze Musik!“ brach er zornig los, „kein vernünftiger Mensch ist mehr in der Klingelbude da zu finden. Mich will der Alte zu einem Posaunenbläser deichseln, Gott verdamme mich! Da hat er falsch spekuliert. Auf eure Seele und so weiter pfeife ich. Mir sind gesunde Muskeln lieber. Paß mal auf, du Windhund!“

Damit schlüpfte er aus Pelzrock und Pelzstiefeln und begann, nur in Hemd und Hose, dem verblüfften Karl Maria unheimliche athletische Kunststücke zum Besten zu geben. Mit einer Hand hob er einen schweren Tisch hoch über seinen Kopf, balancierte ein wuchtiges Musiklexikon auf der Spitze des ausgestreckten Zeigefingers, und schließlich stemmte er mit den Zehen des rechten Fußes gar die Baßgeige. „Das ist Kraft,“ sagte er dann befriedigt. „Mach' mir das mal nach! Aber natürlich, du hast Muskeln wie ein Weibsbild. Merk' es dir, mein Bürschchen: Diese Lärmhölle, in der mein absonderlicher Herr Vater des Teufels Großmutter anbetet, die er Musik nennt, bleibt von jetzt an jede Nacht verschlossen. Der Schlüssel liegt unter meinem Allerwertesten. Dort magst du ihn holen.“

Karl Maria faßte bittend nach der Hand des Riesen: „Es ist meine letzte Freude. Laß mir sie doch!“

Als Giacomo den verzagten Ausdruck in den Knabenaugen sah, sagt er barsch: „Ein seelengutes Mädchen wacht jede Nacht durch, wenn du hier deinen Spuk treibst. Verdienst du das?“

Verbittert kam die Antwort: „Die Kundry hat mich also verpetzt?“

„Nein, mein schönes Herrchen. Aber im Gang draußen habe ich sie neulich abgefaßt, frierend und zitternd, mitten in der Nacht. Da hat sie gebeichtet. Du dummer Junge, weißt du denn überhaupt, was die Gundl wert ist?“

Seit diesem Morgen wich Karl Maria trotzig allem bescheidenen Werben der Kundry aus. Was brauchte ihn das dumme Ding zu bevormunden? Darob kam großer Kummer über die dumme Gundl, die ihre treue Liebesorge so jämmerlich gelohnt sah. „Das ängstliche Haushuhn“ nannte er sie nun zum Dank und war ihr böse.

Die blonde Kundry hatte freilich keine Feuerseele, die in Himmel und Hölle gleich gut zuhause war, sondern nur einen herzensguten Sinn, der unermüdlich helfen wollte. So biß sie tapfer allen verliebten Groll hinunter und brachte dem undankbaren Karl Maria ein neues Opfer. Was ihrer treuen Liebe mißglückt war, mußte einer andern, Glänzenderen gelingen. Die Backfischeifersucht auf diese andere mußte da einfach schweigen. Unter bedrückten Stoßseufzern tauchte Gundl, nach ein paar zornigen Faustschlägen auf den Tisch, energisch die Feder ein und begann an die Miriam Italiener zu schreiben:

„Geschätztes Fräulein!

Ich habe zwar nicht die Ehre, Sie näher zu kennen, was ich sehr bedauere, da ich Sie für eine sehr vernünftige Dame halte. Aber Not kennt kein Gebot.“

Hier mußte Gundl nachsehen, ob Not und Gebot mit oder ohne „h“ zu schreiben seien. Als sie darüber Klarheit hatte, fuhr sie fort:

„Herr Karl Maria Tredenius lebt, wie Sie wissen, bei uns im ‚Blauen Herrgott‘. Er hat in der letzten Zeit einige Konzerte besucht und spielt nun die Nächte durch heimlich auf Vaters Geige, was sehr unrecht ist, weil er wieder mit aller Macht ein großer Geiger werden will, was er ja bekanntlich auch früher tat.“

Etwas zweifelnd las Kundry diesen Satz ein paarmal durch, runzelte die Brauen und nickte schließlich befriedigt.

„Nun kann weder ich, noch mein Bruder Giacomo, die mit seiner Seele vertraut sind, —“

Ein schöner Stolz machte diesen Ausspruch schier feierlich und kräftig, daß die Buchstaben wie Grenadiere einherschritten.

Digitized by Google

„irgend etwas für ihn tun. Sie aber können alles, sagt er oft. Also, bitte, tun Sie das jetzt. Es ist höchste Zeit, daß er berühmt wird. Herr Tredenius ist sehr nervös und ganz blaß. Handeln Sie nach Ihrem Gutdünken. Wenn ich Ihnen dabei helfen kann, geschieht es von Herzen gern. Aber es muß alles ganz zufällig aussehen, weil Herr Tredenius jetzt sehr mißtrauisch ist."

Als sie soweit war, ging ihr doch der Mädchenstolz durch, daß sie schrieb:

„Sie müssen aber nicht glauben, daß er bei uns unzufrieden ist, der ‚Blaue Herrgott' ist nämlich sehr schön. Er bekommt das Beste zu essen, und wir haben ihn alle lieb, doch ist sein Schicksal offenbar ein anderes. Wir sind eben nur bescheidene Menschen, trotzdem mein Vater, Johann Sebastian Williguth, doch Regens chori ist und, wie Sie wissen werden, schon wiederholt beim Rheinischen Musikfest und in Leipzig und anderswo mit großem Beifall die Orgel gespielt hat. Ich bitte, diese Mitteilung nicht als Hochmut zu betrachten."

Mit einem tiefen Seufzer setzte sie den Schlußpunkt und unterschrieb sehr würdig:

„Ihre ergebene Kunigunde Williguth."

Diesen langen, inhaltschweren Brief schob Gundl heimlich in den blauen Briefkasten und wartete geduldig, was nun geschehen würde. In diesen Tagen war ihr bescheidenes Stimmlein gar hell und freudig, daß Johann Sebastian mehr denn je in hoffärtigen Träumen schwelgte.

Nach drei Tagen kam ein sehr selbstsicheres Billett der Miriam, die nach dem Rechten zu sehen versprach, Fräulein Williguth möge sich nur etwas gedulden. Dann liefen drei lange Wochen ins Land, und alles blieb still. Der April setzte heiß und sonnig ein und lockte Blüten und Blätter hervor in allzu früher Schöpferfreude. An einem hellen, goldigen Spätnachmittag aber rasselte ein Wagen vor den „Blauen Herrgott".

Karl Maria beugte sich neugierig aus einem offenen Fenster. „Die Miriam mit der Ermattinger," schrie er auf und faßte die hinter ihm stehende Kundry krampfhaft an der Hand, „und der dicke Herr ist der Lewis. Was wollen die hier?"

„Ich weiß doch nicht," stotterte Gundl, halb in Angst, halb in Freude.

„Ich will sie alle drei nicht sehen," keuchte er und lief spornstreichs die Hintertreppe hinab in den Garten. Der Kundry aber klopfte das Herz gar gewaltig, als das Schicksal so kurzerhand in den „Blauen Herrgott" einrückte.

Unterdessen öffnete Giacomo das Haustor und besah sich das merkwürdige Terzett. Die Miriam war sehr damenhaft und elegant, trug ein braunes Samtkleid und einen mächtig großen Hut von gleicher Farbe. Würdig und wichtig folgte ihr der dicke Herr im Gehrock und in knallgelben Schnürschuhen, den Zylinder ein wenig schief auf dem klobigen Kopf. Und als jetzt gar eine starke, schwergliedrige Frau wie eine Junge aus dem Wagen sprang, war der wackere Giacomo vollkommen beruhigt. Mit Ausnahme des quecksilbrigen Mädels waren das sichtlich Menschen, die gut aßen und gut schliefen, satte, harmlose Leute.

Die Dame faßte Giacomo ins Auge und rief: „Sie, junger Riese, ist der ‚Blaue Herrgott' daheim?"

„Was wollen Sie denn von ihm?" war die gemessene Antwort.

Der Herr schob sich schnell dazwischen und fragte kurz: „Donnerwetter, my boy, treiben Sie Sport?"

„Ich bin Turnlehrer und Amateurchampion im Ringen."

Geschmeichelt führte Giacomo die Gäste ins Haus. Im Korridor blieb der dicke Herr stehen und gebärdete sich ganz seltsam. Eingehend befühlte er des Jünglings Arme und Waden, maß mit gespreizten Fingern den Brustumfang, ließ einen scharfen Pfiff hören und zog ein dickes, verschabtes rotes Taschenbuch hervor.

„Ihr Name?"

„Giacomo Williguth."

„Alter?"

„Einundzwanzig."

„Gewicht?"

„Hundertzweiundfünfzig Pfund."

„Hm. Wo und wann kann ich Sie arbeiten sehen?"

„Jeden Abend im Athletikklub."

„Gut."

Die Dame wandte lachend den Kopf: „Stecken Sie Ihre Brieftasche ein, Sie Nimmersatt! Wittern Sie etwa einen Tenor?"

Digitized by Google

„Liebe Franziska, ein Ringer allererster Klasse. Meinen Eid darauf. M.W.“

Miriam knickste spöttisch vor dem glückseligen Giacomo, der seine prachtvollen Muskeln so rückhaltlos bewundert sah, und fragte spitzbübisch: „Können wir also den Herrn Johann Sebastian Williguth sprechen?“

Giacomo führte alle drei in den Musiksaal, in dem rot und warm die Abendsonne lag.

Johann Sebastian trat ins Zimmer. Lewis streckte ihm die Hände mit den dicken Ringen hin: „Freut mich, freut mich, mein alter Orgelpunkt. Lange nicht gesehen. Noch immer stramm im allerhöchsten Dienst?“ Und er wies behaglich mit dem kurzen Daumen auf das Bachbild an der Wand.

Johann Sebastian schnaubte und blinzelte verlegen, als das Leben so robust in seine Einsamkeit griff. Mit einem langen Schritt stapfte er auf die Ermattinger zu: „Welche Freude, mein vielliebes Fräulein, daß auch Sie sich einmal in den ‚Blauen Herrgott‘ finden.“

Aber der dicke Lewis ließ die Sängerin gar nicht zu Wort kommen: „Scheinen hier eine famose Zucht zu haben, mein bester Regens chori. Da draußen ist ein Kerl, stark wie ein Bär. Aus dem machen wir einen Ringkämpfer. Meine Bedingungen — — —“

„Niemals!“ donnerte Johann Sebastian mit einer großen Geste.

Franziska Ermattinger warf die Handschuhe auf den Tisch: „Vertragt euch, Kinder! Der Lewis will Sie, lieber Williguth, als Bachspieler nach Frankfurt bekommen. Deshalb sind wir da.“

„Das heißt — — —“ stotterte der Impresario, der auf diesen Streich nicht gefaßt war.

„Nur Mut, mein alter Lewis, wenn Sie schön bitten, gibt Herr Williguth vielleicht nach,“ sagte die Sängerin und schleuderte ihren Hut den Handschuhen nach. Herr Williguth aber saß in großer Freude und war nur betrübt, daß er diese Freude vor dem Gauner Lewis nicht merken lassen durfte. Der sollte ihn nicht über den Löffel balbieren. So zögerte er ein wenig, legte den Kopf schief, rieb sich die fetten Hände und sprach dann feierlich: „Da es Johann Sebastian Bach gelten soll, will ich denn in Gottes Namen ‚Ja‘ sagen.“ Insgeheim aber sandte er dem häßlichen Porträt seines Hausgottes dankbare Blicke zu und murmelte wie zur Entschuldigung: „Es ist schwache, irdische Eitelkeit, doch die Kinder wachsen heran, da muß ich wohl.“

Die hellbraunen Augen der Ermattinger funkelten gar fröhlich über das verschämte Glück des wackeren Regens chori hin. Jetzt würde er mit sich reden lassen. Kokett lächelte sie den erstaunten Organisten an und sah ihm schier zärtlich in die guten, harmlosen Augen, daß der Ärmste nicht wußte, wie ihm geschah. Dann faßte sie die Miriam um die Taille und drehte sie zu Johann Sebastian hin. „Das ist die Miriam Italiener, eine kleine Jugendfreundin Ihres Karl Maria, lieber Williguth. Die tanzt im Ballett und ist unmenschlich klug, und leider Gottes singt sie auch. Ich war schwach genug, ihr das Zubehör beizubringen, habe jetzt aber viel Freude an ihr.“ Bescheiden stand die Miriam mit heuchlerisch gesenkten Lidern.

„Die hat's im Blut. Jetzt stelle ich sie heraus,“ sprach stolz Mr. S. L. Lewis aus Wolverhampton, der ganz schlicht als Siegfried Löwy in Jungbunzlau das Licht der Welt erblickt hatte und vom väterlichen Eierhandel keck zu Hafer und Stroh en gros übergegangen war, ehe er sein Talent zum Pferdeagenten entdeckte. Vom Trainer in Newmarket, mit dessen Lizenz es haperte, kam später der Schritt zum Impresario ganz von selbst.

„Ja, also die Miriam stellen wir nun bald heraus. Sie muß mal Blut lecken und ihre eigene Stimme in einem großen Saal hören,“ fuhr die Ermattinger ganz geschäftsmäßig fort, „im November etwa soll sie ein Konzert geben.“

„Soll ich das kleine Fräulein prüfen?“ fragte der erstaunte Orgelmeister, der nicht recht begriff, was man von ihm wollte.

„Nein, aber eine andere große, große Bitte haben wir an Sie. Allein kann die Miriam den ganzen Abend nicht bestreiten, und da — — —“

„Vielliebes Fräulein, Sie denken doch nicht etwa an mein Hausorchester für die Zwischennummern? Daß sich Gott erbarm'!“

„Liebster, bester Williguth, Ihr ganzes Orchester wollen wir allerdings nicht in

Digitized by Google

Anspruch nehmen — — —" begann die Ermattinger, doch Miriam fiel ihr plötzlich ins Wort.

„Bitte, bitte, Herr Regens chori, ich möchte den Karl Maria haben!" Flehend faltete sie die schlanken Hände. Ihre Stimme war süß und hell, wie ein silbernes Brünnlein, aber in den großen, dunklen Augen lag viel eher Befehl als Bitte.

Es ward ganz still im Zimmer. Nur das Schlagen einer Amsel klang vom Garten herein. Johann Sebastian Williguth richtete sich hoch auf: „Sie wollen mir also den Jungen wieder nehmen?"

Franziska Ermattinger stand langsam auf: „Ich will Ihnen etwas sagen, Williguth. Sie haben in Ihrer Herzensgüte dem Jungen eine zweite Heimat geboten. Aber machen Sie ihm die Heimat nicht zum Käfig. Jetzt soll er wieder ans Licht. Ist er so weit, Williguth?"

Johann Sebastian neigte das Haupt: „Er spielt sehr ungleichmäßig. Aber im Vertrauen, er hat den Genius." Dann ward er wieder fest und stolz: „Doch, Fräulein Ermattinger, wie viele haben den Genius und sitzen doch alt und grau hinter einer Kirchenorgel."

Jetzt überwältigte ihn die Bitterkeit, daß er jäh die Hände vor das Gesicht schlug. Es zuckte ganz seltsam um den hübschen, schmalen Mund der großen Sängerin. „Lieber Williguth," sagte sie ganz leise.

Johann Sebastian ließ die Hände sinken: „Ich will sein Glück nicht hindern." Ein gottergebenes Lächeln machte sein derbes, breites Antlitz beinahe schön.

Aus ihrer dunklen Ecke rief die Miriam: „Mir ist nicht bange um den Karl Maria."

Johann Sebastians Augen blitzten zornig: „Es sind nicht die Schlechtesten, kleines Fräulein, die im Schatten leben."

Franziska lächelte ganz leise. „Geh, Miriam, und hole mir den Jungen!" Und Miriam lief hinaus. Rasch trat die Sängerin zu dem schwermütigen Riesen: „Kopf hoch, Williguth. Alles Krumme wird grad', wenn man will. In vier oder fünf Jahren singt mich das kleine Judenmädel da in Grund und Boden. Und doch mache ich ihr heute die Türen auf."

Er nickte trübselig.

Schon kam Miriam mit Karl Maria zurück. Hinter ihnen glitt Gundl Williguth herein. Ruhig und fest stand der Knabe im dämmernden Zimmer. Mit starker Stimme sprach Johann Sebastian: „Du sollst im Herbst mit Fräulein Italiener ein Konzert geben. Willst du das?"

Karl Maria Tredenius blickte ins Halbdunkel, aus dem ihm fremde Gestalten entgegenwuchsen. Dann erkannte er die Ermattinger und den Impresario. „Ja," antwortete er knapp. Aber in seinem Blute sang's: ‚Sie holen mich, sie holen mich.' Wie ein Traum versanken ihm die Jahre. Wann hatte er doch am Grab des alten Samuel gegeigt? Gestern? Und jetzt kam das Leben.

Johann Sebastian hatte die Hände gefaltet und betete ganz still. Kundry drückte sich die Nägel ins Fleisch, um nicht laut aufzuweinen. Die Amsel im Garten schmetterte ihr Abendlied. Durchs offene Fenster kam ihre Melodie, taktfest und jubelnd. Als flöge die Liebe Gottes auf und jauchzte, ehe es Abend ward. Onkel Williguth sprach jetzt bedächtig: „So sei Gott mit dir, Karl Maria!"

Dann kommandierte er dröhnend, daß ein paar verträumte Geigensaiten aus ihrem Schlaf erwachten und erschrocken im haarfeinen Pianissimo mitschwirrten: „Allons, Giacomo, bringe die Lampen herein!"

Der stille Tag schloß mit einem lauten, fröhlichen Abend. Johann Sebastian hielt seine Gäste zum Abendessen fest, und Frau Apollonia knarrte und pustete und schwang den Herrscherstab in Küche und Keller. Alles geriet ihr trefflich; und es war eine große Heiterkeit. Selbst Frau Lisbeth lachte und bekam rote Wangen und blanke Augen, wie seit langer Zeit nicht mehr. Alles Weh warf sie fort und breitete die Hände schon dem Segen entgegen, der ihr Kind treffen sollte. Mit stillem Staunen merkte sie, wie das Glück alle Jahre des Grames in ihr auslöschte. Ganz stolz fragte sie die Sängerin: „Bin ich nicht eine glückliche Mutter?"

Franziska nickte lächelnd, doch jäh kam ihr in den Sinn, wie Miriam ihr erzählt, daß Karl Maria alle Nächte nach den heimlichen Konzerten durchgeigt und alle im „Blauen Herrgott" schnöde belogen hatte. Und sie war froh, daß sie selbst kein Kind hatte. Nachdenklich blickte sie hin-

Digitized by Google

über zur blonden Gundl, die treu und still zuwege gebracht, was heute abend allen Freude schenkte, und nun doch allein mit traurigen Augen beiseite stand. Franziska Ermattinger achtete das feine Leid bei jungem Volk. So sagte sie laut: „Was haben Sie für wunderschönes Haar, Fräulein Kundry!“

Da errötete der Backfisch über und über und war selig ob dieser Guttat. Die Sängerin aber rief Karl Maria zu: „Aus diesen Goldhaaren sollten Sie sich Geigensaiten drehen, Tredenius. Das muß Glück bringen!“ Doch er hörte nicht, weil er halblaut mit der Miriam plauderte. Sie waren ganz ineinander vertieft und taten, als wären sie allein. Mit einemmal zwang Miriam den Jungen ans Klavier und begann zu singen, mitten in dem dicken Tabaksqualm, den die Zigarren der Männer verbreiteten. Atemlos lauschten die vom „Blauen Herrgott“.

Kundry aber trug nun doppeltes Leid, wenn sie ihr armseliges, kleines Stimmlein mit dem Goldton und der trotzigen Kraft der Miriam verglich, und sie erkannte, daß ihr Los auf Erden ein karges sein müsse, ein stilles, bescheidenes Dienen für das Wohl der andern. —

⊠ ⊠ ⊠

Karl Maria breitete die Flügel und flog in das Kinderland seiner Träume. Fernes ward nah und Altes neu und winkte lächelnd, als wollte es ihn geheimnisvolle Wege führen. Und was seine Erinnerung durch Jahre gemieden hatte wie ein allzu bitteres Tränklein, gor in diesem heißen, jungen Sommer zu süßer Trunkenheit. „Ich will groß und reich werden, Gundl,“ sagte er manchmal und stampfte trotzig mit dem Fuße. Stundenlang saß er bei Johann Sebastian und horchte auf dessen Lehren in einer dunklen Unrast, die ihn von der Theorie immer wieder an die Geige peitschte, tausend neue Feinheiten zu suchen, die ihm vor einer Stunde noch vielleicht entgangen waren. Immer aufs neue schien das Üben von gestern unreifes Stümpern, jeder Tag forderte ein Mehr. Selbst den ehrlichen Johann Sebastian, der Demut und Andacht sonst über alles stellte, packte der Hochmutsteufel beim Schopf, daß er seinem Schüler allerlei Wunder an Technik beibrachte. Aus dem Musiksaal im „Blauen Herrgott“ klang jetzt es glockenrein und verschnörkelt, als sänge drin eine wundervoll künstliche Spieluhr.

Hie und da kam die Miriam, ließ sich von Karl Maria vorspielen, zog die dunkelblonden Brauen gar kritisch hoch und erlaubte sich oft einen scharfen Tadel, zum Entsetzen der Gundl, die den Vetter rückhaltlos bewunderte. Karl Maria ward allemal ganz blaß, kniff den Mund schmal und scharf und übte dann tief in die Nacht hinein, bis die Passage glatt über die Saiten lief. Kam dann die Miriam wieder, holte er sich stolz ihren Beifall und lächelte glückselig. Gundl aber haßte die Miriam. Kalt und hochmütig war sie, wußte alles besser, und ihr spöttisches Lächeln verdarb mit Vorliebe irgendeine behagliche Stimmung, die die arme Gundl mühsam herbeigezaubert hatte. Außerdem war eine Ballettänzerin bestimmt kein passender Umgang für Karl Maria, mochte sie zehnmal die Prinzessin spielen und eine Stimme haben wie eine Nachtigall. Gundl war auf einmal sehr moralisch. Karl Maria freilich bewunderte die Miriam, daß man wirklich rot vor Zorn werden konnte. Natürlich nur deshalb, weil Karl Maria so blind war.

„Die hat alles, was mir fehlt,“ sagte er und starrte vor sich hin.

„Was hat sie denn Besonderes?“ fragte dann wohl ein wenig spitz das blonde Mädel aus dem „Blauen Herrgott“ und wiegte sich in ihrer jungen Schönheit fast kokett hin und her.

„Die rennt blind an allem vorüber, wenn es ihr Ziel gilt. Und ich kann das nicht.“

„Da bist du doch reicher als sie, Karl Maria.“

„Nein.“ Und er schüttelte heftig den Kopf. Der Ehrgeiz brannte wieder in seinen Augen, und er lief mit dem Schicksal um die Wette, all das in wenigen Monaten nachzuholen, was er seit Jahren im „Blauen Herrgott“ versäumt hatte. Klar und kalt stellt er seine Arbeit in die einst so müßigen Tage. Immer seltener wurden die Spaziergänge mit der Gundl; nur wenn es galt, mit Miriam die Gartenwege auf und ab zu schlendern, hatte Karl Maria Zeit und Lust.

Zierlich geputzt war sie auch heute wie-

Digitized by Google

der in den „Blauen Herrgott“ gekommen und hatte ihn hinausgelockt. Vor all diesen gutmütigen, plumpen Menschen mit den neugierigen Augen könne man nicht vernünftig plaudern, erklärte sie schnippisch. Erst erzählte sie allerhand Lustiges vom Ballett, dann kamen ihre Studien und das Konzertprogramm an die Reihe.

Plötzlich nahm sie einen kleinen Anlauf und sagte ganz ruhig: „Deine Schwester läßt dich grüßen.“

Sprachlos starrte Karl Maria sie an. „Die Martha!“ sagte er endlich ganz leise.

„Du weißt wohl gar nicht, daß sie längst geheiratet hat? Sehr fein, den Sohn von einem Minister. Kirchweger heißt er.“

Er ging wie im Traum. In leisem Plätschern rann das Plaudern der Miriam. „Aber Geld hat er keines. Und seine Leute wollen von der Martha nichts wissen. Weißt du, unser Jacques meint, der Jacques verkehrt eben in sehr feinen Kreisen, wie's dort zugeht, das müsse ein schlimmes Ende nehmen. Er hat schändlich viel Geld dort verloren, weil so hoch gespielt wird. Wenn da mal die Polizei was merkt! Und die Martha hat jetzt rotes Haar und enorme Toiletten, und immer steht ein Wagen vor der Tür. Sie ist noch viel schöner als früher. Und ihr Silber hat sie bei uns im Geschäft, Vater hat es belehnt, — da kommt sie immer und leiht es, wenn sie große Gesellschaft gibt. Gestern war sie wieder da. Da habe ich ihr von unserem Konzert erzählt.“

Als schwere Last sank das alles auf Karl Maria. Wie hilfesuchend murmelte er: „Du mußt heute abend hier bleiben, Miriam. Bitte! Was soll ich nur tun? Aber sage nur Mutter nichts —“ Nach einer Weile fragte er schamrot und stockend: „Du meinst also, Miriam, daß die Martha —?“ Er brach kurz ab. Wie in einem Blitzlicht sah er die Tanten der Trix. Und die kecke Miriam, deren Frühreife alles Schlimme und Schlechte erriet, streichelte in stummem Mitleid Karl Marias Hand.

Dann saßen sie wieder mitten unter den fröhlichen Williguths bei Tisch, und Miriam sah den dicken, siebzehnjährigen Philipp Emanuel, der Medizin studieren wollte, so schmachtend an, daß Vater Johann Sebastian sich vor Lachen den Bauch hielt und der unglückliche Junge aus Verlegenheit fast unter den Tisch kroch. Dann gab sie Frau „Affi“ ein sorgfältig auswendig gelerntes Kochrezept von Mutter Charlotte zum besten, die Herstellung einer geradezu monumentalen Mohntorte mit Honig, Rosinen und süßem Zitronat, daß den Williguths das Wasser im Munde zusammenlief und Frau „Affi“ gerührt nach Papier und Bleistift knarrte.

„Sing uns etwas, Miriam,“ bat Karl Maria plötzlich. Er hatte Sehnsucht nach ihrer jungen, reinen Stimme. Gefällig setzte sich Frau Lisbeth ans Klavier. „Also: ‚Der rote Sarafan‘. Ein dummes Kinderlied fürs Konzert. Der schreckliche Lewis möchte mich am liebsten mit einem Baumelzopf aufs Podium stellen.“ Ein Wechselgesang für zwei Stimmen war es, hell und dunkel, bergauf und bergab. Als junges Ding begann die Miriam und endete als altes Mütterlein.

„Nähe nicht, lieb Mütterlein, den roten Sarafan,
Lasse nur die Arbeit sein, die nichts nützen kann.“

Dann huschelte sie sich zusammen, wie ein altes Weiblein, das traurig in die Abendsonne blickt, und klagte:

„Tochter, liebe Tochter, komm, setz' dich her zu mir,
Ewig bleibt die Jugend nicht mein Kindlein dir;
Wenn du lustig singest wie ein Vögelein,
Um die Bäume springest, ewig kann's nicht sein.“

Und ganz leise, wie der Abendwind über die Steppe schleicht, hauchte das Liedlein aus:

„Zur Erinn'rung näh' ich wieder roten Sarafan.“

Die Stimme der Miriam flog auf und ab, klar und rund jeder Ton wie Perlen, die über Samt rollen.

Da lief Karl Maria auf sie zu und sagte feierlich: „Ich bin ein armer Teufel gegen dich.“ Er neigte still den Kopf. Miriam aber lächelte stolz und holte tief Atem. In ihren Augen war ein goldenes Leuchten.

Arm und klein saß Gundl in ihrer Fensternische. Da hörte sie, wie Karl Maria halblaut sagte: „Wenn dich ein armes Ding hört, das selbst singen will, muß es ja verzweifeln.“ Und ein grausamer Blick, der die eigene Bedrücktheit in

Digitized by Google

fremdem Leid wettmachen wollte, streifte die arme Kundry. Er wollte ihr wehetun, weil er an die schöne Martha Tredenius von einst dachte und Gundls harmlose, wohlbehütete Rundlichkeit in diesem Augenblick haßte. Bei der war's kein Verdienst, daß sie ordentlich blieb.

Da riß sich Kundrys arme, verachtete Seele von ihren Ketten und tobte gegen diese Demütigung. Sie sprang auf Karl Maria los, gab ihm einen Stoß vor die Brust und schrie in ihrer hilflosen Wut: „Pfui, schämen sollst du dich!" Und sie stürzte aus dem Zimmer. Ihr nach klang das helle Lachen der Miriam Italiener.

Dann begleitete Karl Maria die Miriam und schritt mit ihr durch die warme Sommernacht. Er tat ihr Geplauder kurz ab und hielt den Blick starr geradeaus wie nach einem harnäckigen Ziel. Ein Wispern und Lispeln war ringsum, Paar nach Paar schlich vorbei, und an jeder dunklen Ecke seufzte Miriam ein wenig und wartete auf einen Kuß. Plötzlich fragte Karl Maria: „Sag', kann man wirklich durch die Geige rasch reich werden?"

„Ach, laß das dumme Zeug," murrte sie unwillig.

Und jetzt die Frage: „Wo wohnt die Martha?"

„In eurer alten Wohnung. Da ist's billiger und — unauffälliger."

„Komm!" Und er zog sie vorwärts.

Nun war er in der alten Gasse. Still stand er und schaute. Ein Auto surrte vorüber und hielt vor dem Hause. Dann rollte ein elegantes Coupé heran. Und jetzt ein zweites. „Jetzt kommen sie," sagte die Miriam und machte große Augen.

„Wer?" fragte er scharf.

Da schwieg sie schnell. Karl Maria sah nach den verhängten, erleuchteten Fenstern, ganz wie bei den Tanten der Trix. Langsam ging er über die Straße, Schritt um Schritt. Ekel und Zorn kämpften in ihm. Zwei Herren strichen vorüber und traten ins Tor. Schnell wich er zurück. Und im Schatten sprach er wie einen trotzigen Schwur in die Nacht: „Ich muß berühmt werden. Ich muß Geld verdienen, viel Geld, damit ich ihnen allen die Schande abkaufen kann."

Blaß und stolz stand er im Dunkel, wie einer, der eine schwere Last auf sich nimmt.

Entschlossen bürdete er sich an diesem Abend noch eine kleine Last zu der großen auf. Mutter sollte einmal im Leben eine echte Freude haben. Wie ein trotziges Gutmachen von viel altem Weh sollte es sein. Als er heimkam, bat er: „Mutter, du sollst mich im Konzert begleiten." In scheuer Freude wich Frau Lisbeth zurück und lächelte selig und zaghaft: „Das werde ich ja gar nicht können, Karl Maria!"

„Ach, Mutter, du mußt einfach." So leicht und froh klang es, daß Frau Lisbeth niemals ahnte, wie schwer es ihrem Jungen fiel, auf den begabten jungen Pianisten, der auch Miriams Lieder begleiten sollte, zu verzichten.

⁂ ⁂ ⁂

Johann Sebastian wußte nichts von Gundls Herzweh und hatte ihr häßliches Betragen vor dem Gast unter vier Augen ganz exemplarisch gerügt. In der allgemeinen Geschäftigkeit, die diesen Sommer im „Blauen Herrgott" herrschte, hatte niemand Sinn für Liebesgram. Nur einer hätte helle Augen und kampfbereite Fäuste gehabt, der wackere Giacomo. Aber dieser geplagte Jüngling mußte in den Schulferien Herrn Johann Sebastian als Orgelsklave dienen und trug dazu selbst schicksalschwere Gedanken mit sich herum. Für seine ungebärdige Kraft ward der „Blaue Herrgott" zu enge, und die geschickten Worte des Impresarios Lewis saßen fest, daß auch er ein Segel auf sein Schifflein spannte und nun geduldig wartete, bis der nächste Windstoß ihn flottmachen würde.

An einem heißen Augustnachmittag fand er seine Schwester Gundl ganz allein im Musiksaal. Sie hatte den Kopf auf die runden Arme gelegt, und als er das blonde Wirrsal emporhob, sah er, daß sie ganz verweinte Augen hatte.

„Was ist denn mit dir los, Kundry?" fragte er.

Da warf sie sich dem Bruder ungestüm an die Brust und flüsterte: „Er hat sie viel lieber als mich."

Dem Giacomo gab es einen Ruck, als er so in das Herz der Gundl schaute. Langsam strich er mit den Fingern über ihr Goldhaar. Er dachte an die Nacht, da er Karl Maria bei seinem Geigenspiel ertappt und gefragt hatte: ‚Du dummer Junge, weißt

Digitized by Google

du denn überhaupt, was die Gundl wert ist?' Die Gundl hatte Karl Maria seine Geige wiedergegeben, und nun stieß er sie undankbar beiseite.

„Siehst du, Kundry, man muß über so vieles hinwegkommen. Du hast ihm nur Liebes getan. Vielleicht findet er sich wieder zu dir zurück. Wir alle ziehen einmal die Kinderkleider aus und verkaufen sie für billiges Geld. Und so muß jetzt auch der ‚Blaue Herrgott' daran glauben." Als Giacomo diesen tiefsinnigen Ausspruch getan, nahm er plötzlich die Gundl auf den Schoß und suchte sie in seiner täppischen Art zu trösten. Sie aber blickte traurig in die Sonne, die in plumpen, geschmolzenen Goldmassen im Zimmer lag.

Dann sagte sie leise: „Wenn er nur recht glücklich wird." Und nach einer Weile: „Ich will immer bei seiner Mutter bleiben. Die wird ja dann auch allein sein." In hart und tapfer errungener Fröhlichkeit sprang sie von seinen Knien und rief: „Hab' ich euch nicht alle herrlich gepflegt, wenn ihr krank wart?"

„Das hast du. Und ich bin ein elender Kerl." Dicke Tränen standen ihm in den blauen Augen.

„Willst du vielleicht auch fortlaufen, Giacomo?"

Er nickte traurig. Das blonde Mädel sah ihn groß und ernst an. Da heulte der starke Giacomo laut auf und hieb mit den Fäusten wider seine Brust, als wollte er sein undankbares Herz totschlagen.

„Ich mag nicht mehr Turnlehrer sein. Ich kann etwas Besseres."

„Steckt da dieser Lewis dahinter?"

„Ja," seufzte er kläglich.

„O, Giacomo, du willst Ringkämpfer werden!"

„Ist das sehr gemein von mir, Gundl?"

Hier gab es wieder etwas zu richten und zu wirken für einen andern, und so sagte sie mit fester Stimme: „Sprich gleich mit Vater!"

„In Gottes Namen," stöhnte der unglückliche Giacomo.

Aber er brauchte noch drei Tage bis zur Tat. Johann Sebastian saß vor der Orgel und diente seinem Bach. Giacomo tat die gewohnten Sklavendienste. Als der Meister gedankenvoll in das Sonnenspiel der alten Kapelle blickte, hörte er dumpfe Worte, die ihn blitzschnell aus seinen beschaulichen Träumen auf die Erde warfen: „Lieber Vater, ich bitte sehr, daß ich Ringkämpfer werden darf."

„Bist du verrückt?" Ein hoheitvolles Lächeln schwebte sanft um des Chordirigenten schweren Mund. Er streckte ein paarmal die Hand aus, als scheuchte er etwas unsagbar Dummes von sich fort. Aber es kam wieder, ganz starr und eintönig: „Lieber Vater, ich bitte sehr, daß ich Ringkämpfer werden darf. Mr. Lewis will mich engagieren."

„Dem Hund breche ich alle Knochen," tobte Johann Sebastian, der alle Würde vergaß. Dann stand er auf: „Es ist hier nicht der Ort zu profanen Gesprächen. Erwarte mich im Musiksaal!" Damit verließ er sein Heiligtum und stampfte die Treppe hinunter, ein Riese an Kraft und Zorn. Der arme Giacomo aber hockte bei seinen Bälgen und sann betrübt auf ein Mittel, den Starrsinn des Vaters zu brechen. Plötzlich glitt ein verschmitztes Lächeln um seinen Mund. Er betete ein etwas gewaltsam verkürztes Vaterunser und sprang in langen Sätzen die Treppe hinab.

Aus dem Garten, wo er mit Schlächtergesellen und Möbelpackern Ringübungen abhielt, holte er eine breite Matratze und zwei alte Strohsäcke und schleppte alles hinter sich her, wie ein Bündel Helfershelfer zu der schweren Tat. Bescheidentlich klopfte er bei seinem Vater an, der in finsterem Sinnen in seinem Lehnstuhl saß. Als er den sonderbaren Aufzug erblickte, polterte er los: „Was soll der Unsinn wieder?"

„Ich will dir zeigen, was ich kann."

„Nichts kannst du, ein Faulenzer und ein Dummkopf bist du." Und Johann Sebastian schritt in einen Winkel, wo unbrauchbar gewordene Geigenbogen beieinander lehnten. Er prüfte ein starkes Stück und schwang es drohend wider Giacomo: „Wer sein Kind liebt, der züchtigt es. Du hast im Garten mit wüstem Gesindel gerungen. Das duldete ich, weil ein gesunder Leib eine Gottesgabe ist. Aber jetzt willst du, Elender, um schnödes Geld —"

Und der Bogen pfiff durch die Luft. Giacomo duckte sich, wie als kleiner Junge, wenn der Vater sein musikalisches Unverständnis strafte. Stolz lächelte Johann

Digitized by Google

Sebastian und sagte: „Bitte mich jetzt um Verzeihung!“

„Ach, Vater, das kann ich nicht. Schau, Mutter und du, ihr werdet alt. Und die vielen Geschwister — Wenn ich da beisteuern kann, ist es doch auch etwas.“

„Dein Sündengeld brauchen wir nicht. Ha! Giacomo, mein Erstgeborener, die erste Hoffnung meiner Ehe, will vor die Hunde gehen! Ich träumte, daß du ein großer Musiker werden solltest, ein Cellist vielleicht.“

„Dann hast du falsch geträumt.“

Alles trug Johann Sebastian mit philosophischem Gleichmut. Nur seine Träume waren ihm heilig. An die durfte ihm niemand rühren. „Schweig!“ donnerte er und ließ den Bogen mit voller Wucht auf Giacomos Arm sausen.

Der Junge ward totenblaß. „Vater! Ich sage dir, das wird nicht gut werden!“

„Hinaus!“ Und Meister Williguth packte seinen Ältesten um den Leib und suchte ihn zur Tür zu drängen. Vorsichtig, wie eine Mutter ihr Kind, umfaßte jetzt auch Giacomo seinen Erzeuger. „Gott helfe mir! Ich kann nicht anders!“ stammelte er verzweifelt.

Aber in Vater Williguth erwachte das wilde Sachsenblut seiner Vorfahren, als er des Sohnes eiserne Pranken spürte. Sinnlos vor Zorn begann er mit Giacomo zu ringen. Der weinte laut vor Herzeleid und verteidigte sich standhaft, aber sehr bescheiden, um dem Alten ja nicht wehzutun. Schließlich hatte er, fast wider Willen, den Vater auf der Matte. Ein blitzschneller Untergriff. Der fette Riese taumelte. Giacomo schluchzte: „Hier liegt ein Strohsack, lieber Vater. Gib acht! Bitte, so!“ Und legte Meister Williguth fein säuberlich auf beide Schultern. Keuchend lag Johann Sebastian in der Gewalt seines Buben. Giacomo kniete nieder und heulte: „Verzeih mir, Vater! Habe ich dir wehegetan?“

„Wer bist du, daß du wider den Stachel löckest?“ murmelte Johann Sebastian noch immer etwas außer Atem und saß würdevoll auf dem alten Strohsack. Aber der Zorn wich von ihm. Er freute sich der Reckenkraft seines Jungen. „Wenn es sein muß, lieber Vater, verstoße mich jetzt! Ich will lieber gleich fort!“ Da fuhr ein Lachen, gewaltig und laut durch den Musiksaal, daß die Fensterscheiben klirrten. Die Bibel rettete den braven Giacomo. „Ein Esel war ich!“ schrie der Vater, „Giacomo hab' ich dich genannt, weil ich Großes von dir erwartete im Dienste der Musik. Jakob aber rang mit dem Engel des Herrn und besiegte ihn. Blind war ich und wußte die Schrift nicht zu deuten. Du bist Jakob Williguth.“ Und schmetterte den Jubelruf hinaus: „Jetzt habe ich doch ein Wunderkind!“

So entschied sich das Schicksal des Giacomo Williguth.

Schon in den nächsten Tagen geriet er in seines Trainers Hand, der ihm Muskeln und Sehnen hartschmiedete nach den altehrwürdigen Regeln der griechisch-römischen Ringkunst. Gundl stickte dienstbeflissen hübsche Monogramme, riesengroße, kunstvoll verschlungene G. W., die Giacomos schwarze Trikots zieren sollten. Denn er hielt Schwarz für feiner und zugleich auch effektvoller als alle anderen Farben. Daneben übte sich Gundl fleißig im Klavierspiel, damit sie im Notfall, wenn Frau Lisbeth aus irgendeinem Grund dies nicht imstande wäre, Karl Maria begleiten könnte. Ihre Backfischfülle schwand in diesem Sommer dahin, ein feines, ernstes Frauengesicht schälte sich heraus, klug und treu, daß Karl Maria oft erstaunt nach der alten, dummen Gundl suchte. Ihr Leib aber ward groß und stark, daß sie eine prachtvolle Walküre dargestellt hätte, wenn ihre Stimme nicht gar so armselig und ohne Schwung gewesen wäre. Aber sie ließ nicht nach und blieb ihren Gesangstunden treu, in der schweren Beharrlichkeit ihrer jungen Kraft. Von den heißen Kämpfen ihrer einsamen Nächte wußte ja niemand. Karl Maria aber lebte hart und kalt in seinem Ehrgeiz und ging ahnungslos an ihrer Liebe vorüber.

Zunächst zog Giacomo Williguth aus dem „Blauen Herrgott“.

Da standen alle diese gutherzigen Riesen um den scheidenden Sohn und Bruder, in wehmütigem Glück, daß diesmal ein Siegesgewisser die Kinderschuhe hinter sich warf. Der dicke Impresario Lewis, der den jungen Recken selbst abholte, riß verwundert die runden Glotzaugen auf, als der Abschiedsschmerz der Willigluths rings

Digitized by Google

hohe Wogen schlug. Die hatten alle keinen Geschäftsgeist! Nachdenklich betrachtete er den jungen Karl Maria und fluchte still in sich hinein. Wenn man den Jungen vor vier oder fünf Jahren in langen Locken und kurzen Samthöschen hätte spielen lassen, — die Leute hätten geraft vor Entzücken. Hunderttausende hätte man verdient.

Seufzend klopfte er Karl Maria auf die Schulter. „Laß dich nichts anfechten und denk an deine Geige!“ Er rieb die roten Handflächen langsam aneinander. „Merk dir, mein Sohn, du bist ein früher Fisch. Die Miriam ist ein früher Fisch. Aber was tut Gott? Er macht Fische und Fische.“

Da flammte ein dunkles Rot über das Knabenantlitz, als mahnte jemand an unbezahlte Schuld. Schnell schlich er davon.

Giacomo und Gundl suchten ihn dann. Er saß im Garten, der bunt und grell sein Narrengewand trug, ehe der Tod alle Lichter ausblies. Und als Gundl hoch und schön herankam, die verweinten Augen sorgenvoll auf Karl Maria gerichtet, sagte er trotzig: „Laßt mich doch!“ Der starke Giacomo aber griff nach der Hand seiner Schwester. „Er hat es zwar nicht verdient, aber da ich ihn einst in den ‚Blauen Herrgott‘ geholt habe, muß ich schon weiter für ihn sorgen. Behalte ihn im Auge, Kundry!“

Ein ganz seltsamer Ausdruck huschte über das Gesicht der Sechzehnjährigen. Die Lippen schlossen sich fest, in den Augen schimmerte ein warmes Leuchten. So hüllte sie den Mantel ihrer scheuen und treuen Liebe um Karl Maria Tredenius, der ihr Herz leichter wog als seine Geige. Und Karl Maria wußte, daß er dem „Blauen Herrgott“ und seinen Kindern in Pflicht und Dankbarkeit stand. In jäher Freude begriff er, daß er stets, wenn er müde hierherkäme, in diesen starken Mädchenarmen Ruhe und Rast finden würde. Giacomo Williguth aber sprach zum Abschied: „Bleib fest in deinen Schuhen und schlage mit dem Absatz um dich! Merk dir das!“

Gundl stand still und glücklich und dachte: ‚Ich will alles tun, ihn froh und reich zu machen.‘

Der Greis spricht:

Und hab' mich doch dareingefunden.
Wie hab' ich erst den Weg verflucht
Und schwer gestöhnt durch diese Stunden
Und bange einen Sinn gesucht.
Zuweilen brach das wunderbare
Aufglänzen ferner Welt herein
Und trieb mich, trug mich durch die Jahre:
Und dieses Glänzen war mein Sein.
War in die Kette eingezwungen,
Hab' schon nichts mehr von Traum gewußt,
Da plötzlich war ein Lied erklungen
Und kam und schrie in meine Brust.
Und neu ist alles aufgestanden:
O Lied, o Qual, o Pilgerschaft!
Da sucht' ich wieder nach den Landen
Und hört' das Weltmeer wieder branden
Und fühlte wieder Wunsch und Kraft.
Und wollte meine Kinder führen
In jenes Land, das ich verlor ...
Nun sitzen sie auch vor den Türen;
Schaut keines mehr zum Licht empor.
Der Abend kam. Die Äste biegen
Sich schwer von Früchten erdenwärts.
... Die Kinder mußten unterliegen ...
Doch Enkel wuchsen aus den Wiegen
Zu Deiner Sehnsucht, Du mein Herz.

Emil Alphons Rheinhardt

Digitized by Google

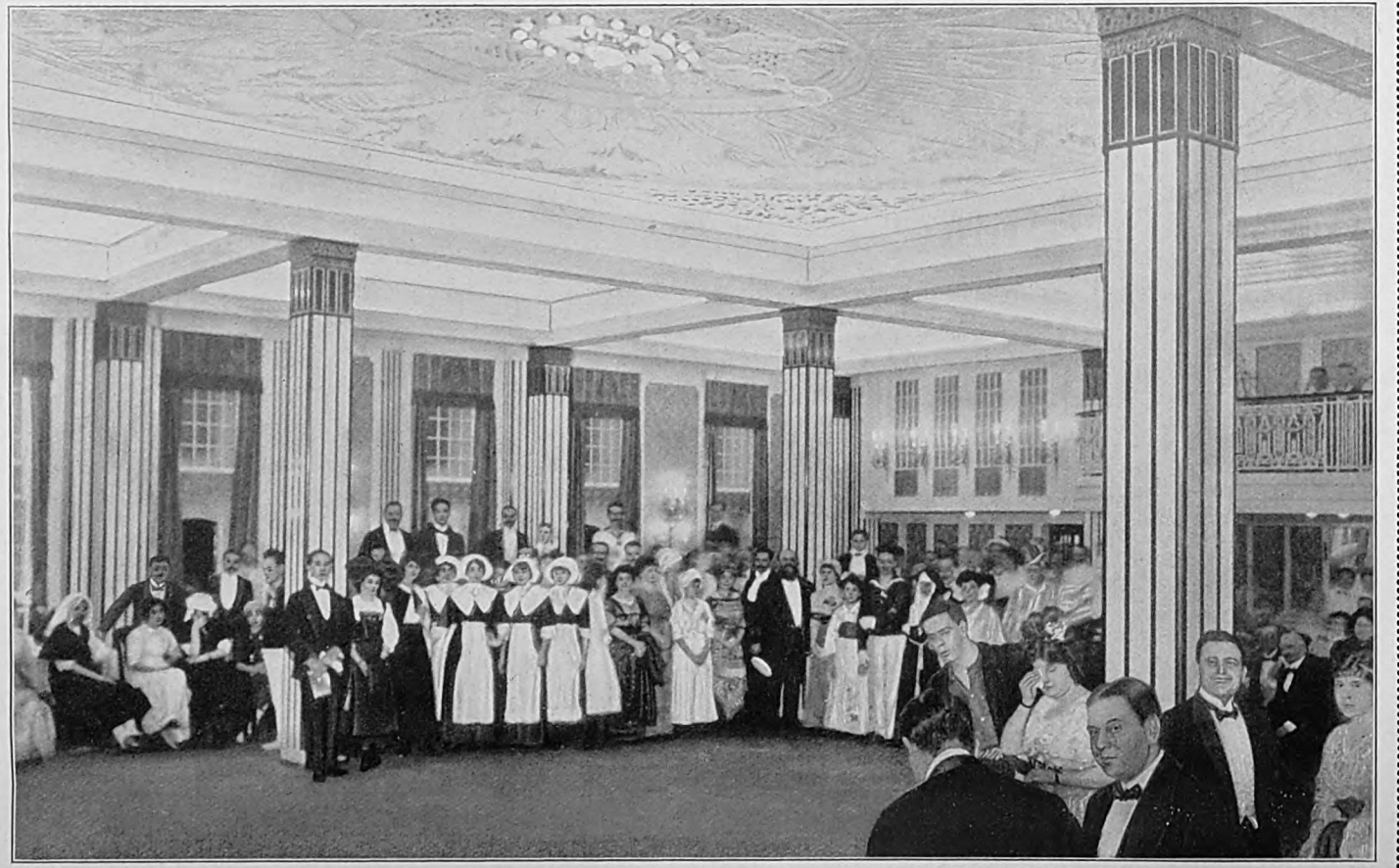
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



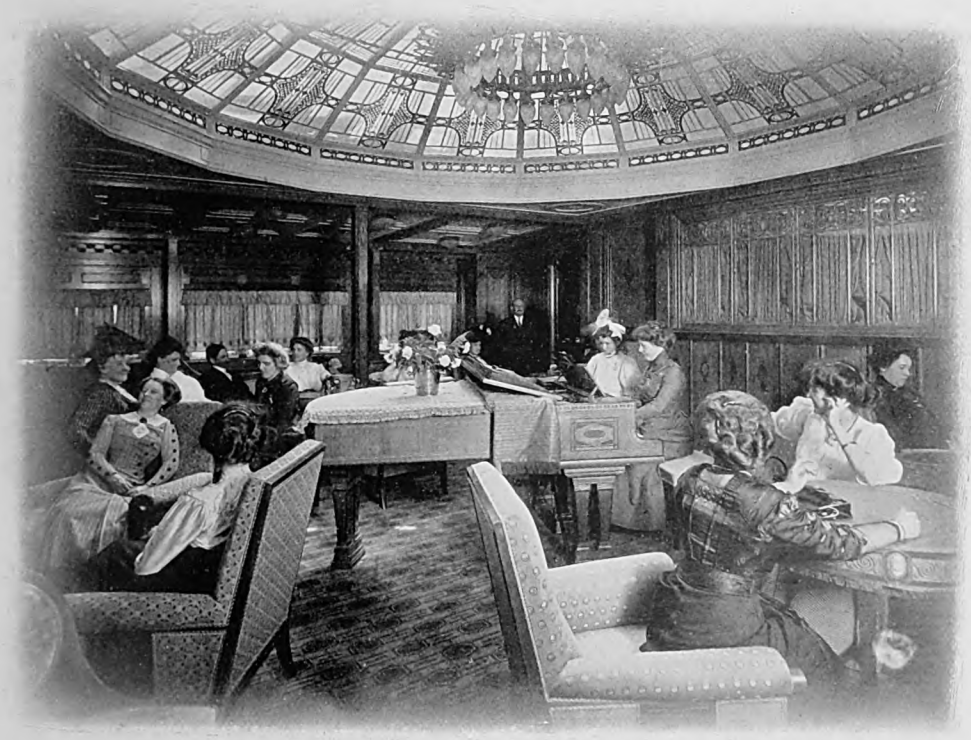
Im Ballsaal des „Cap Finisterre" der Hamburg-Südamerika-Linie

Digitized by Google

Tauziehen der Herren

das strahlende Meer zu schauen, durch das in weiter Ferne ein Dampfer furcht. Die Stewards nahen mit Bouillon, Kakes und belegten Brötchen. Aber uns ist nach etwas Kräftigerem zumute, und so laden wir denn unsere schöne Nachbarin zu einem Cocktail an der Bar ein. Die Bar liegt hinten in der Nähe des großen Restaurants, wo man — unabhängig von den festen Stunden im Speisesaal — zu jeder Zeit, freilich gegen besondere Bezahlung, nach der Karte speisen kann. Auch das bringt eine gewisse Abwechslung in das Tagesleben.

Nun bläst es. Ein Trompetensignal. Wieder das Zeichen für eine Futterstunde.



Gesellschaftszimmer an Bord eines Norddeutschen Lloyd-Dampfers

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Fünfuhrtee auf der Oberdeck-Promenade

Liegestuhl des Promenadendecks ist zu einer reizenden Japanerin geworden. Und jetzt wird es bunt. Araber, bezopfte Chinesen, Orientalinnen, ein Gambusino, ein Strauchräuber, ein weiblicher Kapitän, Matrosen, Köche, Neptun in eigener Person, eine Malteserin, Fellachinnen — es wimmelt durcheinander; man lacht, scherzt, plaudert, bis die Fanfare für den Beginn des Balls ertönt und der Tanz losgeht. Natürlich gibt es auch Nichttänzer. Die sehen sich die Geschichte als Zuschauer an oder sitzen im Rauchsalon und trinken oder stehlen sich heimlich auf das Bootsdeck und beobachten das Meerleuchten. Denn auch das gehört mit zu den Vergnügungen an Bord, daß man auf diesen großen Schiffen in die Stille flüchten kann, wenn man Neigung dazu hat. Und es ist eine unbeschreibliche Wonne, in tropischer Nacht sich ein heimliches Plätzchen zu suchen und über das Meer zu schauen, das der Mond mit flüssigem Golde füllt, in dem das Kielwasser silbern getönte Furchen zieht — oder hinauf zum gestirnten Himmel, der sich höher wölbt wie bei uns im Norden und so durchsichtig scheint, daß es ist, als öffne er neue Räume im Weltall. Man muß nur vorsichtig sein an solchen friedlichen Abenden, denn es kommt oft vor, daß man auf ein Pärchen stößt, das auch gern allein sein möchte.

Was wäre das „Vergnügen an Bord" ohne die Hoffnung auf einen Flirt, der meinetwegen bei Abschluß der Reise beendet sein kann, häufig aber doch auch zu festeren Gebilden wird und in Verlobung und Hochzeit ausläuft. Noch kürzlich erhielt ich aus Dakota U. S. A. eine Heiratsanzeige und entsann mich: in Kairo fing die Liebelei an und wurde eifriger unter der Sonne Indiens; in Birma kam es zum ersten Zanke, in Manila vertrug man sich wieder; in Hongkong wurde er eifersüchtig, in Japan wollte sie nichts mehr von ihm wissen; doch in Honolulu näherten sie sich abermals, und bei der Einfahrt in San Francisco erwartete man die Verlobung. Nun haben sie sich endlich gekriegt ...

Seekrank

Digitized by Google

Die europäischen Dynastien

Von Dr. Walter Hoof

Ein Blick aus der Fliegerperspektive auf den Gothaer Hofkalender

Nun ist vor noch nicht lange auch Prinz Hans wohlbetagt gestorben und im Königsdom zu Roeskilde beigesetzt worden. Zur Welt gekommen als eines unbekannten Herzogs von Glücksburg neuntes Kind, in jungen Jahren Schwager eines Herrn von Laßbergi, den seine Schwester heiratete, war er seitdem bei dem günstigen Segelwind, in welchen sein Bruder Christian hineinzusteuern wußte, zu Rang gekommen und allmählich zu dem vielgenannten „Onkel von Europa" avanciert. Auf ihn ursprünglich erfunden war dieses Epitheton zwar nicht. Er erbte es bei dem Tode der „Großmutter Europas", seiner Schwägerin Luise, der Kasseler Landgrafentochter und Gemahlin König Christians IX. Das Wort paßte und war der Erhaltung würdig; denn in Kopenhagen mündete die kronentragende Genealogie des Erdteils und seiner Appendixe allgemach zusammen. Christian IX. und Luise — die heißeste aller Hohenzollernhasserinnen — sahen ihre Töchter Alexandra und Dagmar die Souveräninnen des großbritannischen und des zarischen Weltreichs werden; sie vermählten ihre Tochter Thyra dem in warten den Hoffnungen unversöhnten Welfenhause; den Häuptern ihrer Manneserben standen und fielen die Kronen von Dänemark und Griechenland und endlich noch wieder des einst zu Dänemark gehörenden Norwegen zu. Aus den Schößlingen an diesem genealogischen Gezweige schlangen sich neue Verbindungen, die noch dichter die höfisch-politische Welt überrankten, in jüngerer Zeit die deutschen Bundesfürstenhäuser von Baden und Mecklenburg in die Kopenhagener Verwandtschaft zogen und auf mehr als einem Wege auch das Haus des deutschen Kaiserthrons erreichten. Bis das einst für unmöglich Gehaltene denkbar wurde und sich vollzog: der Welfenerbe Schwiegersohn des Hohenzollern ward, der seiner einzigen Tochter Lebensglück ihm anvertraute.

Die Glücksburger sind ein schleswig-holsteinisches, in letzter Linie oldenburgisches Haus. Ein nach Abkunft deutscher Verwandtschaftskreis ist es, der von Kopenhagen seine Verbindungen so weitum ausstreckte. Oder sie innerhalb der Familienverzweigung auffrischend erneuerte. Denn was als enge Liaison der Häuser von Dänemark und Rußland erscheint, ist genealogisch nur solche von Holstein-Glücksburg und Holstein-Gottorp.

Seit dem fünfzehnten Jahrhundert ist das alte Grafenhaus des friesischen Oldenburg zu seinen verzweigten dynastischen Stellungen aufgestiegen. Indem es zur Herrschaft in Schleswig-Holstein und Dänemark kam, entsprang dort ein breites Geästel von neuen Linien, darunter Glückstadt, Gottorp, Augustenburg, Glücksburg, und während hiervon die einen Linien in Dänemark und den Herzogtümern nacheinander folgten, bestiegen die Gottorper den russischen und für zwei Menschenalter auch den Schwedenthron. Sie gaben das Beispiel für den jüngeren Krongewinn in Griechenland und Norwegen. So ist denn seit einem halben Jahrtausend dieses länderumspannende oldenburgische Haus in alle große Politik und Verwandtschaft verflochten, unzählige Male begegnet es in den Ahnentafeln, und unser deutscher Kronprinz gehört in diese Genealogie unmittelbar durch seine augustenburgische Mutter, die Kaiserin, hinein, während er sich entfernter mit ihr durch seine Gemahlin berührt.

Ein weit jüngerer Vorgang als die Ausbreitung der Oldenburger, in mancher Hinsicht auch anders geartet, ist der Feldzug der Wettinerlinie Sachsen-Koburg zur Erlangung fremder Throne. Koburgische Agnaten regieren in Belgien, im großbritannischen Weltreich, in Bulgarien, und bis vor kurzem war noch Portugal mitzuzählen. (Prinz Ferdinand von Koburg wurde im Jahre 1836 der Gemahl der Erbtochter des Hauses Braganza, Maria da Gloria. Er ist der Stammvater der folgenden Könige, Urgroßvater des nicht sehr ruhmvoll vertriebenen Dom Manuel, des Sohnes der Königin Amalie aus dem Hause Orléans.)

Erst im neunzehnten Jahrhundert, gegen 1830, entfaltet sich dieser koburgische Familienehrgeiz und beginnt seine Erreichungen zu ernten. Deren Urheber und Taktiker war einer der jüngeren Brüder des Herzogs Ernst I., Leopold, der „koburgische Ulysses", der nach der Losreißung Belgiens (1830) von den Niederlanden seine Erhebung auf den neuen Thron in Brüssel durch unzählige Klippen höchst geschickt hindurchbugsierte.

Ein zwischen Herzog Ernst I. in Koburg und Leopold von Belgien stehender Bruder, Ferdinand, war nach Österreich ge-

Digitized by Google

gangen, in kaiserlichen Militärdienst, und 1816 hatte er die erbtragende letzte Angehörige eines ungarischen altvornehmen Magnatengeschlechtes geheiratet, der Kohárý in der Szalader Gespanschaft. Der ältere Sohn aus dieser Koburg-Kohárý-Ehe, Ferdinand geheißen, wie der Vater, wurde der König in Portugal. Der zweite war August, der 1843 die Prinzessin Klementine von Orléans heiratete, Tochter König Ludwig Philipps von Frankreich. Die schon damals mehrfältigen Heiratsverbindungen der Koburger und der Orléans — der für die altlegitimen Höfe stets etwas anstößig bleibenden Dynastie der Julirevolution und des „Bürgerkönigtums" — wurden so um eine weitere vermehrt. Eben das war 1831 der belgischen Kandidatur Leopolds wesentlich zugute gekommen, daß der Kummer Ludwig Philipps über die entschwindende orléansche Sekundogenitur in Brüssel gemildert wurde durch die Werbung des Koburgers als Schwiegersohn, so daß wenigstens seine Tochter Luise belgische Königin wurde. Jener 1843 geschlossenen Ehe des August von Koburg-Kohárý mit Klementine von Orléans, der Schwester der belgischen Königin, entsprangen drei Söhne. Von ihnen ist es der jüngste, ein dritter Ferdinand, der 1887 nach dem tragisch unterlegenen Battenberger auf den bulgarischen Fürstenthron gelangte und heute der Zar von Bulgarien heißt.

Zur Vollständigkeit sei nachgetragen, daß Prinz Leopold, längst bevor er König der Belgier wurde, sein Augenmerk auf andere Möglichkeiten gerichtet hielt. Zunächst gewann er die große Aussicht, als Gemahl der Tochter Georgs IV., der künftigen Erbin Englands, die allgebietende britische Politik zu leiten. Hierum betrog ihn der Tod dieser Prinzessin nach nur einjähriger Ehe. Dann wollte er König der ihre Freiheit erkämpfenden Griechen werden und erlangte in der Tat die Wahl. Mit dieser augenfälligen Hinlenkung auf seine Person begnügte er sich aber, weil schon wieder dem Klugen minder bedenkliche Aussichten in Westeuropa winkten. Er konnte aufs neue rechnen mit Einfluß auf die englische Politik, durch die verehrungsvolle Hingabe der nunmehrigen Thronerbin Viktoria, die seine junge Nichte war (als Tochter seiner Schwester, der Herzogin von Kent). Im vollen Maße haben sich diese Erwartungen dann erfüllt, während er selber inzwischen König in Belgien geworden war, indem Viktoria unter allen ihren Freiern einen Neffen Leopolds auswählte, ihren Vetter Albert von Koburg, den zweiten Sohn Ernsts I. im thüringischen Heimatsherzogtum. In den veröffentlichten Briefen der Königin Viktoria liegen die Zeugnisse vor, mit welcher Detailliertheit der berühmte Oheim in Brüssel für das englische Paar der lenkende Inspirator in britischen und europäischen Angelegenheiten gewesen ist.

Es fehlt in diesen koburgischen Erreichungen und Betriebsamkeiten von Klugheiten nichts, als die eigentliche große Gedanklichkeit, die freilich stets nur aus dem reinen Quell der selbstlosen Darbringungskraft entspringt. Sie werden ein thronenreiches, aber nicht eigentlich ein großes und hoheitsvolles Haus. Was durch den dynastischen Konzern der Koburger in den höchsten Geburtsrang Europas neuartig hineinkam, war ostentative Vorurteilslosigkeit und das planvolle Ausnutzen von unbesinnlichen Modernitäten. Unter diesen steht an erster Stelle der landläufige Liberalismus, der durch sie und die Orléans erstmals auf den Thronen erschien. Wer zwar Leopold I. genauer kannte, wußte, daß er innerlich so kalt und menschenverachtend war, wie irgendein kleinfürstlicher Sultan des achtzehnten Jahrhunderts. — Daß diese Abkömmlinge der berühmten Ernestiner aus der Lutherzeit einen Religionswechsel als leichtwiegend betrachteten und schon die Kohárý-Erbschaft ihnen eine Messe wert war, wie danach die katholischen Throne, sei nur erwähnt, als eine auch sonst vorkommende Erscheinung.

In Leopold I. von Belgien und seinem ihm merkwürdig ähnlichen, den Vater nur unterstreichenden Sohne Leopold II. tritt noch eine besondere neueste Spezialität hervor, die der „Könige mit dem Kurszettel in der Tasche"; die Spezialität der hohen Mitgänger der Börse, nicht ohne die Ergänzung durch die Leidenschaft, billig Raritäten, Bilder, Antiquitäten, Bücher zusammenzuhamstern, und durch die Neigungen zur chambre séparée. Es war interessant, wie nach allen guten oder schlechten Witzen über Leopold II. bei seinem Tode in manchen Zeitungsnekrologen sich ein klugredneriches Einverständnis mit dieser Art von Königtum hervortat. Indessen die Zeitungen, bei allem unbedingten Einfluß auf öffentliche Gedankenbildungen, sind doch noch nie die öffentliche Meinung selbst gewesen. Deshalb weil sie keine Macht über die sich immer wieder impulsiv zurechtfindenden Empfindungen haben, über den seelischen Teil im Leser, der wertvoller als seine unkritischen, fügsamen, unentwickelten Gedanken ist. Das Bild des gekrönten spekulativen Finanzmannes, für dessen Konstruktion man Leopold II. benutzen wollte, ist vorerst noch wieder in Wirkungslosigkeit versunken. Nicht zuletzt durch die schönere Sympathie, die sich auf das neue Königspaar in Brüssel vereinigte, Leopolds Neffen und seine bayrische Gemahlin, die Tochter Karl Theodors aus der Wittelsbacher Herzogslinie.

Die Ausbreitung der Häuser Oldenburg und Koburg auf eine erhebliche Anzahl auswärtiger Throne ist bei all ihrer gewissen Ungewöhnlichkeit doch auch nur eine Fortsetzung des Vorganges, daß vom frühen Mittelalter in ganz Europa vornehme Deutsche sich in Fürsten- und Königsämter emporgeschwungen haben. Und zwar haben sie dazu so gut wie nie die gewalttätigkühnen Mittel des römisch-romanischen Cäsarismus oder Napoleonismus angewendet,

Digitized by Google

sondern ganz überwiegend verdanken sie ihren Aufstieg einer ausdauernden sachlichen Tüchtigkeit, die ihre Machtsphäre schrittweise und oft genug mühselig mehrt, aber eines Tages die letzte reife Frucht zu pflücken imstande ist. Innerhalb unserer eigenen deutschen Geschichte sind diesen Stufenweg zur Größe besonders deutlich die arnulfingischen Hausmeier, die Karolingen, gegangen, in späteren Jahrhunderten die Hohenzollern, die gleichfalls, wie jene, ihre grundlegenden Verdienste viele Generationen lang im königlichen Ämterdienst erworben haben. Aber auch in der Fremde sind ursprüngliche Beamte und Lehnsträger deutscher Abkunft zu den höchsten Erreichungen gelangt und zwei solche Geschlechter die Einiger ganzer Nationen geworden, frühmittelalterlich in Frankreich und zu unseren Zeiten in Italien. Denn sowohl die Kapetingen als das Haus Savoyen sind aus deutschem Stamm, wie sogleich noch näher dargetan werden soll.

Mit dieser Tatsache vervollständigt sich die merkwürdige Erscheinung, daß von Petersburg und Bukarest bis nach London und Madrid die allermeisten Herrscherfamilien deutschen Ursprung aufzuweisen haben. Nur auf der Balkanhalbinsel (zum Teil), sowie in Mecklenburg, Schweden und Monaco regieren nicht-deutsche Dynastien. Die schwedische und die von Monaco sind französisch, die uralte obotritisch-wendische im längst kernniederdeutschen Mecklenburg ist slawisch, wie sonst noch die von Serbien und Montenegro, und der Sultan ist aus dem asiatisch-osmanischen Stamm, der hoch hinauf ins frühe Mittelalter verfolgt werden kann. Die Ehesitten des Islam und der Wegfall von Ebenbürtigkeitsforderungen haben das Haus Osmans, wie auf der Hand liegt, besonders leicht gegen Zusammenschmelzen und Aussterben geschützt. Jenen sechs nichtdeutschen Dynastien Europas — die mecklenburgische zu ihnen mitgerechnet — steht die große Mehrheit von neununddreißig Herrscherhäusern deutschen Blutes gegenüber.

Die Bourbonen, die einst von Frankreich aus noch Spanien, Neapel-Sizilien, Parma und Piacenza gewannen, regieren heute nur in Spanien. Sie sind ein Zweig am Gesamtstamm der Kapetingen. Deren erster königlicher Ahn im zehnten Jahrhundert, Hugo Capet (der Beiname rührt von „Mäntelchen", capa oder cappa, her), stammte in direkter Linie ab von Wittichin, der unter den Karolingen ins westfränkische Gebiet gekommen war. Er wird von den dortigen Aufzeichnungen ausdrücklich als Deutscher, advena natione Germanus, bezeichnet. Sein Name weist auf altniedersächsische Zugehörigkeit und ist kein anderer als die volkstümliche Form Wittekind. Verwandtschaft des zweifellos vornehmen Mannes mit dem berühmten Sachsenführer ist nicht unwahrscheinlich bei der Sitte der Familien, sich durch besondere wiederkehrende Eigennamen zu bezeichnen. Doch ist sie nicht mit Gewißheit anzunehmen.

Das alte Niedersachsen hat aber auch dem geeinigten modernen Italien sein Könighaus gegeben. In diesem Falle nicht das Engernland, wo Wittekind zu Hause war, sondern der östliche, ostfälische Teil. Die Grafen von Maurienne oder, wie sie später hießen, von Savoyen im Reichsgebiet Burgund — die früh den deutschen Namen Humbert, daneben die niedersächsisch oft vorkommenden Oddo und Lothar, Luther, bevorzugen — führen zurück auf Ahnen, die von Walbeck stammten, unweit Helmstedt und Königslutter. Diese Abstammung ist durch Quellen hinlänglich bewiesen und besteht auch gegen erhobenen Widerspruch, der bei genealogischen Frühforschungen nicht auszubleiben pflegt. Bis ins siebzehnte Jahrhundert war die sächsische Herkunft der Savoyer auch im allgemeinen Gedächtnis unvergessen. Dabei beging man, weil alle mündliche Tradition naheliegende Falschberichtigungen vorzunehmen pflegt, im Hause der Wettiner den Irrtum, sich selbst für diese „sächsische" Verwandtschaft der Savoyer zu halten. Im Jahre 1635 hat Bernhard von Weimar für mögliche Fälle die savoyische „Prätension des Hauses Sachsen" öffentlich geltend gemacht. Bei den Savoyern selber beging man einen anderen naheliegenden Irrtum infolge der verblaßten Tradition. Hier dachte man bei der sächsischen Abkunft nicht an meißnisch-wettinische, sondern an welfische Zugehörigkeit. Die Savoyer, die als Walbecker so nahe dem Braunschweigischen zu Hause waren, hielten sich diesem berühmtesten niedersächsischen Hause ursprungsverwandt und begründeten für ihr Wappen das Recht auf ein Feld mit dem weißen Niedersachsenroß.

Fürsten germanischen Blutes hat auch Monaco ursprünglich gehabt. Denn die Familie der Grimaldi, die diese selbständige Herrschaft an der Riviera begründete, weist sich durch ihren Namen (Grimwalt, im mittelalterlichen Latein Grimoaldus geschrieben) als altlangobardisch aus. Die Grimaldi sind aber 1731 ausgestorben, und durch Erbheirat sind die Grafen von Goyon-Matignon aus Frankreich in das Fürstentum gelangt. Fürst Albert Honorius ist also derjenige europäische Souverän, der den bloß deutsch entstammenden Monarchen die Freude eines unzweifelhaft französischen Umganges bieten kann. Allerdings nicht auch in seiner Häuslichkeit. Es paßt ganz sinnig zu der goldklimpernden Haupteigenschaft, die sein Montecarlo berühmt macht, daß er als (zweite) Gattin eine Heine, verwitwete Richelieu, aus der Hamburger Bankdynastie geehelicht hat. Also eine Verwandte Heinrichs, des Ironikers und Dichters, der seine Witze hierüber nicht mehr hat machen können. —

Wie sehr viel mehr Gewordenheit die öffentlichen Verhältnisse bestimmt, als Prinzip und theoretische Logik, drängt sich bei der Vergleichung der Staaten mit ihren Dynastien oft grell genug auf. Zwei moderne Erreichungen beherrschen das politische

Digitized by Google

Leben: allregelnde Gesetzlichkeit, wozu auch die konstitutionellen Verfassungen gehören, und zweitens, entsprechend der selbständigen Zielbestimmung durch die Völker, die nationale Konsequenz. Die Gleichgültigkeit gegen das Nationale verträgt sich einmal geschichtlich nur mit dem System des Absolutismus und mit der politischen Unmündigkeit. Der Absolutismus ist auch imstande, ein schon im Staate bestimmend gewesenes Nationalitätsbewußtsein zugrunde zu richten, wie das Beispiel der römischen Kaiserzeit erweist. Dagegen unter freiheitlichen Einrichtungen steigert sich unter allen Umständen die nationale Gefühlsempfindlichkeit. Ja, letztere verschärft sich zu Forderungen und Maßregeln des starreren Rassegefühls und Stammgefühls, wofür nicht bloß das jüdische und klassische Altertum, sondern auch die Urdemokratie der Germanen charakteristische Belege bringen. Hier liegen Völkergesetze und Völkerpsychologien von bestimmender Geltung vor. Als einen Gegenbeweis werden wir die nicht Stamm noch Rasse kennende Internationalität, welche das rote Banner der deutschen Sozialdemokratie umgoldet, erst dann anerkennen, wenn sie sich auch unter den schnöden Bedingungen einer Wirklichkeit bewähren wird. Auch die große französische Revolution setzte mit der unterschiedslosen universalen Menschheitsbeglückung, „seid umschlungen, Millionen", ein. Was aber aus ihr ganz logischer Weise schließlich herauskam, war jenes mächtige Erwachen der Völker zur selbständigen und selbstachtungsvollen Nationalität, das die Gedanken des neunzehnten Jahrhunderts bestimmt. Und in der Konsequenz dieses Jahrhunderts beginnen jetzt schon wieder Abstammungsfragen und Rassenprobleme das gebildete Interesse bemerkenswert zu erregen. Ich erinnere an die Aufmerksamkeit für Gobineau, Chamberlain und Ähnliche, oder an die fast schon modehafte Beflissenheit, womit man in die Biographien der Männer von hoher Leistung anthropologisch gefärbte Untersuchungen hineinträgt über Familie, Genealogie, Abkunft nach Rasse, Volkstum, Stamm und Landsmannschaftlichkeit.

Derart ist der „Zug der Zeit", wenn sich ihn auch nicht jeder bewußt macht oder eingesteht. Da ist es nun immerhin eine Anomalie, daß so oft gerade die Dynastie, also die repräsentative Familie des Volkes, die Bedingungen des Nationalen, Heimischen, Bodenständigen am wenigsten erfüllt. Wir haben die Belege aufgezählt: daß die wichtigsten romanischen oder slawischen Monarchien Europas von abkunftdeutschen Familien regiert werden, während über das germanische Schweden ein französisches Geschlecht herrscht, dessen Ahn durch die napoleonische Zeit emporgetragen wurde. Nebenbei gesagt, es taucht von Zeit zu Zeit die Behauptung auf, daß in den Bernadottes ein israelitisches Geschlecht regiere. Der Marschall Jean Baptiste Bernadotte und spätere Karl XIV. Johann auf dem Throne der alten Upsalakönige war allerdings der Sohn eines Rechtsanwalts, aber eines gut katholischen, und die ganze Geschichte ist eine sonderbare Fabel.

Eine ähnliche Merkwürdigkeit, wie in der Übersicht der Nationen, ergibt sich aber noch weiter, wenn man innerhalb der deutschen Geschichte die Abstammungsverhältnisse der Landesdynastien ins Auge faßt. An hervorragenden Stellen erblicken wir Familien, die nicht landsmannschaftlich eins mit ihrem Volke sind. Schwaben, nach alter Abkunft tragen an der märkischen Spree die preußische, eigentlich ostpreußische Krone. Die gleichfalls altschwäbischen (oder alamannischen) Habsburger erschufen aus bajowarischem Volkstum das Donaureich. Später wurde ihre Dynastie, als sie mit Maria Theresia zum Erlöschen stand, durch lothringische, fränkische Aufpfropfung erneuert. Aus dem alten Lothringen stammen ferner, nämlich aus Brabant, die hessischen Fürsten. Was für ein Mannesstamm im niederdeutschen Königreich der Niederlande die Fortsetzung der Oranier (Nassauer) übernehmen wird, muß bei der gegenwärtigen Sachlage, die ja bekannt ist, weiter abgewartet werden. Übrigens hat ein Gesetz von 1910 für den Fall, daß die Nachkommen des jetzigen oranisch-obotritischen Paares aussterben, auswärtige Erbrechte ausgeschlossen zu gunsten von freier Wahl. — Am ergiebigsten hat sich, wie Deutschland für Europa, für das deutsche Gebiet das Land Schwaben als geschichtliche Fürstenwiege erwiesen, indem außer den genannten Häusern Hohenzollern und Habsburg auch die Welfen, die Zähringer und das württembergische Haus von schwäbischer Abkunft sind. Dagegen in dem zum alten Schwaben geschichtlich und volklich gehörigen Fürstentum Liechtenstein regiert ein steirisches Geschlecht.

Ich mache diese Aufzählungen nicht, um die vorhin berührte Anomalie als solche zu unterstreichen. Jene beweisen im ganzen viel mehr gegen die Nützlichkeit, solchen Abstammungsverhältnissen, wenigstens innerhalb derselben Rasse, entscheidende Wichtigkeit beizumessen. Über der jetzt so gerne betonten Vererbung soll man es nicht vergessen, welche außerordentliche Kraft, biologisch, anthropologisch, psychologisch, in der ihre Bedingungen erkennenden Anpassung zutage tritt. Eben die Dynastien sind das deutlichste Beispiel hierfür. Der verwegenste Gobineaujünger wird den Vater Friedrichs des Großen nicht süddeutsch finden oder die neuen Könige von Schweden gascognisch.

Es bleibt uns dann noch für sich bewußt, daß das eigentliche Blut des Mannesstammes beständig auf geringere Quoten reduziert wird durch die Vererbungen von Mutterseite, deren Intensität nicht leicht zu überschätzen ist. Da wäre es also, wenn man aus den Stammesidealen entschlossene Folgerungen ziehen wollte, dringlich für die Völker, sich Fürstinnen einheimischer Abkunft

Digitized by Google

zu wünschen, damit die erwähnte Anpassung verstärkt, anstatt immer neu durchkreuzt werde. Indessen einer solchen Forderung, für die erfahrungsmäßig noch manches Sonstige sprechen könnte, steht zwar nicht unbedingt, aber doch vielfach erschwerend das Prinzip der Ebenbürtigkeit entgegen.

Die Ebenbürtigkeit gehört zu den drastischen Beispielen, wie der Sinn geschichtlicher Maßregeln sich bis in den Widersinn verkehrt. Ursprünglich war sie eine allgemeingültige germanische Forderung. Eben sie hatte den Zweck, unseren Vorfahren die Rasseeinheit und Rassereinheit, auf die sie so strenge hielten, zu sichern. Es lebten unter ihnen Unfreie von zum Teil ungermanischer Abkunft, unterjochte, zu Liten gemachte Vorbevölkerungen, Gefangene, über die Grenze Geraubte und andere mehr. Das Volksbewußtsein forderte aber unbedingt die dauernde Blutreinheit der Volksgenossen, und so machten denn sehr scharfe Volksgesetze jede Eheverbindung der freien Volksgenossen außer mit ebenbürtig freien Familien unmöglich und verstießen etwaige sonstige Sprößlinge unter allen Umständen in den Stand der Unfreien, die keine Volksgenossen waren. Dieses gehärtete alte Herkommen haben dann später, als sich sehr veränderte soziale Verhältnisse herausgebildet hatten, mit Nachdruck die vornehm edelfreien Familien festgehalten. Aber dies geschah schon unter Verschiebungen des inhaltlichen Sinns. Der alte Volksstandpunkt der Rasseeinheit trat zurück vor dem der Standesebenbürtigkeit, und eben dies führte zu den vielfachen ausländischen, fremdblütigen Ehen der deutschen Könige und großen Fürsten. Fernere Entwicklungen haben die Logik in diesen Dingen dann noch weiter verschlechtert und kompliziert. Heute steht es so. Es gibt keinerlei öffentliche, staatliche Gesetze, die die Dynastien hindern, sich beliebige Blutmischungen nach Stand, Nationalität oder Rasse zuzuführen. Trotz aller konstitutionellen Verfassungsparagraphen, die das volkliche und nationale Interesse zu sichern suchen, ist in diesen, sicherlich für die Völker nicht gleichgültigen Punkten den Fürsten ihre Willkür überlassen geblieben. Eine gewisse Selbstbindung solcher Willkür gibt es zwar, in Gestalt der Ebenbürtigkeit. Aber diese beruht auf Standesherkommen und Hausgesetzen, anstatt auf öffentlichem Gesetz. Ihr Wert setzt sich dadurch herab, daß nicht bei allen europäischen Nationen die Begriffe der Ebenbürtigkeit bekannt sind und daß trotzdem Konnubium derer, die auf Ebenbürtigkeit halten, auch mit solchen Dynastien besteht, wo man nicht nach den Stammüttern und der Ahnenreihe fragen darf. Die Sachlage ist nach allen Richtungen voller Verschiedenheit und Verworrenheit. Ein Battenberger, in seiner Heimat Hessen nicht regierungsfähig, konnte Fürst von Bulgarien, eine Battenbergerin Königin von Spanien werden. In England ist die Entwicklung anders als in Deutschland gelaufen, dort gibt es die bei uns geläufigen Ebenbürtigkeitsanschauungen nicht. Die Gemahlin des jetzigen Königs Georg von England stammt ab von dem unebenbürtig vermählten Herzog Alexander von Württemberg, dessen Sohn, Herzog Franz „von Teck", in England eine Tochter des welfischen Herzogs von Cambridge heiraten konnte. Sie würde auf irgendeinem deutschen Thron unmöglich sein. Aber sie ist einwandfreie Königin von England, und ihre Tochter als englische Prinzessin könnte deutsche Kaiserin werden. Dies könnte auch die Tochter des Fürsten von Monaco, falls er eine hat. So gewährt die Ebenbürtigkeit den Regierten zwar einen gewissen Schutz gegen ungeeignete Landesmütter, aber immerhin einen sehr unregelmäßigen, lückenhaften und widerspruchsvollen. Sie schließt einheimische, durchaus deutsche Damen bis zu sehr vornehmem, auch fürstlichem Rang aus von den deutschen dynastischen Heiraten, gibt diese aber Damen frei, die fremdländisch, fremd interessiert und nicht immer gleich vornehm sind.

Daß hier aktuelle Probleme liegen, trat in unseren Tagen besonders deutlich hervor aus Anlaß der Ehe des österreichischen Erzherzog-Thronfolgers. Seine Gemahlin kann Königin von Ungarn sein, nicht Kaiserin. Man hat nun zwar schon ordnend vorgesorgt. Immerhin hätte Österreich ein geradezu staatserhaltendes Interesse daran, wäre es in diesem Fall von dem Ebenbürtigkeitskonflikt befreit — hülfe selbst eine Art von ranglichem Gewaltstreich dazu. Unwidersprochen erfuhr man seinerzeit, daß der Erzherzog und seine Gemahlin beabsichtigt hätten, zur Krönungsfeier nach London zu gehen, daß man aber für die Herzogin von Hohenberg den gewünschten Platz unter den geborenen Prinzessinnen nicht habe zugestehen können. Wenn dies zutraf, wie es allen Anschein hatte, so war darin eine höchst symptomatische und zugleich eine höchst komische Bedeutung. Erstere darin, daß der Platz der Fürstinnen von Geblüt beansprucht wäre. Die komische aber darin, daß nach dem angewandten Maßstab derselbe Platz der zu krönenden Königin hätte verweigert werden müssen.

Es ist wohl denkbar, daß man absehbar die Dringlichkeit empfinden wird, den ganzen jetzigen Zustand der dynastischen Ebenbürtigkeit einer Durchsicht und vernünftigen Ordnung zu unterziehen. Die ungeheuren theoretischen und praktischen Schwierigkeiten dieses Unternehmens liegen freilich auf der Hand. Es kann auch sein, daß man sich weiter von Fall zu Fall zu helfen suchen wird, wie das auch schon sonst geschehen ist. Sollte es aber zu Neufeststellungen und Vereinbarungen kommen, so würden sie auf jeden Fall darin ihr Hauptziel erblicken müssen, den Dynastien den äußeren und inneren Adel zu erhalten und den Völkern, die sich der monarchischen Führung erfreuen, diese als ein ethisch aufrichtendes, von allzu peinlichen Modernitäten nicht zu erreichendes Empfindungsgut zu sichern.

Digitized by Google

Der Graf Lauraguais

Von Karl Hans Strobl

Eines Tages überraschte Madame Arnould den Grafen Lauraguais nicht wenig, indem sie ihm den Wagen, die Rosse, das Silbergeschirr, das Porzellan, die Wäsche, den braven Marcel, kurz alles, was sie im Verlaufe der Jahre von ihm an Liebesgeschenken erhalten hatte, zurücksandte. Madames letzter Auftrag an Marcel war, dem Grafen einen Brief mitzubringen, in dem sie ihm mitteilte, daß sie mit ihm gebrochen habe und Paris verlassen werde.

Dieses jähe Ende eines Verhältnisses, von dem man annahm, es sei fester gefügt als eine Ehe, rief kein geringes Aufsehen hervor, und als der Graf Lauraguais bei der nächsten Abendgesellschaft des Barons Holbach erschien, beeilte man sich, ihm das herzlichste Beileid auszudrücken.

„Sie haben eine Geliebte verloren," sagte der Abbé Galiani, so ernst, wie er nur selten war, „um die wir Sie alle beneidet haben. Die liebenswürdigste Frau, ein Engel, wenn dieser Name überhaupt für unsere Feindinnen zulässig ist."

„O," sagte der Graf, „ich bin ihrer überdrüssig gewesen. Ich habe sie weggejagt, um endlich meine Ruhe zu haben. Mag sie sehen, wie sie ohne mich durchkommt."

„Es heißt, daß sie sich auf dem Lande bei Bertin befindet und bereits die Bedingungen ihres neuen Verhältnisses unterzeichnet hat," sagte Madame d'Epinay, die immer mehr wußte als andere.

„Gewiß! Ich habe Bertin davon verständigt, daß Madame Arnould frei wird. Sie wissen, daß ich ihn nicht leiden kann. Übrigens beabsichtige ich, ein satirisches Gedicht auf Madame Arnould zu schreiben und drucken zu lassen."

„O, ich glaube," sagte der Abbé Galiani hinter dem Rücken des Grafen zum Baron Holbach, „wenn er ein Gedicht machen will, kommt das Pressen und Drucken zuerst und dann das Schreiben."

Nach einigen Tagen aber war das versprochene Gedicht da und machte zuerst in einigen handschriftlichen Exemplaren seinen Weg durch die Salons. Die guten Bekannten des Grafen verbreiteten zugleich die Nachricht, daß er mit diesem Opus und einigen früheren Erzeugnissen seines Geistes zu Herrn von Voltaire zu reisen gedenke. Und wirklich machte sich der Graf, nachdem er die durch sein Gedicht hervorgerufene Sensation genügend ausgekostet hatte, nach Genf auf. Er blieb acht Tage bei Voltaire, dann kehrte er nach Paris zurück. „Es war höchste Zeit, uns zu trennen, zwei große Dichter vertragen sich nicht länger."

Mit diesem Besuch war aber alles erschöpft, was im Zusammenhang mit Madame Arnoulds Entfernung dem Grafen in der Gesellschaft das vornehmlichste Interesse sichern konnte. Er geriet in eine trübselige Stimmung, verwünschte dieses Paris, in dem alle guten Geschichten und bemerkenswerten Ereignisse so schnell vergessen würden wie die Bonmots von gestern, und sann darüber nach, was nun zu tun sei.

„Sie langweilen sich, Graf," sagte der Abbé Galiani, „versuchen Sie es einmal mit der Wissenschaft. Überraschen Sie uns doch einmal mit einer Entdeckung. Sehen Sie nur, welchen Namen sich Lavoisier gemacht hat."

„Lassen Sie mir nur Zeit," murmelte Lauraguais. „Sie werden staunen." Vorläufig aber wußte der Graf noch nicht, auf welchem Gebiet der Wissenschaft er sich auszeichnen sollte. Da war es ihm wie eine Fügung des Schicksals, daß ihm sein Intendant am nächsten Tage das Gesuch zweier armer Chemiker um Unterstützung vorlegte, die als Neffen eines seiner Gutspächter einigen Anspruch auf sein Wohlwollen zu haben glaubten. Er ließ sich sogleich die beiden jungen Leute kommen und sprach zu ihnen: „Meine Herren, Sie sind Chemiker. Die Chemie ist eine schöne Wissenschaft, in der jetzt täglich neue Entdeckungen gemacht werden. Lassen Sie mich eine Entdeckung machen, und Sie sollen die erbetene Unterstützung erhalten."

Hierauf entfernten sich die beiden Chemiker, indem sie versprachen, sie wollten sich bemühen, den Grafen sehr bald nach seinem Wunsch zu bedienen. Als aber vierzehn Tage vergangen waren, ohne daß sie sich gezeigt hätten, ließ der Graf eines

Digitized by Google

Morgens um vier Uhr anspannen, fuhr nach der Wohnung der jungen Leute, rüttelte sie in ihrer Kammer aus dem Schlaf und setzte sie in seinen Wagen. Dann ging es nach dem Landgut des Grafen in Sèvres, wo man im ersten Grauen des Tages eintraf. Die Brüder hatten noch den Schlaf in den Augen, als man sie in ein Gartenhäuschen mit vergitterten Fenstern brachte.

„Meine Herren," sagte der Graf zu ihnen, „Sie lassen sich zuviel Zeit zu Ihrer Entdeckung. Sie arbeiten offenbar nicht mit demjenigen Eifer, der meiner Ungeduld entspricht. Ich will Ihnen zum rascheren Fortgang Ihrer Arbeit behilflich sein. Sie sehen hier in diesen Räumen alles, dessen Sie bedürfen. Sie haben hier einen Ofen, ein Gebläse, Kohlen und Retorten, soviel Sie wollen, man wird Sie verpflegen, man wird Ihnen alles holen, was Sie brauchen. Aber Sie werden diesen Raum nicht verlassen, bevor Sie nicht eine interessante Entdeckung gemacht haben, verstehen Sie mich. Entdecken Sie ... nun, sagen wir ... eine Methode, die Luft flüssig zu machen."

„Das wird niemals möglich sein, Herr Graf," antwortete der ältere Bruder.

„Nun gut, dann entdecken Sie etwas anderes. Leben Sie wohl." —

Von Zeit zu Zeit erschien der Graf in seinem Gartenhäuschen, um sich nach den Aussichten auf eine Entdeckung zu erkundigen. Und als ihm die Gefangenen nach Ablauf einer Woche noch kein Ergebnis ihrer Versuche melden konnten, befahl er, ihre täglichen Rationen auf die Hälfte herabzusetzen. Nach einer weiteren Woche drehte er die Schraube noch fester an und entzog ihnen noch einmal die Hälfte der Nahrung.

„Du wirst sehen," sagte der jüngere Bruder, „er läßt uns in diesem Loch noch verhungern, wenn wir nicht bald etwas finden." Und sie sannen und experimentierten so eifrig, daß sie nach Verlauf weniger Tage dem Grafen sagen lassen konnten, er möge sie besuchen, um eine freudige Nachricht zu vernehmen.

Der Graf kam ganz aufgeregt in sein Gartenhäuschen und rief gleich beim Eintritt: „Nun, meine Herren, was haben wir gefunden? Ich brenne vor Ungeduld zu hören, welche große Entdeckung wir gemacht haben."

Mit ernsten und feierlichen Mienen standen die Brüder vor ihm, und der Ältere sagte: „Herr Graf, ich hoffe, Sie werden mit uns zufrieden sein. Unsere Entdeckung ist in der Tat ganz außerordentlich. Sie ist, man kann sagen, der Beginn einer neuen Ära in der Erforschung der Natur. Wir haben den Verbrennungsprozeß studiert und gefunden, daß er darauf beruht, daß sich die Körper mit dem Sauerstoff der Luft verbinden."

„O," machte der Graf.

„Gewiß. Damit ist das Märchen von einem besonderen Stoff der Flamme aus der Welt geschafft. Die Theorie vom Phlogiston ist tot. Wollen Sie sich gefälligst überzeugen." Und nun führten die Entdecker dem Grafen eine Reihe von Experimenten vor, die für die Richtigkeit ihrer Hypothese unwiderlegliche Beweise erbrachten. Nachdem der Graf so in alle Einzelheiten eingeweiht worden war und sich vollkommen sicher fühlte, öffnete er die Türe des Gartenhäuschens und gab den jungen Leuten die Freiheit.

Noch am selben Abend kam er zu Baron Holbach mit dem Lächeln eines Siegers. „Nun," fragte Abbé Galiani, „Sie sehen so fröhlich aus. Wozu sollen wir Ihnen gratulieren?"

„Sie dürfen mir in der Tat Glück wünschen. Ich habe nach langem Forschen und schwerer Arbeit in meinem Laboratorium entdeckt, daß die Dinge verbrennen, indem sie sich mit Sauerstoff verbinden."

Die Anwesenden sahen einander an, als wüßten sie nicht, was sie dazu sagen sollten. Der Unglaube und das Staunen, das der Graf auf allen Gesichtern sah, erhöhte seinen Triumph. „Sie wußten nicht, daß ich mich auch mit Chemie beschäftige. Mein Gott, ich spreche von solchen Dingen nicht, bevor ich nicht irgend etwas geleistet habe. Ich lade Sie für morgen in mein Gartenhaus, es wird mir ein Vergnügen sein, Ihnen die Experimente vorzuführen."

Die Abende im Gartenhaus zu Sèvres fanden nun vier- bis fünfmal in der Woche statt. Der Graf Lauraguais lief durch die Salons und fing sich seine Gäste ein. Man kam nicht ungern, denn man unterhielt sich vorzüglich und war auch mit der Küche und den Weinen des Grafen recht zufrieden. Und so gelangten diese „chemischen Abende"

Digitized by Google

in Sèvres rasch zu einem Namen in ganz Paris. Der Graf war überaus glücklich.

Zu Beginn des Herbstes erhielt er einen Brief von Madame Arnould. Man hatte in der letzten Zeit davon gesprochen, daß sie schwer erkrankt sei. Nun schrieb sie ihm, er solle sie besuchen, sie fühle sich schwach und wünsche ihn zu sehen.

„Ich fürchte, sie wird sterben," sagte der Graf zu seinen Freunden, „denn sie wünscht mich noch einmal zu sehen. Ich weiß nicht, ob ich diesen Wunsch erfüllen soll."

Er entschloß sich endlich doch dazu und fuhr am nächsten Tag nach Bertins Landhaus, mit vier Pferden, in einer Kutsche, die mit schwarzen, silbergestickten Trauerdecken behangen war. Ein Diener führte ihn in das Krankenzimmer. Zwei Nonnen waren da, ein Abbé betete am Fußende des Lagers. Auf den Zehenspitzen näherte sich der Graf dem Bett. Seine Freundin lag regungslos, mit starren Augen. O — man hatte ihn gerufen, um ihr die Augen zuzudrücken. Voll schmerzlicher Bewegung streckte er die Hand aus.

Da wandte ihm die Kranke ihre Augen zu; es war ein Lächeln in ihnen. „Noch einen Augenblick, mein Freund," sagte sie, „es ist noch nicht so weit."

Der Graf verneigte sich galant. „Wie Sie wünschen."

Madame Arnould sah ihn an und lächelte. „Ich habe Sie rufen lassen, lieber Freund," sagte sie leise, nachdem sie den Nonnen und dem Abbé einen Wink gegeben hatte, vom Bette wegzutreten, „um Ihnen eine Bitte vorzutragen, die für Sie auch ein guter Rat ist. Ich glaube, daß es mit mir zu Ende geht, und bevor ich in das Nichts eingehe, will ich Sie bitten: Hören Sie doch endlich auf, sich lächerlich zu machen."

„Madame," warf der Graf ein.

„Ich verzeihe Ihnen wahrhaftig, daß Sie auf mich ein satirisches Gedicht gemacht haben. Es war so schlecht, daß kein Mensch darüber zu lachen vermocht hat. Marcel, der dieses Gedicht, wie alle Ihre anderen auf dem Gewissen hat, taugt zum Satiriker am allerwenigsten. Es ist nicht das. Aber ich sterbe jetzt und ich möchte nicht gern, daß es nach meinem Tode heißt, ich sei so lange Zeit die Geliebte eines Mannes gewesen, der noch immer fortfährt, sich lächerlich zu machen."

„O, Madame, ich muß Sie bitten..."

„Lieber Graf, ich habe nicht viel Zeit. Die Welt macht sich über Sie lustig. Die Welt weiß, daß Ihr Kammerdiener Ihre Gedichte macht."

„Das ist ... ein Irrtum, Madame."

„Nein... nein! Ich weiß es doch. Und man weiß auch, wie Sie zu Ihrer Verbrennungshypothese gekommen sind."

„Madame, ich schwöre Ihnen, daß ich diese Entdeckung selbst gemacht habe."

„Ach — Sie glauben es vielleicht jetzt schon selbst. Aber es ist nur fatal, daß Sie mit einer Entdeckung herumlaufen, die man Ihnen als neu aufgebunden hat, während sie von Herrn Lavoisier bereits vor längerer Zeit gemacht wurde."

„Ich werde Herrn Lavoisier vor meinen Degen fordern, wenn er mich um die Früchte meiner Arbeit betrügen will."

„Sie würden sich nur lächerlicher machen. Sehen Sie, das wollte ich Ihnen sagen. Deshalb bin ich auch von Ihnen fortgegangen, ich selbst, wenn Sie auch behaupten, Sie hätten mich fortgeschickt, damit nicht von Ihrer Lächerlichkeit allzuviel auf mich übergehe. Der arme Bertin! Ich will nicht, daß man von ihm sagt, er hätte eine Geliebte gehabt, die durch ihren früheren Liebhaber lächerlich ist. Deshalb mußte ich Ihnen die Augen öffnen. ... Gehen Sie jetzt, lieber Freund, gehen Sie ... und senden Sie mir Bertin, wenn Sie ihn im Vorzimmer treffen sollten."

Der Graf Lauraguais küßte die gelbliche, magere Hand seiner einstigen Freundin und ging. Im Vorzimmer standen Grimm, Diderot, der Abbé Galiani und einige andere Bekannte des Grafen um Bertin, der ganz verzweifelt aussah. Der Graf trat zu ihm, drückte seine Hand und gab ihm einen Wink, daß er in das Krankenzimmer gehen solle.

„Nun? Wie steht's?" fragte man ihn, als Bertin weg war.

„Ach, meine Freunde," sagte der Graf mit schwerer Stimme und tränenerfüllten Augen, indem er sich auf Diderots Schulter stützte, „es ist erschütternd. Ich bin ganz gebrochen. Der arme Bertin! Sie liebt mich noch immer. Sie kann es nicht verwinden, daß ich sie weggeschickt habe."

Digitized by Google

Schummerstünn. Von Herm. Claudius

Dat schummert all. De Stuw liggt still.
Ick kik un weet nich, wat ick will.

Dann schüwwt uns Lütt sick mank min' Kneen:
„En lütt Geschicht —“ „Ick weet ja keen.“

Se krupt sick sacht op minen Schot:
„En ganze, ganze lüttje blot . . .“

Un ick vertell ehr en Geschicht.
In Schummern is't Vertellen licht.

Vertell, vertell vun dat un dit.
— Dat Für in A'm snackt heemlich mit.

Un ut dat Duster üm uns her
Kümmt ümmer mehr, kümmt ümmer mehr.

Leid. Von Antonie Steimann

Mein Leid war groß,
Und heiße Tränen gossen
Tropfenreihen auf Hals und Wangen, —
Dein Kuß hat sie empfangen.

Mein Herz tut weh!
In seinem Schoße sprossen
Rote Kränze von süßen Blüten —
Ich wußt' sie nicht zu hüten.

Nun bist du weit.
Meine Haare flattern im Winde,
Um mich zittert ein altes Lied —
Weiß nicht, was sonst rings geschieht,
Und starr' in die dunkle Linde,
Die über und über blüht.

Weg frei! Von Carl Meißner

Ach dies Wandern, so grad durch die Welt,
Nichts, was dich hemmt, nichts, was dich hält,
Und an Füßen und Händen Schwingen!
Und das Auge nimmt und die Seele will.
Aber da drinnen ist es still:
Es muß, ja es muß noch gelingen!

Der Weg ist noch lang, und der Leib ist noch jung,
Und in dir lebt Begeisterung
Und Kraft, ja Kraft zum Ringen! —

Was dich brechen wollte, es gab dir Kraft,
Es gab dir klare Leidenschaft. —
Nun freu' dich, wie im Klaren
Die weißen Wolken fahren.

Digitized by Google

Hochzeit zu Anzing

Von Georg Queri in Starnberg

Anzing ist ein liebes, altes Bauerndörfl am Ebersberger Forst, östlich von München also. Der Schienenstrang hat das Dörfl und seine rund zwölfhundert Bauern, Bauernhandwerker und Forstarbeiter noch nicht erreicht. Glücklicherweise: so trägt der Städter nur recht selten seinen Schädel voll Mucken hin; und wo er seine Mucken nicht ausflattern läßt, da gedeihen Sitte und Brauch noch ungeniert und lustig von alters her weiter.

Und wenn zu Anzing zwei Leutl die Hände zusammenlegen zum gemeinsamen Hausen, dann gibt's noch eine richtige altbayerische Bauernhochzeit.

Die mag nicht erst unseren Tagen eine besonders merkwürdige Festsache sein. Der Hof zu München hat in der schönen Rokokozeit alle vier Jahre im Fasching sich eine gewaltige Bauernhochzeit als Hauptspaß geleistet. Die letzte fand Anno 1765 statt, und wenn Maximilian Joseph fürderhin auf diese lustige Nummer im kurfürstlichen Faschingsprogramm verzichtete, so geschah's wohl mit leisem Bedauern und nur darum, weil die Bauern im Land über dieses höfische Vergnügen brummten. Denn seit Max' I. Regierung pflegte der Hof an den Festzeiten der Bauern viel Kritik zu üben und besonders die großen und pompösen ländlichen Hochzeiten zu verdammen. Gewiß waren diese etwas zu umfangreich geworden; schon in den Zeiten des Herzogtums wurde wegen der damit verbundenen Verschwendung gewettert, und ein Dekret vom 14. April 1617 verfügte, daß der gemeine Mann nicht mehr als fünfzig Personen außer den Spielleuten zur Hochzeit laden dürfte und daß seiner Tafel Fische, Krebse und kostbare Weine ferne bleiben müßten. Diese Verordnung scheint in ihrem zweiten Punkte eine ganz merkwürdig dauerhafte Wirkung gehabt zu haben: noch in unseren Tagen fehlen die einst verbotenen Genüsse an der festlichen Bauerntafel.

Dagegen ist die Beschränkung der Gästezahl längst aufgehoben. Der Oberbayer pflegt heute ohnedies nicht mehr seine ganze Verwandtschaft „bis zum siebenten Suppenschnittel" herab einzuladen und zumeist ein überflüssiges protziges „Aufhauen" zu vermeiden. In Niederbayern indessen sind Hochzeiten mit mehr als hundert Personen an der Tafel auch heute nicht selten. Im allgemeinen entscheiden natürlich Vermögens- und Verwandtschaftsverhältnisse für einen mehr oder minder großen Pomp; endlich aber hat die neuere Zeit die typischen Bauernhochzeiten überhaupt selten werden lassen, so daß nur in spärlichen Fällen nach altem Brauch und Herkommen geladen wird. Dann aber nach all den ungeschriebenen Gesellschaftssatzungen der Bauernschaft und mit wichtiger Betonung dieses größten und festlichsten Tages im Bauernleben.

Wenn auch die Anzahl der Gäste als Gradmesser für das Fest gilt, so kommen doch eigentlich nur die begleitenden Bräuche für das Wesen der Bauernhochzeit in Betracht, jene interessanten bodenständigen Sitten, die leider zu selten wieder lebendig werden — manchmal kaum mehr in ihrer Bedeutung erklärlich, wenn der Überlieferung ein Irrtum unterlief oder wenn sie tief aus altheidnischen Bräuchen sich herleiten.

Felix Dahn konnte noch in den sechziger Jahren von einer bunten Fülle der festgehaltenen Bräuche sprechen, die allgemein die altbayerischen Hochzeiten begleiteten. Von dieser Fülle sind indes im Lauf eines halben Jahrhunderts nur mehr spärliche Reste verblieben; der Hochzeitslader ist heute im großen und ganzen der einzige Machthaber über Bräuche und Mißbräuche geblieben, und wenn er einst für seine Zeremonialien keine Erben findet, so geht ein schönes, altes Fest des Bauernstandes allmählich in die Seichtheiten moderner Lebensgewohnheiten über.

Aber vorderhand haben wir noch unsern alten Hochzeitslader, der uns die Bauernhochzeiten verbürgt. Er ist also noch der Mann von alter Sitte und Art und soll uns seine Sprüche und Späße hier zu Protokoll geben. Es wird gut sein, wenn ich halbwegs den Dolmetsch in dieser Sache mache; die Sprache der Anzinger Bauern ist nicht allgemein verständlich, und die Zeit ist längst vorüber, da der hochdeutsch sprechende Schulmeister das Amt des Hochzeitsladers erfüllte. Das Patrimonialgericht zu Seefeld untersagte dem Weßlinger Schulmeister bereits im Jahre 1825 ausdrücklich diese Art des Nebenberufes. Der reiche Graf Törring wußte eben die Einkünfte eines Schulmeisterleins nicht zu taxieren oder er wollte einen Stand heben, ohne ihm die Mittel dazu zu geben. Und so wie das Seefelder beschlossen allmählich auch die anderen herrschaftlichen Gerichte und ließen die Schneider und Bader der Dörfer das Amt des Hochzeitladers erben.

Wehmütig übergab der Lehrer das Manuskript seiner schönen Reden dem Amtsnachfolger, um alsbald zu erfahren, daß aus seinen tiefen Sentenzen und leuchtenden Redeblumen krause Mißverständnisse entstanden

Digitized by Google

und daß plötzlich gröbster Dialekt in sein Schriftdeutsch sich verirrte. Auch pflegten die neuen Hochzeitslader, die doch etwas mehr mit Sitte und Brauch verwachsen waren, Schalkheiten in die ernste Tonart der Festreden zu verpflanzen, zum großen Vergnügen der Bauern, die wohl den triefenden Ernst und den schwülstig pastoralen Ton aus alter Gewohnheit nicht missen wollten, anderseits aber zu feierlichen Zeiten viel, viel Kurzweil verlangten. Und demgemäß zog der Hochzeitslader alle Register vom Weinen bis zum Lachen.

⁂ ⁂ ⁂

Für den 24. Juli 1913 hatte der Schwimmerbauer von Anzing feierlich zu seinem Ehrentag einladen lassen. Der Hochzeitslader trug an seiner Schulter einen Tannenzweig und ein weißblaues Band — so ist die ehr- und tugendsame Hochzeiterin von vornherein zu loben: denn hätte der Bader ein rosafarbenes Bändlein getragen, so wär' die Braut eine von denen gewesen, die ohne Myrtenkränzlein zur Kirche ziehen müssen.

Und da spricht also der Hochzeitslader: „Eine schöne Empfehlung des Herrn Hochzeiters, des ehr- und tugendsamen Junggesellen Soundso, und der ehr- und tugendsamen Jungfrau Hochzeiterin Soundso, so sind Sie freundlichst eingeladen, kommenden Dienstag auf die Hochzeit zu kommen, würde uns also zum Vergnügen und Ehren gereichen, wenn Sie also da kemma taatn."

Die zwei Schlußworte im Dialekt, die dem holperigen Schriftdeutsch folgen, deuten schon an, daß der Hochzeitslader nun in einer vernünftigeren Mundart weiterplaudern wird. Und in eben dieser Mundart wird sich der Geladene „für die Ehr'" bedanken, und die Bäuerin wird einen Bissen und einen Trunk aufwarten oder „sonstwas springen lassen", was angenehm silbern klingt. Dann geht der Hochzeitslader „um ein Haus weiter". Er geht — in der schönen guten alten Zeit war's, da er noch auf dem besten Roß seines Auftraggebers ritt und der „Hennadrucker" oder „Hundswehrer" und der „Kranzlherr" an seiner Seite gingen. Der eine stahl zum Spaß Hennen, der andere wehrte mit jokosen Manieren die Hunde ab, verprügelte die Jugend, puffte die Weibsleute und was ihm sonst Schalkhaftes einfiel; der dritte aber, der Kranzlherr, fungierte als würdige Respektsperson für den Bräutigam.

Der Hochzeitslader tritt heutzutage seine Reise „auf vierazwanzg Stund rundumadum" zumeist allein an. Möglich, daß er darum etwas mehr Flüssigkeiten zu sich nehmen muß und am Schluß seiner Reise die alte Redensart erfüllt und „wackelt wia a Hochzetslader". Da sich solche Folgen mit einiger Sicherheit voraussehen lassen, ist es gut, daß die vornehmsten Gäste zuerst geladen werden, z. B. der Herr Pfarrer oder gar die Jungfer Braut, die — so aktiv sie auch an der feierlichen Sache beteiligt ist — in einigen Landstrichen offiziell zum Feste eingeladen wird.

Dann macht der Hochzeitslader wohl die primitiven alten Späße, die seit Jahrhunderten die gleichen geblieben sind und immer noch ungeheure Lustbarkeit hervorrufen: er zieht die Nase hoch, wenn er das Haus der Braut betritt, und schnuppert und schnuppert.

„Mir scheint's, ih riach ebbs!"

„Ih hab koani Küachln net bacha!" entgegnet die Bäuerin.

„Küachln san's net — ih riach ebbs anders!"

„A Gselchts? Mir ham koa gselchts Fleisch net dahoam!"

„Ih riach a Braut!"

„Ah, was net gar!"

„Und ih riach a Braut! sag ih." Dann sucht er das ganze Haus durch, bis er das Mädel aus einem Versteck an der Schürze herauszieht und feierlich zum Hochzeitsfeste verpflichtet.

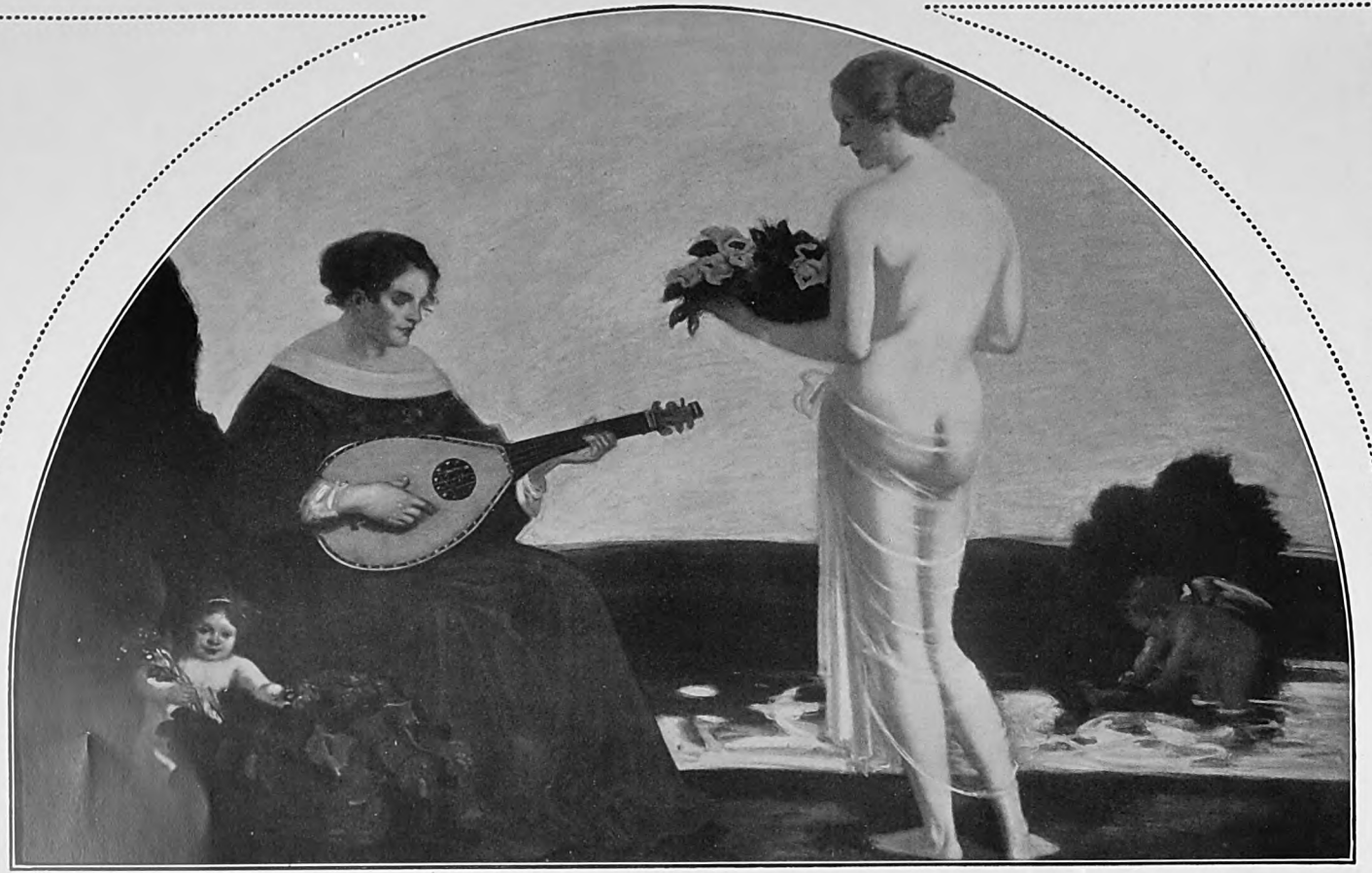
⁂ ⁂ ⁂

Dreimal sind die Verlobten „von der Kanzel herunterg'schmissn" worden, wie ein merkwürdiger Sprachgebrauch das Aufbieten der Verlobten an drei aufeinanderfolgenden Sonntagen nennt. Und am Dienstag nach dem letzten Aufgebotssonntag findet dann die Trauung statt. Der „Kammer-" oder „Kuchelwagen" mit der Ausstattung der Braut ist bereits am Samstagabend vor dem Haus des Bräutigams vorgefahren, und am Montag hat das „Schreiben" stattgefunden, die Ziviltrauung. Ziemlich formlos; fast möcht' ich's glauben, was die böse Welt vom Anzinger Bürgermeister erzählt: daß er einmal zu dieser Staatshandlung in Schlappschuhen erschienen ist. Aber der Bauer hält eben die standesamtliche Trauung nur für eine Formalität, der er nicht annähernd die Bedeutung beimißt, die der kirchliche Akt für ihn hat.

Dienstagmorgen: vielleicht kracht schon um fünf Uhr eine „Böllerkanon'" auf dem Felde, dieselbe „Kanon'", mit der die alten „Veteraner ins Grab g'schossn" werden und die den feierlichen Fronleichnamstag verkündet. Und was heller und öfter das Echo weckt, das sind die sämtlichen Büchsen des Ortes; das „Hochzeitsanschießen" läßt sich eben durch Paragraphen nicht aus der Welt schaffen, und die hohe Obrigkeit segnet sich an solchen Tagen Augen und Ohren, um die Übeltäter nicht zu hören und zu sehen. Selbst der gestrenge Forstmeister Strehle kümmert sich heut nicht um die „Bauernbixn", weil sein gut altbayerisches Herz treu an Sitte und Brauch hängt.

Und wenn die Burschen ihr Pulver verschossen haben, dann ziehen sie zum Wirt und fordern die Hochzeitssuppe „auf des Herrn Hochzeiters seine Rechnung": geschnittene Nudeln in der Fleischbrühe und Bratwürste und ein „Schweinernes" mit Kraut und natürlich auch einen guten Schluck Bier. Die Gesellschaft, die sich hier vor der Trauung gütlich tut, nennt der Anzinger die „Suppenlalli", also junge Burschen, die nach den

Digitized by Google



Huldigung an den Frühling. Dekoratives Gemälde von Prof. Adolf Hengeler im Damenzimmer des neuen Rathauses zu Hannover

Digitized by Google

Digitized by Google

bäuerlichen Rangbegriffen bei dem ernsten und teuren Hochtzeitsmahl der gesetzten Leute noch nichts zu suchen haben — es sei denn, daß sie in engster Verwandtschaft zum Hochzeiter oder zur Hochzeiterin stehen. Es geht aber dem „Suppenlalli" auch so nicht übel; er wohnt der Trauung bei und kneipt dann weiter in ausgelassener Fröhlichkeit, verübt viel Schabernack und erscheint um die sechste Abendstunde bei den Hochzeitsgästen, um nun sein Recht als Tänzer zu fordern.

⁂ ⁂ ⁂

In der Kirche: der Herr Lehrer schlägt die Orgel zum feierlichen Hochamt. Die Trauung ist im ruhigen Zeremoniell vor sich gegangen, und der Priester hat dem Brautpaar den St. Johanniswein zu trinken gegeben, der sie vor allen Nöten des Lebens schützen soll. Denselben St. Johanniswein, den Anno dazumal der Scharfrichter mit seinem Delinquenten im Kerker trank, um die Blutschuld von sich zu wälzen . . .

Der feierliche Orgelklang geleitet die Neuvermählten aus der Kirche — da stehen die Ministrantenbuben am Portal, und ihre offenen Hände verlangen Wegzoll. Dann bewegt sich der Hochzeitszug zum Wirtshaus. Allerhand Lärm empfängt die Festteilnehmer: da stehen Burschen und dreschen leeres Stroh, dort klappert eine Windmühle. Zukünftige Ehestandsszenen deuten sich so lustig an; das Schnaderhüpferl läßt ja das Weib drohend singen:

Und ih wer schoh was redn,
Und ih wer schoh was sagn,
Und es gibt koane Weibatn,
Dee d' Mannder net plagn!

Die „Suppenlalli" sind es, die sich vor dem Wirtshaus geräuschvoll tätig zeigen. Sie graben Baumstöcke aus der Erde, klopfen Wurstprat, scheitern Holz, spinnen am Flachsstock und verüben allen möglichen Unsinn, um dem jungen Ehepaare ihren Festeifer zu zeigen. Über der Türe zum Wirtshaus baumelt ein Kinderwagen mit einer plumpen Puppe — ein figürlich ausgedrückter Wunsch auf Kindersegen.

Jetzt tritt ein in Stroh vermummter Mann heraus und hält dem Hochzeiter eine Bratpfanne hin, in die abermals ein Wegzoll zu legen ist. Eigentlich ein Lösegeld; denn ursprünglich galt der Strohmann als Weiberräuber, der nur gegen ein schönes Trinkgeld zu bewegen war, sich nicht an die Stelle des Bräutigams in die Brautkammer zu schmuggeln.

Endlich ist der Weg zum Wirtshaus frei. Aber noch setzt man sich nicht zum eigentlichen Mahle nieder; es wird lediglich ein Gabelfrühstück mit Bier eingenommen, und um zwölf Uhr erst geht die Hochzeitsgesellschaft zum Festessen, das wiederum in einer andern Wirtschaft stattfindet — alle Wirte wollen an solchen Tagen „eine Ehr' aufheben" und Geld verdienen.

Volle sechs Stunden nimmt dieses Mahl in Anspruch. Eine ländliche Musik spielt fleißig die alten Weisen, und es wird während der Eßpausen fürchterlich viel getanzt. Den nachfolgenden Speisezettel, zu dem zu bemerken ist, daß von jeder Fleischspeise ein volles Pfund auf den Gast trifft, vermag man nur dann als nicht anormal zu erkennen, wenn man an das berühmte „Bschoadtüachl" denkt. Dieses Tüchlein ist ein rotes oder blaues Taschentuch von ziemlichen Abmessungen, und der Gast bemüht sich, von jeder Speise einen ansehnlichen Rest darin zu verwahren. Die Hausgenossen warten sehnsüchtig auf diese Erübrigungen vom Mahle und erhalten durch sie „Bescheid" von der Qualität der Hochzeit. Und hier also der Speisezettel:

Pfannkuchensuppe mit zwei Paar (sehr großen) Bratwürsten.

Gesottenes Rindfleisch mit Blaukraut, Sauerkraut und Kartoffelsalat. Dazu ein Pfund rohes Rindfleisch.

Voressen. (Lunge u. dgl.)

Kalbsbraten mit Salat.

Schweinsbraten mit Salat.

Geräuchertes Schweinefleisch (kalt).

Zur Suppe und zum Voressen wird auch Konfekt gereicht; pro Kopf sind zwei Semmeln und Bier nach Belieben ausgesetzt.

Das gesamte Mahl kostet 7 Mark 50 Pfg.; ärmere Leute geben wohl ein kleineres. Das billigste Hochzeitsmahl setzt der Wirt mit 3 Mark 60 an: Suppe mit Bratwürsten, Rindslunge, Rindfleisch und Braten. Jeder Gast gibt sein „Mahlgeld" an den Hochzeitslader ab, der dem Bräutigam gegenüber für die Gesamtsumme haftbar ist.

⁂ ⁂ ⁂

Das Mahl nähert sich seinem Ende. Jetzt gehen die Musikanten von ihrem Podium herunter von Tisch zu Tisch und fordern für ihren besonderen Fleiß ein Trinkgeld, wofür sie dann lustig „über den Tisch blasen". Und dann kommt der große Moment des Hochzeitsladers, das „Abdanken" oder der „Abenddank".

Hört den Mann: „Wie alles seinen Anfang und sein Ende hat, so hat auch dieses heutige Hochzeitsfest seinen Anfang gehabt und wird wiederum auch sein Ende nehmen. Denn diese Tage vergehen, als wie der Rauch in der Luft.

Werte, ehr- und tugendreiche zwei Brautpersonen, wirket mit der Gnade Gottes, welche ihr heute im heiligen Sakrament der Ehe erhalten, fürchtet Gott und haltet seine Gebote, dann wird auch Gottes Segen immer mit euch sein, und ganze Jahre werden euch wie Wochen vorüberfließen; und sollte auch manchmal eine trübe Wolke über euch kommen, gleich wie es heißt, die Rose mit Dörnern umgeben, dies ist das Sinnbild vom ehelichen Leben, so ertraget diese Bürde gemeinschaftlich, tröstet einander, teilet Leiden und Freuden, und es werden euch die Leiden leichter, die Freuden süßer werden. Denn Gott ist der Geber alles Guten und der Leiter der mensch-

Digitized by Google

lichen Schicksale, durch dessen weise Anordnung ihr dies eheliche Band geschlossen habt. Ihm sei daher von den ehr- und tugendsamen zwei Brautpersonen der schuldige Dank dargebracht, er sei von ihnen gelobt und gepriesen.

Nach Gott bedankt sich das wohlgezierte Brautpaar bei dem hochwürdigen Herrn Pfarrer Joseph Karl von Anzing, der die feierliche Einsegnung vollbracht hat; für diese wichtige und heilige Handlung werden sich die Brautleute zeitlebens erinnern und sich immer dankbar erzeigen.

Zu diesem Ehestand aber wünsch' ich den ehr- und tugendsamen zwei Brautpersonen recht viel Glück und Segen, und in diesem Ehestand sollen sie recht vergnügt und gesund miteinander leben.

Vivat, ihnen zu Ehren,
Musiker, laßt euere Musik hören!
Vielgeliebte und eingeladene Freund' und Hochzeitsgäst'!
Ich hoff, es hat sich ein jeder gessn und trunka gnua,
Jetz kinnts enk aber denka,
Daß ma an Hochzeiter und seiner Hochzeiterin aa beispringa mua.
Es is allhier eine Schüss'l auf den Tisch gesetzt,
Und die ghört zum Ehrn,
Und an dieser soll der Bodn hübsch versilbert wern!
Da sollt's halt koan verdriass'n,
Ih woaß wohl, ih sollt mit'n guatn Beispiel voroh geh,
Aber mei Hos'n hat a Loch,
Wo sih überhaupts koa Geld net halt'n koh.
Ih setz aber koan koa Ziel:
Ehrt und schenkt a jeder, was er will;
San's Zehnmarkstückl oder Zwanz'ger oder Fufzgerschei,
Noh grad koane zsammgrissne wurmstichige Hundermarkschei
Solltn net dabei sei!

Jetzt lassen sich diese ehr- und tugendreichen zwei Brautpersonen noch einmal gar freundlich bedanken bei allen und jeden, die ihr durch meine Einladung hieher gekommen seid. Erstlich aber lassen sie sich gar freundlich bedanken bei dem ehrengeachteten Herrn Karl Hohenleitner, Musik- und Uhrmachermeister von Anzing, als des Hochzeiters sein werter Bruder.

Vivat, ihm zu Ehren,
Musiker, laßt eine Musik hören!

Diese gegenwärtigen usw. bei dem ehrngeachteten Herrn Johann Gackstatter, Gasthofbesitzerssohn in Anzing, als der Hochzeiterin sein werter Bruder.

Dees war a gschickta Metzger,
Dees taat ma voh dem net hoffa,
Der hat neulih a Schwein geschlacht,
Anstatt auf'n Kopf hat a's an Schwoaf auffitroffa.

Diese gegenwärtigen usw. bei der ehr- und tugendreichen Jungfrau Viktoria Heigl, Gasthofbesitzerstochter von Anzing.

Dee is boshaft gnua für zwee,
Da Reipold Girgei oder da Lindner Simma
Werd eahm doh schoh auffigeh![1])

Diese gegenwärtigen usw. bei Herrn Franz Kistler, Ökonomenbesitzerssohn.

Dem is koa Hochzeiterin nia recht,
Dee ander is eahm zu kloa,
Dee ander z'groß,
Bei der andern is was anders los ...
Dees is halt a extriger Zolln[2]),
Gwiß muaß er noh nach Berchtesgadn nei,
Da konn er eahm a holzerne[3]) holn!

Diese gegenwärtigen usw. bei N. N., Ökonomenbesitzerstochter in Anzing.

Mit dera hab ih z'Parsdorf droom
A da Hochzeit glacht,
Dee hat vor lauter Eil
Mit sein Jungherrn über d' Stiagn
An Purzelbaum abigmacht.

Diese gegenwärtigen usw. Frau Barbara Öttl, Schuhmachermeistersgattin von Anzing.

Dee, moan ih, bringt sein Moh aa a bissl a Freud,
Der werd aba springa, bal da Steffei[4]) und da Martei[5])
Von Kinderwagl aussaschreit.

Diese gegenwärtigen usw. Frau Steedl, Viehhändlersgattin in Poing.

Dees därf ih net vogessn;
Dee hat neulih sein Moh
Mit'n Kochlöffi sein Schnurrbart gmessn!

Diese gegenwärtigen usw. Frau Herzog, Ökonomenbesitzersgattin in Anzing.

Dee hat gestern kocht a Muas,
Is auffigstandn an Herd
Und hat umgrührt mit'n Fuaß.

Diese gegenwärtigen usw. Frau Huber, Ökonomenbesitzersgattin in Anzing.

Ih, sagt 's, hab an gschicktn Moh,
Der hebt gleih's Kaibi zum Sauffa
Beim Ochsn aa noh oh.

Diese gegenwärtigen zwei Brautleute lassen sich gar freundlich bedanken bei dem ehrngeachteten Herrn Johann Gackstatter, Gasthofbesitzer von hier, sowie bei seiner werten Ehefrau für die von ihnen gegebene Mahlzeit, welche von Gott dem Allmächtigen ist geschickt und von ihren Aufwärtern ist uns zubereitet worden.

Vivat, ihnen zu Ehren,
Musiker, laßt eure Musik hören!
Vielgeliebte und eingeladene Freund und Hochzeitsgäst'!
Ih hoff, ös werd's ma's net in Übl nehma,
Wenn ih's hab net recht gsagt,
Ih ko net an jedn bei sein richtign Nama nenna;

---

[1]) Werden zu ihr doch ans Kammerfenster kommen; [2]) ein besonderer Dickschädel; [3]) eine geschnitzte Berchtesgadener Puppe; [4]) [5]) Stefan und Martin (er verspricht ihr Zwillinge).

Digitized by Google

Denn mei Unverstand is hübsch groß
Und mei Verstand a bißl kloa,
Jetz konn ih's nimma andast toa
Kenna werd's mih aa;
Ih bin hübsch nachat bei der Stadt,
Der viel gsehen
Und wenih ghört hat.
Wenn aber jetz 's Ehrn is aus,
Dann soll nachat a jeder geh in Tanzsaal naus,
Soll's aber sei,
Daß voh dee Jungherrn oana an andan sollt d'Jungfrau wegnehma,
Der muaß halt nacha gon mih um an andane kema.
Für'n Schwimma Franzl wissat ih schoh oani,
Dera geht aber d'Nas'n bis ans Knia ...
Helfa waar eahm leicht,
Aber ih hab heut den rechtn Zeug net bei mir.
Da Heimara Schorsch, der hat eahm selber oani gfrimt[1]),
Aba dee hat'n leicht gar a bißl gstimmt,
Weil s' gar so lang net kimmt,
Entweder, es is eahm schlecht worn oder krank,
Oder es ham s' eahm an Zurageh d'Schadarm aufgfangt.
Und da Liebl Johann, der woaß's aso,
Daß dee sei net kemma koh,
Dee arbat a da Pfalz drunt
A da Eisnboh[2]).

Zum Beschluß will ich noch ein kleines Beispiel anführen: Ich sehe nämlich einmal einen Wagen fahren, wo zwei ungleiche Tiere angespannt waren, ein Ochs und ein Esel. Diese beiden Tiere mußten ziehen die schwere Last des Wagens, sie zogen ihn aber sehr ungleich.

Wenn das eine geht, so wollte das andere rasten,
Wenn das eine frißt, so wollte das andere fasten.

Solche Beschaffenheit gibt es öfters bei Eheleuten. Der Mann mecht a zehn Liter Bier, 's Wei a zehn Liter Kaffee, dawei z'kriagn sie sih, 's Wei nimmt an Moh her und wirft'n untern Tisch, da Moh reckt d'Füaß auf d'Höh, na moant 's Wei: „Moh, gehst heut doh wieder raus?" „Extra!" sagt der Moh, „mag ich net, daß ma woaß, wer bei uns Herr im Haus is!"

Sollte jetzt etwa einer vorhanden sein, der mit mir oder mit'n Wirt oder mit die Herrn Musiker nicht soll zufrieden sein, dem will ich das kleine Verslein beisetzen:

Einem jeden Menschen recht getan,
Ist eine Kunst, die niemand kann.

Sollte jetz etwa einer vorhanden sein,
Den mei Red tät verdriessn,
So will ich es beschliessn,
Im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit.
Dazu woll uns helfen, Gott Vater, Gott Sohn und Gott heiliger Geist, Amen."

[1]) bestellt; [2]) eigentlich ist das eine schwere Beleidigung, wenn er einem Bauernsohn zumutet, daß er „mit einem Eisenbahnermensch geht".

Leider steht mir hier nicht der Raum zur Verfügung, das ganze „Haberfeldtreiben" wiederzugeben, das der Hochzeitslader gegen die Gäste veranstaltet. Sein Ehrgeiz verlangt, daß er jedem ein Verslein sagt, grob und fein und selbst derb erotisch. Niemand nimmt ihm das am Hochzeitstage übel. Auch gestattet der Brauch dem, der das Mundwerk dazu hat, eine gereimte Entgegnung, die im Schnaderhüpferlton gesungen wird; ich habe mir einige dieser Trutzantworten niedergeschrieben:

Und der alt Hochzetlader
Hat uns 's Haberfeld triebn,
Aber Manndl, paß auf,
Es hat dich gar schlimm!

Aber der Hochzetlader is a Manndl,
Der Hochzetlader is a Moh,
Koh koa Loabi net bacha[1]),
Aba fressn konn er's schoh!

Und jetz hat oana gsunga,
Der is kloa und is nett,
Im Summer hat er Gäns ghüat',
Hättn bald oani peckt.

Wie der Wind komma is,
Aber da hat er zahnt[2]),
Der hat'n aufghebt und einigschmissn
Ins Erdöpfiland[3]).

Den Leutn gibt er Titl,
Dees is ja a Graus,
Dahoam, wann er in Stall neigeht,
Lachn eahm d'Küah aus!

Und so weiter im lustigen Singkampf.

Die Gäste sind in der Reihenfolge des Namensaufrufes zum Brautpaar getreten und haben ein Kuvert in die „Ehrschüssel" gelegt, das mit dem Namen des Spenders beschrieben ist und zumeist 10 bis 20 Mark enthält. So wissen die Brautleute die Liebenswürdigkeit ihrer Bekannten und Verwandten genau zu taxieren und werden sich bei gegebener Gelegenheit mit den gleichen Beiträgen revanchieren. Dadurch stempelt sich die Sitte des „Ehrens" oder „Weisens" zu einer ganz praktischen bäuerlichen Heiratsversicherung auf Gegenseitigkeit. Im übrigen hat das Brautpaar von Näherstehenden bereits eine Anzahl von Gebrauchsgegenständen erhalten, die allerdings leider zumeist nur Basarkitsch sind und sich in den schönen alten Bauernstuben recht fremd ausnehmen.

Ein hübscher Brauch spielt sich noch während des Mahles ab: zum zweiten Fleischgang stellt die erste Kranzljungfrau — also die erste Ehrendame der Braut — ihrem Kranzlherrn eine Flasche roten und eine

[1]) Der H. ist von Beruf ein Bäcker; [2]) geweint; [3]) in den Kartoffelacker.

Digitized by Google

Flasche weißen Wein, ein neues Bierseidel und einen Bund Zigarren hin. Der Kranzlherr revanchiert sich zunächst mit Süßigkeiten und wird die Schöne bei Gelegenheit des nächsten Jahrmarktes mit einem seidenen Tüchl zu beschenken haben.

Die „Suppnlalli" sind uns aus den Augen gekommen. Aber da wir sie bereits annähernd kennen, dürfen wir voraussetzen, daß sie unterdessen einige mutwillige Dinge angerichtet haben. Unter diesen spielt das „Gockstehlen" die Hauptrolle — nach altem Brauch. Während die Hochzeitsgesellschaft beim Tafeln ist, umschleichen sie das Haus der Hochzeiterin und fahnden auf die Hühner. Und knacks! — einem armen Huhn ist der Kragen schon umgedreht. Wenn die Diebsgesellschaft genügend erbeutet hat, zieht sie im Triumph zum nächsten Wirt und fordert in der Küche mit Geschrei und Lachen die Zubereitung der Hühner.

Die Diebe haben die Öffentlichkeit nicht zu scheuen. Im Gegenteil: wenn der Abenddank zu Ende ist, eilen sie zur Hochzeit und rühmen sich vor der Gesellschaft laut ihrer Tat. Und der Rädelsführer der Bande tritt mit einem ausgestopften Hahn in einem verzierten Körbchen vor die Brautleute und beginnt:

Grüaß dih Gott, Hochzeiterin,
Grüaß dih Gott, Braut,
Aber heunt bist so sauber,
Daß a jeder Mensch schaut!

Er streichelt mitleidig den Hahn und singt dann, gegen den Hochzeiter gewandt, nicht ohne Anspielung auf dessen beendetes Junggesellentum:

Aber, mei Gockl, schau,
Jetz werst halt gfressn,
Und du waarst schoh viel liaber
Im Hennastall gsessn!

Und is dees für d'Hennan
Net hergricht zum Woan —
Wann s'koan Gockl nimmer ham,
Dee Butzerln, dee kloan!

Gegen die Braut:

Aber d'Federn kannst nehma
Zum Bettnmacha,
Und da könna deini Kinder
Na einimacha.

Zur Brautmutter:

Dei Moh hat den größtn Hund
Und is a gscheiter Zolln,
Aber z'samt seiner Gscheitheit
Hamma das Göckerl weggstohln.
Aber wegn an Gocklwegstehln
Brauchst net derschrecka,
Und der werd uns auf d'Nacht
Schoh saggerisch schmecka.

Zu den Musikanten:

Aber mir Suppnlalli
Könna's nimmer dersteign,
Und ös müaßts unsri altn Haxn
In neue umgeign.

Und was soll ih noh singa —
Und da Gockl is putzt,
Hat krumpi Federn ghabt,
Dee ham ma gstutzt.

Nun wollen aber die Herren Diebe ihr Hühnerfleisch „naß essen". So kommt denn ein als Dorfpolizist verkleideter Suppnlalli mit einem Amtsschreiber, der mit gestrenger Stimme die nachstehende Forderung für die beim Brautzug von den Burschen geleistete Arbeit erhebt (ich gebe das verlesene Manuskript ohne Korrektur wieder):

Anzing, den 30. Jänner

Rechnung an das Hochlöbliche Brautpaar!

Sie haben heute folgende Arbeiter beschäftigt, und in Folge dessen verlangen die Leute ihren verdienten Lohn, widrigenfals, müßte gegen Euch Glage gestelt werden. Die Arbeiter haben sich dahin geinigt, wen die Arbeit nicht mit Geld entlohnt wird, das wenigstens der Hochzeiter so viel Bier abgeben soll, soweit die Rechnung lautet. Das kann sich jeder Mensch vorstellen, wen sich die Leute so plagen und schinden, das sie auch Durst bekomen.

Für 2 Mann Stockroten à 5 Mk.	10 Mk.
Für 2 Mann Stöck Vierteln à 5 Mk.	10 „
Dem Jud Hächinger Fahrt per Auto von München nach Anzing .	30 „
Dem Käser für Buttermachen . .	5 „
Ein Mann gesponen der spint jetzt noch so viel Zwirn	9 „
Den Storch aufgefangen und den Hochzeiter Bestellung gemacht .	11 „
Einen Renngaul in 10 Minuten fertig gemacht und eingeritten	925 „
Den Thorwart für Auffangen von Leute die den Eintrit nicht bezahlen wollen	20 „
Vier Mann Brat geglopft das der Hochzeiter eine Wurst bekommen hat	45 „
Summa	1065 Mk.

Damit ist das Programm des Hochzeitsfestes erfüllt. Das Tanzen und Trinken freilich nimmt seinen Fortgang, und es gibt vielleicht auch einige Meinungsverschiedenheiten.

Aber der Morgen findet die Leute wieder an der Arbeit. Der Alltag hat begonnen; auch für Hochzeiter und Hochzeiterin.

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Carl Busse

Arthur Schnitzler, Frau Beate und ihr Sohn (Berlin, S. Fischer) — Otto von Leitgeb, Das Hohelied (Berlin, E. Fleischel & Co.) — Hermann Stegemann, Ewig still (Ebenda) — Wilhelm Hegeler, Eros (Ebenda) — Hermann Stehr, Geschichten aus dem Mandelhaus (Berlin, S. Fischer) — E. von Handel-Mazzetti, Brüderlein und Schwesterlein (Kempten, Jos. Kösel) — Helene von Mühlau, Hamtiegel (Berlin, E. Fleischel & Co.)

Als Hermann Bahr vor fünfundzwanzig Jahren noch gelenkiger am Trapez des Geistes turnte und statt der bisherigen „interessanten Witwen" von den Dichtern „ein paar gebrauchte Kellnerinnen und einen bescheidenen Trunkenbold" verlangte, schrie er tagtäglich, wie der Hirsch nach frischem Wasser schreit, nach der „neuen Psychologie". Er suchte sie in der ganzen deutschen Literatur vergeblich und mußte sich entschließen, die Lücke selber zu füllen. So entstand sein Roman „Die gute Schule", der heut im literarischen Raritäten- und Mißgeburtenkabinett einen hervorragenden Platz einnimmt. Zum Glück überwand der mit der Stirnlocke geschmückte Österreicher seine eigenen Offenbarungen mit reißender Geschwindigkeit; was ihm selber vorbeigelungen war, schien anderen zu gelingen; mit Begeisterung entdeckte er die neue Psychologie bei Arthur Schnitzler und Hugo von Hofmannsthal, und da es in seiner temperamentvollen Art lag, aus jedem Windlicht im ersten Augenblick eine ewige Sonne zu machen, so erklärte er, das Auftreten der beiden jungen Wiener bedeute einen Wendepunkt unserer Kultur. Wenn er einmal seine kritischen Abhandlungen in einer zehnbändigen Gesamtausgabe erscheinen läßt, so wird das der reinste Zentralfriedhof für Eintagswahrheiten sein. Immerhin aber ein sehr apart angelegter und hübsch bepflanzter.

Das Wort von der „neuen Psychologie" summte mir in den Ohren, während ich Arthur Schnitzlers jüngstes Buch las: „Frau Beate und ihr Sohn" (Berlin 1913, S. Fischer). Eine Novelle, die in irgendeiner eleganten Sommerfrische bei Ischl spielt und dorthin ein paar Leute aus weicher Wiener Phäakenluft verpflanzt. Leute aus Kreisen, wie sie Arthur Schnitzler zu schildern liebt: gebildetes, wohlhabendes, etwas jüdisch durchsetztes und künstlerisch angehauchtes Bürgertum, das den engen Schranken der alten Dogmen und Sittengesetze entlief, ohne doch in sich selbst einen sicheren Halt zu haben, so daß es bei schweren Konflikten kopflos und schwächlich um die Ecke geht. Diese Menschen können sich um so leichter und ausschließlicher ihren Stimmungen, Gefühlsverirrungen und differenzierten Luxusempfindungen überlassen, als sie durch ihr Vermögen von vornherein den Notwendigkeiten des Erwerbs und dem harten Gesetz des Pflichtlebens entrückt sind. Man glaubt es gar nicht, wieviel Probleme der jungwiener Schule überhaupt nur unter der Voraussetzung eines reichlichen Bankguthabens möglich sind.

Darf man Schnitzlers Bühnenwerke als dramatisierte Novellen ansprechen, so profitieren seine Novellen von der strengen dramatischen Technik. Mit welch überlegter und überlegener Kunst wird hier im Anfangskapitel des neuen Buches die Exposition gegeben! Erst im Rückblick übersieht man völlig, wie klug und zahlreich von vornherein die vorbereitenden Einschläge sind, wie wohlbedacht auch die scheinbar nebensächlichen Züge sich später dem allgemeinen Plan einordnen! Frau Beate Heinold, ungefähr la femme de quarante ans, die noch schöne Witwe eines berühmten Schauspielers, ist in Sorge um ihren gerade flügge werdenden einzigen Sohn. Eine schlecht berufene frühere Schauspielerin zieht ihn in ihre Netze, zum erstenmal verschließt er sich vor der Mutter, und da Frau Beate nicht will, daß er von jener geschminkten Lebedame zum Manne geküßt wird, geht sie stracks zu ihr hin und stellt sie zur Rede. Auf ähnliche Weise hat sie ihren späteren Gatten einst aus den Banden einer älteren Witwe befreit, und dieser Parallelismus der Geschehnisse ist natürlich nicht zufällig. Wer den tiefer liegenden Sinn der Novelle „erahnen" will, muß ihn im Auge behalten. Die besorgte Mutter erhält im vorliegenden Falle halbwegs beruhigende Zusicherungen, aber sie werden nicht gehalten, und bald weiß sie, daß ihr Bub seine Nächte bei dem unwürdigen Weibe verbringt. Damit ist er ihr als Kind verloren, er lebt sein eigenes Leben, und sie, die seit des Gatten Tode sich nur ihm gewidmet hat, ist mit einem Male allein. In dieser Einsamkeit, des bisherigen Haltes und Daseinszweckes beraubt, von den Vorstellungen jener Dinge verfolgt, die ihr den Sohn nahmen, macht sie selbst eine neue Entwicklung durch. Das Weib erwacht in ihr und verdrängt die Mutter; sie achtet mehr auf ihre Umgebung und sieht sich von

Digitized by Google

vielen Männern begehrt, ihr Gefühl verwirrt sich, und als ein glühendes Bürschchen von zwanzig Jahren leidenschaftgeschüttelt ihre Knie umklammert, gibt sie sich ihm ohne ernsthaften Widerstand hin — dem intimsten Freund ihres Jungen!

Hier stutzt man zum erstenmal. Wie? fragt man sich, diese Frau, die bisher nicht nur untadelig gelebt, sondern eben noch die Möglichkeit, jemals wieder einem Manne anzugehören, mit Widerwillen von sich gewiesen hat, diese Frau, die eben noch in Hochmut und Ekel das Treiben jener Schauspielerin verurteilte, sie krempelt sich von heut auf morgen so völlig um? Denn es handelt sich nicht nur, wie man zuerst vermutet, um eine vorübergehende einmalige Gefühlsaufwallung, sondern um recht dauerhafte Liebesfreuden, ja, Frau Beate rechnet sicher damit, daß sie nach diesem Jüngling noch viele andere Liebhaber haben, daß sie in einer eventuellen neuen Ehe den Mann selbstverständlich betrügen wird. Zwar ringt sie selber die Hände über sich, doch an der Sache ändert das gar nichts. Schnitzler mochte gleichfalls fühlen, daß die rasche Wandlung eine stärkere psychologische Motivierung erforderte. Wäre es sonst nicht geradezu unglaubwürdig, daß diese Dame ihrem ersten Gatten immer die Treue gewahrt hat? Ja, sagt er, das konnte auch nur geschehen, weil der Gatte ein berühmter Schauspieler war und weil die Frau in seinen Armen die Geliebte all derer sein konnte, die er spielte: die Geliebte Richards III., Hamlets, Cyranos und all der übrigen. Nur dies hatte ihr erlaubt, einen ehrbaren Lebensweg zu gehen und Seitensprünge zu unterlassen. Das klingt etwas ausspintisiert und genügt nicht, um alle unsere Zweifel niederzuschlagen. Aber wir wollen es uns gefallen lassen: da bleibt noch immer (auf den ersten Blick) die Unwahrscheinlichkeit, daß Frau Beate sich gerade dem jungen Fritz hingibt, diesem halben Kinde, dem Schulfreund ihres Buben. In irgendeiner Art beleidigt das unser Gefühl, und erst später geht uns ein halbes Licht darüber auf, weshalb das geschieht, und daß der peinliche Eindruck, den wir haben, den Erzähler in seinen letzten Zielen nur unterstützt. Denn er geht nicht darauf aus, einen beliebigen Fehltritt der Mutter zu konstruieren und dadurch den Sohn von ihr zu trennen. Nein, er hat viel kühnere Absichten: es wittert, grob gesagt, um diese Hingabe an den Jüngling etwas wie Blutschande, und dadurch, nicht etwa deshalb, weil die Heldin ein geltendes Sitten- und Schicklichkeitsgesetz übertreten hat, wird der tragische Ausgang zur Notwendigkeit.

Das ist der Schlüssel zu dieser Novelle, aber ich fürchte, selbst damit werden die meisten Leser noch immer ein wenig unsicher davor stehen. Haben sie unrecht? Wohl kaum! Durch geistreiche und feine Züge, deren Ziel sich erst langsam entschleiert, stets auf der Schwelle der Ahnung festgehalten, durch die Kühnheit des seelischen Problems interessiert, habe ich das Buch Wort für Wort auch ein zweites Mal gelesen, habe ich jede Seite und jeden Satz dreimal umgedreht und bin doch der letzten Klarheit nicht teilhaftig geworden. In einer Lauscherszene, die man bei dem aparten Schnitzler nicht zu finden erwartet, hört Frau Beate, wie sich ihr Geliebter und ein gleichaltriger verdorbener Bub sehr eindeutig über sie unterhalten. Wie eine Woge schmutzigen Wassers geht das über sie hin, in brennender Scham fühlt sie ihre Schmach, sie glaubt nicht länger leben zu können und will ihrem Sohn nur noch einen Abschiedskuß auf die Stirn drücken, um dann zu verschwinden. Aber als sie bei ihm eintritt, merkt sie sofort, daß er alles weiß. Zwei Todgeweihte, die sich niemals wieder unter Menschen zeigen können, fahren auf den dunklen See hinaus, und Beate „küßt einen, den sie nie gekannt hatte und der ihr Gatte gewesen war, zum erstenmal", zieht den Sohn und Geliebten an ihre Brust, bevor die Wasser sich über ihnen schließen.

Zwei Spalten würden nicht langen, um die Fragezeichen aufzunehmen, die hier gelöst sein wollen. Wie mehr oder minder alle Schnitzlerschen Helden ist Frau Beate eine von denen, die leichtsinnig handeln und schwermütig denken. Vor fünfundzwanzig Jahren hätte Hermann Bahr an ihr die Herrlichkeit der „neuen Psychologie" demonstriert, und es wird auch heute superkluge Leute geben, die dem Wiener die Tiefe seiner Seelenanalyse bescheinigen. Uns anderen dürfte es eher gehen wie der Dame selbst. Sie fragt sich nämlich fortwährend: Wohin gerate ich denn? Bin ich denn das noch, die so handelt? Und noch am letzten Tage hofft sie, daß endlich irgendwoher eine Antwort auf all diese Rätsel kommen müßte. Doch sie greift nur mit beiden Händen in die Luft, „als wollten sie dort etwas Zerflatterndes fassen". Nur vorsichtig tastend, etwa so, wie wir als Knaben die junge Eisdecke geprobt haben, tritt man auf die Brücken, die Schnitzler baut — feine Brücken, geistreiche Brücken, aber sie halten nicht. Das ist, bei Licht besehn, Spuk, nicht Leben. Das ist ertiftelt, überspitzt, gekünstelt, ist nur glänzend ausgedacht. Und die echte Realität fehlt diesem Werke wie jedem andern, das seine Existenz letzten Endes nicht einem Schöpfungs-, sondern nur einem Kombinationsakt verdankt.

Auf minder schwankendem Grunde befindet sich der Fuß bei Otto von Leitgeb, obwohl auch er nach österreichischer Art hin und wieder zerbrechlich in einen unsicher wogenden Stimmungsnebel hineinbaut. Das Beste, was er gibt, ruht doch stark und schön auf der Feste dieser Erde, und ein paar prächtige kleine Novellen werden wir ihm immer hoch anrechnen. Sein neues Buch „Das Hohelied" (Berlin 1913, E. Fleischel & Co.) vereint sieben kleine Erzäh-

Digitized by Google

lungen. Ihr Gesamttitel scheint besagen zu wollen, daß in ihnen allen das Hohelied der Liebe, der zeugungsmächtigen Natur, des sich immer neu gebärenden Lebens gesungen werden soll. Ich will übrigens keinen Eid darauf ablegen, daß diese Deutung richtig ist: ein paar blassere Stücke protestieren dagegen oder müßten doch erst lange gequetscht und gewendet werden, ehe sich in irgendeinem Zipfel etwas „Hoheliedmäßiges" fände. Gerade sie gehen auch ziemlich eindruckslos vorüber. Eine leise Schwermut webt in ihrem Grunde, das ewige Bewußtsein, daß die Zeit unaufhaltsam rinnt, daß das Schicksal unabwendbar ist. Ihr Kern ist auch nicht novellistisch, sondern lyrisch; sie gehen nicht von einem „Stoff" oder einer lebenstrotzenden Gestalt aus, sondern von einer Stimmung; sie führen wohl auch ein leises Rüchlein Sentimentalität mit. Viel stärker als sie fesseln zwei oder drei echte Novellen. Die eine erzählt vom blöden Josele, dem Spion, der um seines Vaterlandes und mehr noch um eines schönen Mädchens willen sein Leben in die Schanze schlägt, eine Abteilung seiner Tiroler Landsleute rettet und selber wie ein Wild vom Felsen abgeschossen wird. Und dann ist da die letzte Geschichte von der „Baje Catine", der Friauler Amme, diesem „frischen, herrlichen und sieghaften Menschenweib", das gleichsam die gesunde Kraft und den gesamten Nährmutterruhm des Landes in sich verkörpert. Elf Kindern gibt sie das Leben, Jahr für Jahr läßt sie Fremde von ihrer Kraft und Nahrung trinken, und wenn später der Tod die Reihen um sie lichtet, ungebeugt steht auch noch die alte Baje Catine in ihren Schuhen, immer fröhlich, immer vertrauend, so lebensstark, daß die schon Totgeglaubte sich noch erhebt und durchs Dorf schreitet: ein strotzendes Stück Natur. Vor der kurzen Geschichte ihres Daseins rechtfertigt sich erst völlig der Titel, der alle diese Erzählungen bindet, denn diese Geschichte ist in ihrer Schlichtheit ein Hoheslied des starken, immer trächtigen, unermüdlich schöpferischen Lebens, das ein Reis ums andere am Baum der Menschheit emporschießen läßt und sich nie genug tun kann.

Sehr weit zurück bleibt diesmal Hermann Stegemann auf seinem elsässischen Dichterroß. Er hat das arme Tier in letzter Zeit wohl auch gar zu sehr strapaziert. Mit Sporen und Peitsche soll aus ihm herausgeholt werden, was es gutwillig nicht mehr hergibt. Ohne hippologische Verbrämung: der neue Roman „Ewig still" (Berlin 1913, E. Fleischel & Co.) macht wenig Vergnügen mehr. Der weit hergeholte Titel knüpft an den Schillerschen Vers an, daß „ewig still" die Vergangenheit steht. Wie ein hohes Gebirge mit glänzenden Gipfeln sieht sie der Rechtsanwalt Vinzenz Herrenrieder, wenn er sich wendet. Andere starrt sie mit toten Augen an wie etwas, das immer da ist und mit dem man nicht fertig wird. Die Geschichte, die das näher erläutern soll, ist ziemlich zerfahren. In einer heißen Jugendstunde hat der Vinzenz die schöne Sabine Reiter im Arm gehabt, sie sind sich beide nichts schuldig geblieben, und obwohl der Bauer Gebhard Gorner darum gewußt hat, hat er die Sabine geheiratet. Sie ist ihm in langjähriger Ehe eine treue Frau und gute Helferin geworden, ist mit ihm zusammengewachsen und hat ihm Kinder geschenkt, und nichts erinnert mehr an das heiße Mädchen, das sie gewesen ist. Um so mehr wundert man sich über die Art, in der sie Vinzenz gegenübertritt. In all diesen Konflikten ist etwas Aufgebauschtes und Hochgepufftes; an den Haaren wird die Vergangenheit herbeigezogen, ein boshafter Idiot — anders ging es wohl nicht — muß den Anstoß zur tragischen Entscheidung geben, und über Mord und Selbstmord kommt das Buch mit Ach und Krach zum Ende, aber nicht zum Ziel. Romanpsychologie, von der das liebe Leben nichts weiß.

Jeder Nachfolger hat hier gewonnenes Spiel, selbst wenn er nicht Wilhelm Hegeler hieße. Aber wir lassen uns einen erprobten Mann natürlich um so lieber gefallen. Der Oldenburger bringt diesmal eine sehr bunte und abwechslungsreiche Speisekarte mit: nicht weniger als vierzehn Erzählungen steckt er unter einen Hut, der die Kokarde „Eros" trägt (Berlin 1913, E. Fleischel & Co.). Einen Augenblick weiß man nicht recht, wo man bei dieser Vielfältigkeit den Hebel ansetzen soll, während man ihn doch schon in der Hand hat. Denn gerade die verbindungslose Mannigfaltigkeit dieser Histörchen führt uns auf jene charakteristische Eigenschaft des Erzählers, von der man ausgehen kann. In seinen Anfängen schlug sich Wilhelm Hegeler mit sozialen Problemen herum und steckte bis über beide Ohren im Naturalismus. Seine beiden bedeutendsten Werke, der „Ingenieur Horstmann" und der „Pastor Klinghammer", waren so quälend, so düster, so niederdrückend, daß trotz ihrer darstellerischen und psychologischen Vorzüge Mut dazu gehört, sie noch einmal zu lesen. Aber der gleiche Mann, der eben als der schwerblütigste aller Niederdeutschen erschien, schrieb dann plötzlich auch einen schlechthin „fröhlichen" Roman, und war er im Zeitalter des Naturalismus naturalistisch gekommen, so legte er, als Romantik und Artistik ihr zeitliches Recht forderten, seinem Musenroß Phantasiesättel auf und brachte von artistischem Ritt „Pietro, den Korsaren" heim. Unsicher tappte man von Werk zu Werk: es ließ sich nicht wohl verbergen, daß ein hochbegabter Erzähler hier doch nur literarisch experimentierte. Soll ich danach sagen, daß auch sein neues Novellenbuch noch mehr vielerlei als viel bringt? Jedes darin enthaltene Stück kann sich in der Welt sehen lassen, doch das Buch als Ganzes gleitet zuletzt ab. Es ist mittelpunktlos. Aber ich wiederhole: im einzelnen zeigt sich der gute Könner. Es ist den vierzehn Arbeiten gemeinsam, daß

Digitized by Google

sie einen realistisch behandelten „richtigen" Stoff und eine klare erzählerische Pointe haben — eine Pointe, die zwar manchmal nur witzig überrascht, öfter aber doch mehr bietet. Einen von Pubertätsqualen gemarterten Knaben erlöst eine etwas ältere Freundin, indem sie sich ihm hüllenlos zeigt; ein paar Weimarer Pensionsgänschen erleben mit Hilfe von einigen Studenten pärchenweise ein erstes Frühlingsidyll; zwei Pennbrüder, die sich treubrüderlich durch die Welt betteln, geraten sich sofort in die Haare, als sie durch einen Diebstahl in den Besitz größerer Summen gelangen, und sind am Ende froh, als der Mammon wieder verloren geht; eine Greisin ruft und findet den Tod, als ihre letzte Gefährtin, eine Winterfliege, ihr dürftiges Dasein endet — das sind so einige der behandelten Stoffe. Aber auch Freunde kühnerer Verwicklungen kommen auf ihre Kosten, und langweilig ist Hegeler ganz gewiß nicht.

Gleich ihm ist der schlesische Lehrer Hermann Stehr aus dem Naturalismus hervorgegangen. Schneider, Schindelmacher, Graveure, Dorf- und Kleinbürgervolk allerart ziehen durch seine Bücher, meist Trunkenbolde, Wahnsinnige, Kranke oder sonstwie Belastete. Denn alle Menschen sind nach Stehrs Meinung irgendwie Krüppel. Er zeichnet sie ganz realistisch, er läßt sie im heimatlichen Dialekt reden, aber er begnügt sich nicht mit dem Sichtbaren und Äußerlichen, sondern wie es etwa sein größerer schlesischer Landsmann und Gönner Gerhart Hauptmann im „Hannele" getan, sucht er „Erdenweh und Himmelssehnsucht" zu verbinden, naturalistische und mystisch-phantastische Elemente ineinander zu schmelzen. Dieser „visionäre Naturalismus" wird nicht nach jedermanns Geschmack sein, besonders da er bei Stehr durchaus einen Stich ins Pathologische hat. Düster quälende Krankheitsgeschichten, Halluzinationen, Seelenwühlereien auf der ganzen Linie, alles geschrieben von einem Manne, der nicht frei darüber steht, sondern selber ganz darin vergraben ist als ein Beschatteter, Mühseliger, Schwacher. Der Erdenjammer übersteigt alle Grenzen, das Schicksal, dem nicht auszuweichen ist, reißt uns in immer größere Finsternisse, in Angst und Not irrt der Mensch entschlußlos, einsam durch tiefes Dunkel. Es ist mir niemals gelungen, diese Stehrschen Hauptwerke zu Ende zu lesen. Schon nach den ersten Seiten legte es sich wie Lähmung über mich, denn zu dem Bedrückenden und Pathologischen des Stoffes trat auch ein ganz unausgeglichener Stil, der bald aus lauter Originalitätssucht in Gründe der Geschmacklosigkeit stürzte („Endlich erbrach sich seine Seele"), bald sich zu einer verworrenen Überschwänglichkeit emporschraubte. Man konnte es verstehn, daß sich das Publikum gegen diesen Dichter ablehnend verhielt.

Nun hat der fast Fünfzigjährige eine Erzählung „Geschichten aus dem Mandelhause" veröffentlicht (Berlin 1913, S. Fischer), und sie dünkt mich feiner und reiner, freier und luftiger als alle ihre Vorgänger. Wer bisher um den Dittersbacher Lehrer und sein Werk einen Bogen schlug, sollte es mit der jüngsten Gabe von ihm doch versuchen. Er wird viel echte Poesie darin finden. Es ist die Geschichte des Röhrsdorfer Schneiders Eusebius Mandel und seines einzigen Kindes, die da erzählt wird. Der Schneider ist ein phantastischer Sinnierer, der früher ein Stückchen Welt gesehen hat und nun in der dörflichen Einsamkeit von Erinnerungen und Träumen zehrt. In die Kleider der Leute näht er seine Wanderschaften und Wünsche hinein, was den Röcken und Hosen meistens nicht gut bekommt, und die Seele seines Kindes füllt er mit bunten, seltsamen Geschichten. Amadeus hat er den Kleinen taufen lassen, denn ihm ist, als müßten einem Menschen mit solch einem reichen, schönen Namen die Tore des Glücks sperrangelweit offen stehn. Und der Amadeus ist wirklich ein Himmelswunder, in seine kindliche Seele saugt er tief die tausend Lieder ein, die sich Gott mit Bäumen und Vögeln, mit Wasser und Wind selber vorspielt, und alle singt er sie wieder, daß es durch Haus und Dorf klingt. Aber dann will ein Wirrsal das Idyll der Mandels stören. Da des Amadeus Mutter gestorben ist, schafft die böhmische Maruschka als Magd in der Schneiderwohnung, und es ist Stehr ausgezeichnet gelungen, von diesem taubstummen jungen Weibe ein starkes sinnliches Fluidum ausgehen zu lassen. Der Schneider widersteht dem nicht, die Erinnerung an seine Frau erlischt ihm in den Armen der brünstigen Magd, etwas Trennendes tritt zwischen ihn und sein Söhnlein, dessen reine Lieder er nicht mehr ertragen kann, und fast kommt es so weit, daß Vater und Sohn daran zugrunde gehn. Zuletzt aber siegt das Kind und seine verklärte Mutter, die Magd muß aus dem Hause, das Büblein singt wieder, die Welt wird wieder farbig, der Schneider läßt die Nadel fliegen, und das Mandelhaus gewinnt seine alte, wundersame Seele zurück.

Wie hier der Alltag poetisiert, das Wirkliche zur Märchenwahrheit erhoben, der Schneidertisch als Träumer- und Flausenthron in die Wolken gebaut, und über Dürftigkeit und Enge der phantastische Reichtum eines süchtigen Kinderseelchens aufgeschlagen wird, das lohnt sich in jedem Falle zu lesen. Denn nur ein Dichter konnte das so fertig bringen. Ohne ein bißchen Verstiegenheit geht es zwar auch hier nicht ab, eine Weile muß man Luft treten oder berührt kaum noch mit den Fußspitzen den schönen festen Erdboden, und dann bekommt wohl auch der Stil etwas leise Schwülstiges. „Um die letzten Traummeiler seiner Seele", heißt es einmal, „dunstete der Rauch einer Ahnung." Aber solche Geschraubtheiten werden von den echten poetischen Schönheiten reichlich aufgewogen, und man darf hoffen, daß Hermann Stehr diesmal nicht nur von der

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

literarischen Kritik, sondern zum erstenmal auch vom Publikum eine gute Note bekommt.

Und nun muß ich ein Buch nennen — das will ich nicht besprechen, sondern vor dem will ich nur eine Warnungstafel errichten. Sie ist dringend nötig, um einer Verwirrung literaturfremder Kreise vorzubeugen. Auf dem Gebiete der erzählenden Dichtung gibt es ja manchmal Überraschungen, denen kein Kritiker gewachsen ist. Aber was sich die Baronin E. von Handel-Mazzetti in ihrem eben veröffentlichten Roman geleistet hat, der geht doch über jede Hutschnur. Von der Macht und Bedeutung, die aus „Jesse und Maria," die aus der „Armen Margaret" atmeten, wurden einst selbst diejenigen bezwungen, die dem Geiste der klerikalen Wienerin heimlich widerstrebten. Doch diese selbe Dichterin läßt nun einen Roman aus dem modernen Wien erscheinen, „Brüderlein und Schwesterlein" (Kempten 1913, Jos. Kösel), gegen den jedes Buch der Marlitt ein unsterbliches Meisterstück ist. Ich lehne es ab, mich mit einem so blutig dilettantischen, karikaturmäßig verzerrten, grob tendenziösen Werke herumzuschlagen. Und ich frage mich nur, ob denn die Dame nicht einen einzigen ehrlichen Freund hat, der ihr raten könnte, solche schauerlichen Opera vor dem Druck ins Feuer zu stecken. Talent verpflichtet. Es ist oft weniger schwer, sich einen Namen zu machen, als ihn sich zu erhalten.

Wir wollen nicht mit diesem Mißklang schließen. Wir wollen noch irgend etwas anderes herausgreifen — vielleicht „Hamtiegel," eine Geschichte aus den Kolonien von Helene von Mühlau (Berlin 1913, E. Fleischel & Co.). Hamtiegel ist Hauptmann und Stationschef von Mengo; Hamtiegel geht auf Urlaub nach Deutschland und will heiraten — reich muß sie sein, schön muß sie sein, schlank muß sie sein, ferner musikalisch und aus Primafamilie; Hamtiegel ist überzeugt, daß er nur Tropenuniform anzulegen und den Schnurrbart zu streichen braucht, um überall zu siegen; Hamtiegel erlebt eine Kette von Enttäuschungen, holt sich ein halbes Dutzend Körbe, obwohl er seine Ansprüche langsam ermäßigt, und kehrt nach Mengo ohne Gattin, doch dafür mit zwei Grammophonen zurück. Das ist der erste Teil. Im zweiten muß der arme, allmählich magenkrank werdende Hauptmann, der innerlich ein braver und herzensguter Kerl ist, noch allerhand andere Pillen schlucken, bis er endlich die ersehnte Lebensgefährtin findet. Zwar ist sie ungefähr das gerade Gegenteil dessen, was er einst auf stolzen Rossen erringen wollte, aber sie ist eine gute Seele, und Hamtiegel ist glücklich. Das ist eine sehr lebendige und unterhaltende Geschichte mit gut charakterisierter Hauptperson, afrikanischen Kulissen und allerhand Humoren. Gerade kein Hochflug, doch ein ... ein ... nun, sagen wir, eine nette Passagierfahrt.

Gedenken

Mein Auge träumt ins Abendblau.
Wie feucht die Sterne scheinen!
Wer sagt mir, ob es Freudentau,
Oder ob sie weinen?

Ach Augen, Augen, fern so fern
Und noch so warm ergeben!
So weit, wie zwischen Stern und Stern,
So weit schied uns das Leben.

Ihr Augen, die aus dunklem Blau
So feucht herniederscheinen —
Wer sagt mir, ob es Freudentau
Oder stilles Weinen?

Leo Sternberg

Nimmer darf es geschehn —

Als wir zuerst uns gesehn,
Unsre Herzen wie stille Seen
Unter gefrorner Decke ruhten,
Wußten nichts von der Sonne Gluten.

Als wir uns wiedergesehn,
Frühlingsoffen waren die Seen,
Sprühten von tausend Wellenwänden
Tausend Funken mit Sonnenblenden.

Wann wir uns wiedersehn —?
Nimmer darf es geschehn!
Glutsonne über den Wassern stünde,
Weckte vom Grunde die träumende Sünde.

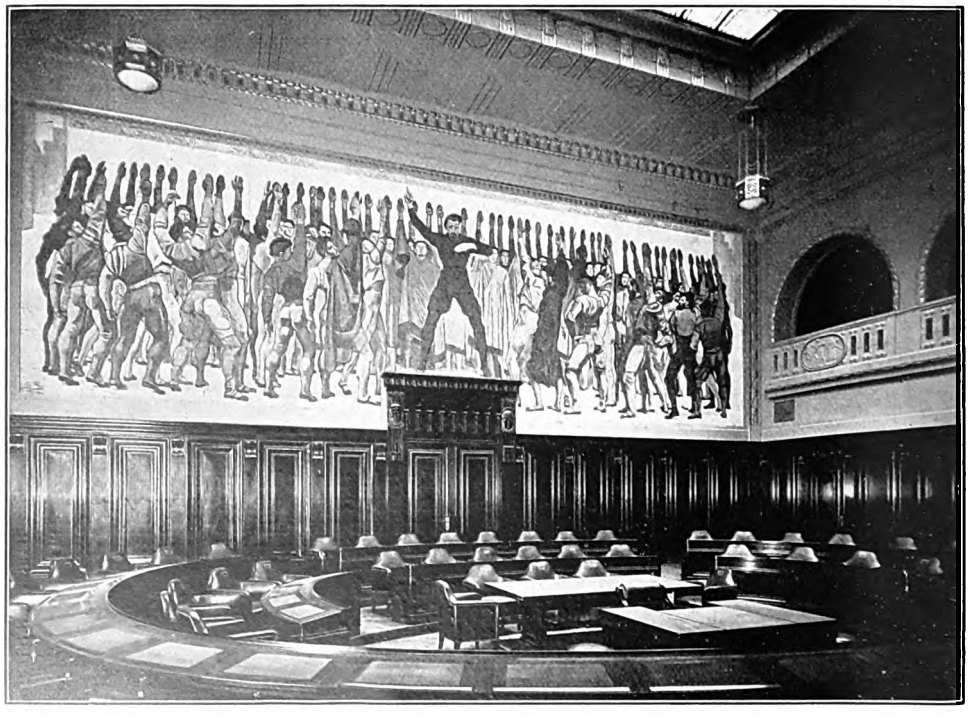
Hedwig Dan

Digitized by Google

Illustrierte Rundschau

Vom neuen Rathaus in Hannover — Die Majoliken der Sammlung Beckerath — Gürtelschließen von G. Bindhardt — Zu unseren Bildern

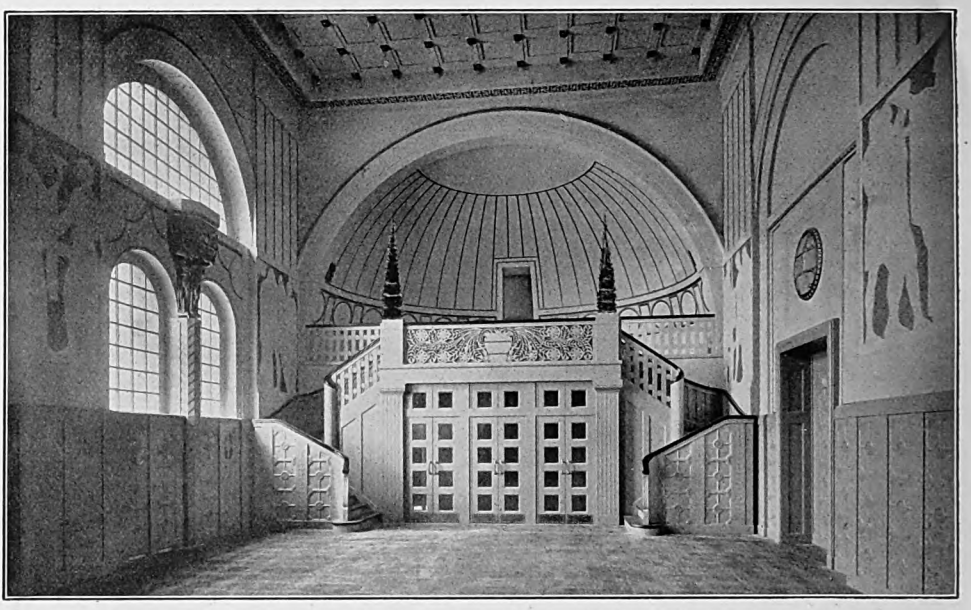
Das neue Rathaus in Hannover vereinigt in überraschender Weise alte und neue Kunst. Zwei Künstlern von bewährtem Ruf verdankt es seine Entstehung. Die ersten Pläne schuf vor bald zwei Jahrzehnten der Geheime Oberbaurat Eggert aus Berlin. Sie hielten sich in dem überlieferten Prunkstil deutscher Renaissance. Viel Neues bot das Werk nicht. Aber das Gebäude war außerordentlich glücklich mit seiner Südfront an den Maschparkteich hingesetzt, und so kam eine prächtige Gesamtwirkung zustande. Eggerts Nachfolger, der Hannoveraner Halmhuber, empfindet moderner, er geht ganz anderen Endzielen nach als der Beginner des gewaltigen Baues. In der inneren Ausgestaltung des Gebäudes, die noch nicht durch Eggerts Pläne festgelegt war, zeigt sich Halmhubers Streben nach einem großen modernen Monumentalstil: er hat Fritz Erler und Ferdinand Hodler zur Ausschmückung der großen Hallen und Säle herangezogen. In Eggerts Pläne passen diese Männer eigentlich nicht recht hinein. Beim ersten Umblick empfindet man sie wie eine Stilstörung. Aber je länger man sich von dem schwungvollen Rhythmus besonders des Schweizers tragen läßt, desto sicherer fühlt man sich in der neuen Umgebung. Ferdinand Hodler war die Aufgabe erteilt worden, die Einführung der Reformation darzustellen. Auch aus der kleinen Wiedergabe, die wir hier in der Ansicht des Saales der beiden Kollegien bringen, wird das eine ersichtlich: Hodler ist von dem üblichen Weg der geschichtlichen Malerei oder der allegorischen Darstellung weit hinweg auf eigene Pfade geraten. Seine Arbeit berührt zunächst wohl jeden Beschauer befremdlich. Ja, es gibt sogar Vorlaute, die sich zuerst eines kleinen Witzchens nicht enthalten können. Wir sehen einen Agitator in leidenschaftlicher Haltung, mitten auf dem Wandbild, genau über der Türkrönung, die er gewissermaßen als Rednertribüne benutzt hat. Hinter ihm hält das Volk. Da sind Hunderte von Männerhänden zum Treuschwur auf den neuen Glauben emporgestreckt. Der zunächst lächelnde Beschauer, der vielleicht auf den ersten Blick festgestellt hat, daß diese hundert emporgewor-



Vom Rathausneubau in Hannover: Der Saal der beiden Kollegien mit dem Reformationsbild von Prof. Ferdinand Hodler. Architekt: Prof. G. Halmhuber

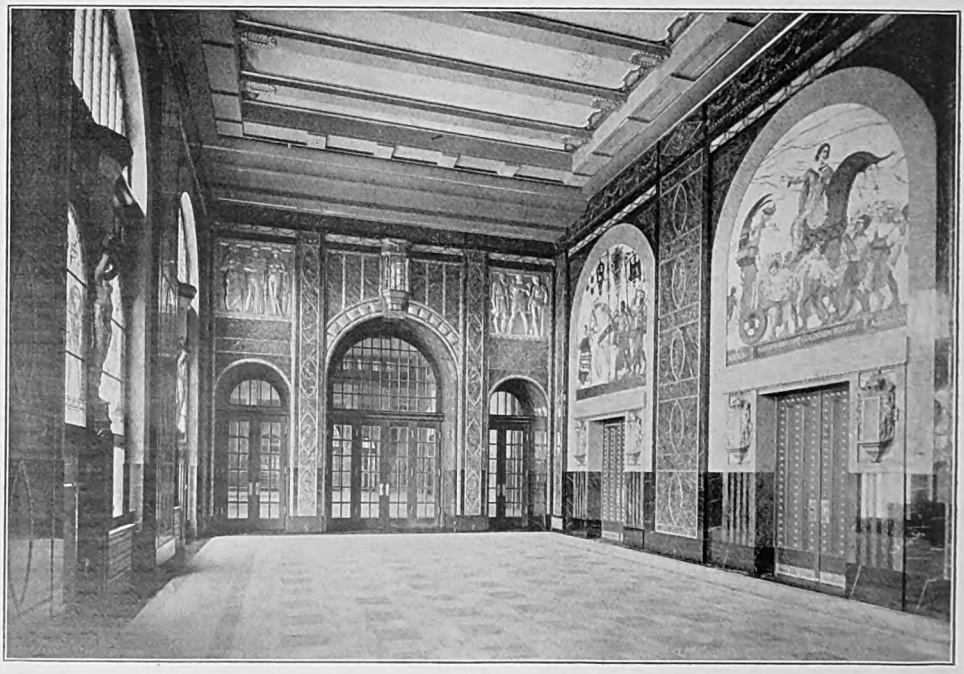
Digitized by Google

Digitized by Google



Der Tristansaal im neuen Rathaus zu Hannover. Architekt: Prof. G. Halmhuber
Der bildhauerische Schmuck, Reliefs zu Tristan und Isolde, von Oskar Garvens

immerhin beschränkten Raumverhältnissen einfügen lassen. Noch schwerer wird das Übel des zu kleinen Raumes bei Hodlers Reformationsbild empfunden. Daß das Bild zu groß sei, gibt der Künstler selbst zu. Aber — er mißt den geringen Ausmaßen des Saales die Schuld bei. Hodler hat sich um diese Frage bei der Arbeit wohl überhaupt nicht gekümmert. Das Atelier, in dem er schuf, ließ ihn daran nicht denken: die Genfer hatten



Der Handwerkersaal im neuen Rathaus zu Hannover. Gesamtentwurf von Prof. G. Halmhuber, die Mosaiken von Prof. Julius Diez, die Bildhauerarbeiten von Oskar Garvens und Paul Brasack

Digitized by Google

Digitized by Google

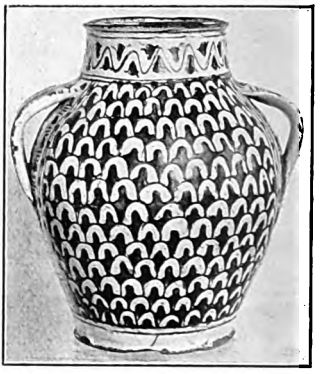
hause in Berlin zur Versteigerung. Und das gibt wieder ein besonders interessantes Kunstmarktereignis. Denn die Majolikensammlung Beckerath enthält unter ihren 360 Stücken mehr als 160 Arbeiten aus dem Quattrocento, also eine so stattliche Anzahl primitiver Majoliken, wie sie bisher noch niemals im Kunsthandel erschienen ist. Und so werden denn auch bei dieser großen Berliner Auktion alle Museen der Welt vertreten sein müssen, schon aus dem einfachen Grunde, weil ihr Besitz an frühen Majoliken nur ganz gering ist. Selbst Berlin, das in seinem Kunstgewerbemuseum wohl die bedeutendste Majolikensammlung sein eigen nennt, die wir kennen,

Florentiner Vase mit dem Pfauendekor (1450—1470)
(Sammlung von Beckerath, Berlin)

Albarello. Florentiner Arbeit um 1450—1470
(Sammlung von Beckerath, Berlin)

Deruta-Schüssel, farbig mit Metall-Luster. Anfang des XVI. Jahrh. (Sammlung von Beckerath, Berlin)

besitzt nur eine kleine Reihe von Quattrocento-Majoliken — wir verdanken sie zum größten Teil Generaldirektor Wilhelm Bode — und aus der Zahl der übrigen großen Museen ragt nur das Kensingtonmuseum in London mit seinem Quattrocento-Majolikenbestand hervor. Unter den Privatsammlern Deutschlands wäre etwa Professor Pringsheim in München zu nennen, unter dessen Kunstschätzen sich auch bedeutende Quattrocento-Majoliken befinden, der aber mehr auf die Erwerbung von Prunkstücken ausgeht, während Adolph von Beckerath in entwicklungsgeschichtlicher Hinsicht gesammelt hat.

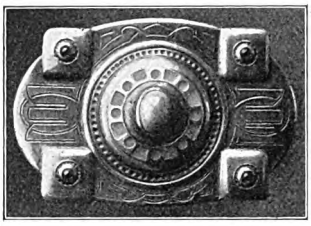


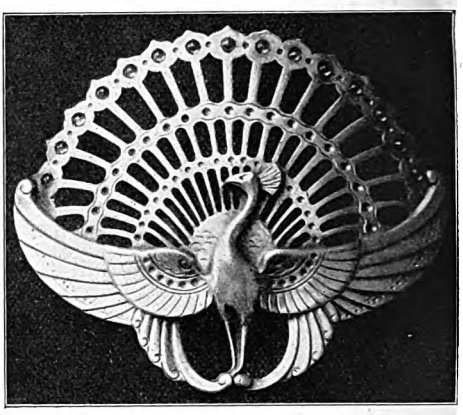
Florentiner Vase. Vor 1450
Aus dem Hospital St. Maria Novella
(Sammlung von Beckerath, Berlin)

In der Gruppe der frühen Majoliken Beckeraths sind die kostbaren Arbeiten aus Florenz und Faenza vertreten. Einzelne Stücke stammen auch von Orvieto, Siena und Rom. Wir sehen in dieser hochinteressanten Gruppe des italienischen Kunstgewerbes, die Bode in seinem großzügigen Werk „Die Anfänge der Majolikakunst in Toskana" nach neuen wissenschaftlichen Gesichtspunkten bearbeitete, eine Reihe jener berühmten schlanken und bauchigen Faenzagefäße, die zwischen grünem und purpurnem Dekor Wappen und Porträts tragen, sehen

Digitized by Google

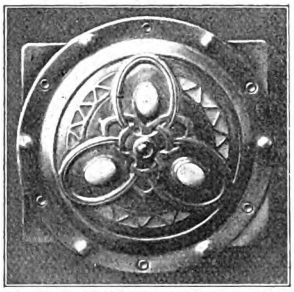
Digitized by Google

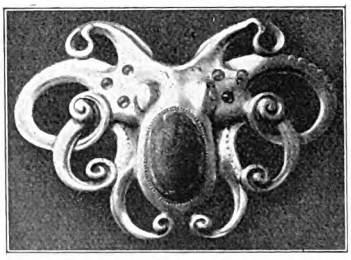




hat. Es sind Arbeiten von kultiviertem Geschmack, die ihrem Schöpfer alle Ehre machen. Bindhardt ist nicht nur als Kunstgewerbler, sondern auch schon als Bildhauer mehrfach vorteilhaft hervorgetreten. Er wirkt in Altona als Lehrer an der Handwerker- und Kunstgewerbeschule.

Der selbständige Bildschmuck dieses Heftes gibt ein paar Porträts von zwingender Kraft: neben der weder „mollerten" noch „beinerten", sondern angenehm die Mitte haltenden Wienerin von Viktor Krausz das außerordentlich lebenswahre Herrenbildnis von Fritz Reusing. Es gehört für einen Maler Mut dazu, das salopp-überlegene Bonvivanttum seines Auftraggebers neben allen geisti-





gen und persönlichen Werten so ausdrücklich zu betonen — und Eitelkeit im alten Sinne muß dem Modell fehlen —, aber was hier geboten ist, bleibt seines nachhaltigen Eindrucks gewiß.

An farbigen Kunstblättern bietet das Oktoberheft die wieder mit großem Schwung gemalte Schnitzeljagd des Meisters Jank, ein holländisches Interieur — Bügelraum in einem Waisenhause mit drei fleißigen, haubengeschmückten Mädchen — von Imre Knopp, die auf zarte Herbsttöne gestimmte Landschaft, „Der Pilsensee", von C. Th. Meyer und das äußerst wirkungsvolle, besonders in den Spiegelungen glücklich komponierte Stilleben von Rudolf Thierhaus. Bilder, über die man gern ein bißchen plaudern möchte, sind die figurenreichen „Im Zwischenakt" von Martin Monnickendam und Hans Meyers „Markttag in Cassel". Vorzüglich hat der Holländer die Zuschauer dieses eleganten Varieté-Theaters charakterisiert. Jedes Mäskchen weissagt da verborgenen Sinn. Das Casseler Bild schließlich bilde einen künstlerischen Gruß an die schöne, heitere Residenz zu ihrem Stadtjubiläum.

H.

Gürtelschließen, entworfen und ausgeführt von G. Bindhardt in Altona

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W. 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Literatur
durch die Brunnen-Inspektion
in Fachingen
(Reg.-Bez. Wiesbaden).

Digitized by Google

Wie werde ich leistungsfähiger?

Von der Leistungsfähigkeit des Einzelnen hängt sein Erfolg im Leben ab. Der Leistungsfähigere wird immer den Vorsprung vor dem weniger Leistungsfähigen haben. Ist er selbständig, so wird er seine Konkurrenten überholen durch neue Arten des Vertriebs, der Organisation, der Reklame usw. Er wird darauf bedacht sein, sein Personal zu weiterer Ausbildung zu ermuntern, um es so möglichst leistungsfähig zu machen. Der Prinzipal, der immer Angst hat, das Interesse der Angestellten würde durch Weiterbildung vom Geschäft abgelenkt, ist kein Geschäftsmann, denn sein Personal kann nie zu leistungsfähig sein. Eine Uhr, bei der nur das Triebrad von Stahl, die anderen aber von Blei sind, wird weder präzise noch wird sie lange gehen! Ein Angestellter, der dem Prinzipal **eine** gute Idee bringt, wie er sein Geschäft weiter heben kann, ist mehr wert als ein Dutzend anderer, die ihre Arbeit schablonenmässig verrichten. Ein Geschäft, von dessen Personal jeder einzelne auf dem Höhepunkt der Leistungsfähigkeit steht, muss naturgemäss alle anderen überholen. Und so ist es auch im Staate. Von der Leistungsfähigkeit eines jeden einzelnen hängt die Grösse der Nation ab. Säumen Sie deshalb keinen Augenblick, an der Steigerung Ihrer eigenen Leistungsfähigkeit zu arbeiten. Die beste Anleitung hierzu bietet Ihnen Poehlmanns weltbekannte Gedächtnislehre. Über einmalhunderttausend Schüler jeden Standes und jeden Alters! Ein paar Auszüge aus Zeugnissen: „Wer mit Ihrer Gedächtnislehre ausgerüstet ist, bei dem gibt es kein Hindernis mehr. A. B." „Muss anerkennen, dass Ihre Gedächtnislehre den ganzen Menschen in seinem Tun und Treiben vorteilhaft umbildet. R. F." „Furcht und Grauen vor Schwierigkeiten sind einem unbezähmbaren Arbeitstriebe gewichen. P. R." „In Poehlmanns Gedächtnislehre haben wir einen unübertrefflichen Beitrag zur Lösung der Frage erhalten, auf welchem Wege die höchste geistige Entwickelung erreichbar sei. R. H."

Verlangen Sie heute noch Prospekt (kostenlos) von

L. Poehlmann, Amalienstrasse 3, München A 50.

Wer Sprachen leicht, schnell und sicher

lernen will, der wählt Poehlmanns Sprachlehrkurse, gleichgültig, ob er die Sprache durch mündlichen Unterricht oder Selbststudium erlernen will. Der mündliche Unterricht wird durch Lehrer der betreffenden Nation erteilt. Poehlmanns Sprachlehrkurse sind Satz für Satz aufgebaut auf den psychologischen Grundsätzen des leichten Lernens und sicheren Behaltens, daher die staunenswerten Erfolge. „Dieser rasche Fortschritt veranlasste mich dann noch Englisch zu lernen, worin ich gänzlich Neuling war und ich hatte den Erfolg, auch hierin in wenigen Monaten ein Resultat zu erzielen, dass ich im Ausland leicht und rasch vorwärts kann. W. H. F."

Verlangen Sie Prospekt 2 (kostenlos) vom Verlag von

Poehlmanns Sprachen-Institut,
Berlin W., Wittenbergplatz 1.

Zweigschulen für mündlichen Unterricht:

Augsburg Eiermarkt D 64	**Bautzen** Holzmarkt 25	**Berlin** Wittenbergplatz 1	**Berlin** Wilhelmstr. 49	**Biala** Josefplatz 8
Bonn Hohenzollernstr. 4	**Breslau** Ernststr. 9	**Davos-Platz** Haus Surpunt	**Dresden** Albertstr. 10	**Dresden** Altmarkt 15
Fürth Peterstr. 2	**Gelsenkirchen** Bahnhofstr. 72a	**Halle** Friedrichstr. 65	**Leipzig** Nürnberger Str. 8	**Magdeburg** Alte Ulrichstr. 7
München Amalienstr. 3	**Nürnberg** Königstr. 33—37	**Stettin** Bismarckstr. 3	**Stuttgart** Marienstr. 14	**Zwickau** Äuss. Plauensche Str. 21

Weitere Lizenzen sind zu vergeben.

FISCHER & WITTIG IN LEIPZIG.

Digitized by Google

Heft 3
XXVIII. Jahrgang
November 1913
(Erster Band Heft 3)

UNIVERSITY CLUB
NOV 9 191?

Velhagen & Klasings Monatshefte

Redaktion in Berlin W. 50, Tauentzienstr. 7B.

Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld,
Leipzig und Wien

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Die wirtschaftlichen Beziehungen der deutschen Banken zum Ausland. Von Alb. Haertlein, Berlin	5—18
Die Internationale Baufach-Ausstellung Leipzig 1913 (Fortsetzung)	19—28
Aus der Grossindustrie:	
Bureaumöbel und Bureauartikel. (Forts.)	29—31
Deutscher Motorschiff- und Bootsbau	31—33
Die deutsche Automobil-Industrie. (Forts.)	33—35
Feuerwehrgeräte- und Spritzen-Industrie. Von Ingenieur A. Meder, Nürnberg. (Fortsetzung)	35—38
Die deutsche Pumpen-Industrie. (Forts.)	38—40
Ein neuer Hohlrost	41
Verschiedenes	43
Gesuchte Verbindungen im Auslande und Uebersee	44
Bezugsquellenregister	52—56

Die wirtschaftlichen Beziehungen der deutschen Banken zum Ausland.

Von Alb. Haertlein, Berlin.

In seinem berühmten Buche „Lombard Street" schreibt der englische Nationalökonom Walter Bagehot: „Das englische Geld ist leihfähig (borrowable). Die Engländer haben mehr Mut bei Geldgeschäften als irgendeine andere Nation des Kontinents; ja selbst wenn sie den Mut nicht hätten, die blosse Tatsache, dass das Geld bei einer Bank deponiert ist, bewirkt schon, dass es mehr benutzt werden kann . . . Konzentration des Geldes in den Banken ist, wenn auch nicht die einzige, so doch die Hauptursache, weswegen der englische Geldmarkt so bedeutend und mächtig ist und den der anderen Länder weit überflügelt hat."

Das war allerdings vor reichlich 40 Jahren, als Bagehot dies geschrieben, zu der Zeit, als sich eben die deutschen Staaten zu einem Reiche geeinigt und die ersten Regungen zum kulturellen und wirtschaftlichen Aufstieg sich leise bemerkbar machten. Heute hat Bagehots treffende Kennzeichnung des englischen Geldgeschäfts auch für das deutsche Bankwesen unbestrittene Gültigkeit. Über das deutsche Volk, das Land der Dichter und Denker, ist inzwischen wieder der Geist der alten Hanseaten gekommen, es hat die einst von ihm verspotteten „Phantasien" eines Friedrich List nach der Reichsgründung als ernste Mahnungen aufgefasst und es hat seine ihm innewohnende Kraft zur wirtschaftlichen Expansion auszunutzen den Mut gehabt. Nicht nur deutsche Gelehrsamkeit, deutsches Wissen, deutsche Musik und deutsche Kunst haben ihren Weg in alle Länder und über die Weltmeere genommen, deutsches Kapital, Unternehmungssinn und Unternehmungslust sind jenen nachgefolgt, haben sich in den Ländern fast aller Zungen festgesetzt und langsam aber stetig fortschreitend das volle Vertrauen des gesamten Auslands erworben.

Ein allgemeiner Überblick — nur um einen solchen kann es sich auf so beschränktem Raume handeln — über die wirtschaftlichen Beziehungen der deutschen Banken zum Auslande lässt sich vollständiger und auch leichter gewinnen, wenn man Deutschlands Anteil am Welthandel und Weltverkehr und die Grösse seiner Kapitalanlagen im Auslande einer flüchtigen Betrachtung unterzieht.

Für den ungeheuer raschen und glänzenden Aufstieg des Deutschen Reiches zur wirtschaftlichen Grossmacht, nur um weniges übertroffen von England und nicht erreicht von den Vereinigten Staaten von Amerika, kennt die Weltgeschichte kein Beispiel. In weniger als einem Menschenalter sehen wir, wie Deutschland beinahe die erste Stellung in der Weltwirtschaft einnimmt, sie seinem Konkurrenten, einem alten und erfolgreichen Industrie- und Kolonialstaat, wenigstens ernstlich streitig macht.

Bevor wir an die Erfassung des im Auslande investierten deutschen Kapitals gehen, ist eine Skizze der heimischen Geldverhältnisse angebracht. Das deutsche Volksvermögen ist (schätzungsweise) auf 300 bis 350 Milliarden Mark zu veranschlagen, das jährliche Volkseinkommen auf rund 40 Milliarden Mark. Durch Ersparnisse erfährt das Nationalvermögen eine Erhöhung von jährlich ungefähr 8—10 Milliarden Mark. Im Jahre 1883 lagen in den deutschen Sparkassen etwa 3187 Millionen Mark, Ende 1912 aber 17½ Milliarden Mark. Allein die preussischen Sparkasseneinlagen erreichten Ende 1911 die Höhe von 11,84 Milliarden, während sie im Jahre 1900 erst

Digitized by Google

5,75 Milliarden Mark betragen haben, sich also in 11 Jahren verdoppelten.

Und wie hoch ist das im Ausland angelegte deutsche Kapital? Zuverlässige Angaben hierüber gibt es nicht; nach den sorgfältig aufgenommenen Schätzungen von Christians und von Schmoller betrug das im Auslande angelegte deutsche Kapital im Jahre 1892 etwa 10 Milliarden Mark, nach Dr. Paul Arndt dürften heute mindestens für 20 bis 21 Milliarden Mark ausländischer Effekten sich in deutschen Händen befinden. Dazu kommen nun die deutschen Kapitalien, die im Handel, im Verkehr, in der Industrie und in der Landwirtschaft des Auslandes angelegt sind. Die 1905 erschienene „Denkschrift des Reichsmarineamts über die deutschen Seeinteressen" veröffentlichte auf Grund der Erhebungen und Schätzungen der deutschen Konsulate folgende Zusammenstellung (in Millionen Mark) der deutschen Kapitalanlagen in überseeischen Ländern:

Gebiete	Schätzung 1904
Türkei (ausser Ägypten)	300— 350
Nordafrika (einschl. Ägypten) Westafrika Südafrika Ostafrika	1325—1350
Persisch-arabische Halbinsel u. Brit.-Ostindien	75
Südasien	250
Ostasien	400— 450
Australien und Polynesien	300— 400
Länder um das amerikan. Mittelmeer (einschl. südamerikan. Nordküste und Westindien)	1080—1200
Westküste Südamerikas	500— 550
Ostküste Südamerikas	1300—1600
Vereinigte Staaten und Kanada	2500—3000
Sa.	7705—9225

Man darf annehmen, dass diese Kapitalien bis zum heutigen Tage wohl um 11 bis 12 Milliarden zugenommen haben. Namhafte Volkswirte sind der Ansicht, dass die in europäischen Ländern (Österreich-Ungarn, Russland, Dänemark, Schweden, Norwegen, Holland, Belgien, Schweiz, Italien usw.) angelegten Kapitalien ebenfalls 10 bis 12 Milliarden Mark betragen. Insgesamt werden die deutschen Kapitalanlagen im Auslande auf mindestens 35 Milliarden Mark geschätzt. Frankreichs auswärtige Kapitalanlagen dürften ebenso hoch sein, während die Englands 1911 (von Sir Edgar Speyer) auf rund 70 Milliarden Mark gewertet wurden, wovon aber die Hälfte auf die englischen Kolonien entfällt. In kurzer Zeit wird der deutsche Geldmarkt wieder stark vom Ausland in Anspruch genommen werden; die Balkanstaaten brauchen jetzt nach dem Kriege Geld, sie sollen etwa 3 Milliarden Franken fordern. Auch andere Länder (darunter Spanien, Österreich) benötigen etwa $1^1/_2$ Milliarden. Von diesen Summen wird sicherlich ein guter Teil vom deutschen Markt übernommen werden.

Nach dem „Deutschen Ökonomist" wurden in Deutschland folgende ausländische Werte (Kurswerte) emittiert:

1896—1900 (durchschnittlich)	484	Millionen Mark
1901	210	„ „
1902	453	„ „
1903	242	„ „
1904	232	„ „
1905	1008	„ „
1906	221	„ „
1907	153	„ „
1908	228	„ „
1909	349	„ „
1910	546	„ „
1911	460	„ „
1912	270	„ „
1913 (1. Halbjahr)	347	„ „

Zu beachten ist hierbei, dass aus diesen Zahlen sich noch nicht die vollständige Inanspruchnahme des deutschen Marktes für ausländische Werte ergibt, weil seit dem Inkrafttreten des deutschen Börsengesetzes ein bedeutender Teil ausländischer Werte an fremden Märkten (besonders in London, Brüssel) von deutschen Händen erworben wird.

Nach der amtlichen Statistik (Stat. Jahrbuch 1913) wurden zum Handel an deutschen Börsen neu zugelassen folgende ausländische Wertpapiere (Nennwerte, in Millionen Mark):

Jahr	Gesamtbetrag	darunter Umwandlungen
1901	778	12
1902	2632	1171
1903	4589	3985
1904	2155	1036
1905	5283	346
1906	1110	222
1907	7019	6482
1908	746	—
1909	974	—
1910	2242	142
1911	1208	—
1912	835	—

Natürlich wurde die grosse Mehrzahl dieser ausländischen Werte gleichzeitig an ausländischen Börsen aufgelegt. Von 1897 bis 1912 wurden laut amtlicher Statistik in Deutschland für 35 Milliarden Mark ausländische Wertpapiere (darunter 15 Milliarden Umwandlungen) zum Börsenhandel zugelassen.

Aus den hier mitgeteilten Zahlen kann jeder Laie schon schliessen, wie bedeutend die wirtschaftlichen Beziehungen der deutschen Banken zum Auslande heute sein müssen. Neben all den Faktoren, die unsere wirtschaftliche Grösse, die hervorragende Stellung Deutschlands in der Weltwirtschaft geschaffen, fällt den deutschen Bankinstituten ein Haupt-

Digitized by Google

verdienst zu. Auch wenn es nicht überall willig anerkannt wird. Im Heimatlande viel getadelt und gescholten, haben die deutschen Banken bei ihrer Auslandstätigkeit doch eine Politik getrieben, die — von einigen Fehlern und Sünden abgesehen — der Nation, der deutschen Industrie und dem deutschen Handel zum Segen gewesen. Der sprunghafte Übergang in eine neue Zeit, der beinahe unvermittelte Eintritt in die Weltwirtschaft und die plötzliche Gestaltung neuer, früher nicht gekannter Verhältnisse hat Millionen unserer Volksgenossen teils ängstlich, teils misstrauisch gemacht. Die Pionierarbeit unserer Banken im Ausland hat deswegen in der Heimat noch nicht allgemeine Anerkennung finden können. Mit Recht aber werden unsere grossen Geldinstitute „Schrittmacher der Industrie" genannt; sie waren aber auch die Schrittmacher des weltwirtschaftlichen Gedankens, sie haben unter vielen Beschwerden dem wirtschaftlichen Verkehr mit dem Ausland erweiterte Bahnen gewiesen, den ausführenden Handel vor Verlusten geschützt, den Export gefördert, für Dekkung unseres Einfuhrbedarfs gesorgt und den heimischen Unternehmen Arbeit zugeführt. Sie haben in hohem Masse mitgeholfen, dem Volke, das alljährlich um 850 000 Köpfe gewachsen ist, die wirtschaftliche Existenz zu sichern.

Schon 1853 hat die Bank für Handel und Industrie (Darmstädter Bank) in ihrem Geschäftsbericht in grossen Zügen das Programm der deutschen Banken umschrieben; es heisst da: „Die Bank ... ist berufen, durch eigene Beteiligung und durch Anlage fremder Fonds solide und grosse Unternehmen zu fördern und nach Kräften durch die auf einen hohen Standpunkt sich darbietende klare Einsicht in die Gesamtlage der deutschen Industrie dazu mitzuwirken, dass Unternehmungsgeist und Kapital in die richtigen, dem Bedürfnis des Augenblicks entsprechenden Bahnen geleitet werden. Ihre Organe im In- und Auslande sollen den Export und die tausend anderen Beziehungen der deutschen Industrie zum Geldmarkte vermitteln. Die Bank ist auch berechtigt, bei den grossen Schöpfungen und bei Geldgeschäften der Staaten sich zu beteiligen und das Placement fremder Fonds auch auf diesem Gebiete zu vermitteln." Bis zur Verwirklichung dieses gewiss trefflichen Programmes hatte es aber noch gute Wege. Kurz vor Ausbruch des deutsch-französischen Krieges, am 10. März 1870, wurde mit dem verhältnismässig kleinen Kapital von 15 Millionen eine Bank gegründet, die jenes Programm zur Tatsache machte und eine neue Ära heraufführte. Es war die Deutsche Bank. Dieser Name sollte andeuten, dass sie eine deutsche Bank für das Ausland sein wolle. Nach § 2 des Statutes besteht der Zweck der Deutschen Bank „in dem Betriebe von Bankgeschäften allerart, insbesondere Förderung und Erleichterung der Handelsbeziehungen zwischen Deutschland, den übrigen europäischen Ländern und den überseeischen Märkten". Ihr Feld war die Welt. Und so ist diese Bank auch ein Institut von weltwirtschaftlicher Bedeutung und zum Vorbild der anderen Banken geworden. Sie errichtete eine Wollimportgesellschaft (1872), begründete Depositenkassen und verfolgte eine planmässige Industriepolitik. In grossem Umfange unterstützte sie Exporteure und Importeure und betrieb daher hauptsächlich das Rembourskeschäft. Mit einer Zähigkeit sondergleichen verfolgte die Deutsche Bank ihr Ziel, den deutschen Exporteur und Importeur von den englischen Banken, die in allen Weltteilen vertreten waren, unabhängig zu machen. Ungeheuere Schwierigkeiten stellten sich in den Weg. Englands Banken genossen in der ganzen Welt den Vorzug, das deutsche Akzept war im überseeischen Handel bisher unbekannt und „unbeliebt", schon wegen der zersplitterten Währung in Deutschland und des hohen Diskonts. Zunächst errichtete die Deutsche Bank nun Vertretungen in Bremen und Hamburg und dann Filialen in Shanghai und Yokohama, wobei das Betriebskapital verdoppelt wurde. Genau wie in unseren Tagen der mutige und mit zäher Ausdauer an seinem Werke arbeitende Konstrukteur des lenkbaren Luftschiffs von der Presse als „närrischer Graf vom Bodensee" mit Hohn überschüttet wurde, so ging's damals der Deutschen Bank. Der Frankfurter „Aktionär" schrieb voller Spott, eine Verdoppelung des Kapitals (bei der D. B.) sei nicht nötig, „selbst wenn es wahr sein sollte, dass die Deutsche Bank bei den Riffpiraten, den Kaffern und bei den Schwarzfußindianern Kommanditen errichten will". Die genannten Filialen in China konnten sich nicht lange halten, der verschiedene Geldwert in Asien verursachte große Valutadifferenzen, die die Berechnung von Wechseln unmöglich machten. Dazu kam weiter die Entwertung des Silbers. Der in Ostasien erlittene Verlust betrug fast $^1/_2$ Million Mark. Die in London 1873 gegründete eigene Niederlassung prosperierte und brachte den Hauptvorteil, daß die Kunden entweder in Mark oder in Sterling, je nachdem es vorteilhafter war, ausstellen konnten. In New-York war das Jahr zuvor schon eine Kommandite gegründet worden.

So beschwerlich und mühevoll der Anfang, so erfolgreich war das Weiterschreiten auf dem eingeschlagenen Wege, nicht nur für das be-

Digitized by Google

sprochene Institut, sondern auch für die anderen Grossbanken, die, gleich der Deutschen Bank, dem Handel und unserer Industrie in der Folgezeit eine feste Stellung auf dem Weltmarkt sicherten und enge Beziehungen zum Ausland knüpften.

Versuchen wir nun, wenigstens die wichtigsten Daten der „Auslandstätigkeit" und die Auslandsverbindungen der hauptsächlich in Frage kommenden deutschen Banken vorzuführen. Das sind:

1. Deutsche Bank,
2. Disconto-Gesellschaft,
3. Bank für Handel und Industrie (Darmstädter Bank),
4. Berliner Handelsgesellschaft,
5. Dresdner Bank,
6. Nationalbank für Deutschland,
7. Schaaffhausenscher Bankverein.

Zur intensiven Förderung von Handel und Industrie, zur Hebung der deutschen Kolonien und zur besonderen Pflege der internationalen Beziehungen haben die obigen Banken zum Teil allein, zum Teil gemeinschaftlich Tochtergesellschaften gegründet, die man, soweit sie das Geschäft mit überseeischen Ländern und den Kolonien pflegen, als die deutschen Überseebanken bezeichnet. Einen Überblick gibt folgende Zusammenstellung:

Die deutschen Überseebanken.

		Gegründet	Sitz	Akt.-Kap. in Millionen M.	Tochtergesellschaft der
1.	Deutsche Ueberseeische Bank . . .	1886	Berlin	30	Deutschen Bank.
2.	Brasilianische Bank für Deutschland	1887	Hamburg	15	Disconto-Gesellschaft, Nordd. Bank.
3.	Deutsch-Asiatische Bank	1889	Berlin	7,5 Tacls	Fast aller grossen deutschen Banken und Bankhäuser.
4.	Bank für Chile und Deutschland	1895	Hamburg	10	Disconto-Gesellschaft, Nordd. Bank.
5.	Deutsche Palästinabank	1899	Berlin	20	
6.	Deutsche Orientbank	1906	Berlin	32	Dresdner Bank, Nationalbank, Schaaffhausenscher Bankverein.
7.	Deutsch-Südamerikanische Bank .	1906	Berlin	10	Dresdner Bank, Schaaffhausenscher Bankverein, Nationalbank.
8.	Deutsch-Westafrikanische Bank . .	1904	Berlin	1	Dresdner Bank.
9.	Deutsche Afrika-Bank	1905	Hamburg	1	Disconto-Gesellschaft, Nordd. Bank.

Als Banken im Auslande, die entweder von deutschen Bankfirmen gegründet worden sind oder an denen deutsche Bankfirmen durch Aktienbesitz beteiligt sind, kommen ferner in Betracht:

Amsterdamsche Bank in Amsterdam, Akt.-Kap. 6 Millionen Gulden (Darmstädter Bank).

Banca Commerciale Italiana in Mailand, Akt.-Kap. 105 Millionen Lire (Disconto-Gesellschaft, Deutsche, Darmstädter und Dresdner Bank, Berliner Handels-Gesellschaft und S. Bleichröder gemeinsam mit ausländischen Firmen).

Banque Internationale de Bruxelles in Brüssel, Akt.-Kap. 25 Millionen Frcs. voll bezahlt (Darmstädter Bank mit anderen deutschen und ausländischen Firmen).

Bankers Trading Syndicate in London.

Banca Marmorosch Blank & Co., S. A., in Bukarest, früher Kommandite der Darmstädter Bank, Akt.-Kap. 10 Millionen Lei (Darmstädter Bank und Berliner Handelsgesellschaft).

Schweizerischer Bankverein in Basel, Akt.-Kap. 25 Millionen Frcs. (Dresdner Bank, Berliner Handelsgesellschaft und andere).

Mexikanische Bank für Handel und Industrie (Banco Mexicano de comercia e industria) in Mexiko, Akt.-Kap. 16 Millionen Pesos (Deutsche Bank mit dem New-Yorker Bankhaus Speyer & Co.).

Compagnie commerciale Belge, anciennement H. Albert de Bary & Co. Société anonyme, in Antwerpen, Akt.-Kap. 7 Millionen Frcs. (Disconto-Gesellschaft).

Credito Italiano in Rom, Akt.-Kap. 75 Millionen Lire (Nationalbank und andere).

Banque d'Orient in Athen, Akt.-Kap. 10 Millionen Frcs. (Nationalbank und Banque nationale de Grèce).

Die Deutsche Bank.

(Aktienkapital 200 Millionen Mark, Reserven 112½ Millionen Mark.)

Das beispielgebende Wirken dieses Instituts, das von Anfang an unter der Leitung weit-

Digitized by Google

blickender, hervorragender Männer stand, haben wir schon geschildert. Welche Bedeutung heute der Deutschen Bank zukommt, veranschaulichen folgende Zahlen aus dem Geschäftsbericht über das Jahr 1912: Umsätze: 132161251059 Mark, Debitoren 670297215 Mark, Vorschüsse auf Waren und Verschiffungen 232249780, Kontokorrent-Verbindungen 192637, überhaupt geführte Konten 268812 Mark. Die Bank gründete als Tochtergesellschaft die Deutsche Ueberseeische Bank, über die in diesem Artikel noch ausführlicher berichtet wird. Die von der Bank 1890 mit amerikanischen und Frankfurter Verbindungen gegründete Deutsch-Amerikanische Treuhandgesellschaft, welche eigene Obligationen auf Grund zu erwerbender amerikanischer Werte ausgeben und die Rechte der Besitzer etwa notleidender amerikanischer Werte vertreten sollte, wurde 1901 unter der Firma Deutsche Treuhand-Gesellschaft und Beibehaltung ihres zweitgenannten Zweckes rekonstruiert; sie führt auch die Geschäfte der Vereinigung der deutschen Besitzer türkischer Staatspapiere. Vom Jahre 1889 an wandte sich die Deutsche Bank grossen Gründungsprojekten zu. Sie gründete im Verein mit der Dresdner Bank und anderen die Anatolische Eisenbahngesellschaft in Konstantinopel zum Bau bzw. Ausbau der Bahn Haidar-Pascha-Angora und Eski-Schehir-Konia. Dadurch wird das vorderasiatische Gebiet für den europäischen Handel erschlossen. 1900 wurden die Aktien der anatolischen Bahnen an den deutschen Börsen eingeführt, doch behielt die Deutsche Bank den grössten Teil in ihren Händen. Politisch und kulturell eine Grosstat war die von der Deutschen Bank unter Beteiligung von anderen deutschen und ausländischen Firmen 1903 vollzogene Gründung der Kaiserl. Ottomanischen Gesellschaft der Bagdadbahn, die bekanntlich die Weiterführung der anatolischen Linien bis Bagdad und zum Persischen Meerbusen bezweckt. Der wirtschaftliche Zweck dieses Projektes ist: aus dem heute verödeten, einst so fruchtbaren Mesopotamien ein neues Kulturland erstehen zu lassen. Das Mittelmeer wird mit dem Indischen Ozean verbunden und damit ein abgekürzter Handelsweg nach Indien geschaffen. Für die Türkei selbst hat diese Bahn aber auch eine hervorragende ökonomische und strategische Bedeutung. Die politische Wirkung der Bagdadbahn auf das Verhältnis zwischen England und Deutschland braucht hier nur angedeutet zu werden, da hier der Beweis erbracht wurde, wie Banken manchmal der auswärtigen Politik ihres Landes vorarbeiten können. Aus der mit dem Ausland in Verbindung stehenden Tätigkeit der Bank zählen wir noch die wichtigsten Punkte auf: 1889 Aktienbeteiligung an der Aktiengesellschaft der Orientalischen Eisenbahnen, 1894 Gründung und Beteiligung an der Banca Commerciale Italiana in Mailand, Beteiligung an einer Reihe von Kabelgesellschaften, Mitgründung der Schantung-Bergbau- und Schantung-Eisenbahngesellschaft, Gründung der Ostafrikanischen Gesellschaft, Miterrichtung der Zentral-Amerika-Bank bzw. der Aktiengesellschaft für überseeische Bauunternehmungen, Gründung der Mexikanischen Bank für Handel und Industrie in New York, Beteiligung am südafrikanischen Minengeschäft und vielen anderen Unternehmungen, besonders in der Petroleum-Industrie.

Die Bank hat auch eine grosse Tätigkeit in der Emmission ausländischer Wertpapiere aller Art entfaltet.

Der Deutschen Bank steht hinsichtlich der Entwicklung und Förderung ausländischer und überseeischer Beziehungen direkt zur Seite die

Disconto-Gesellschaft.

Die Disconto-Gesellschaft in Berlin verdankt ihre im Jahre 1851 erfolgte Gründung dem ehemaligen preussischen Finanzminister David Hansemann. Unter der Leitung David Hansemanns und seines Sohnes Adolph, der bis zum Jahre 1903 an der Spitze der Disconto-Gesellschaft gestanden hat, entwickelte sich das Unternehmen zu seiner heutigen ausserordentlichen Bedeutung. Mit einem Aktienkapital von 200000000 Mark und Reserven in Höhe von 81300000 Mark gehört heute die Disconto-Gesellschaft zu den führenden Bankunternehmungen der Welt, und die in den letzten Jahren erreichten Umsätze von rund 57 Milliarden Mark kennzeichnen deutlich die Bedeutung dieser Grossbank für das deutsche Wirtschaftsleben und für die Vermittlung seiner umfangreichen Beziehungen zur Weltwirtschaft und zum Weltmarkte.

In welchem Masse die Banktätigkeit der Disconto-Gesellschaft in den 62 Jahren ihres Bestehens zugenommen hat, zeigen die nachstehenden Zahlen:

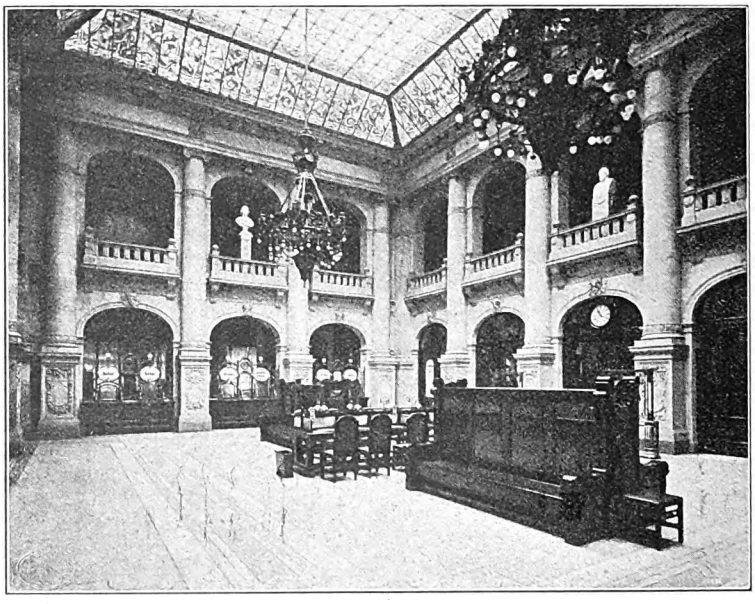
Jahr	Akt.-Kap.	Reserven	Umsätze
1852	1105830	16660	118400000
1912	200000000	81300000	57304002833

Jahr	Debitoren	Kreditoren und Depositen
1852	1470817	3403964
1912	385878150	604514545

Ausser dem regelrechten allgemeinen Bankgeschäft hat die Disconto-Gesellschaft seit den 60er Jahren als ihre besondere Spezialität auch die Emissionstätigkeit gepflegt, und die

Digitized by Google

besondere Form des deutschen Emissionsgeschäftes ist in der Hauptsache durch die Disconto-Gesellschaft zur Ausbildung gelangt. Das Geschick und die Kraft, mit denen die Disconto-Gesellschaft in den Kriegsjahren 1870/1871 die Anleihegeschäfte der Norddeutschen Bundesregierung erledigt hatte, die sich ihrer in erster Linie bei der Begebung der Kriegsanleihen bediente, führte ihr ausser den deutschen Einzelstaaten auch die Kundschaft anderer geld- und kreditbedürftiger Länder zu. Österreich-Ungarn, Rumänien, Russland, Italien, die skandinavischen Staaten und Argentinien sind seit den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in dauernde Verbindung mit ihr getreten. In den



Disconto-Gesellschaft Berlin. Kassensaal, Behrenstr. 43/44.

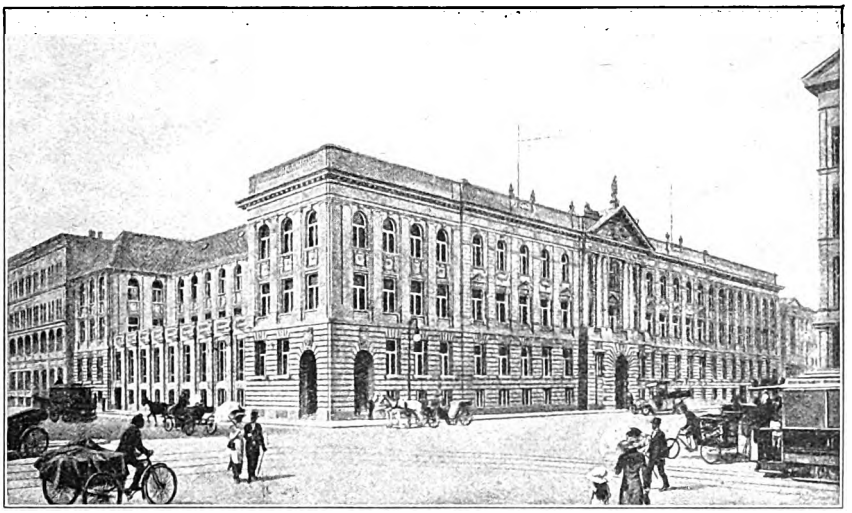
beiden letzten Dezennien haben auch die chinesischen Finanzgeschäfte wie für die ganze Bankwelt so auch für die Disconto-Gesellschaft eine immer steigende Bedeutung gewonnen.

Während die meisten anderen Berliner Grossbanken frühzeitig ein weitverzweigtes Netz von Filialen und Depositenkassen zu entwickeln begannen, hat die Disconto-Gesellschaft bis zum Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts an dem Prinzip der Zentralisation des Geschäftes festgehalten, seitdem aber, den veränderten Zeitverhältnissen Rechnung tragend, in einer Anzahl von Filialen sich wertvolle Stützpunkte ausserhalb Berlins geschaffen. Die erste Filiale wurde 1901 in London eröffnet. Ihr folgten die Filialen in Frankfurt a. M., wo die Disconto-Gesellschaft gleichsam die Erbschaft des Bankhauses M. A. von Rothschild antrat, dann in Bremen, Mainz, Essen und Saarbrücken. Ausserdem wurden Zweiganstalten in einer Reihe anderer Orte errichtet. Seit dem Jahr 1895 befindet sich das gesamte Aktienkapital der Norddeutschen Bank in Hamburg (jetzt 50000000 Mark) im Besitz der Disconto-Gesellschaft. Eine grosse Anzahl der bedeutendsten deutschen Unternehmungen der Montanindustrie, des Eisengewerbes, des Maschinenbaues und der Elektrizitätsindustrie verdanken der Disconto-Gesellschaft ihr Entstehen oder sind von ihr finanziert worden. Im Aufsichtsrat vieler anderer bedeutender Gesellschaften ist die Disconto-Gesellschaft vertreten, so auch seit der Übernahme des Kapitals der Norddeutschen Bank in Hamburg im Aufsichtsrat der Hamburg-Amerika-Linie (Kapital 150000000 Mark und der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschifffahrts-Gesellschaft (Kapital 25000000 Mark). Neuerdings hat sie sich auch um die Entwicklung der deutschen Braunkohlen-Industrie durch Gründung einiger grosser Unternehmungen auf diesem Gebiete verdient gemacht. Ein ganz besonderes Interesse hat die Disconto-Gesellschaft ferner, von einer Reihe anderer Industriezweige abgesehen, der deutschen Kaliproduktion zugewandt. In diesem Zusammenhange sei schliesslich noch der rumänischen Petroleumunternehmungen der Disconto-Gesellschaft und des mit ihr verbündeten Bankhauses S. Bleichröder gedacht, durch welche die Disconto-Gesellschaft in der rumänischen Petroleum-Industrie eine bedeutsame Stellung gewonnen hat. Die Petroleum-Interessen der Disconto-Gesellschaft sind jetzt in der Deutschen Erdöl-Aktiengesellschaft (Aktienkapital 30700000 Mark) vereinigt.

Es ist kein Zufall, dass mit der zunehmenden Beteiligung Deutschlands am Welthandel auch die Geschäftstätigkeit der Disconto-Gesellschaft eine immer weitere Ausdehnung erfahren hat. Von der Wichtigkeit der Betätigung deutschen Kapitals ausserhalb der Grenzen des Deutschen Reiches in kolonialen und überseeischen Gebieten für die politische und wirtschaftliche Machtstellung Deutschlands seit jeher überzeugt, hat die Leitung des Instituts durch ihre geschäftlichen

Digitized by Google

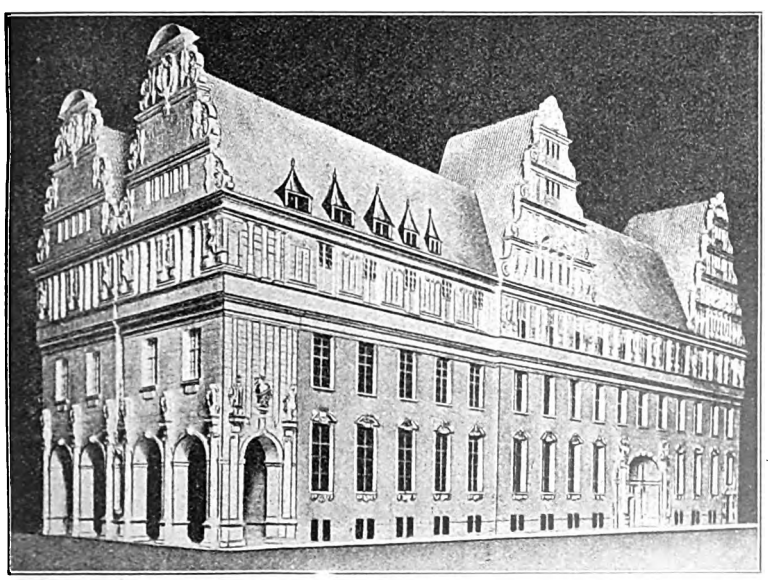
Massnahmen dem deutschen Kapital und dem Absatz der deutschen Industrie im Auslande überaus dankenswerte Pionierdienste geleistet. Durch Gründung neuer Banken gelangte das Prinzip der Beteiligung an anderen Bankinstituten auch bei den ausländischen Unternehmungen der Disconto-Gesellschaft frühzeitig zur Anwendung. Von ausländischen Bankinstituten, welche die Disconto-Gesellschaft gemeinsam mit der Norddeutschen Bank in Hamburg oder mit anderen Bankfirmen ins Leben gerufen hat und durch die sie im Auslande vertreten wird, nennen wir: die Brasilianische Bank für Deutschland, Hamburg (Kapital 15000000 Mark), die Bank für Chile und Deutschland, Hamburg (Kapital 10000000 Mark), die Deutsch-Asiatische Bank, Shanghai, an deren Gründung alle grossen deutschen Bankfirmen unter der Führung der Disconto-Gesellschaft teilgenommen haben (Kapital 7500000 Taels), die Banca Generala Romana, Bukarest (Kapital 15000000 Lei), die Banque de Crédit, Sofia (Kapital 3000000 Levaor), die Compagnie Commercial Belge anct. H. Albert, de Bary & Co., Antwerpen (Kapital 7000000 Frs.).



Disconto-Gesellschaft Berlin.

In Argentinien werden die Interessen der Disconto-Gesellschaft durch das befreundete Bankhaus Ernesto Tornquist & Company, Limitada, Buenos Aires, vertreten. Als eine koloniale Bankgründung der Disconto-Gesellschaft ist die Deutsche Afrika-Bank in Hamburg mit einem Kapital von 2000000 Mark zu erwähnen.

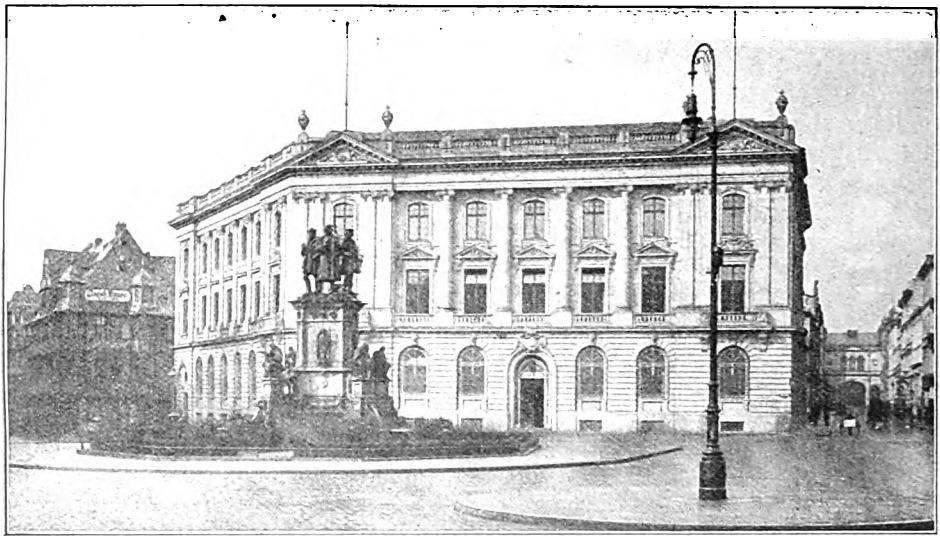
Auch um die Entwicklung der deutschen Kolonien hat sich die Disconto-Gesellschaft bedeutende Verdienste erworben, indem sie die Initiative zur Gründung grosser kolonialer Unternehmungen ergriff. So sind von ihr ins Leben gerufen worden: Die Otavi-Minen- und Eisenbahn-Gesellschaft in Südwest-Afrika (ursprüngliches Kapital: 20000000 Mark, von denen 16000000 Mark zurückgezahlt worden sind); die Schantung Eisenbahn-Gesellschaft in China (Kapital 60000000 Mark); die Neu-Guinea-Companie (Kapital 7500000 Mark).



Disconto-Gesellschaft Bremen, Stintbrücke 1.

Ein weiteres wichtiges überseeisches Eisenbahnunternehmen, das

Digitized by Google



Disconto-Gesellschaft Frankfurt a. M.

durch die Disconto-Gesellschaft gegründet wurde, ist die grosse Venezuela-Eisenbahn von Caracas nach Valencia.

So ist denn die Geschichte und die Tätigkeit der Disconto-Gesellschaft, die ihren Interessenkreis allmählich über alle Erdteile ausgedehnt hat, aufs innigste mit der allgemeinen wirtschaftlichen Entwicklung Deutschlands verknüpft.

Bank für Handel und Industrie

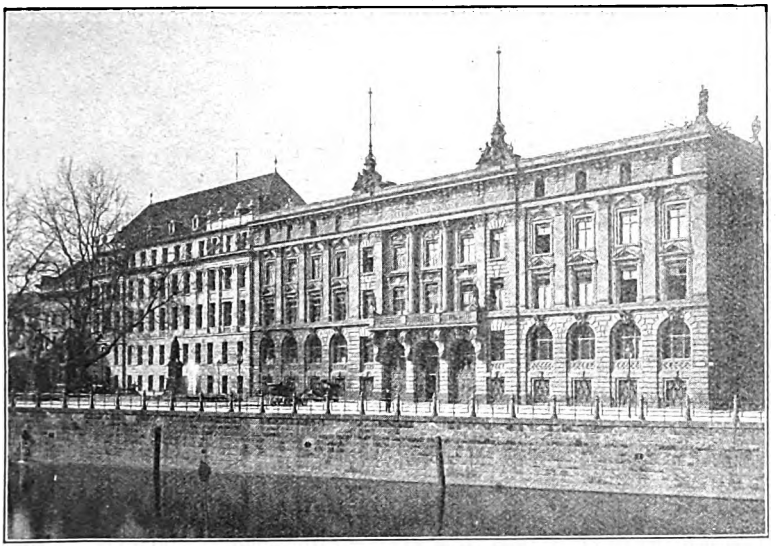
(Darmstädter Bank).

Die Bank für Handel und Industrie (Darmstädter Bank) wurde im Jahre 1853 mit dem Sitz in Darmstadt gegründet. Ihr ursprüngliches Aktienkapital betrug 10000000 fl., war jedoch im Jahre 1871 bereits auf 35000000 fl. gleich 60000000 Mark angewachsen. Der stetig wachsende Geschäftsumfang, sowie die Übernahme anderer großer Bankunternehmen machten in den Jahren 1889, 1898, 1902, 1904 und 1910 weitere Kapitalerhöhungen erforderlich. Gegenwärtig arbeitet die Bank mit einem voll eingezahlten Aktienkapital von 160000000 Mark; der Reservefonds des Unternehmens beträgt 32000000 Mark.

Die von der Bank in den ersten Jahren ihrer Tätigkeit im In- und Auslande errichteten Kommanditen sind später zum grössten Teile aufgegeben worden. An deren Stelle eröffnete die Bank eigene Filialen und Niederlassungen an den wichtigsten Plätzen Deutschlands; so bereits im Jahre 1854 eine Agentur in Frankfurt a. M., welche 1864 in eine Filiale umgewandelt wurde. Im Jahre 1871 erfolgte die Eröffnung der Hauptniederlassung Berlin. Vor ungefähr einem Jahrzehnt, im Jahre 1900, entschloss sich die Bank zur Begründung von Depositenkassen. Sie hat diesen Geschäftszweig seitdem weiter ausgebaut und verfügt gegenwärtig über eine grosse Zahl derartiger Kassen.

Norddeutsche Bank in Hamburg.

Digitized by Google

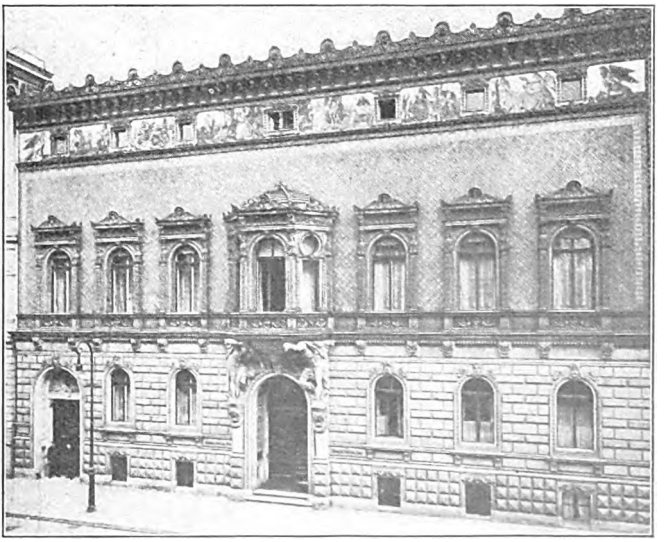


Bank für Handel und Industrie, Berlin.
(Darmstädter Bank.)

An der Konzentrationsentwicklung der deutschen Grossbanken war die Darmstädter Bank, wie aus nachfolgender Aufstellung hervorgeht, in starkem Masse beteiligt.

Neben ihren Hauptniederlassungen in Berlin und Darmstadt unterhält die Bank zurzeit Filialen in Breslau, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Halle a. d. S., Hamburg, Hannover, Leipzig, Mannheim, München, Nürnberg, Stettin, Strassburg i. E., Zweigniederlassungen in Bamberg, Beuthen (O.-Schl.), Biebrich a. Rh., Cottbus, Forst i. L., Frankfurt a. d. O., Freiburg i. B., Fürth (Bayern), Giessen, Glatz, Gleiwitz (O.-Schl.), Görlitz, Greifswald, Guben, Habelschwerdt, Jauer, Kattowitz, Kreuzburg, Landau (Pfalz), Lauban, Leobschütz, Ludwigshafen a. Rh., Myslowitz, Neustadt (Haardt), Neustadt (O.-Schl.), Offenbach a. M., Oppeln, Prenzlau, Quedlinburg, Ratibor, Rybnik, Senftenberg, Sorau (N.-L.), Spremberg, Stargard i. P., Wiesbaden, Zabrze und Ziegenhals, Agenturen in Alsfeld (Oberhessen), Butzbach, Herborn, Krappitz, Pasewalk und Sangerhausen, sowie ein Bureau in Kehl, Depositenkassen in Breslau, Darmstadt, Frankfurt a. M., Hannover, Leipzig, Nürnberg, Stettin, Bamberg, sowie 30 Depositenkassen in Berlin und Vororten, Kommanditen in Mainz und Pforzheim.

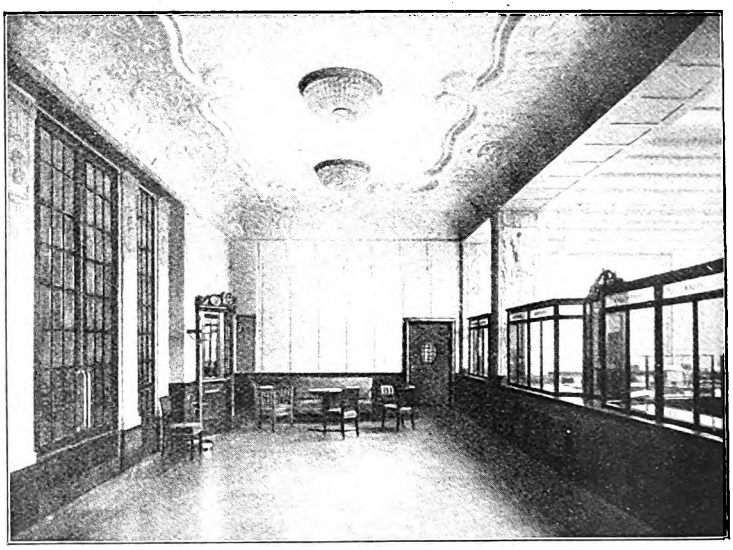
Die Bank hat folgende Bankunternehmungen begründet bzw. mitbegründet und ist an denselben durch Aktienbesitz beteiligt: 1871 die Amsterdamsche Bank in Amsterdam (Aktienkapital 15000000 fl.), 1881 die Württembergische Bankanstalt vorm. Pflaum & Co., Stuttgart (Aktienkapital 10000000 Mark), 1889 die Deutsch-Asiatische Bank in Berlin, Hamburg und Shanghai (Aktienkapital 7500000 Taels), 1894 die Banca Commerciale Italiana in Mailand (Aktienkapital 130000000 Lire), 1898 die Banque Internationale de Bruxelles in Brüssel (Aktienkapital 25000000 Francs), 1904/05 die Banca Marmarosch Blank & Co., Société anonyme in Bukarest, frühere Kommandite der Bank (Aktienkapital 15000000 Lei). Die Bank hat in sich aufgenommen: 1900 die Bankfirmen Gust. Maier & Co., Frankfurt a. M., und R. Haussig, Stettin, 1901 die Bankfirmen G. Kubale, Stettin, H. Oppenheimer, Hannover, Otto Davisson, Hannover, Konrad Dietz, Giessen, Bernhard Lilienthal, Grüstrow, 1902 die Bank für Süddeutschland, Darmstadt (Aktienkapital 15672300 Mark) und die Berliner Niederlassung der Breslauer Disconto-Bank, 1904/05 die Bankfirma Robert Warschauer & Co., Berlin (seit 1898 Kommandite),



Gebäude der Deutschen Palästina-Bank in Berlin. (Zu Seite 16.)

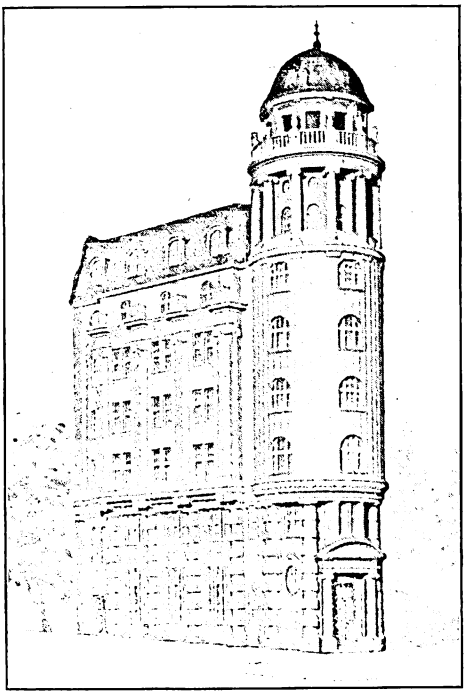
Digitized by Google

1905 die Bankfirma Philipp Nicolaus Schmidt, Frankfurt a. M., 1906 die Bankfirma Hermann Arnhold & Co., Bankkommandite, Halle a. S. (bis dahin Kommandite), 1907 die Bankfirmen Eduard Loeb & Co., Neustadt a. Haardt und Landau (bis dahin Kommandite), sowie Max Klette, Prenzlau, 1909 die Bankfirma Wingenroth, Soherr & Co., Mannheim (bis dahin Kommandite), 1910 die Bayerische Bank für Handel und Industrie, München (Aktienkapital 17750000 Mark), 1910 die Bankfirma J. Sander, Darmstadt, 1910/11 die Bankfirmen Kohrs & Seeba, Hannover, und Martin Wiener, Wiesbaden, 1913 die Breslauer Disconto-Bank, Breslau, mit 18 Niederlassungen (Aktienkapital 25000000 Mark).



Kassenraum der Deutschen Palästina-Bank in Berlin. (Zu Seite 16.)

Die Bank ist ferner im Aufsichtsrate folgender ihr nahestehenden Bankinstituten vertreten: Ostbank für Handel und Gewerbe, Posen (Aktienkapital 27000000 Mark mit 35 Niederlassungen), Vereinsbank in Wismar (Aktienkapital 1500000 M., 60 Agenturen in Mecklenburg), K. K. priv. Bank- und Wechselstuben, Akt.-Ges. Mercur, Wien (Aktienkapital 50000000 Kronen, mit 21 Filialen), Crédit Anversois (Aktienkapital 20000000 Frs.).



Front der Deutschen Orientbank, A.-G., Zweigniederlassung Konstantinopel (Stambul). (Zu Seite 17.)

Die Berliner Handelsgesellschaft

hat ebenfalls weite und reiche Beziehungen zu Ausland und Übersee. Ihre Beteiligung an auswärtigen und überseeischen Banken ist bei den besprochenen Instituten miterwähnt. Als Ergänzung diene noch: Die Bank war beteiligt an der Gründung der Kamerun-Eisenbahngesellschaft, der Aktiengesellschaft Andréevics & Co. in Belgrad (Aktienkapital 4 Millionen Mark), der Niederländisch-Südafrikanischen Eisenbahngesellschaft in Amsterdam, Erwerbung des ägyptischen Eisenbahnnetzes, an der Errichtung von Elektrizitätsgesellschaften in Sevilla und in Barcelona, an der Bank für elektrische Unternehmungen in Zürich, an der Deutsch-Chinesischen Eisenbahngesellschaft. Ferner war die Bank beteiligt am Bau und Betrieb von Eisenbahnen in den deutschen Schutzgebieten. — An den in Deutschland emittierten russischen, chinesischen, japanischen und serbischen Anleihen nahm die Gesellschaft starken Anteil.

Die Dresdner Bank

(Aktienkapital 200 Millionen Mark, Reserven 61 Millionen Mark)

zeigt ebenfalls eine hervorragende ausländische und überseeische Geschäftstätigkeit. Sie gründete mit dem A. Schaaffhausenschen Bankverein und der Nationalbank für Deutschland die Deutsche Orientbank und mit dem erstgenannten Institut die Deutsch-Süd-

Digitized by Google

amerikanische Bank und war ebenfalls mitbeteiligt an der Gründung der Deutsch-Asiatischen Bank. Ferner sei hervorgehoben die Mitbeteiligung an der Gründung folgender Unternehmungen: Anatolische Eisenbahngesellschaft, Betriebsgesellschaft der Orientalischen Eisenbahnen, Kamerun-Eisenbahngesellschaft, General Mining and Finance Corporation in London (1 250 000 Pfd. Sterl.). Mit dem Bankhaus J. P. Morgan & Co. in New York, London und Paris hat die Bank enge Beziehungen. An der Emission ausländischer Werte war sie stark beteiligt. — Der Anteil der Nationalbank für Deutschland und des A. Schaaffhausenschen Bankvereins an der Auslandstätigkeit der deutschen Banken ist ebenfalls bedeutend; die von beiden gegründeten wichtigsten Banken und Unternehmungen wurden in der bisherigen Aufzählung erwähnt.

Deutsche Orientbank, A.-G.,
Zweigniederlassung Brussa. (Zu Seite 17.)

Die deutschen Überseebanken.

Die Gründung der deutschen Überseebanken war eine natürliche Folge der ungeheuren wirtschaftlichen Expansion Deutschlands und der planmässigen Bestrebungen der deutschen Grossbanken, nach dem Ausbau ihrer Inlandorganisation die auswärtigen und überseeischen Beziehungen in stärkerem Masse zu pflegen. Die Überseebanken betreiben das sogenannte reguläre Bankgeschäft, ihre volkswirtschaftliche Bedeutung liegt aber hauptsächlich in der Finanzierung des überseeischen Handels und im internationalen Zahlungsausgleich (Schutz des Handels gegen Kursverlust, Risiko, Währungsschwankungen usw.). Dem Marktwechsel auf Deutschland haben die Überseebanken eine achtungsvolle Stelle erobert. Eine geringere Rolle spielt zumeist das Effekten- und Emissionsgeschäft bei diesen Banken, jedoch sind hierbei ihre Vermittlerdienste für die Mutterinstitute und die heimische Industrie nicht gering zuschätzen. Die ersten Versuche der Deutschen Bank, in überseeischen Ländern durch eigene Banken Fuss zu fassen, haben wir schon kennen gelernt. Nach einigen Fehlschlägen wiederholte die Deutsche Bank die Versuche und gründete 1886 die

Deutsche Ueberseeische Bank

d. h. eine Aktiengesellschaft unter dem Namen „Deutsche Überseebank" mit einem Nominalkapital von 10 Millionen Mark zur Pflege der deutschen Beziehungen mit Südamerika und Argentinien. Dieses erste überseeische Unternehmen wurde 1893 aus formalen Gründen durch die Deutsche Ueberseeische Bank (Kapital 20 Millionen Mark) mit dem Sitz Berlin abgelöst. 1909 wurde das Grundkapital auf 30 Millionen Mark erhöht. Heute besitzt die Bank folgende Filialen:

In Argentinien: Bahia Blanca, Buenos Aires, Córdoba, Mendoza, Rosario de Santa Fé, Tucuman,

in Bolivien: La Paz, Oruro,

Kassenraum der Deutschen Orientbank, A.-G.,
Zweigniederlassung Alexandrien. (Zu Seite 17.)

Digitized by Google

in Brasilien: Petropolis, Rio de Janeiro, Santos, São Paulo,

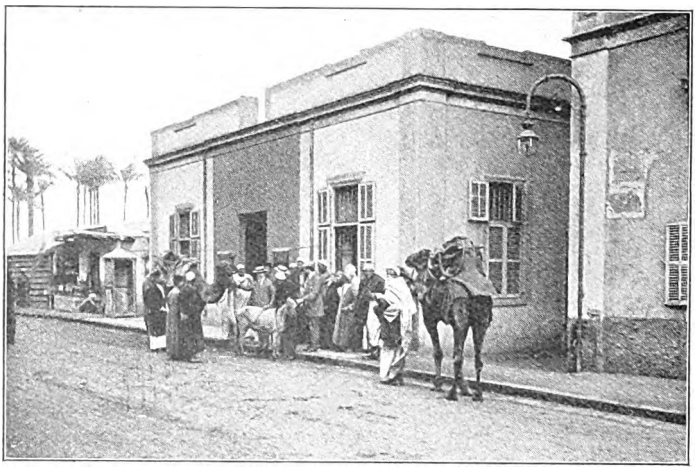
in Chile: Antofagasta, Arica, Concepcion, Iquique, Osorno, Santiago, Temuco, Valdivia, Valparaiso,

in Peru: Arequipa, Callao, Lima, Trujillo,

in Uruguay: Montevideo,

in Spanien: Barcelona, Madrid.

In diesen Ländern firmiert die Bank: Banco Alemán Transatlántico, beziehungsweise in Brasilien: Banco Allemão Transatlantico. Abgesehen von den Krisenjahren 1890/91 befand sich die Bank in stetig aufsteigender Bewegung. Trotz der alteingeführten englischen Überseebanken errang die Deutsche Ueberseeische Bank unter ihrer tüchtigen Leitung in jeder Hinsicht gute Resultate. Sie hat den von Emil Herz ausgesprochenen Grundsatz „Der wirtschaftliche Vertrauensmann muss im Ausland wie im Inland der Bankier sein" strikte befolgt und ist nunmehr auch ein erstklassiges Weltinstitut geworden, dessen wirtschaftliche Bedeutung durch folgende Bilanzposten illustriert wird:



Deutsche Orientbank, A.-G., Zweigniederlassung Damenhour. (Zu Seite 17.)

	1890	1905	1912
Passiva			
Aktienkapital	10 Mill.	20 Mill.	30 Mill. vollbez.
Reserven	218551	2228769	8153247
Akzepte	84000	1788883	11980973
Depositen	—	62763719	120549519
Kontokorr.-Kred.	7018659	69616648	140001544
Gewinn- u. Verlustk.	120525	1805603	3767645
Aktiva.			
Kasse u. Bankguthaben	3012406	24254096	49955699
Wechsel	3446149	56409798	136701933
Effekten	2338706	7004284	10691108
Debitoren	4764474	63922268	110117556

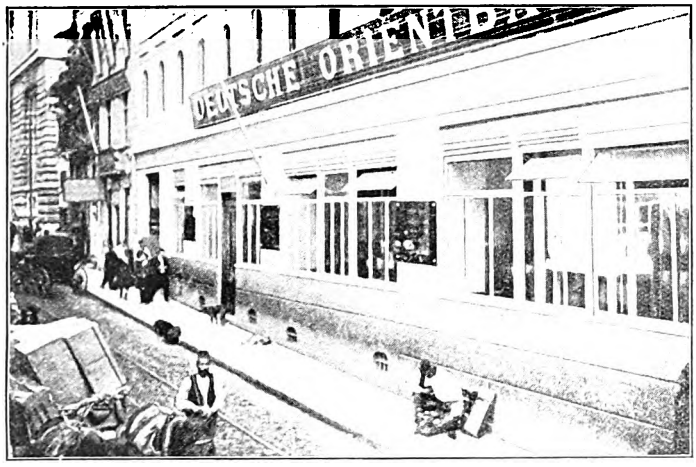
Die Deutsche Palästina-Bank

mit dem Sitz in Berlin wurde 1899 nach der Orientreise des deutschen Kaisers, die die Beziehungen Deutschlands zur Levante steigerte, gegründet. Die Bank übernahm die Aktiven und Passiven der Deutschen Palästina- und Orient-Gesellschaft m. b. H. und deren Geschäftsbetrieb in Jerusalem. Das Aktienkapital betrug bei der Gründung 450000 Mark. Das Geschäft in Jerusalem gestaltete sich günstig. Vorteilhaft beeinflusst wurde seine Entwicklung hier durch den Verkehr mit den religiösen Körperschaften und Stiftungen, die der Bank die Vermittlung ihres Zahlungsdienstes übertrugen. 1899 wurde die zweite Niederlassung in Jaffa errichtet, die starken Anteil nahm an der Finanzierung des Exports der Landesprodukte. Für die Zeit der Weizen- und Gerstenverschiffungen wurde in Gaza eine Agentur geschaffen. Die stetige Entwicklung erforderte 1902 die Erhöhung des Aktienkapitals auf 800000 Mark, an Dividenden wurden 1901 5 % bezahlt. Verluste im Jahre 1903 waren bald wieder kompensiert. In Haifa erfolgte 1904 die dritte Niederlassung. Im Jahre 1906 erreichte der Umsatz bereits die Höhe von 114 Millionen Mark. Die vierte Niederlassung in Beirut (1907), wobei das Kapital auf 1 Million Mark erhöht wurde, bildet den wichtigsten Stützpunkt in der Levante. 1908 sehen wir eine Zweigniederlassung in Hamburg und die Erhöhung des Aktienkapitals auf 5 Millionen Mark. Die Hamburger Niederlassung soll die Beziehungen der Bank zur Schiffahrt erweitern und die Interessen der für den Orientverkehr bedeutendsten Reedereien pflegen. Gleichzeitig wurde das Arbeitsgebiet der Bank auf den Verkehr mit den Balkanländern, der Türkei, Ägypten, Nordafrika, das Schwarze Meer- und Kaukasusgebiet und Persien ausgedehnt. Mit dem Ausbau des Geschäfts in Berlin legte sich der Schwerpunkt des gesamten Geschäftes nach und nach auf das Inland und 1910 wurde das Kapital auf 20 Millionen Mark erhöht, in Damaskus und Tripoli (Syrien) entstanden inzwischen neue Niederlassungen. 1912 betrug der Umsatz 3230000000 Mark, der Reingewinn 2441349 Mark.

Die Deutsch-Asiatische Bank in Shanghai

ist gegründet von den Grossbanken: Königliche Seehandlung [Preuss. Staatsbank], Disconto-

Digitized by Google



Front der Deutschen Orientbank, A.-G., Zweigniederlassung Konstantinopel (Galata).

Gesellschaft, Deutsche Bank, S. Bleichröder, Berliner Handelsgesellschaft, Darmstädter Bank, Robert Warschauer & Co., Mendelssohn & Co. in Berlin, M. A. von Rothschild & Söhne, Jacob S. H. Stern, Frankfurt a. M., Norddeutsche Bank in Hamburg, Sal. Oppenheim jun. & Cie., Köln, Bayerische Hypotheken- und Wechsel-Bank, München, und hat Filialen in Berlin, Hamburg, Calcutta, Canton, Hankow, Honkong, Kobe (Japan), Peking, Singapore, Tientsin, Tsinanfu, Tsingtau und Yokohama.

1904 erhielt die Bank auf die Dauer von 15 Jahren die Berechtigung zur Ausgabe von Banknoten (in 1, 5, 10 und 25 mex. Dollars und ebenso in Taels). Das Institut war beteiligt an der Gründung der Schantung-Eisenbahn-Gesellschaft und der in diese kürzlich aufgegangenen Schantung-Bergbaugesellschaft. Besonders wirkte die Bank mit an der Emission von chinesischen, japanischen und siamesischen Staatsanleihen.

Die Brasilianische Bank für Deutschland (Sitz Hamburg)

gegründet von der Disconto-Gesellschaft und Norddeutschen Bank, pflegt die geschäftlichen Beziehungen Deutschlands zu Brasilien. Sie hat Zweigniederlassungen in Rio de Janeiro, Saõ Paulo, Santos, Porto Alegre und Bahia.

Die Bank für Chile und Deutschland (Sitz Hamburg)

ebenfalls von der Disconto-Gesellschaft und der Norddeutschen Bank gegründet unter Beteiligung von verschiedenen mit Chile geschäftlich verbundenen Handlungshäusern, hat Zweigniederlassungen in Valparaiso, Santiago, Concepcion, Temucu, Antofagasta, Victoria, Valdivia und Oruro.

Die Deutsche Orientbank (Sitz Berlin)

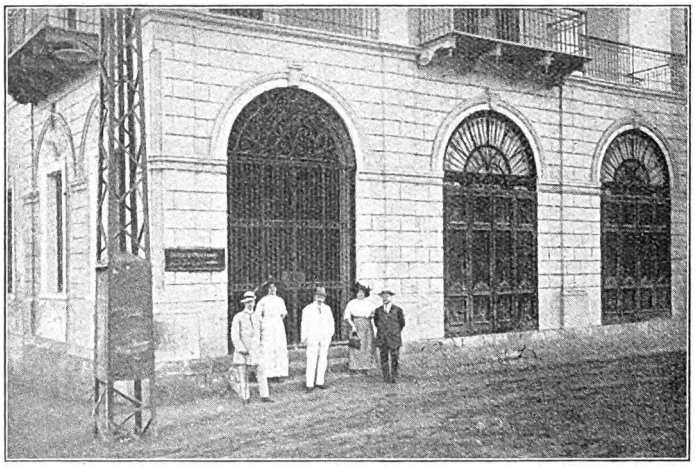
besitzt folgende Zweigniederlassungen: Adana, Adrianopel, Aleppo, Alexandrien, Beni-Suef, Brussa, Kairo (Depositenkasse Mousky), Konstantinopel (Galata und Stambul, Depositenkassen Pera und Kadikeuy), Damanhour, Dedeagatsch, Hamburg, Mansourah, Mersina (Agenturen: Tarsus, Djeyhan, Ayass), Minieh, Tantah.

Im Jahre 1906 von der Dresdner Bank, der Nationalbank für Deutschland und dem Schaaffhausener Bankverein gegründet, hat die Deutsche Orientbank bis zum heutigen Tag im nahen Osten, besonders in der Türkei und in Ägypten, durch ihre Tätigkeit ausserordentlich befruchtend auf das Wirtschaftsleben der betreffenden Länder eingewirkt. In Ägypten nimmt die Deutsche Orientbank durch die Finanzierung der Baumwolle eine ganz hervorragende Stelle ein. Vor einer Reihe von Jahren gründete sie mit dem Baumwollexporthaus R. und O. Lindemann in Alexandria, das mit zu den grössten Exportgeschäften gehört, die Deutsche Baumwollpresse, die von Jahr zu Jahr steigende Bedeutung erlangte und eben daran ist, sich noch weiter auszudehnen. Bemerkenswert ist dann die vor zwei Jahren durch die Deutsche Orientbank ins Leben gerufene Ägyptische Hypothekenbank mit dem Sitz in Kairo,

Kassenraum der Deutschen Orientbank, A.-G., Zweigniederlassung Konstantinopel (Galata).

Digitized by Google

die als erste deutsche Hypothekenbank in Ägypten bei ihrem Entstehen unter ausserordentlich schwierigen politischen Verhältnissen zu kämpfen hatte, heute aber schon befriedigende Resultate aufweist. Aber auch als Depositenbank nimmt die Deutsche Orientbank in Ägypten mit den ersten Rang ein; sie pflegt besonders Beziehungen zu arabischen Kreisen, in denen sie sich der grössten Beliebtheit erfreut. Vor kurzem hat die Deutsche Orientbank in der Hauptstrasse Kairos ein grosses Grundstück erworben, um hier ein eigenes Bankgebäude für sich und die Ägyptische Hypothekenbank aufzuführen. In Thrazien hat die Deutsche Orientbank Filialen in Adrianopel und Dedeagatsch; letzteres ist bekanntlich durch den Friedensschluss bulgarisch geworden. Eine erhöhte



Deutsche Orientbank, A.-G., Zweigniederlassung Beni-Suef.

wirtschaftliche Bedeutung kommt den Filialen der Deutschen Orientbank in Kleinasien zu, es sind die Filialen in Brussa, Mersina und Adana. Die beiden zuletzt genannten nahmen in den verflossenen Jahren mit ihren Unteragenturen im Vilajet Adana einen staunenswerten Aufschwung und es dürften ihnen, mit Rücksicht auf die grosse Entwicklung, die gerade dieser türkischen Provinz bevorsteht, bedeutende wirtschaftliche Aufgaben zufallen. In Syrien ist die Bank mit einer Filiale in Aleppo vertreten.

Auch in der Türkei nimmt die Deutsche Orientbank eine besondere Stelle als Depositenbank ein. Ihre Hauptniederlassung ist in Galata, ein Zweiggeschäft in Stambul, wo sie vor etwa zwei Monaten ein eigenes Bankgebäude errichtet und bezogen hat. Ausserdem hat sie Depositenkassen in Pera und Kadikeuy. An den grossen türkischen Staatsgeschäften ist die Deutsche Orientbank stark beteiligt, überdies nimmt sie eine führende Rolle ein in dem Consortium Constantinople (Sitz Brüssel), das die Tramway in Konstantinopel, die Tunnelbahn zwischen Galata und Pera, das bereits im Bau befindliche Elektrizitätswerk Konstantinopel konzessioniert erhielt und neuerdings auch die Konzession zur Errichtung einer Hoch- und Untergrundbahn in Konstantinopel erhalten hat.

Bis vor kurzem hatte die Deutsche Orientbank auch Filialen in Marokko, nämlich in Tanger und Casablanca. Die beiden Filialen hat sie jedoch vor nicht langer Zeit an die Société Générale in Paris verkauft. Es ist aber dabei Vorsorge getroffen worden, dass die Interessen der deutschen Kaufleute auch in Zukunft seitens dieser französischen Gesellschaft besondere Berücksichtigung erfahren.

Ferner sind noch zu nennen:

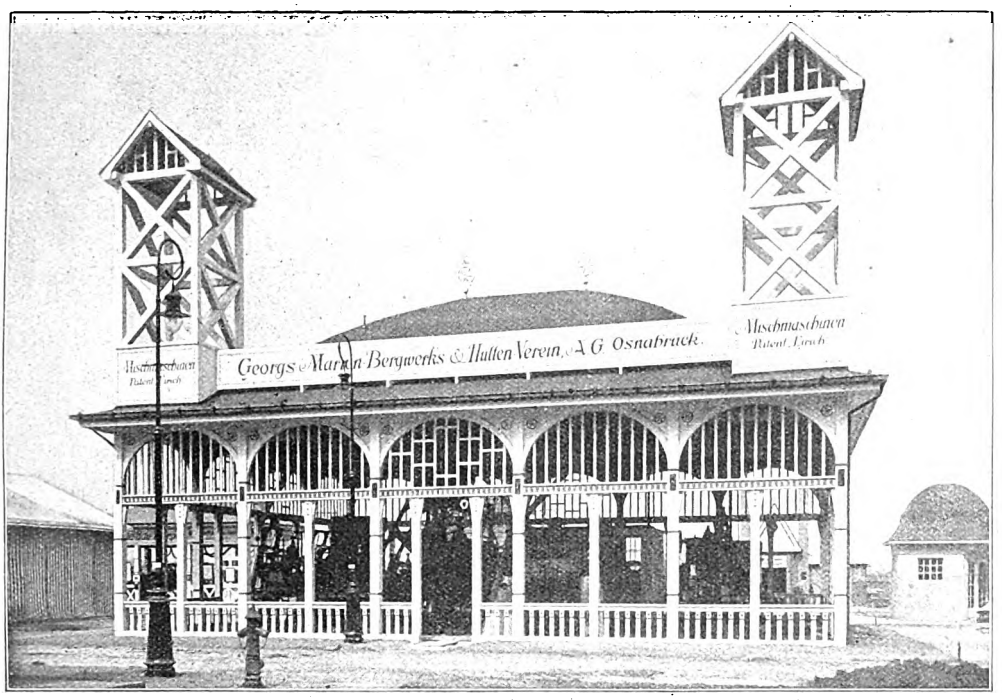
Die Deutsche Südamerika-Bank (Sitz Berlin), Filialen in Hamburg, Buenos Aires und Mexiko, die Deutsch-Westafrikanische Bank (Sitz Berlin) mit Niederlassungen in Duala (Kamerun) und Lome (Togo) und die Deutsche Afrika-Bank (Sitz Hamburg) mit Zweigniederlassungen in Swakopmund, Windhuk und Lüderitzbucht.

Über einzelne dieser Überseebanken sowie über weitere grosse deutsche Banken wird gelegentlich ausführlicher zu berichten sein.

Schon diese allgemeine Skizze erhellt die Bedeutung der deutschen Banken in der Weltwirtschaft und ihre Einwirkung auf die Wirtschaft des Auslands und der Kolonien. Die deutschen Überseebanken erzwangen sich das Vertrauen der fremden Nationen, sie haben in den überseeischen Ländern „eigene Wurzeln geschlagen", sich den Bedürfnissen der Länder völlig angepasst und sind darum auch „eng verknüpft mit dem wirtschaftlichen Wohl und Wehe des Landes ihrer Niederlassungen."

Der deutsche Bankier im Auslande ist nicht nur Geschäftsmann, er ist auch der Ratgeber und Beistand seiner Kunden in wirtschaftlichen und finanziellen Angelegenheiten, und gerade diesem Umstande ist es nicht zuletzt zuzuschreiben, dass im nahen und fernen Osten ebenso wie auf der westlichen Halbkugel von den Nationen die deutschen Übersee- und Auslandsbanken immer mehr bevorzugt werden. (Forts. folgt.)

Digitized by Google



Halle des Georgs-Marien-Bergwerks- und Hütten-Vereins auf der Internationalen Baufach-Ausstellung Leipzig.

Die Internationale Baufach-Ausstellung Leipzig 1913.

IV. Abschnitt.

(Nachdruck verboten.)

Die stets steigenden Arbeitslöhne zwingen heute den Unternehmer mehr denn je, geeignete Maschinen zu verwenden, um die Handarbeit durch Maschinenarbeit zu ersetzen. Dass dies in ganz besonderem Masse von der Bauindustrie gilt, haben wir bereits wiederholt an dieser Stelle klargelegt, da sich auf diesem Gebiete die hohen Arbeitslöhne und steigenden Materialpreise besonders fühlbar machen. Wir sind heute in der Lage, unseren Lesern eine Anzahl Universal-Mischmaschinen zur Anschauung zu bringen, die auf der Internationalen Baufach-Ausstellung in Leipzig vom Georgs-Marien-Bergwerks- und Hütten-Verein, A.-G., Osnabrück-Eversburg, ausgestellt und nach den Patenten der Firma Gustav Eirich in Hardheim (Baden) gebaut worden sind.

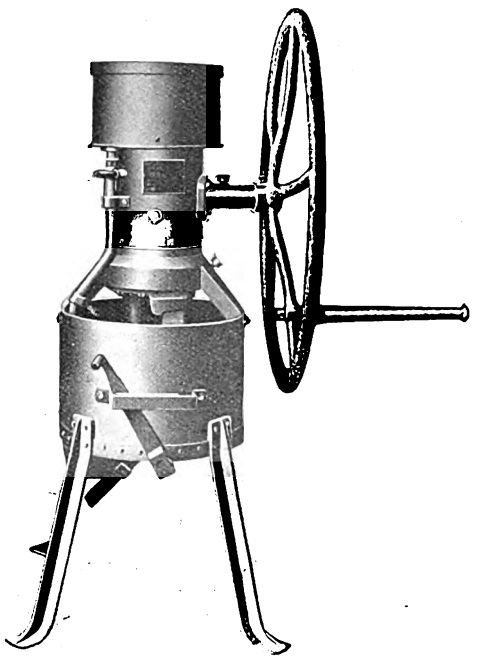


Abb. 2. Steinholz-Mischmaschine „Patent Eirich". Tagesleistung 6 bis 8 cbm in 10 Stunden. (Georgs Marien-Bergwerks- und Hütten-Verein, A.-G., Osnabrück-Eversburg.)

Die Universal-Mischmaschine „Patent Eirich", welche in fast allen Kulturstaaten patentiert ist, hat mit den übrigen auf dem Markte befindlichen Maschinen nichts gemein und unterscheidet sich schon äusserlich von diesen, wie aus den hier aufgenommenen Abbildungen ersichtlich ist.

Die Wirkung der patentierten eigenartigen Arbeitsweise dieser Mischmaschine hat

Digitized by Google

etwas Ideales an sich. In einem feststehenden, oben offenen Mischbottich, der in seinem horizontal liegenden Boden zwecks Entleerung des fertigen Mischgutes mit einem gleichfalls patentierten Klappenverschluss versehen ist, durcheilen die Misch- und Knetwerkzeuge das Mischgut bei sichtbarem Arbeitsvorgang in sich stets überschneidenden Bahnen (Zykloiden). Abb. 1 veranschaulicht die Bahnen, welche fünf einzelne Punkte der Mischwerkzeuge beschreiben.

Die Misch- und Knetwerkzeuge zwingen auch das kleinste Teilchen, durch die ganze Masse hindurchzudringen, sie erfassen das Material stets wechselnd von allen Seiten und bewirken ein planmässig zwangweises und energisches Verschieben des gesamten Mischgutes in allen Richtungen, so dass dessen einzelne Bestandteile sich unausgesetzt innig berühren und miteinander vermischt werden. Der in der Mischmaschine vorhandene Knetkoller verhindert die Knol-

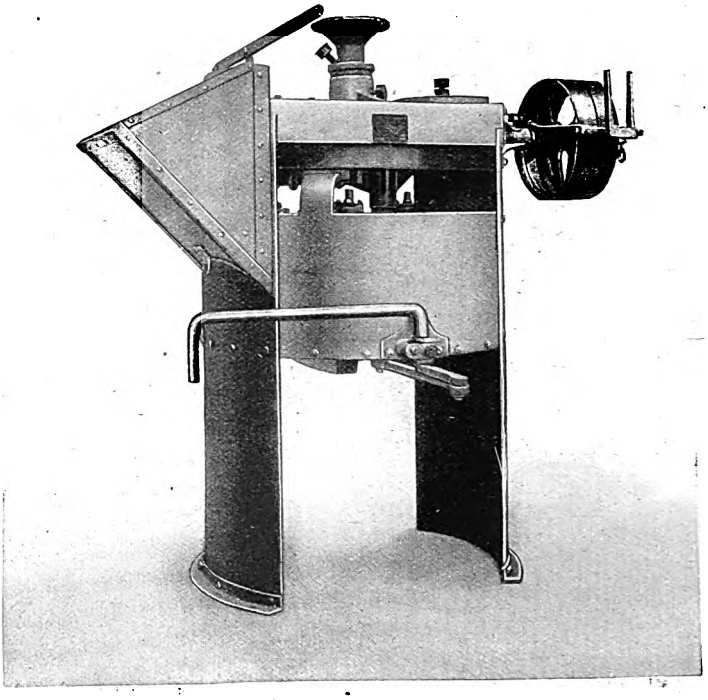


Abb. 3. Stationäre Mischmaschine „Patent Eirich", ohne Materialaufzug.
(Georgs-Marien-Bergwerks- und Hütten-Verein, A.-G., Osnabrück-Eversburg.)

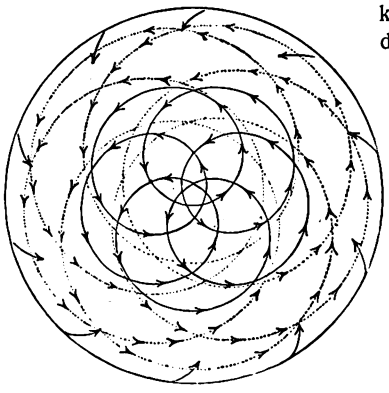


Abb. 1.
(Georgs-Marien-Bergwerks- und Hütten-Verein, Osnabrück-Eversburg.)

lenbildung im Mischgut, dient aber nicht zur Zerkleinerung. Wo Mischung ohne Knetung erfolgen soll, kann der Koller hochgestellt, also vom Arbeitsvorgang ausgeschaltet werden.

Die Mischmaschine „Patent Eirich" kann nach fachmännischen Urteilen als eine Universal - Mischmaschine angesprochen werden, da sie jedes Material, sei es grobstückiger Schotterbeton, Kalkmörtel, Kunststeinmaterial oder irgendein anderes Erzeugnis, ohne Vornahme von Änderungen in der denkbar kürzesten Zeit auf das innigste mischt und durch-

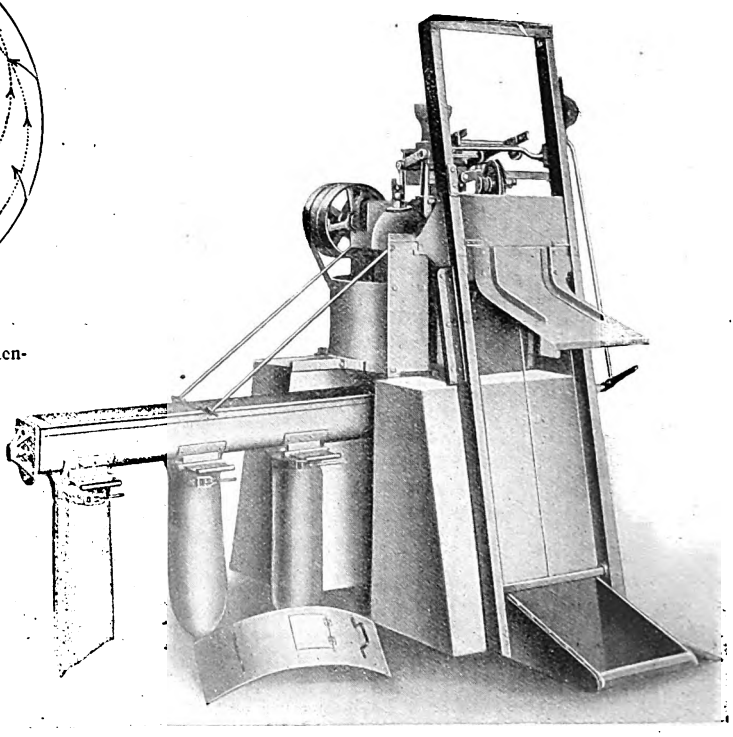


Abb. 4. Trocken-Mischmaschine „Patent Eirich", mit Absackvorrichtung.
(Georgs-Marien-Bergwerks- und Hütten-Verein, A.-G., Osnabrück-Eversburg.)

Digitized by Google

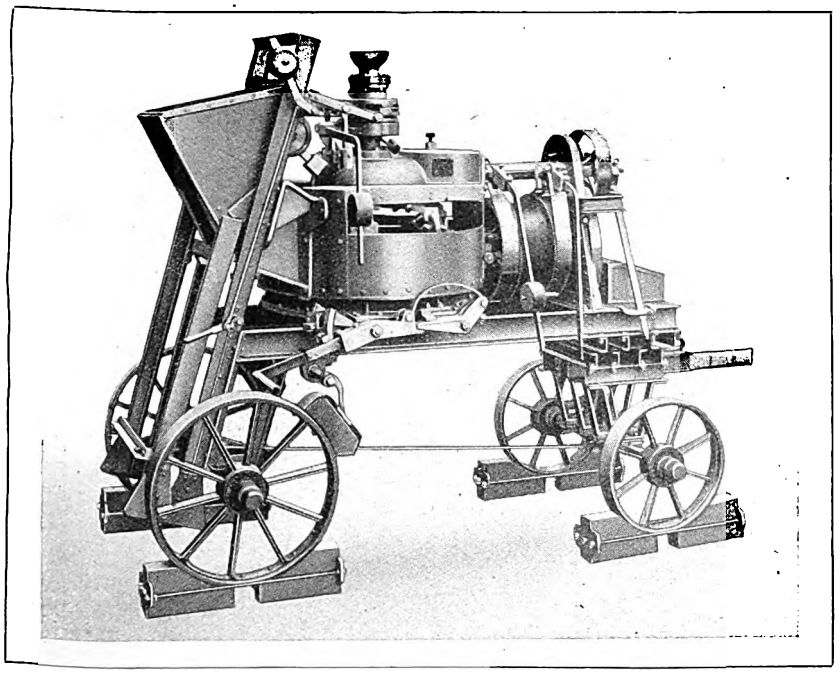


Abb. 5. Fahrbare Beton-Mischmaschine „Patent Eirich", mit Bauaufzugswinde.
(Georgs-Marien-Bergwerks- und Hütten-Verein, A.-G., Osnabrück-Eversburg.)

dergenommen werden müssen. Diese Maschinen werden in Grössen von 10 bis 400 cbm zehnstündlicher Arbeitsleistung in den Handel gebracht und haben sich bereits in kurzer Zeit grosse Verwendungsgebiete erobert: am meisten finden sie als Beton-Mischmaschinen Verwendung.

Eine ganz neue Mischmaschine bringt der Georgs-Marien-Verein in einer kontinuierlich arbeitenden Beton-Mischmaschine auf den Markt, welche ebenfalls auf der Internationalen Baufach-Ausstellung vorgeführt wurde und das begreifliche Interesse aller Beton-Fachleute erweckt hat. Die Mischwirkung dieser Maschine beruht auf derselben Grundlage wie diejenige der periodisch arbeitenden Mischmaschine „Patent Eirich".

knetet. Durch die neue eigenartige und patentierte Gestaltung der federnden Mischschaufeln kann grobstückiges Steinmaterial bis zu 18 cm Kantenlänge gemischt werden, das in keiner anderen Mischmaschine dauernd verarbeitet werden kann.

Trotz der intensiven Mischwirkung dieser Maschine ist der natürliche Verschleiss nur sehr gering, da durch die federnde Anordnung der Mischschaufeln ein Einklemmen des grobstückigen Materials und die dadurch auftretende starke Reibung verhindert wird. Aus diesem Grunde ist auch der Kraftverbrauch der Mischmaschine sehr gering.

Der Georgs-Marien-Verein baut die Mischmaschinen „Patent Eirich", wie aus den nebenstehenden Abbildungen hervorgeht, stationär und fahrbar, ferner mit Bauaufzugswinde zum Hochziehen des fertigen Betonmaterials sowie auch mit aufmontierten Benzin- und Elektromotoren.

Die kräftige, solide Ausführung und der benutzte gute Stahl gewährleisten eine lange Lebensdauer der Maschinen. Ihre gedrungene Bauart gestattet sie selbst bei schwierigen, beengten Baustellen zu verwenden und Eisenbahntransporte vorzunehmen, ohne dass die Maschinen auseinan-

Eine an diese Mischmaschine angebaute, automatisch arbeitende Materialabmessvorrichtung ermöglicht es, das Betonmaterial in Vorratsbehältern in grösseren Mengen aufzugeben, aus denen es selbsttätig, in jedem beliebigen Mischungsverhältnis abgemessen, in die Mischmaschine gelangt und in dieser gründlich gemischt und durchgeknetet wird. Die Leistung dieser Maschine ist einstellbar und kann auf jede Arbeitsmenge, bis

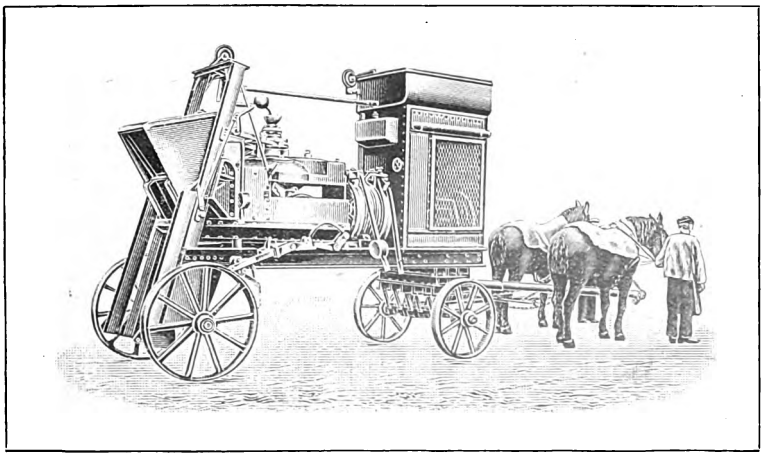


Abb. 6. Fahrbare Beton-Mischmaschine „Patent Eirich", mit Bauaufzugswinde und aufmontierten Benzinmotor.
(Georgs-Marien-Bergwerks- und Hütten-Verein, A.-G., Osnabrück-Eversburg.)

Digitized by Google

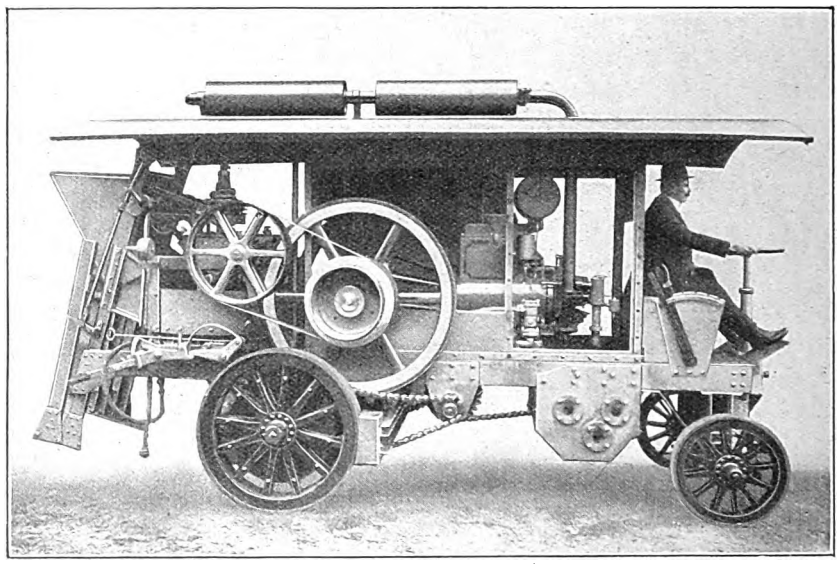


Abb. 7. Selbstfahrer-Mischmaschine „Patent Eirich".
(Georgs-Marien-Bergwerks- und Hütten-Verein, A.-G., Osnabrück-Eversburg.)

zu 300 cbm zehnstündlicher Leistung, durch einfachen Handgriff gebracht werden. Besonders hervorgehoben zu werden verdient, dass diese Mischmaschine bei ihrer Höchstleistung nur etwa 5 PS verbraucht. Abb. 11 auf Seite 24 stellt eine kontinuierlich arbeitende Mischmaschine mit automatischem Materialaufzug dar, der sich nach einem bestimmten, einstellbaren Zeitraum selbsttätig hebt und das

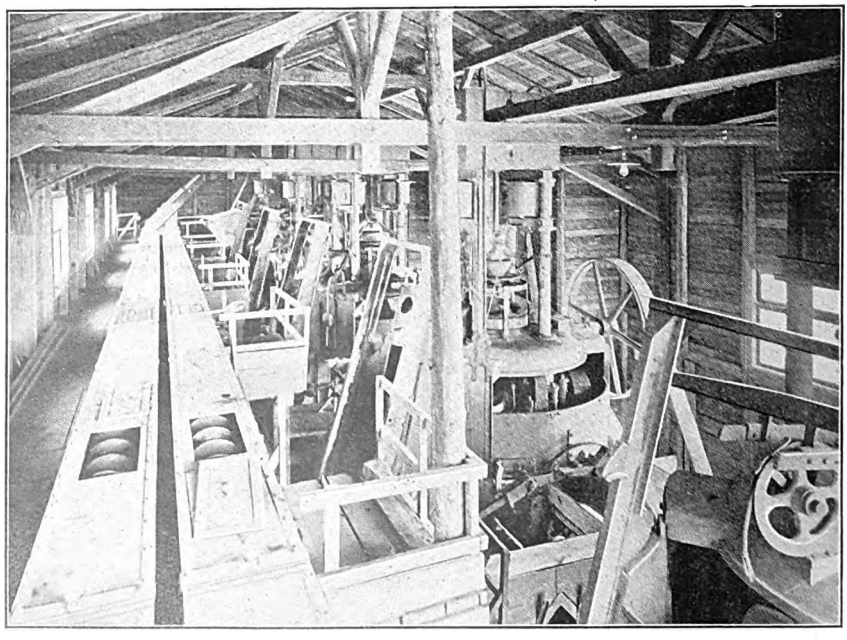


Abb. 8. Fünf Mischmaschinen „Patent Eirich", Type IVa, Gesamt-Tagesleistung 1400 cbm.
(Georgs-Marien-Bergwerks- und Hütten-Verein, A.-G., Osnabrück-Eversburg.)

Digitized by Google

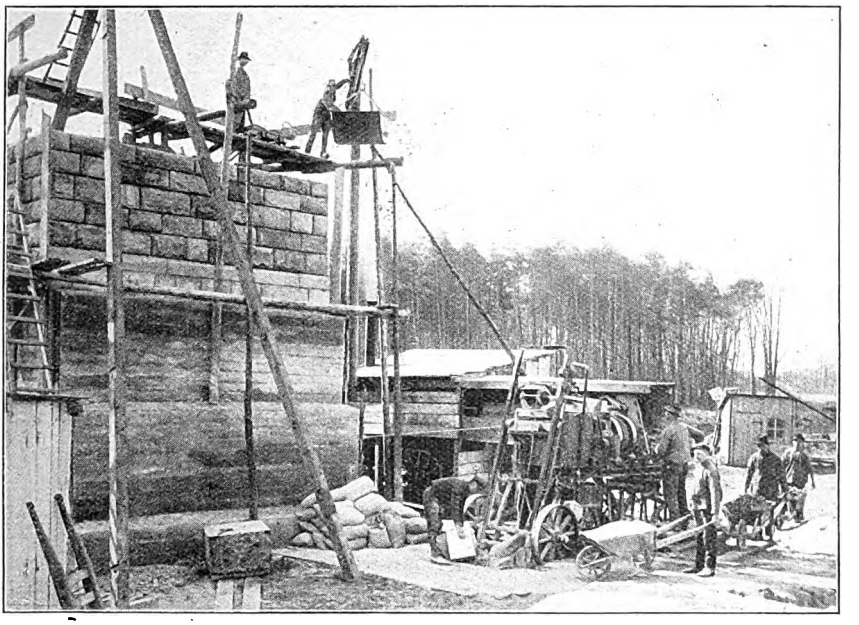


Abb. 9. Fahrbare Mischmaschine „Patent Eirich", Type IIa, mit Bauaufzugswinde.
(Georgs-Marien-Bergwerks- und Hütten-Verein, A.-G., Osnabrück-Eversburg.)

Betonmaterial in eine Aufgabevorrichtung befördert, von wo aus es in gleichmässig abgeteilten Mengen in die Mischmaschine gelangt. Die Halle (siehe Abb. auf Seite 19) des Georgs-Marien-Vereins

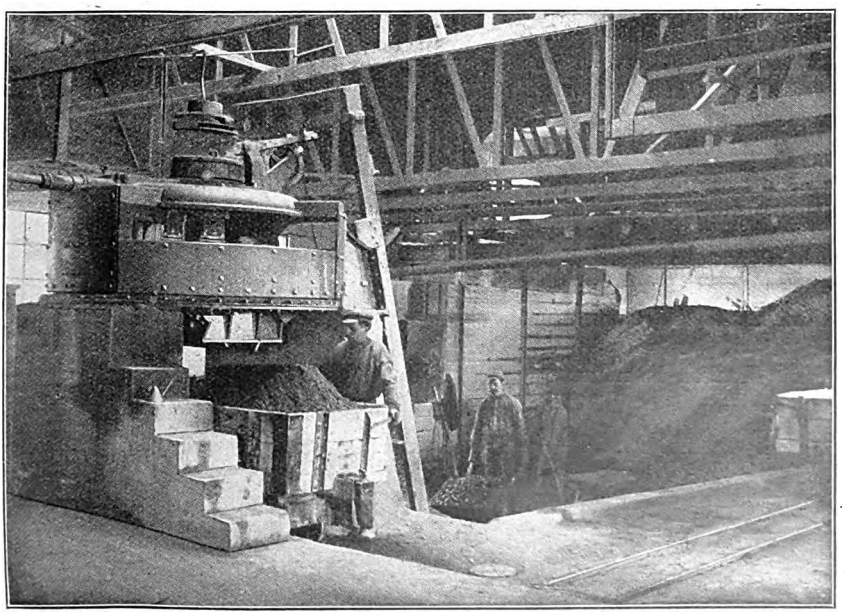


Abb. 10. Zementwaren-Fabrik vom Georgs-Marien-Bergwerks- und Hütten-Verein, A.-G., Osnabrück-Eversburg.

Digitized by Google

auf der Internationalen Baufach-Ausstellung in Leipzig verdiente wegen der darin enthaltenen umfangreichen Ausstellung besondere Beachtung und ihre Besucher werden den im Betriebe befindlichen Mischmaschinen mit Nutzen bei der Arbeit zugesehen haben. Zu den Ständen, die sich durch Vielseitigkeit und Eigenart auszeichneten, gehörte auch derjenige der Firma Dr. Th. Horn, Leipzig 22, der sich in der Halle VI befand. In reicher Auswahl wurden hier elektrische und mechanische Messinstrumente in geschmackvoller Anordnung dem Besucher, zum Teil auch im Betrieb, vorgeführt.

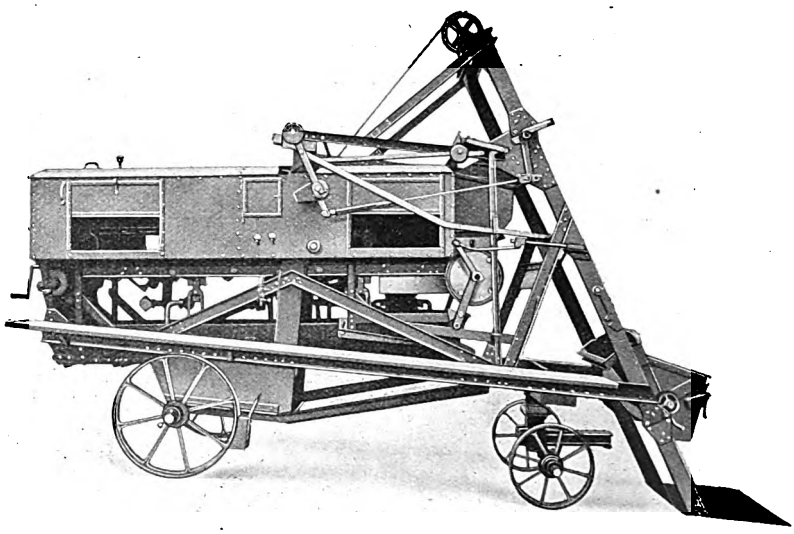


Abb. 11. Kontinuierlich arbeitende Beton-Mischmaschine „Patent Eirich". Tagesleistung 300 cbm in 10 Stunden.
(Georgs-Marien-Bergwerks- und Hütten-Verein, A.-G., Osnabrück-Eversburg.)

Die elektrischen Instrumente gruppierten sich in anzeigende und registrierende, ortsfeste und tragbare Instrumente.

Die Schalttafel-Instrumente waren auf einer grossen weissen Marmortafel im Hintergrunde des Standes je nach der Type teils aufgebaut, teils eingebaut, und zwar wechselten Deprez-Präzisions-Instrumente für Gleichstrom, Weicheisen-Instrumente elektromagnetischer Bauart für Gleichstrom und Wechselstrom, Wattmeter für Gleich-, Wechsel- und Drehstrom usw. in gelb lackierten und in schwarz emaillierten, randvernickelten Gehäusen sowohl in runden als auch Sektorformen angenehm ab. Unter der Schalttafel waren die verschiedenen Präzisions- und anderen Instrumente tragbarer Ausführung ausgestellt, die, je nach dem Verwendungszweck, in Laboratoriums-, Abnahme-, Montage- und Vorlesungs-Instrumente zerfallen. Die Laboratoriums-Instrumente haben eine 200 mm lange, mit Spiegel versehene Skala und einen dünnen, sehr elastischen Glaszeiger, der mit grösster Genauigkeit anzeigt. Die Kontroll-Instrumente, die sich vornehmlich für Abnahmen und Reisen eignen, haben eine 150 mm lange Skala, einen Aluminiummesserzeiger und sind in strapazierfähigen Eichenkästen eingebaut. Bei geschlossenem Deckel sind die Klemmen und Wehre unzugänglich. Die Umschaltung auf andere Messbereiche lässt sich bei den Amperemetern meist ohne Stromunterbrechung während des Betriebes ermöglichen. Zum Schutze des Instrumentes muss bei den Voltmetern die erste Einschaltung zwangläufig auf das höchste Messbereich erfolgen. Für gleichzeitige Strom- und Spannungsmessungen dienen die Doppel-Instrumente (Präzisions-Volt-Amperemeter, Fig. 709a). Für Gleichstrom erhalten diese Instrumente ein Deprez-Präzisionssystem, bei Wechselstrom sind sie dynamometrischer Bauart. Die mit mehr Strom- und Spannungsmessbereichen versehenen Wattmeter entsprechen den weitgehendsten Anforderungen (Abb. 696a). Die Montage-Instrumente

Abb. 696a. Wattmeter Ict mit 2 Strom- und 3 Spannungsmessbereichen für Gleich- und ein- und mehrphasigen Wechselstrom.
(Dr. Th. Horn, Leipzig 22.)

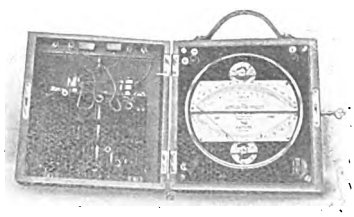


Abb. 709a. Vereinigtes Volt-Amperemeter mit 3 Voltmessbereichen. (Shunt im Deckel.)
(Dr. Th. Horn, Leipzig 22.)

zeichnen sich durch handliche Ausführung (Pultform) aus. Anschliessend hieran wurden Isolationsprüfer zur Prüfung des Isolationszustandes an stromführenden und stromlosen Netzen, Ohmmeter zur Messung kleiner Widerstände (Glühlampenwiderstände usw.) und zuletzt Vorlesungs-Instrumente gezeigt. Diese

Digitized by Google

Vorlesungs-Instrumente haben doppelseitige Skala und Zeiger mit Doppelspitze für gleichzeitiges Ablesen der Messwerte durch Hörer und Vortragenden und besitzen einen Messbereichumschalter. Teils ortsfest, teils tragbar sind die ausgestellten Registrier-Instrumente (Voltschreiber, Ampereschreiber und Wattschreiber), die in schmucken Holzkästen oder schwarz lackierten Eisengehäusen eingebaut sind. Zwecks direkter Ablesung der Messwerte sind sie mit einer Skala ausgerüstet. Die betriebsmässig angeschlossenen Voltschreiber geben ein deutliches Diagramm über die Schwankungen des Netzes, die bei fortwährendem Ein- und Ausschalten der ausgestellten Maschinen erfolgen.

Auf einer seitlich kleinen Marmortafel waren elektrische Fernthermometer (Pyrometer) angebracht, die zur Bestimmung der Temperaturen auf grössere oder kleinere Entfernungen dienen. Auch war ein registrierendes Instrument dieser Art (Temperaturschreiber) vertreten.

Ein eigenartiges, zugkräftiges Gepräge erhielt der Stand der Firma Dr. Th. Horn durch den im Vordergrund aufgestellten, mit Wasser gefüllten grossen Glasbehälter, der eine Teilanlage von elektrischen Umdrehungsfernzeigern zeigte, wie sie auf Kriegs- oder Handelsschiffen zur Feststellung der Drehzahl und Drehrichtung der Propellerwellen auf den verschiedenen Kontrollstellen (Maschinenraum, Kommandobrücke usw.) im Gebrauch sind. Die Anlage bestand aus einer kleinen elektrischen Dynamomaschine, die die erforderliche Gleichstromspannung erzeugt, und zwei durch Kabel angeschlossenen Anzeigern, die im Prinzip Deprez-Präzisions-Voltmeter sind und eine in „Umläufe/Minute" geeichte Skala haben.

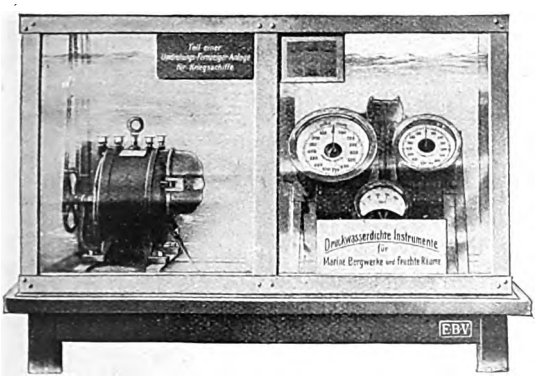


Abb. 432. Druckwasserdichte Umdrehungsfernzeiger-Anlage mit Voltmeter, unter Wasser arbeitend. (Dr. Th. Horn, Leipzig 22.)

Der Zeigerausschlag ist schwingungsfrei und erfolgt nach rechts oder links, je nach der Drehrichtung (Fig. 432).

Diese Umdrehungsfernzeiger bilden eine Spezialität der Firma Dr. Th. Horn und werden seit Jahren auf den Schiffen der Kaiserlichen Deutschen Kriegsmarine und bei zehn fremdländischen Kriegsmarinen verwendet.

Wir kommen nun zu den mechanischen Instrumenten, die ebenfalls in ortsfeste und tragbare, anzeigende und registrierende, sowie zählende Typen zerfallen.

Die Tachometer (Anzeiger) und Tachographen (Registrier-Instrumente) lassen mit Sicherheit die Geschwindigkeitsschwankungen im Gang der Maschinen sofort erkennen und dienen zur Feststellung der Drehzahlen. Die Bauart beruht auf dem bewährten, von Temperaturschwankungen unbeeinflussten Drehpendelprinzip. Die grösseren Tachometertypen werden bei den Registrier-Apparaten (Tachographen) mit aufgebauter Schreibvorrichtung versehen, deren aufgezeichnete Schaulinien eine Kontrolle der Betriebszeiten und Geschwindigkeiten ermöglichen.

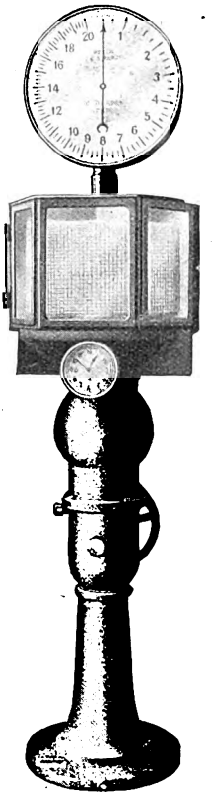


Abb. 528. ($^1/_{20}$.) Tachograph F zur Kontrolle der Fördergeschwindigkeiten und Förderzeiten im Bergwerksbetrieb. (Dr. Th. Horn, Leipzig 22.)

Von diesen Tachographen verdient der Bergwerkstachograph F, der die Förderzeiten und Fördergeschwindigkeiten registriert und anzeigt, besonderer Erwähnung (Abb. 528). Der Apparat mit seinem grossen Zifferblatt (400 mm Durchmesser) hat eine Höhe von etwa 2 m und ist mit einem elektrischen Kontakt versehen, der beim Überschreiten einer bestimmten, einstellbaren Geschwindigkeit ein Glockensignal betätigt. Das speziell konstruierte Doppelpendel dieses Apparates ergibt eine fast von Null an beginnende Skala. Zur Registrierung dient eine Trommel für ein 214 mm breites, täglich auswechselbares Papierband, um welches das Diagramm in zwölfgängiger Spirale läuft und aus dessen Längslinien sich die Seilgeschwindigkeiten, aus den Querlinien die Förderzeiten erkennen lassen.

Für Untersuchungen des Ungleichförmigkeitsgrades von Dampfmaschinen wurde im Stand ein spezieller Präzisions-Tachograph gezeigt, der ein besonders starkes Drehpendel mit grosser Einstellkraft besitzt (Abb. 149). Dieser ist so empfindlich, dass eine Schwankung der Drehzahl um 1 % bereits eine 8 mm Ausbiegung des Diagrammes bewirkt. Diese Spezialtype wird hauptsächlich von grösseren Maschinenfabriken, Universitäten, technischen Hochschulen usw. verwendet.

Digitized by Google

In reicher Auswahl waren Handtachometer vertreten. Neben den mehrachsigen älteren Typen (eine Achse für jedes Messbereich) fanden wir die einachsigen neuen Ausführungen ausgelegt. Diese letzteren haben eine Federachse mit patentierter, selbsttätiger Einstellung der Messbereiche, die lediglich durch verschieden starken Druck der

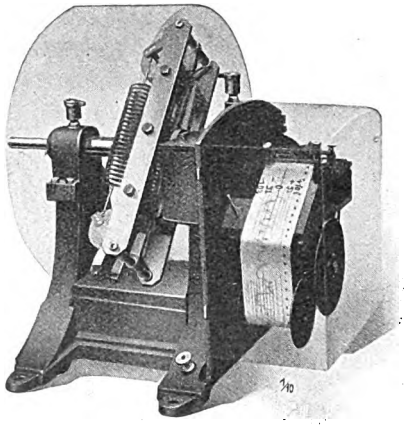


Abb. 149. Tachograph A zur Bestimmung des Ungleichförmigkeitsgrades von Dampfmaschinen usw. (Dr. Th. Horn, Leipzig 22.)

Tachometerachse gegen die zu messende Welle erfolgt. Bei Wegnahme des Apparates schnellt die Achse in die Anfangslage zurück (Fig. 502).

Im Betrieb vorgeführt wurden ferner einige „Ho"-Geschwindigkeitsmesser für Kraftwagen und „Holu"-Tachometer für Luftfahrzeuge, erstere mit einer in „Kilometer/Stunde", letztere mit einer in „Umläufe/Minute" geeichter Skala. Die „Ho"-Apparate werden meist mit Gesamt- und Tages-Kilometerzähler ausgerüstet und können auf Wunsch mit Uhr und Skalenbeleuchtung verbunden werden. Schliesslich sind noch die in zylinderförmigen, schwarzlackierten Gehäusen eingebauten Zähler zu erwähnen, die teilweise mit Moment-Nullstellung ausgerüstet sind. Man unterscheidet je nach ihrer Verwendungsart Hub- und Umlaufzähler. Als Kilometerzähler gebaut, erhalten sie bei Lokomotiven, Lastautomobilen u. dergl. eine dem Raddurchmesser entsprechende Räderübersetzung.

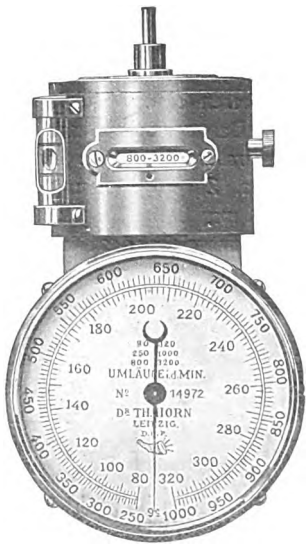
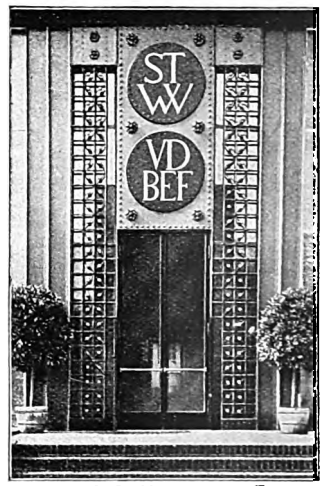


Abb. 502. Handtachometer mit selbsttätiger Messbereicheinstellung (D. R. P.). (Dr. Th. Horn, Leipzig 22.)

Für Fernkontrolle wird der im Stand gezeigte elektrische Fernzähler besonders häufig in Gruben zum Zählen der Förderwagen und für ähnliche Zwecke verwendet.

Der oben beschriebene Stand gestattete also einen Blick in das interessante Gebiet der Messtechnik und eine Besichtigung desselben wird sowohl für den Laien, als auch für den Fachmann anregend und lohnend gewesen sein.

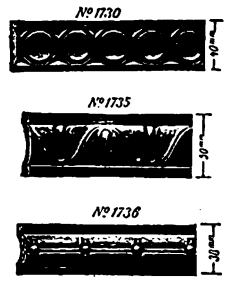
Um auch der neuartigen **eisernen Zierleisten und Spezialprofile von Walzeisen** zu gedenken, haben wir den durch seine Rheinturmidee bekannt gewordenen Düsseldorfer Ingenieur Franz Czech gebeten, das hierzu notwendige zu sagen:



IBA. 1913. Monument des Eisens
FÜR DIE PORTALUMRAHMUNG WURDE
MANNSTAEDT-ZIEREISEN Nº 1147 und 1565 VERWENDET.

(Mannstaedt-Werke, Troisdorf b. Köln.)

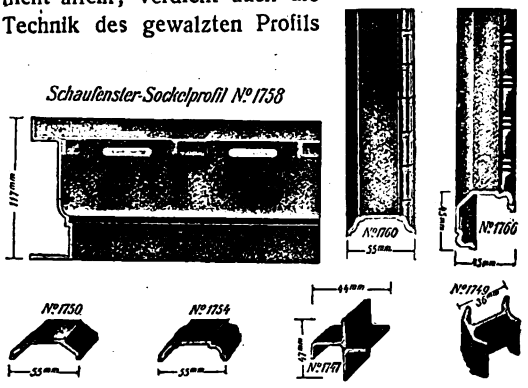
Im „Monument des Eisens", das weniger durch Grösse und Kühnheit, als vielmehr durch die Eigenart des architektonischen Aufbaues aus dem Rahmen der übrigen Ausstellungsbauten hervorgehoben ist, kommt einer der wichtigsten Baustoffe, das Eisen, zur Geltung. Das monumentale Bauwerk selbst, wie nicht minder sein Inhalt, legen Zeugnis ab von der Bedeutung des Walzeisens als ausgesprochene Tragkonstruktion. Wenngleich der überwiegend grösste Teil des hergestellten Walzeisens diesen Zwecken dient, lässt sich doch der geringere, zu Zier- und Spezialeisen verwalzte Teil schon darum nicht übersehen, weil es bei jedem Bauwerk von halbweger Bedeutung, wenn auch nicht in Hunderten von Tonnen, so doch in den mannigfaltigsten Verwendungsformen auftritt. Der provisorische Charakter der Ausstellungsbauten ist nicht dazu angetan, das Zier- und Spezialeisen in der Ausführung zu zeigen; hat doch gerade seine ausgedehnte Verwendung die Forderung nach Gediegenheit und hoher Lebensdauer des Bauwerks zur Voraussetzung. Von Fenster- und Oberlichtsprossen abgesehen, sind auf der Ausstellung zwei



Mannstaedt-Ziereisen (Entwurf Professor Behrens).

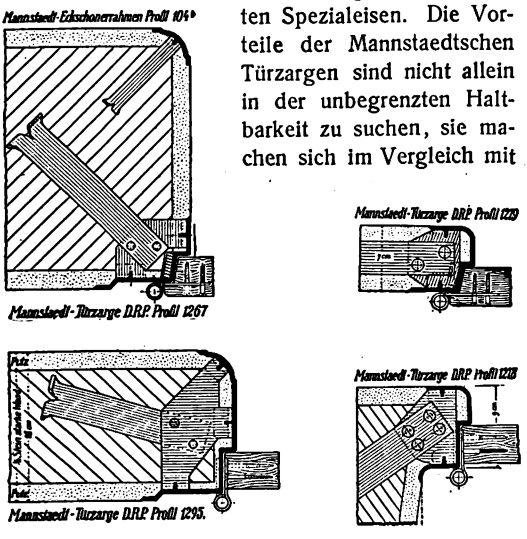
Digitized by Google

bemerkenswerte Ausführungen in Zier- und Spezialeisen zu verzeichnen: Das Hauptportal des „Monuments des Eisens“ und eine Anzahl von Türzargen in der Sonderausstellung für Krankenhausbau. In dem Ziereisen der Portalumrahmung spiegeln sich die Bestrebungen des modernen Kunstgewerbes wider, sparsam und grosszügig zu ornamentieren. Damit nicht allein, verdient auch die Technik des gewalzten Profils



Neue Schaufensterprofile.
(Mannstaedt-Werke, Troisdorf bei Köln.)

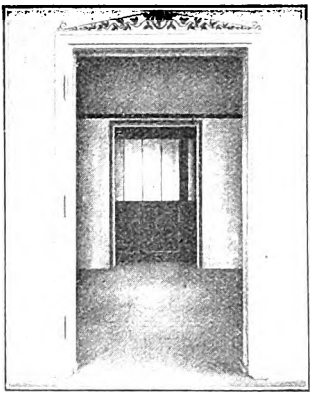
beachtet zu werden, die das Zierelement durch tiefe, schattenschwere Konturen herauszuheben sucht. An den Türzargen in der Sonderausstellung für Krankenhausbau sehen wir ein Beispiel der Verwendung der sogenannten Spezialeisen. Die Vorteile der Mannstaedtschen Türzargen sind nicht allein in der unbegrenzten Haltbarkeit zu suchen, sie machen sich im Vergleich mit



(Mannstaedt-Werke, Troisdorf bei Köln.)

den Nachteilen der Holzrahmen nicht weniger darin bemerkbar, dass sie ein exaktes Schliessen der Tür ermöglichen, keinerlei Reparaturen bedürfen, am Anschluss der Wand bzw. des Putzes keinerlei Risse zeigen und infolge ihres glatten Abschlusses gegen die Wand der Staubablagerung keinen Platz bieten.

In grösserem Umfang kommt die Mannigfaltigkeit der von den Mannstaedt-Werken in Troisdorf bei Köln gewalzten Zier- und Spezialprofile im eignen Stand in der Halle für Kunstindustrie zur Geltung. Die in Mustern und naturgetreuen Wiedergaben häufiger Konstruktionsbeispiele ausgestellten Profile bilden andererseits auch nur eine für die besonderen Zwecke des allgemeinen Bauwesens getroffene Auswahl aus dem überaus reichhaltigen Walzprogramm des Werkes. Wer aus dem Normalprofilbuch bzw. den Profilalben unserer Walzwerke nur das sogenannte Walzeisen für Bau- und Schiffbauzwecke kennt, wird bei Durchsicht der ausliegenden Mannstaedtschen Musterbücher nicht wenig erstaunt sein, wie verschwindend gering die Anzahl der von den Allgemeinwalzwerken gewalzten Normalprofile im Verhältnis zu den Spezial- oder Zierprofilen der Mannstaedt-Werke ist. Wenn man bei flüchtiger Durchsicht dieser Profilbücher auf die Bezeichnungen Herdrahmeneisen, Radfelgeneisen, Pflugbalkeneisen, Dreschtrommeleisen, Schraubstockbackeneisen, Gewehreisen, Klaviereisen, Büchereigestelleisen usw. stösst, kommt es einem erst zum Bewusstsein, was alles aus Walzeisen hergestellt wird.

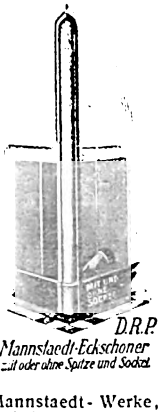


Int. Baufach-Ausstellung Leipzig 1913
Sonderausstellung für Krankenhausbau
Türanlage mit Mannstaedt-Patentzarge Profil 1275.

(Mannstaedt-Werke, Troisdorf b. Köln.)

Mannstaedt-Türzarge im Gymnasium Opladen.
(Mannstaedt-Werke, Troisdorf b. Köln.)

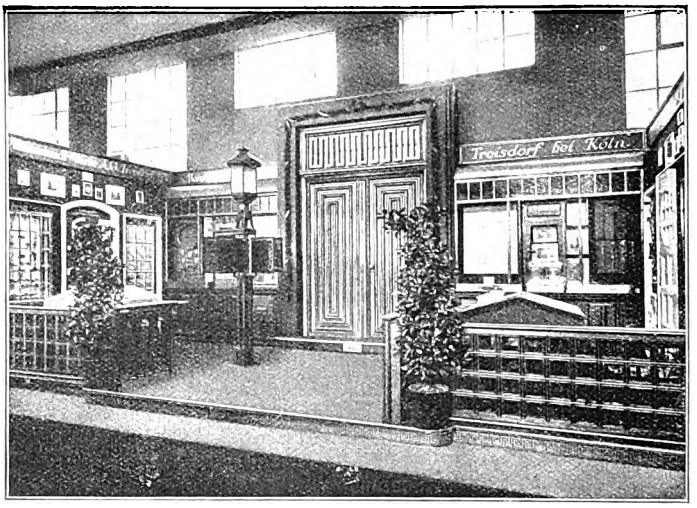
Entsprechend dem durch die Baufach-Ausstellung vertretenen Gebieten haben die Mannstaedt-Werke in ihrem Stand vornehmlich diejenigen Profile in den Vordergrund gerückt, die auf ein Interesse der Baufachwelt rechnen können.



(Mannstaedt-Werke, Troisdorf bei Köln.)

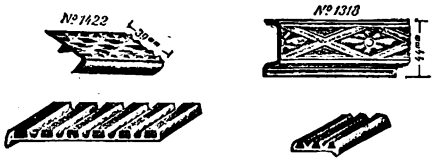
Es steht uns nicht genügend Raum zur Verfügung, um

Digitized by Google



Stand der Firma auf der Iba.
(Mannstaedt-Werke, Troisdorf bei Köln.)

an dieser Stelle all der gezeigten Proben der Mannstaedt-Fabrikate zu gedenken. Wir veröffentlichen deshalb einige Abbildungen, aus denen zur Genüge die vielseitige Verwendung der Mannstaedtschen Zierleisten hervorgeht.



Mannstaedt-Treppenschienen.
(Mannstaedt-Werke, Troisdorf bei Köln.)

Es wäre zu wünschen, dass die Ausstellung der Mannstaedt-Werke auf der Leipziger Baufach-Ausstellung auf die Fachleute soweit anregend wirkte, dass bei ihnen der Gedanken rege werden würde, sich mit den Erzeugnissen der Firma eingehend vertraut zu machen. So mancher fände dadurch zulänglichere Mittel an der Hand, diese oder jene Aufgaben nicht allein leichter, sondern auch vor allem wirtschaftlicher zu lösen."

Damit ein besserer Schutz für Kabel ermöglicht wird, wurden von der gesamten deutschen und ausländischen Industrie bereits die verschiedensten Mittel ausprobiert. Es ist daher interessant, das

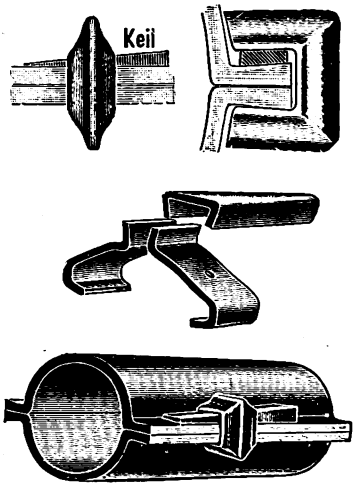
Kabelschutzeisen

der Firma L. Weil & Reinhardt, Mannheim, auf der Iba zu betrachten. Soviel Mittel vorhanden zu sein scheinen, sie können doch alle den starken Pickenhieben oder eingetriebenen eisernen Pfählen keinerlei Widerstand entgegensetzen. Man schützt daher die Kabel häufig durch eine Überdeckung von Backsteinen oder Zementformstücken usw.

Die Backsteinabdeckung kann jedoch als eigentlicher Schutz nicht betrachtet werden, da zwischen den einzelnen Steinen Fugen vorhanden sind, durch welche natürlich Pickenhiebe oder eiserne Pfähle hindurchdringen und das Kabel beschädigen können.

Eine derartige Abdeckung dient daher dem betreffenden Arbeiter mehr als Warnungszeichen. Ob dieses Warnungszeichen allerdings stets beachtet wird, steht dahin. Mit Zementformstücken bzw. Zementkanälen ist der Nachteil verknüpft, dass durch die Einwirkung des Zements die Bleimäntel der Kabel angegriffen und mit der Zeit zerstört werden können. Man teert daher in der Regel derartige Zementformstücke und Kanäle von innen, doch muss diese Teerung sehr sorgfältig ausgeführt sein, wenn sie ihren Zweck sicher erreichen will. Ein vollkommener Kabelschutz ist also in vorerwähnten Fällen nicht absolut gewährleistet, und die Kabel werden daher in den letzten Jahren vielfach in sogenannte Kabelschutzeisen eingebettet, wie sie die Firma L. Weil & Reinhardt, Mannheim liefert.

Das System besteht aus zwei halbkreisförmigen Rohrhälften, welche im Wege des Warmwalzverfahrens (wie bei der Schienenwalzung) hergestellt sind und welche an den Seiten konische Flanschen haben. Beide Rohrhälften werden mittels Klemmverbindungen oder dreiteiliger Keilverschlüsse, welche durch wenige Hammerschläge anzubringen sind, fest miteinander verbunden. Die Verlegung erfolgt mittels versetzten Stosses, wodurch ein kontinuierlich fortlaufendes Rohr von beliebiger Länge und grosser Festigkeit gebildet wird. Vor dem Rosten im Erdboden ist das Eisen in sicherer Weise durch eine doppelseitige heisse Teerung geschützt.



(L. Weil & Reinhardt, Mannheim.)

Nachweislich haben sich bei Eisen, welche bereits zehn Jahre im Erdboden liegen, bisher keinerlei Nachteile in dieser Beziehung gezeigt.

Die Firma ist gern bereit, etwaige Interessenten über weitere Punkte aufzuklären. (Schluss folgt.)

Digitized by Google

An dieser Stelle werden regelmässig interessante und reich illustrierte Aufsätze aus den verschiedensten Zweigen der deutschen Grossindustrie veröffentlicht, die geeignet sind, unseren ausländischen und überseeischen Lesern ein getreues Bild von der Entwicklung und Leistungsfähigkeit der gesamten deutschen Export-Industrie zu geben.

Bureaumöbel und Bureauartikel.

Eine neue deutsche Rechenmaschine.

(Fortsetzung.)

Schon im Altertum war man darauf bedacht, sich die mühsame und geisttötende Arbeit des Kopfrechnens zu erleichtern, aber von dem Suan-Puan der Chinesen und dem Abacus der Römer, den primitivsten Rechenhilfsmitteln, bis zur heutigen Rechenmaschine ist ein gewaltiger Schritt. — Und doch finden wir schon vor etwa 250 Jahren den ersten Grundgedanken für eine brauchbare Rechenmaschine, die im Jahre 1671, teils in Paris, teils in Göttingen, der berühmte Mathematiker Leibniz mit einem Kostenaufwande von 24000 Reichstalern schuf. Unabhängig von Leibniz stellte der als bedeutender Mechaniker bekannte Pfarrer Matthias Hahn in Echterdingen 1770—1776 eine Rechenmaschine her und fertigte bis 1804 drei weitere an. Aber alle diese Maschinen sind nur als einzelne Kunstwerke zu betrachten und waren noch nicht dazu berufen, dem Menschen die geisttötende Arbeit abzunehmen.

Erst der Pariser Versicherungsdirektor Xaver Thomas, der wahrscheinlich die Hahnsche Maschine gekannt hat, brachte 1822 eine Rechenmaschine heraus, die sich lange Zeit behauptet hat. — Das Verdienst, die erste brauchbare Rechenmaschine in Deutschland hergestellt und mit Erfolg auf den Markt gebracht zu haben, nimmt der bekannte Ingenieur Arthur Burkhardt in Glashütte (Sa.) in Anspruch, der 1878 daselbst eine mechanische Werkstätte in gemieteten Räumen zur fabrikmässigen Herstellung von Rechenmaschinen einrichtete. Die Burkhardtsche Rechenmaschine wurde auf Grund der kinematischen Gesetze neu konstruiert und mit allen Hilfsmitteln der modernen Technik hergestellt. Nach mühevollen Einleitungsarbeiten erreichte die Maschine bald eine Vollkommenheit, die selbst bei Geheimrat Prof. Dr. Reuleaux, dem Schöpfer einer wissenschaftlichen Kinematik, volle Anerkennung fand.

Schutzmarke

Abb. 1.

Die Maschine fand bald Eingang bei Gelehrten, Versicherungsanstalten, statistischen Ämtern und Reichsbehörden. Schon 1880 erwiesen sich die gemieteten Räume als zu klein, so dass auf einem eigenen Grundstücke eine kleine Fabrik, die mit allen erforderlichen Hilfsmitteln ausgerüstet wurde, erbaut werden musste. Die Maschine fand immer weitere Verbreitung und eroberte sich auch in solchen technischen und kaufmännischen Bureaus

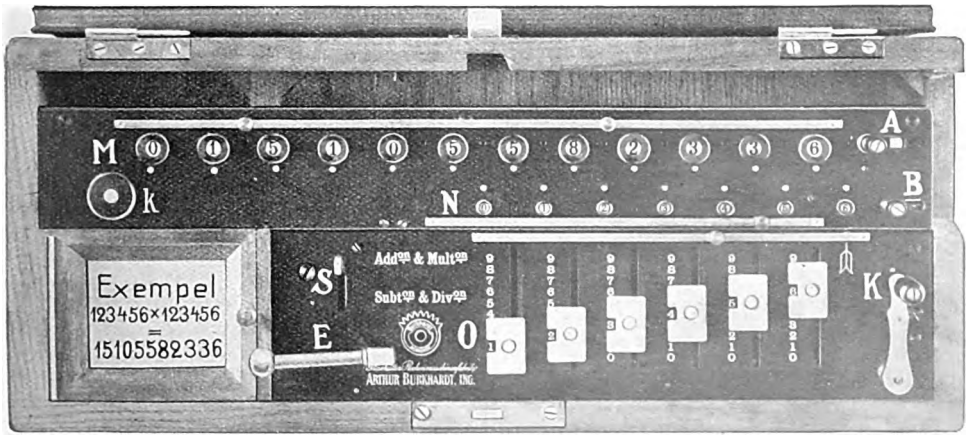


Abb. 2. Burkhardt-Arithmometer.
(Erste Glashütter Rechenmaschinenfabrik Arthur Burkhardt, Ing., Glashütte, Sa.)

Digitized by Google

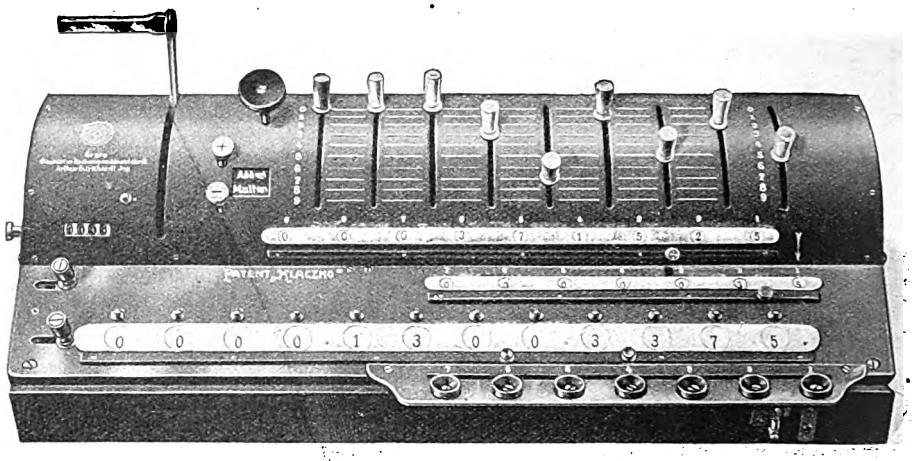


Abb. 3. Universal-Rechenmaschine Patent Klaczko.
(Erste Glashütter Rechenmaschinenfabrik Arthur Burkhardt, Ing., Glashütte, Sa.)

einen Platz, die dem neuen Hilfsmittel anfangs skeptisch gegenüberstanden. Der gesteigerte Umsatz machte im Jahre 1904 abermals eine bedeutende Erweiterung der Fabrik notwendig.

Die Burkhardtsche Rechenmaschine selbst, die mit der in Abbildung 1 gezeigten Schutzmarke unter dem Namen „Burkhardt-Arithmometer" auf den Markt gebracht wird, hat im Laufe der Jahre fortgesetzt Verbesserungen erfahren, um den gesteigerten Anforderungen gerecht werden zu können. Neben den früheren Neuerungen, wie Glockensignal, Segmentauslöschung usw., erfuhr die Maschine 1905 eine wesentliche Vervollkommnung durch die gesetzlich geschützte Moment-Nullstellung, die es ermöglicht, im Anzeigewerk alle Zahlen durch einen kurzen Druck auf Null zurückzuführen. Das Einstellwerk wurde mit Schieberdeckplättchen, die ein besseres Ablesen der eingestellten Zahl ermöglichen, sowie mit einer Nullstellung für die Einstellschieber versehen, die die Maschine weiter vervollkommnen (Abb. 2).

Im Oktober dieses Jahres blickte die Firma, die heute den Namen „Erste Glashütter Rechenmaschinenfabrik Arthur Burkhardt, Ing." führt, auf ein 35jähriges Bestehen zurück. Aus diesem Anlass wird sie auch ein neues Modell auf den Markt bringen, das einen vollständig neuen Typ auf diesem Gebiete darstellt. Die Operationszahlen werden sämtlich nach vorn verlegt, so dass sich beim Arbeiten eine bequeme Übersicht bietet. Das Lineal wird mit der rechten Hand durch Tastendruck verschoben. Die Einstellung erfolgt durch sicher einspringende Einstellhebel; alle eingestellten Zahlen erscheinen zur Kontrolle in einer geraden Reihe. Alle anderen Manipulationen werden mit der linken Hand durch handlich angeordnete Hebel ausgeführt. Die ganze Maschine stellt eine Kombination der Thomas- und Odhner-Systeme dar

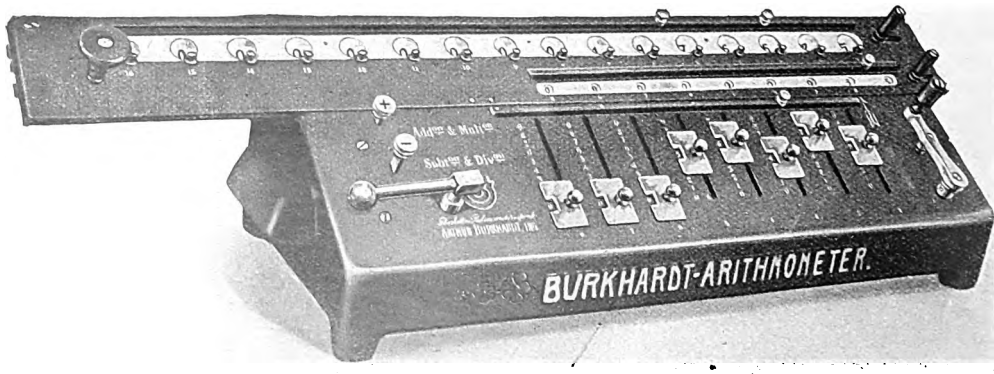


Abb. 4. Burkhardt-Arithmometer, Modell 1913.
(Erste Glashütter Rechenmaschinenfabrik Arthur Burkhardt, Ing., Glashütte, Sa.)

Digitized by Google

und vereinigt in glücklicher Weise die Vorzüge beider (Abb. 3).

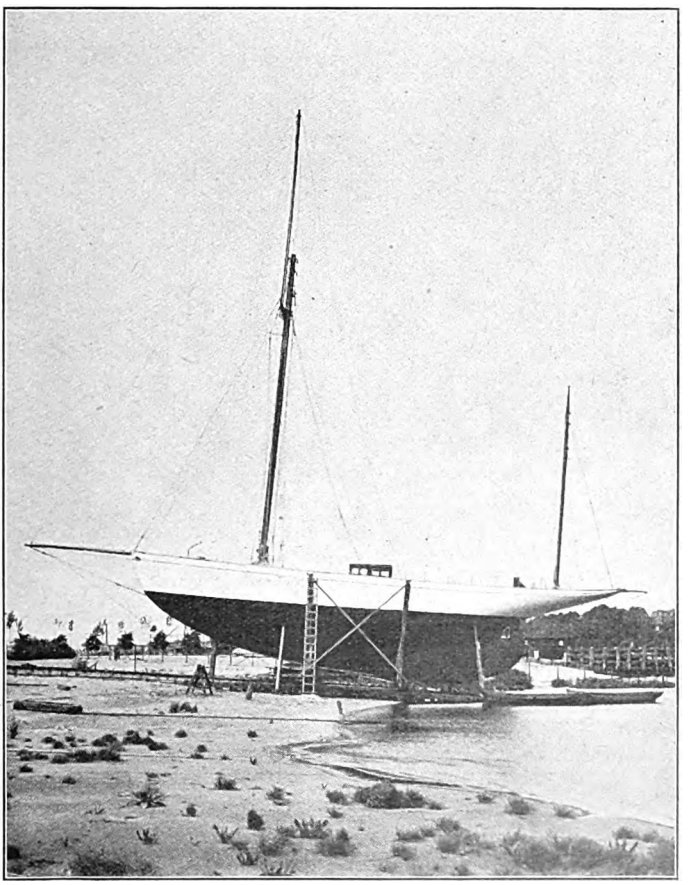
Auch das bisherige Modell des „Burkhardt-Arithmometers" wird eine weitere Verbesserung erfahren und in einen eleganten Gussrahmen eingebaut werden. Eine neue Umschaltvorrichtung, die durch Tastendruck die Maschine zwangläufig auf Addition oder Subtraktion einstellt, wird wesentlich zur bequemeren Bedienung beitragen (Abb. 4).

Wir können von diesen beiden neuen Typen bereits zur Information unserer Leser einige Abbildungen bringen, die das Interesse der Interessenten verdienen.

Alles in allem kann man sagen, dass die Erste Glashütter Rechenmaschinenfabrik Arthur Burkhardt, Ing., in den 35 Jahren ihres Bestehens immer bestrebt gewesen ist, den gesteigerten Ansprüchen Rechung zu tragen. Dem Inhaber der Firma, Ingenieur Arthur Burkhardt, gebührt unstreitig grosse Anerkennung für die bedeutungsvolle Förderung der deutschen Rechenmaschinen-Industrie. Nicht zum kleinsten Teil ist es sein Verdienst, wenn die fremdländische Konkurrenz mit misstrauischen Blikken die deutschen Fortschritte auf diesem Gebiete verfolgt und hinter deutschen Rechenmaschinen einen leistungsfähigen Gegner sieht. (Fortsetzung folgt.)

Deutscher Motorschiff- und Bootsbau.

Die Weser bis zu der grossen Handelsstadt Bremen birgt an ihren Ufern eine grosse Zahl industrieller Unternehmen, unter denen naturgemäss der Schiffbau die erste Stelle einnimmt. Aber nicht nur grosse, ozeandurchflutende Schiffe der Handels- und Kriegsmarine verdanken hier ihre Entstehung, sondern gerade auch der Klein-Bootsbau ist hier seit Jahrhunderten beheimatet. So dürfte es denn auch nicht wundernehmen, dass der so vorbereitete Boden auch zu höheren Aufgaben herangezogen wurde und die Vorbedingung für die Schaffung eines in jeder Beziehung modernen Jachtbaues wurde.

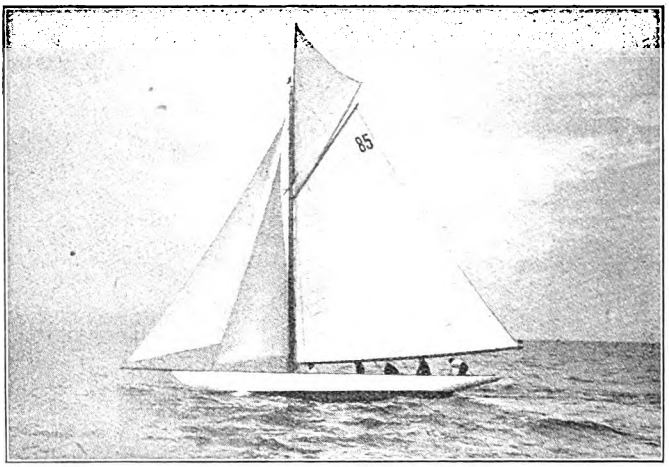


(Abeking & Rasmussen, Lemwerder bei Bremen.)

Das Werftgrundstück der Jachtwerft von Abeking & Rasmussen, Lemwerder bei Bremen, hat eine Ausdehnung von zirka 20000 qm mit 110 m Wasserfront und besitzt am tiefen Fahrwasser zwischen dem Dampffähranleger und dem Jachthafen des Weser-Jacht-Klubs gegenüber von Vegesack eine äusserst günstige Lage. Neben der ausgedehnten Slipanlage, die Jachten bis zu 4.0 m Tiefgang auf Land zu bringen vermag, finden wir, neben den Hauptarbeitsräumen für den Jachtbau, getrennte Werkstätten für die Schmiede und Schlosserei, Tischlerei, Taklerei, Malerei, sowie für die Riemen-, Block- und Rundholzfabrikation. Eine 40 PS Heissdampflokomobile treibt neben den zahlreichen Holzbearbeitungsmaschinen und Hilfsmaschinen der Schmiede einen Dynamo, der den Strom für die elektrische Beleuchtung und einzelner elektrischer Maschinen gibt. Neben den Überwinterungsschuppen für Jachten und Motorboote sind noch grosse, gedeckte Holzlagerräume und eine Holztrockenanlage vorhanden.

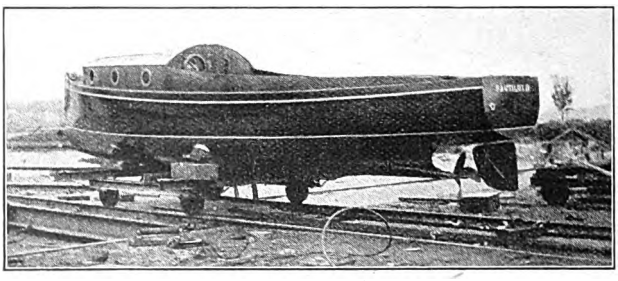
Digitized by Google

Das Gebiet des Boots- und Jachtbaues ist gar mannigfaltig, wir sehen neben den kleinsten Beibooten von 2.4 m Länge grosse Segel- und Motorjachten bis zu 120 Tons Deplacement entstehen, neben einfachen Gebrauchs- und Rettungsbooten elegante Jachten aus ausgesuchten Materialien mit luxuriösen Einrichtungen, bis zu einer Gesamtlänge von zirka 50.0 m.



(Abeking & Rasmussen, Lemwerder bei Bremen.)

So verschiedenartig die Grösse, so verschieden sind aber auch die in Frage kommenden Baumaterialien. Auf der einen Seite Holzbauten in Klinker, Karwehl, Diagonal, Diagonal-Karwehl und Canada-Karwehl, auf der andern Seite Bauten aus verzinktem Stahlblech von 1 mm bis zu Stahlplatten von 5 mm Stärke, dazwischenstehend Komposit- und Halbkompositbauten, d. h. stählerne Spanten, Bodenwrangen und Decksbalken mit hölzerner Aussenhaut und respektive hölzernen Decksbalken.



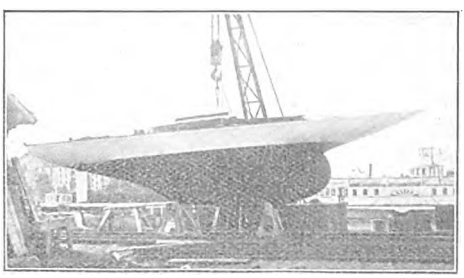
(Abeking & Rasmussen, Lemwerder bei Bremen.)

Die Abbildungen führen uns verschiedene Fahrzeuge vor Augen. So eine 60 Tons Segeljacht kurz vor dem Ablauf, deren 29 Tons schwerer Bleikiel aus einem Stück in eigener Giesserei gegossen wurde. Die Jacht ist als Jawl getakelt und hat einen 22 PS Hilfsmotor.

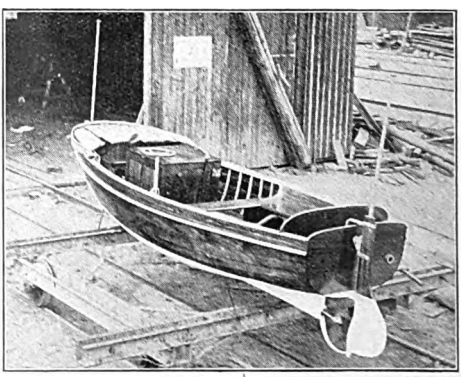
Unter vollen Segeln sehen wir die erfolgreiche 8 m R Jacht „Woge 5", im Kran ein 6 m R Kajütsboot beim Zuwasserbringen in Zürich. Das auf Slip stehende Kajüts-Motorboot ist mit einem 4 Zylinder 22 PS Motor ausgerüstet und sieht seinem Versand nach dem Mittelmeer entgegen. Das kleine Motorboot ist als Beiboot für grössere Jachten bestimmt und ist mit seiner 2 Zylinder 6 PS Maschine imstande, das betreffende grosse Boot im ruhigen Wasser oder Hafen zu schleppen. —

Ein weiteres Bild führt uns in die Hauptwerkstätte, in der sich verschiedene Segel- und Motorboote in Bau befinden.

Sind dieses nun alles Sportsboote, so wird doch der Bau von Gebrauchsbooten in keiner Weise vernachlässigt. Neben den gewöhnlichen Rettungsbooten mit kupfernen Luftkästen und Korkwulsten findet diese Art ihre grösste Vervollkommnung bei den Motorrettungsbooten der Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger, in das uns beistehendes Bild einen Blick hineinwerfen lässt. Das Boot besitzt einen selbstlenzenden Doppel-



(Abeking & Rasmussen, Lemwerder bei Bremen.)



(Abeking & Rasmussen, Lemwerder bei Bremen.)

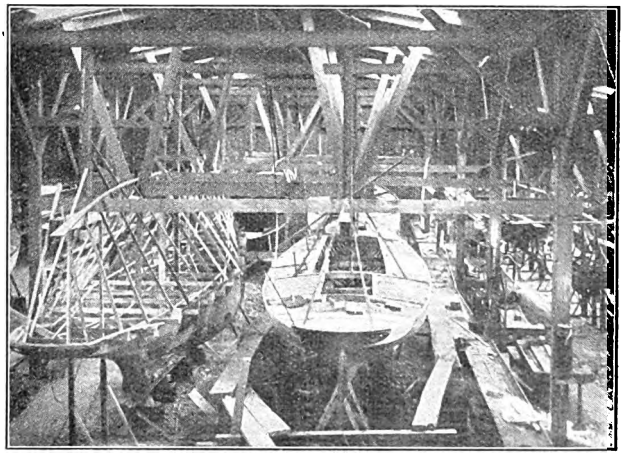
Digitized by Google

(Abeking & Rasmussen, Lemwerder bei Bremen.)

boden, der sich bei Vollschlagen des Bootes in 45 Sekunden entleert. In diesem Doppelboden befinden sich 17 wasserdichte Abteilungen, um das Boot bei etwaigen Kollisionen stets schwimmfähig zu erhalten. Hierzu tragen ausserdem unter den Seitenbänken angeordnete kupferne Luftkästen bei. Der 30 PS wasserdicht eingebaute Motor gibt dem Boote eine Geschwindigkeit von 7.5 Seemeilen, die Schraube arbeitet geschützt in einem Tunnel, der auch den geringen Tiefgang von 0.65 m gestattet. Zur Unterstützung des Motors ist eine Besegelung vorgesehen, ausserdem erhalten die Boote volle Ruder-Bemannung. Ferner sind noch verschiedene Spezialvorrichtungen vorhanden, deren detaillierte Behandlung hier zu weit führen würde.

Interesse dürften noch die Fischkutter mit Hilfsmotor modernster Konstruktion der Firma Abeking & Rasmussen in Lemwerder bei Bremen erwecken, die meist für die Tropen ganz in Holz oder Composit in jeder Grösse gebaut wurden. — Für ganz flache Gewässer kommen Heckrad-Motorboote mit beweglichen Schaufeln in Frage, die bei einem vorzüglichen Wirkungsgrad einen Tiefgang bis zu 0.15 m ermöglichen.

Vermögen wir unseren verehrten Lesern auch nur einen kleinen Einblick in die Mannigfaltigkeit des Boots- und Jachtbaues zu geben, so führt das Gegebene doch ein Spezialgebiet vor Augen, welches gerade wie der Grossschiffbau über vielseitige Erfahrungen und grosses Können verfügen muss, soll das Geschaffene als ein Ganzes in die Welt hinausgehen.



(Abeking & Rasmussen, Lemwerder bei Bremen.)

Die deutsche Automobil-Industrie.

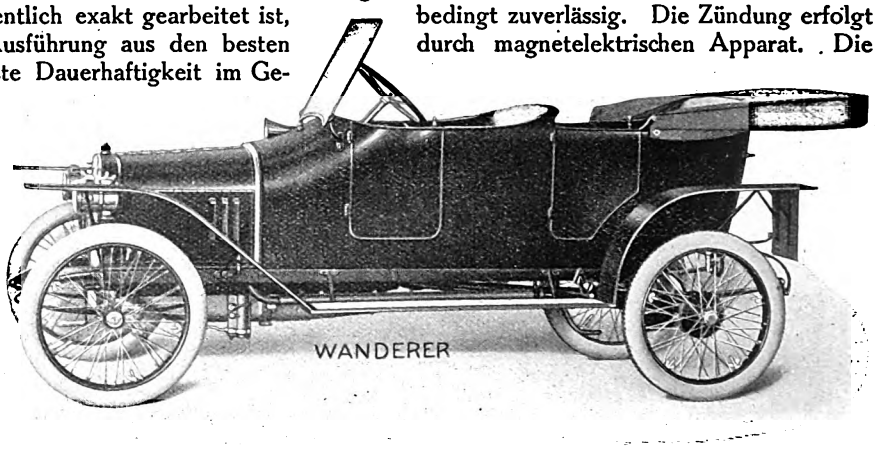
Von * * *

Die Veröffentlichungen über die deutsche Personen-Automobil-Industrie haben in unserem Leserkreis derart grosses Interesse gefunden, dass wir uns entschlossen haben auch weiter in wahlloser Reihenfolge empfehlenswerte deutsche Firmen an dieser Stelle zu besprechen. Die Redaktion.

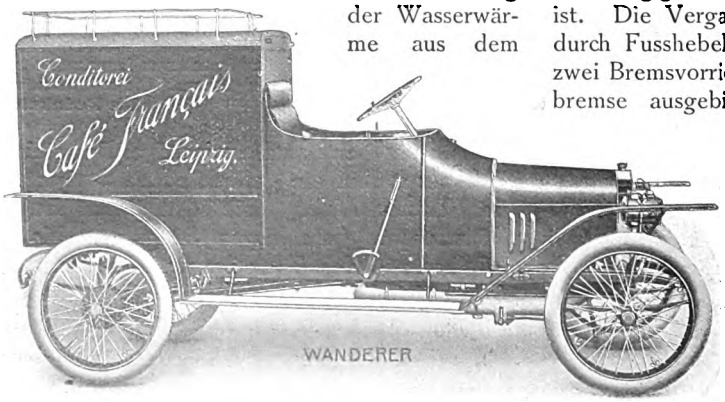
Die Bedürfnis- und Absatzfrage richtig beurteilend, konstruierten die Wanderer-Werke, A.-G., in Schönau bei Chemnitz, einen Zweisitzer, der zwar klein in seinen Dimensionen, niedrig im Anschaffungspreis, sparsam im Öl-, Benzin- und Gummiverbrauch, anspruchslos im Raumbedarf, jedoch grösseren Wagen an Schnelligkeit und im Nehmen von Steigungen gleich ist. In ausgedehnten Fahrten wurde der Wagen denkbar gründlich und gewissenhaft erprobt, und es hat sich dabei herausgestellt, dass der kleine „Wanderer" ein ganz einzigartiger Bergsteiger ist, der selbst die gefürchtetsten Steigungen der Tiroler Alpen, wie den 8 km langen Pötschenpass (mit langen Steigungen bis zu 25 Prozent), den 7 km langen Berg zwischen Oberweissbach und Berchtesgaden (mit langen Steigungen bis zu 35 Prozent), den Zirlerberg usw. bei schlechtesten Wegverhältnissen und vorhergehenden, sowie nachfolgenden Tagesleistungen bis zu 370 km mit voller Belastung spielend überwand. Ohne Zweifel wird dieser eigenartige kleine Wagen, der mit

Digitized by Google

seiner äusserst zweckmässig und geschmackvoll gebauten Karosserie ein elegantes, flottes Aussehen erhalten hat, ferner in allen Einzelheiten ausserordentlich exakt gearbeitet ist, und in seiner Ausführung aus den besten Materialien höchste Dauerhaftigkeit im Gebrauche gewährleistet, viele Freunde, namentlich in den Kreisen der Ingenieure, Ärzte, Notare, Architekten, Geschäftsreisenden, Lieferanten usw. wie auch bei Sportsleuten finden. Über die Ausführung und Ausstattung des „Wanderer"-Wagens sei folgendes bemerkt: Der Chassisrahmen besteht aus U-förmig gepresstem Flachstahl. Die Hinterradachse ist freischwingend an einer $^3/_4$ Elliptikfeder, die Vorderradachse, aus doppel T-förmigem Nickelstahl gefertigt, an einer $^1/_2$ Elliptikfeder aufgehängt. Der Vierzylinder-Blockmotor ist mit auf einer Seite übereinander liegenden gesteuerten Ventilen versehen. Der Ventilmechanismus selbst ist vollständig gekapselt. Das Motorgehäuse und der Getriebekasten sind zu einem starren Ganzen verbunden, wodurch jeder seitliche Druck oder ein Klemmen der Wellen ausgeschlossen ist. Die Ölung des Motors wird durch eine Zahnradölpumpe mit zwangsläufiger Ölverteilung für die Pleuelstangen und die Motorlager bewirkt. Zur Beobachtung der richtigen Arbeitsweise der Ölpumpe befindet sich am Stirnbrett ein Manometer. Die Kühlung des Motors besorgt eine Flügelpumpe und ein Lamellenkühler, auf den zur Abführung der Wasserwärme aus dem Kühlwasser ein Ventilator wirkt. Der automatisch arbeitende Vergaser erzeugt ein immer gleichbleibendes Gemisch und funktioniert unbedingt zuverlässig. Die Zündung erfolgt durch magnetelektrischen Apparat. Die Getriebekuppelung bewirkt ein Lederkonus. Der Wagen besitzt drei Geschwindigkeiten und Rückwärtsgang. Die Schaltung der Geschwindigkeiten durch den innerhalb der Karosserie liegenden Hebel und Kulissen gestattet von jeder Geschwindigkeit auf eine beliebige andere zu schalten, also auch von der Leerlaufstellung direkt in die höchste Geschwindigkeitsstufe überzugehen. Für die Getrieberäder hat nur gehärteter, hochwertiger Nickelstahl Verwendung gefunden. Getriebs- und Vorlegewelle laufen auf breiten Kugellagern. Die Kraftübertragung auf die Hinterradachse erfolgt durch Kardanwelle mit Kegelrädern und Differentialgetriebe; sämtliche diesem Zweck dienenden Teile sind durch Einkapselung vor Schmutz usw. geschützt. Die Lenkung geschieht mittels Schraubensteuerung mit stark rückwärts geneigter Steuersäule und Handrad. Auf letzterem befindet sich nur ein Hebel, und zwar für die Vergaserregulierung, der unabhängig von der Bewegung des Handrades ist. Die Vergaserregulierung kann aber auch durch Fusshebel (Accelerator) erfolgen. Von zwei Bremsvorrichtungen ist die eine als Fussbremse ausgebildet und wirkt durch Hebel und Gestänge als Aussenbremse direkt auf das Getriebe, während die andere, welche mit der Hand betätigt wird, durch einen ausserhalb der Karosserie angebrachten Hebel auf zwei Innenbremsen an den Hinterradnaben wirkt. Die Räder sind mit Drahtspeichen ausgerüstet; zur Bereifung derselben werden glatte Pneumatiks von etwa 700×80 mm



(Wanderer-Werke, A.-G., Schönau bei Chemnitz.)



(Wanderer-Werke, A.-G., Schönau bei Chemnitz.)

Digitized by Google

verwendet. Die Karosserie ist bequem und geschmackvoll ausgestattet. Form und Linie derselben sind einfach und zweckmässig gehalten, wodurch sie vollendet schön wirkt. Regulär werden die Wagen mit einer Anordnung der beiden Sitze hintereinander geliefert, doch ist auch eine Karosserie mit nebeneinander angeordneten Sitzen vorgesehen. Unter Benutzung des gleichen Chassis wird der „Wanderer"-Wagen auch als Gepäck- und Lieferungswagen gebaut; für Geschäfte, denen ein kleiner Wagen genügt, das gegebene Fahrzeug, denn die Betriebskosten sind gegenüber dem grossen Wagen bedeutend geringer.

(Fortsetzung folgt.)

Feuerwehrgeräte- und Spritzen-Industrie.

Von Ingenieur A. Meder, Nürnberg.

(Fortsetzung.)

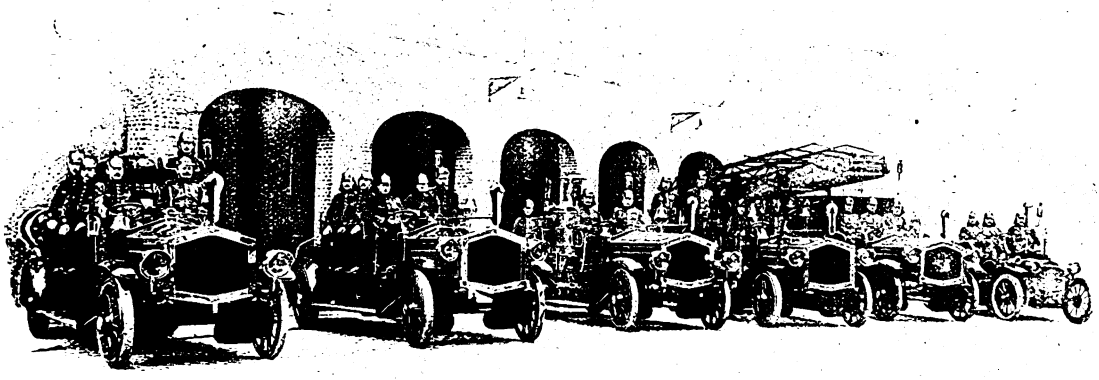
Die Norddeutsche Automobil- und Motoren-Aktien-Gesellschaft, Bremen-Hastedt, hat ausser der Fabrikation von Luxus- und Last-Automobilen für den Bau von Feuerwehr- und Strassenreinigungs-Automobilen eine Sonderabteilung eingerichtet.

Es ist ihr gelungen, auf diesem Gebiete schon recht Gutes zu leisten. Bis vor zwei Jahren war das Elektromobil für Feuerwehr-Fahrzeuge noch vorherrschend; es wurde vor allen Dingen wegen seiner schnellen Alarmbereitschaft den Benzin-Automobilen vorgezogen.

Da aber der Benzinmotor inzwischen bedeutende Verbesserungen erfahren hat und in seinem jetzigen Zustande als betriebssicher bezeichnet werden kann, zieht man heute das Benzin-Automobil vor allen Dingen wegen seines unbeschränkten Aktions-Radius und seiner vielseitigen Verwendungsmöglichkeit dem Elektromobil im Feuerwehrdienst mehr und mehr vor.

Die Elektromobile der Norddeutschen Automobil- und Motoren-A.-G. haben Vorderrad-Antrieb mit Ritzelübertragung; durch diesen Antrieb wird ein geringerer Stromverbrauch und somit ein grösserer Aktions-Radius erreicht.

Die Fahrzeuge werden heute meist mit Gross-Oberflächenbatterien von 126 Ampère-Stunden ausgerüstet, da mit diesen Batterien bei mittlerer Geschwindigkeit von 25 km in der Stunde ein Aktions-Radius von 50 km in der Ebene erreicht werden kann. Bei Verwendung einer Masseplatten-Batterie, welche bei gleichem Gewicht wie die Gross-Oberflächenbatterie 200 Ampère-Stunden besitzt, können etwa 80 km Aktions-Radius erreicht werden.



Kompletter Lloyd-Löschzug, geliefert an die Bremer Berufsfeuerwehr.

Die Höchstgeschwindigkeit der Elektromobile in der Ebene beträgt etwa 40 km. Da nun bei städtischen Berufsfeuerwehren kaum ein grösserer Aktions-Radius als 25 km erforderlich ist, so ist es möglich, mit der Fahrbatterie auch noch ein Pumpenaggregat anzutreiben.

Die Turbinenspritze stellt ein Automobil dar, welches als Angriffs-Fahrzeug Verwendung findet. Dieses Fahrzeug dient als Ersatz der früher allgemein gebräuchlichen Gasspritze, jedoch in verbesserter Form, denn es wird das mitgeführte Wasser nicht mittels

Digitized by Google

Kohlensäure, sondern durch die am hinteren Ende des Chassis eingebaute Zentrifugalpumpe verspritzt. Nachdem das mitgeführte Wasser verbraucht ist, wird die Pumpe an die Wasserleitung angeschlossen und so der Wasserleitungsdruck erhöht.

Die Pumpe kann nach 25 km Fahrt noch mindestens 2 Stunden arbeiten. Diese Arbeitsleistung genügt für Mittelfeuer vollständig, sodass grössere Löschgeräte meist nicht in Tätigkeit zu treten brauchen, zumal auf dem Fahrzeug ausser 400 Liter Wasser noch alle möglichen Rettungsgeräte, Schläuche und Wasserleitungs-Armaturen zum ersten Angriff mitgeführt werden können. Ausserdem sind Sitzplätze für zehn Personen vorhanden.

Abb. 2 zeigt ein Benzin-Feuerwehr-Chassis. Das von der Norddeutschen Automobil- und Motoren-A.-G. für diesen Zweck hergestellte Chassis ist mit einem Motor von 55 bis 60 PS. ausgerüstet. Dieser ist sehr stabil gebaut, die Ventile liegen sämtlich auf einer Seite und sind dicht verkapselt. Der Antrieb der Steuerwelle erfolgt mittels Kette, so dass ein vollständig geräuschloser Gang des Motors erzielt wird. Das Getriebe hat vier Geschwindigkeiten vorwärts und eine rückwärts, hinter dem Getriebe befindet sich der Antrieb für die Pumpenwelle, dieser erfolgt ebenfalls mittels breiter Kette, um einen möglichst geräuschlosen Gang und grose Betriebssicherheit zu erzielen.

Das Aus- und Einschalten des Fahrgetriebes

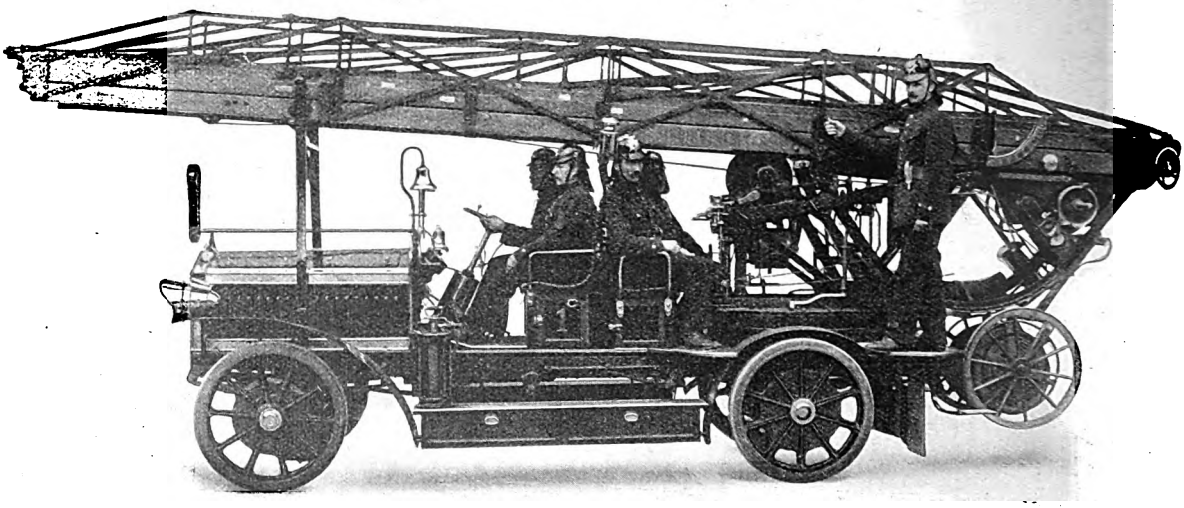


Abb. 1. Lloyd-Elektromobil-Drehleiter.

Abb. 1 stellt eine elektromobile Drehleiter von 30 Meter Steighöhe dar. Das Chassis ist in der gleichen Weise ausgeführt wie bei der vorbeschriebenen Turbinenspritze, nur ist der Chassisrahmen, um ein bequemes Durchdrehen der Leiter zu ermöglichen, nach hinten durchgekröpft.

Die Leiter ist mit elektrischem Aufrichte- und Auszugs-Getriebe versehen; die Motoren für diese Getriebe werden aus der Fahrbatterie gespeist. Die Anlasser der Motoren sind so konstruiert, dass es möglich ist, die vollausgezogene Leiter maschinell zu neigen und aufzurichten. Das Manöverieren mit der Leiter kann von einem Mann ausgeführt werden.

Durch den hinten an der Leiter aufgeprotzten Schlauchwagen werden beim Abprotzen die Federn entlastet, und daher ist es nicht möglich die Leiter aufzurichten, bevor die Federn nicht entlastet sind.

kann nur vom Fahrersitz aus erfolgen, wogegen das des Pumpengetriebes nur von der Pumpe aus geschehen kann. Die Höchstgeschwindigkeit dieses Fahrzeugs beträgt in der Ebene etwa 55 km.

In der Abb. 3 wird eine Motorspritze neuesten Types dargestellt. Am hinteren Ende des Chassis ist eine mit Evakuierungs- und Anfüll-Vorrichtung versehene vierstufige Zentrifugalpumpe von 1500 bis 1800 Liter Leistung eingebaut. Auf jeder Seite der Pumpe befinden sich mit Schnellschussschieber und Kupplungsanschlüssen ausgestattete Saug- und Druckstutzen. Davor ist ein Wasserreservoir von 400 Liter Inhalt. Alle übrigen Räume sind zu Magazinen für Unterbringung von Rettungsgeräten usw. ausgebildet. Der Raum auf dem Chassis ist bis zur äussersten Grenze ausgenutzt, worauf bei der Konstruktion des Aufbaues besonders Wert gelegt wurde. So

Digitized by Google

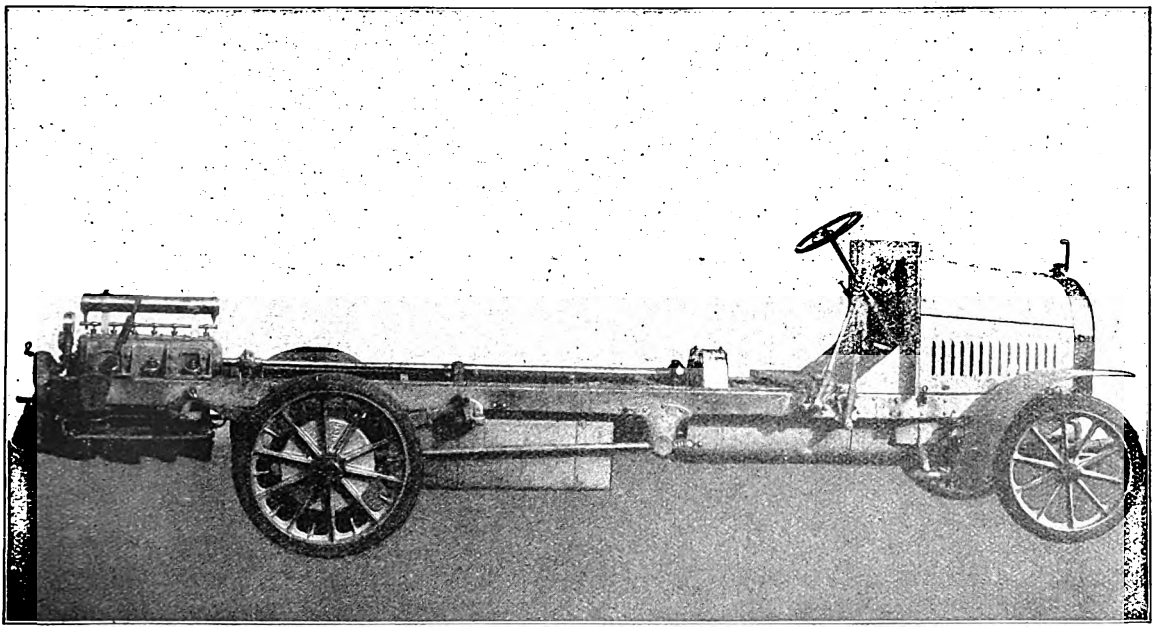


Abb. 2. Lloyd-Benzin-Feuerwehr-Chassis.

ist z. B. jedes der mitgeführten Geräte oder Werkzeuge erreichbar, ohne dass der eine oder andere Gegenstand vorher erst zur Seite gelegt werden muss.

Das Chassis bei Abb. 2 hat die gleiche Ausführung, jedoch nicht mit Zentrifugalpumpe, sondern mit schnellaufender Kolbenpumpe. Diese Motorspritze ist die neueste Konstruktion der Norddeutschen Automobil- und Motoren-A.-G. in Bremen.

Um den Motor nach Möglichkeit auszunutzen, ist bekanntlich unbedingt eine schnellaufende Pumpe erforderlich. Man musste bis jetzt notgedrungen zur Zentrifugalpumpe greifen, trotzdem diese nicht annähernd die Bedingungen erfüllt, welche von einer leistungsfähigen, vollständig betriebsicheren Feuerlöschpumpe gefordert werden müssen. Wenn die Zentrifugalpumpe aus der Wasserleitung gespeist wird, arbeitet dieselbe recht gut. Sobald aber eine grössere Saughöhe verlangt wird, fällt der Wirkungsgrad der Pumpe sehr stark ab und bei der geringsten Luftzuführung in der Saugleitung wird sie sofort versagen. Undichte Saugleitungen kommen aber leider nur zu häufig vor, sei es, dass dieselben durch undichte Schläuche oder Kupplungen, welche in der Eile nicht genügend verschraubt wurden, entstehen oder durch

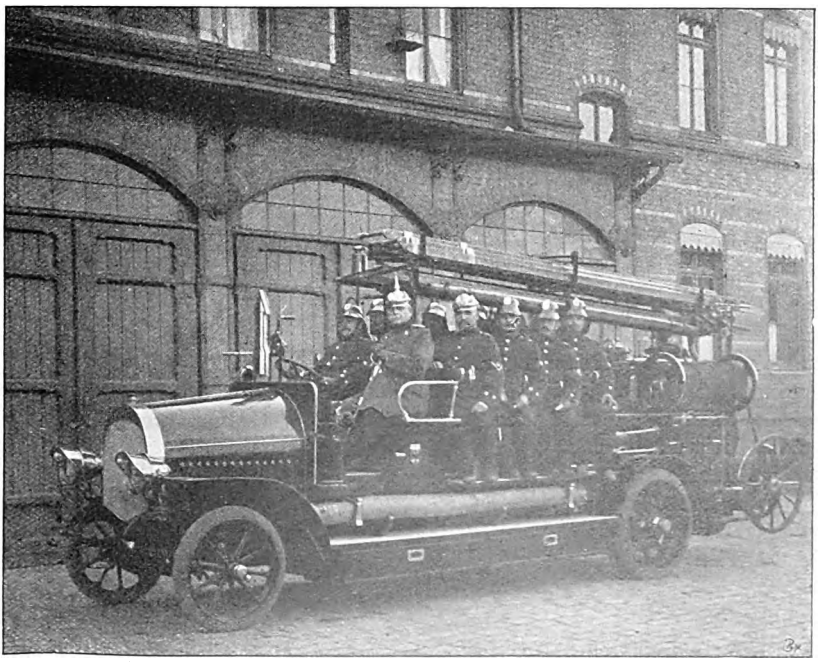


Abb. 3. Lloyd-Motorspritze der Potsdamer Berufsfeuerwehr.

Digitized by Google

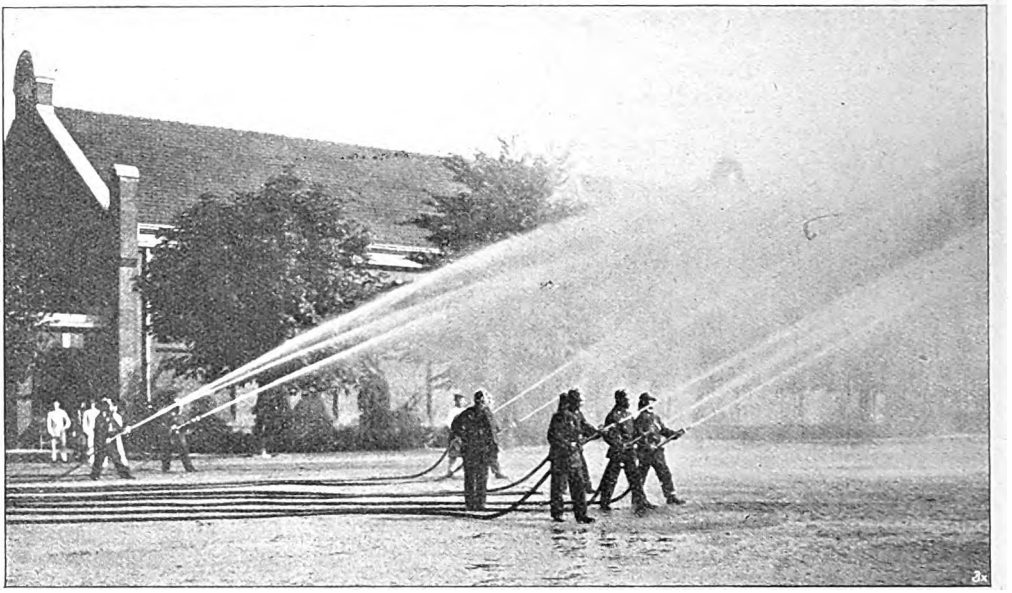
andere Ursachen. Der Betrieb der Zentrifugalpumpe ist aber dann immer in Frage gestellt.

Die grosse Unempfindlichkeit, welche bei der Zentrifugalpumpe immer als Hauptvorteil angeführt wird, ist bei einer mehrstufigen Pumpe keinesfalls in dem Masse vorhanden, wie allgemein behauptet wird.

Die Pumpe ist wohl in der Lage, sandiges und schlammiges Wasser zu fördern, doch werden beim Eindringen von grösseren Fremdkörpern auf jeden Fall die Leitschaufeln beschädigt. Die Pumpe wird dann ohne weiteres aussetzen; eine kostspielige Reparatur muss die Folge sein.

Der Norddeutschen Automobil- und Motoren-A.-G. ist es nun gelungen, eine dreizylindrige Kolbenpumpe zu konstruieren, welche bei 1000 Touren einwandfrei arbeitet, einen bedeutend besseren volumetrischen und mechanischen Wirkungsgrad als die Zentrifugalpumpe besitzt, sicher ansaugt und vor allen Dingen alle Vorzüge der allgemein bewährten Kolbenpumpe aufweist, dagegen die Nachteile der Zentrifugalpumpe aufhebt.

Infolge Raummangel müssen wir leider heute darauf verzichten, noch weiter auf dies Gebiet einzugehen. Wir kommen jedoch in unserem nächsten Hefte darauf zurück. (Fortsetzung folgt.)

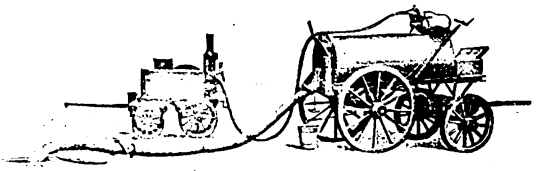


Die 8 Schlauchleitungen der an die Potsdamer Berufsfeuerwehr gelieferten Lloyd-Feuerspritze mit Kolbenpumpe in Tätigkeit.

Die deutsche Pumpen-Industrie.

(Fortsetzung.)

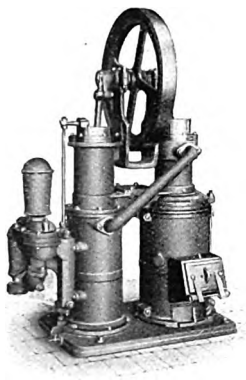
Die Eilenburger Eisengiesserei und Maschinenfabrik Alexander Monski, Eilenburg bei Leipzig, bringt jetzt eine neue Benzinluftpumpe zur Latrinenentleerung heraus, welche gegenüber den jetzt gebrauchten Hand- und Dampfpumpen eine Anzahl wichtiger Vorteile aufweist. Latrinenpumpen für Handbetrieb sollten überhaupt nicht mehr verwendet werden, da die Leistungsfähigkeit ausserordentlich gering ist und das Personal viel zu stark angestrengt wird. Aber auch gegenüber Dampfpumpen und anderen Benzinpumpen, welche Luftpumpen vermittels Riemen antreiben, bieten die neuen Monski-Benzin-Luftpumpen hervorragende Vorteile. Z. B. sind die Anschaffungskosten der Dampfpumpen recht hohe, ausserdem werden für den Transport ein besonderes Gespann und Wagenführer und für die ständige Bedienung ein geprüfter Heizer gebraucht. Auch die notwendigen Kesselreparaturen und -reinigungen bedeuten unvermeidliche Unkosten; dagegen sind bei der



Benzinluftpumpe zur Latrinen-Entleerung.
(Alexander Monski, Eilenburg bei Leipzig.)

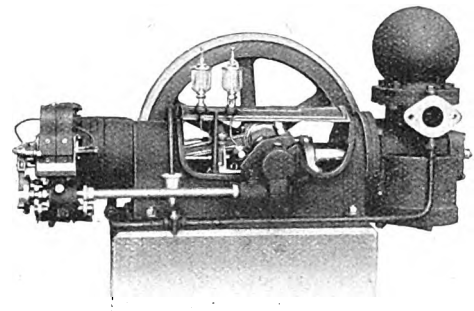
Digitized by Google

Benzinluftpumpe folgende wesentliche Ersparnisse zu verzeichnen: Infolge der einfachen Konstruktion ist kein geprüfter Maschinist nötig, vielmehr kann die Bedienung in kurzer Zeit eine im Unternehmen bereits angestellte andere Person erlernen. Ausserdem ist das Gewicht auch nicht viel höher als bei Handbetriebspumpen und infolgedessen kann man sie an jeden Schlauch- oder Zisternenwagen anhängen. Gegenüber den anderen Benzinpumpen mit Riemenvorgelege ist der grosse Vorteil der direkten Kraftübertragung ohne jedes Vorgelege hervorzuheben; ferner ist ein Schutz über dem ganzen Motor angebracht, so dass er gegen Witterungseinflüsse, Staub u. dgl. hervorragend geschützt ist. Durch die direkte Kupplung ist ferner der Verschleiss, Öl-, Wasser- und Benzinverbrauch, ebenso das Gewicht bei gleicher Leistungsfähigkeit bedeutend geringer. Als selbstverständlich gilt auch bei dieser deutschen Firma, dass sie Verbesserungen, die dem Fortschritt im Pumpenbau entsprechen, stets berücksichtigt.



Heissluftpumpmaschine. (Alexander Monski, Eilenburg bei Leipzig.)

Für den Export kommen vor allem folgende

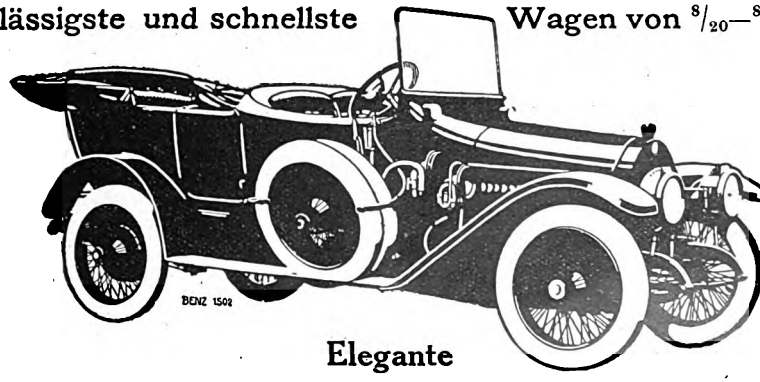


Motorpumpe. (Alexander Monski, Eilenburg bei Leipzig.)

Typen in Frage: Die Heissluftpumpmaschinen nach System Rider sind die am einfachsten zu bedienenden Maschinen für kleine Wasserversorgungen, wo keine elektrische Kraft zur Verfügung steht. Die Aufstellung ist überall möglich, jedes Brennmaterial: Kohle, Koks, Braunkohle, Holz u. dgl. kann verwendet werden. Von dieser Gattung sind

Benz-Automobile

Zuverlässigste und schnellste Wagen von $^{8}/_{20}$—$^{82}/_{200}$ PS.



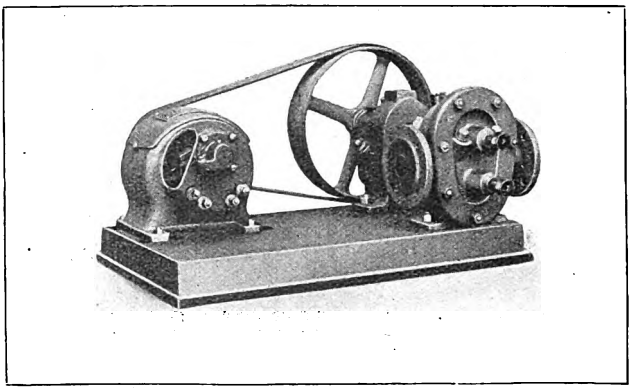
Elegante

Limousinen, Runabouts, Landaulets

Einfachste Handhabung, geräuschloser u. geschmeidiger Gang des Motors und weiche Abfederung.

BENZ & Co. Rheinische Automobil- u. Motoren-Fabrik :: :: Aktiengesellschaft **MANNHEIM.**

Digitized by Google



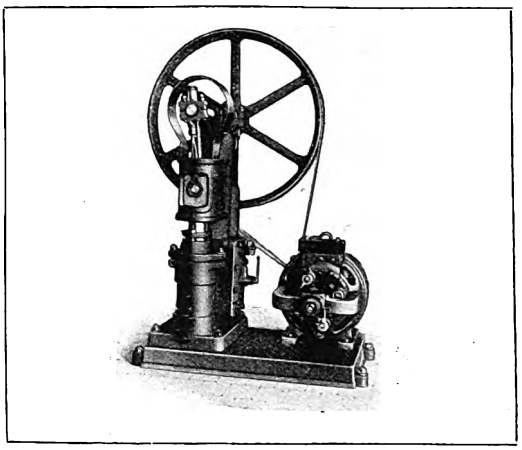
Rotierende Pumpe. (Alexander Monski, Eilenburg bei Leipzig.)

von der Firma Monski etwa 3000 Stück nach allen Erdteilen geliefert worden und haben dort mit Erfolg infolge ihrer Vorzüge das amerikanische Fabrikat verdrängt. Bei Tief- und Rohrbrunnenpumpen wird die Pumpe direkt mit Gestänge von der Maschine angetrieben. Für Gas, Benzin- und Benzolbetrieb kommt eine andere Bauart in Betracht. Es ist eine geschickte Ausführung der direkten Kupplung eines Motors mit Pumpe, die sich in der Praxis hervorragend bewährt und bei Gemeinde-Wasserversorgungen, Eisenbahnwasserstationen zur Anwendung kommt. Für elektrisch-automatische Hauswasserversorgung baut die Firma rotierende Pumpen mit Druckausgleich und Flächendichtung. Diese Pumpen verursachen von den bekannten Systemen die geringsten Stromkosten und eignen sich auch zur Förderung von Säuren, Laugen, Spiritus, Bier, Maische, Zuckersäften, Teer, Ölen usw.

Neben den erwähnten Pumpen beschäftigt sich die Firma Monski auch mit dem Bau von Kolben- und Plungerpumpen mit Antrieb durch Riemen, Dampfmaschine, Diesel- und Elektromotor. Die Plungerpumpen haben gegenüber den Zentrifugalpumpen den Vorteil des besseren Wirkungsgrades, was z. B. bei einer städtischen Wasserleitung usw. sehr ins Gewicht fällt. So ist das städtische Wasserwerk Münster i. W. für elektrischen Antrieb geliefert, während das Wasserwerk Bocholt i. W. Antrieb durch Dieselmotor erhielt.

Die Firma gibt sehr gern an Interessenten direkt weitere Auskünfte.

Wir verweisen noch auf das Titelbild dieser Nummer und schliessen damit unsere Abhandlung über die deutsche Pumpenindustrie.



Elektrisch betriebene Kolbenpumpe.
(Alexander Monski, Eilenburg bei Leipzig.)

Digitized by Google

Ein neuer Hohlrost.

Von den Prometheus-Hohlrost-Werken in Hannover wird ein Rost angefertigt, den man als bahnbrechend bezeichnen kann. Bekanntlich machte man die ersten Versuche mit hohlen, aber nur gusseisernen Einzel-Roststäben zur Verfeuerung von Steinkohlen schon vor ungefähr 75 Jahren. Diese Roststäbe von 75 bis 100 mm Durchmesser und quadratischem Querschnitt fanden jedoch, ihrer zu breiten Brennbahn wegen, keine Aufnahme. Der dann im Jahre 1884 von Ingenieur John H. Mehrtens entworfene und später im Walzverfahren hergestellte, wassergekühlte Hohlrost aus schmalen, im Querschnitt keilförmigen hohlen Stäben zeigte wohl die Überlegenheit des wassergekühlten Hohlrostes dem Vollrost gegenüber, konnte aber noch keine allgemeine Anwendung finden, weil ihm die absolute Dichtigkeit und Betriebssicherheit fehlten.

Dem Ingenieur Robert Grabowsky war es vorbehalten, auch diese Mängel zu beseitigen und mit Hilfe des modernen Walz- und autogenen Schweissverfahrens einen Hohlrost aus Siemens-Martin-Stahl herzustellen, welcher durch seine zweckentsprechende und solide Konstruktion die absolute Dichtigkeit und Betriebssicherheit in jeder Weise gewährleistet.

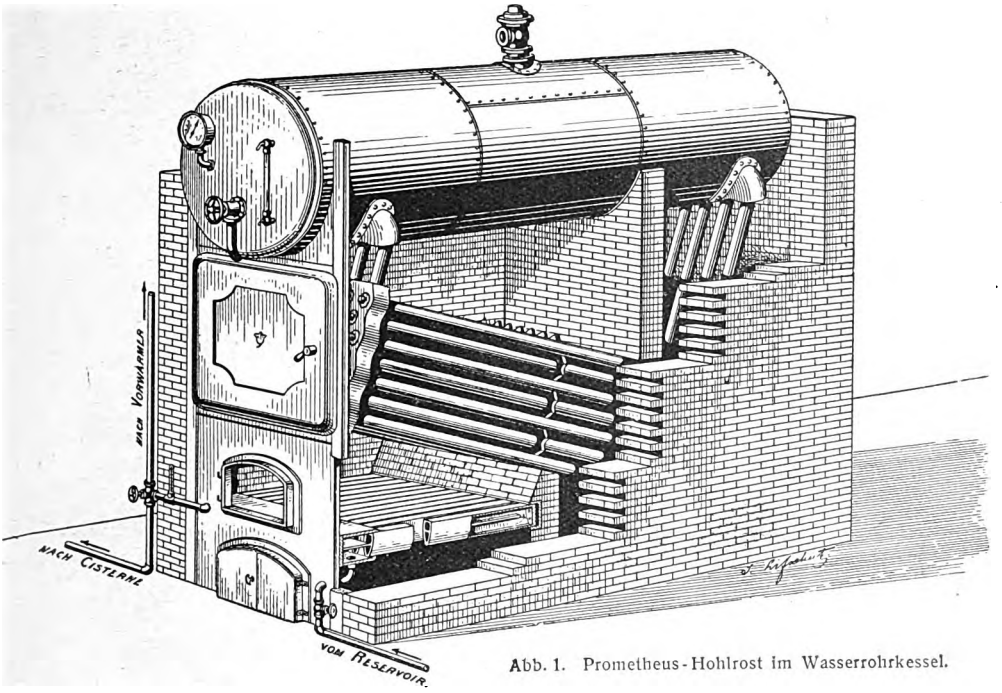
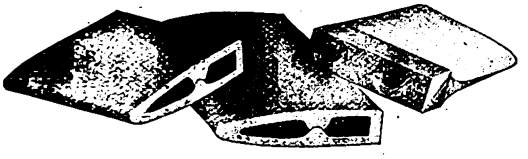


Abb. 1. Prometheus-Hohlrost im Wasserrohrkessel.



Wir zeigen hier eine Abbildung, aus der die Bauart dieses Hohlrostes hervorgeht und weisen darauf hin, dass ein Festbrennen der Schlacken ausgeschlossen ist. Ausserdem wird durch bessere Ausnutzung des Brennmaterials eine bedeutende Kohlenersparnis erzielt, ferner die Verfeuerung von Koks und dadurch eine rauchfreie Verbrennung ermöglicht. Der Prometheus-Hohlrost hat Wasserinnenkühlung und ist von unbegrenzter Lebensdauer.

In Abb. 2 zeigen wir einen Hohlrost mit geöffneter Wasserkammer.

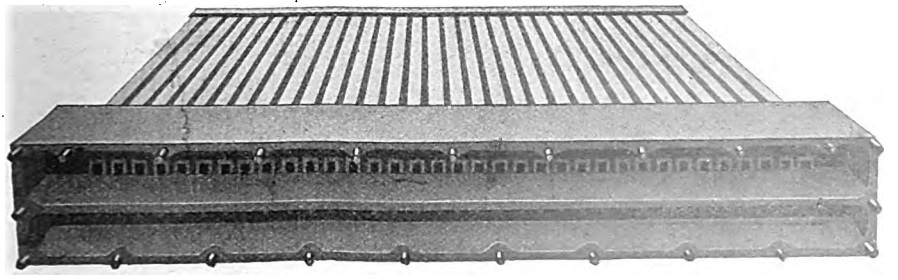


Abb. 2. Geöffnete Wasserkammer.

Die deutschen Prometheus-Hohlrost-Werke in Hannover geben unseren Lesern auf Wunsch jede gewünschte weitere Erklärung.

Digitized by Google

Der erste Platz

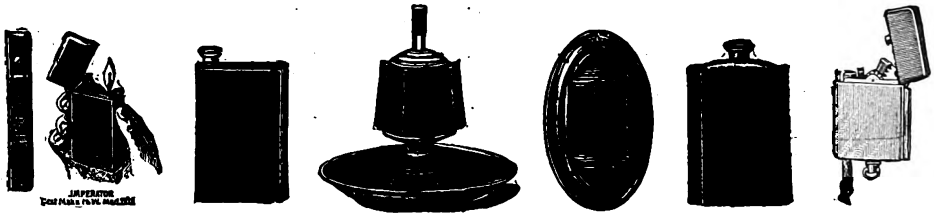
unter allen auf dem Markt befindlichen Feuerzeugen gebührt unstreitig

der Weltmarke H.W. Hahway

Taschen-, Tisch- und Wandfeuerzeuge

mit ca. 50000—100000 Zündungen.

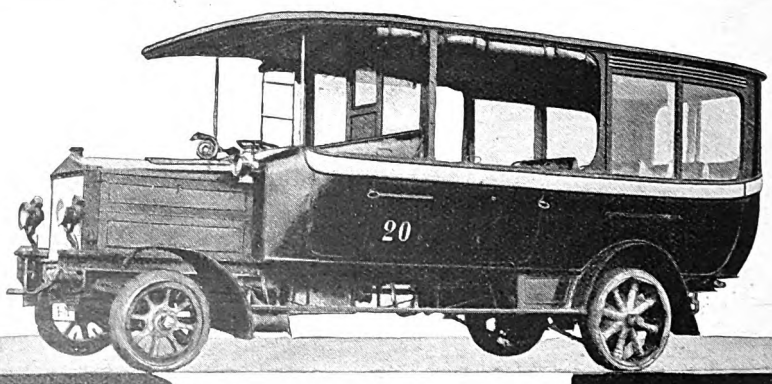
Kein Steinersatz! Keine Reparatur!



Alleinige Fabrikanten und Patentinhaber

Progress Maschinenindustrie — Metallwarenfabrik in **München.** Kommanditgesellschaft — Elektr.-chem. Werk in **Nürnberg.**

Luftbeständiges Cereisen erstklassiger Qualität in allen Dimensionen zu billigsten Preisen.



BILLIGER MOTOR LASTWAGEN OMNIBUSSE BETRIEB

H. BÜSSING BRAUNSCHWEIG

FÜR EXPORTANFRAGEN: EXPORTBÜRO HAMBURG MÖNKEBERG-STR. 19

Digitized by Google

Türkei. Der Verein „Alemannia, Deutscher Verein von 1861" in Konstantinopel, bezweckt, deutschen Handel und deutsche Industrie zu fördern und bedürftigen Landsleuten Unterstützungen zu gewähren. Er bietet in seinem eigenen Vereinshause, das jetzt noch bedeutend erweitert wird, sowohl den türkischen Deutschen als auch vorübergehend in Konstantinopel weilenden einen geselligen Treffpunkt. Fachzeitschriften allerart, Kataloge, usw. zum Auslegen in den Vereinszimmern, sowie Zuwendungen zur Förderung der Bestrebungen des Vereins werden dankend entgegengenommen. Der Verein erteilt gern Rat und Auskunft in Angelegenheiten, die sich mit seinem Zweck und Ziel vereinbaren (auch an Stellensuchende). Alle Zuschriften usw. sind an den Vorstand des Vereins zu richten.

Unheimlich groß ist das Angebot von **LAGER-WEISSMETALLEN**

und neue Unternehmungen in diesem Artikel schiessen wie Pilze aus der Erde. Der Konsument kaufe nicht vom **Altmetallhändler**, sondern vom **Fabrikanten**.

Spezial-Marke „Albion", ges. gesch. No. 131794.

Metall- u. Phosphorbronze-Giesserei **C. H. RAUE, Dresden 28 r.** — Gegründet 1876.

Alles Weitere Prospekte und Preislisten.

Export nach allen Ländern der Welt.

Grosser Schlager!

„Der Musikpropeller"

(D. R. G. M.)

Spielwarenfabrik

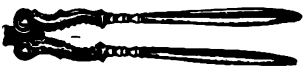
Rich. Ernst, Leipzig-Li. 14.

Spezialitäten: Auto-, Sirene-, Nachtigall-Hörner, Farbenspiele, Lauftiere, Ledernachtigallen etc.

Ziegelei-Maschinen

Leonh. Gnad, Waiblingen (Wttbg.).

Die beste Bezugsquelle



ist die leistungsfähigste Spezialfabrik für

Korkzieher, Dosenöffner, Nussbrecher, Kopierräder

Carl Ollrich & Co., Oberschönau-N., Kreis Schmalkalden.

Papier- u. Schreib-

Galanteriewaren kauft man am billigsten bei der Grosshandlung von

Friedrich Schneider

in Leipzig, Salomonstr. 13.

Soeben neu erschienene **Grosspreisliste**, über **6000 Artikel** enthaltend, gratis und franko.

Chr. Hoffmann-Steinberg'sche Farbenfabriken G. m. b. H., Celle

Gegründet 1817.

Schwärzefabrik.

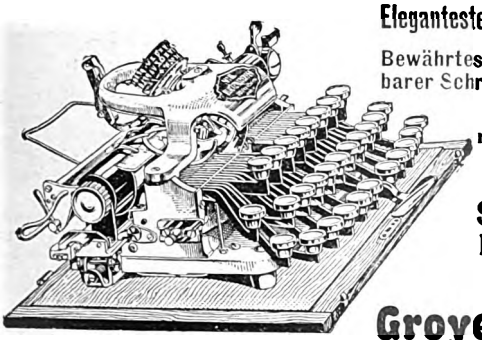
Schwarze und bunte Farben für sämtliche graphischen Zwecke.

Export nach allen Ländern.

Buntfarbenfabrik.

Blickensderfer-Aluminium

Eleganteste und leichteste Schreibmaschine für Haus und Reise.



Bewährtes **System mit unverwüstlichem Mechanismus, sichtbarer Schrift u. vielen Sondervorzügen. — Gewicht nur $2^1/_3$ kg.**

Preis:

mit **zwei** Schriftarten nach Wahl **200 Mark.**

Verschlusskasten aus poliertem Eichenholz :: oder Leder 10 Mark bezw. 25 Mark. ::

Schwerere Modelle 185—260 Mark

Modell Weltblick 135 Mark.

Katalog Nr. 35 gratis u. franko.

Groyen & Richtmann, Königl. Rumänische Hoflieferanten,

KÖLN, Mauritiussteinweg 84. — Filiale: **BERLIN,** Leipziger Str. 112.

Digitized by Google

Gesuchte Verbindungen im Auslande und Übersee.

Die Bekanntgabe der chiffrierten Adressen erfolgt an die **Abonnenten** des Export-Anzeigers **kostenlos.** Anfragen von **Nicht-Abonnenten,** denen Rückporto nicht beiliegt, können nicht berücksichtigt werden.

V. 659. Weltbekannte Fabrik von **Fleischereimaschinen allerart** für Hand- und Kraftbetrieb wünscht mit seriösen Abnehmern in Verbindung zu treten. Die Firma liefert auch vollständig betriebsfertige Anlagen in jeder beliebigen Grösse.

V. 660. Den Vertrieb ihrer praktischen patentierten **Zitronenpresse** wünscht sächsische Firma weiter auszudehnen. Geeignete Vertreter wollen sich melden.

V. 661. Automobilfabrik, die einen speziell für **Export geeigneten kräftigen Wagen** baut, sucht geeignete Selbstkäufer und Vertreter an allen Plätzen.

V. 648. Für **mechanische Flaschenverschlüsse allerart** sucht Berliner Haus tüchtige und gut eingeführte Vertreter.

V. 662. Leistungsfähige Motorenfabrik, deren **Petroleum-, Rohöl- und Benzin-Motoren** Weltruf geniessen, wünscht den Export noch weiter auszudehnen und sucht deshalb geeignete Verbindungen in allen Weltteilen.

V. 663. **Pumpen für alle Zwecke in allen Dimensionen.** Angesehene Spezialfirma sucht neue Geschäftsverbindungen; vergibt eventuell an gut eingeführte Firmen Vertretungen.

V. 664. Grosse Maschinenfabrik, die einen besonders für den Export konstruierten **Staubsauger,** sowohl für Hand-, als auch für elektrischen Antrieb, baut, wünscht ihren Export weiter auszudehnen. Tüchtige Wiederverkäufer gesucht.

V. 613. Leistungsfähige Fabrik von **Möbelbeschlägen und Scharnieren** wünscht die Vertretung ihrer Fabrikate noch für verschiedene Länder zu vergeben.

V. 665. Bekannte Fabrik von **Buchstaben und Ziffern zur Anfertigung von Schildern, Plakaten usw.** ist noch frei für einige Vertretungen.

V. 666. Spezialfabrik von **Briefumschlägen, Beuteln usw. allerart** sucht weitere Verbindungen, vergibt event. auch Vertretungen. Muster versendet die Firma auf Wunsch kostenlos.

V. 667. Für ihr neues **Knallkork-Exerzier-Gewehr** sucht norddeutsche Firma weitere Absatzgelegenheiten. Tüchtigen Wiederverkäufern bietet sich günstige Gelegenheit, lohnende Geschäfte zu machen.

V. 668. **Schwarze und bunte Farben für sämtliche graphische Zwecke.** Bedeutende Firma wünscht ihren Absatz zu vergrössern; hat auch noch einige Vertretungen zu vergeben.

V. 658. **Chem. präparierte Dauerputztücher für Metalle, Schuhe** usw. Sächsische Firma wünscht mit tüchtigen Wiederverkäufern in Verbindung zu treten. Sehr lohnender Artikel.

V. 654. Weltbekannte chemische Fabrik, die ein vorzügliches **Mittel gegen Magen- und Darmstörungen** auf den Markt bringt, sucht tüchtige Vertreter in allen Weltteilen.

V. 669. **Maschinen für die Zigaretten-Fabrikation.** Für ihre bestbewährten Maschinen sucht mitteldeutsche Maschinenfabrik tüchtige Vertreter in allen Teilen der Welt.

V. 670. **Packpressen für Papierabfälle, Emballagen usw.,** infolge sehr einfacher solider Bauart für den Export besonders geeignet. Maschinenfabrik sucht allerorten tüchtige Wiederverkäufer.

V. 671. Bedeutende Modellfabrik, die sich mit der **Anfertigung von Modellen jeglicher Art** befasst und deren Fabrikate wiederholt höchste Auszeichnungen erhielten, sucht weitere Absatzgebiete.

V. 672. Für ihr vielfach erprobtes **Gichtmittel** sucht angesehene Firma tüchtige Wiederverkäufer gegen feste Rechnung.

V. 673. **Motoren für Motorboote** auch abnehmbar, also an jedem Boot anzubringen. Bekannte Motorenfabrik sucht weitere Absatzgelegenheiten; gut eingeführte Firmen wollen sich zwecks Übernahme der Vertretung melden.

V. 674. Leistungsfähige graph. Kunstanstalt, die sich mit der **Herstellung erstklassig ausgeführter Klischees** für alle Zwecke befasst, sucht Verbindungen in allen Teilen der Welt.

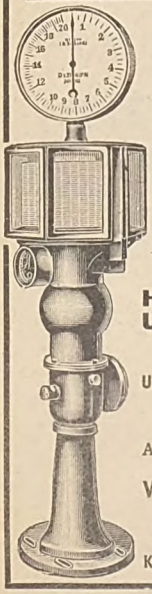
V. 675. Bedeutende Fabrik **elektrischer und mechanischer Präzisions - Messinstrumente** sucht allerorten solide Wiederverkäufer.

V. 676. Für ihre **bestbewährten Rechenmaschinen** wünscht bekannte Firma weitere Absatzgebiete kennen zu lernen. Firmen, die den Vertrieb der Maschinen mit Erfolg übernehmen können, bieten sich beste Aussichten für lohnende Geschäfte.

V. 677. Bedeut. **Papier- u. Schreibwarenfirma** hat noch Vertretungen f. Südamerika zu vergeben.

V. 678. **Apparate zur Erzeugung von Gas für Licht, Heizung und Kraft.** Spezialfirma, deren Apparate bereis im Auslande bestens eingeführt sind, wünscht weitere Geschäftsverbindungen mit soliden Häusern anzubahnen.

Dr. Th. Horn, Leipzig 22



Tachometer
für Handgebrauch und Riemenantrieb

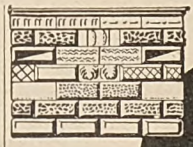
Tachographen
für jeden Verwendungszweck

Hub- und Umlaufzähler

Elektrische Umdrehungs-Fernzeiger Fernzähler Fernschreiber

Aufzeichnende und anzeigende **Volt-, Ampère- und Wattmeter** für alle Stromarten.

Kataloge auf Anfrage.



Maschinen u. Formen zur Herstellung von Hohlblöcken, Dachziegeln, Mauersteinen, Fliesen, Röhren etc. etc. aus **Sand und Cement** liefert als einzige Specialität **Berbef-Maschinenbau G. m. b. H.** Halle a/S. Turmstrasse 204.

Prima Referenzen in allen Erdteilen. Kataloge gratis!

Wer hilft

ausgeschriebene neue Probleme lösen? Hohe Geld- und Ehrenpreise. Kostenlos durch

Hch. Alex & Co., Brüssel, Av. Jean Stobbaerts 23.

Bahr's Normograph

Schriftschablonen. D. R. P. Auslandspatente. Nach Urteil d. grösst. Firmen das Prakt. z. Beschriften v. **Zeichnungen,** Plakaten, Tabellen usw. 1. Gerade Blockschrift, 2. Schräge Blockschrift, 3. Zierschrift.

100 000 St. i. Gebr. Prosp. kostenl.

P. FILLER, Berlin S. 42,
Moritz-Strasse 18.

Digitized by Google

Digitized by Google

Herbst am Simsee

Gemälde von Pius Ferd. Messerschmidt

Velhagen & Klasings Monatshefte

Herausgeber: Hanns von Zobeltitz und Paul Oskar Höcker

XXVIII. Jahrgang 1913/1914 — Heft 3. November 1913

Marion Flora. Roman von Hans von Hoffensthal

(Fortsetzung)

Die Kuckucke hatten die dunklen Waldtäler verlassen, flogen nun oben auf den Lärchenwiesen ihre Liebesflüge, und Tag für Tag und in so mancher Nacht klang frohgemut ihr süßer, sehnlicher Ruf.

Die Lärchen waren nun alle grün, hatten ein ganz zages, rührendes, rötlich schimmerndes Grün auf allen ihren jungen, zarten Zweigen, und wenn Wind ging — ach, immer in dieser Zeit lief so ein fröhlicher Auferstehungshauch über die Höhen — wippten und wiegten sie sich um die Wette mit den Birken, die in ihren weißen Stämmen beieinander standen wie junge frohe Mädchen, als gelte es jeden Augenblick einen Reigen.

In den Wäldern, oben in den Gabelungen der Bäume und am Boden da und dort im Gestrüpp waren neugegründete Kinderstuben; ein paar Elternfamilien waren hoch erfreut, und ebenso kam aus einem struppigen, schlecht aufgeräumten Bett, in dem sich längere Zeit eine Rabin eingerichtet hatte, ein so gottsjämmerlich hungriges vierstimmiges Krah-Krah, daß man schon gratulieren durfte. Bei den Hasen war es nicht so hoch hergegangen; du meine Güte, zwei wollige Bälge mit Riesenohren, die bei jedem Laubrascheln vor Angst zitterten und bebten, war so der gute Durchschnitt, den sich eine Häsin für dieses Frühlingswochenbett erlaubte. Und wenn sie dachte, daß Frau Fähin im Miglertal vier junge Füchse und Frau Graubart, die fette Dachsfrau, drei solche Freßsäcke in ihren Bauen hatten, die alle einmal wieder ihren Jungen nachstellen würden, nun, da zitterte sie auch.

Übrigens waren schreckliche, wahrhaft beängstigende Gerüchte im Umlauf.

Oben im Pemmererwald, in einem Windbruch, hieß es, habe ein Bär überwintert, ein richtiger brauner Bär, der im Herbst über die einsamen Sarner gelaufen war und dann müde und schläfrig sich hatte einschneien lassen. Ein Rabe war Zeuge geworden, wie das Ungeheuer erwachte, und hatte atemlos mit neugierig vorgestrecktem Kopf das fremde Schauspiel begafft.

„Ah," machte es, und das klang wie ein Rasseln und Grunzen, und war dann ein Brummen und Schnauben und Prusten und Sichschütteln und Trampeln, gerade so als wäre da ein Stück Erdboden mit allem, was dran ist, lebendig geworden. Und da erhob sich dieses braune Pelzstück zu halber Höhe und blinzelte aus kleinen Äuglein umher (uh, auch zum Raben hinauf, aber der saß ja genügend hoch!), und nun kam eine rote Zunge aus dem Pelz heraus, und es schlürfte so, als habe da jemand außerordentlich Durst oder einen sehr bösen Hunger, und das Blinzeln der kleinen Augen wurde stärker und anzüglicher (aber der Rabe saß ja wirklich genügend hoch), und nun war es da unten wie ein Lutschen und Saugen und Lecken und Schmatzen. Das kam davon, daß der Pelzklumpen seine eigenen Pfoten in das Maul nahm und daran sog. Aber dann hörte das auf, und das Ungeheuer rutschte, wie es saß, durch

 Copyright 1913 by Velhagen & Klasing.

Digitized by Google

das Moos und strampelte mit den kurzen, dicken Beinen, legte sich dann auf die Seite, rollte sich um und fing nun wie ein regelrechtes Tier an, auf allen vieren zu trollen und zu trotten, erst einmal um einen Baum herum und dann ein paar Tritte zu einer kleinen Mulde, in der ein bißchen Moos und Wasser war, und hier machte es die erste Rast und begann schlürfend und andächtig zu trinken.

Was ging in diese rote Schnauze alles hinein! Welcher Durst und — hier prüfte der Rabe noch einmal ein bißchen die Flügel, man konnte wirklich nicht wissen — welcher Appetit! Nun, Gnade dem, der heute keine Flügel und dazu das Unglück hat, dem wolligen Zottel zu begegnen. Aber nun — der Rabe fühlte sich unendlich darüber erhaben — nun fraß das Wollknäul junges Gras und nahm ein paar vertrocknete holzig gewordene Schwämme mit und schälte Zweige, indem es sie mit den Pranken in sein Maul bog und die saftige Rinde lutschte und abbiß. Jetzt erst schien es schlüssig, sich einen soliden Fleischgang zu holen, prustete bedenklich, sah den Raben oben nicht eben ohne Interesse an, hob sich (jetzt heißt es achtgeben!) an dem Föhrenstamm zu seiner ganzen recht respektablen Höhe empor, grunzte mißgestimmt, ließ sich wieder bedächtig auf alle viere nieder und lief in einem gemächlichen, nicht zu eiligen Trab durch den Wald. Eine Weile hockte der Rabe noch und sah sich noch einmal ängstlich um. Dann flog er in der anderen Richtung eilig davon, die sonderbare Botschaft allen seinen Bekannten zu bringen.

Der Toni Wunderer war in der Zeit nicht im Lande. Und wäre er am Ritten gewesen, ehe er die Spur des Braunen gefunden hätte, war der in langen, fleißigen Tagmärschen wieder drüben in der Schweiz.

* * *

Und es ward Mai.

Längs der Zäune, die von Haus zu Haus liefen, blühten die Kirschen, da und dort auch schon ein früher Apfelbaum, rosig und froh, und an den Hecken, am schönsten an der, die zur Kirche hinaufzog, duftete der Flieder. Die ganze Luft war von dem süßen Geruch erfüllt, von Fliederblüten und Honig in den weißen Kirschen, von hellen Orchideenkerzen, die rings in den Wäldern brannten, und in diesen Duft mengte sich der Atem der jungen Saaten, die weich wie grüne Samt- und Seidenteppiche, vom Wiesenrain umkränzt, in ihrem zagen Schmucke standen.

Was für ein fröhliches, keckes Gelb kam überall in das Grün der Wiesen, da und dort wohl auch schon ein feines Blau, das Himmelblau der Vergißmeinnicht oder die dunklere Farbe von Skabiosen, Ehrenpreis und blauer Akelei.

Dicht hinter dem Florahause, auf dem kleinen Anger, durch den der Steig zum Schluff führt, war wieder alles weiß, ein Teppich von Wiesenschaumkraut war da ausgebreitet, und gegen diese helle Fläche hoben sich kleine dunkle Zirben ganz seltsam ab, so wie kleine schwarze Wolken von einem hellen, blanken Himmel.

Vor dem Florahause, dort wo im ersten reifen Sommer die vielen Pechnelken stehen, ist ein Gewimmel von Margueriten, Dotterblumen und roten Federblüten, so bunt, so dicht durcheinander, daß auch ein dreizehnmal kluger Professor mit der schärfsten Brille davorstehen und zusehen mag und merkt es doch nicht, wie kunterbunt und gegen alle Ordnung von strengen Gesetzen die Blumengesellschaft sich unterhält.

Gegen Abend freilich lassen alle diese munteren Kinderblumen ihre Köpfchen hängen, schließen süße Mäulchen, frohe blinkende Augen, und wenn die Dämmerung dichter und dichter aus den Wäldern auf die Häuser zukommt, ist bald nichts mehr von der Blumenwiese farbigen Einzelheiten zu sehen.

Ein Dutsch hockt oben in der Linde und tutet ganz einförmig sein melancholisches tiu-tiu; aus der Kirchenpappel, in der ein anderer sitzt, kommt dieselbe traurige Weise, und rückwärts im Weiherwald ist noch so ein Griesgramvogel postiert, schreit heller und eifriger als alle anderen, bringt es aber auch zu keinem anderen Lied als dem, das er und alle musikalisch schlecht begabten Leute seiner Art eben gelernt.

Da und dort kommt in dieser Stunde aus einem Hause ein kleiner Lichtschein: oben bei der Kirche ein roter, vom Lämpchen her, das vor dem Altar Tag und Nacht brennt; aus dem Widum ein helleres, freundlicheres Licht — es ist das Zimmer, in dem der alte Pfarrer wohnt; vom Schulhaus ein gelbes — es kommt aus der

Digitized by Google

Kammer, in der der Lehrer sitzt; und eines drüben vom Schluff, in dem noch ein Bauer ein bißchen Rast macht, ehe er mit seiner Kraxe dem fernen Hofe zugeht.

Aber an einem dieser Abende im Mai — alle drei Dutsche riefen, der Himmel war dichtverhängt, kein Wind ging, und ein ganz leiser, raunender Regen fiel — an einem dieser Abende — nicht ein Schimmer von Sonne war den Tag über gewesen, und nun war es nach neun, und nicht ein Stern schien — sah Marion im Florahause ein Licht.

Sie blickte eine Weile darauf hin, gleichmütig und ruhig, denn sie verstand es nicht, daß dieses Licht, das da zwischen den Linden brannte, aus dem Florahause kommen könnte. Und kein Gedanke war zuerst in ihr, der sich mit dem Lichte beschäftigt hätte, das da aus einem verlassenen Hause schien.

Sie blickte ruhig diesem Licht ins ferne Auge, und als mit einem Male ein Verwundern in ihr sich regte, wie denn ein Licht aus einem unbewohnten Haus blinken könnte, sagt sie sich gleich, daß es ganz gewiß nur eine Täuschung sei, vom Widum drüben käme der Schein und trüge. Aber da, in der nächsten Sekunde, schrak sie ganz heftig zusammen und fühlte, wie es von irgendwoher, aus dem Dunkel und der Ungewißheit her an ihr Herz griff, und sie wankte beinahe vor dieser sonderbaren Mahnung. Und dann sagte sie Vater, so gefaßt sie nur konnte, einige Worte, daß sie noch ein paar Schritte machen wollte, und wartete eine Antwort nicht ab und ging hinaus.

Und lief, lief der Mauer entlang bis vor die Ahorne und blieb stehen und sah hinauf und sah ganz deutlich und klar das Licht in dem Florahause brennen. Und mußte sich vor Unruhe und Erregung ein wenig an das Kreuz lehnen, das an der Wegecke stand.

Es war ein stilles Tropfenfallen von den Bäumen, unter denen sie stand, und das war wie ein Schluchzen, und es war nun ein leises Wehen, und das klang wie ein kleines Weinen und Rufen.

Das Licht — —

Sie ging längs des Kirchenackers die Höhe hinan, und während sie neben dem Roggen, in den der Regen in stillen Tropfen sank, aufwärts schritt und unter die Kirche kam, sah sie das Licht im Florahause nicht mehr. Wie befreit atmete sie auf und dachte sich: ‚Die vorletzte Nacht schon schlief ich unruhig und die letzte auch, und nun in dieser Frühlingsregennacht werde ich von meinem armen Herzen genarrt.‘ — Aber nun hatte sie die Höhe erreicht und ging ganz zage, so als fürchtete sie sich, dem Spuk noch einmal zu erliegen, der Kirchenmauer entlang dem Florahause zu. Und als sie zu den Linden kam und das Haus vor sich hatte — da schien ihr das Licht aus dem Fenster geradeswegs in das Gesicht.

Sie hielt inne; eine lähmende Schwäche war es, die ein paar Augenblicke lang ihr wehrte, die sie fast niederzog. Aber dann kam wieder soviel Kraft in sie, daß sie weiterkonnte, über die kleine Wiese, die paar Stufen hinab, und dann, dann stand sie beim Fenster.

Im Stübchen drinnen brannte die Lampe. Am Tisch beim kleinen Bauernofen saß Walter.

Er las.

Sie konnte nicht sehen, wie er aussah; denn sein Gesicht war tief über das Buch geneigt, und nur seine Hand, die auf dem Tisch lag, konnte sie ein paar Augenblicke lang sehen.

Aber auf einmal richtete er sich auf; sein Gesicht war ganz schmal, ganz blaß. Und es kamen ein paar Stöße gequälten, trockenen Hustens.

Da glitt sie vom Fenster, tat ein paar Schritte zurück, hinüber in den Schutz der Bäume, wollte dort einhalten und sich setzen. Aber sie lief und lief fort. Und erst als sie drüben hinter der Kirche war, schlug sie beide Hände vor ihr Gesicht und sank in den Acker nieder.

⁂ ⁂ ⁂

Am anderen Morgen, so nach zehn, ging Heinz Flora hinauf ins Haus und fand Walter noch im Bett. Er sah matt und ermüdet aus, als habe er die ganze Nacht nicht viel geschlafen, vielleicht gar Schmerzen gelitten; aber Heinz Flora tat, als sähe er nicht, wie krank er sei, und sagte, so harmlos er nur konnte: „Ah, also willkommen wieder daheim. Hat es dich auch wieder hergezogen?“

„Ja,“ sagte Walter und räusperte sich, um eine klare Stimme zu bekommen.

Digitized by Google

„Wir haben dich ja erst etwas später erwartet. Mitte Juli, hieß es, wolltest du kommen."

„Ja," gab Walter zurück, und seine Stimme war noch ganz belegt, „ich konnte es aber nicht mehr aushalten."

„Zu heiß, natürlich," wollte Heinz ablenken, „um diese Zeit in dem verfluchten Indien."

„Das nicht," sagte Walter, „so schlimm war es mit der Hitze nicht, aber ich bekam Heimweh, ich mußte fort."

„Kann ich mir vorstellen, ach, das kannte ich auch. Plötzlich in einer Nacht kommt es über einen und ruft: Geh heim. Ja, wie oft habe ich das gehört und da drinnen gespürt. Ich hab' freilich bleiben müssen. Aber du hast recht gehabt, dem Rufen nachzugeben."

„Ich hab' wohl müssen, ich wär' da drüben ganz zugrunde gegangen."

„Nun, nun, so bös wär's nicht geworden. Ein Tiroler hält schon etwas aus."

„Ja, wenn einer gesund ist. Aber siehst, Heinz, mir ging es die letzte Zeit nicht mehr gut, ich hab' so schlimm das Fieber bekommen."

„Kenn' ich, ja, das kann sich einer da drüben holen."

„Nein, nicht das, sondern das Fieber von hier," er richtete sich auf und zeigte auf seine Brust.

„Pah," sagte Heinz Flora, „weil dir das Klima auf die Dauer dort nicht zusagte, das ist es. Hier mußt du bleiben, in der prächtigen Luft, gib acht, wie dir das anschlagen wird. Aber hör' — bist du denn ganz allein da, keine Bedienung, niemand?"

„Die Creszenz von der Walhütt' wird indessen ein bißchen Ordnung machen. Und dann —"

„Ja, ich versteh', dann kommt ja deine Mama. Du hast ihr geschrieben?"

„Nein," sagte Walter fast verlegen. „Mama habe ich nicht geschrieben, und sei so gut und schreib auch du nicht. Denn schau, sie ist mit Bine in Florenz, und sie freuen sich. Und nun, wenn sie erfahren, daß ich vor der Zeit hier bin, so bricht Mama die Reise ab und kommt hierher und ängstigt sich darüber, daß ich jetzt einmal nicht gut aussehe."

„Nun, so schlimm ist es damit nicht. Aber du hast ja recht, beunruhigen würde sie sich doch."

„Ja, siehst du, so dacht' ich. Aber nun, ich schrieb indes unserer Magd, und die kommt morgen abend — und dann — ja, du mein Gott, Pflege und Fürsorge genug, dann kommt doch meine Braut."

„Ach natürlich," sagte Heinz Flora, „daß ich daran nicht zuerst gedacht habe. Du hast sie verständigt?"

„Gleich als ich in Bozen ankam, schrieb ich. Heute früh hat sie den Brief, morgen kommt sie."

„Nun, dann bist du freilich in guten, zarten Händen. Und nur indessen, können wir dir irgend etwas tun, mit etwas helfen?"

„Nein, dank' euch wirklich, ich habe ja alles, was ich brauche."

„Von morgen ab erst." Heinz Flora lachte und fuhr herzlich fort: „Und bis dahin mußt du schon uns ein wenig für dich sorgen lassen. Ißt du mit uns? Oder nein, du bist von der Reise noch müd', dann will ich dir unseren Drachen herauf zum Kochen schicken. Bis deiner kommt, natürlich, länger könnten auch wir uns von der Fee nicht trennen."

Er blieb noch eine Weile, sprach von dem und jenem und vermied es schonend, den anderen merken zu lassen, wie matt und herabgekommen er ihn fand.

⁂ ⁂ ⁂

Die alte Minika — ein Isserisches Erbstück, die schon bei Walters Taufe im Hause gewesen war — kam und schaffte, so gut sie es vermochte, für den Kranken Ordnung. Es fiel Walter schwer, sie davon zu überzeugen, daß seine Mutter auf keinen Fall von seiner vorzeitigen Heimkehr verständigt werden dürfte, und trotz aller Verbote überraschte er sie am Nachmittag dabei, wie sie gerade an die gnädige Frau schrieb: „Wenn Sie wüßten, wer jetzt da ist, Sie täten gleich kommen."

Erst als er ihr drohte, wenn Mama jetzt daher komme, so fahre er mit dem nächsten Schiff wieder nach Asien zurück, versprach sie zu schweigen. Nicht sein ernster Ton, nicht die Rücksicht auf die gnädige Frau, nur der ungeheure Respekt vor dem Worte Asien, mit dem sie wahrscheinlich schreckliche Vorstellungen verband, zwangen ihr dieses Versprechen ab.

Digitized by Google

Die Florafef war also gegangen, die Isser-Minika war da, hantierte gemächlich in der Küche, versorgte das Zimmer des Herrn Walter, räumte auch, wie er ihr befohlen hatte, die Wohnzimmer auf, da heute noch, spätestens morgen, seine Braut käme. Und da Gabriele einige Tage bliebe und mit ihrer Mutter im Gasthaus in Maria Schnee wohnen würde, so mußte Minika dahin, um die Gäste anzusagen.

Aber ein Tag und ein zweiter waren schon vorbei, und Walters Braut kam nicht.

Marion ging in diesen Stunden unermüdlich einen und denselben Weg. Sie begann den Tag damit, daß sie am frühen Morgen schon einmal zum Florahause schlich, im Schatten der Linden an dasselbe heranging und dort spähte, ob da vielleicht nachtsüber jemand gekommen sei; denn wenn dem so wäre, würde sie es an dem Gehaben der alten Minika, die in der ebenerdigen Küche und im Flur herumwerkelte, wohl merken. Aber da Minika ganz gemächlich ihrer Arbeit nachtrottete, schlich Marion wieder aus ihrem Versteck und ging zuerst zum Ortnerbauern und fragte da, ob für den Tag vielleicht eine Benne für die Stadt bestellt sei, u ıd bekam Antwort, daß um diese Zeit wohl noch niemand von den Sommerfrischlern die Bergfahrt wage, und ging zum Angler und fragte da und hörte das gleiche: „Nein, jetzt, kein Mensch fahrt jetzt herauf" und lief zum Karler und sah dort selbst, daß die Pferde alle im Stall standen. Aber sie dachte sich, vielleicht nimmt sich Walters Braut gar nicht lang Zeit, erst einen Boten um eine Benne zu schicken, sondern mietet frischweg in Bozen ein Pferd und reitet herauf. Und da ihr dies mehr und mehr wahrscheinlich schien, ließ sie den ganzen Tag über den Weg zum Florahause hinauf nicht außer acht, saß am Acker und sah daraufhin, saß oben am Rain und übersah den Weg und ging ihn, da alle die Stunden des Wartens vergeblich gewesen waren, am Abend selbst.

Heimlich, scheu, unruhigen, klopfenden Herzens. Sie hatte Walter seit seiner Verlobung nicht mehr gesprochen, kein Wort mehr mit dem gewechselt, der sie um einer anderen willen vergessen hatte, den aber sie zeit ihres Lebens immerzu weiter lieben mußte, so wie ihr Herz es von ihr verlangte. Wenn sie dem Herzen folgen dürfte, das sie zu ihm zog, an jenem ersten Abend schon wäre sie zu ihm ins Haus getreten und wäre bei ihm geblieben und hätte ihn gepflegt und ihm alle jene Sorgfalt erwiesen, die ihr liebend Herz und eine gute, freundliche Hand schenken könnten.

Aber so, wie die Sache stand, war in diesem Hause für sie kein Platz. Er lag krank und war pflegebedürftig, aber er erwartete seine Braut, und die würde kommen. Würde an seinem Bett sitzen und ihn streicheln, würde mit ihm an den milden Vormittagen in die Sonne hinaustreten und seine Hand halten. Und dürfte so Tag für Tag und Abend für Abend bei ihm sein, immerzu in dem schweren Glück bei ihm, in dem Glück, ihm Gutes zu tun und ihm vorwärts zu helfen und ihn lieb zu haben — und ihn lieb zu haben.

Nein, da, wo zwei so Glückliche waren, war für sie nicht der Platz, den ihr Herz ihr gern gewiesen hätte. Und doch, gerade wenn seine Braut da wäre, dann, dann könnte auch sie zu ihm gehen und ihm — zum erstenmal wieder seit letztem Sommer — die Hand geben. Nicht mehr so wie damals, nein, nein, sie wüßte schon, wie sie dem ungestümen Herzen da drinnen gebieten wollte — ja, nur mehr als ein guter Kamerad, als ein Freund, wenn er das wollte ... ihm die Hand geben und ihm, was sie nur könnte, Gutes tun.

Ihr, die er jetzt liebte, bei der Pflege helfen, mit ihr bei ihm sein und tapferen, starken Herzens, lächelnden Auges den beiden das Glück, das an ihr vorübergegangen war, gönnen ...

Das nahm sie sich vor, als sie den Weg, der von der Stadt heraufführte, immerzu hinabsah, das dachte sie und ward ungeduldig, daß Stunde um Stunde und ein Tag und noch ein Tag vergingen, und wunderte sich, was denn da drüben in Gandegg geschehen sein könnte, daß sie noch immer nicht käme. Aber am Abend, da ihre Ungeduld und Unrast sie quälte, ging sie den alten, steinigen Weg bis hinab zum Sankt Jakobbühel und setzte sich da an die Mauer und spähte und horchte in die Nacht und hörte schon in der Tiefe unten Klappern von Hufen, die es eilig

Digitized by Google

hatten, und bekam von diesem Ton ganz heiße Hände und fühlte, wie all ihr Blut in der Angst vor der Begegnung in ihr sich regte.

Doch da war der Spuk schon wieder vorbei. Kein Pferdehuf schlug das Pflaster, von Rentsch herauf rauschte der müde Fluß, und die Ruhe der Nacht war wieder gleichmütig und ganz still.

⁂ ⁂ ⁂

Aber am anderen Tage — sie war die ganze Maienandacht, die der weiche Vorsommer feierte, ohne eine Krume Schlaf gelegen — ging sie nur ein einziges Mal mehr zu den Höfen, die Bennen in die Stadt schicken konnten, und als sie da wieder gehört, daß kein Fuhrwerk bestellt sei, kehrte sie um, lief an dem Zurgelhäusl vorüber in den Weiherwald, setzte sich dort einer Lärche zu Füßen und dachte das: ‚Nun liegt er da oben und schleppt sich um das Haus und ist krank und braucht jemand, der ihn richtig pflegte, und die dumme Minika kann das nicht.‘

Ein großer, schwarzer Käfer kroch an ihren Schuh, klomm ihn hinan und begann nun seine Wanderung über ihr Kleid.

‚Ist gut,‘ sagte sie, ‚kriech du nur heran. Bist ein Käfer und weißt nichts von ungeschicktem „paßt sich, oder paßt sich nicht,“ tust nur das, was dir gut scheint oder — wenn's auch einmal eine Dummheit ist — was dir gefällt.‘

Richtig, der Käfer purzelte auf die Erde. Kam auf den Rücken zu liegen, fand aber die Vorsehung gerade gut gelaunt und kroch mit Marions Hilfe wieder auf allen sechs Beinen. Und davon.

Marion sah ihm eine Weile nach, wie er geschäftig die Halme teilte, ein kleines Rindenstück ärgerlich aus seinem Wege räumte. Sie dachte: ‚Wenn ich nun jetzt zu Walter ginge und fragte nicht lang, ob er seine Braut erwartet und wann die kommt, sondern legte einfach Hand an und machte ihm diese Tage, in denen er allein und verlassen ist, leicht?‘

Eine graue Maus steckte den spitzen Kopf aus einem Erdloch, sah das große Geschöpf vor sich aus ihren pechschwarzen funkelnden Augen an und überlegte sich nun gründlich, ob sie jetzt ihr sicheres Versteck verlassen sollte. Aber gerade gegenüber stand so ein entzückend junger Klee.

‚Komm du nur,‘ sagte Marion, ‚hol' du, was du holen willst, niemand tut dir etwas zuleide.‘

Und sie sah ein wenig zur Seite, daß die kleine Maus glaubte, jetzt werde sie nicht mehr bemerkt, und auf die Kleewurzel zulief.

Marion aber blieb ganz still, um die feine Arbeit mit den scharfen Zähnchen nicht zu stören, und dachte das: ‚Ich werde ganz ruhig und ganz tapfer sein und mir vor ihm von meiner Liebe nicht mehr anmerken lassen, als er sehen mag. Und werde es ihm leicht machen, mir als einem guten Kameraden die Hand zu geben und, wenn er will, als einer guten Freundin, die jetzt einmal da ist, um zu helfen. Und wenn seine Braut kommt, dann will ich mich recht zusammennehmen und mich ganz bestimmt fügen, wie es nun sein muß.‘

Ein Baumläufer flog gerade an den Stamm der Lärche, unter der Marion saß. Er hielt sein blauschillerndes Köpfchen ihr zu und sah sie ängstlich an: ‚Soll ich jetzt, soll ich jetzt anfangen, diese Rinde abzusuchen? Huh, da oben, da, wo es morsch aussieht, ist sicher ein ganzes Frühstück voller Maden.‘

„Such' nur,“ sagte Marion vor sich hin, „kleiner, lieber Vogel. Solange du an diesem Baum noch zu tun hast, will ich mich gedulden, um dich nicht zu erschrecken. Aber sobald du weiterfliegst, steh' ich auf und gehe.“

Zu ihm — —

⁂ ⁂ ⁂

Sie trat in einem weißen, ärmellosen Kleide, das den braunen Hals freiließ, ein paar Fliederzweige in der Hand, bei ihm ein.

„Willkommen,“ sagte sie und gab ihm die Hand.

Aber ihre Stimme war ganz tonlos, und ihre Hand zitterte, und ihr Gesicht war ganz blaß.

„Grüß' Sie Gott,“ sagte er. Und lächelte. Hatte aber auch fast keinen Ton in der Stimme, den Gruß zu sagen, und in seinem Gesicht keine Farbe.

„Willkommen daheim,“ fing sie wieder an und sah zur Seite; und es dauerte lange, ehe sie weiter sagen konnte: „Wie wirst du dich gefreut haben, wiederzukommen; wir haben es jetzt so schön.“

Digitized by Google

„Dank dir," gab er sehr verlegen zurück, und hielt ihre Hand immer noch, sah aber nicht in ihr Gesicht, sondern immerzu auf diese Hand, die so, als hätte sie sie vergessen, in seiner lag.

„Setz' dich doch," sagte er weiter und nahm den Flieder aus ihrer Hand und zog sie ganz sachte an dieser Hand nieder.

Dann aber wußte auch er kein Wort mehr ihr zu sagen, und sie saß und hatte den Kopf gesenkt und hätte alles dafür gegeben, wenn ihr Herz nicht so unbarmherzig geschlagen hätte.

Aber da fiel ihr mit einem Male der Käfer ein, und es war ihr, als läge er auf dem Boden und strampelte: ‚Hilf mir!', Dabei ward sie ein wenig ruhiger und sagte das: „Ich wollte dir die paar Blumen bringen und dich fragen, ob du irgend etwas von uns brauchst. Du bist ja ganz allein und bist müde von der langen Reise und hast niemand als die ungeschickte alte Minika, und zu einer Pflege taugt die nicht."

Nun sah er sie an und sagte schon viel fester: „Dank dir vielmals, du bist so gut. Und wie lieb ist es von dir, daß du gekommen bist — und der schöne, duftende Flieder."

Mehr sagte er nicht. Und da das im Grunde eigentlich keine Antwort auf ihr Anerbieten, war Marion wieder am Ende mit ihrem Mut und sah wieder zu Boden und wußte nicht, wie sie sich und ihm über die quälenden Augenblicke hinweghelfen sollte. — Aber da war es ihr, als hörte sie nahe ihrem Ohr ein feines Nagen scharfer Zähne, und da sah sie gerade in der Ecke die Maus, und nun fiel ihr ein: „Vater erzählte mir, du seiest noch ein wenig krank, und da dachte ich, weißt du — hier am Berge nennen sie mich den Doktor — ich müßte nachsehen. Und wirklich, mir scheint, da gibt es zu tun. Du sitzt hier im Zimmer, und draußen ist Sonnenschein und milde Luft. Wir werden einen bequemen Sessel vor das Haus tragen, und da sollst du sitzen."

Sie machte unverzüglich Ernst, ihren Vorschlag auszuführen, stand auf, nahm aus der Ecke einen strohgeflochtenen Stuhl und trug ihn hinaus. Und während er nun wohl oder übel folgen mußte, war sie schon wieder im Zimmer, ergriff zwei Kissen und polsterte mit ihnen — in einem Husch war sie an ihm vorbei — den Sitz. Und als er nun draußen war, hatte sie schon ein kleines Hockerchen neben den Altvaterstuhl gestellt, und fast zugleich setzten sie sich nieder.

„Ist es nun nicht viel besser hier?" sagte sie, und in ihre Rede kam jetzt zum ersten Male wieder ein flüchtiges Lächeln. „Warm ist es und geschützt. Wie konntest du nur den schönen Tag im Zimmer sein?"

„Ach, dank dir, ja, wie war das einfach. Aber weißt du, daran haben weder Minika noch ich gedacht."

„Ja, ich sagte dir doch, Minika ist für so etwas nicht die Rechte. Du mußt nun den ganzen Tag hier im Freien sein, immer in der Sonne. Wirst sehen, das tut dir gut."

„Pst," sagte er und legte plötzlich seine Hand auf ihren Arm, „schau, da an der Lärche vor uns sitzt ein kleiner Vogel, ein Baumläufer."

„Ja," gab Marion leise zurück, „den kenne ich schon, der wohnt hier ganz in der Nähe."

Und froh, daß nun das Gespräch zwischen ihnen wieder in Fluß kam, fuhr sie eifrig fort: „Nein, wie unerwartet bist du wiedergekommen! Einige Wochen sind es her, da saßen wir drinnen im Haus, deine Mutter und Bine, Vater und ich, und Mutter las uns den Brief aus Matheran vor. Ach ja, noch schönen Dank, auch ein Gruß für die Floras war ja dabei."

„Für Vater und dich," fügte Walter ein.

„Ja, Dank! Und in dem Brief schriebst du, du kämest erst Mitte Juli, und jetzt wissen deine Lieben gar nichts davon, daß du da bist, und du willst es ihnen auch nicht schreiben?"

„Nein, vorderhand noch nicht."

„Ja, um Mutter nicht zu erschrecken, gelt?"

„Ja."

Sie zögerte noch ein bißchen, wollte aber doch das Wort sagen, damit es zwischen ihnen wieder ganz harmlos würde: „Aber dieser Tage, nicht wahr, kommt ja deine Braut?"

Sie sagte es und wollte in diesem Augenblick wegschauen, doch da sah sie, wie es

Digitized by Google

über sein Gesicht huschte gleich einer grauen Wolke.

Und er sprach langsam: „Ich bin nicht mehr verlobt."

„Aber Walter, deine Braut?"

‚Nein, meine Braut ...' wollte er sagen und überlegte den Ausdruck und sagte nur: „Sie — hat mir das Wort zurückgegeben."

Marion schwieg.

Und da er nicht wußte, wie er ihr das alles erklären könnte, sahen sie beide verlegen vor sich hin.

Endlich berührte er leise wie vorhin mit der Hand ihren Arm. „Eine Maus, schau, sie lugt da drüben aus einem Loche."

„Ach, ja," gab Marion leise zurück, „überall sind jetzt Mäuse in den Wiesen."

Und wieder schwiegen sie.

Da wandte sich Marion ab und strich mit der Linken über ihre Augen. Aber da sie die Tränen nicht alle damit trocknen konnte, trat sie einen Schritt zur Seite und kniete sich ins Gras.

„Was tust du, Marion?"

Sie würgte ein paar Augenblicke, dann fand sie wieder die Stimme: „Ein Käfer ist auf den Rücken gefallen; ich helfe ihm wieder auf."

⁂ ⁂ ⁂

Wie diese wunderschönen Frühlingstage strahlten.

Alle Apfelbäume blühten, eine Reihe dieser rosaroten Mädchen in Festtagskleidern begleitete den Weg, vorüber an frischem, sprießendem Korn, das bläuliche Spitzen trieb.

In aller Herrgottsfrühe wurde es schon Tag. Was war auch in dieser seligen Zeit mit dunklen Nächten zu machen. Ach ja, die Dutsche flogen in der Finsternis sich gegenseitig Besuche. Aber alle anderen Tiere wußten in diesen Wochen mit langen Nächten nichts zu tun. Blauen Himmel wollten alle, blauen lichten Himmel und warmen Sonnenschein.

„Hast du mich gerufen?"

„Nein," gibt Walter zurück und reicht Marion die Hand.

„Wie geht es dir?"

„Gut. Ich saß allezeit vor dem Haus und dachte mir schon, daß du kämest."

„Ist nicht früher ein leiser Wind gekommen?"

„So gegen zehn. Du hast recht, ja, da wehte ein wenig Wind. Die Linden rauschten —"

„Ja, in meiner Linde unten raunte es auch."

„Glitt nicht vorhin ein Flug Speiern hier vorüber?"

„Ja, ein starker Flug sauste vorbei. Und ihr Ruf klang noch weit hinaus —"

„Wie silberne Hörner."

„Und eben jetzt, hast du die Glocke nicht gehört?"

„Doch. Es läutete von St. Jakob. Die große Glocke klang so schön — weißt du es noch — letzten Sommer läuteten wir sie einmal zusammen? Komm," sagte er, „wir wollen hinüber in den Weiherwald, ich habe dir soviel zu erzählen."

„Wie rasch du dich erholt hast," begann nun Marion, „sieh, du gehst die Stufen hinauf, als hätte dir nie etwas gefehlt."

„Mir wird auch bald nichts mehr fehlen," gab er heiter zurück, „so gut wie jetzt ist es mir das ganze Jahr noch nicht ergangen."

„Warum gingst du nur fort? Für dich wäre hier der beste Platz gewesen."

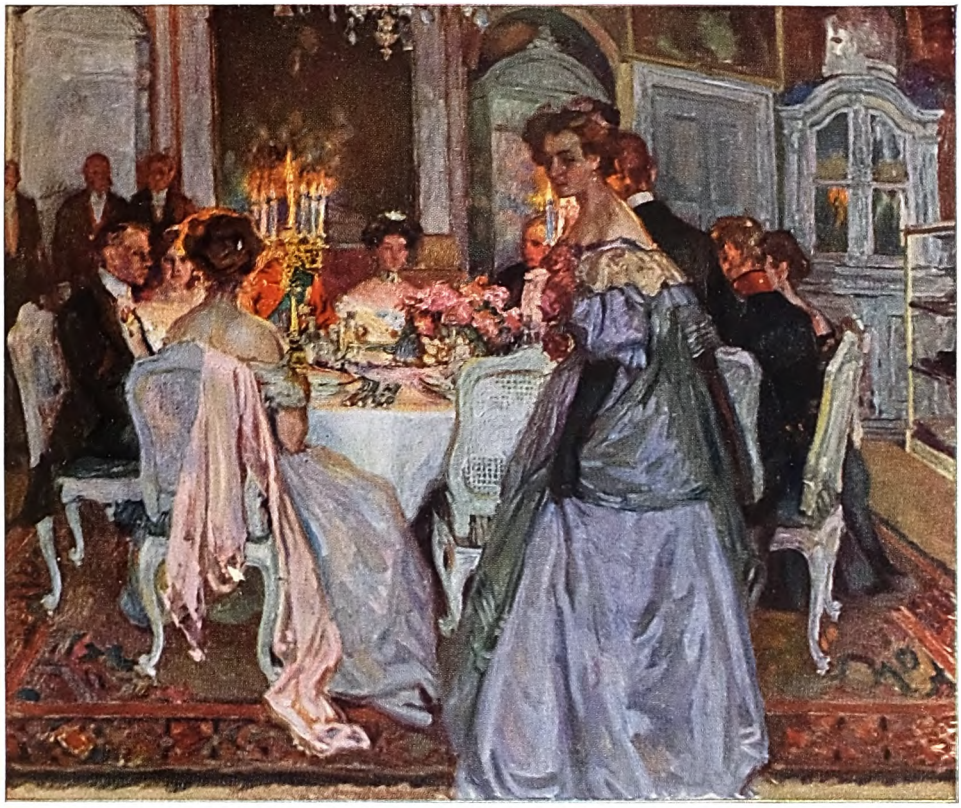
„Denk' ich auch, aber schau, wir wußten es eben nicht, und die Ärzte in Wien, die diese Luft hier nicht kennen, sandten mich nach Ägypten, und der in Ägypten schickte mich auf See, und da hielt ich es nicht aus und kam nach Indien und dachte dort, es täte mir gut, — aber dann kam es mit dem Fieber. Und so elend kehrte ich zurück — du hast mich ja gesehen."

„Laß das jetzt, Walter, freu' dich nur, wie gesund du nun bist. Und wie alles Schwere und Schlimme dieses Jahres nun vorübergeht. Sag' jetzt," fuhr sie eiliger fort, als wollte sie ihn nicht darauf erwidern lassen, „warum willst du noch immer nicht Mama von deiner Rückkehr schreiben? Siehst ja rot und kräftig aus, nicht eine Spur von Angst kann Mama um dich noch haben."

„Es ist auch nicht mehr deswegen, daß ich mich fürchtete, ihr Angst zu machen. Aber sie soll mit Bine ihre Florenzreise ruhig zu Ende genießen. Und dann, was geht mir hier indessen ab?"

Er versuchte, es so zu sagen, als wüßte er wirklich nicht, was ihm zum völligen Glück noch fehlte. Heiter sollte es klingen, fröhlich, sorgenlos, so als hätte er nicht

Digitized by Google



Diner

Gemälde von Ferdinand Dorsch

Digitized by Google

Digitized by Google

eine Spur von Verdruß. Darum legte er einen Ton von Frohsinn in diese Worte, zog seinen Stock durch die Luft und gab sich Mühe, so auszusehen, als wäre ihm in der ganzen letzten Zeit auch nicht einmal etwas Wehes geschehen.

Aber gerade aus der leichten Gewaltsamkeit seiner Fröhlichkeit erkannte Marion, daß er litt.

Sie konnte nicht fragen, wie es gekommen, daß Gabriele ihm ihr Wort zurückgegeben, sie konnte an der ganzen Angelegenheit nicht rühren. Und er, der sich wieder und wieder vornahm, Marion alles, so wie es gekommen und wie es zu Ende gegangen war, zu erzählen, er fand in der Angst, Wunden bei ihr und bei sich selbst aufbrechen zu müssen, noch immer nicht den Mut.

⁂ ⁂ ⁂

Aber da, an einem dieser Tage, kam Toni Wunderer.

Cora, die in den Tropen alle Gesetze von Kulturen, Schonungen und dergleichen für Setterblut störende Begriffe gründlich vergessen hatte, sich an die Lieblingsplätze in der alten Heimat aber wohl erinnerte, raste durch den gilbenden Roggen auf das Zurgelhäusl zu. Doch das war diesmal nicht ihres Herrn erster Weg. Denn der hatte schon im Gasthaus „Halbweg zum Berg" erfahren, daß sein Freund zurückgekehrt sei, und war darum direkt hinauf ins Florahaus und saß dort unter den Linden.

Und schon bald nach den ersten Fragen, die er Walter gestellt, und den fast verlegenen Antworten, die der Freund gegeben hatte, sprang er auf, stellte sich gerade vor Walter hin und sagte: „Also — wo hast du den Brief?"

„Den von ihr, — von Gabriele?"

„Ja, welchen sonst?"

Walter griff in die Tasche. Er trug diese Abschiedszeilen noch immer mit sich herum. Aber Toni nahm den Brief gar nicht so zart in Empfang, wie er ihm gereicht wurde, sondern brach den Umschlag recht unsanft auf und las:

‚Mein Walter,

das also war unser Traum. Wie bitter ist für uns beide nun die Erkenntnis, daß es aus ist. Denn, liebster Walter, so wie die Dinge jetzt stehen —'

Er unterbrach sich und fragte: „Wie stehen die Dinge? Was hast du geschrieben? Klipp und klar."

„Daß der Professor erklärte, mein Leiden sei sicher heilbar, aber ich dürfe jetzt nicht in eine Großstadt, sondern müsse das nächste Jahr am Lande leben."

„Und?"

„Na, und daß ich also das nächste Jahr nicht in Wien, sondern am Ritten bleiben werde."

„Ist das alles?"

„Ja."

„Also dann" — er fuhr im Lesen fort: ‚so wie die Dinge jetzt stehen, müssen wir uns trennen. So sehr ich Dich liebe —'"

„Sagtest du was?"

„Nein, ich habe mich geräuspert, nichts weiter."

‚So sehr ich Dich liebe, zu dem Opfer, das nächste Jahr wieder am Land zu verbringen, fühle ich mich nicht stark genug. Und so sehr ich Dir von Herzen —'

„Du liest so sonderbar, was hast du an dem Wort?"

„Ich versuchte nur, mir da ein Herz vorzustellen, — ‚so sehr ich Dir von Herzen wünsche, daß du Dich möglichst bald und vollständig erholst, so ist, verzeih', mein Walter, es doch nicht so ganz sicher, daß Du in einem Jahre so weit bist, Deinen Beruf wieder aufnehmen zu können, und so aufs Ungewisse hinaus, nein, das meint auch Mama, kann ich mich eben nicht entschließen.'

‚Es ist darum wohl für uns beide besser, wenn wir diesen schönen Traum von unserem Glück —' Toni hielt ein wenig inne — ‚vergessen und uns gegenseitig unsere Freiheit wiedergeben — Freiheit wiedergeben.'

Er wendete um.

‚Ach, Walter, wie gerne wollte ich jetzt, da Du allein und müde von der Reise in Himmelfahrt bist, zu Dir und Dich pflegen — aber weißt Du, — Mama, die ohnehin jetzt recht betrübt ist, würde mich doch nicht begleiten, und allein — natürlich dachte ich im ersten Augenblick, ich käme einfach allein — aber das würde sich doch wohl nicht schicken.'

„Sicher nicht."

„Was brummst du, Toni?"

„Würde sich auch nicht schicken, sagte

Digitized by Google

ich — ‚Und dann ist es wohl auch besser, wir machen uns den Abschied nicht zu schwer, sondern versuchen, das Bild der Erinnerung warm und ungetrübt zu bewahren, und so nehme ich denn traurigen Herzens von Dir und Deiner Liebe Abschied und küsse Dich zum letzten Male als Deine Dich nie ganz vergessende

Gabriele.

PS. Die Briefe und den Ring sende ich Dir auf Wunsch Mamas zurück. Sei so lieb und retourniere auch mir die Briefschaften.‘

Toni faltete den Brief umständlich in den Umschlag und begann dann, den Kopf gesenkt, eine unstete Wanderung, immerzu vor Walter auf und nieder. Endlich, nachdem er die Hausfront vielleicht ein dutzendmal auf- und abgeschritten — Cora hatte sich indessen eingefunden und lief neben dem Herrn her — reichte er Walter das Kuvert und sagte ganz ernst: „Da, nimm.“

„Nun, was sagst du?“ fragte Walter.

„Was ich sage? Ein wunderschöner Brief, sage ich, ein wirklich wunderbarer Brief. Aber sag’ du, die Familie hat wohl einen Vulkan im Wappen?“

„Wieso — ich verstehe nicht.“

„Nun, die Glut der Empfindung, das Feuer, der Gefühlsüberschuß.“

„Bitte, spotte nicht,“ bat Walter.

„Spotten?“ gab Toni zurück. „Ich lache nur, und du hast allen Grund, da mitzulachen. Daß du die da los bist. Sieh, Walter, komm mal her, Cora, — so — greif’ dem Hund einmal an die Schnauze. Kühl, gelt, aber siehst, das ist noch nichts, das ist noch Fegefeuerhitze gegen die Wärme dieses Briefes.“

„Bitte, hör’ auf.“

Er sagte es ganz still, wie in Schmerz. Aber da verlor Toni die Geduld.

„Ja, bist du denn mit dieser Gans nicht endgültig fertig?“

„Nein,“ sagte Walter leise und wandte den Kopf zur Seite, „ich komme immer noch nicht darüber hinweg. Und mag sie sein, wie sie will, ich kann sie nicht vergessen.“

Toni Wunderer sagte darauf kein Wort und ging mit Cora unablässig auf und ab. Dann und wann hob er den Stock, den er nie aus der Hand gegeben hatte, in halber Höhe und ließ Cora mit einem kurzen „Hopp“ darüber springen. Doch das tat er nur, um jetzt, nach diesem Geständnis des Freundes, nicht gleich weiter sprechen zu müssen. Aber dann blieb er doch stehen, stellte sich vor Walter und sagte: „Du, hör’. Du mußt aber darüber kommen, mußt! Schon um deiner Gesundheit willen. Denn das brauchst du zum vollständigen Gutwerden zuerst: ein ruhiges Gemüt. Weg mit den Gedanken, fort! Du liebst sie noch immer? Ich will jetzt nichts gegen sie sagen, wenn du sie noch liebst, da mag ich sie nicht kränken. Aber heraus mit dieser Liebe aus dem Herzen. — Heraus! Hör’, guter Freund — ah,“ er unterbrach sich jäh und sah der Hündin nach, die durch den Roggen tobte, „da kommt Marion Flora. — Zu dir?“

„Ja.“

„Nun, Gott sei Dank. Weiß sie alles?“

„Nein, ich habe es ihr noch immer nicht sagen können.“

„So werd’ ich es tun.“

„Um das hab’ ich dich bitten wollen.“

Als Walter das nächstemal mit Marion allein war, fühlte er ganz deutlich, daß Toni ihr von Gabrieles Brief und auch etwas von der Art, wie er ihn aufnahm, gesprochen hatte.

In Marions Wesen war seither zu ihrer bisherigen steten Güte, Herzlichkeit und Sorgfalt ein anderer Ton gekommen, ein vorsichtiges Mitleid, so vorsichtig und feinsinnig, daß es nicht verletzen konnte, nur wohltat. Sie vermied es jetzt auch gar nicht mehr, wenn es sich gerade traf, von Gabriele zu reden, den Namen zu sagen, wenn sie von einer Zeit sprachen, in der diese noch seine Braut gewesen. Und Marion sagte da jedesmal den Namen so ruhig, so ohne Partei für und wider, nein, nur so, wie sie über etwas anderes gesprochen haben würde, das über sein Leben Einfluß gewonnen hätte, diesen Einfluß nun aber wohl verlieren würde.

Als sie den Namen zum erstenmal aussprach, erschrak er. Und es war ihm ein paar Augenblicke, als müßte er sie bitten, ihn nie wieder an die zu mahnen, mit deren Erinnerung er ganz allein fertig werden wollte und noch immer nicht fertig wurde; aber dann, da Marion wieder ein-

Digitized by Google

mal so selbstverständlich den Namen nannte, empfand er, wie wohltuend und befreiend diese Offenheit zwischen ihnen war, und sagte nun ein andermal selbst etwas von Gabriele und zwar das: „Ich habe sie ja fast gar nicht gekannt und weiß darum auch nicht, was sie von mir alles erwartet hat. Ich hatte nur so alle, alle Hoffnung auf sie gesetzt, verstehst du — nicht einmal kam mir der Gedanke, sie könnte sie nicht erfüllen."

Marion griff ein Wort von früher auf. „Was sie von dir erwartet hat? Toni, der ja nicht besonders gut auf sie zu sprechen ist, sagt ganz kurz: ‚Eine Ortsveränderung, und zwar nach Wien.' Aber das wäre gewiß ungerecht, denn ich denk' mir, wir kennen sie alle zusammen nicht und sollten darum nicht hart über sie urteilen. Gewiß handelte sie nicht wie eine Frau, die starker Liebe fähig wäre. Denn dann hätte sie nicht beim ersten Hindernis zurückschrecken sollen. Aber dürfen wir, weil wir anders empfinden, ihr darum alles Gute absprechen?"

„Du verteidigst sie? Das kannst du?"

„Ich?" Marion sah ihm ganz erstaunt ins Gesicht. „Ich sie verteidigen? Nein, Walter, verteidigen kann ich sie nicht. Aber das, was ich nicht verteidige, brauche ich doch nicht anzuklagen."

Sie sagte es fest, entschlossen, beinahe klang es hart.

Dann sprachen sie wieder tagelang nicht mehr über Gabriele. —

Nur langsam, langsam kam Walter über die schwere Enttäuschung hinweg, die ihm widerfahren. Und langsam, langsam nur glitt die Erinnerung an das Mädchen, dem nun beinahe ein Jahr lang alle seine zärtlichen und freundlichen Gedanken, alle seine schönen Hoffnungen gegolten hatten, zurück, langsam, langsam ein wenig von ihm ab.

Noch nicht vollständig.

Denn noch waren Tage, an denen er unablässig an sie dachte, sich einredete, es sei ja nicht möglich, daß nun alles zwischen ihm und ihr aus sei, und noch waren Stunden, in denen er von einer sonderbar heftigen Hoffnung ergriffen ward, sie käme auf einmal des Weges daher, wieder zu ihm.

‚Verzeih,' würde sie sagen, ‚was tat ich? Ich war so bestürzt, aber nun bin ich bei dir und will bei dir bleiben, bei dir.'

Nächte kamen, in denen er wach im Bette saß und durch das Fenster hinaus in die Dunkelheit horchte, unruhig, erregt, und lauschte, als käme von da unten ein Schritt. Und es pochte. Eine kleine, weiße Hand pochte. Und da er wie erstarrt, unfähig, dem Glück zu glauben, nur so saß und alles Öffnen vergaß, flüsterte es.

‚Verzeih,' flüsterte es, ‚ich bin es. Ich komme wieder.'

‚Du?' Er richtete sich auf; sein Herz hämmerte, die Pulse schlugen.

‚Ja, ich bin's, ich bin bei dir. Du, ich konnte es ohne dich nicht aushalten, nun mußt du mich wieder nehmen.'

Und sie ging ganz eilig durch den Flur in sein Zimmer und küßte ihn auf den Mund.

‚Wie lieb bist du. Wie kann dein Mund süß küssen, du, ich träumte es immer so, so gut müßtest du mit mir sein.'

‚Ja, das bin ich jetzt. Vergib, wenn ich es nicht immer war; ich hatte ein so stolzes Herz, das wollte sich nicht beugen.'

‚Aber jetzt?'

‚Ja, jetzt schon. Fühle, wie ich dich lieb habe.'

Still. Wo ist diese Stimme hin?

Eine Tür knarrt draußen im Flur, ein Windhauch zerrt an der Gardine. Er kommt völlig zu sich. Horcht, horcht in die Nacht.

Eben war sie noch da. Seine Lippen sind noch warm von ihren Küssen, noch fühlt er die Hand, die sich leise auf einmal aus seiner löste. Wo ist diese Hand, wo sind diese Lippen hin?

Nichts.

Der Regen sinkt draußen in die Bäume. Eine Juniregennacht, von leisem, irrem Wind durchwandert, ein wenig unruhig, ein wenig schwül.

⁂ ⁂ ⁂

Frau Luisl und Vine sind gekommen, und Frau Luisl kann ein paar Sekunden lang kein Wort sagen, sondern starrt nur immerzu ihren Sohn an und hat Tränen in den Augen. Aber dann, als sie sich eingestehen muß, wie gut er aussieht, und ihn so frisch und munter vor sich hat, ist sie gleich wieder fröhlich und lacht und verzeiht ihm, daß er ihr so lange nicht geschrieben.

„Nicht eine Stunde wäre ich noch in

Digitized by Google

Florenz geblieben, wenn ich dich hier gewußt hätte."

„Nun siehst du also, wie nötig der kleine Betrug war."

Und er streichelte dabei zärtlich Mutters Hand und führte sie hinauf in ihr Zimmer, in das Zimmer gerade zur Linken der Sonnenuhr, und zeigte ihr dort die Blumen, die Marion und er indessen überall in den Vasen verteilt, und half ihr, es sich bequem machen, nahm ihr den Hut ab und versorgte ihn, holte die Hausschuhe und wollte ihr helfen, die Reiseschuhe aufzulösen. „Nein, Walter, was machst du, das tu' ich doch immer selbst!" Aber sie freute sich doch, daß er so hilfbereit und lieb war, — und er fing nun, indes er vor ihr kniete, ganz mit einem Male davon an, daß seine Verlobung mit Gabriele gelöst sei, und erzählte von dem Briefe, den er, und dem Briefe, den sie geschrieben, und verschwieg nichts.

Und während er erzählte und vor der Mutter all den Schmerz der Enttäuschung und die Not seines Verzichtes und seine noch immer nicht überwundene Liebe noch einmal durchlitt, ging Bine mit Toni Wunderer die Schießstandwiese, die lange Schießstandwiese zwischen den alten Lärchen und den nicht viel jüngeren Linden entlang, und Toni sagte: „Er sieht ganz genau noch so aus wie damals, als er die Heimat verließ, und ist auch in allem und jedem der gleiche geblieben, ganz genau so, wie Sie ihn in Ihrer Erinnerung haben. Und so wie Sie an ihn denken — und wissen, es bleibt bei dem Gedenken und Sehnen, und nie und nimmer könnten Sie ihn zum Mann nehmen — so denkt er an Sie und sehnt sich nach Ihnen, und weiß doch, sie ist mir unerreichbar und nie und nimmer kann ich sie bekommen. Aber er liebt Sie fort, und, wo immer er ist, es vergeht kein Tag, an dem er nicht an Sie denkt, und dieses treue Gedenken ist ihm in all der Unruhe seines Lebens der ewig stete Begleiter und hält ihn über alle Fährnisse hoch."

„Aber warum schreibt er nie mehr? Monatelang schon bekam ich nicht einen Brief."

„Das —", Toni mußte nur einer Baumwurzel ausweichen — „das, glaube ich, ist darum, weil er Sie nicht immer so nutzlos an sich erinnern will. Oder, wie er sich ausdrückte, er hofft, daß Sie dann ganz ruhig werden und nicht mehr durch ihn litten."

„Der gute Mensch," sagte Bine leise und sah in diesem Augenblicke zum Glück nicht den Toni an, der von all seinen Lügen ganz verlegen war und sich die Lippe biß. Aber er konnte ihr nicht die Wahrheit sagen, brachte es nicht über sich, das freundliche, teure Bild, das sie von dem Fernen in sich trug, zu zerstören, und hatte sich darum alle diese Ausflüchte zusammengereimt, mit denen er ihr liebendes Herz tröstete.

„Der gute Mensch."

Ja, da besann sich Bine, wie sehr dieses Wort auch dem, der vor ihr stand, gelten mußte, wieviel sie ihm zu danken hatte. Und ganz beschämt darüber, wie spät sie an Dank dachte, beschämt darüber, wiewenig Dank sie ihm geben konnte, ergriff sie seine beiden Hände, drückte sie und sagte: „Was sind Sie doch für ein lieber Freund."

„Unsinn," gab Toni kurz zurück, „man tut, was man kann."

⁂ ⁂ ⁂

Ein paar Tage darauf stand er plötzlich reisefertig vor Walter.

„Ich habe mich im Haus drinnen von Bine und deiner Mutter verabschiedet und möcht' nun auch dir Lebwohl sagen. Geh ein Stück mit mir."

Walter warf den weißen Oberbozener Mantel über die Schultern und ging mit. Am Grumereck machte Toni halt.

„So, 's ist weit genug für dich. Überflüssige Laufereien brauchst noch nicht zu wagen. Sag' einmal, wie steht's jetzt mit dir?"

„Viel besser."

„Das seh' ich. So ein Weg wie jetzt — wir sind eigentlich gerannt — strengt dich nicht an?"

„Nicht im geringsten."

„Und zurück, bergan. Hast du Atemnot?"

„Nicht mehr, gottlob!"

„Nachts? Husten?"

„Nein; morgens ein wenig, das ist alles."

„Und Fieber?"

„Nie mehr."

„Was sagt der Arzt? Er war doch erst wieder hier?"

„Er ist sehr zufrieden. Wie ein Wunder sei es, wie rasch ich mich erholt hätte."

Digitized by Google

„Und was riet er dir?"

„Hier zu bleiben; ein, zwei Jahre."

„Was du tun wirst."

„Ja, ich denke."

„Dein Ehrenwort?"

Walter lächelte und sah zur Seite.

„Nein, gerade binden möcht' ich mich nicht. Denn, weißt du, wenn's in dem Tempo mit meiner Besserung weitergeht —"

„Pfui Teufel," warf Toni ein.

„Was sagst du da?"

„Walter, Walter, verstell' dich nicht vor deinem besten Freund, der dich noch immer erraten hat. Denn was du vorhast, wenn du dich ein paar Monate lang noch weiter so wohl fühlst, das will ich dir sagen."

„Nun?"

„Wieder nach Eppan hinüber. Mit der wieder anfangen; und dazu und deswegen sagte ich: Pfui Teufel! Ja, Mensch hast du denn keinen Stolz im Leib? Läßt dich von so einer gütigst zum Bräutigam ernennen, solange du gesund, Beamter im Ministerium in Wien bist, und läßt dich wegschicken, beiseitelegen, in dem Augenblick, in dem es das erste Opfer der vornehmen Dame kostete: ein bißchen Geduld zu haben, mit dir für ein Jahr hier zu bleiben, bis du dich erholt hast. Nein, dazu kann sie sich nicht entschließen. Und jetzt, kaum bist du ohne sie so weit, willst du ihr wieder nachlaufen?"

„Das will ich nicht. Aber wenn sie noch frei ist, bis dahin ..."

„Das wirst du nicht tun. Mensch, das darfst du nicht tun. Denk doch, dein Stolz."

„In der Liebe kenne ich keinen Stolz."

„Dann denk an deine Gesundheit."

„Immer diese Gesundheit."

„Ja, die ist eben in deinem Fall das Leben."

„Warum das?"

„Weil du hier in der Luft ganz ausheilst und weil du — nach Wien und ins Bureau zurück — unter anderen Umständen heiratet sie dich ja nicht — elend rückfällig wirst."

„Das muß nicht sein."

„Es ist aber so. Du, zwing mich nicht, daß ich dir sage, was die Ärzte von dir gehalten haben."

„Sag's nur."

„Schäbig warst du dran, recht schäbig. Himmel, Herr Gott, und jetzt bist du wieder so weit und willst eine solche Eselei machen."

„Es ist ja noch nichts geschehen."

„Nein," sagte Toni nun weicher, „noch nicht, aber, Walter, versprich mir, daß du wenigstens diesen Winter noch warteſt. Schau, geht's dir in einem Jahre wirklich so gut, du kannst dann immer noch darauf zurückkommen, nur diesen Winter, versprich mir —" er hielt dem Freunde die Hand hin, „unternimm nichts."

Es dauerte eine geraume Weile, während Walter nur immer auf den Boden sah und nicht erwiderte.

Dann aber richtete er sich auf.

Und gab das Versprechen.

⁂ ⁂ ⁂

Soviel ich der Jahre denke, noch immer ereignete sich im Südtiroler Sommer dies: Einmal — um die Zeit der letzten Julitage oder Anfang August — poltern ein paar Gewitter daher, eilende, von einem hastig heißen Wind zuhauf getürmte Wolken mit langen, hellen, schwefelgelben Schleppen, fahlen, fernen und nahen, jähen Springfunkenblitzen, mit wütend grollendem Donner und heftig fegendem Regen.

Die Blitze vergluten endlich hinter nachtmüden Bergketten, die das irre Lichtspiel immer wieder aus ihrer Ruhe hob, der Donner verrollt, aus fernen fliehenden Wolken ruft noch ein böses, zorniges Echo wieder — aber der Regen hält an und fällt und fällt.

Und der Morgen, der einem dieser Nachtgewitter folgt, ist nicht blank und rein und nach allem Ungemach erfrischt, sondern hat trübe Augen und fröstelt. Ende Juli, Beginn August, Zeit der Lindenblüte? Nützt alles nichts. Der Tag bleibt kühl; der Regen rinnt, stundenlang in einer öden, hartnäckigen Trostlosigkeit, rinnt, rieselt, plätschert oder klatscht auf einmal, von einem wilden Wind südwärts gefegt, an die Mauern. Und es ist an diesem ganzen Tag so, als sei alle die Wärme und Schönheit und Güte des Sommers nur Schein und Trug gewesen, Versprechen eines häßlichen Lügners, der die Leute in tausend Hoffnungen einlullte, und dann — adieu — auf Nimmerwiedersehen ging. Denn so, wie der Regen jetzt rinnt, gibt es da einmal ein Ende? Und sagt, kann ein

Digitized by Google

Himmel, der so schwer verhängt, hinter so dichten, zähen Wolken verborgen ist, je wieder blauen? Mensch und Blatt und Tier lassen den Kopf hängen.

Ach, es ist bald so, daß die schönen, starken Bäume unsauber aussehen; das Laub hängt schlaff, erschöpft von den Millionen Tropfen, die es trafen und immer noch peitschen — die Wiesen sehen trübselig aus, die Halme da niedergelegt, dort zerzaust, — sie und die armen Äcker, die so schön, golden und ernteschwer der Reife entgegenwuchsen, schaun verwahrlost aus wie schlecht zerlegene Betten. Und die Vögel, die da noch flattern, haben ihr Kleid nicht mehr in Ordnung, die Schmetterlinge — kein einziger ist mehr zu sehen — die Grillen, keine einzige ist mehr zu hören. Ach, Sommer, lieber Sommer, wo hast du sie gelassen, die sind wohl tot?

Ein trüber Tag, eine lange, vergrämte Nacht, kein Mond, kein Stern, kein Licht. Und wieder ein frostiger, bleierner Morgen, der sich ohne Vogelruf, ohne Schnittersang aus dem verhängten Osten löst, und wieder ein Tag mit Regen und Regen und einem kalten Wind, der in Stößen kommt und bläst, nicht anders wie eine trübselige Schalmei mit dem Reim:

Ade, ade, der Sommer ist fort.

Aber der Sommer ist nicht fort, hielt nur einmal mitten in seinem besten Schaffen Rast. Der Regen läßt ein bißchen nach, und gleich kommt so ein schwarzer, glänzender Grillenknirps aus einem Loch, scheuert ein wenig die Beine an dem Leib, — ah, auch die Nachbarin sieht drüben aus ihrer Wohnung.

‚Du bist also auch noch da?‘

‚Ja, aber fürchterlich verfroren. Diese Kälte! Wie geht es dir?‘

‚Ich, ich hielt mich für tot. Diese Nässe überall, ich kann meine Kinder nicht trocken kriegen.‘

‚Schau, die Sonne!‘ ruft die eine entzückt.

‚Wie blind du bist, es ist nur ein Schmetterling.‘

Ein Zitronenfalter kommt über sie angesegelt. Es geht noch recht mühsam, denn alle Honigtöpfe sind überschwemmt, und wo er anstößt, gibt's überall Tropfen. Er sieht die Grillen.

‚Warum singt ihr nicht?‘ ruft er ihnen zu.

‚Sing du, wenn die ganze Wohnung ein See ist.‘

‚Warum habt ihr solche Höhlen?‘ gab er flügelbebend zurück und ließ die schwarzen Primadonnen allein.

Aber in diesen ist nun der Ehrgeiz wachgerüttelt, und probend, — erst noch ein wenig indisponiert, aber doch, man räuspert sich frei, — hebt ein Solo an. ‚Immer muß dieser Sopran gleich in den Himmel,‘ zirpt die zweite und fällt mit ihrem Alt ein. Unversehens kommt eine andere Stimme dazu, eine vierte, ach, Dutzende, und bald ist es schon wieder ein Konzert, ein regelrechter, heller Chor.

Eine kleine Maus kommt aus einem stattlichen Loch und hört andächtig zu.

Und leise, still richten sich die Blumen auf, die Gräser, die gebeugt waren, die Halme, die reifen Ähren — ja bei denen ging es nicht so in einem Ruck, denn zu schwer hatten sie zu tragen. Die Blumen öffnen sich, die Blätter im Gras, die gefältelt lagen, breiten sich aus. Und oben rings in den Kronen wiederholt sich millionenmal dasselbe Wunder: ein mattes, hängendes Blatt kehrt wieder zu seiner Sonnenstellung zurück und wird glatt und prall.

Ja, scheint denn wieder die Sonne?

Ja, der Sommer mit Grillensang, Schmetterlingsflattern und frohem Vogelflug, der Sommer mit wogendem Acker und blühender Mahd, der Sommer mit starken Baumkronen und goldener Sonne ist wieder da.

Und während die letzten Wolken sich verziehen und durch reingekühlte Luft Ausblick geben auf ferne, stille Bergketten mit frischgefallenem Schnee, nimmt der gütige Sommer sein Schaffen, sein Schenken und Segnen mit neuem Frohlocken wieder auf. —

Fast scheint's, als ob gerade so wie bei solch einem Sommerstillstand und Neuwiederanheben, in manchem Menschenherzen ein vorübergehendes Zaudern, Sichbesinnen und Neuwiederaufrichten vorkommen kann. Und daß dabei von solchen Herzen gerade so wie rings aus gewitterschwülen und durch Gewitter gereinigten Firmamenten die bösen Schlacken fallen,

Digitized by Google

Unreines und Schweres sinkt, so daß bei dem Wiedersicherheben ein freudiges und befreites Lächeln ehedem bedrückte Gesichter überstrahlt.

Die beiden Grillen, die ein paar sonnige Wochen lang ihre Erdlöcher für das Natürlichste von der Welt angesehen hatten — Selbstverständlichkeiten, über die man sich gar nicht mehr freut — krochen jetzt, da sie sie nach der Überschwemmung wieder trocken gekriegt hatten, glücklich und dankbar darin herum.

Der Zitronenfalter, der sich sonnenwochenlang nur aus eingebildet seltenen Kelchen gesättigt hatte, war an dem Tage, an dem so viele Trinkstuben verschüttet waren, an einen Honig geraten, so süß, so gut wie noch nie. Und die Sonne, die zwei Tage lang den Ritten in all seiner hellen und heimeligen Schönheit nicht mehr gesehen, sah wieder, wie wundersam lieb und zärtlich dies Land war, und gab mit neubeseelter Innigkeit ihre weichste Liebkosung.

Das waren Tage —

Die Liebe ging quer über diese Lärchenhöhen und segnete Baum, Tier und Mensch.

Alle waren bereit.

⊠ ⊠ ⊠

Je nun. Der Acker, der im Frühsommer blühen und zu Mittsommer sich schwer im Winde wiegen und im Hochsommer die reifen Ähren tragen soll, mußte einen langen Winter liegen, unter Schnee in Armut und in harter Dürre Bedrängnis. Vorbei die böse Zeit, vorbei die Not, jetzt steht sein Korn hoch.

Und die Bäume — um gerade im Augenblick an eine Linde oben beim Florahause zu denken — mußten die bitterkalten Winterstürme überstehen, Schneewehen und Frost, und manch ein Ast brach da. Und nun galt es, Wunden zu verschließen und Sturm und bange Not vergessen und über alles Wunde und Morsche und Brüchige neue Zweige setzen, neue Hoffnung, neue Kraft zum Leben.

Je nun. Mag ein Ungeduldiger an einem Frühmärztag zu dem Baum treten und sprechen: ‚Ich weiß es, gar wunderfroh kannst du blühen. Nun sage ich dir, blühe!‘ Es geht ein Frösteln durch den Baum. ‚Jetzt, was denkst du, noch ist nicht meine Zeit. Kein Heiliger kann solche Wunder tun.‘ — Und mag ein Tor zum kahlen Acker gehen und sprechen: ‚Wie schön kannst du im Winde wogen. Zeig deine Pracht!‘

Der Acker liegt durstig und kahl.

‚Jetzt? Kein Gott kann mich jetzt begrünen. Erst muß ich alle Winterbitternisse vergessen, später erst, später erst kommt meine Zeit.‘

Und Acker und Baum und — — Menschenherz, denn darin ist es nicht von Saatfeld und Blätterkrone verschieden — gedulden ihre Zeit und überwinden Schrunden und Wunden. Sie lassen die Tage vorüber, an denen kein Heiliger und kein Gott über ihre Armut Macht haben, und warten geduldig auf den Tag, an dem es Wundertäter nicht mehr braucht, daß das Wunder des großen Erwachens sich an ihnen vollendet.

Versteckt im goldenen Ährengewoge zieht da und dort eine tiefe Schrunde, die Frost und Frühjahrsschauer in die Erde gezogen: die Halme wachsen darüber hin. Verborgen unter blühendem Gerank klafft an der Linde noch die Wunde, die ein brechender Ast gerissen: die Zweige verhüllen die alte Qual.

Und des neuen, schweren Sommers Segen machte auch in manchem Menschenherzen Schmerz und Bitternis mählich wieder gut.

Es war nicht das, daß Walter Gabriele vergaß; aber die Erinnerung an sie tat nicht mehr so weh, und die Sehnsucht nach ihr war nicht mehr so stark. Und je mehr Erinnerung und Sehnsucht an Kraft nachließen, um so freier wurde sein Auge für das, was ringsum blühte, schön und gut war — Herrlichkeiten, auf die er, vom ersten heftigen Schmerz gepackt, nicht mehr gesehen hatte.

Jetzt auch dachte er ruhiger darüber nach, wieviel, wie unendlich viel er Marion dankte.

Den hellen, schönen Sommer vom letzten Jahr, ihr Verzeihen, als er sie ohne Gruß verließ, ihr Wiederkommen, Blumen in den Händen, als er einsam und gebeugt lag. Ihr stetes Ausharren, durch Monate, ihre Freundschaft und ihr Bei-ihm-bleiben in einer Zeit, in der er seine Sehnsucht nach der anderen dutzend-

Digitized by Google

mal am Tage wieder und wieder verriet. Ihr wundersam starkes, treues Ihm-gut-sein — unbeirrt durch alle Bitternisse, die er über sie gebracht, alle Kränkungen, die er ihr zugefügt, alle Vernachlässigung.

Warum war sie so gut? Woher kam ihr, dem Mädchen, diese prachtvolle Kraft der Treue, die Unermüdlichkeit, ihm Gutes und Freundliches zu tun, ihm alles das, was er ihr im letzten Jahre an Enttäuschungen zugefügt, nur mit Freundlichem zu vergelten?

Es gab wohl noch den und den andern Abend, an dem er unverzüglich aufgebrochen und die ganze, lange Nacht gewandert wäre, wenn ihm ein Versucher versprochen hätte, im Morgengrauen würde er für all sein mühsames Wandern Gabriele sehen. Immer noch kamen Nächte, Träume, in denen diese kühle, herbe Gestalt die Tür öffnete, Träume, die ihn quälten und narrten.

Aber es kam auch einmal der helle, lichte, sonnige Tag, an dem er mit Marion durch den Sommerwald ging, allein, weit ab von allen Wegen, und mit ihr eine Weile von allem möglichen redete — dann aber mit einem Male fühlte, da drinnen, wo bisher ein hart verwundet, traurig Herz saß, werde es plötzlich frei, und darauf stehenblieb und in ihr Gesicht sah, in dieses stille, wundersam ruhige Mädchengesicht — große, schöne Augen unter hell gespannten Brauen, ein Mund, der lächelte — immerzu in dieses Gesicht sah und dann süß erschrak vor einem Gefühl, das in ihm aufwachte, jäher, gewaltsamer als eine vom Märzenföhn gesprengte Knospe.

„Du," sagte er und wußte kein anderes Wort.

„Ja, Walter," erwiderte sie und lächelte.

„Du," bat er und nahm ihre Hand.

„Ja, Walter," wiederholte sie und weinte.

„Kann es denn noch einmal —?"

„Ja, ja," flüsterte sie.

„Kann es denn noch einmal — — das Glück zwischen uns geben —?"

Es war eine kleine Wiese, mitten im Lärchenwald, auf der sie standen. Da der Hochsommer regierte, gab es nicht mehr die weißen Orchideen, die sich für solch feierlich schönes Verlöbnis als freudige Kerzen am vorteilhaftesten ausgenommen hätten. Aber es waren ein paar Stengel von Braunorchis da, die sich nicht wenig steif und würdig hielten, ein Trüppchen Türkenbund — nun, demütig neigen können sich andere Blumen auch — und — auf diese Repräsentanten war die Wiese stolz — eine Schar von Glockenblumen. Denn abgesehen davon, daß die alle ihre blauen Köpfe ganz unnachahmlich zart der Braut zuzuneigen wußten, war es bei ihnen Sitte und Gebrauch, den Vornehmsten auf Gottes Wunderwelt, erstens der Sonne, die wärmte, dem Wind, der die Blüten koste, und drittens einer jungen, seligen Braut, die vorüber kam, ein helles Geläut entgegenzujubeln: mit tausend kleinen, frohlockenden Glocken.

⊠ ⊠ ⊠

Die frohen Rittnersommerfeste fielen in diese Tage.

Der Kinderball — süße, bange Vorfreude, Lachen und Jauchzen vergnügter kleiner Herzen — war ein wenig später abgehalten worden, und so nützte an diesem Abend, an dem alle Sommerfrischler, Freunde und Bekannte beisammen waren, Peter Lobis, ein Witzbold und Nichtsnutz, eine Pause, klopfte an sein Glas und begann, begrüßt von den Hochrufen froher Zuhörer, eine kleine Rede.

„Ja," fing er an, „es ist nicht zu leugnen, daß mitten in unserer Gesellschaft ein junges Brautpaar ist — sich versteckt und tut, als wäre das nichts, aber halt, das gibt's nicht — heraus mit euch vor die hohe Öffentlichkeit — hah, seht ihn dort, den Bräutigam."

„Hoch!" riefen ein paar von den Erwachsenen, und „Hoch!" schrien hell und silbern drei Dutzend Kinderstimmen.

„Ja," fuhr nun Peter fort und tat ein paar Zirper an der Gitarre, „also das ist der Bräutigam, und dieser Herr will im Herbst, an einem Tage im September in der Maria Himmelfahrter Kirche heiraten."

„Hoch!"

„Nun aber trifft es sich, daß am selben Tag, so ungefähr September, auch Marion Flora heiraten will, in derselben Kirche, und aus dem sieht man schon, sie ist die Braut."

„Hoch."

„Zu dumm, wie dieser Mensch redt,"

Digitized by Google

Mutter und Kind

Gemälde von Prof. Georg Schuster-Woldan

Digitized by Google

Digitized by Google

sagte einer. Aber man hörte es nicht; die Musik blies einen kräftigen Tusch, die Kinder jubelten, und alles umdrängte die beiden, um ihre Hand zu fassen und mit einem fröhlichen „Glückauf“ und „Gratuliere herzlich“ zu schütteln. Dann war es, daß sich die Klarinette wieder ins Zeug legte und geläufig ein paar Triller schwatzte, daß die Geigen einfielen und lockten und die Oboe ihr kleines Lied mit heller, klarer Stimme blies. Das Cello gab in süßem Überschwang die Begleitung, die Bässe schnurrten, und im Walzertakt wiegten sich wieder die Paare.

Eine Woche darauf krachten die Böller zur großen Kirchweihprozession. Der junge Schuster von Lengmoos, der sich letzten Sommer so gründlich die Achtung aller musikalischen Ohren verdorben hatte, nahm dieses Jahr alle Einsätze mustergültig prompt und rein. Noch nie, sagten die Teilnehmer, klang das Solo so schön und gottesfürchtig; selbst der hölzerne Christus, den der alte Schluffenwirt vorantrug, schien zu lächeln.

Am Nachmittag rückten die Wangener an, stellten sich am Grafenplatz im Kreise auf und spielten da, später abends im Schluff den Kupferschmied, zu dem alle pfiffen; dazu purzelten und klapperten die Kegel, hallten vom Schießstand her die Schüsse, dröhnten vor der Zielerhütte die Böller, und immer war es wieder einmal, daß das Gesätzlein der Spielleute erklang mit hellem Schwögeltriller und einem gemessenen Wirbel der Trommel. Und der und jener allzu eifrige Zecher ging weinselig einsame, wackelige Wege und torkelte nach Sonnenuntergang wie eine Motte oder ein nimmermüdes Flutterl noch einmal hinauf in den Schießstand, in dem die Alten weiterzechten und die Jungen tanzten.

Ende August war dann das große Fest am Wolfsgrubnersee, Flöße und Boote mit Wimpeln, Laternen und Lampions, die lustig über den Köpfen der frohen Nachtschwärmer funkelten und glühten. Die Klobensteiner, Lengmooser und auch ein paar Gäste aus den Sommerfrischen drüben in Seis und Kastelruth waren gekommen, Jörgl Tufesser steuerte ein einzeln Floß, auf das er nur seine Liebste, die kleine Katherine, geladen hatte, hinüber in die Bucht, und von dort ließ er sein Maurerklavier klingen und schnurren, daß auf den anderen Booten tanzlustige Füßchen zu zittern begannen. Ja, Don Magruel, der als venezianischer Gondoliere in dem großen Bottich vom Wirt einherfuhr, strandete in einer Untiefe, wollte sein Wrack flottmachen und fiel dabei in „die Lagunen“. Es platschte weithin, und trotzdem drei Boote auf das Geschrei des Schiffbrüchigen herbeipaddelten, wollte keine Hand den über und über mit Seegras behängten und triefenden Venezianer an Bord nehmen. Da kroch er denn prustend ans Ufer und schüttelte sich wie ein Pudel. Aber er kam dann in kurzer Zeit in den trockenen Kleidern der Rohrerbäuerin wieder, zum jubelnden Gelächter aller.

Und Georg Abenthin sang Lieder zur Laute, mit Lore Torggler zusammen ein paar Bauerntrutzgesangeln, und schließlich schlug der Michel Antlaß einen Chor vor, bei dem sogar der alte Sieberer-seppele, freilich auch mit der Stimme unsicher und zittrig wie mit den schwankenden Beinen, tapfer mitsang.

Man war noch bei Ausflügen zusammen, unter ungeheuer wichtigen Vorwänden, die in derselben Bedeutung schon Jahrzehnte und jahrzehntelang bestanden. So mußte man hinüber über den Pyramidenbach nach Maria Saal, um dort die Butter zu kosten, mußte nach Lobis — dort galt es dem Speck, und ebenso mußte alles junge Volk hinauf nach Bad Sieß, um den Honig zu probieren, der so gut wie dort nirgends gedeiht. Ja, und ganz selbstverständlich war zu Bartelmä der große Ritt hinauf auf die Alpe, auf die Schön, wohin auch die Bauern rings vom Berge kamen, um ihre Herden zu holen.

Sommerfreuden und Sommerlust, liebe, glückliche Tage. Der Himmel ist hoch und weit, die Nächte sind wunderselig hell — und an der Schwelle der Nächte glühen die Berge.

⁂ ⁂ ⁂

Frau Luisl ist ganz selig über Marion und führt das Mädchen im alten Florahaus herum und sagt: „Sieh, das Zimmer mußt du für dich nehmen, und da werdet ihr schlafen und dort essen — wenn es dir recht ist. Aber wenn du es gerne an-

Digitized by Google

ders möchtest, sag' nur ein Wort, für dich kehre ich auch das ganze Haus um. Und meinetwegen, liebes Kind, nur ja kein Bedenken, das Haus ist groß genug, ich und Bine bleiben im Parterre, ihr oben auf, und von den Dachstübchen laßt ihr nur eines noch für Bine, die ist es da oben am besten zufrieden."

Marion und Frau Luisl wollten, die Aussteuer zu besorgen nach München. Heinz Flora, der versprach, die beiden in acht Tagen abzuholen, begleitete sie bis Bozen, Walter ging nur bis zum Grummereck neben der Benne her. Dort gab er Mutter und Heinz Flora die Hand, küßte Marion zum Abschied und winkte, als die Pferde wieder anzogen, so lange noch, bis die Benne im Föhrenwald verschwunden war.

Aber in der Nacht, einer weichen Spätaugustnacht, in der es ganz ruhig, ganz still war — nicht einmal der Dutsch oben in den Widumlinden rief — schlief er gequält und hatte den Traum: Er war auf der Heimreise von Indien — Ende Mai, in der Zeit, da der Ozean noch ruhig und spiegelglatt ist, ein paar Wochen bevor der schwere Monsum von der Suahelikküste heraufwandert und tausend Riesenpflüge mobil macht, mit denen er das Meer furcht. Die See spiegelte wie Öl, drei Tage lang schon schnitt die ‚Nippon' die tote Fläche, die Hitze war lähmend, schwer feucht, so als hüllte sie alles in nasse Laken ein. Der Ventilator, der ein wenig Kühlung bringen sollte, durchwehte diese eklig dampfhaltige Luft nur unnütz, und sein unermüdliches Schwirren war für die Ohren des Fiebernden dann und wann wie das Surren von Schwärmen blutgieriger Moskitos. So träumte er —

Wie schwer war dieses Fieber. Stundenlang übte es gleich wie die Hitze seine erschlaffende Wirkung, hielt ihn im Bette nieder, und fahrige Hände waren derweil tätig, zogen rote Nebel vor seinen Augen vorbei — es half gar nichts, wenn er die Lider fest schloß — oder sie drehten eine rote Scheibe in rasender Eile vor ihm, ein paar hundertmal rechts, immer nur rechts, bis er aufsprang und mit tappigen Fingern in diese unsichtbaren Speichen griff, um das tolle Rad zu halten. Als er aber nun stand, narrte ihn das Fieber auch in der Kabine herum, er mußte zum Waschtisch und ließ dort das Wasser über seine Hände laufen, badete sein Gesicht und dachte, jetzt wird es einen Moment im Kopf drinnen klar, — Fieber also — sah in den Spiegel und erkannte, daß er gar nicht hier war, sondern das Gesicht aus dem Glas ist das vom Steward, vom Domenico, der neues Eiswasser brachte. Zum Teufel, wo ist denn aber er, er selbst? Er ist doch vor fünf Tagen von Matheran fortgefahren, war vor vier Tagen in Bombay und erinnert sich, daß er im Hafen, Dock 14, auf die ‚Nippon' kam, die am Abend noch die Bai verließ. Wie? Er wird dem Domenico klingeln und den fragen. Unnötig, denn Domenico ist drüben beim Spiegel. Erinnern Sie sich, Domenico, ist in Bombay ein Herr in einem hellgelben Anzug an Bord gekommen, mit einem kleinen Strohhut? — Nein, Domenico erinnert sich an den Herrn nicht. In dem Fieber sieht er sich selbst in einem anderen Kleid, als er damals getragen. So, dann ist der Herr also nicht mit. Noch immer drüben in dem heißen Indien, — wahrscheinlich rettungslos.

Domenico führt ihn vorsichtig ins Bett zurück, legt ihm frische Kompressen auf die Stirn. Und er kommt ein wenig zu sich und nimmt ganz vernünftig die Tabletten, die der Doktor verordnete, und sagt sogar dem Domenico: ‚Danke, jetzt brauche ich ein paar Stunden nichts.'

Aber auf einmal ist Domenico wieder da und hebt ihn aus dem Bett, nimmt den Rettungsgürtel von dem Kasten und bindet den um, und als sie die Tür öffnen, kommen aus allen Kabinen die Passagiere in den Rettungsgürteln. Aber kein Mensch weiß warum, kein Mensch ruft, niemand sagt etwas, niemand fragt. Und doch sieht er, wie eine grausige Angst aus allen diesen Gesichtern schreit, und er weiß, daß alle diese Kehlen nicht mehr rufen können, die Stimme verloren haben, in dieser Todesangst. Nur Domenico, der ewig gleiche Domenico, der immer um ihn ist, bleibt ruhig und führt ihn den Gang entlang, die Treppen hinauf, und als sie oben auf Deck stehen, sieht er erst, wie tief sie schon gesunken sind, wie nahe das Wasser schon ist. Wir sind alle verloren, sagt jetzt ein alter Matrose, der ihnen entgegenkommt, es bleiben uns nur mehr einige Minuten.

Digitized by Google

Aber in der kurzen Zeit darf sich ein jeder wünschen, noch einen einzigen Menschen zu sehen, den er lieb hat, einen einzigen. Und der wird kommen, leibhaftig kommen, daß er ihn sehen und fühlen und ihm ein letztes Mal die Hand halten kann, so lange bis er untergeht. ‚Ich will noch einmal meinen einzigen Sohn sehen, der in Pola wohnt. Und der Amadeo will an seine Mutter denken, und der Domenico an seine junge Frau, und Ihr, Herr?‘ — Ich, sagt er nun und will vor den Matrosen und dem Steward kein Geheimnis haben, ich habe auch eine Mutter daheim und habe sie lieb, aber an die denke ich nicht. Und ich habe eine junge, schöne Braut, die ich lieb habe; aber auch an die werde ich nicht denken. Sondern ich wünsche mir, daß ich noch einmal die sehe, die mich verlassen hat, damit sie mir nahe ist. ‚Das ist unrecht von Euch, Herr, wenn Ihr eine Braut habt.‘ Ja, es ist Sünde, aber wenn Ihr in mein Herz sähet, Ihr würdet verzeihen. ‚Gott wird uns allen verzeihen und gnädig sein.‘ So kniete er hin auf den Boden, daß er kniend sie empfinge, wenn sie käme. Und Domenico, der seine junge Frau erwartete, kniete auch hin und lächelte. Und Amadeo kniete, daß seine alte Mutter ihn segnete. —

Er erwachte. Ein paar dunkle Sekunden wollte er sich in der Kabine zurechtfinden, aber dann kam ihm die Erkenntnis, daß auch die Fiebernacht nur ein Traum gewesen war. Er war in seinem Hause in Maria Himmelfahrt — das Fenster stand offen, ein toter, ungewisser Nachthimmel hing im Osten hinter schwarzen Bäumen.

Da erhob er sich und kleidete sich an. Und schlich ganz leise, daß er Bine nicht wecke, über den Flur, die Treppe hinunter und schloß die Haustür vorsichtig auf und zu.

Es mochte drei Uhr sein. Das Sternbild des Orion sank in den Wald.

⁂ ⁂ ⁂

Der Weg durch die Ortschaft und die Anglerwiese hinab war nicht schwer zu erkennen, und bald gewöhnte sich auch sein Auge an die Dunkelheit. Erst ein Stück unterhalb der Engelhütte, im Buchenwalde beim Bildstöckl mußte er langsamer gehen, um über Baumwurzeln, die umherkrochen, und Steine, die mitten im Wege staken, nicht zu stolpern. Hier in der völligen Dunkelheit und Nachtstille war es aber, als käme ein Schritt hinter ihm her, ein eiliger Schritt, der von Oberbozen aus folgte und bald, bald, vielleicht schon an der nächsten Wegecke ihn einholen würde. Er wußte, ohne umzusehen, wer es war, er würde sich auch nicht nach ihm umwenden, würde sich von ihm nicht aufhalten lassen. ‚Nein, Toni, das hab' ich nicht versprochen. Ich will nichts Unrechtes. Ich will Marion nicht verlassen, ich komme wieder. Nur einmal, ein einziges Mal muß ich die andere sehen.‘

‚So, und das ist nichts Unrechtes?‘

‚Nein, nein. Ich will sie gar nicht sprechen, nur sie von ferne sehen, nur das.‘

‚Bist du so stark, daß du dann wieder zurückkommst?‘

‚Ja, ich will mich zusammennehmen. Du sollst sehen, dann wird es in mir ruhig. Toni, ist das, was ich jetzt tun will, wirklich so sehr Sünde? Darf ein Herz, das sich so sehnt, nicht einmal diese Freude haben? Sag' mir, Toni?‘ —

Der Spuk war verschwunden. Der Weg tauchte oberhalb des Spornbergerhofes ins Freie.

Als er die Stadt erreichte und durch ihre ruhigen Straßen schritt, kam über die Kuppe des Rittnerberges herauf der erste zage Schimmer vom Tag. Wenige Leute begegneten ihm, ein paar Bauern, die ihre Gemüse- und Obstkarren zum Markt führten, einige Wanderer, die dem Bahnhof zueilten, ein paar alte Weiblein, die zu dieser frühen Stunde schon den Kirchportalen zutrippelten. Durch die Fleischgasse holperten zwei Wagen mit Heu.

Auf der Talferbrücke blieb er zum erstenmal ein wenig stehen und sah auf. Der Himmel lichtete sich, über den Westen flossen weiche Wolkenschleier. Der Rosengarten blickte noch ganz grau und starr, aber dem Rittnerberg war das Firmament rein.

Von Quirain herauf krähten die Hähne.

Er rastete nur wenige Minuten, dann setzte er den Weg durch die Weinmauern von Gries gegen Oberetsch fort. Wenn er so weiterginge, konnte er um sieben in Eppan sein.

In einem kleinen Gasthof, gegenüber von Gandegg, wollte er sich auf die Lauer

Digitized by Google

legen, an der Ecke, die die Straße nach Freudenstein in die Weingärten bog, und dort harren. Im Verlaufe des Vormittags verließ sie wohl einmal das Haus, ginge in die Ortschaft hinab oder hinüber in einen der alten Ansitze, nach Gleisheim, nach Englar, nach Altenburg. Er säße in seinem Lug, bis sie käme. Und schliche ihr dann nach, ohne daß sie es merkte, vorsichtig, bis ein Stück weit hinaus, wo die Häuser im Dorf zurückblieben und die Güterwege zwischen hohen Mauern lange Verstecke boten, schliche ihr nach — dichter an sie heran, bis sie sich umwendete —

Und da —

Nein, das hat er versprochen, er will nicht wieder in ihre Abhängigkeit zurück. Nur sie sehen, nur sehen, ein letztes Mal, ehe er für immer alle Hoffnung auf ein Glück mit ihr begräbt —

Er ging rascher.

Und während er so ging und dem heimlichen Ziel näherkam, ward er sich vollends darüber klar, daß er das Wort, das er seinem Freunde gegeben, schon gebrochen hatte.

Denn daß er es ertrug, Gabriele zu sehen, und es damit genug sein ließ, daß er dann nicht vor sie hinträte — wenn er ihr vor dem Schlosse begegnete — auf einer entlegenen Gasse, oder wenn sie das Schloß nicht verließ, im Schloß selbst, daß er nicht alles vergäße und sie dort aufsuchte — er wußte, dazu wäre er zu schwach. ‚Sieh,‘ würde er sagen, ‚ich bin nicht mehr krank, ich bin gesund, gib mir die Hoffnung wieder. Sei mein. Wir wollen nach Wien gehen, sobald du willst, heute noch, und wenn ich zugrunde gehe. Ich habe mich verlobt, vergib, ich war so unglücklich, du ließest mich allein. Aber ich löse es wieder, und will ganz dir gehören, nur dir, nur dir —‘

Ein Kind kam ihm entgegen, ein Mädchen von zehn Jahren, das barfuß vor ihm seine kleinen Spuren in den Staub trat. Als er schon ein Dutzend Schritte an der Kleinen vorüber war, sah er sich um. Und sein Blick fiel auf die dürftige, ärmlich gekleidete Gestalt, ein bißchen aufgeschossen — auf das schmale, blasse Gesicht, das ihn ansah — auf dieses Gesicht, in das helle Haarsträhne fielen, ein unreifes Halbmädchengesicht, mit großen Augen und einem merkwürdig gezeichneten Mund. Etwas an dem Kinde — er wußte nicht, war es vielleicht nur die Müdigkeit, die ihn ein wenig zum Innehalten einlud — beschäftigte ihn. Und er ging auf die einsame Wandrerin zu. Es war kein Bauernsproß. Die Kleidung war abgetragen, aber nach Städterart. Die Glieder, für ein Etschländer Kind zu zart, und besonders das schmale Gesichtchen erzählten von einer Wiege, die ganz gewiß nicht in einem Bauernhause gestanden hatte. Viel eher in einer Hütte, in der in Armut und Sorgen die Kraft einer alten Sippe in einer letzten, blassen Blüte zu Ende geht.

„Wohin?“ redete er das Mädchen an und lächelte ihr zu, um sie nicht zu erschrecken.

„Ich suche den Kor,“ gab sie zurück und kam furchtlos ein paar Schritte heran.

„Wer ist denn Kor?“

„Mein Hund.“

„So, und wo ist denn dein Kor?“

„Das ist es eben. Kor ist davongelaufen, schon seit zwei Tagen — und ich muß ihn suchen.“

Sie sagte es ganz traurig und sah den fremden Herrn dabei aus ihren großen, schönen Augen an.

„Bist du von der Stadt gekommen?“ fragte sie ohne jede Scheu.

„Ja,“ sagte Walter, „ich komme von Bozen.“

„Und du hast Kor auf dem ganzen Weg nicht gesehen?“

„Ich kenne doch den Kor gar nicht. Wie sieht er denn aus?“

„Oh, wenn er dir begegnet wäre, du würdest ihn sofort kennen. Ein kleiner Hund, schwarz und weiß und mit einem Fleck auf der Stirn.“

Walter dachte nach.

„Nein, so einen Hund habe ich nicht gesehen. Aber es ist möglich, daß ich wirklich nicht recht achtgegeben habe.“

„Du hast nicht auf alle Hunde geschaut?“

„Nein,“ bekannte er ehrlich.

„Das tu’ ich immer — magst du denn Hunde nicht gern?“

„Oh, doch,“ sagte Walter und wollte gerade damit dem Gespräch ein Ende machen, das Kind grüßen und seinen Weg weitergehen. Aber da sagte die Kleine mit einer Selbstverständlichkeit, auf die er nicht vorbereitet war: „Gewiß ist Kor in

Digitized by Google

der Stadt, er ist oft drinnen, und du hast ihn nur nicht bemerkt."

„Mag sein," gab Walter zurück und wollte jetzt dem Kinde ein ‚Grüß' Gott' sagen. Aber da sah sie ihn aus ihren großen, sonderbaren Augen an und sagte ganz einfach: „Komm, geh mit mir. Hilf mir den Kor suchen."

Er wollte etwas erwidern. Wollte ein wenig lachen, ein Scherzwort gebrauchen: ‚Nein, lieb' Kind, such' du deinen Kor allein,' aber dieser merkwürdigen Sicherheit gegenüber fand er das Scherzwort nicht. Er wollte ganz ernsthaft der Kleinen sagen, daß er nach Eppan müßte und nicht Zeit habe, ihr bei der Suche nach einem kleinen Hund behilflich zu sein. Aber er fand diesem Kinde gegenüber, das so voll Vertrauen ihn aufgefordert hatte, auch nicht das ernsthafte Wort. Eine merkwürdige Macht ging von diesem Kinde aus. Es war ihm, als müßte er sich eilends abwenden, um dieser sonderbaren Kraft zu entgehen. Um den Weg, den er sich vorgenommen hatte, zu Ende zu führen. Da sah er vor sich eine kleine Kinderhand und hörte noch einmal das leise, kurze: „Komm."

Er nahm die Hand.

„Ja," sagte er, „komm, so wollen wir also Kor suchen."

Hand in Hand ging er mit dem Bettlerkinde.

Die große, helle Sonne ging auf.

⁂ ⁂ ⁂

Es hat hellere Tage gegeben als den, an dem Marion Flora Hochzeit hielt.

Der Morgen erwachte trübe hinter Wolken, die sich schon am Vorabend am Schlern, Rosengarten und hinten in der Sella niedergelassen hatten, und als die Sonne aufgehen wollte, waren da überall Wände, die ihr wehrten. Um die Zeit des Lichtwerdens erhob sich ferne wo im Osten ein Wind, versuchte es, für das Gestirn Breschen in das Wolkenweben zu reißen, gab aber, bald müde geworden, Spiel und Arbeit auf. Ein wenig später wollte ein Wind aus Norden klare Bahn schaffen. Er traf es nur noch übler; denn auf seiner Wanderung über die einsamen Sarneralpen stieß er auf Schneewolken und trieb die ein paar Meilen vor sich her — an stillen Höhenzügen entlang — über Kare und Hochalmen, bis sie ihm am Rittnerhorn in Flocken zerflatterten. Aber einen kalten Hauch von dem Herbsthöhenschnee jagte der Nord bis hinab in die Ortschaft, und so kam es, daß dem alten Mesner, der zur Frühmesse die Glocken läutete und dann mit seinen kleinen, blinzelnden Augen das Wetter prüfte, eine alte Erinnerung einfiel: der Hochzeitstag vom Luisl von Maria Schnee.

Damals, ja damals war ein ähnliches Wetter gewesen. Ein kalter, unfreundlicher Wind, ein Himmel schwer mit Wolken verhängt, aus denen während der Feier in der kleinen Kirche die weißen Flocken niedersanken. — Nun, es war November gewesen, und zum Schneefall wird es heute nicht kommen. Aber die Luft ist heute ganz gleich wie damals, und während der alte Mesner nach der Frühmesse den Altar abräumt und zur Hochzeitsmesse schmückt, kommt ihm vor, als gleiche auch in manchem anderen der Tag heute dem Tag, an den er sich zeit seines Lebens immer besinnen wird.

Die Braut von damals — du meine Güte! — wenn er sich jetzt so Frau Luisl ansieht, mit ihrem zufriedenen, guten Gesicht, schon tüchtig grauem Haar und der noch rüstigen, aufrechten, beweglichen Gestalt — kann er sich denn da diesen mitleiderregenden Armsünderausdruck vorstellen, der damals auf ihrem Gesichtchen lag, dieses Gesichtchen, ganz ernst, ganz totenblaß so wie der Schnee, der draußen fiel.

Ja, er kann's doch. Er sieht sie noch vor sich. Und er sieht auch den „Gnädigen" noch vor sich, den Herrn von Isser, den Herrn Rat, der nun schon manches Jahr tot ist, gerade wie er neben seiner blassen Braut am Altar stand. So innig glücklich, daß er sie an seiner Seite hatte, so rührend dankbar dafür, daß sie ihm die Hand fürs Leben bot. Und hat das Glück nicht lang gehabt. Ein paar Jahre eine liebe, hübsche Frau, die an seiner Seite wohl noch oft an den anderen hat denken müssen, zwei Kinder — dann mußte er eines Tages gehen. Und jetzt, heut kommt sein Sohn vor denselben Altar und nimmt das Kind von dem, den seine Mutter nicht hat haben dürfen — — Zufälle, Zufälle, denkt der alte Mesner, und sagt ganz laut, während er die Georginenstöcke auf den linken Seitenaltar stellt: „Wie das Leben spielt."

Digitized by Google

Und will dann zum rechten Seitenaltar hinüber, verbeugt sich vor dem Hauptaltar und sagt leise: „Oder wie Gott es will."

Wie oft hat er schon in seinem langen Leben die Arbeit an den Altären getan. Für Herrische und Bauernbrautpaare Altäre geschmückt, Glocken geläutet und während der Trauung dem Pfarrer ministriert. Aber dabei immer wieder ein Auglein auf die beiden geworfen, die da knieten, auf ihn, auf sie, und immer dabei gedacht: Wie geht das nur aus? Waren ja solche, die hier gar einträchtig zusammen knieten, als wäre, weiß Gott, nur ein Herz und ein Schlag. Und ein paar Monate darauf ging jedes für sich. Aber es knieten auch solche da, wie gerade Frau Luisl von Maria Schnee, und machten ein betrübtes Gesicht, als wäre nun alle Herzensnot auf ihr. Und es wird doch ein gutes, glückliches Leben neben einem guten, braven Mann und zwei Kindern. Wie geht es heute bei dieser Ehe nur aus? Kann er sich da ein wenig aufs Raten verlegen? Wie?

Er muß in die Sakristei hinein, um neue Altarläufer zu holen, und während er die sorgfältig aufbreitet, geht das Spintisieren in seinem Weißkopf fort: Der Bräutigam — nun, es scheint, als wäre die Ähnlichkeit mit dem Vater selig groß. Dieselbe Gestalt fast, das Gesicht auch so schmal, niemals so recht blühend — nun freilich, er war auch leidend, und so ganz fest ist er ja überhaupt nicht beisammen. Ja, wenn man denkt, wie elend er bei seiner Rückkehr aussah. Und lag so allein, verlassen die ersten Tage im Haus, bis dann die, die heute seine Frau wird, ihn pflegte.

Die Braut? Was weiß er über die? Ist nicht von hier, ist erst vor einem Jahre auf den Berg gekommen und ist doch so, als wäre sie zeit ihres Lebens immer hier gewesen. „Das Blut ist doch von da," sagt der Mesner und vertauscht eine Georgine gegen eine andere und richtet noch ein wenig an den Girlanden, mit denen einige Mädchen schon gestern den Altar geschmückt. Und gut ist sie, ist mit allen Leuten lieb, hat Kinder gepflegt und behütet und Bauersfrauen geholfen und „ja —" jetzt ist der alte Mart mit seinen Vorbereitungen fertig — „der wünscht ich's, sie sollt recht glücklich werden." —

Es ist nicht mehr zu früh, daß der Mesner in die Sakristei zurückkommt. Denn schon ist es Zeit, die erste Glocke zur Hochzeitsmesse zu läuten. Es ist die helle, kleine, die ruft: ‚In einer halben Stunde, in einer halben Stunde.'

Diese und jene Gäste haben es eilig und warten am Kirchplatz, und es gibt ein allgemeines Staunen, als zwölf weißgekleidete Bauernmädchen, Kränze in den roten, dicken Händen, von der Widumwabi geführt, dem Zurgelhäusl zutrippeln. Vom Maria Schneerweg kommt ein anderer Trupp. Sechs Musikanten von den Unterinnern, darunter die Klarinette des Schusters von Lengmoos. Aber der fürchtet jetzt keine noch so schwierige Passage mehr. Geläufig wie ein Wiesel wird er heute wieder spielen.

Einige Sommerfrischler von Klobenstein und Wolfsgruben kommen hinter den Musikanten. Jetzt zieht der Mesner die zweite und die dritte Glocke, die ein wenig voller klingt. ‚In einer Viertelstunde,' ruft jene eine Weile, dann mahnt die dritte: ‚Seid alle da, seid alle da.'

Von der Schar am Kirchplatz, die mählich recht stattlich geworden ist, löst sich eine Gruppe um die andere und tritt in die Kirche. Die Sommerfrischgäste rings aus den Villen kommen an, selbst Herren, die sonst selten den Weg hierher nehmen, sind rechtzeitig daran, sich einen Platz zu sichern. Bauern und Bauersfrauen aus allen Höfen.

Auf dem Chor brummt und schnurrt schon halblaut die Orgel. Der Lehrer will sie heute besonders schön schlagen; ein altes Hochzeitslied ist ihm in die Hände geraten, zu dem übt er noch einmal den Baß. Ta, taa — linker Fuß, — Koppel, — Generalbaß — rechte Hand, linker Fuß — ta — ta — ta.

Die Stimme einer Sängerin schmiegt sich probend an das Surren der tiefen Pfeifen. Die erste Geige tritt herzu, beugt sich über das Manuale und tastet C-Dur. Ganz zage arpeggiert das Cello.

„Still," ruft der kleine Wastl, der Auslug hält, „sie kommen."

Den Weg herauf geht das Paar, Walter und Marion Flora. Sie trägt einen kurzen, weißen Schleier, der aber ihr Gesicht nicht verdeckt. Wer von den Zuschauern

Digitized by Google

am Wege steht, kann es sehen. Es ist ganz voll Frieden, ganz voll Glück.

Drei Paare von den kleinen Bauernmädchen gehen voraus, Blumensträuße in den Händen, drei Paare folgen. Es ist keine Schleppe zu tragen, es gilt nur so vorn und hinten her zu trippeln und Schritt zu halten. Frau Luisl folgt am Arm von Heinz Flora.

„Vor dreißig Jahren hätt' es so sein müssen. Oder nein, dann hätten nicht jetzt diese beiden das Glück."

Sie kommen an die große Lärche; der kahle Ast weist unverwandt wie seit Jahren gegen den Schlern. Aber andere Äste neigen sich tief.

‚Siehst du, nur ausharren muß man. Glück auf.'

Sie kommen an die uralte Linde.

Ein paar Blätter lösen sich und taumeln durch die Luft; in der Krone rauscht es leise.

‚Sei gegrüßt. Glück auf.'

Vom Turm läuten jetzt die Glocken. Und der Thomas, der im Schießstandwald auf dies Zeichen gewartet hat, geht mit der Lunte ganz bedächtig an den großen Böller heran, so — der erste Hochzeitsschuß knallt. So, und nun der zweite. — Aber bevor er das erste Dutzend noch abgebrannt hat, tritt das junge Paar in die Kirche.

Da hebt die schöne Orgel an.

Eine Kirche voll Neugieriger sieht der Trauung zu. Bauern, Bauersfrauen, Herrische, Magd- und Knechtvolk und Kinder. Heinz Flora kniet mit Frau Luisl und Bine ganz vorn in der ersten Bank. Der Doktor von Klobenstein — Bertold Niebauer — ist mitten unter den Sommerfrischlern, gibt aber nicht ein einzigesmal Antwort, wenn ihm irgendeiner eine Neuigkeit oder eine Frage zutuschelt, sondern schaut unverwandt auf die junge Frau, die vorn am Altar steht, und möcht' jetzt schon, ehe noch das Trauamt zu Ende ist, zu ihr hingehen und ihr die Hand geben. Und der alte Mesner schaut, während er dem Geistlichen ministriert, immer wieder das junge Paar an und versucht sich zu besinnen, ob der selige Vater des Gnädigen Herrn damals vor so und so vielen Jahren auch immerzu auf das große Altarblatt gestarrt hätte, immerzu dahin, als müßte von dort das Glück des ganzen Lebens kommen.

Und während die Neuvermählten so knieten, die Orgel rauschte, die Geigen fiedelten, die Klarinette fröhlich ihre Läufe blies und das Cello sich warm den Stimmen der Chorsänger schmiegte, kam draußen — an der Kirche vorüber — ein sonderbares Paar. Eine arme Frau, die ganz langsam ging, mit einer Harfe am Rücken, barhaupt, und ihr zur Linken ein Kind.

Ein Mädchen von vielleicht zehn Jahren mit einem unreifen Kindergesicht, sehr großen, suchenden Augen und einem merkwürdig gezeichneten Mund. Die beiden gingen ganz langsam des Weges, kamen an die Kirche, aber trotzdem das Orgelbrausen bis zu ihnen drang, wandte keins dahin den Kopf, blieb keins von ihnen auch nur einen Augenblick stehen.

Erst als sie den Lindenweg entlang an den unteren Villen vorüberkamen und aus einem der Gärten heraus ein Hund kurz bellte, hielt das Mädchen ein paar Atemzüge lang den Schritt inne — lauschte und horchte. Schüttelte aber dann traurig den Kopf.

„Komm, Kind, was stehst du?"

„Ich meinte nur, er sei es. — Aber er ist es nicht. Kor ist wohl tot".

⁂ ⁂ ⁂

„Liebe, liebe Frau Lore!

Monate sind vergangen, daß ich nichts von mir hören ließ, als dann und wann einmal eine Karte mit Grüßen. Die sollten Ihnen ja nur sagen, was Sie doch schon wissen, daß ich alle die Güte und Sorgfalt, die Sie, so jung Sie sind, in einer mütterlichen Herzlichkeit mir geschenkt haben, nicht vergessen wollte und nie vergessen werde. — Aber wie es mir eigentlich erging — ich mein' jetzt nicht dem Patienten, sondern dem Menschen, der Ihnen in den Krankheitstagen ja so manches anvertraute, das wollte ich schreiben und schrieb es doch bis heute noch nie. Und das einzig aus dem Grunde, weil ich bis vor wenigen Tagen noch immer nicht bestimmt gewußt habe, wohin ich treiben würde. Sie lächeln vielleicht und denken, das sollte ein Mann wissen, da doch er allein seine Zukunft bestimmen kann. Und doch, liebe Frau Lore, es gibt Schicksale, die wohl auch stärkere Fäuste als meine einfach beiseite schieben und uns vorwärts

Digitized by Google

drängen, nicht mehr so wie wir wollen, nur mehr so wie wir müssen.

Habe ich Ihnen in den vielen Wochen, die ich in Ihrem Hause war, einmal von Marion Flora erzählt? Ich erinnere mich nicht, und wenn ich einmal von ihr sprach, so war es wohl nicht viel, was ich über sie sagte. Wenn ich damals nur ein wenig vorausgesehen hätte, wie alles kam, so hätte ich Ihnen wohl mehr von Marion erzählt. Denn jetzt, gerade während ich an Sie schreibe, ist sie nebenan, und sie wird auch die ganze Zeit immer bei mir bleiben — das hoffe ich zu Gott —, denn sie ist seit ein paar Tagen meine Frau.

Ich hatte sie schon lieb, bevor ich Gabriele kennen lernte, aber nicht mit der Liebe, die einem heftigen Ansturm von anderer Seite her gewachsen gewesen wäre. Lieb, ja, wie sollte ich es Ihnen besser sagen, als lieb wie meine Schwester und lieb wie Sie. Ein bißchen Zärtlichkeit war dabei, ja, denn sie ist so fein, so schön, daß jeder Mann in ihrer Gegenwart sich wohl sehnen wird, in dieses ruhige, ebenmäßige Gesicht zu sehen, diesen Mund sprechen zu hören und diese weichen, gütigen Hände in Zärtlichkeit halten zu dürfen. Wir küßten uns auch. Es war Sommer, alle Welt feierte Feste, die Linden blühten — und sie, sie bot mir den Mund, denn sie liebte mich. — Aber für ihre Liebe brauchte es nicht Sommer zu sein und nicht weiche Nacht, denn ihr Empfinden war mehr als Zärtlichkeit und selig Spiel und kam nicht von da, wo ein fröhlich Sommerherz sitzt, sondern ganz ernst und tief aus einer treuen Seele.

Was soll ich Ihnen weiter sagen? Nachdem ich mit Marion zwei Wochen lang liebe und heimliche Worte getauscht, sah ich Gabriele — von der ich Ihnen ja — ach stundenlang waren Sie so gut, mir zuzuhören — erzählte — verlobte mich mit ihr und wich, unfähig und zu feige, vor die Verlassene hinzutreten, Marion aus. — Dann, im Februar traf ich Sie, Anfang März kamen wir in Matheran an, und im Mai überfiel mich mitten in der Erholung dieses schreckliche Fieber, vor dem ich flüchtete. Ich kann Ihnen kaum schildern, wie körperlich elend ich ankam; müde, erschöpft — und am meisten quälte mich die Sorge, daß ich nun Gabriele den vereinbarten Termin der Hochzeit nicht einhalten konnte. Ich schrieb ihr, daß ich zurück sei, aber die Erholung, die ich in Indien erhoffte, noch nicht gefunden hätte und daß die Ärzte — ich besprach mich mit dreien — mir den Aufenthalt in Wien für das nächste Jahr nicht erlaubten, sondern ruhiges Landleben für nötig hielten. Wie recht die Ärzte hatten, die endlich das rieten, sah ich in wenigen Tagen. Das Fieber schwand, ich erholte mich überraschend schnell. Sie haben mich so gesund noch gar nie gesehen. — Aber es ist mir nicht leicht, das jetzt zu schreiben, da ich nicht möchte, Sie sollten in Ihrer geraden Art ein hartes Wort über Gabriele sagen. Doch kurz und gut, sie wartete gar nicht, wie es mit mir weiterginge, sie kam auch gar nicht (es wäre vier Stunden weit gewesen!), sondern gab mir in einem Briefe ihr Wort zurück. Ich habe ihn zehnmal gelesen und immer noch gedacht: Das ist nicht möglich. Mein Freund Toni, von dem ich Ihnen ja viel erzählte, höhnte, als er den Brief las. Ich konnte nicht höhnen, ich bin nur so — ich verstehe den Brief noch immer nicht. Aber mein Freund sagt, daß da die Sache ganz klar läge, daß ich gegen den gesunden Stolz mich versündigte, wenn ich mich wieder an sie wendete. Ich weiß nicht, wie Sie als Frau darüber denken, Toni ist sonst nicht ungerecht gegen Frauen und verzeiht viel. Und doch wollte er in diesem Fall nichts verzeihen, sondern nahm mir das Versprechen ab, mich innerhalb Jahresfrist der, die mir das Wort so kühl zurückgegeben hatte, nicht mehr zu nähern. Ich zögerte —, aber ich gab das Versprechen. Und es ist erst wenige Wochen her — Ihnen in der Ferne kann ich ja auch das schreiben —, daß ich nahe daran war, dieses Wort zu brechen. Es war eine so fürchterlich bange Nacht, und da machte ich mich auf und wollte zu ihr. Wollte sie noch einmal sehen, sie noch einmal sprechen, ihr sagen, ihr zeigen, wie ich mich erholt hätte, und wollte sie bitten, bei allem in der Welt bitten, mir wieder gut zu sein, mit mir zu gehen — wenn sie wollte, gleich nach Wien; ja, und wenn ich wüßte, es wäre mein Tod, um sie zu bekommen, hätte ich auch das getan.

Nennen Sie es Zufall, Vorsehung, ich weiß es nicht: ein Bettlerkind, das mir

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

auf dem Wege zu ihr, auf dem Wege zu diesem Wiedersehen begegnete, hielt mich auf; mit diesem Kind, das einen Hund suchte, kehrte ich um. Es kann ja doch eine jener sonderbaren Vorsehungen gewesen sein, denn als ich am nächsten Tag alle Hebel, Polizei, Gendarmen in Bewegung setzte, um das Bettlerkind zu finden — das, was ich ihm in der Aufregung dieser Stunde gegeben hatte, schien mir zu gering — war alle Mühe vergebens. Kein Mensch wußte etwas von Lise Thor und ihrem Hund Kor.

Sie wissen eigentlich nun schon alles, und wenn Sie irgendeine andere Frau und nicht die alles verzeihende Lore Lenz wären, würden Sie auch recht schlecht von mir denken. Aber der Frau Lore muß ich noch das sagen: als ich damals elend, krank und durch Gabrieles kühle Absage wie vernichtet — ich habe die Bedeutung dieses Wortes erst damals verstehen gelernt — ganz allein in meinem Hause lag — Mutter und Schwester waren fern, wußten gar nichts von meiner Rückkehr —, da, Sie verstehen jetzt alles, da kam Marion Flora. Kam tapfer und in ihrer herrlichen Güte, sagte kein Wort davon, daß ich sie einmal verlassen, daß ich sie einmal enttäuscht hatte — nein, redete nicht viel, gewiß nichts Unnötiges, sondern half. Half ganz einfach, so wie wahrscheinlich Sie geholfen hätten, klug, gütig und so selbstverständlich. Das ist das Wort: es gab da zu helfen. Denn, wenn Männer schon überhaupt ein bißchen ungeschickt und unbeholfen sind, ein kranker Mann ist es noch mehr, und ein Mann, dem so im Handumdrehen all sein Glück und all seine Hoffnung in den Boden getreten worden ist, der ist es erst recht.

Frau Lore! Wenn ich nicht schon mit Gabriele verlobt gewesen wäre, so ausschließlich, so innigglücklich nur an die gedacht hätte — damals, als ich am Schiff und späterhin in Ihrem Hause krank gelegen und Sie mit der Güte und Aufopferung mich pflegten, Frau Lore, es hätte wirklich sein können, daß ich Sie lieber bekommen hätte als mir Ihnen, einer verheirateten Frau gegenüber, erlaubt wäre. Aber nicht wahr, Sie verstehen es, daß ich Marion Flora, sie, der ich schon einmal herzlich zugetan war, sie, die nun in meinem einsamen Elend, in meiner Verlassenheit zu mir kam, bei mir aushielt, die nie ein Wort von Vorwurf, immer nur hundert Worte von Treue und Ausharren und hundert Worte von Trost sprach, daß ich sie, die ihre zarte, liebe, treue Mädchenliebe so unversehrt über alle meine Untreue und Undankbarkeit hochhielt, daß ich diese liebgewann?

Nun gottlob! sagen Sie — und so sagte ich auch, wenn damit alles andere, Unklare und Quälende zu Ende wäre. Aber dem ist nicht so, und darum bin ich nicht glücklich. Denn jene andere ist noch nicht vergessen — Lise Thor führte mich zur rechten Zeit vom Wege zu ihr, aber sie und kein anderer Engel kann mein Herz ganz von Gabriele wegführen, zu der es immer wieder will. Und daß das auch meine Frau nicht kann, das ist das Schlimme. Ich habe meine Frau lieb, und es gibt kein Wasser und kein Feuer, in das ich nicht, gälte es sie zu retten, bedingungslos spränge. Aber es gibt auch — und damit ist wohl alles Entsetzliche gesagt — keine Feuersnot und kein Hochgewitter, die vor meinen Augen jener anderen ein Haar sengen, ein Kleid netzen dürften, und wenn meine Frau auch neben mir zugrunde ginge.

Nun wissen Sie, wie es mit mir steht, und jetzt, nachdem ich Ihnen, dem einzigen Menschen auf Erden, alle meine Herzensnot erzählt habe, fürchte ich fast: auch Sie, die soviel verzeihende Lore Lenz, halten da mit ihrem Verzeihen inne. Und redeten die Worte, die mir auch Dutzend andere sagen würden: ‚Halte aus, bleib treu. Du bist diese Dankbarkeit deiner Frau schuldig.‘ Frau Lore, schreiben Sie diese Worte nicht. Denn aushalten will ich, treu bleiben werde ich, und die Dankbarkeit zwingt mich ja, dankbar zu sein. — Nur dann, Frau Lore, wenn Sie ein gutes Wort dafür wissen, wie man da aushält, und wie man treu bleibt und wie man ein Herz, das nie Ruhe geben will, in Schlaf wiegt, — wenn Sie darüber ein mildes, gutes Frauenwort wissen, dann schreiben Sie es.

Einen Brief, den Sie Ihrem Mann vorlesen mögen, lege ich bei. Grüßen Sie ihn und den Buben.“

⁂ ⁂ ⁂

Liebe, frohe Tage gingen, liebe, frohe Tage glitten vorüber. —

Digitized by Google

Frau Luisl und Bine sind abgereist, und vor den Parterrefenstern hat der Zimmermann die Törlen geschlossen, so daß die milde Herbstsonne nicht mehr die alten Kirschholzmöbel bescheinen, sondern nur mehr das Grün der Fensterladen streicheln kann, deren Grün ohnehin schon so verwittert ist wie welkes und versengtes Gras. Aber dafür kommt jetzt die Sonne jeden Tag, je mehr die Blätter von den Linden fallen, leichter an den langen, schmalen Balkon, der in einem zarten Grün mit weißen Streifen gestrichen ist, und kommt so gegen Nachmittag sogar auf ein halbes Stündchen an die Sonnenuhr, von der vor dreißig Jahren und mehr Heinz Flora so oft und oft ungeduldig die Zeit gelesen, die aber nun hinter dem reichgewordenen Blattwerk nichts mehr ist wie eine schmucke Zier aus alter, lieber Zeit.

Ja, Heinz Flora —

Heinz Flora, der nun allein im Zurgelhäusl wohnt. Er hatte vier Räume. Aber Marions großes Zimmer, das schönste der ganzen Wohnung, das er am ersten Tag schon für sein Mädchen bestimmt hat, läßt er auch jetzt ganz unberührt, und die alte Fes darf nicht einen Sessel darin umstellen und nicht an einem Tischchen rücken. „So bleibt es," sagte er, „Marion, wie du es dir als Mädchen eingerichtet. Und so soll es bleiben, damit du jede Stunde kommen und alles genau so wiederfinden kannst, wie du es als Mädchen gelassen. Denn mag eine Frau noch so glücklich und selig mit ihrem Mann sein, dann und wann mag sie wohl gern an ihre Mädchenzeit zurückdenken und ein paar Stunden lang ganz ungestört mit ihren Mädchenträumen sein, und siehst du, dazu ist dieses Zimmer allezeit bereit."

Aber Marion hat in diesen ersten Wochen ihrer Ehe auch nicht eine Stunde, in der sie ihr Mädchenzimmer aufsuchen muß. Sie kommt ja fast jeden Tag ins Zurgelhaus zum Vater, und wenn sie nun gerade in der Wohnung ist, macht sie wohl die Tür auf und schaut in ihr Zimmer. Und geht wohl auch hinein, geht an den kleinen Schreibtisch, zieht eine kleine Schublade und bleibt vor einem Bilde an der Wand stehen und sieht das an — ist aber jeden Augenblick wieder bereit, die Tür hinter sich zuzumachen und zurück ins Florahaus zu gehen, in dem sie ganz und gar daheim ist. Dahin, wo Walter ist und damit ihr Wirkungskreis rings um ihn, ihre Freude und ihr Schaffen und ihre Pflicht und ihr Glück.

In der Kraft ihrer Liebe zu ihm hatte sich ja nie etwas geändert. Sie hatte ihn stark und tief geliebt von jenem ersten Tage an, an denen die Rittnersommerfeste über die Höhen gingen und die Lindenknospen sprangen. Und hatte treu und stark ihn weitergeliebt auch in der Zeit, als er sie verließ, und weitergeliebt, als er ferne war, und weiter, immerzu gleichmütig weitergeliebt, als er krank und traurig zurückkam, nun selbst verlassen.

Ja, in der Kraft ihrer Liebe hatte sich nie etwas geändert. Wohl aber in der Art. Und so war ihre Liebe erst scheu und innig gewesen und dann — da sie allein war — bekümmert und weh, und dann, da ihr Herz den schweren Weg zu ihm ging, heimlich und bang, und viele Mühe brauchte es damals, ihre Not zu verbergen. Aber jetzt, als seine Frau, als seine Liebste vor aller Welt, durfte sie ihre Liebe ganz offen und frei vor aller Welt bezeugen, und davon bekam diese Liebe zu ihrer Kraft und Ausdauer und ihrer Innigkeit und ihrer Tiefe noch etwas so wundersam Schönes: den frauenhaften Stolz.

Jedermann weiß, welche Ehrenbezeugungen und Verbeugungen einer Fürstin und Herrscherin erwiesen und geleistet werden müssen. Aber daß eine junge Frau nichts anderes ist wie eine Königin, weiß man das?

In den Schulbüchern hat man es nicht gelernt. Aber, du lieber Gott, wie wenig von der lichten, schönen und vornehmen Welt steht auch in diesen. Und steht dafür viel falsches, hartes Zeug, trocken und plump und rechthaberisch. Ja, sagt selbst: Wäre denn sonst Georg Abenthin, der liebe, gute Georg Abenthin beim römischen Recht glatt und knietief gefallen? Er, der mit den Lärchen oben auf den Höhenwiesen auf Du und Du war, der wie die Krummschnäbel pfeifen, wie die Speiern jauchzen und dann wieder ganz leise und zart auf seiner Laute spielen konnte, so daß die Grillen ringsum aus den Erdlöchern lugten und, so gut sie es verstanden, mit den Seiten zirpten? Ja, ihn, den Georg Abenthin, der einen seligen Sommer und einen

Digitized by Google

weichen Höhenherbst lang ein süßes, braunes Bauernmädchen liebte und Abend für Abend vor ihrem Fenster sang, ihn hörten die Neunmalgescheiten, für die Lärchen nur Nadelholzbäume, Krummschnäbel Körnerfresser und Grillen Insekten Klasse X sind, mit ganz ernsten Gesichtern hörten sie ihn an, rings um einen Tisch — groß und grün wie eine Wiese, dachte der Georg — und stellten ihm ein paar Fragen — wie Fangschlingen und Trappeln, dachte der Georg — und schüttelten dann die Köpfe und sagten: „Geehrter Herr von Abenthin, mit diesen Kenntnissen ist es nichts." Wie dumm, dachte der Georg. Und verbeugte sich trotzdem höflich vor einem jeden seiner Henker und ging heim in seine Mietstube und tat das: Packte das Buch vom römischen Recht und stieß es ein wenig unsanft an die Wand. Und nahm die Laute, zog die Saiten ein bißchen an und sang dann ein so schönes, lustiges Lied, daß die kleine Tochter der Hausfrau aus der Küche herüberkam und vor der Tür horchte. Aber das hörte Georg und schlich singend und klampfend an die Tür und riß sie mit einem Ruck auf, so daß ihm das lauschende, schlanke, liebe Kind gerade in die Arme fiel. Da lachte er von Herzen, als hätte er seine Prüfung mit den größten Ehren und zwei ersten Preisen bestanden.

„Gratuliere, Herr von Abenthin," sagte die Kleine.

„Ach ja, viel schönen Dank."

„Es muß sehr schön sein, so eine Prüfung hinter sich zu haben."

„Ach ja," Georg lachte, „das ist es, ganz wunder-, wunderschön."

Und er sang ein neues, lustig Lied und tanzte um das kleine Fräulein herum.

Drinnen aber am Ritten, in Lengmoos saß derweil Georg Abenthins Schatz Abend für Abend am Fenster und wunderte sich, warum der Georg immer noch nicht käme. Da klang, während sie so saß und wieder und wieder auf den Weg sah, der von Sellrain herüberführt, zuweilen das Lied einer Klarinette vom Gröbnerhause herauf, und wie das so tutete und musizierte, war der Tresl, das Liedchen gelte ihr. Ein bißchen sehnsüchtig klang es, und doch so lieb plaudernd, so als wenn der Musikant gerade eine gute, feine Geschichte erzählen möchte von einem jungen Schuster und einer kleinen Werkstatt und genügend Arbeit und ein paar Pelargonientöpfen am Fenster und — das kam nach einem herzigen Triller — von einer jungen Frau, die diese Blumen pflegen sollte.

‚Warum nicht,' dachte die Tresl, ‚wenn er mich lieb hat und mir es sagte.'

Da erzählte die Klarinette wieder weiter. Von einer Stube und einer Kammer mit ordentlichen, hellen Föhrenholzmöbeln und ein paar ersparten Gulden und ein wenig Hauszeug, Wäsche wäre noch von der Mutter da. Das erzählte sie alles so ein bißchen geschwätzig und behaglich, tat aber dann einen ganz noblen, hellen Triller und sagte: ‚Nur so schüchtern bin ich und trau' mich nicht, es ihr zu sagen.'

So wartete die Tresl Vigl ein paar Abende auf den Georg Abenthin, der im Oktober gleich nach der bestandenen Prüfung wiederkommen wollte, und dann, da er nicht kam, wartete sie auf das Plaudern der Klarinette, und dann, daß der Schuster einmal vielleicht am Fenster vorüberkäme. Aber weit davon, daß sich der Franz das getraute. Da ließ die Tresl gar nicht mehr viel solche unnütze Tage vorüber, sondern stach in einen ihrer Schuhe ein Loch, gerade so als sei ein Nagel quer da durchgefahren, und ging mit dem Schaden zur Klarinette.

„Das," sagte er, „das werden wir bald haben. Setz dich solang. Schad, daß ich keinen Gesellen hab, sonst könnte der es richten, und ich könnte mit dir zuschaun."

„Oder ein Gsatzl auf deinem Wimmerholz spielen," warf sie ein und sah ihn dabei nicht an.

„So, du hast mich also gehört?"

„Jeder Mensch in der ganzen Nachbarschaft muß dich hören, so laut spielst du schon."

„Gefallt's dir nicht?"

„Oh, mir schon, aber darauf hast du es wohl nicht angelegt. Hauptsach wird sein, daß es einer anderen gefallt."

„Da hört sich doch —"

Er hämmerte fest auf die Sohle.

Tresl gab nun nicht nach.

„Ist's die Barbara beim Ebner?"

„Die? Wie kommst du auf die?" Er hämmerte mächtig.

„Na, so. Du spielst immer wieder solche Triller. Und das soll wohl heißen: ich möcht eine ganz lustige, eine, die immer tanzt."

Digitized by Google

„Das dachte ich nicht, und die Barbara ist es auch nicht."

„Dann meinst du vielleicht die Rosl vom Amplatz?"

„Warum gerad die?"

„Ja, das ist so eine Fromme. Und ihretwegen spielst du die Gsatzeln von der Prozession."

„Ach was, das war einmal, mir fiel grad an dem Abend nichts Besseres ein."

„Aber wer wär denn sonst noch in der Nachbarschaft?"

Der Schuster hatte den Bimsstein in der Hand und polierte. Kann ein Mensch eine frischverklebte Sohle polieren und dabei einen Heiratsantrag machen? Nein, das kann er nicht. Aber ein liebes, braunes Bauermädel, das sein Herz auf dem rechten Fleck hat, kann das: kann so einen verlegenen jungen Schuster so von der Seite her anlachen und kichern und sich so dumm stellen, bis er meint, nun sagte er weiß Wunder was für eine Neuigkeit.

„Nein, die Rosl ist es auch nicht, sein wirst es du."

„Tratz mi nit und mach mein Schuh," gab sie zurück und besah sich die Verlegenheit. Aber er war ja zu erschreckt.

„Schusterfranzel?" sagte sie noch. Nicht mehr.

Jetzt wollte er eine große Rede halten. Aber es wurden nur ein paar unbeholfene Worte, die er mit seiner Klarinette viel inniger sagen konnte. Eine Stube und eine Kammer und eine Werkstatt und Brennende Lieb an den Fenstern und eine junge Frau, die die Stöcke gießt und mit ihm ein bißchen fein tut — „und ja so, da wär der fertige Schuh."

Aber Tresl nahm jetzt nicht den, sondern den jungen Schusterfranz und ließ dem ungeschickten Burschen ihr Gesicht und ihre Hände.

„Ja, Tresl, des wann i g'wußt hätt..."

„Warum hast es denn nit früher g'sagt? Patsch, dummer!"

„Oh mei, oh mei, lei nit getraut."

Von diesem Tage an schwieg die Klarinette in den Abendstunden. Aber sie klang zuweilen nachts süß und plaudernd und erzählte der ganzen Nachbarschaft von einer Stube und einer Kammer mit blühenden Blumenstöcken und einer jungen Frau und — hops — da machte sie einen kleinen, allerliebsten Triller.

Georg Abenthin kam in diesen Tagen auf den Ritten. Und klopfte lange und immerzu an ein Fenster, und alles war darin still. Und kam am anderen Tag wieder, gerade als der Schusterfranz dort stand und Tresl diesem aus dem Fenster beide Hände reichte.

Da glitt der arme Georg in den Schutz der Bäume zurück und dachte sich: ‚Römisch Recht haushoch verspielt und da auch zu kurz gekommen, denn die Tresl hat einen anderen. Besser, wenn ich wieder auf die Wiesen hinaufgeh und den Grillen vorspiel. Amen.'

Er ging ganz still und kleinlaut heim. —

Wenn wir ihm jetzt begegneten und wollten ihn nach dem Herbste fragen, was würde er da sagen?

‚Es ist kein guter Herbst dies Jahr, und überhaupt, was fragt ihr mich? Nichts weiß ich zu erzählen'.

Können wir uns an den ungeschickten Schusterfranzl halten, wenn wir etwas vom Herbst dieses Jahres erfahren wollen? Ach, was weiß so ein schüchterner Bauernbursch, was kann eine Klarinette, die Abend für Abend dasselbe bläst, uns sagen?

Nein, da ist es besser, wir gehen zu Marion Flora und fragen die.

Wie ist der Herbst dies Jahr?

Sieh, die lächelt. Lächelt wie eine junge, schöne Königin lächelt, und geht frohen, leisen Schrittes dahin und kann vor lauter seligem Lächeln nicht ein Wort sagen.

Aber wir, nicht wahr, wir wissen genug?

⁂ ⁂ ⁂

Es geht dem Winter zu, und wirklich — Georg Abenthin hat recht — es war kein besonders schöner Herbst, der verdrossen und aller Blätter müde verwelkte. Schon im Oktober kam einmal Schnee, blieb drei Tage lang, und Toni Wunderer, der mit Cora die Verbetten und das ganze Gstrahl durchlief, um Waldschnepfen zu suchen, gab die Suche in ein paar Tagen auf und sagte etwas davon, daß in Burma gerade soviel Löwen seien wie hier Schnepfen, nämlich nicht einer, und grüßte seine Freunde und ging.

Mitte November fiel wieder Schnee. Es begann im Frühgrauen, stöberte den Tag über, und schon am Abend lag die weiche Decke mannfußhoch und drückte die Äste, die noch Blätter hielten, schwer und hart

Digitized by Google

nieder. Zwei Tage später schien wieder Sonne, schien warm und befreite alle gebeugten und bedrückten Äste von ihren frühen Lasten. Aber der Schnee am Boden hielt, die Luft blieb frisch und kühl, und vorzeitig kam dieses Jahr der Frost.

Ganz heimlich — kein Mensch wußte wie — schlich sich in diesen Vorwintertagen eine böse Kinderkrankheit, die Bräune, den Stadtweg herauf. Die kleine Rosl beim Angler machte eines Abends glänzende, große Augen, aß nicht mehr und kroch, ehe sie die Mutter schickte, in ihr Bett. Und lag darin drei Tage, schrie armselig, als ihre kleine Brust nicht mehr recht Atem bekam, und sank während eines solchen Anfalls blau und leblos zurück. Beim Ebnicher holten sie die siebenjährige Hanni. Marion kam mit dem Doktor nur mehr dazu, als sie ganz fiebertappig mit den Händchen um sich griff, als wollte sie von den Engeln, die ihr schon winkten, Blumen entgegennehmen. Eine Woche später kam es über die kleine Moi. Als Marion zum Mobis kam, saß das Kind noch in seinem Bett und hatte Pfiffl im Arm. „Lei nicht gut," sagte das Kind und lächelte Marion entgegen, aber am selben Abend noch war schon die böse Atemnot da, und Moi saß nicht mehr, sondern kramte unstet mit der Decke herum. Der Doktor! Ja, der Doktor war an diesem Tag in Wangen, drei Stunden weit, wo auch ein paar Kinder um ihr kleines Bauernleben kämpften.

Da ging Walter die Nacht noch nach Klobenstein und wartete beim Doktor, bis der im Frühmorgen aus Wangen zurückkam, und nahm ihn, so wie er war, mit. Pfiffl bellte ein bißchen, als Doktor Niebauer die Kranke aus dem Bett hob, ihr den Rücken wusch und das Serum gab. Aber er beruhigte sich bald, als Moi müde und fieberglänzend zurücksank und wieder so still neben ihm lag. Am anderen Morgen überwand er erst die jedem Hunde eingewurzelte Scheu vor Kranken und beleckte wieder die kleine Herrin. Sie lächelte wieder.

Da erst gingen Marion und Walter von diesem Krankenbette heim. Doktor Niebauer ging mit ihnen.

„Ein paar Stunden ruh' ich mich in Ihrem Hause aus. Dann muß ich wieder nach Wangen."

Ehe er aufbrach, zog er Walter im Flur beiseite. „Sie haben natürlich das Kind vom Mobis gerettet, daß Sie mich bei Nacht noch holten. Aber machen Sie so einen Nachtmarsch nicht wieder. Sie waren selbst krank, und so gesund Sie jetzt auch sein mögen, achtgeben heißt es doch immer. Um Gottes willen nichts riskieren —" er sagte es rasch und scheu, als dächte er an eigenes Schicksal nach — „nur nichts riskieren — wenn man solch eine Frau hat."

⁂ ⁂ ⁂

Die Nordstürme, die nun Tag für Tag und so manche Nacht über den Sam dahergebraust waren, gaben ein wenig nach und ließen den Ritten einem schweren Westwind zum Spiel, der mit feuchten, tiefschleppenden Schneewolken Wälder und Höhen einhüllte. Und als der flockenwirbelnd und ungastlich die letzten Blätter von den Linden geweht, fuhr er eines Nachts auf und davon und überließ den winterlichen Berg sich selbst.

Sonnentage kamen wieder. Aber spät, fröstelnd stieg das große Gestirn in der Mulde zwischen Rosengarten und Latemar empor, hing ein paar Stunden in dem blassen Himmel und sank dann müde, glanzlos und stumpf hinter Querwolken im eisstarrenden Westen.

In dieser Zeit brannte im Florahaus schon gegen vier Uhr die Lampe im Lärchengetäfelzimmer, Marion und Walter saßen an dem Tisch, die junge Frau mit einer Handarbeit — was haben junge Frauen auch immer wieder Nadelwerk in den Händen? — und Walter mit einem Buch.

Hin und wieder sieht sie von der Arbeit auf — es ist damit nicht gesagt, daß ihre Hände indes rasten — und sieht ihn lange und tief aus ihren großen, schönen Augen an, und das ist dann gerade so, als habe jemand für ein paar Sekunden den Schirm von zwei hellen, glänzenden Lichtern genommen, daß sie geradeaus leuchten — und senkt dann wieder den Blick, und das ist so, als hätte die Hand den Schirm wieder niedergelassen. Oder es kommt vor, daß Walter mitten in einer Seite — es ist damit nicht gesagt, daß er währenddem nicht weiterliest — eine Hand gerade so über den Tisch hält, bis von drüben eine andere Hand kommt und sie ganz kurz und still berührt. Ganz flüchtig, wenn irgendein Saum noch durchaus beendet oder ein

Digitized by Google

Kapitel zu Ende gelesen sein muß, so daß keine Hand auf die Dauer entbehrlich wäre. Aber, du meine Güte, es gibt mitten in einem jeden Hohlsaum und mitten in dem klügsten Buche Stellen, über die man nicht so ohne weiteres hinwegkommt. Ja, Stellen, wie geschaffen, Arbeit und Lektüre ein wenig beiseite zu legen, Arbeit links, Buch rechts, — sich gerade zu setzen und so, je nun: da sind gegenüber zwei Hände, schmale, liebe Hände, die so wie Kinder aussehen, als langweilten sie sich und wollten gestreichelt werden. Und da sind gegenüber zwei große, schöne Augen, wie zwei Märchenbrunnen tief, in die man hineinsehen muß. Denn ganz tief drinnen leuchtet ein fröhlich Wunderding auf. Und da ist geradeaus ein roter Mund, groß, voll — findet ihr denn einen sehr kleinen Mund schön? — sehr weich, fast so — ach, besser keinen Vergleich, da auf der ganzen Gotteserde Schöneres und Süßeres als ein Jungfrauenmund nicht ist.

Ach, wißt ihr übrigens die Geschichte von Berta Nebeling, der Frau eines jungen Jägers. War eine kleine, wunderhübsche Frau mit Augen, daß alle Männer unruhig wurden, und einem Mund, ja, das war an ihr das Schönste. Aber auch das Schönste weit herum im Land. Doch sie gab diesen Mund, so selig er war, keinem anderen zum Küssen als ihrem Mann. — Das war natürlich dem von den Abgewiesenen nicht recht und auch nicht jenem. Und einer, ein gar Schlauer und Schlimmverliebter, wandte einen ganzen, langen Abend darauf, um doch noch einen Kuß von diesen Lippen zu bekommen. Er bat zuerst mit geraden Worten. Aber da lachte sie ihn aus und sagte: „So wahr ich da sitze, nie und nimmermehr." Da legte er sich aufs Schmeicheln und Schöntun, nahm einen Becher mit Wein und bot ihn ihr: „Küsset den Rand vom Becher, und ich will Euren Kuß aus dem Wein trinken." „Nein, nein." Da zog er einen Ring vom Finger und reichte ihn ihr hin: „Küsset den, Schönste, ich will den Kuß dann an dem Gold wiederfinden." „Nein, nein," sagte sie und lachte. „Aber da Ihr so herzlich bettelt, will ich Euch eins gewähren. Seid morgen zu der Zeit im kleinen Wald. Dahin werd' ich Euch etwas schicken, was ich geküßt hab', Ihr mögt es wiederküssen."

Die Freude! Der Schlimmverliebte war schon eine Stunde vor der Zeit am Ort. Und wartete. Und während er so wartete, ein bißchen ungeduldig — man kann es ihm verzeihen —, da kam so von ungefähr einer daher. Ein Gewehr auf der Schulter, nun ja, wie so ein Jäger aussieht. Und grüßte freundlich: „Auch hier? Schöner Abend heute." — „Ach, ein so wunderschöner Abend, aber schon spät —" Nun wollte er doch heim.

Von Zeit zu Zeit kam noch ein später Schritt an dem Florahaus vorüber, der alte Mesner, der den Abendsegen läutete und in der Kirche das ewige Licht nachsah. Oder ein altes Weiblein, die Burgl vom Angler oder die Creszenz von der Walhütt, tscherfelte vorüber, um vor dem Altar noch ein kleines Gesatzel lang zu hocken. Dann, so gegen sieben, kam Nanne, das Mädchen, und deckte den Tisch.

An so manchem Abend in dieser Winterzeit erlosch das Licht in allen Zimmern schon bald nach zehn. Die Nanne, ein Bauernkind von Oberinn, kniete noch eine Weile vor ihrem Bette hin und sagte halblaut, mit gefalteten roten Händen, ihr Gebet. (Schluß folgt)

Herbstbild

Und Jesus Christus hing im kühlen Regen,
Der ihm die Wunden, die ihn brannten, wusch.
Die gelben Blätter sanken auf ihn nieder,
An seiner Krone Dornen sich verfangend,
Auf seine bleiche Schulter ließ sich matt
Die Amsel nieder, die verflogene,
Die nestlos irrende, und klagte ihm
Ihr Frühlingssehnen langgezogen vor.
Und Jesus Christus hing im kühlen Regen
Und schwieg und schwieg und wußte keinen Trost.

Melanie Ebhardt

Digitized by Google

Über Radium und Mesothorium und ihre Bedeutung für die Krebsbehandlung. Von Prof. Dr. Kobland

Die Naturwissenschaft steht augenblicklich unter dem Zeichen der strahlenden Materie. In der Physik und in der Chemie werden Dogmen umgestoßen, die als unerschütterlich lange Zeit hindurch gegolten haben. In der Medizin werden die Behandlungsarten vieler Krankheiten, und zwar der schwersten, völlig geändert; die Krebskrankheit beginnt ihre Schrecken zu verlieren. Ja, die Erwartungen und Hoffnungen werden vielleicht zu hochgespannt, Arzt und Patient müssen sich hüten, von den unsichtbaren Strahlen geblendet zu werden.

Was sind das für wunderbare Substanzen, die solche Wirkungen hervorrufen?

Die Entdeckung der strahlenden Materie durch den französischen Physiker Henri Becquerel knüpft sich unmittelbar an die Auffindung der X-Strahlen durch Röntgen im Jahre 1896.

H. Becquerel ging, wie J. Becquerel anschaulich beschreibt, von der Tatsache aus, daß die Entstehung der Röntgenstrahlen mit dem Auftreten lebhafter Fluoreszenz verknüpft ist. Er untersuchte daraufhin die Fluoreszenz bekannter Körper, speziell der Uransalze, näher. Kristallinische Plättchen eines Uransalzes, die zur Erregung ihrer Fluoreszenz einen Tag lang dem Sonnenlicht ausgesetzt waren, legte er auf eine verschlossene photographische Kassette und fand bei der Entwicklung der Platte eine deutliche Einwirkung auf derselben. Diese Wirkung schien jedoch nur auf der durch die Sonne angeregten Fluoreszenz zu beruhen. Becquerel war daher sehr erstaunt, daß auch eine photographische Platte belichtet wurde, als das Uransalz auf der verschlossenen Kassette in seinem dunklen Schubfach gelegen hatte. Er erkannte sofort, daß es sich nicht um eine von außen zugeführte Eigenschaft des Urans handelte, sondern daß das Metall selbst Strahlen aussendet.

In demselben physikalischen Institut des französischen Nationalmuseums wurden sodann weitere wichtige Entdeckungen gemacht. Von diesen sei hier nur hervorgehoben, daß das Ehepaar Curie die am stärksten strahlende Substanz fand; wegen ihrer hervorragenden, Strahlen aussendenden — „radioaktiven" — Eigenschaften wurde diese Radium (lat. radiare = strahlen) genannt.

Die zweite uns hier interessierende Substanz, das Mesothorium, wurde von dem deutschen Chemiker Professor Otto Hahn im Jahre 1905 bei seinen Radiumforschungen entdeckt. Es ist nicht mit dem Radium unmittelbar verwandt; während dieses zur Familie des Urans gehört, ist jenes ein Mitglied der Familie des Thoriums. Auch die Fundstätten und die Herstellungsweisen der beiden radioaktiven Substanzen sind verschieden. Das Radium wird hauptsächlich aus der Uranpechblende, die in Joachimsthal in Böhmen gewonnen wird, hergestellt; das Rohmaterial des Mesothors ist der besonders in Brasilien vorkommende Monacitsand. Aus diesem Mineral wird die Thorerde zur Herstellung der Gasglühlichtstrümpfe gewonnen; ein Nebenprodukt bei ihrer Fabrikation ist das kostbare Mesothorium.

In gewisser Weise sind Radium und Mesothor aber doch miteinander verwandt. Die Primärerze des Urans und Thoriums, das Uranit und das Thorianit, enthalten nämlich beide Elemente; man kann also aus jedem sowohl das Radium wie das Mesothor gewinnen, und der Entdecker des Mesothors hat dieses auch zuerst bei der Herstellung des Radiums als Nebenprodukt erhalten. Die Abspaltung des Radiums vom Mesothor ist übrigens technisch so schwierig, daß das käufliche Mesothor meist eine gewisse Menge Radium enthält.

Die physikalischen Eigenschaften der beiden unscheinbaren, weißlichen Substanzen sind zumeist dieselben: sie leuchten im Dunkeln, sie produzieren Wärme, sie schwärzen die photographische Platte, sie bringen bestimmte Metallverbindungen zum Leuchten, sie ionisieren die Luft, d. h. sie spalten die elektrisch indifferenten Luftmoleküle und machen sie zu elektrischen Leitern; ihre Strahlen sind dieselben. Der wesentlichste Unterschied zwischen beiden ist ihre ungleiche Lebensdauer: das Radium zerfällt erst in etwa 1800 Jahren um die Hälfte seiner Masse; die Radioaktivität des frisch hergestellten Mesothors dagegen wächst zwar in den ersten drei Jahren in geringem Grade, dann aber nimmt es schnell ab, so daß es schon in etwa zehn Jahren mindestens die Hälfte seiner Kraft eingebüßt hat.

Die genannten Eigenschaften resultieren aus der stetigen Umwandlung, aus dem Zerfall der Substanzen. Durch Abgabe von Strahlen entsteht ein neuer Stoff, aus dessen Zersetzung wird wiederum ein anderer Körper gebildet und so fort. Aus der Muttersubstanz Uran geht allmählich das Radium hervor, als erstes Umwandlungsprodukt des Radiums erscheint ein gasförmiger Körper, die Emanation (sie gehört zu den Edelgasen, wie Helium, Argon u. a.). Diese Substanz geht wieder in eine andere über, und so eine lange Reihe weiter, bis zuletzt nach vielen Jahren eine inaktive Substanz, das Endprodukt der vielen Umwandlungen, übrigbleibt: das Blei. Und wir erkennen: nicht

Digitized by Google

nur die lebenden Organismen haben ihre Entwicklungsgeschichte, auch die scheinbar leblose Materie vollendet „nach ewigen, ehr'nen, großen Gesetzen" ihre Kreise.

Die Bedeutung der Entdeckung der ohne erkennbaren äußeren Grund aus eigener Kraft strahlenden Materie ist eine gewaltige. Hahn nennt den stufenförmigen Abbau oder Zerfall chemischer Elemente eine der größten, vielleicht die größte Errungenschaft der radioaktiven Forschung. Die Umwälzung in der Chemie und in der Physik zu skizzieren steht mir jedoch nicht zu; ich beschränke mich darauf, kurz zu erörtern, welche Bedeutung die entdeckte neue Energiequelle für ein wichtiges Gebiet der Medizin, nämlich für die Krebsbehandlung, hat.

Zunächst seien zwei allgemeine Erfahrungssätze erwähnt, die aus dem Studium der Wirkungen der strahlenden Materie auf die Bakterien, niederen Pilze, Pflanzen und höheren Organismen gewonnen sind: kurz dauernde Einwirkungen kleiner Mengen bringen einen Reizzustand, eine Steigerung der Funktion, ein schnelleres Wachstum hervor, große und lange wirkende Dosen führen dagegen zu regressiven Veränderungen, zum Absterben und Tod. Und: je jünger die Zellen und die Gewebe sind, um so intensiver und um so schneller erfolgt die Beeinflussung; schnell wachsende Geschwulstzellen und leicht vergängliche Keimzellen werden daher am ehesten von ihnen angegriffen und zerstört.

Diese Beobachtungen sind denjenigen durchaus ähnlich, die bei der experimentellen Forschung über den Einfluß des Sonnenlichtes gemacht sind. Wir wissen seit langer Zeit, daß im Sonnenlicht gezüchtete niedere Tiere die im Dunkeln aufgezogenen in ihrer ganzen Entwicklung bei weitem übertreffen und daß die Überhitzung mit Sonnenlicht schwere Schädigungen herbeiführt. Die Sonnenstrahlen werden daher schon seit vielen Jahren unbewußt und jetzt immer mehr und mehr planmäßig zu Heilwirkungen verschiedenster Art angewendet, hauptsächlich im Hochgebirge, wo uns die Sonne reiner und klarer leuchtet als im Tiefland.

Die strahlende Materie in Gestalt des Radiums und Mesothoriums ist bequemer zu studieren; ihre in einer kleinen Kapsel eingeschlossene Kraft steht uns jederzeit, auch bei Regen und Nebel, in dicker, raucherfüllter Atmosphäre, zur Verfügung.

Für die Anwendung der radioaktiven Substanzen in der Medizin ist die nähere Kenntnis ihrer physikalischen Kräfte unbedingte Voraussetzung. Hier sei nur einiges erwähnt: Die von einer radioaktiven Substanz ausgehenden Strahlen bilden keine Einheit, sondern lassen sich in drei verschiedene Gruppen zerlegen. Je nach ihrer Geschwindigkeit, ihrem Durchdringungsvermögen, ihrer magnetischen Ablenkbarkeit unterscheidet man α-, β- und γ-Strahlen.

Die α-Strahlen bilden etwa 90 % der von der Substanz ausgehenden Strahlen; sie haben eine große Geschwindigkeit (etwa 20000 Kilometer in der Sekunde), sie sind es, die die Luft ionisieren, ihre Masse ist relativ groß, sie treffen daher leicht auf Hindernisse und Widerstand, schon die Luft können sie nur eine kurze Strecke durchdringen, und dünnes Material, Papier, Glas usw. absorbiert sie vollkommen. Die fast mit der ungeheuren Geschwindigkeit der Lichtstrahlen vom Radium ausgehenden β-Strahlen haben eine viel geringere Dichtigkeit als die α-Strahlen; infolgedessen durcheilen sie nicht nur die Luft auf große Strecken, sondern durchdringen auch dickere Körper, wie starkes Papier, dünnes Holz oder dünne Blechplatten. Dagegen werden sie von dichterem Metall (Gold, Platin oder auch dickem Blei) absorbiert. Die Menge der γ-Strahlen beträgt in dem Strahlenbündel nur etwa ein Prozent. Trotz ihrer geringen Anzahl stehen sie jetzt im Vordergrunde des Interesses; sie besitzen nämlich ein ungemein starkes Durchdringungsvermögen, sie gehen durch drei Millimeter dickes Blei, einen Millimeter dickes Aluminium oder Gold oder Platin ungehindert hindurch. Während die α- und β-Strahlen korpuskulärer Natur sind, stellen die γ-Strahlen ebenso wie die Lichtstrahlen eine Wellenbewegung dar. —

Die Wirkungen auf die lebende Substanz sind von verschiedenen Faktoren abhängig: Zunächst sind die einzelnen Gewebe mehr oder weniger für die Strahlen empfänglich. Sodann rufen die drei genannten Strahlenarten verschiedene Wirkungen hervor. Weiter sind von großer Bedeutung die Sekundärstrahlen: jeder von den Strahlen getroffene Körper sendet nämlich wiederum Strahlen aus, und zwar sind diese Strahlen für jede Substanz verschieden. Umhüllen wir von zwei gleichen Radiumkapseln die eine mit Blei, die andere mit Aluminium, so läßt sich leicht nachweisen, daß die sekundären, vom Blei ausgehenden Strahlen andere sind als die sekundären, vom Aluminium ausgehenden. — Und schließlich kommt zur Beurteilung der biologischen Wirkungen der radioaktiven Substanzen noch ein Moment: wenn wir auch den Endeffekt der Strahlen beobachten können, so wissen wir damit leider noch nicht, wie dieser entsteht. Der Annahme, daß es sich um eine direkte Beeinflussung des Gewebes handele, steht die wohlbegründete Hypothese gegenüber, daß die Wirkung eine indirekte sei, und zwar dadurch bedingt, daß durch die Bestrahlung im Gewebe ein Stoff entstehe oder ausgelöst werde, der nun die Körperzellen reize oder schädige.

Die angedeuteten Schwierigkeiten erklären wohl genügend, warum trotz eifriger Arbeit die Strahlenbehandlung durchaus noch nicht völlig geklärt ist.

Die folgende Betrachtung über die Heilung des Krebses muß daher vorsichtig aufgenommen werden.

Die ersten Versuche, bösartige Geschwülste mit radioaktiven Substanzen zu heilen, wur-

Digitized by Google

den an dem leicht zugänglichen Haut- und Lippenkrebs angestellt (1905 Lassar, Heinatz, Exner). Die Ergebnisse waren jedoch recht schwankende. Krönig und Gauß in Freiburg gebührt das Verdienst, feste Grundlagen für die Strahlenbehandlung der Geschwülste, und zwar besonders der tiefliegenden, geschaffen zu haben. Zwei wichtige Forderungen stellten sie auf: 1. große Mengen der Substanz anzuwenden und 2. die weichen α- und β-Strahlen, die die Haut schädigen, durch dichtes Metall abzufiltrieren, so daß nur die durchdringenden γ-Strahlen übrig bleiben. Durch Befolgen dieser Vorschriften sind früher ungeahnte Resultate erzielt worden. Selbstverständlich sind jedoch die Grenzen der Leistungsfähigkeit der neuen Behandlungsmethode durchaus noch nicht festgelegt.

Die Ergebnisse sind hauptsächlich von folgenden Momenten abhängig: Zunächst kommt es auf die Ausbreitung der Erkrankung an; ist der Krebs schon weit vorgeschritten, so können die Strahlen nur die Beschwerden lindern, mit einer Heilung dürfen wir nur im Beginn des Leidens rechnen. Sodann ist der Sitz der Neubildung wichtig: der Krebs der Haut, der in seiner ganzen Entwicklung überhaupt der günstigste ist, wird am besten und schnellsten beeinflußt, danach folgen die Erkrankungen leicht zugänglicher Organe: Lippe, Brustdrüse, Gebärmutter usw.; die Wirkung auf die im Körperinneren liegenden Geschwülste ist am unsichersten.

Eine große Rolle spielt endlich die Art der Behandlung: die Vorbereitung des kranken Gewebes mit hochgespannten elektrischen Strömen, die Wahl der Quantität und Qualität der Strahlen, die Dauer ihrer Verwendung, die Kombination mit Röntgenstrahlen, die Unterstützung der Kur mit chemischen, in die Blutbahn eingeführten Mitteln, die Stärkung der Kräfte der Patienten.

Bei der Neuheit und Kompliziertheit der Strahlenbehandlung ist es nicht wunderbar, daß die Ansichten der Ärzte über ihren dauernden Wert weit auseinandergehen: einige betrachten infolge der verblüffenden primären Erfolge die radioaktiven Substanzen als das Krebsheilmittel; und ich gestehe, daß ich selbst infolge eigener Beobachtungen und Erfahrungen, wie schnell und leicht das Krebsgewebe zerstört und durch gesundes ersetzt wird, das größte Zutrauen zu der neuen Heilmethode gewonnen habe. Andere Ärzte sind nicht so fest von der Verläßlichkeit der Strahlen überzeugt, sie wollen sie nur angewendet wissen, um die Beschwerden unheilbarer Kranker zu lindern. Noch andere benutzen die Strahlen nur, um nach der Operation die noch im Gewebe schlummernden Krebskeime abzutöten. Und endlich gibt es Skeptiker, die im Hinblick auf die nicht seltenen schweren Enttäuschungen in der praktischen Medizin die Strahlenbehandlung nur für einen schnell vorübergehenden Heilversuch ansprechen; es ist nicht schwer, diesen Zweiflern die schon erreichten, nicht abzustreitenden Erfolge entgegenzuhalten. Selbstverständlich ist jedoch eine strenge Kritik notwendig. Diese läßt uns beachten, daß es bei ausgebreitetem und tief im Körper liegendem Krebs auch durch Anwendung großer Mengen radioaktiver Substanz nicht gelingt, alle krankhaften Zellen zu zerstören, sie führt uns dazu, die oben erwähnten Hilfsmittel (hochgespannte Ströme, chemische Mittel usw.) anzuwenden, um die Ergebnisse noch weiter zu verbessern.

Jedenfalls befinden wir uns in der bedeutendsten Epoche der Krebsbehandlung. Überall wird die Notwendigkeit erkannt, große Geldmittel zu sammeln, um den Stätten theoretischer und praktischer Forschung genügende Mengen Radium und Mesothorium zur Verfügung zu stellen und schon jetzt auch den unbemittelten Kranken die Wohltat dieser neuen Heilmethode zu verschaffen.

Vom Lieben, Leiden und Sterben

Ein paar Novembergedanken von Gustav Manz

Es kann auch eine „posthume" Untreue geben. Aber welche Feigheit liegt darin! Man glaubt sich straffrei, weil der Beleidigte tot ist.

Es ist eine alte Wahrheit: wer früh stirbt, ist glücklich. Keine Schwächen können sein Bild mehr entstellen, und die Erinnerung der Nachlebenden sieht nur noch das Gute an ihm. Er hat gleichsam vom Schicksal eine „Vorgabe" erhalten, die ihm den „Gewinn" sichert.

Im Blätterrauschen des Waldes welche Größe und Fülle! Jeder Baum ein Trost und ein Beispiel: erdgebunden, aber himmelstrebend!

Viele Menschen gelangen durch ihren Tod in ein „besseres Diesseits" — im verschönernden oder verzeihenden Gedächtnis der Überlebenden.

Digitized by Google

Digitized by Google

Paul Heyse

Paul Heyse allein, der nun Dreiundachtzigjährige, hat sie alle überlebt. Und er ist seit ein paar Jahren, seit er sein Besitztum am Gardasee verkauft hat, erst wieder recht ein Münchner geworden. In seinem alten Heim an der Luisenstraße, nahe den Propyläen, lebt er seinen Erinnerungen, ohne sich völliger Feierabendruhe hinzugeben. Was ihm selbst, der aus der „dünnen, austrocknenden, kritischen Luft" Berlins kam, vor achtundfünfzig Jahren München gab, das hat er in seinen wertvollen Jugenderinnerungen sehr hübsch geschildert.

Zunächst mit einem etwas merkwürdig anmutenden Lob: „Ich fand in München gerade das, was mir bisher gefehlt hatte: eine sehr unliterarische Gesellschaft, die sich um mein Tun und Treiben wenig oder gar nicht kümmerte, am wenigsten mich durch Urteilen verwirren konnte. Man sprach damals selbst in den gebildeteren Münchner Kreisen niemals von Literatur, höchstens vom Theater ..." Für wichtiger aber erklärt er, daß er, der großstädtische Gesellschaftmensch, sich da „zum erstenmal auf einen breiten, derben Volksboden gestellt fand, auf dem sich ein eigenwüchsiger, nicht immer löblicher, aber kraftvoller und vielfach poetischer Menschenschlag bewegte, nicht von fern mit dem zu vergleichen, den man in Berlin ‚Pöbel' nannte." Den Berliner heimelte die bayrische Hauptstadt, die 1854 immerhin schon 150000 Einwohner hatte, mit den „ungebundenen Sitten" und dem „farbigen volkstümlichen Zuschnitt des Lebens" an.

Der freiere Verkehr der verschiedenen Gesellschaftsklassen untereinander an öffentlichen Orten erinnerte ihn an Italien. Die ausgleichende Macht des allgemeinsamen Gerstensafts erkannte er rasch: „Der geringste Arbeiter war sich be-

Michael Georg Conrad

Digitized by Google

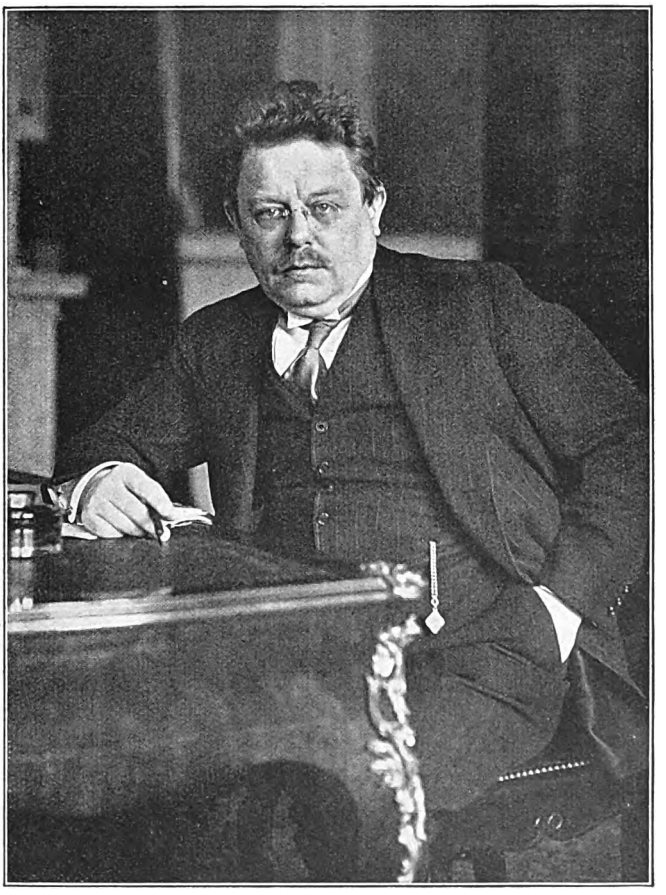
Digitized by Google

aber unter und inmitten der modernen Großstadt behauptet es sich außerordentlich zähe. Das Ländliche hat sich freilich seit zwei Jahrzehnten in den Kranz der Villenvororte und an die Gestade der lieblichen Voralpenseen geflüchtet. Wie gern die Dichter hinausfolgen, wird noch zu zeigen sein. Die südländisch demokratische Gemütlichkeit ist auch noch am Leben; man muß sie bloß nicht etwa an Augusttagen in der Halle eines überfüllten Hotelpalastes suchen. Die Möglichkeit mit dem Volk, beispielsweise mit den lieben Münchner Mädeln, in Gedankenaustausch oder Gefühlsaustausch zu gelangen, ist wohl nicht erheblich geringer geworden.

Die Darbietungen der Kunststadt und mehr noch selbstverständlich die der allgemein städtischen Kultur sind seit König Maxens schönen Tagen in ungeahntem Maße vervollkommnet worden. Herbfrische Alpenluft weht noch immer, den Benzindüften zum Trotz, in die Gassen und brunnengeschmückten Plätze. Und die Herrlichkeit der Berge ist sogar — näher gerückt, in diesem Zeitalter des immer geschwinderen Verkehrs.

Aus alledem ergibt sich's leicht, daß für Dichter unterschiedlichster Art kaum eine geeignetere Residenz zu entdecken wäre, als München. In Weimar beispielsweise sitzt man leicht zu dicht aufeinander. In Berlin haust alles zu weit auseinander; und überhaupt — wie viele Schöngeister würden wohl im heutigen Großberlin wohnen, wenn es ihnen nicht aus praktischen Gründen nötig schiene? Im großen ganzen darf doch wohl gesagt werden: fast jeder Künstler, also auch fast jeder Dichter, der die Münchnerstadt kennt und es ermöglichen kann, setzt sich dort fest.

In erster Linie freilich ist die deutsche Kunsthauptstadt noch immer Malerstadt, in zweiter Linie erst Dichterstadt (und wohl in annähernd demselben Grade auch Tonkünstlerstadt). Der Maler — sogar die Malweibchen allein — sind den Poeten der Zahl nach unendlich überlegen. Diese werden auch nicht zum Prinzregenten eingeladen, sind in der Gesellschaft verhältnismäßig wenig zu sehen.



Max Halbe

Trotzdem kann man nicht sagen, die Münchner Dichter lebten einen schlechten Tag. Schon deshalb nicht, weil eine nicht geringe Anzahl von ihnen wohlhabend sind. Daß auch in Bayrisch-Kapua gearbeitet wird, beweist die alljährliche reichliche Literatur-Erzeugung ebendaselbst. Aber das Tempo des Lebens und

Digitized by Google

Digitized by Google

schaffen, wo sie vom Frühjahr bis tief in den Herbst hinein hausen. Mindestens drei von ihnen sind auch vielerfahrene Weidmänner. Und das ist charakteristisch für sie, so sehr sie untereinander verschieden sind. In ihren Werken kommt es zum Ausdruck, auch wo nicht von Wald und Wild die Rede ist.

Ludwig Thoma (von Geburt Oberammergauer), der mit seinen sechsundvierzig Jahren auf der Höhe seines Schaffens steht, hat seit vier Jahren in Rottach am Tegernsee sein schönes Bauernanwesen, das er gut bäuerlich bewirtschaftet, mit bildsauberem, blumenumhegtem Haus. Zum Jäger war er schon durch die Abstammung, als Sohn eines Forstmeisters, bestimmt. Sein geruhiges, stämmiges Wesen birgt mehr Temperamentsschattierungen, als der äußere Anschein vermuten läßt. Die mordsgrobe Satire ist bei ihm ebenso echt wie die Gemütstiefe, die sein erstes Volksdrama „Magdalena" enthüllte. Dieses Werk und seine herben Bauernromane („Andreas Vöst", „Der Wittiber") bedeuten in ihrer unübertrefflichen Lebenstreue den gehaltvollen Kern seines bisherigen Dichtens.

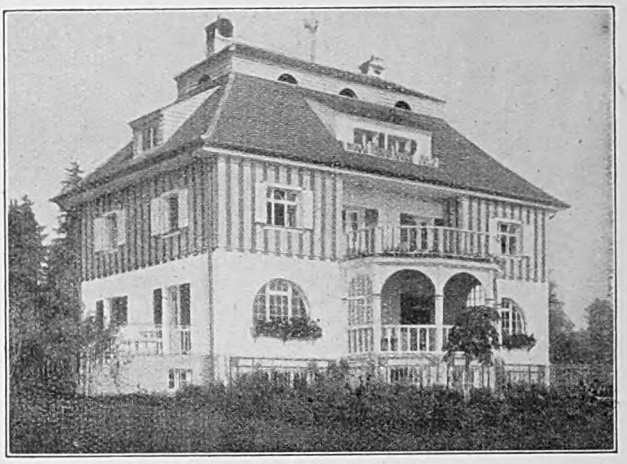
Josef Ruederer (ein wirklicher, geborener Münchner, Jahrgang 1861) hat sich in Oberammergau angesiedelt. Die Art, wie er sich vor Jahren in seiner vielversprechenden Komödie „Die Fahnenweihe" gegen die herkömmlich liebenswürdige Bauernkumedi wandte, war der Ludwig Thomas verwandt. Seitdem zeigte sich, daß weniger das naturwahre Gestalten größeren Stils, als die bajuvarisch kräftige Satire die Stärke seiner rassigen Persönlichkeit ist.

Wie Thoma ist Ludwig Ganghofer der Jägerei ergeben und hat uns in lebensvollen Schilderungen an ihrer Lust teilnehmen lassen. Ganghofer, der unerschöpfliche Fabulierer, ist ein sanguinischer Bayer vom minder harten Schwabenstamm (geboren 1855 zu Kaufbeuren), bewohnt mit der blühenden Familie im Sommer sein Jagdhaus Hubertus, das ziemlich einsam am Fuß des Wettersteingebirges bei Leutasch in Tirol liegt.

Michael Georg Conrad, der hünenhafte Franke, reiht sich diesen bayrischen Kraftgestalten, die alle so gar nichts vom typischen Literatentum an sich haben, würdig an. Daß er mit seinen siebenundsechzig Jahren nicht mehr der rauhe Stürmer ist, der er als Wortführer der aufstrebenden Modernen vor zwei Jahrzehnten war, das ist ja ebenso natürlich wie der Altersreif, der ihm auf das blonde Kopf- und Barthaar fiel. Wie Conrad, hat sich auch

Georg Hirschfeld

Digitized by Google

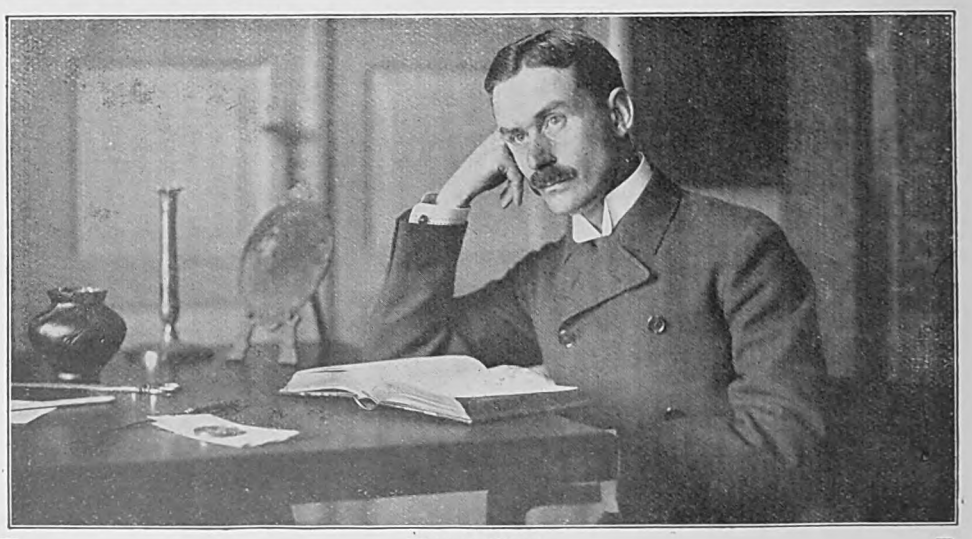


Landhaus Thomas Mann in Bad Tölz

Fritz von Ostini (endlich wieder ein richtiger Münchner!) durch seine Kunstschriftstellerei um das Münchner Kunstleben verdient gemacht. Wie er dazu gelangte, den Pinsel mit der Feder zu vertauschen, hat er selbst einmal in diesen Blättern berichtet. Als Poet behaglicher Heiterkeit tritt er bekanntlich meist unter dem Namen des „Biedermeier mit ei" auf. Das Haus Ostini erfreut sich in München eines guten Rufes als Stätte künstlerischer Geselligkeit. Eine vielseitige Poetentätigkeit entfaltet Hanns von Gumppenberg, der in Landshut (1866) geboren, aber in München aufgewachsen und im königlichen Pagenkorps erzogen wurde. Ein gedankenvoller Kopf, um 1890 ein Vorkämpfer der Modernen, doch kein Naturalist, eher Symbolist, gibt er jetzt in der Schwabinger Stadtgegend, wo er seit Jahren wohnt, die Zeitschrift „Licht und Schatten" heraus.

Als waschechte Bayern wären hier auch die Mundartdichter anzureihen: der sechsundsiebzigjährige Peter Auzinger (geb. zu Athen!), der junge Georg Queri, der mit seiner eigenartig-kecken Stoff- und Sprachbehandlung über die harmlose Konvention der Mundartpoesie hinausreicht, und Frau Philomena Hartl-Mitius, beliebt ehemals als Mitglied des Gärtnerplatztheaters.

Auch die jüngere Generation hat ihre „Nordlichter". Max Halbe (geboren 1865), der Sohn und Dichter Westpreußens, ist freilich schon so lange in Schwabing und im literarischen Leben Münchens heimisch, daß man sich ihn kaum mehr daraus fortdenken könnte. Jeden Sommer stattet er mit den Seinen dem väterlichen Gut ganz „droben", bei Marienburg, einen Besuch ab. Aber daheim ist er, wo die Isar rauscht. Nicht bloß als Urheber von Dramen wie „Jugend", „Lebenswende",



Thomas Mann

Digitized by Google

Ludwig Thomas Landsitz in Rottach am Tegernsee

„Mutter Erde" und neuerdings als erzählender Dichter von Bedeutung, auch als geselliger Mensch von Geist und Witz, als sozusagen repräsentierender Poet, nimmt er hier eine ganz besondere Stellung ein.

Von der Persönlichkeit Frank Wedekinds gilt dasselbe. Nur daß die Stellung Wedekinds zur Umwelt komplizierter ist. Ihn zieht es ungefähr so wie andere Künstler auch zum zweckbefreiten Umgang mit Menschen; wenn er zu vorgerückter Stunde in der Tiroler Weinstube seine Brettllieder zur „Klampf'n" singt, kann er der liebenswürdigste Mitmensch sein. Doch fühlt er sich zuweilen, scheint's, wieder getrieben, inmitten der Geselligkeit als unruhevoller Einsamer, der er ist und bleibt, unvermutet zu verstummen, einen Erisapfel in die Corona zu schleudern oder zu verschwinden. Wedekind (geboren 1864 zu Hannover, aufgewachsen in der Schweiz) wohnte, mit Unterbrechungen, als Junggeselle manches Jahr im Bohêmeviertel der Kunststadt. Als Ehemann schuf er sich mit der anmutigen Lebens- und Gastspielgefährtin ein hochherrschaftliches Heim an der monumentalen Prinzregentenstraße, gegenüber der neuen Schackgalerie.

Von den Modernen, die zu Anfang der neunziger Jahre in Bierbaums Musenalmanachen vereinigt waren, haben auch

Ludwig Thoma

Digitized by Google

Digitized by Google

eigentlich ein städtischer Mensch, besitze zur Natur (das Meer vielleicht ausgenommen) kein sehr intimes Verhältnis und habe dem Ausspruch Lenbachs: ‚Das Land ist für die Kühe!' immer einen halb unterdrückten Beifall gezollt. So sehr mich anfangs Friede, Menschenleere und Kuhglocken laut rühren und beglücken, so wohltätig, ja notwendig Ruhe und gute Luft meinen Nerven sind: allmählich erschlafft mich das Idyll ein wenig, und von Zeit zu Zeit, etwa alle sechs bis acht Wochen, verlangt mich lebhaft nach den Reizungen der großen Stadt."

Einige unsrer Dichter haben sich nichtsdestoweniger im Grünen draußen, in den stillen Villenvororten, fürs ganze Jahr eingerichtet.

So hat Georg Hirschfeld, der jüngste der Modernen, seine Vaterstadt Berlin endgültig mit Dachau vertauscht. Der gut akklimatisierte Deutschrusse Korfiz Holm, der sich neuerdings als Lustspiel- und Romandichter auf der aufsteigenden Linie bewegt, hat sich das nahe Pasing zum Wohnsitz ausersehen. Wilhelm Schmidtbonn, der verheißungsvolle rheinische Novellist und Dramatiker, pachtete bei dem gemütlichen Marktflecken Murnau ein wundervoll gelegenes Landhäuschen.

Die bekannteren Dichterinnen Münchens sind in der Stadt geblieben.

Frank Wedekind

Frau Tilly Wedekind in „Franziska" (Phot. Becker & Maaß, Berlin)

Wir greifen aufs Geratewohl vier Damen mit B heraus. Frau Elsa Bernstein, genannt Ernst Rosmer, die als naturalistische Dramatikerin anfing und dann die „Königskinder" schuf, wohnt mit ihrem Gatten Max Bernstein, dem bekannten Verteidiger, an der vornehmen Brienner Straße. Die Lyrikerin Margarete Beutler und ihr Gatte Friedrich Freksa, der Dichter der Reinhardt-Pantomime „Sumurun" und des gefährlichen Theaterromans „Erwin Bernsteins theatralische Sendung" haben ihr Heim in der Dichtervorstadt Schwabing. Helene Böhlau, die Witwe des deutsch-türkischen Gelehrten

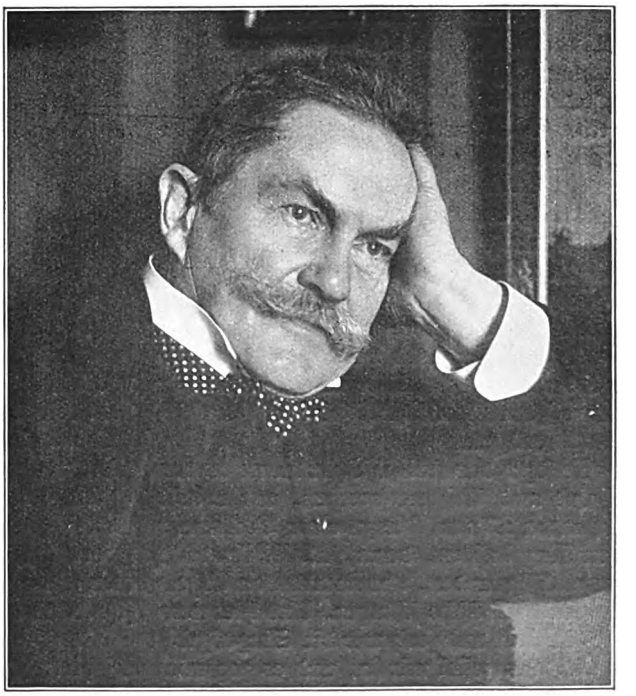
Digitized by Google

Digitized by Google

Fritz von Ostini

Die Lyrik hat zu München begabte Vertreter noch in den „Jugend"-Leuten Franz Langheinrich und Albert Mathäi, in dem straff stilisierenden Ernst Lissauer (aus Berlin), in dem temperamentvollen Holsteiner Waldemar Bonsels, dem starken Talent Will Vesper (aus Barmen). Unter den Romandichtern wäre auch Schillers Urenkel, Alexander von Gleichen-Rußwurm, zu erwähnen, obwohl er sich seit dem 1902 erschienenen fesselnden Roman „Vergeltung" ganz auf kulturbetrachtende und literaturgeschichtliche Schriften verlegt zu haben scheint. In einer Heerschau der Münchner Dichter darf endlich ein Schriftsteller nicht fehlen, der zwar gar nicht Anspruch auf Poetenlorbeer erhebt, der aber doch ein gut Stück Dichternatur in sich trägt, Dichter und Dichtung fördert, Ideen und Begeisterung (noch heute, nach der Feier des siebzigsten Geburtstags) zu geben hat: Georg Hirth, der Gründer der „Jugend", der Freund und Tegernseer Nachbar Ludwig Thomas, ein Mann von vielen Graden.

Alles in allem genommen: um den Nachwuchs in der Poetengilde Münchens, um die Fortdauer der Poetenstadt in der Künstler- und Fremdengroßstadt braucht uns und der Münchnerstadt nicht bange zu sein. Auch in jeder menschlich absehbaren Zukunft werden deutsche Dichter aus Nord und Süd dorten miteinander wetteifern, einander anregen, befehden, abschleifen. Und zur Vergeltung des anheimelnden, fruchtbringenden Aufenthalts werden sie Münchens Lob ausbreiten für und für . . .



Georg Hirth

Digitized by Google

Müte und sein Freund

Von Max Dreyer

Wieder bin ich im Mai über die Horster Heide gewandert, habe das stille, mittäglich versonnte und versonnene Dorf durchschritten und dann über die Wiesen den mir vertrauten Fußsteig genommen zu dem schattigen Knickbusch, von wo man über das Moor blickt und in dem schwarzen, kleinen See die geblendeten Augen kühlt.

Hier war es, wo ich vor vier Jahren meinen kleinen Freund gefunden, Müte Lührs, den Gänsehüter. Links von meinem Mittagslager zog sich auch damals Brachfeld hin wie heute; dies war sein und seiner Schutzbefohlenen Reich gewesen, hier hatte er gethront in ihrer Mitte. Barhäuptig saß er da, sein gelber Schopf leuchtete, man hörte die harte Heidesonne knistern in seinem strohernen Haar. Und ganz war er das Bild eines achtunggebietenden Herrschers, stolz war sein Nacken, hoheitsvoll jede Bewegung seines Kopfes, der die Getreuen mit ihren seitwärts blinzelnden Äuglein achtsam Folge gaben. Kein Laut kam aus der Herde, fast alle ruhten sie, einzelne hatten gar zu regelrechtem Schlaf den Kopf unter den Flügel gesteckt. Nur ein paar von den kleinen, gelben Gösseln machten sich wichtig mit erwachsener Gefräßigkeit und rissen gewaltig an den Kräutern.

Der Herr und König hatte sich einen neuen Herrscherstab geschnitten, eine lange Weidenrute. Von ihrem unteren Ende entnahm er sich jetzt ein Stück zu besonderem Zwecke. Er schnitzte Pfeifenlöcher hinein und klopfte es mit dem Messer, damit die Schale sich löse. Dazu summte er einen Zauberspruch. Dieser half ihm, daß das Werk gelang.

Er setzte das fertige Instrument an den Mund und ließ es sprechen, erst in leise tastenden Tönen, die zu einer Volksweise den Weg suchten, dann, als sie ihn nicht zuverlässig fanden, sich mit munterer Eigenheit in die Büsche schlugen. Und hier wurden sie laut und froh wie die Singvögel.

All das gefiel mir so, und es zog mich zu dem kleinen Herrn dieser Lande. Zuerst bemerkten mich einige von seinen Vasallen, als ich näher kam. Diese, die die königliche Musik ob aus Verständnis, ob aus Liebedienerei mit leisem Geschnatter begleitet hatten, stießen nun gellende Warnungsschreie aus, und gleich erhoben sich drei Granden des Reiches, drei mächtige Gänseriche, strichen mir entgegen in wackelig fliegendem Lauf. Zornig flammten ihre roten Augenlider, und zischend wollten die Schnäbel mir ins Beinwerk fahren.

Der Gebieter hatte sich halb mit lässiger Erhabenheit umgewandt, die Stupsnase zeigte wenig Entgegenkommen, und die grauen Augen blieben kühl. Er ließ sich Zeit, dem Ungestüm seiner Wächter zu wehren. Erst als ich selber scheltend die Glieder brauchte, verstand er sich zu einem Befehlsruf, dem allerdings auf der Stelle gehorcht wurde. Doch blieben die Hälse der Wachsamen schlängelnd um meine Beine.

Es war ganz so, wie ein beargwöhnter Fremdling zu dem geheimnisvollen Herrscher eines weltfernen Reiches geleitet wird.

Als ich dann in erwartungsvoller Höflichkeit vor ihm stand, geruhte der Machthaber so nach und nach andere Saiten aufzuziehen. Es gab zwischen uns einen Klang, und wir hatten uns was zu sagen. Aus seinen grellen Jungenaugen schwand das trotzige Mißtrauen, ich setzte mich neben ihn ins Gras, und wie wir so denselben Boden unter uns hatten, gab er auf offene Fragen offene Antwort.

Ich sprach mit ihm über seine Untertanen. Er hatte einen Liebling unter ihnen, Liesch, für mich eine Gans wie die andern auch, die ich beim besten Willen von den übrigen nicht hätte unterscheiden können. Als er sie beim Namen rief, kam sie herangewackelt, nicht eben eilig und gar nicht freundlich.

Als sie vor ihm stand, griff er jach und hart in ihren Schwanz und riß ihr eine Feder aus, sie aber biß ihn in den Daumen, daß das Blut kam. Nach Zartheit schmeckten die Liebkosungen der beiden nicht.

Nun sollte sie ihre Besonderheit zeigen: er hielt ihr den Stecken vor, unwillig schnappte sie danach und schnatterte grimmig, dann aber tat sie, was sie sollte, sie

Digitized by Google

breitete die Flügel und hob sich zu fliegendem Sprung, der sie über das Hindernis trug, flatterte noch mit wenigen Schlägen über den Boden und landete dann träge und ärgerlich unter heftigem Schelten.

Ich sprach ihm meine Anerkennung aus über seine Dressur und die Gelehrigkeit seiner Schülerin. Er aber zog höchlich geringschätzend den Mund. „Dat is nu de best!" sagte er achselzuckend und machte kein Hehl daraus, daß er seine Zöglinge maßlos verachtete. Und dies war der eigentliche Grund: „So wat hät nu Flüchten un flücht nich!" erklärte er mit fast zornigem Kopfschütteln. Nach solcher Auffassung und Bekundung war es mir klar, daß ihn keine Freundschaft mit seinen Untergebenen verbinden konnte, auch nicht mit Liesch, der besten von allen, und daß seine Neigung andere Bahnen wandelte.

Bald zeigte sich mir denn auch, wem sein Herz gehörte: das war nun freilich etwas anderes als dieser Herdenvogel, der als Schimpfwort sowohl wie als Mastvieh unentbehrlich ist, dem indessen auch der Dankbarste keinen höheren Schwung zusprechen wird. Höherer Schwung aber, das war es, was den auszeichnete, dem Mütes Zärtlichkeit zuflog — zuflog, ja, so muß man wirklich und wörtlich sagen.

Er hatte schon ein paarmal zu der Waldhöhe hinübergespäht, dann nach seiner Uhr, der Sonne, geblickt, mit einer wachsenden Lebhaftigkeit, und nun tippte er mit dem Zeigefinger auf meine Hand. „Dor is he!"

He? Wer? Wer war es, der da war? Meine Augen konnten nichts finden. Jetzt aber entdeckte ich am Himmel einen schwarzen Punkt — näher kam es, ein Vogel — an der Flugart erkannte ich nun auch, daß es ein Raubvogel war.

Ein Bussard. Er zog und flatterte, kreiste, schwebte, rüttelte und stand. Müte ließ die Blicke nicht von ihm, er atmete bebend mit geöffnetem Munde, zuckende Lichter zitterten über sein Gesicht. Erst dachte ich, er wäre in Erregung um seine Gössel, daß ein Feind drohte oder eine Gefahr ihn reizte. Dann aber merkte ich bald, wie hier eine Freundschaft waltete, die innig und lebhaft, ja leidenschaftlich war.

Steil aufgerichtet saß der Junge da mit seinen glänzenden Augen, und nun rief er seinen Freund, er hatte einen Namen für ihn. „Korl!" rief er, „Korl, kumm!"

Und wirklich, Korl, der Bussard, zog näher, jetzt stand er fast über uns. Ihn zu grüßen, nahm Müte die Pfeife zur Hand und blies, sehr falsch aus lauter Freude, aber laut — dem Begrüßten schien es zu gefallen, er drehte den starken Kopf, und der Junge behauptete zu sehen, wie er mit den lichten Augen lebhaft „plinkte".

Ein breites, volles, glückliches Lachen schwelgte um Mütes tiefatmenden Mund — da geschah etwas Schlimmes: ein Schuß ertönte aus der Nähe — vom Knickbusch her — dort oben strich der Dampf — der Bussard stieg in die Luft und stürmte davon — der Junge war leichenblaß geworden — seine Stirn war kraus gezogen, die Brauen verbissen sich geradezu ineinander — noch folgten seine Blicke dem Entschwebenden, dem nichts geschehen war — dann wandte er sich dem Schützen zu — eine weibliche Gestalt war vor das Gebüsch getreten — eine schlanke, biegsame Mädchengestalt — sie hatte das Gewehr schon wieder geschultert und schritt in einem Gang von seltsam hochmütiger Lässigkeit weiter.

Müte hob drohend die rechte Faust und dazu dann die linke, in seine hellblauen Augen stachen grünliche Flammen, seine Sommersprossen, sonst gelb und matt, brannten bräunlich auf den blutleeren Backen. Ich mußte an die Schreckfarben der Salamander denken. Dann stieß er durch die Zähne ein wütendes: „Dat Aas!" und schüttelte die erhobenen Fäuste.

Die mit soviel Haß Gescholtene war niemand anders als die Tochter seines Herrn. Die junge Baroneß war mir wohl bekannt, und ich zeigte mich geneigt, sie in Schutz zu nehmen, denn es gab nicht viel auf der Welt, was köstlicher anzusehen war.

Doch Müte blieb unversöhnlich, und es dauerte lange, ehe er seine mecklenburgische Gelassenheit wiederfand. Jetzt aber, da ein bedeutendes Erlebnis uns einander noch näher gebracht hatte, erzählte er mir treuherzig aus seinem Leben.

Er werde im Sommer acht, seit zwei Jahren gehe er zur Schule. Im Lesen sei er der drittbeste seiner Abteilung, im Schreiben der vierte, und darum habe er auch die Hüteerlaubnis. Schon im vorigen Frühling habe er die Gänse ausgetrieben, und

Digitized by Google

aus der Zeit stamme seine Bekanntschaft mit Korl, der immer zu bestimmter Stunde sich hier einfinde, ihn zu besuchen. Der Bussard habe auch eine Frau, die sei dicker und größer als er und darum für jeden von ihm zu unterscheiden. Auch die „Se" stelle sich zuweilen ein, aber nur unregelmäßig und immer ganz flüchtig, sie mache sich nichts aus ihm, dem Müte, dafür mache er sich aber auch nichts aus ihr. Er wisse auch, wo die beiden ihr Nest haben: in einer alten, von Dickicht umgebenen Eiche. Ein Schleiereulenpaar niste in demselben Baum. Es sei sehr selten, daß Raubvögel so nahe zusammen hausen. Einmal, im Winter, sei er durch das Dickicht gekrochen, sich nach Körling einmal umzusehen. Aber für so was wie häusliche Besuche schien der nicht zu sein, er habe ärgerlich überrascht dreingeschaut. Aber das schade nichts, darum seien sie doch die alten.

Dann erzählte er von der Winterszeit und seinem Zuhause. Sein Vater sei als Heizer auf großen Dampfern weit herumgekommen, und wenn er vergnügt sei, spräche er gerne von seinen Erlebnissen. Manchmal aber sei er zu vergnügt — wie Mutter sagte —, und Mutter würde dann sehr traurig, und die Kinder würden vor ihm versteckt. Er sei auf dem Herrnhof bei der Maschine angestellt, aber da er zuweilen so fest einschlafe, daß man ihn nicht aufwecken könne, habe der Herr Baron etwas gegen ihn, und es sei nicht gewiß, daß sie hier blieben.

Ich fragte ihn, ob er auch zur See wolle. Da schüttelte er entschieden den Kopf. Dann sah er mich ein wenig unsicher von der Seite an, und nun kam es vertrauensvoll heraus: „Ick will fleegen lieren!"

Ich weiß noch, daß ich ihn überrascht ansah. Dieser Wunsch war damals, vor vier Jahren, noch weit davon entfernt, die Jungenköpfe zu beschäftigen, und nun gar hier in dörflicher Abgeschiedenheit.

Müte aber hängte sich nun geradezu inbrünstig an mich: ich käme aus der großen Stadt, ich sollte gut sein und ihm von der „Flugdingern" erzählen! Und um mich recht zu befeuern, zeigte er mir sein heiligstes Geheimnis: unter einem Grasbüschel zog er ein kleines Gestell aus Weidenruten hervor, an dem sein Erfindergeist ein wenig ratlos herumphantasiert hatte.

Ich streichelte ihm den strohernen Schopf. Zu meiner Beschämung mußte ich ihm gestehen, daß ich mich bisher nicht genug mit den Flugwerkzeugen beschäftigt hätte. Ich wollte das aber nachholen, und wenn ich wiederkäme, würde ich ihm Bilder und Zeichnungen mitbringen, und er sollte alles von mir erfahren, was ich wüßte. Darauf gaben wir uns die Hand, und damit sagten wir uns Lebewohl. Ich sehe noch seine hellen, erwartenden Augen voll Glauben und Mut. Als ich mich noch einmal nach ihm wandte, saß er da, still, mit erhobenem Kopf und blickte den Wolken nach.

Ich habe mein Versprechen nicht erfüllen können, denn als ich im nächsten Frühjahr wieder hierher kam, traf ich meinen kleinen Freund nicht mehr an. Es war alles anders. Hier, wo auch heute wieder Brachfeld ist, war damals Roggen gesät und keine Gänseweide. Nach sommerhaften Maitagen war ein Rückschlag eingetreten, ein kalter Nordost wehte, und Graupelschauer sprühte er über die erstaunten Halme. Die Sonne selbst schien zu frieren, so dicht verkroch sie sich in ihren Wolkenpelz.

Ich machte mich auf den Weg, meinen kleinen Freund zu suchen, und ich fand ihn bald. Ich wußte, daß seine Eltern in einem der letzten Katenhäuser des Dorfes wohnten. Dorthin wollte ich gehen, aber ich traf ihn schon auf halbem Wege an.

Das war auf dem Kirchhof, wo sie den kleinen Flieger in die Erde gelegt hatten.

Über den Gottesacker führt ein Richtsteig, den benutzte ich. Und der brachte mich an einem frischbepflanzten, wohlgepflegten Kindergrab vorüber. Ein fast prunkhafter Grabstein schmückte die Stätte, ein großes Kreuz aus schwedischem Granit. Ahnungslos fielen meine Augen auf die Inschrift: „Hellmut Lührs" — etwas in mir erschrak heftig, aber ebenso heftig beruhigte ich mich selbst, meine Gedanken klammerten sich an das prächtige Denkmal. Wie sollte der Sohn des armen, trunkfälligen Heizers zu solchem Grabschmuck kommen! Aber bebend las ich doch, was weiter auf dem Kreuze stand: „So jung er war, so mutig und getreu — getreu bis zum Tode. Geboren den 7. August 1901, gestorben am 2. Juni 1909."

Was da stand, das konnte wohl auf meinen Müte passen. Aber daß er hier

Digitized by Google

liegen sollte — am 2. Juni vorigen Jahres gestorben — wenige Tage vorher hatte ich bei ihm gesessen — nein, nein! — „geboren den 7. August" — — sagte er mir nicht, daß er im Sommer Geburtstag hätte und acht Jahr würde? — —

Die Angst ließ mich nun doch nicht mehr los, und ich eilte nach seiner elterlichen Wohnung. Ein alter Mann zeigte mir den Katen, in dem Vater Lührs hauste. Ich klopfte, es wurde nicht geöffnet, ich klopfte stärker und faßte an die Wohnungstür — sie war verschlossen.

Nun erschien die Flurnachbarin, eine alte, grämliche Frau. Ich fragte nach dem Heizer Lührs. „De slöpt!" Wo denn Frau Lührs sei? „Upn Feld." Ich zauderte. Dann konnte ich es aber doch nicht lassen. „Und wo ist Müte?"

„Müte is dod!" stieß die Alte fast böswillig hervor, und dann warf sie die Tür zu.

Also doch — Müte Lührs — also doch!

Jetzt rührte sich auch was in der Lührsschen Wohnung. Es schlurfte jemand an die Tür, sie wurde aufgeschlossen und geöffnet, in der Öffnung zeigte sich ein gedunsenes Männergesicht.

„Ich möchte gern den Vater von Hellmut Lührs sprechen," sagte ich. Der Mann in der Tür erklärte mit heiserer Stimme redegewandt, er wäre der Vater des armen Jungen, bat mich, einen Augenblick zu entschuldigen, machte die Tür wieder zu und ging offenbar daran, seine Toilette zu vervollständigen. Nach kurzer Zeit erschien er wieder, noch im Begriff, ein Halstuch in malerischen Knoten zu schlingen, stieß die Tür weit auf und bat mich einzutreten.

Aber die Luft, die mir von drinnen entgegenquoll, veranlaßte mich zu der Bitte, wir wollten doch lieber uns draußen auf die Bank setzen. So geschah es denn.

Hellmuts Vater, dessen Züge, jetzt vom Schnaps verwüstet, noch die Spuren richtiger Seemannsschönheit aufwiesen, faselte mit der Pose des verwöhnten Frauenlieblings von einst, die ihn nicht verließ.

Sein Hellmut, ja, das könne er sich schon denken, daß die Leute sich von ihm und seiner Tat erzählten und daß sie von weit herkämen, darüber Näheres zu erfahren. Aber es sei ja auch sein Sohn gewesen, und er, der Vater, er, Fernand Lührs, habe mal in Vera-Cruz zwei Yankees und einen Spaniolen derartig in die Mache genommen, daß von dem Spanier gar nichts und von den Amerikanern nur ganz Unbrauchbares übriggeblieben sei — das habe damals leicht den Kragen kosten können, und wäre er nicht von einem Westindienfahrer mitgenommen worden — —

Es machte Mühe, den Mann an die Mecklenburger Küste zu bringen.

Sein Müte — ja, was der getan habe — der habe der gnädigen Baroneß das Leben gerettet und das eigene dabei hingegeben — und die Baroneß habe gesagt, so was gäbe es nicht mehr auf der Welt — und der Herr Baron —

Ich fragte ihn hart und sachlich, in welcher Gefahr denn das Fräulein gewesen sei, und da berichtete er mit verglasten Augen: Ein Raubvogel wäre auf sie gestoßen, ein Undiert, so mächtig, wie man es noch nie hierzulande gesehen hätte. Und das wäre ja bekannt, daß es solche Biester gäbe, die auf Jungfern stießen — und er, Fernand Lührs, habe mal in Chile einen Kondóhr gesehen, der wäre mit ausgespannten Flügeln breiter als die Häuserfront gewesen und den hätte man geschossen, als er einen berittenen Rinderhirten mitsamt seinem Pferd in die Luft getragen — —

Seine Phantasien halfen mir nicht zu dem, was ich wollte. Mit dem einen Bild, das in mir lebendig geworden war: die Baroneß als Raubvogelschützin, war hier und so nichts Rechtes anzufangen.

Wollte ich von dem wirklich Geschehenen hören, mußte ich aus andern Quellen schöpfen. Auch von der hageren, verängstigten Frau, die jetzt auf das Haus zukam, Hellmuts Mutter, die ganz am Munde ihres Mannes hing, konnte ich mir nicht viel versprechen. Sie äußerte sich unter Stocken, doch ohne Weichheit, daß Müte ein guter Jung gewesen wäre, und erklärte weiter zu seinem Ruhme, daß er ihnen ja auch jetzt noch nützte, denn nun blieben sie für immer auf dem Gut und der Herr Baron sorgte auch für ihre anderen Kinder.

Hierauf aber mußte Vater Fernand einen Trumpf setzen: wenn er bliebe, so geschähe das nur des Barons wegen, denn keiner wüßte so mit der Maschine Bescheid wie er, Fernand Lührs — und da sein kleiner Müte hier begraben läge —

Unter diesen Ergüssen zog ich flüchtig

Digitized by Google

auf die Dorfstraße. Nach dem Herrnhof! war mein Gedanke. Der Besitzer würde mir Aufschluß geben über des Jungen Tat und Ende.

Ich kannte den Baron seit längerer Zeit. Er war ein fleißiger Archäologe. Die Ornamentik der Eisenzeit hatte er in verschiedenen Studien behandelt. Im Grunde seiner Seele war er Romantiker und offenbarte sich als solcher auch in all seinen philanthropischen Bestrebungen.

Hinter dem Schreibtisch thronte der schwere Mann, schob die Brille auf die Stirn und streckte mir die gewaltigen Hände entgegen, als Ersatz dafür, daß er nicht aufstand, wofür er bei allen Bekannten sich Generalpardon ausgewirkt hatte.

Wir sprachen bald von dem Verstorbenen.

„Ja, der Junge," so ließ er sich vernehmen. „Unsere sozialen Rationalisten behaupten, so etwas gibt es heute nicht mehr. Also hören Sie: meine Tochter Hildegard — Sie kennen sie ja, vor vierzehn Tagen hat sie geheiratet — leidenschaftliche Jägerin auf Raubzeug, sie hatte es seit Monaten auf einen Bussard abgesehen."

‚Korl!' sagte ich mir. Also hatte er doch teil an des Jungen Tod.

„Mehrfach hatte sie vergeblich auf ihn geschossen. Eines Nachmittags, als er gerade über der Gänseherde kreiste, traf sie ihn dann. Er flog noch weiter, strich dann aber hinab in den Moorsee, aus dem er sich wieder zu erheben versuchte. Der Junge dies sehen, sich wie er steht und geht ins Wasser stürzen und auf den Vogel losschwimmen, war eins."

„Das glaub' ich!" Mit leuchtenden Augen nickte ich dazu.

„Es gab dann einen Kampf zwischen dem Jungen und dem Bussard —"

„Einen Kampf?" warf ich überlegen ein.

„Ja, natürlich — der Junge hatte auch verschiedene Kratzwunden davongetragen. Nun und dabei sind die beiden ertrunken."

Er hielt inne, und ich schwieg. Das Ereignis: dieser gemeinsame Untergang nahm mich völlig hin. Gegen die grundverkehrte Auffassung des Berichterstatters mich zu wenden, war immer noch Zeit.

Inzwischen fuhr der Baron fort: „Was hatte den kleinen Helden ins Wasser getrieben? Bussarde sind den jungen Gösseln ganz ungefährlich. Die Absicht, einen Feind unschädlich zu machen, war es also nicht. Und daß den Jungen so etwas wie ein instinktiver Haß gegen das Tier angestachelt haben sollte —"

Ich machte eine abwehrende Handbewegung.

„Bleibt also nur das eine. Er wollte, daß Hildegard die langersehnte Jagdbeute nicht verlöre — es hatte ja den Anschein, daß der Vogel wieder auffliegen könnte — dafür setzte er sich ein. Aus Ritterlichkeit ist der kleine Mann gestorben."

In sprachloser Versunkenheit saß ich da.

„Sehen Sie," so meinte der Gutsherr weiter, „ich bin alles andere als ein Freund von blinder Ergebenheit, so etwas wie hündische Treue ist mir contre cœur. Und ich weiß nicht, ob es mir gefallen würde, hätte der Junge das für mich getan. Aber für seine junge Herrin! Ein treuer Knecht war Fridolin — ergeben der Gebieterin — Ein Knappe! Ist nicht diese ganze Poesie um seinen Tod?"

Falsch, wie falsch war das alles! Ich wußte es besser und wollte es sagen. Aber war in dieser Unwahrheit nicht doch das Echte eines Gefühls und ein warmer Glanz?

Und wenn ich berichtigte, was war damit gewonnen? Würde ich überhaupt der Wahrheit Geltung verschaffen können? Sollte ich ins Feld führen, daß der „Knappe" seine Gebieterin in Wut ein „Aas" gescholten hatte, weil sie seinem liebsten Freund ans Leben gewollt?

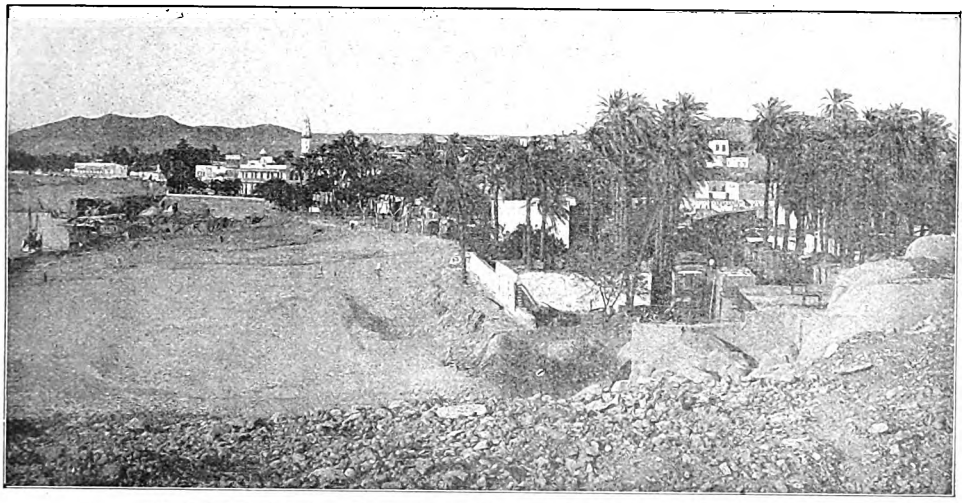
Seinem Korl! Mir gehörte das Geheimnis dieser Freundschaft!

Müte, der kleine Flieger, der seinem freien, wilden Lehrmeister anhing mit sehnsüchtiger Zärtlichkeit. Der ihn retten wollte zum Aufschwung ins Leben, als er getroffen sank. Und der mit ihm unterging, mit ihm, dem lieben Vertrauten. Sollte dies Wissen nicht mein eigen bleiben?

Und nun mögen sie sagen von dir, Müte Lührs, was sie wollen! Der Herr Baron — jetzt ist er übrigens auch ein schweigender Mann geworden — mag erzählen, daß du ein ritterlicher Knappe deiner jungen Herrin gewesen, dein Vater soll von dir weiter als einem Drachentöter fabeln und deine sparsame Mutter die Nützlichkeit deines Sterbens in Anschlag bringen.

Recht hat auf alle Fälle dein Grabstein, der von deinem Mut spricht und von deiner Treue.

Digitized by Google



Die Insel Elefantine. Nach einer Aufnahme der Photoglob Co. in Zürich

Assuan. Von Richard Voß

Aus meinem oberägyptischen Reisebuch

Auf dem Dampfer „Germania“ der Hamburg-Anglo-Amerika-Linie.

Wieder erklang mir die Musik des Nils: das leise, leise Knarren und Kreischen des Chaduf. Es sind Mißtöne, und dennoch ist es für mich — eben die Musik dieses geheimnisvollen, wundersamen Stroms, dessen Genius das Volk Ägyptens noch heute Altäre erbauen und Standbilder setzen könnte; denn er ist noch heute nicht nur der ewige Schöpfer des Fabellandes zwischen den zwei Wüsten, sondern sein ewiger Erhalter, Erzieher, Gesetzgeber. Auch sein Beherrscher. Trotz des Wunderwerks des Staudammes von Assuan regiert der Nil noch immer Ägypten, und dieses zittert vor seinem ehrwürdigen Strom. Denn wenn seine Fluten im Sommer nicht hoch genug anschwellen, die alljährlichen Überschwemmungen seine Äcker bis zur Wüstengrenze mit seinen wunderwirkenden Schlammengen nicht reich genug düngen, so kommt ein mageres Jahr, dafür eine weise Regierung während eines fetten Niljahres Getreide aufspeichern mußte.

Unausgesetzt erklingt an beiden Flußufern die Nilmusik. Unausgesetzt reihen sich zu beiden Seiten des Stroms die Galerien lebendiger Statuen. Es sind Männergestalten wie aus heller und dunkler Goldbronze gegossen oder wie aus glänzendschwarzem Ebenholz gebildet, aus düsterem Basalt gemeißelt. Und wie sie den Bildnissen der alten Ägypter auf den Tempelmauern und Grabwänden gleichen! In dieser Flußgegend zwischen Luxor und Assuan befindet sich Schöpfbrunnen an Schöpfbrunnen. Jeder dieser das Land am Leben erhaltenden Wasserspender wird hier von sechs Mann bedient: zwei Mann auf jedem der drei Stockwerke das steile Ufer hinan. Bis auf einen schmalen Schurz aus blauem oder weißem Wollenstoff um die Hüfte sind sie vollkommen unbekleidet; und sie sind häufig von dem schlanken Ebenmaß eines Bildwerks aus Griechenlands großer Bildhauerzeit. Alle diese zumeist jugendlichen Gestalten machen eine und dieselbe Bewegung; immerfort nur die eine: das rundlich tiefe Schöpfgefäß aus hartem Büffelleder senken sie an der mit einem ungefügigen Lehmkloß an der entgegengesetzten Seite beschwerten Brunnenstange beständig hinab, schwingen es beständig hinauf, vom Morgengrauen bis zum Abend, der Gluten über die gelb- und rotgetigerte Wüste, über die Fellachendörfer aus braunem Nilschlamm und die bläulich-grünen Palmenwälder ausgießt, die unabsehbaren Sandöden und das arkadische Fruchtland überschwemmend mit Glorienschein.

In den Felsengräbern von Sakkarà und Beni-Hassan befinden sich Darstellungen derartiger Schöpfbrunnen in Farbe und in Flachreliefs. Genau wie vor Jahrtausenden und länger schöpft der Fellah von heute das Wasser seines Wunderstroms, näßt er seine Äcker, die sich als schmales, grünes Band zwischen Wüste und Fluß hinziehen. Also seit Jahrtausenden an beiden Ufern des mächtigen Stroms jene lebendigen Statuengalerien; seit Jahrtausenden, Tag für Tag, vom frühen Morgen bis zum späten Abend jenes gleichmäßige Senken und Heben der Becken, jenes eintönige, für mein Ohr melodisch klingende, leise Knarren der Brunnenstangen. Und so wird es an manchen Strecken noch nach Jahrtausenden sein — trotz des grandiosen Staudammes am ersten Katarakt und all der modernen, durch Maschinen getriebenen Schöpfwerke, diesen Wohl-

Digitized by Google

tätern des Nillandes, die zugleich die Zerstörer der Nilpoesie sind ...

Langsam, langsam gleitet die „Germania" stromaufwärts. Mich freut's, auf diesem schönen Dampfer einer deutschen Gesellschaft die Nilfahrt zu machen. Er zeichnet sich aus durch saubere und bequeme Kabinen, elegante Salons, behagliche Aussichtsplätze und die Tafel eines „grand Hotel". Die Beamten der Gesellschaft in den Bureaus der Nilstädte sind von ausgezeichneter Aufmerksamkeit für die Passagiere, die allen Nationen angehören; und zu so vielem Guten befindet sich auf der „Germania" ein wahres Juwel von einem Dragoman, der auch die holdselige Kronprinzessin, des Deutschen Reiches zukünftige Kaiserin, auf der „Mayflower" durch die Tempelwunder Oberägyptens begleitete. Es ist ein ehrwürdiger Syrer, der sich in den Faltenwurf seines abendlichen prunkvollen Festgewandes so dekorativ zu hüllen versteht, wie einstmals ein Senator des alten Roms in seine purpurstreifige Toga.

Zu beiden Seiten des Stroms laufen hoch aufgeführte Dämme — sie durchqueren das ganze Land —, darauf die Nilvölker unausgesetzt hin- und herziehen: zu Fuß, auf Kamelen und Eseln, mit Büffeln und Herden in allen Geschäften des Ackerbaus und Handels von Dorf zu Dorf. Diese Leute gehen nicht, sondern sie schreiten, sie wandeln. Mit solcher souveränen Haltung können nur Menschen sich bewegen, die seit unübersehbaren Generationen lange Gewandungen tragen.

Bei den Dörfern steigen aus den Palmenwäldern und Zuckerrohrfeldern Kinder und Frauen das steile Ufer herab. Sie haben Tonkrüge, die antiken Amphoren gleichen, und sie kommen zu dem Fluß, um Wasser zu schöpfen. Die Frauen des Landes sind biblische Gestalten. Schwarze oder tiefblaue Falten umhüllen sie, und das feierliche Schleiertuch schleppt auch bei dem ärmsten Fellahweibe wie die Gesellschaftsrobe der Dame durch Kehricht und Staub. Die im Flusse gefüllten hohen Krüge tragen sie auf dem Haupt, als wären es Kronen.

An beiden Ufern begleiten den Strom Dattelpalmen, die mich erst jetzt lehren, was Palmen sind, wie ich erst auf dem homerischen Korfu den silberblütigen Baum der weisen Göttin in seiner ganzen Herrlichkeit erkennen lernte. Die Stämme erheben sich im Sonnenglanz gleich Bronzesäulen, die als lebendige Kapitäle ihre leicht gebogenen königlichen Blattwedel tragen. So wird jeder Palmenwald zu einem Baumtempel, und so brauchten die alten Ägypter ihre Palmenkapitäle diesen architektonischen Vorbildern nur einfach nachzuschaffen — wie den Gipfeln der Wüstenfelsen und den Sanddünen ihre Grabpyramiden. Zwischen dem bläulichen Palmengrün leuchten blühende Euphorbien, Oleander und Glycinen, steigen Sykomoren auf mit gewaltigen silbergrauen Stämmen und schwärzlichen Laubmassen, wie Urwald so dicht.

Wenn in den Zeiten, da noch Götter diese schöne Erde bewohnten, ein Baum des glühenden Südens seligen Geistern heilig galt, so mußte es die Sykomore sein. Bei Heliopolis steht noch eine Uralte ihres Geschlechts. Sie erhebt sich unweit eines Obelisken — des letzten — aus der Stadt des großen Sonnengottes und wurde ein christliches Sanktuarium, denn unter ihrem greisen Wipfel soll auf der Flucht nach Ägypten die heilige Jungfrau mit dem göttlichen Knaben von langer, ermüdender Wüstenwanderung geruht haben.

Jetzt bereitet die Natur den Reisenden auf das Schauspiel vor, welches da kommen soll. Es ist das Vorspiel zu einer Tragödie.

Öde und öder werden die Ufer. Nah und näher drängen die Wüsten mit ihren gelben und roten Sanddünen, ihren orange- und honigfarbenen Klippen. Rechts ist es die vielfarbige libysche, links die fast düstere arabische Wüste, die nilaufwärts bis dicht an den Strom reicht. Sein von Wirbeln aufgewühltes gelbliches Gewässer hat in dem glühenden Schein der Sonne Ägyptens einen Glanz, der Morgens und Abends in das Farbenspiel des Opals überfließt. Dann ist der Nilzauber vollkommen.

Sandbänke schieben sich weit vor in die Strudel; fremdartiges Vögelvolk kauert auf dem angeschwemmten Grund: Marabus und Fischreiher, Seeadler und Geier und der einstmals heilige Ibis. In dichten Schwärmen bedeckt schwarzes winziges Wassergeflügel die Flut, schwimmendem dunklem Lotos gleich. Auch ein Wüstenwolf schleicht sich bis zum Flußbett heran. Tempelruinen hart am Strom, dessen Damm davor eine natürliche Terrasse bildet. Von den Pylonen und Vorhallen des Heiligtums haben Erdbeben große Teile in die Tiefe gerissen. Gigantisch, wie nicht von Menschenhand erbaut, erheben sich die Säulen.

Unter der Regierung der Ptolemäer entstand der Tempel von Kom Ombo, und seine Säulen, Decken und Mauern tragen noch heute Farben von solcher Frische, als hätten die Künstler den auf pharaonischen Befehl unvollendet gebliebenen Bau erst vor kurzem verlassen.

Öde und öder, wild und wilder wird die Landschaft, von einer unsäglichen Schwermut wie von purpurnen Schleiern umwebt. Dabei wächst ihre Größe von Augenblick zu Augenblick. Es sind die Wüsten das Schönste und zugleich Schrecklichste der Natur, die wir nilaufwärts an beiden Ufern durchschiffen. Jetzt aber — wiederum bläulich-grüne Palmenwälder unter einem gelb-roten Wüstengebirge. Plötzlich schwärzliche Klippen und Riffe inmitten der schimmernden Flut: Granit! Die Granitfelsen des ersten Katarakts wie durch ein Elementarereignis aus den Tiefen der Erde emporgeschleudert, mitten hinein in den Strom; ein Felsgewirr, als

Digitized by Google

sei das Grenzland Oberägyptens und Nubiens ein norwegischer Fjord. Dann zur Rechten der Ausblick auf ein paradiesisches Eiland: die Palmeninsel Elefantine; zur Linken, lang und schmal am Nilufer ausgestreckt, eine weiße Stadt. Sie leuchtet weit hinaus, über Fluß und Ferne, von hundert und aber hundert Palmenkronen wie von einem Baldachin überschattet: Assuan, die Wüstenstadt.

⁂ ⁂ ⁂

Auf der Insel Elefantine. Savoyhotel.

„Eine Tragödie ..."

Schon seit Wochen weile ich auf diesem Eiland, in seinen Palmenwäldern, unter den Blütenbäumen seines Parks, darunter die Märchenszene von Shakespeares „Sturm" spielen könnte. Trotzdem rufe ich aus: „Eine Tragödie!" Ich erlebe sie seit Wochen jeden Tag; denn jeden Tag erlebe ich die Wüsten Arabiens und Libyens, zwischen deren schimmernden Öden Assuan mit dem Nil und seinen Eilanden wie durch Zauber eingebettet liegt.

Ich blicke auf vom Papier, und durch leise schwankende Palmenkronen, über den Rosenglanz der in voller Blüte prangenden Oleanderbäume hinweg strahlen mir die libyschen Wüstenberge entgegen. Sie strahlen. Blendender Glanz geht aus von ihnen. Ich weiß nicht, was hier unterirdischer leuchtet: der ewig regenlose Himmel oder die Erde dort, wo sie Wüste ist? Seit meinen Kindertagen machte ich mir von dieser eine Vorstellung als von etwas unerhört Schrecklichem, und nun muß ich hier ihre unsägliche Schönheit erkennen. Ein Grauen bleibt freilich darüber gebreitet wie das Erschauern der Seele bei einer Schicksalstragödie der großen griechischen Dichter.

Aufblickend von meinem Papier, sehe ich jenseits des linken Nilufers, mir aber ganz nahe, die Eingänge, die in die Felsengräber der Fürsten von Elefantine führen. Gruft reiht sich an Gruft. Ich sehe die schmale Felsenrinne im gelben Wüstensand, darauf die Sarkophage die Steile emporgewunden wurden. Die Särge bestanden aus dem Granit der Arabischen Wüste, und jeder Sarg war ein Koloß. Die Begräbnisstätten der Fürsten von Elefantine gehören den ältesten Zeiten ägyptischer Geschichte an, also vier Jahrtausende vor Christus, und ich sah auf den Wänden dieser tief in das Gestein eingeführten Mausoleen die Bildnisse jener vieltausendjährigen Begrabenen in farbenfreudiger Buntheit.

Dort drüben befindet sich auch eines der ältesten Koptenklöster des Landes. Es liegt in einer Senkung des Wüstengebirgs, ringsum nichts als roter Sand und gelber Fels: Wüste — Wüste — Wüste! Seit Jahrhunderten liegt das Kloster erster ägyptischer Bekenner des Evangeliums in Ruinen. Es war eine ganze Stadt gewesen. Dafür spricht auch eine erst vor kurzem entdeckte koptische Nekropole, die jenem Heiligtum angehört haben muß, obwohl sie volle fünfzig Kilometer davon entfernt in der libyschen Wüste eingesargt ist: bis in solche Entfernungen von jeder menschlichen Wohnstätte schleppte man selbst noch in späteren Zeiten die Toten, um sie vor der Schändung der Grabräuber zu schützen, die noch vor nur wenigen Jahrzehnten die Mumien der Pharaonen im Tale der Könige bei Theben geplündert. Auf den weiten Sandflächen unterhalb der Klippen, darauf sich die Trümmer der Klosterstadt erheben, fand ich viele Fährten von Schakalen und Wölfen. Sie führten sämtlich an den Fluß zur Tränke hinab. Beim ersten Morgengrauen kann der Wachende in einer der vornehmsten Fremdenherbergen der Kulturwelt, dem Savoyhotel auf Elefantine, das belfernde Bellen der Schakale, das heisere Heulen der Wölfe hören, und jede Nacht, in der ich keinen Schlaf fand, aufstand und das Fenster öffnete, um nach dem feierlichen Kreuz des Südens auszuspähen, hörte ich aus den Palmenwäldern von Elefantine meine wundersame Nilmusik: das leise, leise, eintönige Kreischen und Knarren der Schöpfbrunnen, von den Dorfbewohnern vor der Erntezeit auch nachts betrieben. Freilich sind die Nächte Oberägyptens von einem Glanz erfüllt, als sei das Sternenlicht nordischer Mondschein. Auch in Sternennächten behalten hier die Blüten des Oleanders und Hibiskus, die scharlachroten und violetten Blattblumen der Euphorbien und Bougainvillen, alle die Rosengefilde, die hier wahre Blütendichtungen sind, ihre Farbenpracht.

Auf dem Südende der Insel liegt das Pompeji Ägyptens: die Ruinen der Stadt Elefantine, bereits zur Zeit von König Menes der Sitz eines mächtigen Fürstengeschlechts am ersten Katarakt mit Palästen und Tempeln, die erst vor kurzem noch einer vandalischen Zerstörungswut zum Opfer fielen. Aber selbst ihre traurigen Reste bilden beredte Zeugen vergangener Pracht. Noch sind Gassen und Plätze deutlich erkennbar. Aus den schwarzen Schuttmassen ragen granitene Portiken und Pforten, Altäre und Sanktuarien auf. Säulen und Mauern bedecken bunte Hieroglyphenschrift und heilige Flachreliefs, und noch öffnen sich Grüfte späterer Geschlechter: stieß ich doch auf einer einsamen Wanderung auf lange Reihen von Sarkophagen aus Ton und Stein, die immer noch ihre Toten zu bergen scheinen.

Den Trümmern und Toten entfliehend, stieg ich gestern hinab zum Nilufer. Dort stand ich auf den Kanten eines scharfen Riffs, unmittelbar über den brandenden Wassern, und schaute ergriffenen Gemüts auf die Welt des Katarakts bis gegen Philä hinauf. Eine Welt ist's, die der nicht vergessen kann, wer sie einmal sah. Die beiden Wüsten bilden das Bett des Stroms, dessen Wirbel ein Labyrinth winziger Eilande umrauschen: Klippen, Schollen, Zinnen und Zacken, immer wieder Klippen, Schollen, Zinnen und Zacken! Die einen erglühen in der dunklen

Digitized by Google

Röte des Granits, die anderen gleichen Massen schwarzen Metalls. Sie sind auch so glänzend wie polierter Stahl, von den steigenden strudelnden Fluten während ungezählter Jahrtausende geschliffen. Hier entsteigen dem Wasser die Riffe wie Türme phantastischer Burgen, dort wölben sie sich gleich blinkenden Kuppeln versunkener Dome. Oder die gewaltigen Blöcke ruhen inmitten des Stroms, als hätten sich vorweltliche Ungetüme in den Fluten gelagert.

Am Geländer glänzt hier und dort ein einsames weißes Gebäude, steht hier und dort die braune Hütte eines Fischers, dem Fels angeklebt. Auf der Höhe ragen die Kuppel eines verfallenden Schêchgrabes, der Wall eines verlassenen Forts. Auf diesem und jenem Inselchen erhebt sich eine Gruppe Dattelpalmen oder eine einsame Dumpalme in der Pracht ihrer breiten fächerartigen Blätter. Sonst nirgends auch nur ein Hauch frischen Grüns oder freudiger Farbe. Eine Welt ist's des Grauens und der Größe.

Und in mir trage ich das Bild der Wüste, wenn ich mich in dem schimmernden Assuan befinde, umwogt und umtobt von seinem bunten Völkergewirr: Araber, Nubier, Sudanesen, Beduinen vom Stamme der Bega und Bischarin. Das Lager dieser Nomaden der Wüste ist das denkbar elendeste. Aber unter diesem Volk der arabischen Wüste befinden sich Gestalten, Männer und Jünglinge von hellenischer Schönheit, und aus den Kindern der Bischarin-Beduinen könnte ein Raffael die Modelle für eine die holde Himmelskönigin umflatternde Engelschar entnehmen, denn es sind darunter Geschöpflein von wahrhaft raffaelischer Lieblichkeit. Allerdings verblüht diese bei den Mädchen sehr bald. Auch bei den Bischarin-Beduinen sah ich Kinder, die mit Kindern sich schleppten, deren — Mütter sie waren ...

⊠ ⊠ ⊠

Noch immer auf der Elefanteninsel!

Frühlingsglanz und Frühlingspracht. Ich wußte bis dahin nicht, daß es solchen Glanz und solche Pracht gäbe. Es ist, als wölbte sich über diesem Lande ein anderer Himmel, als steige darüber eine andere Sonne auf, und ich kenne doch den Himmel und die Sonne des Südens. Dabei gleicht die Luft der Wüste der der hohen Alpen. Noch niemals atmete ich so leicht, fühlte noch niemals solche Stärkung an Seele und Leib. Nicht einmal im Engadin. Und der Frühling beginnt doch, bereits Sommer zu werden. Das Getreide reift in vollen Ähren der Ernte zu; die Bohnenfelder stehen in weißer Blüte und verbreiten einen schwülen Wohlgeruch; in den Gärten des Palasthotels blühen unsere Herbstblumen: Astern und Floxe, Dahlien und Verbenen. Längs der Rosenhecken steigen Bollwerke von Sonnenblumen auf, in diesem Sonnenlande die rechte Wappenblume; Felder von Petunien in allen Schattierungen, wild wuchernd, füllen die Hänge; hohe Malvenbäume stehen über und über mit Blüten bedeckt; blaue Winden und violette Wicken durchranken die Melonenfelder, ohne von all den Bäumen, Pflanzen, Blumen zu reden, deren Namen und Art ich nicht kenne und die in ihrer fremdartigen, phantastischen Pracht diese weiten Gärten zu einem Eden machen. Aber nur auf Elefantine ist solches tropische Blühen; die übrige Welt ringsum ist blumenlos, ist Palmenwald und — Wüste.

Ich durchziehe sie nach allen Richtungen, dringe tief in sie ein auf Esel und Kamel. Wundersam gestärkt, wie ich mich hier fühle, unternehme ich weite Wanderungen: durch die Granitbrüche bis zu jenem traumhaften Wüstenhause des Barons Rothschild, dem „desert camp", und, dem Nilufer gegenüber, dem allmählich in Fluten versinkenden Philä, diesem Tempelmärchen Oberägyptens ...

Die Granitbrüche, in deren Ausläufern Assuan erbaut ist, waren bereits vor länger als dreitausend Jahren vor unserer christlichen Zeitrechnung in Betrieb für die Pharaonengräber der Pyramiden und Sarkophage der heiligen Apisstiere, für die Sanktuarien der Tempel, für die Obelisken, die Statuen von Göttern und Herrschern. In den Brüchen selbst wurden die Kolosse dem Granit entrissen und auf Barken, Meisterwerken ältester Schiffbaukunst, stromabwärts geführt: nach Edfu und Theben, nach Abydos und der Stadt des großen Ketzerkönigs Echnaton, nach Memphis und Heliopolis bis ins städtereiche Delta hinab.

Ehe noch die letzten Häuser von Assuan hinter mir liegen, umfängt mich die Wüste, beginnt die Tragödie. Schon ihre ersten Szenen spielen in einem Totenreich. Nicht nur ist hier der Tod jeglichen Grünens und Blühens, also jeglichen Lebens in der Natur, sondern es ist hier das Reich menschlichen Vergehens und Moderns.

Assuan ward nämlich nicht nur in dem Labyrinth der alten Granitbrüche, sondern auch unter Grüften erbaut, und es ist die Stadt der Toten um das Dreifache größer, als die der Lebenden. In die Wüstenfelsen höhlten sich die alten Ägypter ihre Ewigkeitsgrüfte; auf Gipfeln und Höhenzügen errichteten sich die frommen und vornehmen Bekenner des Islam ihre schloßähnlichen Mausoleen, und die Tiefen ringsum füllen die Nekropolen des ägyptischen Volks aller Stände bis weit in die Granitbrüche — bis tief in die Wüste hinein. Ich bin stundenlang zwischen Gräbern gewandert.

Zwischen *welchen* Gräbern? Denn es sind hundertjährige arabische Friedhöfe, wie jeder Todesacker dieses Fabellandes, mauerlos und regellos. Über weite Sandflächen liegen die Grabmäler verstreut, jedes Grab in anderer Gestalt: bald dem Wüstenboden gleich, nur mit Felsstücken bedeckt, bald hoch aufgemauert mit langen schmalen Wölbungen oder moscheenartigen Kuppeln. Auch als Riesensarkophage wurden sie erbaut. Es sind

Digitized by Google

Hütten und Paläste des Todes. Die letzteren umfassen Wohnungen für die Wärter und Häuser für Familienangehörige, die an gewissen Gedenk- und Feiertagen mit ihren Gestorbenen leben. Das eine Grab ist schlohweiß getüncht, daß es das Auge blendet im grellen Sonnenlicht, das andere blau, oder rosa, oder grün, oder violett. Häufig sind die Mauern mit symbolischen Malereien, mit Sprüchen aus dem Koran und allerlei geheimnisvollen Zeichen bedeckt; mitunter wiederum prangen sie höchst weltlich wie eine lustige pompejanische Villa von oben bis unten in heiterstem Farbenschmuck.

Jedes Grabmal richtet sich von Sonnenaufgang nach Sonnenuntergang, und nur den allerärmsten — oder allerreichsten — fehlen zu Häupten und zu Füßen der Toten ein bald höherer, bald niedrigerer, zinnenähnlicher seltsamer Aufbau. Es sind dies die zwei Steine, neben denen auf jedem Grabe die zwei Engel eines Menschen sitzen: der Frage- und der Schreibeengel. Einer dieser Geister fragt die Seele des Gestorbenen nach ihren Sünden, der zweite verzeichnet sie in seinem ewigen Buche.

Inmitten dieses großen Bezirks der Verwesung befinden sich auch die Kirchhöfe der Ebräer, der Kopten, der Katholiken, der Engländer und Fremden. Also überall Gräber — Gräber — Gräber! Die der Katholiken und Fremden sind ummauert. Schwarze Kreuze erheben sich auf den gelben und rötlichen Grabhügeln. Die Zeichen göttlichen Sterbens für eine mit ewiger Schuld belastete Menschheit sind in diesem Reiche des Herrschers Tod von ergreifender Wirkung.

So oft ich an dem Gottesacker der Fremden vorübergehe, muß ich denken: ‚Können wohl diese Toten hier Ruhe finden? Denn was kümmert sie, die fern von der Heimat Gestorbenen, die schreckliche Herrlichkeit der Wüste?‘ Und denken muß ich: ‚Diese Begrabenen müssen aus ihren Grüften auferstehen, um noch im Tode dem Grauen der Stätte zu entfliehen, noch im Tode die Heimat zu suchen.‘

Eine Eisenbahn, der letzte kurze Schienenweg in Oberägypten, und eine Karawanenstraße durchziehen Assuans Friedhöfe. Alle diejenigen, die zu Lande nach Schellah und Philä wollen, oder tiefer nach Nubien hinein, oder bis in den schwarzen Sudan und weiter in grenzenlose Wüstengebiete, müssen diese Friedhöfe passieren. Lange Kamelzüge durchkreuzen beständig die Grabreihen. Trotzdem liegt darüber eine Lautlosigkeit ausgebreitet, als wäre in dieser Welt ewigen Schweigens auch jeder Ton einer Menschenstimme erstorben.

⁂ ⁂ ⁂

Heute besuchte ich wieder die Granitbrüche, die auch am Tage die Kaiserfarbe tragen. Auch zu ihnen kann ich nicht hingelangen, ohne durch Gefilde des Todes zu müssen. Kürzlich begegnete ich dort einem jungen Araber von der Schönheit eines hellenischen Epheben. Er war vollkommen nackt, und sein Leib leuchtete förmlich. Der Jüngling kauerte an der Mauer eines einstürzenden Schêchgrabes. Bei meinem Anblick erhob er sich und stürzte mit Geheul, unter wütenden Gebärden, auf mich zu: ein armer Wahnsinniger, der sein ganzes Leben unter Gräbern und Toten verbringt, dabei von einer Jugendschöne, daß er einen Phidias unserer Tage begeistern könnte.

Liegt ein Teil der fast endlosen Grabreihen hinter mir, so betrete ich eine kleine Waldung, die durch einen Zauber eigens für diesen Ort erschaffen zu sein scheint. Es sind Tamariskenbäume. Grau die Stämme, grau die tief herabhängenden Zweige, überpudert von dem violetten Staub der Granitbrüche. Schwärme weißlicher Geier und brauner Sperber schweben darüber hin den Friedhöfen zu: auch sie die Vögel, die in diese Gespensterwelt gehören.

Dann erst befinde ich mich inmitten der Granitbrüche. Sie bilden Felsenberge mit Gipfeln und Graten, mit Schluchten und Schründen, ein Chaos gigantischer Blöcke, von den Erdbeben der Jahrtausende zerspalten, zerrissen, emporgeschleudert und durcheinandergeworfen. Es ist ein Trümmerfeld, dessen Bild die glühendste Einbildungskraft nicht imstande ist zu gestalten.

Von allem Wundersamen jetzt das Wundersamste: an diesen Wänden, Platten, Blöcken die Spuren einer Menschheit, die vor bereits fünf Jahrtausenden die Brüche ausbeutete. Die Arbeiter waren Heerscharen von Sklaven, und Ägyptens unterjochte Völkerschaften leisteten hier Frondienst. Es muß ein unerhörter Anblick gewesen sein, in diesem purpurnen Klippengewirr im Brande der Wüstensonne die Tausende nackter brauner und schwarzer Leiber. Aus den Felskolossen schlugen sie andere Kolosse heraus und verliehen den Bildnissen der Götter und Pharaonen Gestalt und Antlitz.

Auch das machte jedesmal einen tiefen Eindruck auf mich, wenn ich plötzlich auf Wände und Blöcke stieß, darauf die Figur eines ägyptischen Herrschers eingemeißelt war, daneben in den Granit eingegraben eine lange schmale Tafel Hieroglyphenschrift, für den Unwissenden Zauberrunen gleich. Und auf Platten und an Blöcken die Spuren der Bohrungen und Sprengungen: Spuren einer Riesenarbeit, davon unsere Zeit des Dynamits und der Maschinen sich nichts träumen läßt.

Ganz nah bei Assuan und einem Friedhofe alter gekuppelter Schêchgräber ist der Gigant zu finden. Wer tiefer in die Brüche eindringt, nach Sudan und Philä zu, stößt auf unfertige Sarkophage in Mumiengestalt, auf den Koloß einer Ramsesstatue. Lang hingestreckt, dem versteinerten Leichnam eines Titanen gleich, liegt das Königsbildnis starren Angesichts, mit weit offenen toten Augen. Sie scheinen in das ewige Blau des Wüsten-

Digitized by Google

himmels zu stieren, und ich mußte bei dem gespenstischen Anblick denken: ‚Gewiß wundert sich Seine Majestät, daß Allerhöchstdieselbe noch immer so steif und starr daliegen muß unter all dem Getrümmer, ohne daß ein Mensch um sie sich kümmert.‘

Aber wenigstens trägt hier das Antlitz der Erde die majestätische Purpurfarbe, und wenn auf meinen Wüstenritten und Wanderungen der Sonnenuntergang mich überraschte, so mußte ich mich erst mühsam besinnen, daß diese in himmlischen Gluten auflodernde Welt wirklich die Menschenerde und ich darauf ein winziger Sterblicher sei.

Aus dem ägyptischen Frühling beginnt ägyptischer Sommer zu werden. Die zweite Überschwemmung, die das Wunderland zwischen den zwei Wüsten mit Gold düngt: die Fremdenflut verläuft in einer Hast, als würden für diesen lebendigen Strom die Schleusen eines gewaltigen Staudammes plötzlich aufgetan. Bereits beginnt die Gesellschaft der oberägyptischen Hotels die Pforten ihrer Palastbauten zu schließen. Es sind, nebenbei gesagt, Herbergen von bewundernswerter Organisation, nicht mit dekadentem Luxus, sondern mit einem durchaus vornehmen Komfort ausgestattet.

Auch die Gärten des „Savoy“ verlieren ihren Frühlingszauber: der Schimmer der Oleanderblüte unter den Dattelpalmen verblaßt, die Bougainvillen an Brüstungen und Rampen welken, und die Rosen von Elefantine entblättert der Sonnengott. Aber immer noch werden die bereits sommerlichen Wipfel durchtönt von dem Gesang aus all den kleinen zwitschernden Kehlen, die auf dieser Insel der Seligen konzertieren, die wonnigste Vogelsymphonie zu dem Hohenliede der Schöpfung.

Morgen muß ich fort: mit einem der letzten Nilboote wieder stromabwärts. Zur Feier des Scheidens leuchtet der Mond. In nächtlicher Stunde umwanderte ich noch einmal die Insel und glaubte, niemals solchen Mondesglanz geschaut zu haben: es ist nicht rieselndes Silber, sondern flutendes Gold: vergoldet stehen die Palmenwälder, vergoldet erheben sich die Felsenberge mit den Grüften der Großen von Elefantine in der libyschen Wüste, und der Nil umbrandet mit goldiger Woge die Klippen seines Katarakts. Selbst soviel Glorie vermag jedoch die düsteren Riffe nicht zu verklären.

Der Nachtwind erhob sich von Norden her. Ich ging hinab zum Strand, ließ meinen nubischen Fährmann, den alten Mohammed, den Nachen rüsten und die Segel hissen. Dann glitt ich in den Goldstrom langsam, langsam stromaufwärts, um ein letztes, allerletztes Mal Fluß, Felsen und Wüste in der Magie des Mondlichts zu schauen. Das ist geschehen und wird unvergessen bleiben.

Nordwärts führt mich morgen mein Weg. Aber noch lasse ich zwischen mir und der Heimat das blauende Mittelmeer, welches Europas schönste Küsten umspült. Zu der Oase von Fayum will ich eine poetische Pilgerfahrt antreten, und am Strande des Mörissees, inmitten der Libyschen Wüste, mein Zelt aufschlagen. Es wird in Wahrheit ein Zelt sein, darin ich erleben will, was es für die Seele bedeutet, „wenn einer in die Wüste geht“ — wie da geschrieben stehet.

Schêchgräber bei Assuan. Nach einer Aufnahme der Photoglob Co. in Zürich

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Kinderbildnis. Gemälde von Georg Schuster-Woldan

Georg und Raffael Schuster-Woldan

Von Jarno Jessen

Die Begeisterung für alle Fortschrittlichkeit gleicht dem feurigen Renner, der im Schwung der Lauffreudigkeit gutes Kulturland zerstampft, wenn sie nicht durch Verehrung des Gewordenen gezügelt würde. Wir müssen wagen, um vorwärts zu kommen, wir müssen Bahnbrecher haben — aber auch Erbangesessene. Es liegt im Zug der Zeit, daß heut dem Wagemütigen die Palmen zufallen. Die Kunst ist durch das Leben zur Entwicklung gedrängt worden, und durch das Leben leistet sie die wesentliche Mission, ein Spiegel der Kultur zu sein. Aber es gibt Ewigkeitswerte, die von dem Wechsel der Erscheinungen unberührt bleiben, und sie haben dem Liebreiz der Praxitelischen Aphrodite und der Tragik des Sophokleischen Ödipus durch alle Jahrhunderte Bewunderung gesichert.

Die beiden Brüder Georg und Raffael Schuster-Woldan sind trotz ihrer Zeit gefeierte Künstler geworden. Ihre Entwicklung hat sich während der Sturm- und Drangperiode der naturalistischen Bewegung vollzogen, aber Verwirrung konnte sie nicht erfassen, weil sie sie nicht in sich trugen. Jedem von ihnen bewahrte ein eingeborenes Gesetz das Gleichgewicht. Diese klare Prägung hat ein immer wachsendes Publikum zu ihnen geführt, denn es gibt auch unter den Genießenden Eigennaturen, Verächter der Moden. Und wer die beiden Maler in sein Herz aufnahm, erlebte die Erkenntnis des altdeutschen Volksliedsängers: verloren ist das Schlüsselein — Ihr müßt nun ewig drinnen sein. Leicht ist ihnen ihre Beharrlichkeit nicht gemacht worden, im Gegenteil. Aus dem Tageskampf trafen sie harte Stöße, und mancher fanatischer Kämpe wandte den angeblich Lauen den Rücken. Sie rangen auch

Digitized by Google

mit Lockungen und Widerständen in sich, aber jeder von ihnen hatte, wie Hans Thoma es von sich aussagte, im Grunde nur zu sorgen, daß er „hübsch bei sich selber blieb". Verschieden, wie oft gerade Geschwister, sind diese beiden Brüder, doch sind sie eines Blutes in vornehmer Denkweise und zartem Empfindungsleben. Über beiden schwebte der Schutz eines fürsorgenden Elternhauses, die Sorgfalt eines trotz seines juristischen Berufes poetisch hochbegabten Vaters und die einer durchaus praktischen, aber doch künstlerisch gesund urteilenden Mutter. Sie haben die Stempelung durch eine gute Kinderstube mitbekommen. Die Schuster-Woldans können bis auf italienische Vorfahren zurückrechnen, und in ihrer jüngsten Familienchronik spielt ein interessanter Renegat, der kirchliche Würden mit dem Medizinstudium vertauschte, eine Rolle. Eigenartige Urtöne scheinen aus dem geheimnisvollen Reich der Vergangenheit im Schicksalslied der Brüder fortzuklingen. Trotz früher Anzeichen eines künstlerischen Vorbestimmtseins mußten beide eine gründliche Gymnasialbildung durchlaufen. Selbst das Abiturium wurde Georg nicht erspart. Aber seine Erfahrungen vermochten den jüngeren Bruder wenigstens vor diesem unnützen Zeitverlust zu bewahren. Unter der Mühsal praktischer Arbeit, die lange Lehrjahre forderten, mögen sie ihr humanistisches Gepäck oft genug als Ballast beseufzt haben, — und dennoch: ihre Kunst verkündet die Segnungen solcher Ausstattung. Trotz allem durch den Zeitgeschmack gebotenen Verismus, trotz der Versuche koloristischer und dekorativer Schlager führte persönliche Kultur die Herrschaft. Die Schuster-Woldans konnten dem impressionistischen Draufgängertum nicht Genüge tun, sie gewannen die Geister, die vor allem die feinen Umgangsformen in künstlerischer Äußerung nicht entbehren können. Ihnen ist ein Gentlementum angeboren, und das hat sie trotz all ihrer Zurückhaltung unter den Vielen gekennzeichnet.

Seit den Begründern aller Ölmalerei, den Hubert und Jan van Eyck, sind talentstarke Brüderpaare vorgekommen, und sie wurden oft genug zu Bestätigern der Familienunähnlichkeit. Es läßt sich nicht gut etwas Gegensätzlicheres denken als die deutsche Märchenwelt Georgs und die Hochrenaissance-Sphäre Raffaels, als des einen Kultus des Kindes und des anderen Verherrlichung der schönen Frau. Jeder von ihnen bringt einen ganz persönlichen Einsatz für eine oft gewählte Aufgabe mit. Georg wählt Märchenstoffe nicht mit der Erzählerfreude der Schwind und Richter. Landschaftliche Eindrücke wachsen bei ihm mit Erinnerungen aus der Phantasiewelt der Jugend zusammen. Eine originelle Anschauungsweise, die sich niemals an die Klichees klassischer Grimm-Illustratoren anlehnt, ein dramatischer Hang, den die kaum spürbare Nähe der Sensation umschwebt, helfen zu Gestaltungen. Aber dem Maler bleibt ein koloristisches Problem immer das Wesentliche. Der Liebhaber genießt ein eigenartig fesselndes Märchenbild, dem Kenner entschwindet der Stoff durch die malerische Absicht.

Professor Georg Schuster-Woldan
Porträtstudie von der Hand seines Bruders Raffael

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Mädchenbildnis. Gemälde von Georg Schuster-Woldan

schaftlicher Gemütsanlage. In dieser vorerst romantisch gerichteten Natur gab es klassizistische Gegenströmungen, und immer erschlossen sich ihre Schönheiten dank musikalischer Eindrücke. Wir sehen solche durch die Musik geweckten Eingebungen in Raffaels Werk nicht, und doch empfinden wir die Largos oder Andante Cantabiles vor seinen Bildern. Ein starkes Ergriffensein durch die Musik kündet sich im Werk der beiden Brüder. Es teilt ihrer Kunst ein besonderes seelisches Stimmungsfluidum mit.

Georg erscheint als die einfachere Natur. Er liest sich klarer, stellt dem psychologischen Spürsinn keine Rätselfragen. Von jung auf hatte er sich wie aus eingeborenem Trieb alles aus der Natur selbst zu erarbeiten. Die alten Meister öffneten seine Künstlersinne nicht, italienische Reisen verursachten keine Umbildungsprozesse. „Stil und Großheit," sagt er selbst, „hatten mir tiefe aber kühle Bewunderung zurückgelassen." Erst die Entwicklung künstlerischer Verhältnisse um ihn her rüttelte seinen Widerstand auf, aber solche geräuschvollen Wege einzuschlagen, verbot sein Takt. Er brauchte die stillen Poetenpfade, und jetzt erst erblühte eine späte, aber um so inniger und

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Bildnisgruppe. Gemälde von Prof. Georg Schuster-Woldan
(Im Besitz des Herrn Bergassessors Carl Hupertz in Aachen)

Digitized by Google

Digitized by Google

Bildniszeichnung von Georg Schuster-Woldan

führen, aber er ist noch jung genug, um entschieden erwiesene Anlagen für Gruppenkomposition weiter zu entwickeln.

Das übereifrige Münchener Kunstleben mit seinen hastig wechselnden Schilderhebungen französischer, englischer, schottischer Vorbilder, der Hang nach großen Ausstellungsformaten, nach technischen Auffälligkeiten, das Ausschalten einer taktvollen Stoffauswahl wiesen den feinfühligen Künstler immer stärker auf die eingeborene Note. Er saß unter den Juroren im Glaspalast, hatte überall Freunde, aber war entzückt und ergriffen, spürte den Poeten in dem begnadeten Maler. Aus Waldesgruseln heraus wurden auch „Das Märchen vom Menschenfresser" und „Der getreue Eckart" geschaffen. Groteskes mischte sich mit Anmutvollem, und Farbenkontraste wie das glutende Rot des Waldbodens und des Eckartmantels neben der durch die Lichter des Baumdämmers gebrochenen kühlen Weiße der Kindergruppe deuteten die Einflüsse malerischer Zeitfragen an. Noch einmal drängte es den Künstler zum Vielfigurigen in der „Phantasie zum heiligen Dreikönigsabend". Er bediente sich der gleichen Kompositionsform wie beim Rattenfänger, nur war die Breitseite des Keils diesmal von rechts oben gen links unten in das Bild hineingeschoben. Die Masse war auch hier höchst übersichtlich geordnet. Seitdem läßt eine zu peinliche Gewissenhaftigkeit Georg Schuster-Woldan nur Einzelporträts aus-

Knabenbildnis. Gemälde von Georg Schuster-Woldan

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Frau Mary von der Gabelentz-Linsingen. Gemälde von Raffael Schuster-Woldan

nett", dann „An den Pforten der Dämmerung" stehen als Typ für diese Art. Wir sehen Zustände, keine Vorgänge geschildert, der psychische Prozeß ist das Wesentliche. Auf das Feinste tragen die Hände, die Tageszeiten, die Landschaft zur Stimmung bei. Wir glauben Poesien Mussets, Melodien Schumanns angesichts dieser keusch sinnigen Jungfrauen zu vernehmen.

Im „Sonnett" handelt es sich um eine Vorlesung während eines Spazierganges. Hier sind die Dichterworte, die ein Herr zwei jungen Mädchen vermittelt, gleichsam die Stimmungshöher des Naturempfindens. Wir vergessen das modern Gesellschaftliche der Erscheinungen, und aus dem Gelegenheitsmotiv wandelt sich der Ewigkeitseindruck von dem „Gesicht, das den großen Gedanken der Schöpfung noch einmal denkt." Nichts kann zarter empfunden sein als das Entschwinden des Lichtes auf dem Gemälde „An den Pforten der Dämmerung". Noch hellt der zögernde Tag die Gestalten zweier Freundinnen und eines Knäbleins im freien Hügelgelände, aber die Schatten senken sich sacht. Sie berühren leise auch die Seelen und selbst den Falter auf dem Finger des einen Mädchens. Mensch und Insekt erbeben in verwandtem Empfindungsreiz wie Sonnenblume und Nymphe auf Watteaus holdestem, tief pantheistischem Bildgedicht. Das gleiche beredte Schweigen geht durch die Bilder „Im Wehen des Mittags" und im „Abendgang". All diese Werke sind feinst durchgebildete Natur, treue Spiegler des Luft- und Lichtlebens und von höchster malerischer Lebendigkeit. Aber alle Reife der Technik wurde nur in den Dienst der Psyche gestellt, sie ist die thronende Göttin auf dem Altar unseres Künstlers.

Eigene Visionen danken wir seinem Hingerissensein durch weibliche Schönheit; zumal das Gemälde „Auf freier Höhe" verkörpert Raffael Schuster-Woldans feinsten Gefühlsextrakt. Es zeigt den Künstler in herrlicher Natureinsamkeit auf dem Bergabhang allein mit dem vollendeten Modell. Naturgenuß und Erotik strömen ineinander und schaffen einen Höhepunkt des Glücksempfindens; Leidenschaft scheint wie in Ehrfurcht gewandelt, vibrierendes Ner-

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Malerin
Pastellgemälde von Raffael Schuster-Woldan

Digitized by Google

Bildnis der Frau Else Ullstein
Gemälde von Raffael Schuster-Woldan

Digitized by Google

Bildnis der Burggräfin Gertrud zu Dohna-Finkenstein
Gemälde von Raffael Schuster-Woldan

Digitized by Google

Digitized by Google

Atelierszene
Gemälde von Raffael Schuster-Woldan

Digitized by Google

Digitized by Google

Bildnis der Frau Hildegard Carlson

Gemälde von Prof. Raffael Schuster-Woldan

Verlag von Braun, Clément & Cie. in Dornach, Paris und New York

Digitized by Google

Digitized by Google

Phantasus

Von

Arno Holz

Ein kleines Haus mit grüner Tür
und Herzen in den Fensterläden!

Drei bunte, lustig bemalte Stübchen drin,
uns genug,
das Gärtchen voll Sonne.

Abends,
unter den Silberpappeln,
sitzen wir mit unsern Jungens.

„Mutter, Mutter, der Mond is kaputt!"

„Weiß Gott, wirklich . . . Jaja, Mutter,
sieh mal!"

Der Kleinste kuckt auch,

die runden Augelchen vergnügt glitzernd,
das zarte Stubsnäschen
über dem staunend weitaufgerißnen Mäulchen
drollig hoch,
die dummen Händchen
wie nach der blanken Sichel greifend.

„Du! Bila! Bist du ein Maikäfer?"

„Sa."

Am andern Morgen ist der Bila krank.
Der arme Bila!
Er sitzt vergnügt im Bett und pappt Kuchen.

Mutter plättet,
Sein Bruder, eifrig,
liegt an der Erde und spielt.

„Du — Mutter?
Mein Bär is auch krank!"

„So?
Na was fehlt ihm denn?"

„No den hat doch 'n Schmetterling gebissen!"

Nach einem sorglos prachtvoll blauften
Sommertag,
nach einem märchenroten Purpurabend,
die schönste Nacht!

Einmal noch,
bevor wir schlafen gehn,
zu unsern Jungens.

In beide Bettchen scheint der Mond.

Der Bila noch im Arm das Püppchen,
sein Bruder um den Hals die Perlenkette...

Leise,
auf Spitzzehen,
tasten wir in unser Zimmer.

Digitized by Google

Der Hotelportier

Von O. v. Gottberg

Früher trat er uns beim Betreten des Gasthauses in dunklem Rock mit blanken Knöpfen entgegen, lüftete eine Mütze, die eine breite goldene Tresse trug, und zog die Schnur einer Glocke, die durch das Haus schrillte, um Wirt und Personal herbeizurufen. Das war die für den Gast gute alte Zeit des Hotelbetriebs. Das Gasthaus hatte stets einen Herrn, dessen eigenstes persönliches Interesse Befriedigung aller Wünsche seiner Kundschaft heischte, und es hatte Angestellte, die namentlich den häufigen Besucher mit allen Eigenheiten und Sonderwünschen bald kannten und die versuchten, ihm das Leben behaglich zu machen. An die Stelle des von einem Wirt und Besitzer geleiteten Gasthauses tritt mehr und mehr das Haus der Aktiengesellschaft. Es ersetzt den Eigentümer durch einen Direktor mit allerhand Gehilfen. Bezahlte Angestellte aber, die von Haus zu Haus wandern, leisten nie gleiche Arbeit wie ein Hausherr, dessen Kräfteanspannung den eigenen Wohlstand mehrt. Jemand, der einen großen Teil jedes Jahres in Hotels verbringt, wählt darum als Quartier stets eins der ja noch bestehenden Hotels, die vom Wirt in Person verwaltet werden. Hat ihm dort etwas nicht gefallen oder geschmeckt, dann kann er dem Besitzer Vorwürfe machen und erhält von ihm mit einer Bitte um Entschuldigung die Antwort: „Darf ich Ihnen anderes schicken?“ oder: „Ich werde dafür sorgen, daß Sie zufriedengestellt werden.“ Der junge Mann im Gehrock der Aktiengesellschaft hat weniger Interesse am Behagen des Gastes und sagt: „Ich werde die Sache untersuchen lassen.“ Das sind Beispiele praktischer Erfahrungen. Sie erklären, warum der wirklich durchschlagende Erfolg im Hotelgewerbe stets mit ganz bestimmten Persönlichkeiten, mit Namen wie Adlon, Sendig und Uhl, also mit Wirten verknüpft ist, die in Person ihren Gästen gegenübertraten und in Person ihre Wünsche zu befriedigen versuchten. Diese Großen des Handwerks können weißhaarig werden, aber sie gehen doch von Tisch zu Tisch, um sich vor ihren Gästen zu verbeugen. Sie bekunden dadurch neben Verständnis für gute Sitte auch Geschäftsklugheit. Dem jungen Mann der Aktiengesellschaft fehlen nicht selten Geschäftsklugheit und Verständnis für das erwählte Gewerbe. Dann und wann nur hat einer die wohlerzogene und wohlgeschulte Lebensart der älteren Generation, die wußte, daß der Gastwirt gastlich sein muß. Zu bedauern ist darum, daß er dem Hotelportier einen Teil seiner Pflichten abgenommen hat. In der erwähnten guten alten Zeit brachten wir nämlich unser Verlangen nach einem Zimmer beim Portier an, und das war gut, denn wenn er endlich dem durch die Glocke gerufenen Oberkellner den Schlüssel, dem Pikkolo die Handtasche und dem Hausdiener den Koffer einhändigte, um die übliche Prozession nach dem damals nur in dieser Stunde des Einzugs benutzbaren Fahrstuhl in Bewegung zu setzen, hatte er sich genau überlegt, wie er am besten den Wünschen des Besuchers Rechnung tragen könne. Dafür wurde er beim Abschied nicht vergessen, und für den Gast ist es immer ein Vorteil, mit Empfängern von Trinkgeld zu tun zu haben.

Der junge Mann im Gehrock vergibt die Zimmerschlüssel augenscheinlich nach anderen Grundsätzen als der Portier von einst. Vermutlich macht es auf die Gesellschaft einen guten Eindruck, wenn er recht teuere Zimmer vermietet, und darum drängt er sie Leuten auf, deren Wunsch vielleicht nach den billigsten geht. Wer ihm mit ganz bestimmten, nicht von jedermann geäußerten Wünschen oder Ansprüchen kommt, findet sie gemeinhin erst nach längerem Palaver und oft mit sichtlichem Widerstreben befriedigt. Ein Mann von großer Reiseerfahrung will stets so hoch als möglich und in der Stadt nach hinten heraus wohnen. Im ersten Stock weckt ihn nachts der Gast, der im zweiten die Stiefel auszieht. Dort hat er, zumal, wenn das Zimmer in einer engen Straße oder im Hof liegt, schlechtes Licht für seine Arbeit. Ferner ist er dem Staub und Straßenlärm am nächsten, und da es heutzutage überall Fahrstühle gibt, kann er, ohne sich zu plagen, allen Widerwärtigkeiten in einer Stube im obersten Stockwerk entrinnen. Aber die Zimmer, die er bevorzugt, sind in Deutschland die billigsten, und darum kostet es lange Erörterungen mit dem jungen Mann, ehe er sie erhält. Wo aber noch in Kleinstädten der Portier der alten Schule die Schlüssel vergibt, wird sein Verlangen sofort und ohne Widerrede befriedigt. Wer für Wochen als einsamer Wanderer in Hotels herumliegt, sitzt gern in der Halle, wo der junge Mann sein Pult hat. Man liest die Zeitung oder sieht neue Gäste ankommen. Die große Masse der Menschen betritt ja ein Hotel an und für sich mit unverständlicher Scheu und Zaghaftigkeit. Die Leutchen fühlen nicht, daß sie die Bezahlenden und darum die Herren im Hause sind; sie spüren vielmehr in der fremden Umgebung eine betretene Verlegenheit, die sie manchmal zu Wachs in der Hand des jungen Mannes macht. Scheu errötend flüstert eine offensichtlich anspruchslose, einfache Dame: „Bitte

Digitized by Google

ein Zimmer!" „Es soll doch natürlich im ersten Stock sein," sagt der junge Mann mit einer Miene, die beschwört, daß alle Besucher des fünfstöckigen Hauses überhaupt nur eine Treppe hoch wohnen. Die Dame wagt keinen Widerspruch und geht in ein Zimmer, dessen Rechnung sie später mit Seufzen bezahlt. Oder dem Touristenpaar in Loden, das gerade nur Unterschlupf sucht, antwortet der junge Mann auf die Bitte nach einem Zimmer: „Es soll doch mit Bad sein!" Die beiden im schlichten Wandererskleid fühlen sich bedrückt genug unter den Augen vieler Fremden und zahlen mit Schmerzen fünf Mark mehr als sie vermögen, um schnell flüchten zu können. Solche Leute werden das Hotel weder jemals wiederbesuchen noch Bekannten empfehlen. Darum brächte seiner Gesellschaft wohl mehr Vorteil ein junger Mann, der bescheiden nach den Wünschen von Reisenden fragte und sie geflissentlich zu erfüllen versuchte. Freilich liegt die Schuld auch beim Publikum. Noch immer wähnen Menschen, es sei „unvornehm", vor Fremden Interesse oder gar Sorge um die Kosten von Dingen an den Tag zu legen. Tatsächlich aber ist der Mensch, der sich übervorteilen läßt, der Unvornehmste. Jedes Markstück, das wir besitzen, bietet uns die Möglichkeit, ein Stück Muße, Erholung oder Vergnügen zu genießen. Wer uns ohne berechtigten Anspruch das Stück Muße nimmt, macht uns zu seinem Kuli. Wir könnten gerade so gut während zehn Minuten für ihn Steine klopfen.

Wie das moderne große Hotel den einen Besitzer durch mehrere Angestellte ersetzte, so verteilte es auch die Pflichten des Portiers auf verschiedene und mancherlei überflüssige Köpfe. Die neue Karawanserei versucht ihren Gästen zu beweisen, daß sie mit eigenen Händen keine Tür öffnen, keinen Regenschirm aufspannen, keine noch so einfache Handleistung verrichten können. Vor der Tür, hinter der uns einst nur der Portier begrüßte, steht heute einer seiner Trabanten in der Uniform eines Schweizer Admirals. Um ihn, den Mond des Portiers, drehen sich mit der Haustür, die eine Drehtür ward, wieder kleinere Trabanten, nämlich Jungens in bunten Affenjäckchen. Die Aufgabe des Schweizer Admirals ist es, Droschken herbeizupfeifen und bei regnerischem Wetter über dem in den Wagen steigenden Gast einen Schirm aufzuspannen. Menschen, die zu Fuß gehen, beweist er seinen Anspruch auf die nützliche, die notwendige, ja unentbehrliche Mark dadurch, daß er vor ihnen Mütze, Zylinder oder auch Dreimaster lüftet. Doch in Berlin ist ihm das Hutabnehmen bereits zu sauer geworden. Wohl vor der Mehrheit von Hotels grüßt er wie ein Soldat durch Anlegen der Hand an die Kopfbedeckung. An und für sich hat das keinerlei Bedeutung, aber es verrät, wie wenig Wert die moderne Karawanserei auf Schulung ihres Personals zu guten Sitten und Höflichkeit legt. Das Recht, mit dem Deckel auf dem Kopf zu grüßen, hat nur ein vom König oder Staat Uniformierter. Wer es sonst ohne Ermächtigung des Gegrüßten tut, erlaubt sich eine Unziemlichkeit, eine Familiarität, die Trinkgeldempfängern von allen Menschen am wenigsten ansteht. Überhaupt vergessen deutsche Hotels, während sie uns einen Wohnungsluxus bieten, der weit über Gewohnheit und auch Anspruch der überwältigenden Mehrheit ihrer Gäste hinausgeht, daß ein Sofa oder Kristallspiegel weit weniger Behagen als ein gutgeschulter Dienstbote schafft. Sie brauchen ja nicht gerade jene englischen oder amerikanischen Luxushotels nachzuahmen, in denen je ein Diener jedem Gast den Koffer auspackt, die Kleider bügelt, die Knöpfe ins Hemd steckt und die Kleider für den nächsten Ausgang herauslegt, aber wie gering ist die Zahl deutscher Hotels, in denen man neben dem ungewohnten Wohnungsluxus die tatsächlich gewohnte Bedienung erhält? Der gute alte Hausknecht einer besseren Zeit mag heute Hausdiener oder gar valet heißen, aber Kleider aufzuhängen und zu behandeln versteht er darum noch lange nicht.

Hinter den Trabanten finden wir endlich den Portier in Person. Einst stand er in einer kleinen „Loge" und teilte sich in den Dienst mit einem einzigen Nachtportier. Heutzutage sitzt er oft in zwei Exemplaren hinter einem Pult oder leitet gar ein ganzes Bureau mit mehreren Unterlingen. Der Gast wendet sich bald an diesen, bald an jenen, und so geht auch dem Portiergewerbe die Individualität verloren. Immerhin ist der Portier noch als der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht zu betrachten. Er muß wohl der Seßhafteste vom Hotelpersonal sein. Wer viel reist und gern die gleichen Hotels besucht, sieht ihn von Besuch zu Besuch grauer werden, und eines schönen Tages hat er sich darum den Vollbart abnehmen lassen, obwohl er ihn vorher augenscheinlich mit solcher Liebe pflegte, als wäre ohne die Backenzier sein Handwerk nicht auszuüben. In der Tat scheinen die besten Portiers die längsten Bärte zu haben und manche Hotels bartlose Leute überhaupt nicht anzustellen. Von Herkunft ist der gutgeschulte Portier aller Lande so oft Schweizer, daß man sich wundert, wie ein kleines Volk und felsiger Boden solche Mengen von Gesichtshaar produzieren kann. Der Schweizer spricht eben oft in der Kindheit schon drei Sprachen und lernt darum leicht neue hinzu. Der Portier aber muß in allerhand Zungen reden können. Ferner hat die Schweiz, ein Land, das, um die Besucher seiner Berge zu bewirten, als erstes gute Gasthäuser in großer Zahl baute und die Hotelindustrie aus der Wiege hob, eine Hochschule für die dem Gewerbe Dienenden in Genf oder Lausanne. Der junge Mann, der hier lernt und dann nacheinander die Arbeit eines Portiers, Oberkellners, Direktors oder auch Küchenchefs versieht, ist manch-

Digitized by Google

mal der Sohn eines Hoteliers, der sich auf die Verwaltung des väterlichen Besitzes vorbereitet. Aber auch der tüchtige junge Mann ohne Mittel brachte es früher auf gleichem Wege zum Besitz eines Hotels. Auch hier schaffen die großen Gesellschaften nicht zum Nutzen des Publikums Wandel. Aus dem Lehrling kann selten ein Meister mehr werden, also wird er Portier, um Portier zu bleiben. Die Fama behauptet, daß in dem Beruf Seide zu spinnen sei, aber nach einer Statistik der Zunft sollen die wenigen Portiers, denen das Glück besonders hold ist, ein Einkommen von höchstens bis zu 8000 Mark haben. Das ist kein überreicher Goldregen, wenn wir bedenken, daß das Gewerbe den Menschen schnell abnützt. Er ist immer auf den Beinen und wird von der Nervosität der reisenden Menschheit angesteckt. Gleichzeitig mögen vier Gäste in vier Sprachen von ihm Auskunft heischen. Für einen fünften soll er unterdessen einen fremden Geldschein von zweifelhafter Herkunft wechseln und für einen sechsten das eben aus einem Laden gebrachte Paket bezahlen. Dabei geht ihm mancher Groschen des scheinbar reichen Trinkgeldsegens verloren, obwohl die Gewohnheit, mit Menschen zu verkehren, ihn gemeinhin auch zum Menschenkenner macht. Erstaunlich ist oft, wie er sich nach Jahren eines Besuchers erinnert, und amüsant, wie er manchmal Unbekannte auf den ersten Blick in ihrer Sprache anredet. Wer einmal auf Reisen in einem fremden Land sich neu einkleiden mußte, kann erleben, daß der Portier des ersten heimischen Hotels ihn in der Sprache jenes Landes begrüßt, und wenn er ärgerlich fragt, warum ein deutscher Portier ihn in fremder Zunge anrede, erhält er zur Antwort: „Entschuldigen Sie, aber Ihre Kleider sind englisch.“ Die Anforderungen an das Wissen des Portiers richten sich natürlich nach der Stadt, in der er beschäftigt ist. In Bozen oder Meran muß er uns täglich die Idee für einen neuen Ausflug geben und in München sagen können, welche Galerie, welches Museum wir am ratsamsten besuchen. Eine besondere Stellung hat er in exotischen Landen, namentlich den Hauptstädten des Orients. Hier kennt er die Persönlichkeiten der Europäerkolonie und des diplomatischen Korps, weiß, wann der Fremde Besuch machen kann, und erteilt Rat in Fragen der Etikette und des Anzugs. In manchen Staaten ist er ein mehr oder minder williges Organ der politischen Polizei und muß gewisse Gäste halb überwachen, halb schützen. Überhaupt findet er dort, wo Dampfer die letzte Fracht abladen, Aufgaben, die unser Portier nicht zu erfüllen hat. Auch ist er dort nicht immer der redliche Arbeiter, der wie in Europa seines Lohnes wert ist, sondern oft ein gerissener Schlauberger, der fünf gerade sein läßt, um bald als behäbiger Rentner von den Fleischtöpfen der lieben Heimat zehren zu können.

Die beste Portiergeschichte ist natürlich in Amerika, und zwar in Chicago passiert. Es gab dort ein Hotel für die Ritter vom Brecheisen und vom zweifelhaften Glück, in dem eines Nachts ein Gast den letzten Atemzug tat. In dem Köfferchen, das er hinterließ, fand der Portier Briefe, Kleider und — drei Goldbarren. Im Interesse und auch nach der Tradition seines Hauses durfte er die Barren nicht der Polizei ausliefern. Wozu den guten Ruf eines Toten schädigen? Echte Goldbarren kamen doch nicht in dieses gelegentlich von der Polizei besuchte Hotel, weil es für gestohlenes Gut sicherere Versteckorte gab. Die Goldbarren konnten also nur einem Schwindler gehören, der auf Reisen das allerdings fast schon überlebte „gold brick game“, „Gold-Barren-Spiel“ geübt hatte. Gewinn bringt es, wenn der Schwindler einen Farmer vom Lande findet, der vergoldete Barren aus Blei als echtes Gold zu „ermäßigtem Preise“ kauft. — Also der Portier warf die drei Barren in einen versteckten Winkel seiner Loge. Einige Wochen später klagten ihm zwei alte Stammgäste des Hauses ihre Not. Sie wußten nicht wie, wann und wo ein Ding zu drehen sei, obwohl morgen der Tag war, an dem sie ihre Rechnung zu begleichen hatten. Sogar im Schwarzen Walfisch von Chicago wird eben kein Prophet geehrt, aber Portierspflicht heischt dort wie überall, den Stammgästen mit gutem Rat zu helfen. Also sann der Portier nach. „Es hat sich da ein junger Farmer von einfach strafbarer Einfalt in unser Haus verlaufen, und hier habt Ihr drei Goldbarren!“ Die beiden Gauner waren entrüstet, denn auf den Goldbarrenschwindel fiel doch niemand mehr hinein. Doch gerade kam der junge Farmer die Treppe hinab. Ein Blick in sein Gesicht ließ die Gauner hoffen. Sie befreundeten sich ihm und verrieten beim Whisky, sie hätten drei Goldbarren im Werte von zehntausend Dollars gestohlen, aber könnten sie nicht verkaufen, weil die Polizei allen Metallhändlern ihr Signalement gegeben habe. Bei der zweiten Flasche entschloß sich der Farmer, das Gold zu kaufen, bezahlte den Schwindlern tausend Dollar in bar und versprach, ihnen viertausend nach Verkauf der Barren zu geben. Eine Stunde später drückte das Paar dem Portier den üblichen Zehnten von der verdienten Tausenddollarnote in die Hand, bezahlte die Rechnung und fuhr ohne Angabe einer Adresse zu neuen Abenteuern in die Weite. Vierundzwanzig Stunden später aber fragte der junge Farmer im Schmuck neuer Kleider nach seinen Kumpanen, denen er eine Summe Geldes einhändigen müsse. Natürlich forschte der Portier den jungen Mann vorsichtig aus. Bald schlug er sich vor den Kopf. Die Bundesmünze hatte das Gold als echtes gekauft! Jetzt erinnerte er sich, daß in den Briefen des Verstorbenen von Alaska, dem Land der Goldgräber, die Rede gewesen war.

Digitized by Google

Empirezimmer

Gemälde von Eugen Wolff

Digitized by Google

Digitized by Google

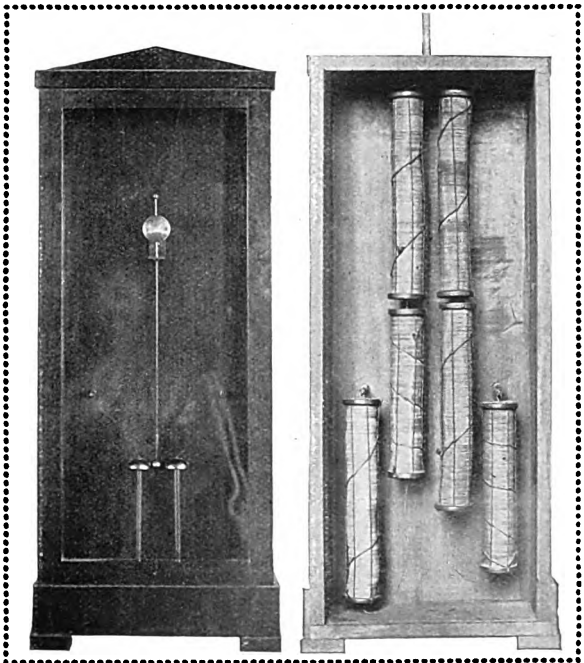
Das Perpetuum mobile — die Tragikomödie der Technik

Von Walter von Molo

Der Mensch hat die Sehnsucht der Ewigkeit: der Glaube ans Fortleben nach dem Tode ist der erschütterndste Beweis dieser Wegtafel. Das Werk verleugnet den Schöpfer nicht: der ewigkeithoffende Mensch schuf die Technik — auch sie kennt die gleiche Sehnsucht. Ich meine das Perpetuum mobile, das verräterische Blättlein am stolzaufgereckten Baume.

Die Sache ist nicht so einfach und nicht so leicht abgetan, wie es hohnlächelnd die Zunft tut. Das Perpetuum mobile ist ein Unsinn. Zugegeben! Aber es ist ein heiliger Unsinn. Es ist die Tragikomödie der Technik. Der endliche Mensch will eine ewige Maschine schaffen, eine Maschine, die, nur aus sich selbst, ewig Arbeit leistet. Uralt närrische Menschensehnsucht in die ernste Technik projiziert! Perpetuum mobile. Das ist ein Ding, das sich ununterbrochen bewegt, wie die Himmelskörper, wie Ebbe und Flut. Armer Narr, weißt du, ob die Himmelskörper ewig im Lauf bleiben? Was ist Ewigkeit? Und wenn du eine Maschine bautest, die jahrzehntelang liefe, das ist noch kein Hauch der Ewigkeit. Die Zamboniſche Säule im Karlsruher Physikalischen Institut bewegt seit siebzig Jahren ihr Goldblättchen hin und her — und ist doch kein Perpetuum mobile.

Von den ältesten Zeiten bis heute ist eine riesige Energiemenge im Suchen nach der Ermöglichung dieser technischen Unmöglichkeit verloren gegangen. Die ewigen Gesetze lassen sich nicht umgehen; keine Energie, keine Kraft geht im Universum verloren, das ist richtig; doch auch: keine Energie kann ohne Aufwand einer Energie erzeugt werden, das ist ebenso richtig — das ist das Gesetz von der Erhaltung der Energie. Die Kraft wird nicht verloren (diese Tatsache ist der Hauptgrund des Perpetuum mobile-Wahnes!), doch sie wird umgewandelt — durch den Widerstand, die Reibung, in Wärme umgeschaffen. Muß ich das alte Beispiel wieder hierhersetzen, vom Hammer, der die ihn bewegende Kraft in Wärme umformt, der sich daher an seiner Fallfläche heiß anfühlt? Jede Maschine bleibt stehen, früher oder später, wie das Menschenherz, wenn nicht stets neue Energie sie antreibt; denn die nur einmal aufgewandte Energie verbraucht sich mit den Widerständen der Bewegung, im Kampfe mit dem technischen Todfeind Reibung. Es gibt keine reibungsfreie Maschine, daher gibt es auch keine Maschine, die, nach Aufhören der sie bewegenden Kraft, in die Ewigkeit weiterliefe. Darum ist das Perpetuum mobile ein Unsinn. Und da der Wärmezustand der Erde, ihre Wärme, auch nicht in mechanische Arbeit umgesetzt werden kann, so ist die letzte Hoffnung auf den Erhalt eines Perpetuum mobile geschwunden. Wohl bewegen sich Magnetnadel und Barometer unablässig, jedoch auch unablässig durch die Änderungen des Erdmagnetismus und des Luftdruckes ins Schwanken gebracht, also stets von neuem angetrieben — kein Perpetuum mobile! Das einzige Perpetuum mobile ist für uns die Bewegung des Weltsystems — weil wir die antreibende Kraft nicht kennen und nicht wissen, wann deren Tätigkeit enden wird.

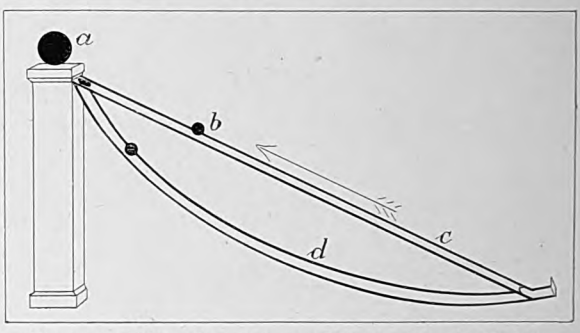


Die Zamboniſche Säule im Karlsruher Physikalischen Institut

Weit in die alte Zeit zurück reichen die Versuche, ein Perpetuum mobile zu schaffen. In die Zeit der Alchimisten und Goldsucher, der nimmermüden Schwärmer, denen die nasenrümpfende Tech-

Digitized by Google

nik von heute und gestern manches verdankt. Sie fanden die brauchbarsten Dinge, gerade dann, wenn das Gold oder der Stein der Weisen sich am hartnäckigsten weigerten, zu erscheinen. Vielfach und gewunden sind die Wege, auf denen sich der Mensch hinter das Weltwunder schleichen wollte. Mit Rädern und Gewichten, mit Wasserrädern und tiefsinnig placierter Schwerkraft, mit Magnetismus und Elektrizität, mit Flüssigkeitshebern, mit allem möglichen und unmöglichen sind sie ausgezogen. John Wilkins, Bischof von Chester (er starb 1672), hinterließ eine Schrift über die Bemühungen, das Perpetuum mobile zu finden. Er teilt darin die Mittel, die seine Zeit anwendete, wie folgt mit: 1. mittels chemischer Extraktionen, 2. mit magnetischer Kraft, 3. mittels der natürlichen Wirkung der Schwerkraft.

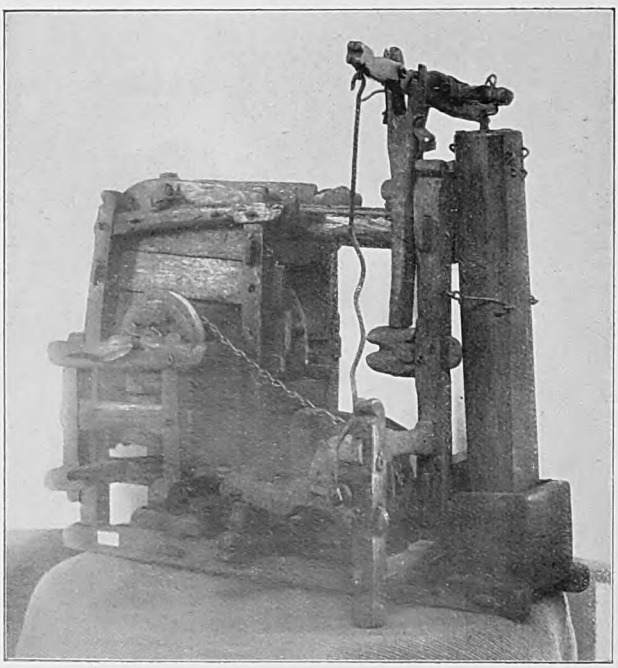


Ein magnetisches Perpetuum mobile aus dem 17. Jahrh.

Paracelsus und seine Zeitgenossen haben geprahlt, daß sie mit ihren chemischen Separationen und Extraktionen eine förmliche kleine Welt, mit allen Himmelserscheinungen, mit Donner, Blitz, Regen, Ebbe und Flut, herstellen und in perpetueller Bewegung erhalten könnten. Nach Wilkins war solch ein chemisches Ewigkeitsrezept zur Erzeugung einer perpetuellen Bewegung, folgendes:

„Mische 5 Unzen von ☿ mit einem gleichen Gewichte von ♃; reibe sie mit 10 Unzen Sublimat zusammen, lasse dies in einem Keller auf einer Marmorplatte vier Tage lang sich auflösen, bis es wie Olivenöl wird, destilliere dies mit Feuer von Spreu oder Treibfeuer, und es wird zu einer trockenen Substanz werden. Durch Wiederholung dieser Auflösungen und Destillierungen werden mit der Zeit verschiedene kleine Atome produziert, welche, wenn sie in ein Glas gegeben werden, eine perpetuelle Bewegung haben."

Ein magnetisches Perpetuum mobile, zu Bischof Wilkins Zeit, zeigt eine unserer Abbildungen. Der Magnet a soll die Kugel c die schiefe Bahn hinaufziehen, durch ein Loch in der schiefen Führung soll die Kugel hierauf auf einen gewölbten Bogengang d fallen, nach vorne rollen, und dort einen daselbst angeordneten Durchgang öffnen, der sie wieder zum Ausgangspunkte ihrer Bewegung bringt, wo sie die „perpetuierliche" Bewegung, in der eben beschriebenen Weise, fortzusetzen hätte. — Lassen wir dem Bischofe selbst das Wort (nach Daul): „Obgleich diese Erfindung auf den ersten Anblick eine starke Wahrscheinlichkeit zeigt, so findet sich doch verschiedenes, was sich als verfehlt herausstellen muß: der Magnet muß so stark sein, daß er die Kugel auf der schiefen Bahn hinaufziehen kann. Da aber die vom Magnet angezogene Kugel hierbei ihren Weg nicht leicht hinauf*rollen* kann, sondern schwerfällig hinaufgleiten muß, bedarf der Magnet doch immer einer Kraft, die Reibung der Kugel auf der schiefen Ebene zu überwinden, welche dann auch gewiß hinreicht, sobald die Kugel oben angekommen ist, sie *vollends* an den Magnet zu ziehen, so daß sie nicht durch das Loch fallen kann, sondern am Magnete gehalten wird und ihrem Ziel gleich am Anfange ein Ende gemacht wird."

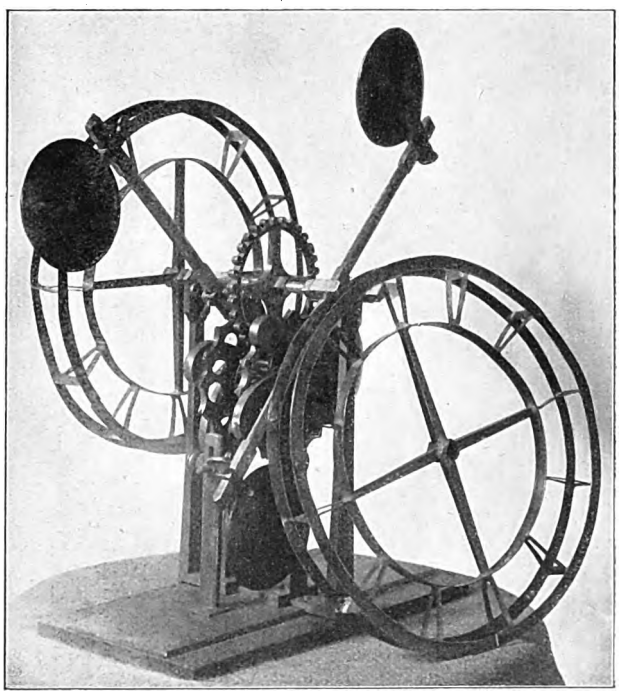


Wasserrad, das das zu seinem Betriebe erforderliche Wasser selbst in die Höhe pumpt (16. oder 17. Jahrhundert)
Aus dem Deutschen Museum in München

Digitized by Google

Jacob Leupold erzählt in seiner Schrift (erschienen zu Leipzig im Jahre 1724) von einem Perpetuum mobile, das mittels der natürlichen Wirkung der Schwerkraft arbeitete: „Trotz alledem halten wir eine perpetuierliche Bewegung für keine Unmöglichkeit, wie doch der ganzen Welt von dem Kanzler Orffyreus dargetan und durch das fürstliche Wort des Landgrafen von Hessen-Kassel bezeugt worden ist, der diese wunderbare Bewegung, welche er zwei Monate lang zur Untersuchung hatte und die während dieser ganzen Zeit in einer versiegelten Kammer sich befunden hat, aufs genaueste geprüft und beobachtet hat." Man sieht, der Glaube an die endliche Gewinnung eines Perpetuum mobile war nicht zu erschüttern.

Das Wunderwerk des Abenteurers Orffyreus machte eine solche Unordnung in den Köpfen der zeitgenössischen Gelehrten, daß z. B. Professor Gravesante einen langen Brief an Isaac Newton schrieb, in dem er seinen Glauben ans Perpetuum mobile ausspricht und Leibniz, der grundsätzlich die perpetuierliche Bewegung für unmöglich erklärte, des Irrtums bezichtigte. Leider zerschlug Orffyreus sein Wunderwerk selbst, angeblich um die Ausstellungstaxe zu ersparen, und wir kamen so ums Perpetuum mobile. Das Rad des Orffyreus war mit Kanevas derart überdeckt, daß man das Innere nicht sehen konnte. „Gelinde gedreht, blieb es sofort wieder stille stehen, wenn man ihm aber einen beträchtlichen Grad von Schnelligkeit gab, blieb es in ziemlich rascher Bewegung, und es erscholl Lärm wie von prasselnden Steinen." Das Wunderwerk wird wohl von gleicher oder ähnlicher Art gewesen sein, wie das Rad des Marquis von Worcester. Wir zeigen eine der überlieferten Ausführungen des Perpetuum mobile von Orffyreus; der Rarität wegen sei diese angebliche Orffyreus-Konstruktion auch hier wiedergegeben trotz starker Bedenken bezüglich ihrer Echtheit.

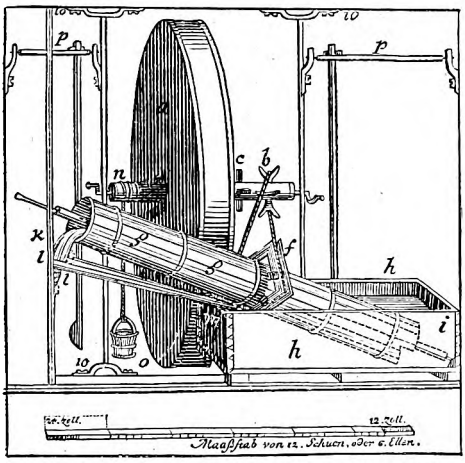


Aus Messing und Eisen konstruiertes Perpetuum mobile

In dem vom Marquis von Worcester verfaßten „Century of Inventions" findet sich sein Perpetuum mobile „als vorteilhafter Wechsel von Zentren" beschrieben. „Um zu erzielen, daß alles Gewicht der niedergehenden Seite eines Rades von dessen Mitte aus in fortdauernder Bewegung mit der anderen, emporgehenden Seite sei, aber doch gleich an Anzahl und Größe an jeder Seite ist, scheint ein sehr unglaubliches Ding, wenn man es nicht gesehen hat. Aber es ist doch versucht worden und wurde dem letzten Könige im Tower gezeigt, wobei zwei extraordinäre Gesandte sowie die Herzoge von Richmond und Hamilton in dessen Begleitung waren. Das Rad war 14 Fuß groß und hatte 40 Gewichte, jedes von 50 Pfund. Sir William Belfor, damals Leutnamt des Tower, kann es mit anderen bezeugen, daß sie alle sahen, daß nicht eher die großen Gewichte die Durchmesserlinie auf der oberen Seite passierten, als bis sie schon wieder einen Fuß weiter vom Zentrum hingen, sowie daß sie, ehe sie die Durchmesserlinien der unteren Seite passiert hatten, schon wieder einen Fuß näher hingen. Nun möge man gefälligst daraus Beliebiges folgern." Das ist geschehen.

Im „Handbuche der Naturphilosophie" hat Partington dem Phänomem des Marquis von Worcester nachgespürt; er kam zu dem Ergebnisse, das in unsrer Abbildung dargestellt erscheint. Ein recht kleines, beschämendes Resultat, wenn man die großen Worte und das Aufsehen bedenkt, die das Worcestersche Rad seinerzeit umrahmten. Es war also wieder nichts — eine reibungslose Maschine ergab sich auch nicht durch diese „Überlistung der Schwerkraft". Der „gesunde Menschenverstand" triumphierte stets von neuem. Den phantastischen Narren aber sei zur Entschuldigung gesagt, daß man eben noch nichts vom Gesetze der Erhaltung der Kraft, von den Widerstandsmomenten und vielem anderen wußte. Schrieb doch die französische

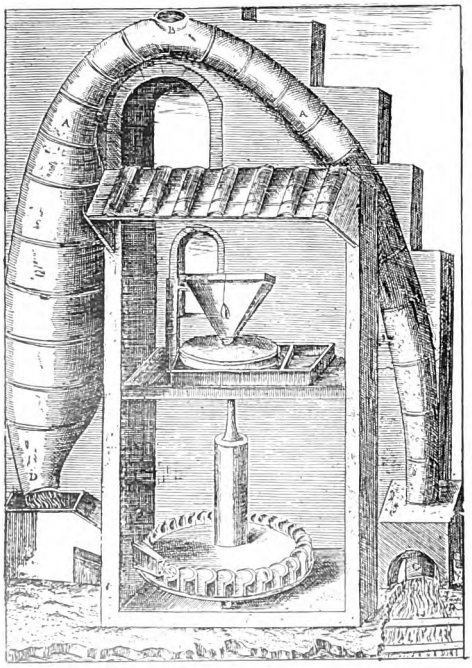
Digitized by Google



Das Perpetuum mobile des Orffyreus (1769)

Akademie der Wissenschaften im 18. Jahrhundert einen Preis von 500000 Franken für die Erfindung eines Perpetuum mobile aus. Durch die allmählich gewonnenen Erkenntnisse ward diese Preisausschreibung hinfällig und 1775 wurde feierlich beschlossen, „den Preis aufzuheben und angebliche Lösungen in diesem Sinne nicht mehr anzunehmen".

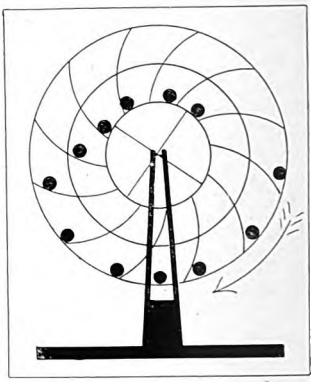
In den Jahren 1760 bis 1770 brach in London unter den Erfindern ein wahrer Wettstreit aus, ein Perpetuum mobile herzustellen;



Perpetuum mobile des 17. Jahrhunderts
Aus: Zonca, Novo Teatro di Macchine et Edificii
Padua 1656

die Ausstellungen solcher angeblicher Versuche reihten sich unübersehbar aneinander, bis Ferguson der Sache ein Ziel setzte und die allmächtige Zeit kam und die Schwärmer in die Grube warf.

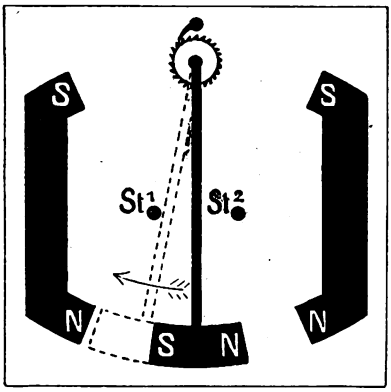
James Ferguson war erst Schäfer, dann Porträtmaler, schließlich einer der bedeutendsten Astronomen seiner Zeit. Er hatte am eigenen Leibe die Gebrechen des ungeschulten Geistes im Reiche der Wissenschaft erfahren und darum wie kein anderer die Aussichtslosigkeit der weglosen Spekulation im konkretesten aller Gebiete — der Technik, erkannt. Er besuchte die Erfinder, er sah seltsame, irrsinnige und geistreiche konstruierte Unmöglichkeiten, immer lauter wurde sein Mahnungsruf, daß sich Vorrichtungen, Apparate und Maschinen niemals von selbst in Bewegung setzen könnten, wenn sie nicht eine von auswärts kommende Anregung, wie z. B. einen nicht versiegenden Wasserzufluß, den atmosphärischen Druck oder dergleichen, erhielten. Und weil sie nicht auf ihn hörten, beschloß er, sie mit ihren eigenen Waffen zu schlagen. Er ersann eine geistreiche Konstruktion, die alle Merkmale in sich vereinigte, welche nach der Meinung der erfinderischen Menge ein Perpetuum mobile besitzen mußte. Und als die Maschine fertig war und vom leichtgläubigen Haufen als die Lösung des Problems gefeiert wurde, erklärte er, auch diese Maschine würde niemals ewig zu laufen vermögen — und er behielt begreiflicherweise recht.



Das Perpetuum mobile Partingtons

In der neueren Zeit sind die Bemühungen, ein Perpetuum mobile zu finden, dank der besseren und allgemeineren Bildung, seltener geworden. Für die Technik als solche ist die Frage glücklicherweise abgetan, es winken andre Ziele, die die gesamte Kraft des Menschengeschlechtes benötigen. Doch die Laien erfinden noch immer das gleiche Phänomen. Für diese Leute ist die Technik und die Wissenschaft nur fortgeschritten, um mit komplizierteren Mitteln den gleichen Unsinn zu finden. Die Tragik wird nun fast ausschließlich zur Komödie, allerdings zu einer Komödie, die für viele Familien tief tragisch endet. In einer unsrer Abbildungen ist ein Motor schematisch dargestellt, der eine perpetuierliche Bewegung einhalten soll. Die beiden Hufeisenmagnete sind derart gelagert, daß sich stets die gleichnamigen Pole

Digitized by Google

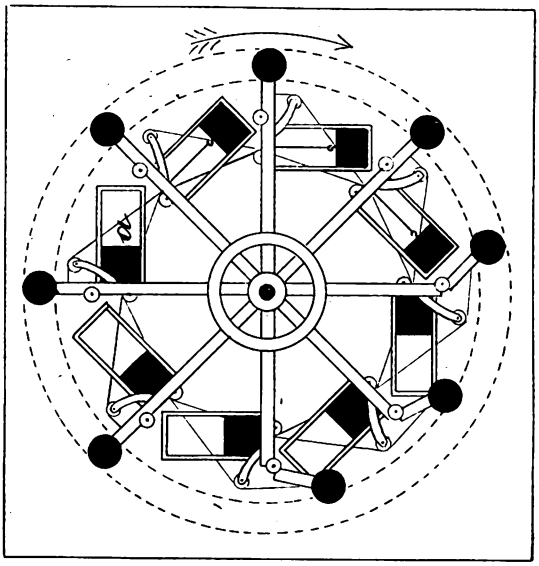


Magnetisches Perpetuum mobile

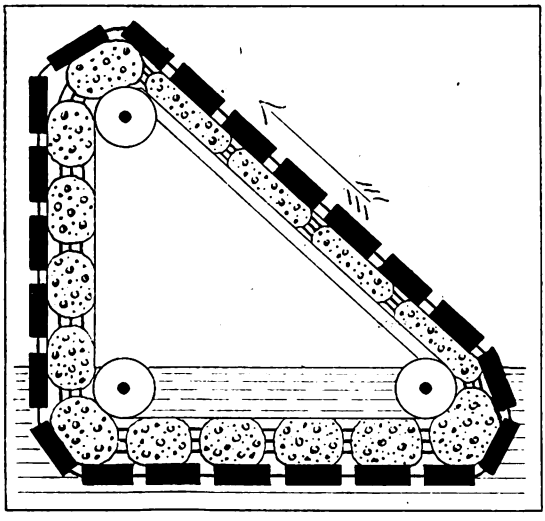
gegenüberstehen Das Pendel trägt am Ende einen Magnet, der jeweils angezogen und abgestoßen in Bewegung gerät, dabei stößt er an einen der beiden Umsteuerungsstifte St¹ und St², wodurch die Hufeisenmagnete gedreht werden, so daß das Pendel zwischen die beiden Südpole (S, S) gelangt und nach rechts schwingt, dort erfolgt eine neuerliche Umsteuerung und abermals eine Bewegung nach links. So sollte es nach der Meinung des Erfinders bis in die Ewigkeit fortgehen, nur steht dem entgegen, daß bei der jedesmaligen Umsteuerung ebensoviel Energie verbraucht wird wie durch die Gebrauchsstellung der Pole frei wird.

Im Jahre 1878 patentierte das deutsche Patentamt unter der Nummer 4453 irrtümlich ein leibhaftiges Perpetuum mobile unter dem Titel „Magnet-Motor", das auf dem Prinzip beruhte, ein Pendel durch die konstant wirkende Kraft des Magnetismus in schwingender Bewegung zu erhalten; „wobei die überschüssig erzeugte Kraft anderweitig abgegeben werden kann". Auch in England wurde ein Perpetuum mobile patentiert, in Amerika sogar mehrere.

Die berüchtigte Wasserrad-Konstruktion darf ebenfalls das Recht beanspruchen, in unserer Zeit das Licht der Scheinwelt erblickt zu haben. Der Erfinder setzte ein Wasserrad vor eine Reihe von mit Docht gefüllten Röhren und stellte das Ganze in ein Wasserbassin. Die Dochte sollten das Wasser



Fergusons Perpetuum mobile (18. Jahrhundert)



Versuch des Sir William Congreve (18. Jahrh.)

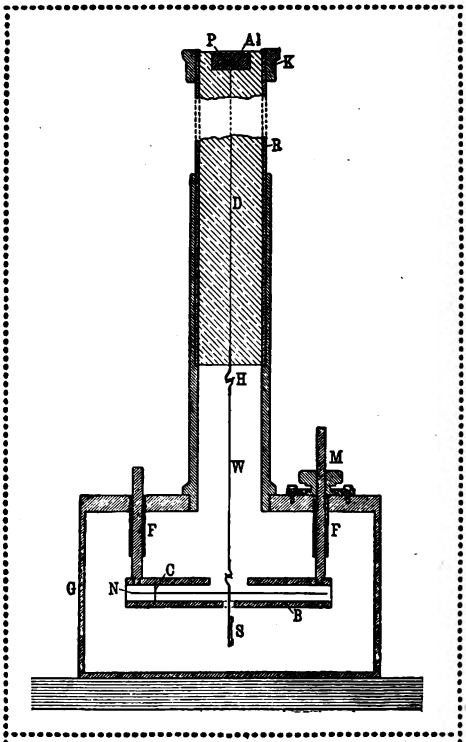
auffsaugen, es oben abtröpfeln lassen und so das Rad in ewiger Bewegung halten, indem das Gewicht des tröpfenden Wassers das Drehmoment schuf und gleichzeitig ins Bassin zurücksank. Natürlich war die Sache auch ein Unsinn, da das Wasser keinen Anlaß hatte, die Dochte, in die es sich gesaugt hatte, aus freien Stücken wieder zu verlassen.

Ebenfalls eine Kapillaritätsmaschine ist des berühmten Erfinders Sir William Congreve (1772 bis 1828) Perpetuum mobile gewesen. Das endlose Band von Schwämmen trägt auf der Außenseite eine ebenfalls endlose Kette von Gewichten, die sich mit dem Schwammband über drei Rollen in einem Wasserbehälter bewegte. Nach der Meinung des sonst als Techniker hochangesehenen Sir Congreve sollte sich der vertikale Teil des Bandes durch das Gewicht des angesaugten Wassers in Bewegung setzen und von der Gewichtskette unbeeinflußt bewegen,

Digitized by Google

während der schräg aufsteigende Teil von den Gewichten ausgepreßt würde, wodurch die Gegenbelastung vermieden werden sollte. Doch die Natur läßt sich einmal ihr Gleichgewichtsgesetz nicht stören; sie gab dem Gewichtsband den Befehl, das Schwammband um ebensoviel zu belasten, als es Wasser ausdrücke — und Sir Congreve saß erbost im Winkel der schmollenden Perpetuum mobile-Märtyrer.

Natürlich hat man auch schon versucht, ununterbrochen fahrende Lokomotiven, Wagen und Luftschiffe zu erfinden. Zumeist ist der Gedanke der, eine in sich geschlossene Maschinenanordnung zu bauen, die sich z. B. selbst den elektrischen Strom erzeugt, der arbeitend auch seine Erzeugungsmaschine antreibt. Oder man sucht eine Art Uhrwerk zu schaffen, das außer Arbeit zu leisten sich auch selbst aufziehen soll. Kein Zweifel, die Perpetuum mobile-Schöpfer haben an Geist verloren. Früher beschäftigten sich auch erste Köpfe mit dem noch nicht allgemein geklärten Problem, heute überhaupt bloß Laien, die unfähig sind, technisch zu denken, oder Schiffbrüchige des nervenzerstörenden Existenzkampfes, Techniker, deren armes gehetztes Denken in Unordnung geriet. Früher hatte der Gelehrte das Wort, um die armseligen Glücksucher auf den rechten Weg zu weisen, heute bloß der Psychiater und Irrenarzt. Ich habe einen Menschen gekannt, der schnitt wochenlang aus Gold- und Silberpapier Scheiben aus, die er, nach Art der Voltaschen Säule, mit der Papierseite zusammenklebte. Die Scheiben hatten sicherlich fast einen Meter im Durchmesser. Mit seinen letzten Geldmitteln ließ er sich eine ungeheure Glasröhre kommen, in die er die Scheiben schichtete. Er hatte von der — eingangs erwähnten — Zambonischen Säule gehört und glaubte die Erscheinung des zarten Spielzeuges durch Vergrößerung der Dimensionen in kräftige nutzbare Arbeitsbewegungen einer Maschine umwandeln zu können. Die „Maschine" hat natürlich nie Arbeit zu leisten vermocht, aber der Erfinder hat, ebenso natürlich, nie eingesehen, daß er auf unrechtem Wege war.



Radium-Perpetuum mobile von H. Greinacher (1911)

Auch die neuesten wissenschaftlichen Erkenntnisse ändern begreiflicherweise daran nichts. Unsere letzte Abbildung zeigt ein sogenanntes „Radium Perpetuum mobile" von Greinacher, darin bestehend, daß durch Radiumstrahlung wider das Messingplättchen P ein leichtes System, das in der Nadel N endet, geladen und dadurch in Drehung versetzt wird. Bei der Drehung entladet sich das System durch Anschlag von N an dem Platindraht C und kehrt in die Ruhelage zurück, um dort, abermals geladen, das gleiche Spiel fortzusetzen — bis in die Ewigkeit? Nein: bis die, allerdings sehr lange andauernde Energieabgabe des Radiums zu Ende ist.

Das Werk verleugnet den Meister nicht, sagte ich eingangs; jede Maschine ist Menschenwerk; das wächst nicht in die Ewigkeit und ist doch schön zu tun. Wie der Mensch unablässig an sich arbeiten und wirken muß, um nicht stillezustehen, so muß er auch seinem mechanischen Ebenbilde, der Maschine, stets neue Kraft geben, soll sie sich regen und schaffen im Wirrwarr der strebenden Dinge. Der Wahn des tatsächlichen Perpetuum mobile ist vorbei; als Bezeichnung lang arbeitender Maschinen erhält sich der Name, der dereinst für ewig arbeitende Maschinen geschaffen wurde! — die geistigen Verwerflinge, die noch das Suchen der Ewigkeit treiben, zählen nicht mit — doch tausend andre Irrlehren sind in uns und um uns. Sie geben uns neue Kraft im Besiegen, im rastlosen Weiter, sie reifen im Kampfe mit unsrer lauteren Seele die Erkenntnis. Dank müssen wir ihnen sagen, denn nur Streit und Bewegung sind Leben.

Auch der Kampf wider das Perpetuum mobile schenkte uns Kraft und schnelleres Auswirken des Menschengeistes; glücklich die Menschen, die wissen, daß sie in irrender Zeit leben, sie streben weiter!

Digitized by Google

Wunderkinder

Roman von Hans Hart

(Fortsetzung)

Oktober war es. Da schüttelte auch Johann Sebastian Williguth den Staub des Alltags von seinen Füßen und zog nach Frankfurt, voll süßer Hoffnung, im Bann seiner Musik. Dem großen Kinde schien es nach den langen Jahren der Verborgenheit eine Fahrt ins Märchenland, so daß er stumm und milde vor seiner Seligkeit stand und seine Bibelweisheit vollkommen vergaß. So fand er auch kein rechtes Abschiedswort für Karl Maria. Schier allein bereitete sich der Junge zur Schlacht.

Dann kam die Miriam das letztemal vor dem Konzert. Kokett saß sie auf dem Fensterbrett, hatte die Knie übereinandergelegt und ließ den armen Karl Maria ihre hübschen Beinchen bewundern, die nun gar nichts mehr mit Storchenstelzen zu tun hatten. Gönnerhaft blinzelte sie ihm zu, und er mußte an Martha denken und an deren verliebtes Spiel. So tat er nach Männerart eine Phantasiereise, die Miriam aber wartete auf eine Liebesszene.

„Ach, bist du dumm, Karl Maria," sagte sie schließlich beleidigt und sprang von ihrem Lockſitz. „Ein Himmelsgucker, wie der Joseph." Und das alles, weil er nicht bettelte vor ihrer kecken Schönheit. Blaß und weltfern lehnte er am Fenster, in der großen Bangigkeit vor der Entscheidung. Dann stieß er verzweifelt hervor: „Ich habe solch dumme Angst, Miriam!" Da schlich sie zu ihm hin und schmiegte sich fest an ihn. „Ich will nie vergessen, wie lieb wir einander hatten." Und während ihre schlanken, festgliedrigen Finger Karl Marias Haar streichelten, flüsterte sie weiter: „Ich will hinauf, und du sollst es auch."

Er atmete schwer. Sie aber klatschte in die Hände und tanzte durchs Zimmer. „Geige sie alle nieder, Karl Maria, alle!" Plötzlich bettelte sie ganz zaghaft: „Aber, bitte, spiele mich nicht tot! Hast mich ja lieb."

Wehrlos und stumm stand der Junge vor diesem ersten Flügelschlag der Frauenselbstsucht. Starr antwortete er: „Ich muß Mutter und Schwester freikaufen." Trotzig ging sein Blick ins Dunkel. Wie Fieber brannte es in seinem Blut, Hitze und Frost, in jähem Wechsel. Heimlich betrachtete er die Miriam. ‚Die siegt. Und ich?'

Beim Nachtessen bat Karl Maria: „Laßt mich heute im Musiksaal schlafen. Ich habe oben doch keine Ruhe. Und wenn ihr mein Geigenspiel hört, erschreckt nicht gleich."

Die Williguths legten Messer und Gabel hin, rollten traurige und erstaunte Augen und priesen einhellig den Segen eines gesunden Schlafes. Frau Lisbeth aber entschied zugunsten ihres Jungen. Es war ja das erste Stück des Weges, den er von jetzt an allein zurücklegen mußte, und sie wollte ihm diesen Anfang nicht noch schwerer machen.

Lärmend bereiteten ihm die Williguths das Lager, und der Zuckerbäcker Robert, der noch schnell alle Ecken und Winkel des Musiksaals mit einer Kerze abgeleuchtet hatte, sprach ihnen allen aus dem Herzen, als er draußen flüsterte: „Jetzt kriegt er Gespensterbesuch."

Karl Maria Tredenius war allein, wie ein Priester vor seiner ersten Messe. Langsam schlief der „Blaue Herrgott" ein. Auch die einsamen Gassen sanken in Nacht und Stille. Nur Karl Marias Herz klopfte fort und fort — wie ein Uhrwerk im Dunkel. Er trat ans Fenster. Wolkenschwer und sternlos hing der Himmel über Stadt und Land. Im Westen war ein gelbrotes Leuchten, das aber nicht von der längst versunkenen Sonne, sondern von den Lichtern der großen Stadt kam, die dort hinten begann, wo das stille Reich des „Blauen Herrgotts" sein Ende hatte. Karl Maria grüßte diese Lichter. Morgen trat er mitten unter sie und warb um ihren Glanz.

Dies Morgen stand wie ein Gespenst vor ihm. Er streckte die Hände aus, als müßte er etwas niederringen, das aus der Dunkelheit ihm entgegenwuchs. Dann griff er nach der Geige. Die Angst wollte er wegspielen, geriet aber immer tiefer hinein.

Digitized by Google

Gelang eine Stelle, frohlockte sein Stolz, zerriß eine Harmonie, sank der Bogen in Zorn und Scham. Es war eine Nacht voll Süßigkeit und Qual, wie damals nach Hans Geßners Konzert, als im Kerzenlicht die krausen Noten der Brahmspartitur vor Karl Marias Augen tanzten.

Viertelstundenlang lag er in bleischwerer Müdigkeit auf seinem Bett, dann trieb es ihn wieder auf, wie einen, der im Morgengrauen aufs Schafott muß. Karl Maria umklammerte seine Geige, als wäre sie das Sprungbrett zum Glück. Knarrend ächzte das Holz unter seinem Griff. ‚Wenn ich dich zum zweitenmal zerschlage —‘ Doch er sprach den Satz nicht zu Ende. Wieder erklang das harte, starre Wort: ‚Du mußt!‘

Grell lachte er auf. Dann horchte er plötzlich ganz still. Ein wunderbares Rauschen rann durch sein Blut. Er schloß die Augen und ließ den Bogen die Saiten entlang laufen, schnell und leicht, in freier Phantasie. Karl Maria vergaß, daß es morgen sein Schicksal galt, heute war er König in seinem Reich. Wie ein Rausch kam es über ihn. Voll und kühn sprang sein Ton durch das schwarze Schweigen. Stück um Stück nahm er sein Programm vor, spielte leise und verschleiert, nicht aus Rücksicht auf den Schlummer seiner Lieben, sondern aus Scham, sein heimliches Glück laut werden zu lassen. In dieser Nacht war Karl Maria Tredenius ein großer Geiger.

Dann kam der Morgen. Todmüde, mit blassem Gesicht und trocknen Lippen stand Karl Maria im grauen Dämmer. Betäubt strich er über die Stirn. Alles in ihm war leer und tot. Er riß die Tür auf. Im fahlen Dämmerlicht saß da eine Gestalt, auf einem Schemel eingeschlummert. Das Haupt war nach vorne gesunken und lag licht und schön auf der Brust.

„Gundl!“ schrie er und rüttelte die Schläferin wach.

„Ach, Karl Maria, jetzt bin ich doch eingeschlafen. Mußt es mir verzeihen,“ sagte sie schlicht.

Er fand kein Wort der Dankbarkeit. Verwirrt starrte er das blonde Mädel an, das wieder für ihn gewacht hatte, wie ein treuer Hausgeist.

„Darfst den andern nichts sagen,“ murmelte sie hilflos und sah ihn scheu von der Seite an.

Er stampfte mit dem Fuß. „Ich mag dir nicht alles danken!“

„Das brauchst du auch gar nicht. Nur glücklich werden sollst du.“

⁂ ⁂ ⁂

Das erste Lied der Miriam Italiener war zu Ende. Frau Charlotte zog erleichtert das Taschentuch, was sie bis jetzt für unschicklich gehalten hatte, und der starke Gideon riß Mund und Augen auf, als begreife er nicht, daß dieser jubelnde Singvogel seine Miriam sei.

Einen Augenblick blieb es ganz still. Dann klatschten die Jungen, denen die süße, reiche Stimme zunächst ans Herz gegriffen, und das bedächtige Alter wandelte ihnen gar schnell und freudig nach. Blaß und starr stand die Miriam, ihre Hände zitterten leise, den Kopf hielt sie vorgeneigt, als müßte sie diesen Beifall austrinken bis zum letzten Tropfen.

Jetzt lächelte Franziska Ermattinger, die in der ersten Reihe saß; der strenge Generalintendant Graf Rothenwolff stand auf und klatschte laut und gemessen in die perlgrau behandschuhten Hände. Dann nickte er der Miriam lustig zu. Nur Lewis kümmerte sich nicht viel um die Debütantin. Er hatte einen kleinen, etwas salopp aussehenden fetten Herrn untergefaßt, zog ihn im Geschwindmarsch den Mittelgang auf und ab und sprach heftig auf ihn ein.

Im Künstlerzimmer warf sich Miriam der Ermattinger an die Brust. „Jetzt möchte ich sterben!“ Schnell aber riß sie sich zusammen. „Habe ich sie auch alle gepackt?“ fragte sie mit eingekniffenen Augen und mit trotzigem Mund.

Ein Geigenton schnitt ihr das Wort ab. Miriam schlug zwei Finger durch die Luft. „Jetzt nimmt mir der Bub alle Wirkung!“ Aber dann schwieg sie und horchte. Reich und schön setzte die Sonate des alten Corelli ein. Das Klavier verlor sich hier und da auf falschen Seitenpfaden. Milde und klug wies die Geige den Weg zurück. Da weinte Miriam vor Zorn. „Er kann mehr als ich.“ Und gleich darauf faltete sie wieder die Hände für Karl Marias Glück.

Als das Adagio breit und feierlich begann, litt es Miriam nicht länger. Leise glitt sie auf Umwegen in den Saal zurück,

Digitized by Google

Bildnis des Fliegers Lindpaintner

Gemälde von Walter Schnackenberg

Digitized by Google

Digitized by Google

barg sich im Hintergrund und blickte geduckt und ängstlich nach Karl Maria, der seine Kantilene wie ein altes Kirchenlied spielte, in das hier und da ein lustiger Volkstanz springt. Die Augen hielt er halb geschlossen, als horchte er auf hilfreiche Engelstimmen.

Vom Herzen kam's und traf ins Herz. Der Beifall rauschte auf. Karl Maria hatte erstaunte Kinderaugen und dankte nicht einmal.

Graf Achaz Rothenwolff trug ein sonnenhelles Leuchten auf seinem verwitterten Antlitz. Er schlug die Hände widereinander und lachte wie ein glückliches Kind. Trotzig und fromm hing er an dieser holden, alten Musik. Dieser Bub spielte wie ein junges Mönchlein an einem Frühlingsmorgen. Jetzt trat er auf Karl Maria zu. Eine blasse, dunkelhaarige Frau stand plötzlich neben ihm. Schlanke, elfenbeinfarbene Hände streckten sich dem jungen Geiger entgegen, der noch immer verträumt in den Saal blickte. „Glück auf, Karl Maria!"

Karl Maria strich mit der Hand über die Augen. Dann flüsterte er: „Bist du die Trix?"

Scheu und stumm stand er vor ihr. Nur die Augen jubelten sein Glück hinaus. Sie war gekommen! Hatte still gewartet auf ihn, all die Jahre, im verwunschenen alten Haus am Wasserturm. Hatte gewartet, bis er ein großer Geiger war. Und nun kam sie zu ihm. Allzu schnell schlug er Brücken zwischen einst und jetzt.

„Wunderschön hast du gespielt!" sagte sie. Und dann in stiller Ungeduld: „Freust du dich denn nicht?"

Karl Maria blieb starr. Der liebe Traum lief ungute Wege. Graf Achaz schmunzelte boshaft. „Frau Schwiegertochter, du hast Pech. Er denkt nur an seine Geige."

Schwiegertochter? Neues klang wider Altes und klang wie grelle Lüge. Karl Maria blickte in die Augen der Trix, wie einst in den blauen Herbsthimmel, als er recht weit zum lieben Herrgott hineinschauen wollte, aber er sah nur eine elegante junge Frau, die Gräfin Beatrice Rothenwolff. Es gab keine Trix mehr.

Schnell reichte er ihr die eiskalte Hand. „Nun muß ich wieder geigen." Er wandte sich nicht mehr um, die Blicke aller dieser Menschen brannten in seinem Rücken. Und ihm graute vor seiner Geige.

Die Miriam sang Lied um Lied und siegte. Karl Maria saß still, hatte die Geige im Schoß und starrte vor sich hin in Angst und Trotz. Sein Kopf war wüst und leer, im Traum hatte er gespielt, und jetzt war es heller Tag. Mit Gewalt zwang er sich auf. Warum ließen sie ihn nicht in Ruhe? Er war doch so schläfrig. Und er haßte sich und die da draußen. Dann warf er ihnen Tartinis Teufelssonate hin, zu schnell, zu hart, abgerissen, flackernd, daß alle verwundert die Köpfe schüttelten.

Karl Maria verlor sein Spiel, weil man ihm einen lieben Traum verdarb. Im Künstlerzimmer hieb der erschreckte Joseph Italiener mit der Faust auf den Schenkel. „Ist der Kerl denn toll?" Im Herzen der Miriam stritten Mitleid und heimlicher Triumph. Karl Maria warf selbst die Waffen weg. Scheu wich sie zurück, als er mit seiner Mutter hereinkam. Gleich darauf sang sie, und wieder erstritt ihr zäher Wille den Sieg.

Das Schicksal des Karl Maria Tredenius aber glitt in Finsternis. Bleischwere Müdigkeit lähmte seine Hand, und im Kopf war ein schmerzhaftes Hämmern. Er schleuderte seine Stücke hin und wußte selbst, daß er schlecht spielte. Das Antlitz der Trix wurde ihm zur Narrenfratze, und die durchspielte Nacht tat ihr Rachewerk. Seine Seele war arm und klein und konnte den Fingern nicht helfen.

Die vom „Blauen Herrgott" senkten traurig die Köpfe, die fetten Gesichter der Familie Italiener aber glänzten in eitel Wonne. Geschwätzige Freude stand grell wider beklommenes Schweigen. Mit zerzaustem Haar, heiß und erregt, stand Miriam zwischen ihren Eltern, die ihr Lob wie Weihrauch wirbeln ließen.

Da löste sich Joseph Italiener aus dem Schwarm der Glücklichen und trat auf Kundry zu, die vor Karl Maria stand, als müßte sie ihn decken vor den Blicken der anderen. Tränen funkelten in ihren Augenwinkeln, aber ihr Mund blieb herb und stolz. „Fräulein Kunigunde, was sagen Sie, hat er nicht wunderschön gespielt — trotz allem?" fragte der dicke Joseph und trug seine hilflose Güte auf beiden Händen zu ihr.

Digitized by Google

„Nein," antwortete Karl Maria scharf und ging zur Miriam, die scheu und trotzig herübersah. „Bravo, Miriam!" Er griff nach ihrer Hand.

Ein Zucken lief durch ihren Leib, sie schlug beide Hände vor das Gesicht und schluchzte: „Ach was, ich habe gar keine Freude dran." Von allem Klingen und Singen in ihren Seelen war nichts geblieben als ein dumpfes Weh.

Sein Blick ging über sie fort, irgendwohin, ins Nebelland. Sie wollte ihn küssen, ohne Scheu vor den gaffenden Menschen, aber die Arme glitten ihr herab und waren wie von Blei. Keine Freude war in dieser Stunde, die den einen ins Licht, den anderen zurück in den grauen Alltag führte. —

⁂ ⁂ ⁂

Als Sieger kehrte Johann Sebastian aus Frankfurt heim.

Alle im „Blauen Herrgott" taten den Gram von sich, der ihre guten Herzen klein und verzagt machte, und lachten dem Vater fröhlich entgegen. Während er im Musiksaal mit wichtiger Miene die kleinen Geschenke unter sein Volk verteilte und seiner Frau eine wohlgespickte Brieftasche reichte, rann das Glück in milden Bächlein von seinen Lippen. Gar stolz erzählte er von Goethe, von Johann Sebastian Bach und von der Feierlichkeit dieser Tage, die seinen Namen den Leuten ins Herz geschrieben hatten, daß sie jetzt auch im hohen Norden nach Meister Williguth verlangten und die Stadt Bremen ihn für das Frühjahr zu einem Orgelschmaus geladen hatte.

Karl Maria schien er ganz vergessen zu haben in dem späten Glück, das rot und hell in seiner Seele brannte. Erst beim Essen legte er Messer und Gabel weg und fragte vergnügt: „Nun, Lisbeth, wie ist's denn deinem Jungen ergangen?"

Es wurde recht still, weil keiner den Mut zur Wahrheit hatte. Nur Gundl sagte leise: „Es ist nicht gut gewesen."

„Was?" schrie Johann Sebastian und schob noch einen tüchtigen Bissen in den Mund, als wollte er sich noch ein Gutes tun, ehe der Zorn den Appetit verdarb.

Dann verlangte er, die Zeitungen zu sehen, die über das Konzert berichteten, las, und die wenigen Locken auf seinem Musikerschädel wogten grimmig auf und nieder, wie erschreckte Nachtvögel. Endlich schlug er mit der Faust auf den Tisch. „Also nichts, rein gar nichts!" Und ein ehrlicher Schmerz zuckte um seinen weichen Mund.

„Er war krank." Frau Lisbeth lächelte, als sei sie ganz glücklich, wie alles gekommen war, weil sie trotz allen Mißgeschicks ihren Jungen behalten durfte.

„Du bist eine Affenmutter," grollte der Bruder und trank sein Glas aus.

Starr und steif stand Karl Maria auf und sprach wie ein Mechanismus, der sein Sprüchlein abschnurrt: „Ich habe einfach schlecht gespielt. Du hast dich umsonst mit mir geplagt, Onkel. Vielen Dank für deine Liebe. Ich will jetzt fort."

„Wohin, mein Wunderkind?" höhnte Johann Sebastian, dem die Galle überlief vor dieser traumhaften Sicherheit. „Du bist ein Schulbub, der lernen muß. Jetzt heißt es festsitzen und ein kleines Schreiberlein werden. Schnalle die Engelsflügel nur ab!"

Gundl hob entschlossen den Kopf. „Er geht nicht mehr in die Schule."

Frau Apollonia, die alle Schulmeisterei in der Seele haßte, warf hilfreich ein: „Sein Professor ist ein Esel, Mann."

Gewitterwolken grollten um das Haupt des Gewaltigen, doch er fragte mit unheimlicher Ruhe: „Was heißt das?"

Da krähte die jüngste Williguth in ihrer neunjährigen Begeisterung für solche Großtat: „Sein Professor hat ihn verspottet, und da —"

„Habe ich ihn ins Gesicht geschlagen," bekannte Karl Maria und stand jetzt schier demütig vor dem Onkel.

„Laßt mich mit ihm allein!" herrschte der mit seltsam rauher Stimme. Als die beiden Frauen zögerten und bittende Blicke wagten, sagte er verächtlich: „Habt keine Angst. Ich schlage ihn nicht. Meine Hände sind mir zu lieb dazu."

Da gingen sie alle und ließen das Jungenschicksal hinter sich. Gundl aber lief noch zum Vater und flüsterte ihm glutrot ins Ohr: „Tu ihm nichts! Ich habe ihn lieb."

Zitternd senkte sie den blonden Kopf und wartete auf des Vaters Zorn. Aber es kam

Digitized by Google

nur ein Ächzen aus der breiten Brust. Johann Sebastian griff nach der Hand seiner Tochter, legte sie an seine Wange und sagte ganz sanft: „Ich will dran denken, Kundry."

Karl Maria stand trotzig in der Mitte des Zimmers. Er hielt seinen Blick hart an sich und wußte keinen Dank für Gundls Opfer. Nur ein Gedanke war jetzt in ihm: Auf den Füßen bleiben! Die Zähne zusammenbeißen! Und seinen Weg finden! Am besten war ein rascher Schnitt, der alles Liebe und Traute von ihm tat. Wie ein Schwerthieb, klar und scharf.

Johann Sebastian aber litt bitter unter diesem neuen Schlag, wie in jener Stunde, als sein Giacomo ihn und seine liebgewordene Hoffnung schnöde auf den alten Strohsack wälzte. Er hatte Karl Maria gehalten wie sein eigenes Kind und heimliche Sehnsucht an diesem Geigenspiel genährt. Nun ging der Junge vor die Hunde, das schlimme Blut des Vaters erwachte in ihm und ließ ihn sein Leben vertrödeln wie eine verspielte Stunde. Und die Gundl bat für den armen Sünder, schenkte ihr armes Glück weg und stand jetzt zitternd hinter jener Tür.

Aus Karl Marias Augen kam ihm ein verzweifelter Trotz entgegen. Da wurde auch Johann Sebastian wieder hart und kalt und nahm für Trotz, was nur Jungenschmerz in wilder Keimzeit war.

„Ich habe geglaubt, du kannst dankbar sein, Karl Maria."

Verzweifelt wehrte sich der Knabenstarrsinn gegen die kindische Wehmut, die würgend in der Kehle saß. „Ich kann nichts weiter sagen, Onkel."

Jetzt grollte Johann Sebastian in dem Grimm des Alters, das aufbraust, wenn irgendeine Jugend zum erstenmal ihr Seelenrecht fordert. „Das sind faule Fische, mein Bub. Dir sitzt allerhand dummes Zeug im Kopf, und der ‚Blaue Herrgott' hat nichts dagegen vermocht. Meine besten Träume habe ich vor dich hingestellt und gesagt: ‚Bitte, greif zu!' Gefreut hab' ich mich, als es so hell und licht in dir wurde. Ich kann es mir nicht zusammenreimen. Sage, Karl Maria, ist's ein Weib? Ich bin ein alter Mann und kein Mucker. Kannst es mir ruhig sagen."

Aber Karl Maria schüttelte stumm den Kopf. Das Geheimnis mit der Trix durfte er nicht verraten, schon um der Kundry nicht sinnlos wehzutun. Onkel Williguth deutete seine Befangenheit ganz anders. Konnte nicht die Gundl im Spiele sein, ein herzlich dummes Tändeln im ersten Frühling, das matt und hilflos machte? Dann hatte ja gar sein eigenes Mädel dem Buben das Konzert verdorben. Ein wehmütiges Lächeln zitterte durch Johann Sebastians Zorn. Hatte nicht er selbst um die rundliche Jugend der Jungfrau Apollonia einen aussichtsreichen Kapellmeisterposten ausgeschlagen und seine Hoffnung im „Blauen Herrgott" alt und zag werden lassen?

Mit ungelenken Händen tastete er so in die Seele Karl Marias und brachte daraus doch nur seine eigenen Kinderträume mit. Vielleicht blühte da im geheimen ein großes Glück, das er nicht zerstören durfte. Es war wohl so zart, daß Karl Marias Lippen stumm blieben vor dem Vater des Mädchens, dem seine Liebe galt. Meister Williguth begrüßte dies Schweigen als einen Sieg, den das Blut der Williguths über das der Tredenius erfocht.

Gar nicht mehr zornig ließ er sich jetzt über Karl Marias Schulkrach Bericht erstatten, und seine Augen verbargen mühsam ein inniges Behagen, als er hörte, wie der Junge die Kränkung so bitter gerächt hatte. Ja, schließlich fragte er ganz arglos: „Hast du die Gundl lieb?"

Karl Maria prallte zurück, wildes Erschrecken in den Augen. „Ja," stammelte er dann und floh in diese Lüge, weil er keinen andern Ausweg sah.

„Es ist keine Schande, Bub. Mein Mädel ist ein goldenes Ding." Voll philosophischer Bedachtsamkeit sann Johann Sebastian jetzt auf gute Wege, in die er die Zukunft des verunglückten Gymnasiasten retten könnte. Vorsichtig klopfte er noch einmal an verschlossene Türen. „Mit der Schule ist's also aus? Ist eigentlich schade. Abbitte willst du dem Professor nicht leisten?"

„Bitte nicht, Onkel. Ich habe das so mitgeschleppt, aber es ist immer schwerer geworden. Statt an Latein habe ich an meine Geige gedacht. Das Graue Gymnasium ist nichts für mich."

Johann Sebastian bedachte das jammer-

Digitized by Google

volle Ende der Gymnasiastenzeit seines Giacomo, der jetzt aus Paris voll Stolz das erste selbstverdiente Geld geschickt hatte, bedachte Kundrys wehleidiges Kriechen unter dem Schulmeisterbakel und nickte gnädig Beifall zu der raschen Tat seines Neffen.

Karl Maria schämte sich, daß seine Gedanken abseits flogen von der treuen Liebe der Gundl und von der herzguten Sorgfalt Onkel Williguths. Schlecht und verlogen kam er sich vor. Fast haßte er diese Güte, die in einem Irrtum ging.

Meister Williguth spürte das wortlose Widerstreben und warf schnell noch das Opfer seiner eigenen Eitelkeit in die Wagschale. „Nun heißt es, ein Sonnenplätzchen für dich suchen. Schulmeister magst du aber keine leiden. Also ist auch der Johann Sebastian nichts für dich.“ Und mit verschmitztem Augenwandern entwickelte er seinen Plan: „Bei den Neun Chören der Engel ist ein neuer Chormeister, ein eisgrauer Kerl, voll Schrullen und Ecken. Ist noch nicht lange dort. Spielte vorher mit Lumpengesindel in einer Art Quartett. Sein Name ist häßlich und dumm: Andreas Katzenkopf.“

Karl Maria schloß die Augen, weil eine Erinnerung grell aufblitzte. So hieß doch der alte Klavierspieler im Ministerpalais, der so lieben Trost für Karl Marias hilflose Armut gefunden hatte. Schnell sprangen die traurigen Worte des Alten vor ihn hin: ‚Bin auch ein Wunderkind gewesen.‘ Ja, dort paßte er hin. Dort begrub man zertrümmerte Hoffnungen und lebte in einer dummen Sehnsucht, die niemals wahr wurde.

Johann Sebastian aber freute sich über diese rasche Bereitwilligkeit und sprach würdevoll: „Sollst also beim Katzenkopf erster Geiger werden. Horch nur nicht auf sein wildes Schwatzen! Seine Musik ist gut. Ist das Feuer, an dem er seine alten Knochen wärmt.“

Noch einmal rang die Ehrlichkeit Karl Marias um den Mut zur Beichte. „Ich will dir alles sagen, Onkel.“

Aber Johann Sebastian schloß ihm den Mund. „Ich weiß alles, mein Kind. Halte nur heilig, was heilig ist.“ Er meinte die geheime Liebe der Kundry und wollte Karl Maria die ungelenke Scham ersparen. So schwieg der Junge und sagte zu allem Ja und Amen, erdrückt von der Schuld der Dankbarkeit. Und Onkel Williguth war höchlich zufrieden mit seiner Geschicklichkeit, in jungen Herzen den Weg blank zu kehren. —

⁂ ⁂ ⁂

Andreas Katzenkopf schüttelte die grauen Strähnen aus der steilen Stirn, und in sein aschfarbenes Antlitz trat ein helles Leuchten, als Karl Maria Tredenius zum erstenmal vor ihm die Geige strich. „Du hast's in dir, mein Sohn. Jehova sei gelobt, daß ich einen Menschen fand unter den glotzäugigen Fischen im Meere.“ Und er schwang seinen fleischlosen Arm wider die Köpfe der Männlein und Weiblein, die sich mühten und plagten, die Missa solemnis Beethovens zustandezubringen.

Karl Maria lächelte. War sein Onkel ein toller Wüterich, wenn er den Dirigentenstab in der Hand hatte, so war der arme Katzenkopf ein heulendes Gespenst, das Tränen vergoß und flehentlich bat, wenn etwas schief ging. Übte Johann Sebastian strenge Selbstzucht im Unterricht und beschnitt alle Ranken, war es für Meister Andreas eine wilde Freude, die Noten hinzuschmeißen, von Passage zu Passage zu stürmen, wie Märzsturm und Oktobersterben.

Und Karl Maria war der richtige Schüler für diesen Lehrer. Als er das Violinsolo von Beethovens Messe zum erstenmal wie goldenen Weihrauchnebel zum Himmel aufwirbeln ließ, gewann er den Glauben an sich selbst zurück. Andreas Katzenkopf aber zischte mit einer Stimme, in der sich innige Andacht und grimmiger Hohn gar wunderlich mischten, in die goldhelle Feierlichkeit: „Du bist gezeichnet, Bub. Nicht umsonst habe ich dir das Kreuz der Bettler auf die Stirn gemalt an jenem Abend, als du bei den Reichen deine Seele verkauftest, wie deine schöne Schwester den Leib. Himmel und Hölle ist in deinem braunen Holz. Schau' hinunter! Fühlst du nicht, wie unsere Musik die Menschlein dort unten emporträgt und in Träume spinnt?! Wir armen Musikanten sind Gottes Erzengel.“

Solche wilde Reden fielen als schlimme Saat in Karl Marias Seele und wucherten als Unkraut empor. Der Alte, der in

Digitized by Google

dieser Knabensehnsucht seine eigene verbrannte Jugend wiederfand, weckte alle dunkeln Wünsche und zündete huschende Irrlichter an.

Andreas Katzenkopf trieb musikalische Schatzgräberei. So führte er Karl Maria zu dem alten Salzburger Meister Heinrich von Biber und wies ihm die feine Originalität, die dieser deutsche Musiker des 17. Jahrhunderts besitzt: die wunderhübschen Variationen desselben Motivs, manchmal sogar mehrstimmig, wie viel später bei Beethoven. Das waren Feierstunden für das gierige Jungenherz, wenn Meister Andreas sein Wissen aus- und seinen Weltgrimm einpackte. „Merkst du, wie da noch immer die Kirchenmusik hineinklingt? Starre Brokatgewänder knistern, und darüber summen die Glocken. Salzburg und Schloß Mirabell. Ja, Bub, du solltest wandern, ohne Plan und Ziel. Das kühlt das brennende Blut und sammelt Schätze für spätere Zehrzeit."

„Ich will ja fort," keuchte Karl Maria.

Aber Andreas hörte ihn nicht, er spielte lustige und leise zitternde Tänze aus dem Rokoko, dann wieder groteske Tanzmusik, als grinste der Tod zwischen Harlekin und Kolombine hervor. Und er raunte wie ein Geheimnis: „Da ist jetzt eine Varieté-Gesellschaft, schon etwas abgetakelte Schiffe. Die gehen im Fasching auf eine Tournee durch Deutschland und Frankreich. Und sie wollen mich als Kapellmeister haben. Aber ich kann ja nicht. Ich muß hier festsitzen. Pfui Teufel, über das Alter!" Er blickte durchs Fenster. Hoch oben strichen wilde Gänse. „Lahm geschossen bin ich," klagte Andreas und drückte die Nase an den Scheiben platt.

Karl Maria schwieg und sah die Trix in knisterndem Reifrock die Treppe in den Rosengarten von Schloß Mirabell niedersteigen. Wieder winkte das Wunder. Und das Herz schlug tausend Schläge auf einmal. Alles Weh war vergessen. Karl Marias Finger irrten durch die leere Luft, als wollten sie etwas Liebes herzen. Aber Frau Beatrice schwieg. Und Karl Maria war zu stolz, den ersten Schritt zu tun. Er kam ja als Geschlagener, und das tat bitter weh. Sein Trotz war stärker als seine Sehnsucht. —

Vor Weihnachten kam ein seltsames Geschenk in den „Blauen Herrgott". Gundl fiel es zuerst in die Hände. Voll Neugierde riß sie die Verpackung ab, da lag ein goldbrauner Geigenkasten vor ihr. Einen Augenblick zögerte sie, dann klappte sie den Deckel auf und fand ein graues Billett, an Karl Maria adressiert. In schneller Scham warf Gundl den Kasten wieder zu. Zuerst lief ihr Mädelherz im Dreivierteltakt, weil dem lieben Jungen solche Freude geschah. Hinterher aber machte sich eine kleine Eifersucht auf die Beine, weil das graue Brieflein eine Frauenhandschrift trug. Klopften da etwa geheime Hände an das Tor des „Blauen Herrgott" und lockten Karl Maria in unsichere Fernen? Mit gefalteten Händen und nachdenklich hochgezogenen Brauen saß Gundl vor diesem Geschenk, das ihr voll Süßigkeit und Weh zugleich schien, wie ein Ruf aus der schlimmen Welt da draußen. In ihrer bekümmerten Versunkenheit bemerkte sie gar nicht, daß Karl Maria hinter ihr stand.

„Was ist das?" fragte er hastig und ergriff das Billett, das der armen Gundl wie Feuer in der Hand brannte. Mit einem kleinen Seufzer öffnete sie jetzt den Deckel. Da schimmerte eine goldbraune Geige, schlank und schön, von alter, kostbarer Arbeit. Er hob andächtig die Geige heraus und strich den Bogen darüber. Voll und stark schwang der Ton.

Jetzt riß er das Brieflein auf und las. Gundl senkte den Kopf und legte die Faust vors Ohr. Nur wenige Worte hatte die Trix in steilen und eckigen Buchstaben hingemalt, so widerspruchvoll und sprunghaft wie die Frau, die sie schrieb.

„Sie heißt Königsgeige." Laut und lustig sprach er das Sätzlein vor sich hin. Und er schwang die Geige durch die Luft, wie ein Schwert, das alte Bande zerhauen sollte, und jubelte: „Ach, Kundry, jetzt ist das Glück da."

Da antwortete die arme Gundl: „Immer bist du nur glücklich, wenn ein anderer dir etwas gibt. Sind wir wirklich so arm?"

Karl Maria hielt seine Geige und lächelte nur. Und Kunigunde Williguth packte ihr Weh mit beiden Händen, daß es ihr nicht über die Lippen sprang, und flüsterte: „Laufe doch fort, Karl Maria!"

Mit dunkel leuchtenden Augen blickte er sie an. „Ja, das sollte ich wohl."

Digitized by Google

Da trabte sie wieder mutig in ihr Opfertum hinein. „Ich will gar nicht wissen, von wem die Geige kommt.“ Und er war großmütig und zerstreut genug, darüber zu schweigen. In der heiligen Dummheit und Fröhlichkeit seiner Selbstsucht sagte er nur schmunzelnd: „Bei deiner Hochzeit will ich auf dieser Geige spielen. Was soll es denn sein?“ Und flugs hob er den Bogen, als stände die Gundl schon unter Kranz und Schleier.

„Ach, das hat Zeit,“ war die verzweifelte Antwort.

Und auf einmal war Karl Maria mit seiner Geige allein. Da packte er alles zusammen, lief mit dem Geigenkasten aus dem „Blauen Herrgott“ und wanderte zur Trix, ohne zu wissen, ob er das liebe Geschenk zurückgeben oder herzlich dafür danken sollte. Am Wasserturm vorbei ging's in ein altes Gartenviertel und dann durch eine laublose Kastanienallee zu dem weißen Haus mit den grünen Fensterläden, wo die Trix jetzt wohnte. Ein frecher, dicker Diener, ganz anders als der gelbe, dürre Kerl vom Wasserturm, führte Karl Maria in ein Zimmer, das nach Zigaretten und scharfem Parfüm roch, und ließ ihn dort warten. Überall hingen Rennbilder, schlanke Pferde, auf denen Jockeis in bunten Jacken wie bekümmerte Affen hockten.

Zornig blickte sich Karl Maria um. Es schien Graf Nisis Bude zu sein, in die er da geraten war. Trotzig holte er die Geige heraus und legte sie justament auf den Schreibtisch, neben die zerlesene, gelb broschierte „Aphrodite“ von Pierre Louys. Dann setzte er sich in den tiefen, braunen Klubsessel, als wäre er der Herr dieses Hauses. So wartete er zwischen Trotz und Zähneklappern.

Dann kam die Trix, schlank und hold, und lächelte in alter Vertraulichkeit. Karl Maria aber grübelte: ‚Jetzt spielt sie wieder mit dir‘ und sagte rauh und schroff: „Nimm deine Geige zurück!“

Beinahe erschrocken stammelte die junge Frau: „Es ist eine alte, berühmte Guarneri.“

„Trix!“ Er warf allen Kummer und alle dummen Wünsche in dieses kurze Wort. Und seine Augen forderten verzweifelt, daß sie ihm rasch helfen sollte in seiner Herzensnot.

Trix strich eine Strähne ihres dunklen Haares aus der Schläfe und sagte leise: „Sei doch endlich ein Mann, Karl Maria!“ Aber er war nur ein unerlöster Bub und ein Sklave von alten Geigen. Frau Beatrice nickte gar ernst und war doch glücklich darüber, weil ihre Kindheit in hellem Schimmer vor ihr aufstieg, als der arme Kerl den Schlüssel ins verrostete Tor schob, hinter dem Dummheit und Träumerei den Schlaf der Vergessenheit schliefen. Zeit und Stunde standen still. Sie lächelte wie ein Kind.

Karl Maria aber haßte dies Lächeln und haßte sich selbst, daß er hierhergekommen war. In seinem Herzen hatte er der Trix von einst ein Kämmerlein gebaut und es eigenwillig ausgeschmückt und in einsamen Stunden darin Trost und Heiterkeit gefunden. Und jetzt war alles ganz anders, Bild wider Bild. Diese elegante junge Frau war gar nicht mehr die Trix, die im hellen Sonnenschein des Septembernachmittags trauliche Märlein erzählte und voll Kinderkeckheit Fliegen in den Wein der alten Musikanten warf. Alles war tot. Starre Eichentäfelung und groteske altindische Bronzen paßten auch gar nicht zu den bescheidenen Märchen von einst. Karl Maria trug die gelbe Schleife, die das wilde Mädel ihm heimlich in die Tasche gesteckt, bei sich, aber er zog sie nicht hervor. Er kroch in sein Schneckenhaus und blieb stumm. Ihr leises Lachen schien ihm wie ein Almosen.

Plötzlich riß er sie an sich, in dem ersten hilflosen Sturm seines Blutes, und bettelte um ihre Küsse. Sie rang sich los, bleich und erschrocken, und doch zitterte noch das Lächeln um ihren blassen Mund. Still hob sie die Hand. Ihr Ehering blitzte Karl Maria entgegen. Er stand wie ein armer Sünder. In seinen Augen aber war ein wildes Funkeln. Und dann brach er los: „Warum hast du mir mein Konzert verdorben?“

Sie schwieg.

„Und warum hast du mir nie geschrieben?“

Da sagte sie endlich ganz leise: „Das ist so lange her.“ Und dann schalkhaft und schüchtern zugleich: „O, Karl Maria, du bist doch nicht verliebt in mich?“

Er hob nur die Hände und hielt seine wilden Wünsche empor.

Digitized by Google

„Du darfst kein trotziges Kind mehr sein, Karl Maria.“ Kühl und klug, wie man einen heißen Buben meistert. Das traf wie ein Peitschenschlag. Stumm saß er in dem tiefen Klubsessel und starrte in das graue Dämmern, das ins Zimmer schlich.

Da wollte sie ihn trösten und reichte ihm die goldbraune Guarneri hin: „Die Geige hat dir doch nichts Böses getan?“

Langsam strich er über den schlanken Geigenhals. Und aus allem Kummer rang sich die helle Freude los über das langersehnte kostbare Instrument. Das gab er nicht mehr her. Darin schliefen die Vergangenheit und alle lieben Bilder. Wie nach einem Schatz griff er nach seiner Einsamkeit. Die alte Trix war tot. Schrill klang das Märchen aus. Der Spielmann dankte der Königin für die goldene Fiedel und zog als Minnesänger in die weite Welt. Und jetzt lächelte er vertraulich und wußte herzlich zu danken. Fast weltmännisch war der Abgang.

Er hastete die Allee hinab zu Andreas Katzenkopf. Der Wind brummte ihm nach, wie ein alter Mann, der sich über die dumme Jugend ärgert. Das Schicksal aber hob die Spinnfinger und drehte flugs ein haarfeines Fädchen, fest wie ein Sprenkel, darin es den Geiger Karl Maria Tredenius zu fangen gedachte. Doch der merkte es nicht.

Andreas Katzenkopf freute sich und schwamm in tausend Wonnen. „Recht so, Hals über Kopf fort. Das ist das Beste.“

Dann packten sie Noten und Kleider, hastig wie Verbrecher, und Andreas kicherte vergnügt. „Nun geht's auf die Wanderschaft. Und ich werde wieder jung.“ Dazwischen beguckte er Karl Marias Geige und bewunderte die kunstreiche Arbeit und den prachtvollen Ton. Voll Gottvertrauen sagte er: „Versetzen kann man sie auch.“

Heimlich wollten sie fort, gleich morgen, und alles hinter sich lassen, der Alte die Kirche zu den Neun Chören der Engel und der Junge den „Blauen Herrgott“ und die schlimme Trix. Daheim kramte Karl Maria die ganze Nacht in seinen Siebensachen und stopfte das Allernotwendigste in eine große buntgestickte Handtasche, die eigentlich Onkel Williguth gehörte. Es tröpfelten auch gar reichliche Tränen, aber der Zorn wischte sie schnell weg. Zwei Briefe schrieb er, an die Mutter und an die hochgeborene Gräfin Beatrice Rothenwolff. „Verzeih' mir alles, liebe Mutter! Ich kann nicht anders.“ An die Trix klang es kühl und knapp. Schließlich besann er sich und tat noch ein Brieflein an die Gundl dazu. Jetzt war er bereit zur Wanderschaft. Seine Hände hoben sich sehnsüchtig und baten um frohes Gelingen.

So kam der nächste Abend. Im „Blauen Herrgott“ saßen sie beim Abendbrot. Mit schmunzelnder Gelassenheit verteilte Frau Apollonia die Portionen und schob auch einen reichbeladenen Teller vor Karl Maria. Aber die Bissen blieben ihm im Halse.

„Heute ist unser Paganini wieder besonders gesprächig,“ brummte Meister Williguth und blies vergnügt die Backen auf.

„Das macht die Freude über die neue Geige,“ entschuldigte Frau Lisbeth, die schon von dem Geschenk der Trix wußte. Ihre Augen wanderten zu Karl Maria und liebkosten ihn in der treuen Hoffnung, die eine Mutter bis zum Grabe aufrechterhält.

Er lächelte ihr müde zu und senkte schnell den Blick. So lief die Mahlzeit in behaglicher Gefräßigkeit hin, bis die Williguths ihren irdischen Menschen gesättigt hatten und nun auch nach seelischer Kost verlangten.

„Hole also deine neue Geige und spiele uns die Chaconne von Bach!“ ermunterte Johann Sebastian und schwelgte schon in musikalischen Genüssen, die er sogar dem Abendpfeifchen vorzog.

Karl Maria warf noch einen raschen Blick zurück. Da hing die Lampe mit dem grünen Schirm wie eine große Zipfelmütze über den gutmütigen Köpfen der Leute vom „Blauen Herrgott“. Und dort leuchtete das Goldhaar der Gundl. Mit einem Ruck schleuderte er Schuld und Dankbarkeit von sich. Jetzt mußte es geschehen. Was wollte er noch hier? Ein unnützer Fresser war er, sonst nichts. Das Herz der Gundl hatte er verraten und die Mutter belogen. Noch einmal die Trümmer seiner Welt betrachten? Was gewann er damit? Jetzt stand er hinter der Tür. Wie aus weiter Ferne kam Gundls Stimme: „Karl Maria ist heute abend so sonderbar.“ Und dann der Baß Johann Sebastians: „Sein Kopf ist wie ein Fliegenglas, voller Mucken.“

Digitized by Google

Da lief Karl Maria davon. Und ein Wagenrollen ließ die Fenster des „Blauen Herrgotts“ leise erzittern.

So geriet Karl Maria Tredenius unter die fahrenden Leute, die dem Tag ihr bißchen Glück abgewannen und nicht weiter sorgten. Andreas Katzenkopf hielt ihn wie seinen Sohn, voll Seligkeit über die wiedererrungene Freiheit, die für seine alten Musikantenknochen wie ein laues Bad war. Zwei verbummelte Wiener Komiker, eine Diseuse aus einem Rauchtheater, ein schönes, wildes Mädel, das Herz und Jugend verschwendete, ein Nigger, der Cakewalk tanzte und amerikanische Songs brüllte, bildeten das Ensemble. In Frankfurt stieß noch eine Amerikanerin dazu, die in Leipzig Musik studiert und dann irgendwie Schiffbruch erlitten hatte. Sie vertrat die ernste Kunst und die deutsche Lyrik. Katzenkopf besorgte das Klavier, und Karl Maria führte die Guarneri der Trix.

Von Frankfurt sandte der Ausreißer das erste Geld heim und zugleich einen langen Brief an die Mutter. Darin war ein Jauchzen und ein Schimmer der Freude, die ihn auf ihren Flügeln himmelwärts trug. An Meister Johann Sebastian schickte er eine seltene Miniatur von Friedemann Bach, die ein Herr dem Karl Maria geschenkt, als dieser ihm allein alte Italiener vorgegeigt hatte.

Darauf erhielt er liebe Worte von der Mutter und nachstehenden Brief des gestrengen Onkels:

„Entarteter Neffe! Du hast den Staub des ‚Blauen Herrgotts‘ von Deinen Schuhen geschüttelt und bist mit dem alten Narren davongerannt. Ich hätte Dir die Polizei aufs Genick setzen können, aber ich mag nicht, weil ich selbst der Esel war, Dich dem Katzenkopf in die Mausefalle zu schieben. Jeder ist mit seinem Gott allein. Und so wandere auch Du in seinem Schatten, nur verbummle Dich nicht. Deine Mutter hat geweint, als Dein Geld kam. Ich aber habe gelacht. Hast doch einen Tropfen vom Blute der Williguths. Und für das Bildchen muß ich Dir sogar, widerwillig genug, danken. Mache es dem Schurken nicht nach, der seines Vaters Erbe vergeudete. Giacomo, der zweite Narr aus meinem Blut, ist in Paris und verdient Geld wie Heu, derweil er andern die Knochen bricht. Halte die Musik heilig und bleibe gesund! Dein tieferzürnter Onkel Johann Sebastian Williguth.“

Darunter standen einige freundliche Zeilen von der Kundry. Als Katzenkopf das Schreiben las, meinte er bedächtig: „Er neidet uns das Glück.“ Und Karl Maria glaubte ihm.

Die Varietéleute trieben es arg und lärmend, als ob sie eine grelle Nacht und einen bleischweren Tag zum Gleichgewicht brauchten. Auch der alte Andreas hatte Lumpenblut, trank gern ein Gläschen über den Durst und hielt dann weise Reden bis zum Morgengrauen. Kam dieser Geist über ihn, tat er ein kluges Werk. Er sperrte Karl Maria einfach ein und ließ ihm nur verstaubte Noten und seine Geige zur Gesellschaft. Zuerst hämmerte der wilde junge Bursche, in dessen Blut tausend knisternde Funken sprangen, zornig wider die Tür und maß die Entfernung zwischen Fenster und Erdboden. Schließlich holte er irgendeinen kleinen dummen Brief hervor, der von der ungelenken Hand der Gundl stammte, und steckte die Nase tief in diese Mädchengüte. So hielten die Briefe der Gundl seine Seele blank und rein, wie ihre fleißige Hand das Messingzeug im „Blauen Herrgott“.

Und es gab einsame Feierstunden für den Geiger Tredenius. Seine Sehnsucht erwachte und tanzte ihm auf den Saiten, zierlich und rhythmisch wie die Miriam im Ballett. Seltsam war, daß Miriam gar nichts von sich hören ließ. Die Kundry hatte nur mitgeteilt, daß Miriam an die Oper engagiert sei, vorher aber noch einige Zeit an einem kleinen Theater singen müsse.

So ward es Frühling, Sommer und wieder Herbst. Das Leben galoppierte dahin, Karl Maria lief mit über Stock und Stein und merkte gar nicht, daß ein Jahr fast vorüber war, seitdem er sich aus der Heimat fortgestohlen hatte. Um die Jahreswende traf ihn endlich der erste kurze Brief der Trix. Der war voll Zorn und Vorwurf. „Wie ein dummer Junge bist Du davongelaufen. Ich mag Dich nimmer und war so froh, daß ich Dich wieder hatte.“

Das geschah in Augsburg, als der Schnee

Digitized by Google

Graubündner Hirte
Gemälde von Erich Erler

Digitized by Google

Digitized by Google

dicht und weiß auf den Bürgersteigen lag und in schweren Wächten von den hohen Häusergiebeln herabdrohte. Ein halber Knabe sprang durch den Schnee bis auf das Lechfeld hinaus und trug eine jauchzende Freude mit sich. Sein Gedanke war: Die Trix denkt noch an mich. Er langte in den Schnee, machte Ball auf Ball und schleuderte sie in vergnügter Raufluft gegen unsichtbare Feinde. Als er daheim war, holte er die Guarneri, spielte das alte Jahr zu Grabe und meldete dies in knabenhaftem Hochmut an Frau Beatrice.

Diesmal blieb er lange ohne Antwort, und das bunte Leben ließ ihm keine Zeit zur Grübelei, die feine, alte Fäden hätte wieder anspinnen können. Er aß und trank, wuchs in die Höhe und auch etwas in die Breite und spielte eifrig auf seiner Geige. Zwar war es bitter, daß er Abend für Abend süße Walzer und französische Gassenhauer fiedeln mußte. Aber er hing mit Leib und Seele an diesem Zigeunerleben und hätte es nicht mehr hingegeben um alles Behagen des „Blauen Herrgotts".

Als einmal die Goldernte ganz besonders reichlich ausgefallen war, schickte Karl Maria davon an seine Schwester und schrieb ein artiges Brieflein dazu, da er ja von seinem Glück stets gerne andern mitteilte wie einst, als noch der Vater sein Impresario und sein Kassierer gewesen war. Und es kam eine Antwort. Viel Freude brachte sie nicht. Martha dankte für die liebe Erinnerung, glitt aber sofort über ihr Tun und Treiben weg und stellte gutmütigen Spott wie einen Lampenschirm vor ihr Herz. Doch Karl Maria erriet alle Bitterkeit, die seine Schwester ihm verbergen wollte. In dem Kuvert lag auch noch ein geschlossener Brief: der kam vom Vater. Lange drehte Karl Maria das weiße Ding in der Hand auf und nieder, voll Scheu, in die Vergangenheit zurückzuschauen. Da bemerkte er, daß Martha einige Worte mit Bleistift hingekritzelt hatte: „Tu nicht, was er verlangt."

Schnell las er, was sein Vater schrieb: „Es freut mich, daß Du frei und munter in der Welt herumziehst. Ich beneide Dich darum. Und dabei könnte ich jetzt gut bei Dir sein. Denn sie haben mich pensioniert. Ein Tredenius taugt nicht ins Joch. Du könntest jetzt schon leicht ganz allein Konzerte geben, zunächst in kleinen Städten, so eine Seiltänzergesellschaft scheint mir nicht das Richtige für Dich. Freilich bist Du Dein eigener Herr. Aber wir verstanden uns einst doch ganz prächtig, als Du bei den reichen Leuten geigtest und ich den hochnäsigen Herrschaften das Geld herausholte. Ein Wunderkind braucht einen Impresario. Die Welt ist schlimm, und Du bist jung. Wenn Du also Lust hast, laß mich kommen. Etwas kindliche Liebe wird ja noch in Dir sein. Von Deinem Gelde, das mir Martha gab, lasse ich mir einen neuen Anzug bauen. Meiner ist arg mitgenommen. Martha hat auch ein knappes Leben. Und ihr Mann, — ach Gott, Karl Maria, das ist ein böses Kapitel. So bin ich eben der geduldete alte Vater. Mein Haar ist auch bereits grau." So ging das noch eine Weile fort, und schließlich bot er sich nochmals als Impresario an.

In zorniger Scham ließ Karl Maria das Blatt sinken. Ekel saß in seiner Kehle, daß er mit geballter Faust die letzten Träume seiner Kindheit zerschlug. Es war ein Krachen und Brechen, wie damals, als seine erste Geige zerbrach. An diesem Abend entwischte Karl Maria und rannte Hals über Kopf in die Weinkneipe, wo seine Genossen zechten und sangen. Die Glocken brummten die Mitternacht. Und die kleinen Alchimistenhäuser aus Kaiser Rudolfs wunderseliger Zeit lagen wie bucklige Zwerge in bunten Gewändern im Mondenschimmer, der Prag und die Moldau umspielte. In Karl Marias Herzen klangen Mozarts leise Melodien, wie das Plätschern der Moldauwellen. Der alte Andreas erzählte lustige Schnurren und ahmte Tierstimmen nach. Das hübsche tolle Mädel schwang sich mit dem Neger im Tanz, und ihre Lippen waren rot und durstig.

Wie Gespenster aus einer anderen Zeit taumelten sie heim. Karl Maria hätte in dieser Nacht seine Seele verkauft, wenn in Prag der Teufel nicht gerade anderes zu tun gehabt hätte, als einen kleinen Geiger zu umgarnen.

Noch einmal trat die Chansonette ins Zimmer, wo Katzenkopf seine Philosophie in die Nacht donnerte. Als das leidenschaftliche, leichtsinnige Mädel die

Digitized by Google

heißen Augen des Jungen auf sich gerichtet sah, schlug sie schnell den alten Frack des Andreas um ihre nackten Schultern und lächelte schier traurig, als hätte sie Angst vor einer großen Dummheit, die ihr in Herz und Sinn lag. Herr Andreas hielt mit den Füßen die Guarneri seines Schülers und wimmerte, er sei der Rat Krespel und müsse in die Eingeweide der Geige blicken. Da nahm die Chansonette dem Alten die Geige weg und sagte zornig: „Der Bub ist doch da."

Mit einemmal faßte sie Karl Maria um den Hals und küßte ihn, daß sein Blut erschauerte. Dann aber ging sie rasch hinaus und schloß die Tür hinter sich, drehte auch von außen den Schlüssel um und zog ihn ab.

„Wer ist der Rat Krespel?" fragte Karl Maria, und Katzenkopf murmelte halb im Schlaf: „Ein Narr wie ich."

Mißmutig trat der Junge ans Fenster und blickte in die Mondnacht hinaus, die in blauem Silber über Prag lag. Ganz leise schlich er zur Tür und rüttelte daran. Aber sie war verschlossen. Und draußen zitterte ein fernes Lachen. Voll Scham und Zorn zerriß Karl Maria seines Vaters Brief und lag wach bis zum Morgen. Ein neues Wunder war in seinem Blut.

Am Nachmittag brachte die Chansonette einige Bücher, hielt sie Karl Maria mit ängstlichem Lächeln hin und sagte: „Komm abends nicht mehr zu uns!" Als er etwas erwidern wollte, rief sie fast heftig: „Tu's nicht!" Und das wilde Mädel glich auf einmal der Kundry im „Blauen Herrgott".

Herr Andreas trat nun auch hervor und sprach etwas stockend: „In einer bösen Stunde hast du mich nach Rat Krespel gefragt. Nun haben wir lange in dieser Tschechenstadt nach dem guten deutschen Weintrinker Ernst Theodor Hoffmann gesucht, der Mozart zuliebe sich noch den Namen Amadeus ans Schwänzlein hängte. Lies, mein Sohn, und lerne die Weisheit, daß auch Ernst Theodor Amadeus den Rausch heilig hielt." Mit einem gütigen Lächeln, das aus der Kinderseele dieses Greises aufleuchtete, legte er die verstaubten Bücher in Karl Marias Hand. Trotzig grub der die Zähne in die Oberlippe und sagte kargen Dank.

So kam er voll Unwillen über eine irdische Enttäuschung in das Zauberreich Hoffmanns. Mit stillem Staunen fand er seines Lebens bunte Bausteine in diesem spukhaften Chaos. Künstler und Narren liefen da durcheinander, flackernde Abenteuer, wie Irrlichter, doch alles aus einer treuen deutschen Sehnsucht aufbrennend. Karl Maria aber wanderte durch des Kapellmeisters Johann Kreisler Beichte wie durch sein eigenes Dasein und fand Trost und Stärke darin.

⁂ ⁂ ⁂

Frühling war es und ein Sonntag dazu, als Andreas Katzenkopf mit seiner Schar nach Weimar kam, allerdings ein thüringischer Frühling, der herber und spröder ist als weiter unten im Süden. Blauer Himmel hing gar freundlich über der Stadt, und Karl Maria Tredenius stand in seinem Kämmerlein und blickte in den Lenz hinaus, der jung und dumm war wie er selbst. Von der Jakobskirche dröhnte die Orgel, als ziehe Johann Sebastian alle Register und opfere seinem Bach. Leise wob der Sonntagsfrieden den ewigen Zauber. Im Zwingergarten, der, zwischen zwei alte Häuserchen gepreßt, sein bescheidenes Lenzfest feierte, guckten weiße und gelbe Augen gar andächtig ins Himmelblau, und die zwei oder drei knorrigen Obstbäume waren weiß vom Blütenschnee. Karl Maria hielt Sonntagschau und dachte an den „Blauen Herrgott", wo jetzt der Oheim die Orgel spielte und die vielen Willigiuths leider Gottes schon Mittagsgedanken hatten. Und die Trix lag jetzt wohl in ihrem Park und fing die erste Sonne auf. Hell und still war diese Stunde und voll feierlicher Einkehr in sich selbst.

Am Abend lief Karl Maria durch die blaudämmerigen Gassen bis weit hinaus. Nebel flatterten vor ihm her. Und da schoß ein Wässerlein im Buschwerk. Der ungelehrte Geiger kannte nicht den Namen, aber er freute sich doch daran und ging dem Rhythmus des Flusses nach. Im zuckenden Licht der Sterne schimmerte eine Ruine aus dem frühlingsknappen Grün. Auf den Wiesen zogen die Nebel ihre Schleier, und dahinter am Berghang blitzten einige Lichter. Und er wußte: Dichter hatten hier gelebt und gelitten, ihr irdisches Leben mit

Digitized by Google

starken Wurzeln in diesen Boden gesenkt und mit den Armen nach den Sternen gegriffen. Wild und bunt schoß dies alles durch Karl Marias Kopf, als er die zerstreuten Stückchen seiner Gymnasiastenweisheit zusammensuchte. Überall gab es Lücken, und er schüttelte traurig den Kopf. Demütig bat er die blaß schimmernden Sterne um ein wenig Glück, straffte die Muskeln und rannte wieder in die Nacht. Durch eine einsame alte Kastanienallee ging es, die zartgrüne Finger in den Abendwind streckte, bergaufwärts, bis ein gelbes Schloß sich erhob. Durch eine solche Allee war er zum Hause der Trix gelaufen, die mit kalter Klugheit seine heißen Hände von sich getan hatte. Der blieb nicht Sinn noch Zeit für einen Geigerjungen.

Ein feiner Stolz ward Herr über dieses Weh, und er wanderte wieder nach Weimar zurück. Schwarz und düster wuchs die Jakobskirche aus dem matten Mondgerinnsel. Und da grüßte das traute kleine Haus, von braunen Ranken umsponnen, aus denen bald leuchtende Rosen sprießen sollten.

Dürr und lang lief ein Mensch da auf und ab, zwei schwarze Spitzen flatterten hintendrein, und daraus lugten ein blauer und ein gelber Flaschenkopf schier gespenstisch hervor. Ernst Theodor Amadeus hätte keine prächtigere Gestalt ersinnen können, als sie in der Person Andreas Katzenkopfs hier auf- und abtrabte.

„Da bist du endlich, mein Junge," begrüßte er mit weitem Schwunge seines unheimlich hohen und ebenso schäbigen Zylinders den Karl Maria Tredenius. Der riß erstaunt die Augen auf, als der Alte geheimnisvoll fortfuhr: „Weißt du, in welcher Stadt du bist? Vor vierzig Jahren war ich auch da, so jung wie du und so dumm wie du. Aber heute will ich wieder jung sein und dir von den Geistern von Weimar erzählen."

Aus einem Winkel des Hauseinganges holte er Karl Marias Geigenkasten: „Nimm das mit, Bub!"

Wieder schritt der große Junge mit dem alten Kind in die Nacht hinein. Der Mond war langsam höher geglitten und machte aus der stillen Nacht ein kleines Traumland. Jenseits eines Angers, auf dem die Nebel brodelten und wogten, glänzte silberweiß ein Haus mit hoher Dachkapuze.

„Hier wohnte Goethe," sprach Katzenkopf und streckte pathetisch beide Arme aus wie ein Meilenzeiger. „Die Geige ans Kinn!" befahl er dann. Karl Maria gehorchte.

„Denk' jetzt an Mozart und los!"

Mit seltsam singender Stimme schritt der Greis durch die feuchte Wiese, die Augen groß und leuchtend, ein deutscher Bettler in seligstem Traum. Und er sang:

„Um Mitternacht,
Wenn die Menschen erst schlafen,
Dann scheint uns der Mond,
Dann leuchtet uns der Stern,
Wir wandeln und singen
Und tanzen erst gern."

Darüberhin flog die Guarneri, ohne Angst vor der schlimmen Feuchtigkeit der Nacht, und eine Jungenseele flog mit, brannte hell wie ein Irrwisch und tanzte mit Melodien aus Wolfgang Amadeus um die Wette. Aus dem G-moll-Quintett griff er sie heraus, halb Schmerz und halb Lust. Und die Ilm rauschte den Grundbaß.

„Solange wir Bettler Goethe und Mozart und Bach und alle die anderen haben, dürfen wir nicht verzagen," murmelte Herr Andreas und besah seine nebelnassen Schuhe. „Nun wollen wir ihm ein fröhliches Schmollis anbieten, dem alten Herrn mit der lichten Seele!" Er zog eine blauköpfige Flasche aus seinem Rock und übte mit einem Pfropfenzieher bedachtsam sein Werk. Dann trank er und neigte sich vor dem Haus im Mondenschimmer.

Und Karl Maria aus dem „Blauen Herrgott" tat dasselbe. Das weiße Haus glänzte durch den Nebel wie ein fernes Ziel. Der Junge warf einen scheuen Blick auf den freudig bewegten Greis und murmelte, so daß der Bacchusselige es nicht hören konnte: „Laß mich nicht werden wie Andreas Katzenkopf!"

Herr Andreas aber schleuderte wohlgemut seine Lieder in die Stille. Mit taumelnden Schritten führte der greise Schwärmer den Jungen zum Borkenhäuschen empor, dessen braungraue Rinde mit Silberflecken übersät war. Nun kam die zweite Flasche daran, die mit dem gelben Kopf. Dazwischen mischte er weise Worte und brannte seine geringe und krause Weisheit

Digitized by Google

über die Großen von Weimar dem Knaben ins Herz. Von schönen Frauen wußte er mancherlei und von lustigen Nächten, als ein Tanzen und Wiegen über diese Wiesen gehuscht war. Von der stillen Arbeit des Einsamen unter den Lauten wußte er freilich viel weniger.

Karl Maria tat manche Frage, die Katzenkopf unwillig von sich abschüttelte, derweil er doch nur bestrebt war, seine irre Existenz durch das Treiben dieser Großen vor dem jungen Blut zu rechtfertigen. Als er aber gerade mit seiner Fistelstimme von der Sehnsucht sprach, die Goethe nach Italien getrieben, als er die Pracht der oberitalienischen Seen, die auch er einmal geschaut hatte, in hellen Farben ausmalte und zugleich seine Wanderschaft als die Erfüllung der gleichen Sehnsucht hinstellte, merkte er, daß Karl Maria eingeschlafen war, die Geige unter dem Rock versteckt, wie ein Kind mit einem lieben Spielzeug. Katzenkopf hockte sich daneben und deckte ihn mit seinem Leibe vor der Nachtkühle, in sein hageres Vogelgesicht aber trat ein banger Ausdruck, als hätte er Furcht, diesen Jungen bald zu verlieren.

Der Morgen erst scheuchte die beiden auf. Wieder brodelten Nebel, die Sonne kämpfte dawider und ward Herr über sie. Da sie nach der Stadt wandelten, todmüde und doch glücklich, gab der Alte Karl Maria einen herzhaften Stoß. „Hast du sanft geträumt, Bub? Steck' diesen Traum in deinen Schnappsack, und sticht dich der Kummer, krame darin." —

⁂ ⁂ ⁂

Tage darauf kam Karl Maria am Theater vorbei und las aus Langerweile den Zettel. Heute gab man „Hoffmanns Erzählungen". Da sein Herz voll von Hoffmanns Spukgestalten und musikalischen Schattenbildern war, kaufte er ein billiges Billett und ließ Andreas Katzenkopf die Musik allein besorgen. „Willst du uns untreu werden?" fragte der Alte. Als er aber vernahm, worum es sich handelte, grinste er vergnügt. „Recht so, geh nur zum Hexenmeister!" Und er dachte, daß diese uferlose Romantik den Adepten ganz in seine milde Gewalt bringen sollte.

Offenbach schlug die Trommel, flugs huschten die Kellergeister hervor, überpurzelten sich im Sechzehntellauf und stampften dann wieder in kurzen Akkorden dahin. Um das Herz einer Sängerin aber buhlen ein alter Geldsack und ein Dichter. Dann kommt Hoffmann und phantasiert von Stella, die er heute wieder gesehen, so daß die alte Wunde aufbrach. Karl Maria saß mit klopfendem Herzen und trockenen Lippen vor dieser Geisterwelt, die er seit der Prager Mondnacht allzugut kannte. Das Lied vom Zwerg Kleinzack rauschte auf, und der Junge glaubte, sein eigenes Leben vor sich aufflackern zu sehen, ruhelos, arm und doch reich an Schönheit.

Ein knappes, sinnendes Andante, die alte Liebe ist wieder da und verwischt allen Ulk des Zwerges Kleinzack. In Karl Maria geschah das gleiche Wunder. Die Linde im engen Garten blühte wieder, Joseph Italiener hängte die kurzen Beine über den verrußten Efeu und ließ seine Geige klingen, die Miriam trieb ihr Stimmlein wie ein mutiges Roß und tanzte zwischen Lachen und Weinen. Das stille, treue Wesen der Kundry schob sich dazwischen und die vertrauliche Heimlichkeit der Nächte, in denen im „Blauen Herrgott" er als einsamer Bub der Musik gedient hatte — und dann wie hinter fernen Schleiern das Bild der Trix.

Auf der Bühne klagt Ernst Theodor Amadeus: „Drei Frauen im nämlichen Weibe, drei Seelen in einem einzigen Leibe: Künstlerin, Puppe und Kurtisane!" Der undankbare Neffe Johann Sebastians machte schnell aus der armen Kundry eine Puppe und aus der seltsamen Trix, die ihr Spiel mit ihm und aller Welt trieb und eines anderen Frau war, eine Kurtisane. Nur die Miriam blieb, was sie war.

Und die Komödie geht weiter. Coppelius bringt die Brillen, durch die man die Welt, wie man will, schwarz oder weiß sehen kann. Karl Maria dachte an Andreas Katzenkopf, der alles weiß und glänzend sah, und an die Nacht vor Goethes Gartenhaus. Dann gleitet Olympia herein.

Karl Maria riß es empor. Ein wildes Keuchen. Und er warf sich nach vorn. Dort oben hüpfte wie ein Automat ein schönes junges Weib. Aber es war keine Puppe, sondern die Miriam Italiener.

Wie ein Silbervogel flog ihre Stimme auf, kletterte das künstliche Schnörkelwerk empor und schaukelte übermütig in den

Digitized by Google

Ranken der schwierigsten Koloratur. Die dunklen Augen waren streng und starr geradeaus gerichtet, die Arme hingen schier krampfhaft herab, ihr ganzer lebenswarmer Leib schien in einen toten Mechanismus gepreßt. Nur die Triller schnellten daraus hervor wie rollende Perlen. Ihre Stimme klang heller und reicher als je zuvor. Mit einer zierlichen Kadenz brach die Olympia ab.

Brüsk sprang Karl Maria auf und drängte sich durch die Leute, daß es eine kleine Panik gab, hinaus in die milde Mainacht. Er rannte in den Park zu Goethes Gartenhaus, warf sich auf eine Bank und heulte laut trotz seiner achtzehn Jahre, weil alle Gottähnlichkeit, die er wie einen goldenen Mantel um seine Einsamkeit gehängt hatte, in nichts zerstob. Hundeelend war ihm zumute. Meilenlang hinter der Miriam lief er dem Leben nach, stolz und trotzig und zu nichts zu gebrauchen.

Noch in derselben Nacht bat er Andreas Katzenkopf, Weimar schnell zu verlassen, und als der Alte erstaunt nach dem Grunde fragte, schüttelte er nur verstockt den Kopf. „Ich kann dir nichts sagen. Es ist mein Unglück, wenn ich bleibe."

„Es sind gute Einnahmen, und da können wir doch nicht deiner dummen Laune wegen kurzerhand weg."

„Dann gehe ich allein."

„Vielleicht als Kirchweihmusikant?" höhnte ergrimmt Herr Andreas.

Sein Schüler aber packte seine Siebensachen. „Irgendein Theaterkapellmeister nimmt mich schon."

Dunkel nur empfand er, was ihn eigentlich wegtrieb. Er wollte sein Elend nicht vor der Miriam spazieren führen, nicht der dürre Schatten sein, den ihr Licht auf das Pflaster warf. Und dann hatte er Angst vor seinem Blut, das auf einmal heiß und süß war wie der Frühling ringsum, voll von Erinnerung an totes Glück.

Zum Abschied wanderte er noch einmal in den Park, wo er in jener Nacht so selig gewesen war. Heute lag der Park in der vollen Sonne. Zornig biß Karl Maria die Lippen aufeinander. Nun hatte er die langersehnte Freiheit und schleppte sie doch wie eine Kette, als großer Tor, der sich mit dem Leben nicht abzufinden wußte. Jetzt hieß es, ganz bescheiden in einem Orchester unterkriechen, wie Joseph Italiener. Voll Neid guckte er in den Garten von Goethes kleinem Haus, wo der Frühling seine Pracht hatte. Aber der alte Geheimrat war tot und hatte seine Weisheit mit sich genommen.

Auf einmal kam ein Lied durch die Luft, ein ganz dummes, kleines Lied, silberhell und keck.

„Storch, Storch, Langbein,
Wann fliegst du ins Land herein,
Bringst dem Kind ein Brüderlein?"

Karl Maria kannte das Lied. Langsam wandte er sich um. Da stand hinter ihm die Miriam Italiener und sang das Storchenlied aus ihrer Kinderzeit, da sie sich lang und dürr mit dem Jammer um ihre Häßlichkeit gequält hatte. Jetzt aber war sie hübsch und alles Storchenhafte von einer fast fraulichen Fülle besiegt. Nur in ihren Augen blitzte die alte Nichtsnutzigkeit, sie kam ganz dicht an den Staunenden heran, warf ein paar Zornfunken aus ihren wilden Augen und schlug ihm die Finger in den Arm. Dann war ihr Kuß auf seinem Mund.

Da tat er ihr Bescheid und ließ die Flämmchen in seinem Blut zu einem schier gefährlichen Feuer aufbrennen. Das Kinderspiel hob wieder an, nur daß es nicht mehr ein blasser und sehnsüchtiger Wunsch, sondern ein dunkles Verlangen war, ein dumpfsüßes Erfülltsein. So wandelten sie durch den Park, heiter und wehmütig, in der seligen Mischung, die Gott Amor zusammenbraut. Hie und da flog ein Stückchen Wirklichkeit dazwischen, wie: „Der dicke Hans ist mein Kammermädel" oder: „Ich geige im Tivoli." Aber alles nur ganz nebenbei, als käme es einzig und allein darauf an, daß sie beide Arm in Arm durch diesen Frühling schlendern konnten.

Auf dem Brücklein, das über die Ilm führt, bettelte er gar zierlich um einen weiteren Kuß. Er wurde ihm in Gnaden gewährt und zugleich das Versprechen erteilt, am Abend das Varieté im Tivoli zu besuchen.

Vor dem Schloß trommelte man den Mittag ein. Die Wache zog auf. Ein Offizier salutierte lächelnd der Miriam.

Karl Maria senkte finster den Blick. Da

Digitized by Google

wußte er, daß er sie lieb hatte. Die Miriam ging in einer stillen Freude, daß auch hier der Sieg ihr gehörte. —

An diesem Abend geigte Karl Maria so innig und herzwarm, daß er wußte, Hans Geßner hätte zufrieden gelächelt. Die Miriam saß in blauer Soireetoilette an ihrem Tischchen, nippte Champagner und ließ ihren Kopf von einem Riesenhut mit schwarzen Straußfedern beschatten, der ihre erste Monatsgage glatt verschlungen hatte. Johanna Italiener hockte daneben und aß sich gründlich satt, wozu sie Augen, Hände und Kinnbacken gleichmäßig beanspruchte.

Als Karl Maria später zu den zwei Schwestern kam, tat die Miriam sehr erstaunt. „Fein, mein Junge. Aber was ist das für eine Geige?"

Einen Augenblick zögerte er in seiner armen Weltweisheit, dann aber verriet er das Geheimnis der Trix. Beleidigter Stolz zuckte um den Mund der Miriam. „Ach so, von der!" Das sagte sie in der himmlischen Gerechtigkeit ihrer neunzehn Jahre und in der zornvollen Schenkseligkeit, die ihr Mädchenherz an den dummen Jungen zu vergeben wünschte. Nach einer Weile fragte sie ganz leise: „Hast du sie geküßt?"

„Nein."

„Natürlich, du warst zu ungeschickt."

Aber sie lächelte sehr vergnügt und legte unmerklich ihre Finger auf Karl Marias Hand, als wollte sie ihr kleines Eigentum festhalten.

Die rothaarige Johanna blickte aus runden Froschaugen mißtrauisch nach dem schlanken Gesellen, weil sie von Mutter Charlotte den gemessenen Auftrag hatte, die Miriam vor herzhaften Dummheiten zu behüten. Und nun schien so etwas just im schönsten Beginn. Das verdroß die fettleibige Jungfrau derart, daß sie mißgestimmt zu sticheln und über das Musikantenvolk loszuwettern anfing, als machte sie sich heimlich über den Leichtsinn und die Eitelkeit dieser Flitterwelt lustig und bezweifelte in ihrem nüchternen Sinn alles, wonach die andern die Hände ausstreckten. Geschwätzig in ihrer boshaften Häßlichkeit fragte sie geradezu: „Sage mal, Karl Maria, sieht bei deinem Umherzigeunern eigentlich Geld heraus?"

So bewies sie den Sparsinn ihrer Mutter.

Miriam knabberte an einer Makrone. „Die Johanna haben sie mir als Sparbüchse mitgegeben." Und plötzlich warf sie der Schwester die Börse hin. „Zahle für mich! Aber mause nicht zuviel."

Johanna, die voll Emsigkeit ein Sparkassenbuch von kleinen unerlaubten Ersparnissen, die sie der Verschwendung der Miriam abgewann, fett werden ließ, griff gierig danach und sandte dem Paar einen kummervollen und neidischen Blick zu. Das junge Blut aber lief in die Mainacht hinein. Vor einem Brunnen, wo ein Gänsemännlein das Wasser aus zwei Vogelschnäbeln niederrinnen ließ, blieben sie stehen. Karl Maria, der wandernde Träumer, wurde stark und trotzig, Miriam aber hatte Angst vor der nächsten Stunde, die doch voll seliger Verheißung war. Sie senkte die Finger in den rauschenden Brunnen und sah den Tropfen zu, die kühl und lustig über ihr brennendes Fleisch sprangen. Sie versuchte, alles wie ein Schauspiel zu betrachten, doch als er innig bat mit leisen und lockenden Worten, die er in der Prager Mondnacht vor verschlossenen Türen zum erstenmal gestammelt hatte, flüsterte sie nur traurig: „Tu es nicht, Karl Maria!"

Mit einer dummen Mädchenscheu, die der klugen Miriam sonst ganz fremd war, duldete sie seine Küsse. Und plötzlich schnellte sie ihm, wie um heimzufinden aus dem Wirrsal, die blitzenden Tropfen ins Gesicht. „Ach Gott, nun schaut er gar bitterböse."

Ihr Lachen klang unsicher und grell aus ihrer heimlichen Bangnis heraus. Da ergriff er ihre Hand und hielt sie fest. „Hab' mich doch lieb!" Sie gab keine Antwort, sondern wandte sich zum Park, der in schwarzen Schatten lag, weil schwere Wolken am Himmel hingen, daß der Mond nur selten sein vorwitziges Antlitz herausschieben konnte. Von den Grotten her pfiff der Wind und fuhr pfauchend in das junge Grün. Die Bäume keuchten im Sturm. Und der Junge tat dasselbe.

Noch einmal rief die Miriam den Spott zu Hilfe: „Gott-Vater geigt ein zorniges Allegro." Mit beiden Händen hielt sie den kostbaren Federhut fest. Aber ihre Heiterkeit klang falsch. Zu übermächtig

Digitized by Google

wuchs ein süßer Zwang in ihr auf. Zuerst war es herzliches Mitleid mit Karl Maria, der sich selbst Hindernisse in den Weg türmte, über jeden Traum stolperte und Konzert und Erfolg um die blasse Frau im silbernen Kleid preisgegeben hatte. Wie schuldig dünkte sie sich in ihrer kühlen Gelassenheit, die jedes Pförtchen zu goldenen Zimmern erspähte. Der kühle Wind wehte Karl Marias heiße Worte fort, aber sie kamen immer wieder. Die Einsamkeit und der Frühling machten Miriam schier wehrlos. Und als jetzt Karl Maria alle Last von seinem Herzen warf und die Arme um sie schlang, neigte sie den Kopf in stiller Ergebung. Ganz demütig sagte sie, als sie vor einem Häuschen in der Falkenburgallee standen, um das hohe Bäume im Wirbelwind wie Schattengespenster tanzten: „Da wohne ich."

Draußen pfiff der Sturm und schleuderte Regenschauer auf Regenschauer wider das kleine Haus in der Allee, die nach Schloß Belvedere führt.

In dem Zimmer aber, das Miriams Heiligtum und mit allerlei geringen Andenken an ihre Kinderzeit ausgestattet war, sogar die aufgeklebten Rezensionen über das Ballett „Blaubart" und das welke Fliederkränzlein Karl Marias fehlten nicht, geschah ein Murmeln und Flüstern, so leise, daß die mißtrauische Johanna umsonst den roten Kopf ans Schlüsselloch legte. Wie eine Henne, der das Entlein ins Wasser entwischt, stand die dicke Wächterin vor diesem ärgerlichen Wunder.

Zwei Kinder hatten sich lieb.

Karl Maria sprang in den sonnigen Morgen, frei und stolz, voll Dankbarkeit über das genossene Glück. Als er an Goethes Gartenhaus vorüberkam, blickte er andächtig hinüber, als wüßte er erst heute um das tiefste Geheimnis des großen Alten, um den ganzen Reichtum dieser Welt. Sein Knabensinn fragte nicht nach dem Morgen, er trug das leuchtende Heute vor sich her und freute sich über jeden Tautropfen, der an einem Grashalm schimmerte, über das Regenbogenspiel, das die Sonne mit den nassen Blättern trieb. Und doch fühlte er eine leise Scheu, als sei diese Nacht reicher an Schönheit gewesen denn der lachende Tag.

Als seltsamste Blüte trieb aber diese Liebe: die Lust zur Arbeit. Da spürte er bald, wie bruchstückweise und fahrig sein Können war, weil er im Leichtsinn meist über irgendein Hindernis kurzerhand hinweggesprungen war, statt durch saure Plage der Schwierigkeiten wirklich Herr zu werden. Wie ein großer Schatten strich hie und da in stillen Abendstunden, wenn ein inneres Leuchten über Karl Maria kam, die Gestalt Hans Geßners am Horizont vorbei.

Andreas Katzenkopf jedoch empfand diese Wesensänderung seines Schülers als persönliche Kränkung und sparte nicht mit stacheligen Redensarten. Als Karl Maria sogar den geliebten Mozart mit neuen Augen ansah und den einfachen Ernst herausholte, der in den scheinbar so leichtflüssigen Rhythmen sich birgt, polterte der Alte voll Zorn: „Ziehe nur fleißig Spinnweben um den lustigen Salzburger!" Karl Maria schwieg und fühlte eine warme Dankbarkeit für den strengen Onkel im „Blauen Herrgott", der ihm Ohr und Hand in musikalischer Zucht gehalten hatte, so daß er jetzt den Schlüssel besaß, geheime Schätze aus den krausen Noten zu holen.

So wechselten arbeitsfrohe Tage mit verküßten Stunden, bis Herr Andreas dem Jungen auf die rechte Spur kam. Da gab es einen heftigen Zusammenprall zwischen Meister und Schüler.

Mit sanftem Vorwurf hob es an. „Samstag gehen wir nach Eisenach, Karl Maria, und ich hoffe, daß du dort wieder als der alte fröhliche Kerl darauf losfiedelst und die Leute nicht mit alter Kirchenmusik und Sätzen aus den strengen Meistern langweilst, wie es dir in den letzten zwei Wochen beliebt hat."

Der Junge schüttelte den Kopf. „Ich kann nicht mit."

„Was heißt das?"

„Du mußt allein ziehen, Andreas." Trotz und Mut leuchteten aus den Augen. Die Hand krampfte sich zur Faust. So wirft einer Türen zu und schreitet ins Freie.

„Und alles um ein Weib?"

Karl Maria zuckte zusammen, dann blieb er bleich und stumm. Der alte Mann rieb etwas Feuchtes aus den Augen, aber sogleich schoß wieder der Zorn hervor. „Pfui

Digitized by Google

Teufel! Ein ausgepichter Lügner bist du, hast Heimlichkeiten vor dem alten Katzenkopf." Das Schweigen des Jungen und sein bittender Blick erschlugen ihm den Groll. Leise fragte er nun: „Habe ich's nicht redlich gut mit dir gemeint?"

„Vielleicht ist es unrecht von mir. Doch ich kann nicht anders." Und jetzt riß es ihm das Bekenntnis von den Lippen: „Das Mädel ist mir nicht gerade nur so in den Weg gelaufen, sondern wir beide sind zusammen Kinder gewesen."

Mit einem ganz leisen Lächeln blickte er dem Alten ins Gesicht. „Ich bin so glücklich."

Andreas Katzenkopf murmelte verdrossen und ließ die Finger widereinander knacken, als hätte er dieses sogenannte Glück dazwischen.

Hell und stolz stand der Junge vor dem traurigen Grimm des Alten. „Küssen sollte ich lernen. Das war deine Predigt. Jetzt kann ich es, und nun ist es dir wieder nicht recht." Und das Lachen blieb bei Karl Maria.

„Und deine Geige?"

Da wurde Katzenkopfs Zorn klein und verzagt. „Soll also ich alter Kerl wieder allein hinaus?"

Beinahe mitleidig, als wollte er ihn trösten, sagte Karl Maria: „Bleibe bei mir! Wir suchen zusammen einen Unterschlupf, bis ich das Glück halte."

Aber Katzenkopf hatte sich jetzt wieder in der Hand. „Nein, mein Junge, du hast genug mit dir selbst zu tun." Seine Augen begannen zu irrlichtern. „Den neun Chören der Engel bin ich entwischt, und nun soll ich von neuem festhaken? Wenn du dich schon einem Frauenzimmer an den Rockſaum hängst, der Katzenkopf bleibt ein freier Musikant. — Ich kann dich nicht halten, Karl Maria Tredenius. Was sollte auch ich alter Kerl wider ein junges Weib?"

Er blickte finster und stützte den Kopf auf die geballten Fäuste. So sprach er langsam, Wort nach Wort: „Als ich dich zum erstenmal sah, sagte ich dir: ‚Auch ich war ein Wunderkind.' Das stimmt, mein Junge. Weißt du aber auch, warum nichts aus mir wurde als ein alter Taugenichts?"

Es war ganz still in dem kleinen Zimmer. Nur die Sonne malte zuckende Kringel auf den weißen Bretterboden. Andreas Katzenkopf setzte den Fuß hart auf das flimmernde Gold. „Ich war so alt wie du und schon ein halbwegs berühmter Pianist. Da kam sie, auch so ein Schicksal. Sängerin war sie natürlich auch, hell und schön, und ich verliebte mich über meine Eselsohren und lief mit ihr als Sklave und Korrepetitor. Wir wanderten durch die ganze Welt, aber ich blieb im Schatten. Ihre Eifersucht duldete es nicht anders, und meine Liebe machte mich zum Narren, daß ich zu allem schwieg, was sie mir tat. Dafür war ich so glücklich wie du —, bis sie mir den Laufpaß gab, einen schottischen Lord heiratete und Fett ansetzte. Mit mir aber war es aus."

Er lächelte leise und traurig und nickte Karl Maria zu. Es blieb ganz still. Da fiel die Sonne voll ins Zimmer, und Karl Maria warf den Bann von sich. Er legte dem Alten die Hand auf die Schulter und blickte ihn nachdenklich an. „Danke, Onkel Andreas," sagte er schlicht.

„Bist du deiner so sicher?" fragte Andreas Katzenkopf.

„Ja."

Kopfschüttelnd stand der alte Mann auf, grau und verfallen sah er aus in dem hellen Tagesschimmer. „Versprich mir eines, Bub! Wenn der blonde Satan mit der goldenen Stimme dich krumm und schlecht machen will, reiße aus und lauf in den ‚Blauen Herrgott'!"

„Das will ich halten, Andreas Katzenkopf."

Sie standen Hand in Hand, der Alte und der Junge. Die Glocken von Weimar summten ihr Mittaglied. Fast feierlich klang ihr Läuten in diese Abschiedsstille. Um des greisen Landfahrers verwittertes Vogelgesicht leuchtete es hell und goldig, wie der Maimittag über der Stadt an der Ilm.

Spitzbübisch und fröhlich war die Miriam in dieser Zeit, da Karl Maria seine karge Barschaft aufzehrte und kleine Liebesgeschenke in das Haus an der Belvedereallee trug. Doch nur am späten Abend durfte er kommen, weil Miriam allen Theaterklatsch von sich fernhalten und unangefochten als silbernes Sternlein in der Kulissenwelt glänzen wollte. So war viel Klugheit in ihrer Liebe, die wie ein plötzlicher Frühling in das Netz witziger Berechnung

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

gefallen war. Wenn aber Johanna mißmutige Vorstellungen wagte und warnende Briefe von Vater und Mutter vorzeigte, die um alles wüßten, erwachte in der jungen Sängerin der Trotz auf ihr Glück, und sie verbat sich zornig jede Einmischung der Schwester.

Sie war eitel und stolz, daß sie jetzt den Jugendfreund ganz allein besaß und ihre heimliche Liebe sein ganzes Glück war. Arm in Arm schlenderten sie an den warmen Juniabenden durch den Park und horchten den vielen Singvögeln zu, die ihr Brautlied schmetterten. So hatte ihre Liebe ein frohes Fest, bis Karl Maria auf einmal keinen Pfennig mehr besaß. Da begann nun freilich eine trübe Zeit, aber er hielt seine Not vor aller Welt geheim, knappte und darbte und schien doch guter Dinge.

Johanna Italiener spitzte die Ohren, als die kleinen Gaben an ihre Schwester ein Ende hatten und Karl Maria mager und bleich wurde.

Mit geduldigem Behagen sah sie ihre Erntezeit reifen.

Karl Maria hielt jetzt oft die kostbare Geige der Trix in der Hand. Die war ja sein einziger Schatz. Während bisher alles so leicht und sicher lief, daß er meinte, das Leben auf seinen Handflächen tragen zu können, grinste ihn jetzt der bittere Ernst an. Manchmal ließ er da die Guarneri beiseite, gleichsam als hätte er sie schon verloren, und spielte auf der alten Wandergeige, die Andreas Katzenkopf ihm zum Abschied verehrt hatte.

Der Leichtsinn der Miriam sah nicht in diese Herzensnot. Die Augen der rothaarigen Johanna aber spähten scharf auf ihre Zwecke. Sie begann das Spiel auf der alten Geige des Katzenkopf über alles Maß zu loben und den Besitz zweier Geigen als Verschwendung zu schelten. So rückte sie ihr geheimes Plänchen gefällig in den Vordergrund. An einem Abend rannte der Junge der lauernden Spinne ins Netz.

„Du hast hohle Wangen, Karl Maria. Und meine Mutter sagt, am Essen soll man niemals sparen."

Er hörte kaum, was sie sagte. Nur doppelt bitter empfand er sein Elend, weil jetzt ein anderer davon sprach.

Bedachtsam zog sie die Fäden weiter. „Ich meine es nur gut mit dir."

Da tat er in seiner dummen Verzweiflung alle Scheu von sich und bat um ihren Rat. Alle seine Selbstsicherheit hatte ein schmähliches Ende.

„Das läßt sich schon anders hören," erwiderte sie befriedigt und riß teilnehmend ihre Froschaugen auf.

„Weißt du, Karl Maria, dir fehlt noch gänzlich ein fester Charakter. Ach Gott, du warst ja leider immer ein Träumer. Wäre ich bloß deine Schwester, ich wollte dich schon auf den rechten Weg bekommen. Aber ich habe genug Last mit der Miriam." Und dann sprach sie ziemlich wegwerfend von der Miriam, die eigentlich kein Herz, nur Launen habe, und je mehr Karl Maria die Angegriffene verteidigte, wie einer, der seinen letzten Besitz festhalten will, um nicht ganz einsam zu sein, desto näher erblickte Johanna das gute Geschäft.

Schließlich nannte er das Ding beim rechten Namen. „Verkaufen mag ich die Geige nicht. Es ist alles, was ich habe."

„Du lieber Gott," beschwichtigte Fräulein Johann, „bei Künstlern kommt das ja vor. Miriam hätte keinen Rock am Leibe, wenn ich nicht wäre."

So wurde endlich der Beschluß gefaßt, daß Johanna in aller Heimlichkeit mit der Guarneri nach Leipzig fahren und die Geige dort kunstverständig abschätzen lassen sollte. „Ist's ein ziviler Preis, will ich selbst meine Ersparnisse daranwagen," erklärte die mitleidige Johanna, und als Karl Maria sie erstaunt und dankbar anblickte, sagte sie bescheiden: „Es geschieht nur aus einem guten Herzen. Bei mir ist das kostbare Stück sicher geborgen. — Und wenn alles aus ist," schloß sie in vorausseh ender Klugheit, „kannst du die Geige ja wieder auslösen." Doch sie dachte, daß es wohl nie dazu kommen würde. Himmelsgucker sitzen ja immer auf der irdischen Eselsbank. Und wenn auch, barg dieses Pfand das Geheimnis, durch großherzige Rückgabe Karl Maria gefügig zu machen, falls seine Liebe das Emporklimmen der Miriam irgendwie in Frage stellen sollte.

So verpfändete er sein Herz an die Miriam und seine Geige an die Johanna, letztere um tausend Mark. Miriam war

Digitized by Google

freilich voll Ärger, als sie erfuhr, Karl Maria habe seinen wertvollen Schatz in Leipzig in Pfand gegeben, und wollte das Stück sofort selbst auslösen. Aber sie traf auf den hartnäckigen Knabenstolz, der kein Geschenk nehmen wollte, auch nicht von ihr. Im Hintergrund blinzelte vergnügt die schlaue Johanna. Wenn sie allein und verwiesen das heiße Glück der andern hinter der Türe wispern hörte, strich sie liebkosend über die Geige, daß das Meisterwerk des Guarneri unwillig brummte über solche Entweihung.

Miriam Italiener vergaß bald das Opfer Karl Marias und wandelte wohlgemut im Licht seiner willfährigen Liebe. Nur einmal kam sie darauf zurück, als er endlich einen seltsamen Posten für seine Kunst gefunden hatte. In Werthers Garten, einem Abendlokal, konzertierte eine Wiener Damenkapelle, und da das weibliche Oberhaupt durch die Geburt eines strammen Jungen gerade notgedrungen die Dirigentengeige niedergelegt hatte, war diese Schar verwaist und griff zu, als der junge Tredenius sich zur Stellvertretung bereit erklärte. Miriam pfauchte zuerst in Zorn und Spott: „Bratlgeiger!"

Er aber lächelte zufrieden, weil er Ankergrund hatte.

„Und dein altes Holz willst du dort streichen?"

In ruhiger Festigkeit antwortete er: „Das andere gab ich um deinetwillen weg." Kein Schimmer von Bedauern war in seinen Worten.

Da schluchzte das Mädchen voll Schuldbewußtsein und hängte sich an seinen Hals. „Ich bin ein grundschlechtes Ding."

Als sie dann das Frauenvolk seiner Kapelle genau besichtigt hatte, verlor sie das letzte Mißtrauen und lächelte mitleidig. Diese armen Dinger schienen ihr gar nicht gefährlich. Und sie nahm Karl Marias Tat für eine dumme Laune. Für ihn aber war es der erste eigene Griff, so klein und gering dies alles auch scheinen mochte. Mit dem Feuereifer seiner Jugend ging er ans Werk und zwang bald die etwas faulen und gleichgültigen Mädchen zur Arbeit. Ihren langen Schlaf, der nach durchspielten Nächten sonst bis in den Mittag hineinreichte, störte er durch emsige Proben, bei denen er allmählich das widerwillige Gähnen in Aufmerksamkeit verwandelte, weil er selbst rüstig voranschritt und stets ein gutes Wort bereit hatte, wenn etwas mißlang oder am Stumpfsinn der Mädchen abprallte. Jetzt zog er reichlichen Nutzen aus den Stunden im „Blauen Herrgott", und seinem tapferen Fleiße gelang das Wunder, das Johann Sebastian trotz alles Brummens und Scheltens bei seiner Kinderschar niemals geglückt war: Er bekam das kleine Orchester in die Hand, als wäre es seine eigene Geige. Darob ward er froh und mutig und ging gar daran, Brahms' C-moll-Symphonie den Frauenköpfen einzupauken. Und diesmal überwand er auch die Schwierigkeiten in dem harfenartigen Pizzikato am Schlusse des Andante, wobei er vorzeiten so jämmerlich Schiffbruch erlitten, weil sein Blick sich im blonden Haar der Kunigunde Williguth gefangen hatte. Er erstaunte fast, daß sein verliebter Sinn ihm jetzt nicht mehr in den Weg lief. Dumpf ahnte er nur, daß ein gut Stück Reife und Reichtum ihm gerade aus seinen Liebeshändeln zugewachsen war.

Als er in einem Brief, der aus seinem übervollen Herzen floß, diese Gedanken an Johann Sebastian vermeldete, blieb zwar die Antwort lange aus, aber schließlich ließ der Brummbär doch ein vergnügliches Murren hören, allerdings unterspickt mit grimmigen Nadelstichen auf Karl Marias Wandelsinn.

Die Mutter dagegen schrieb beglückt und hoffnungsselig, als wäre die Wiener Damenkapelle in Werthers Garten schon das Gewandhausorchester in Leipzig: „Die kleinste Tat ist mir lieb, weil ich dann weiß, Du hast Dich selbst nicht verloren. Dein Onkel schmunzelt behaglich, wenn er davon hört, und meint: Du kämest doch noch ans gute Ende. Auch die Gundl hält fest zu Dir. Sie singt immer noch, aber ich fürchte fast, viel Freude wird ihr daraus nicht werden. In letzter Zeit treibt sich Dein alter Lehrer Joseph viel bei uns herum, übernimmt den Unterricht, wenn der Onkel die Gicht hat, und macht sich auch sonst nützlich und geschäftig. Ach Gott, Karl Maria, er guckt nach der Gundl. Und seitdem Du in Weimar die Miriam Italiener getroffen hast, ist das Mädel sanfter und zugänglicher mit dem ungeschlachten Menschen. Mir wäre um sie

Digitized by Google

leid, denn so aus echter Liebe täte sie es nicht.

„Vor kurzem war das Fräulein Ermatinger wieder hier und fragte auch nach Dir. ‚Wenn es Zeit ist, hol' ich mir den Wandervogel.' Das sind ihre Worte.

„Daß Du Deine Ersparnisse mir geschickt hast, ist unendlich gut von Dir, doch ich brauche wirklich nichts. Und Dir selbst mag es dann fehlen. Schau, mein Junge, deine Schwester hat es viel nötiger. Das Lichtlein in dieser Ehe scheint schon tüchtig herabgebrannt zu sein. Wenigstens erzählt der rote Joseph sehr jämmerliche Dinge von diesem Haushalt, in dem auch Dein Vater mürrisch und freudlos hinlebt.

„Joseph weiß seine traurige Weisheit wieder von seinem Bruder Jacques, der merkwürdigerweise bei Martha verkehrt. Dieser Jaques hat ein Satansglück. Er wird die Tochter seines Chefs und mit ihr das große Warenhaus heiraten. Die Italiener sind klügere Leute als wir Tredenius und Williguths miteinander. Das soll aber beileibe kein Vorwurf für Dich sein, Du lieber, untreuer Bub. Ich will Dir bloß sagen: Wenn Du etwas übrig hast, schicke es der Martha, deren Mann mit seinen Eltern ganz zerfallen ist und nichts mehr von ihnen bekommt.

„Ist es nicht eigentlich schade, daß Du in Weimar bleiben willst? Bei uns sind jetzt zwei alte Herren des Opernorchesters, just von der ersten Geige, sehr kränklich, daß man schon nach Ersatz Ausschau hält. Denke doch daran, Karl Maria: Für mich alte Frau wäre es ein großer Trost, wenn ich Dich wieder bei mir hätte. Aber ganz wie Du willst. Ich habe keine Angst um Dich."

Karl Maria hielt den treuen Brief in der Hand und blickte in die flirrende Hitze, die wie Weißglut über der Stadt hing. Und er verglich die Liebe der Miriam und die Liebe seiner Mutter und hatte einen schweren Kampf. Das Heimweh ging ihn an. Und dann war in ihm ein halb unbewußtes Reifen, wie draußen in Wald und Feld. Ein Dehnen und Knistern geschah in seiner Seele, daß alle Gedanken klarer und freier wurden. Er besann sich auf sich selbst und vergaß allmählich seinen unseligen Hang, jedem Traum nachzulaufen und sich bald da, bald dort vertraulich anzulehnen. Knapp schloß er die Lippen und ließ seinen Trotz Sieger bleiben. Wie ein kleiner Gottesprediger, der seine junge Weisheit gerne ausgibt, schrieb er an die Schwester und sandte ihr seine Barschaft. So glaubte er, alle Ranken, die noch kraus und wirr um ihn wuchsen, mit seinen Knabenarmen zu sich herüberbiegen und trotzdem die Hände freibehalten zu können.

Er tat weiter seine Pflicht bei der Damenkapelle, bis Brahms' C-moll-Symphonie in den widerhaarigen Köpfen sicher und wohlgeborgen saß. Die Stunden nach seinen Gartenkonzerten gehörten nach wie vor der Miriam. Noch war alle Trunkenheit in dem jungen Blut. Miriam allerdings war jetzt manchmal versonnen und zerstreut, ihre Küsse hauchten nur flüchtig hin, wie in lässiger Pflicht, und sie reckte oft die vollen Arme wie in unterdrückter Sehnsucht. Dann küßte sie wieder heißer und verlangender als sonst. Fragte Karl Maria, lachte sie leise und behauptete, er wäre ein Narr.

In einer wunderschönen Augustnacht wanderten sie durch das schlummernde Weimar nach Tiefurt, die Ilm entlang, die mit den Erlen und Weiden um die Wette rauschte. Der Buschweg lag hell im Sternenlicht, selbst die Wellen der Ilm, die sonst schmutzig und gar nicht poetisch aussahen, hatten silberne Kämme. So traten sie in den Schatten des alten Parks, wo die bescheidenen Denkmäler einer reichen Zeit wie Silber schimmerten, wie freundliche Ruhepunkte in der grünen Wildnis. Die Fenster des Schlößchens blitzten im Mond- und Sternenflimmer, das Weinlaub an der Veranda war von Silberfäden durchsponnen.

Auf der Bank, über der ein Amor auf einem Steine sitzt und eine Nachtigall füttert, ein Zeichen von Goethes Liebe zu Corona Schroeter, saßen sie still und lauschten dem Raunen des Windes und dem Schwatzen des Wässerleins. Miriam las die Inschrift von der vom Liebesgott mit süßer Kost geatzten Philomele und lächelte verträumt. Dann kam es plötzlich ganz kalt und klug von ihren Lippen: „Er hat recht. Ich singe besser, seitdem ich dich lieb habe."

Überrascht blickte er auf. „Ist das alles, Miriam?"

„Sei doch zufrieden. Wer weiß, was

Digitized by Google

alles wird." Wieder kam das Irrlichtern in ihre Augen.

„Willst du fort?"

„Vielleicht."

„Miriam!" rief er in jäher Angst.

„Ach, laß doch, im Leben ist es schon einmal so."

Karl Maria witterte einen unsichtbaren Feind. Fast zornig warf er die Arme um ihren Hals. „Ich will dich nie verlassen." Feierlich klang dies Versprechen in die Nacht.

Sie strich über die Augen, wie um ein häßliches Trugbild zu verscheuchen, und ihr Lächeln wurde wieder hell und glücklich. „Ich dich auch nie, Karl Maria." Doch ein Schatten fiel auf den Weg, den sie bisher heiter und sorglos beschritten, ein leises Frösteln in ihr Blut, daß ihr Mund kalt und zaghaft zum erstenmal in Gedanken das schlimme Wort „Abschied" formte, dann aber Kuß auf Kuß nahm, als bliebe nicht mehr viel Zeit. Alles mißtrauische Fragen schnitt sie ab. „Sprich nicht, laß uns nur glücklich sein."

Als sie eng aneinandergeschmiegt heimgingen, blickte Miriam auf die Ilm hinab und murmelte: „Alles gleitet von uns. Muß das sein?"

Zornig hob sie die Faust wie wider etwas Kommendes, von dem sie ganz allein wußte. Ihre dunklen Augen waren groß und weit, als brauchten sie mehr Licht und Helligkeit, als Mond und Sterne in Weimar bieten konnten. Karl Maria fror bis ins Herz hinein. Der erst halb geheilte Träumer aus dem „Blauen Herrgott" dachte in bitterer Erkenntnis an Jacques Italiener, der als Laufbursche begonnen hatte und nun Besitzer eines großen Warenhauses werden sollte. Und er hatte Angst vor der kraftvollen Gier der Kinder Italiener. Seine Leidenschaft wurde heißer und dunkler, als kämpfte er um etwas, das ihm bereits halb und halb verloren war.

Nicht lange danach fand er eines Abends die Miriam nicht allein. Bei ihr saß ein eleganter blonder Herr, dessen Name Karl Maria alles Blut zum Herzen jagte. Es war der ewig vergnügte Graf Dionys Rothenwolff, der Mann der Trix. Karl Maria stand steif und stumm. Miriam aber lächelte und zog ihn ins Licht. „Das ist der Geiger Karl Maria Tredenius, der mit mir das Konzert gab. Erinnern Sie sich noch, Herr Graf?" Dionys nickte kurz, lächelte freundlich und bot ihm die Hand.

Gar zierlich lief nun das Frage- und Antwortspiel hin und her, wie Bälle im Spiel fliegen.

„Sind Sie bei der Großherzoglichen Kapelle, Herr Tredenius?"

„Nein, Primgeiger bei der Damenkapelle in Werthers Garten."

„Das wird Papa interessieren. Der alte Herr hält riesig viel von Ihnen. Na ja, der Musikgraf. Besonders von Ihrem Brahmsspiel schwärmt er noch jetzt." Glatt und höflich sagte er das, fast durchleuchtet von wirklicher Wärme.

Karl Maria aber rätselte: War das Spott oder Ernst? Er wußte ja nicht, daß Dionys Rothenwolff von dem Physikus Coppelius rosenrote Leichtsinnsbrillen erhandelt hatte, stets auf der Sonnenseite schwamm und auch allen anderen Gutes gönnte, wenn er selbst alle großen und kleinen Wünsche erfüllt bekam. Der viele Sonnenschein, in dem er sein Wesen trieb, hatte auch sein Haar schon stark gelichtet. Dabei war er ein feiner Menschenkenner, der das Bubenleid mühelos und beinahe mitleidig durchschaute. Drum verschwieg er auch mit vergnügter Absicht, daß Frau Beatrice den jungen Geiger gar wohl kannte. In Dionys war ein mißtrauisches Lauern, seltsam gemischt mit dem Stolz des Starken, der ins Reich des Schwachen tritt. Zudem war es ihm peinlich, seine Frau vor dem blonden Theatermädel überhaupt ins Gespräch zu bringen. Der dumme Karl Maria aber deutete es anders. Er nahm dies Schweigen des Redseligen als heimliche Eifersucht. Und so saß er voll leiser Wonne mitten in seinem Kummer. Wenigstens war er nicht allein eifersüchtig an diesem Abend, da die Miriam ihn ganz vergaß und nur geschäftig um den Sohn des Generalintendanten wirbelte.

Graf Dionys hatte seine Freude an dem schlimmen Spiel. Diplomatisch warf er seine Karten aus. „Ja, Fräulein Italiener, ich bin sozusagen in offizieller Mission in Weimar. Papa will Sie wieder haben."

Die Miriam lachte über das ganze Gesicht. „Gott sei Dank!" Rasch streckte sie dem Grafen die Hand hin. „Hier bin ich

Digitized by Google

wie im Kerker. Lasse ich mal die Stimme los, hat mich gleich einer am Kragen und murrt."

Nachdenklich zwirbelte Herr Dionys den blonden Schnurrbart. „Ich will sehen, was sich machen läßt." Auf diese Weise deutete er niedlich an, daß alles Glück der Miriam nur von dem Behagen seiner blauen, etwas kühlen Augen abhinge.

Dazwischen flog ein fragender Blick zu Karl Maria. Doch dieser schwieg hartnäckig, als ginge ihn dies alles gar nichts an, und führte dabei ein jammervolles Selbstgespräch: ‚Du bist ein großer Narr. Die Mariam läuft dir wieder einmal davon, und du sperrst das Maul auf und guckst ihr traurig nach. Wirf doch endlich die Faust hoch und schlage dich mitten durch.' Aber das waren nur trotzige Gedanken. Karl Maria sah mit heißen Augen, wie Graf Nisi verliebte Blicke über die Miriam hinwandern ließ und wie diese sich kokett hin- und herbog und ihre schönen weißen Arme vor dem blonden Schnurrbart auf- und abbewegte. Einen Augenblick überlegte Karl Maria, ob er nicht dem eleganten Herrchen die Nägel ins Fleisch drücken und ihm ins Gesicht schreien sollte: ‚Zuerst die Trix und jetzt die Miriam.' Aber sein Zorn glitt ab vor dem sicheren Glück der Sängerin, die mit rosenroten Wangen den Grafen umschmeichelte und ihre goldene Stimme bewundern ließ, derweil jener doch nur ihre sonnige Jugend einhandeln wollte.

Mit einemmal lächelte Karl Maria. Er sann sich die Geschichte des alten Andreas wieder in den Sinn, die der Wandervogel ihm zu Nutz und Frommen hinterlassen hatte: „Kein Frauenzimmer soll dir ins Leben pfuschen." Daher holte er wohl das plötzliche Lachen. Doch das dauerte nicht lange. Noch rang der neue Trotz mit der alten Leidenschaft des Knaben, der dies junge Geschöpf mit dem goldenen Haar so oft, so oft im Arm gehalten und seinen Durst an ihren Küssen satt getrunken hatte. Und da starb das heimliche Lachen.

Mit einem Ruck legte er seine Herrschaft nieder. Das Rätsel von Tiefurt war gelöst. Hoch reckte er sich in seiner schlanken Schönheit und nahm einen zeremonievollen Abschied. Um seinen Mund zuckte es, ohne daß er wußte, war es Schmerz oder Zorn. —

Als Karl Maria am nächsten Morgen versonnen und still zu dem modrigen alten Saal wanderte, wo er seinen Mädchen musikalische Feinheit eindrillte, und zum Brunnen mit dem Gänsemännlein kam, vor dem das Schicksal mit der Miriam den Anfang genommen, stand dort eine schlanke Frau in einem weißen Spitzenkleid und betrachtete das arme Haus mit den grünen Läden. Darin hatte Schiller seine Feuerseele verbrannt. Neugierig streckte Karl Maria den Kopf und wäre am liebsten davongerannt, als nun in diesen Frauenaugen plötzlich ein frohes Erkennen aufblitzte. Schritt für Schritt taumelte er vorwärts, bis er wußte: Die Trix ist da.

Die Gräfin Rothenwolff hatte ihr glücklichstes Lachen. „Der alte Herrgott ist ein Prachtkerl." Und sie streckte Karl Maria die schlanken Hände entgegen. „So freue dich doch auch, dummer Bub!" sagte sie beinahe zornig, als er kein Wort zum Willkomm fand, weil alles so wunderbar und überraschend über ihn fiel. Dann dachte er an das Glück mit der Miriam und stand in hilfloser Scham.

Da ward auch die Trix verlegen, als fühlte sie erst jetzt, was alles dazwischen lag, und daß der verdonnerte Junge auf ihr Schuldkonto zu buchen sei. Langsam strich ihr Blick über ihn und las alle Bitterkeit, die er hatte schlucken müssen, derweil sie selbst bunt durchs Leben gesegelt war. Und da bemerkte Karl Maria, daß die Trix ernster und stiller schien als früher. Kleine Falten krochen ihr um Mund und Augen, als hätte der lustige Graf Nisi sie nach und nach dort eingeritzt.

„Es geht alles mit rechten Dingen zu," sagte sie endlich.

Die Sonne fiel auf ihr schmales, feines Gesicht, in dem die dunklen Augen vor Freude leuchteten. Und Karl Maria murmelte nur: „Du liebe Frau!"

Schnell glitt sie jetzt in die Wirklichkeit zurück und erzählte, daß ihr Mann Pferde in Baden-Baden habe laufen lassen, und zwar wie gewöhnlich ohne Erfolg. „Damit er es nicht allzu toll treibt, hat Papa Achaz mich mitgeschickt." Ihr Lächeln war fort. Sie blickte ihn scharf an. „Und jetzt gilt es der Miriam Italiener."

Ein zehrendes Fieber brannte in seinem

Digitized by Google

Blick. „Den Grafen habe ich gestern getroffen."

„Ja, wo denn?"

„Bei der Miriam."

Nun war das unheimliche Schweigen bei Frau Beatrice. Dann fragte sie in leiser Ungeduld: „Sage mal, bist du nicht mehr der alte?"

Karl Maria schoß das Blut ins Gesicht und breitete sich heißer und tiefer über Stirn und Wangen. In verzweifeltem Trotz schaute er starr vor sich hin.

Sie hatte Mitleid mit ihm und wollte nicht, daß er den Blick an den Boden senken müßte. „Na, mein Junge, das ist doch ganz einfach. Vom ‚Blauen Herrgott' bis Weimar ist ein weiter Weg. Und wenn man an der Ilm solange Rast hält, muß schon ein heimlicher Grund sein." Er nagte grimmig an den Lippen, sie aber ging tapfer auf die Wahrheit los. „Geahnt habe ich so etwas. Aus Augsburg hast du mir das letztemal geschrieben. Damals war noch helle Freude in dir. Schneeballen hast du geworfen und die Silvesternacht durchgeigt. Siehst du, ich weiß noch alles. Dann allerdings fiel ich in Ungnade." Dicht trat sie an ihn heran. „Hat das Mädel dir wenigstens ein bißchen Glück geschenkt?"

„Ja." Scheu und trotzig klang es. Dann hob er die Augen, als könnte er jetzt wieder aller Welt frei und froh ins Antlitz blicken.

Alle Dumpfheit wich von ihm. Jetzt war er wieder ein glücklicher Bub. Vertraulich, wie als Kinder an jenem Septembernachmittag, wanderten sie durch alle Schlupfwinkel des Parkes, krochen in alle Grotten, bis die Gräfin mit lustigem Schmollen forschte: „Was macht deine Geige?" Da schlug der Hagel in die kaum gewonnene Freude. Und es kam keine Antwort.

„Hast sie vielleicht versetzt?"

Er nickte nur.

„Und das Geld an die Miriam gehängt."

„Ich war ein Lump," bekannte er leise und rollte die ganze Wahrheit vor ihr auf, zögernd und stockend, Stück um Stück, wie einer, der nur ungern in seine Seele blicken läßt. Es war ein minutenlanges, stummes Sichwehren.

„Ach, Karl Maria, wenn nur ein wenig von der Klugheit dieser Italienermädel in deinem Musikantenschädel steckte. Um die Guarneri aber ist es schade, die muß wieder her." Mit einem halb verlegenen, halb spitzbübischen Schmunzeln setzte sie hinzu: „Meinem Buben sollst du vorgeigen, daß er vor lauter Andacht sein Mäulchen hält." Und dann ganz leichthin: „Also, ich bin eine würdige Mama, damit du es bloß weißt. Vier Monate ist der Bub."

Karl Maria lächelte verwundert. „Alle geht ihr weiter, nur ich bleibe, was ich war!" Wie stille Sehnsucht klang es, wie der Gruß eines trotzigen Weltfahrers an das Wunder der Alltäglichkeit. Und die Trix, die mit dem Leben am liebsten lachte und ihm, wenn es garstig sich anließ, ein Schnippchen schlug, wurde rot vor Vergnügen über diese scheue Zärtlichkeit. Er blieb ja, Aug' in Aug', ein treuer Kerl, dem nur das Herz allzu locker saß.

Trix schien sonderbar bewegt, als wäre der große Mensch da ihr winziger Achaz, dem sie ein Liebes tun müßte. „Deine Geige sollst du wieder haben."

Da brach es in wildem Jubel von seinen Lippen: „Ich zwinge es doch!"

Und Frau Beatrice nickte sehr ernsthaft dazu.

Der helle Jubel wurde still und warf sein Leuchten nach innen, als Karl Maria am nächsten Abend seine Weiblein in den Kampf führte.

Wie um seinen Mut auf harte Probe zu stellen, schickte er seinen Blick in die Wirrnis von Licht und Dunkel. Er wußte, daß die Trix mit ihrem Mann im Garten war, aber die vielen Köpfe schwammen im Auf- und Niederwogen von Helligkeit und Schatten, und er fand die liebe Frau nicht heraus. Die Freude von gestern wärmte noch sein Blut, und er wußte, daß er nicht allein war. Ein Lächeln glitt um seinen Mund. Da erblickte er die Miriam. Seine Lippen wurden schmal, die Brauen schoben sich zusammen. Heißer Zorn packte ihn, daß sein Bogen geschmeidig und behende wurde, wie die Muskeln des Giacomo Williguth. Hatte er als kleiner Bub den Großvater Samuel in einen traumseligen Tod gegeigt, so wollte er es nun mal bei sich ganz anders versuchen: ins Leben hinein spielte er sich. Allen zum Trotz.

Digitized by Google

Meister Johannes, der seltsame Kauz, half ihm redlich dabei. Und war doch nur ein Weiberkonzert in Werthers Garten in Weimar. Treu und demütig tat er die Höllenfahrt in das Reich der Musik.

In das Klagen der Violinen klapperten Gabel und Messer, und in das Pianissimo der Streicher zischte das Schmatzen und Gurgeln. Wie gefesselte Riesen regten sich die Bässe in unheilvollem Grollen und Brüllen, die Geigen schleuderten grelle Blitze. Karl Maria sieht den roten Abendstreif wieder, der erloschen war, als er seine erste Geige zerschmettert hatte. Dann mischen sich Engelstimmen hinein, hell und sanft, wie das Morgenrot aus zerrissenen Sturmwolken auftaucht.

Der trotzige Blick der Miriam wird zag und scheu. Das ist nicht mehr der hilflose Bub, den ihre Stimme überjubelt hatte. Das ist einer, der in der Stille gewachsen ist.

Die Oboe singt ihre Melodie, Horn und Solovioline schweben mit ihr im himmlischen Reigen. Tredenius lächelt darüber. Den Mund hat er halb offen, die Augen in selige Fernen gerückt. So kommt das Glück zu ihm.

Die Bässe brummen ihr Stichwort voll Starrsinn, wie Johann Sebastian im „Blauen Herrgott". Dann rollt das Grollen wieder auf, der Sturm peitscht das Meer. Und plötzlich tönt es von den sordinierten Geigen wie das leise Rauschen zarter Flügel. Hinein schmettert die Posaune, die einst Giacomo voll Wucht geblasen hatte. Endlich jubelt der Schluß.

Die vielen Menschen, die dieser warme Augustabend in den Garten gelockt hat und deren Ohr sonst nur Militärmusik und Operettenmelodien schmaust, blicken erstaunt und verärgert über das sündhaft Große, das sie heute durcheinander geschüttelt hat. Das brauchen sie sich von dem Jungen mit den wilden Augen gar nicht gefallen zu lassen. So lange haben sie jeden Witz und jedes Lachen unterdrücken müssen, daß jetzt die meisten gähnen, um ihr Maulwerk wieder ins Gelenk zu bringen. Nur die wenigen, die ein Restchen Sonne in sich bewahren, klatschen und haben frohe Augen, als ihnen endlich einer bestätigt, daß ihr heimliches Träumen auch sein Recht behalte. Die Wiener Mädchen sitzen heiß und rot, schier verwundert, daß ihre Hände, die sonst um kargen Lohn Spießbürger liebkosen, nun so rein und herrlich der Musik gedient haben. Die Gewaltige aber, die ihr Mutterwerk hinter sich hat, ist in hellem Zorn und faucht dem Geiger entgegen: „So ein Unsinn! Da kommt kein Mensch mehr zu uns. Musik ist fürs Gemüt." Und als ihr Konkurrent ihr ins Gesicht lacht, murrt sie: „Jetzt bin ich wieder da. Sie können überhaupt gehen. Das ist eine Wiener Kapelle." Daß Johannes Brahms in Wien groß und herrlich geworden, bleibt ihr dunkel.

Der Garten ist beinahe leer. In den Lämpchen flackert nur kümmerliches Licht. Aus dem Halbdunkel winkt eine feine weiße Hand. Das ist die Trix. Dann geht auch sie, in einer kaum merklichen Scheu. So verliert Karl Maria allen Dank, aber er trägt ihn ja in sich und ist froh darüber.

Nur die Miriam sitzt allein. Sie wartet auf ihn. Jetzt kommt das Schwerste. Auch damit will er fertig werden. So stark ist er heute. Wolken umziehen den Himmel. Es wird dunkel. Kühle Schauer streichen durchs Laub. Still sitzen sie einander gegenüber im Rauschen der Bäume, im Flackern der Lichter, die nach und nach erlöschen. Ihre Augen halten sich fest, als wollten sie noch einmal Seele zu Seele zwingen. Ihre Worte aber gleiten aneinander vorüber, weil ein Fremdes, das sie beide fürchten, dahinter lauert.

Endlich sagte sie mit hastiger Stimme: „Soll nun alles zu Ende sein?" Und als er schwieg, preßte sie die Lippen aufeinander, daß ihre Worte scharf und schneidend wurden. „Ich darf mein Glück nicht vor den Kopf stoßen."

Karl Maria, ganz gebannt in seine Leidenschaft, begriff nicht, daß Miriam ein anderes Glück begehren konnte als die traute Heimlichkeit, um die nur sie und er wußten. Noch einmal schlugen die Flammen über ihm zusammen. „Glaubst du, ich weiß nicht, was dieser Graf Dionys von dir will?"

‚Er ist eifersüchtig,' frohlockte die Miriam und faßte nach dem Faden, an dem sie den gekränkten Liebhaber wie einen zappelnden Fisch auf den Sand ziehen könnte. „Dich habe ich lieb und keinen andern. Aber mein Ziel halte ich im Auge.

Digitized by Google

Und muß ich dabei etwas verschenken, zählt es nicht."

„Pfui Teufel!" erwiderte er heftig und krallte seine Finger in ihren Arm, daß sie leise aufschrie, vor Schmerz und doch voll geheimer Freude, wie stark und hell ihr Bild noch in seinem Herzen saß. In dieser Überlegenheit vergaß sie sich ganz. „Du gräbst dein Pfund ein, ich aber will damit vor aller Welt wuchern." Schön und wild war ihr Stolz, daß Karl Maria einen Augenblick kleinlaut den Kopf hängen ließ.

Da erwachte ihr Spott, der ihm schon in der Kinderzeit das Wasser aus den Augen gebeizt hatte. „Du Dummerl, der Dionys soll für mich nur der Nußknacker sein, der mir die härtesten Nüsse aufknackt."

„Was war dann ich?"

Sie schüttelte ungeduldig den Kopf.

Schwerfällig fragte er: „Und das hast du alles gewußt, als wir in Tiefurt waren?"

„Ich mag nicht lügen. Also: Ja."

Jetzt fand er sein Lächeln wieder, gemischt aus Demut, Schmerz und Siegesbewußtsein. Auf einmal war alles ruhig und voll friedlicher Kraft. Er gab ihren Arm frei. Auch blickte er gar nicht mehr zornig, eher traurig oder mitleidig, als wäre Miriams Schicksal das einer ganz Fremden. Steif wie eine Gliederpuppe reckte er sich empor in seiner tragikomischen Männlichkeit, die doch erst von gestern stammte. „So ist es der letzte Abend."

In Hochmut und Angst lachte sie ihm ins Gesicht. „Du kommst ja nicht los von mir."

Statt einer Antwort strich er langsam über die Stirn, als müßte er viele bunte Bilder mit einem Zuge auslöschen. Noch einmal überwältigte ihn der Schmerz. „Alles, was wir beide allein hatten, willst du wegtun wie alte Kleider?" Und er beugte sich dicht zu ihr, daß ihre Augen ineinander brannten.

Da begab sich etwas Seltsames: Furcht packte Miriam, daß er in seinem kindischen Trotz alle ihre Pläne zunichte machen und wie ein Bleigewicht ihr Licht und Luft rauben könnte. Karl Maria war ein schöner Junge, dazu ein Musikus, und seit heute abend wußte sie, daß er sogar Zähne besaß und zubeißen konnte, also eine dreifache Gefahr. Aber das Mädel aus der Judengasse hatte einen harten Weg vor sich, und darum warf ihre Ungeduld alles liebe Alte von sich wie einen Pack, den der krummrückige Isaak von einer Wanderschaft mitbrachte und in Vater Gideons Laden schleuderte. Ihr Gehirn tat so schnelles Werk. Allein ihr Blut ließ sie nicht recht haben, daß sie zaudernd schwieg. Dieser Junge mit dem dummen Trotz war vielleicht besser und feiner als sie. Sie litt unter dieser Erkenntnis und gelobte sich, schlecht und herzlos zu werden, weil Güte und Feinheit keinen Marktwert in dieser Welt hatten. Nun glaubte sie sich gerüstet zu jeder Bitterkeit. „Graf Dionys hat mich vom Großherzog freibekommen."

Aber es traf ihn gar nicht. Verwundert blickte er sie an, fast mit etwas Neid auf ihre harte Klugheit, die mit allen Hindernissen Fangball spielte, während er im Dunkel blieb und Feiertag nur in seiner Seele hatte. So saßen sie stumm und mißgestimmt, wie nach dem Konzert, als sie die Hände in plötzlicher Entfremdung auseinander geworfen nach einem kalten Adieu. Ein Abgrund tat sich auf, aber sie rührten nicht die Finger, ihn auszufüllen. Wie damals war es, nur noch schwerer und bitterer, weil sie jetzt wußten, welche Süßigkeit sie sich geben konnten, und keine Kinder mehr waren.

Stumm standen sie auf. Stumm gingen sie durch die schlafende Stadt. Karl Maria schaute verwirrt in sein eigenes Herz. Etwas lange und schwer Gefürchtetes lag auf einmal hinter ihm. Ihm war, als fielen Ketten ab. Leise schritt er weiter, wie in einen Nebel hinein. Ein Gefühl fast gleich einem frohes Lachen ließ ihn vor sich selbst erschrecken. Alles schien ihm schal und satt. Und doch sah er ein Ziel, dem er wie gebannt zustrebte. Der Rausch der Musik war noch in ihm und übertönte alle Glocken, bis ihr Klingen verzitterte und im Winde verwehte.

Nun war es zu Ende. Das Haus der Miriam war da. Mit gesenktem Kopf schritt sie voran. Ihr leises Zögern war ein Warten. Ihm aber brannte ein Gedanke im Hirn: ‚Schlage dich mitten durch!' Miriams Fuß knirschte über den Kies. Sie wandte den Blick nicht mehr. Nur ihr Haar leuchtete aus dem Dunkel. In wilder Sehnsucht schaute er ihr nach.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Er wußte, was er heute verlor. Eine Tür kreischte im Schloß. Im Zimmer wurde es hell. Ihr dunkler Schatten glitt auf und ab.

Mit einem Zornruf warf sich Karl Maria in die Nacht. Trotzig stellte er sich gleichsam neben die Grausamkeit des Lebens und maß sich daran. Dieser Trotz war sein Trost. Aber manchmal stockte sein Fuß. Heiße, wirre Verzweiflung war dann in ihm und eine brennende Gier, die sich einen alten Weg zurücktasten wollte. Wie mit Seilen zog es ihn zurück. Nur das Verlangen nach der Miriam Italiener schrie und lebte in ihm.

Und plötzlich wie ein Orgelton über allem Ja und Nein etwas Neues, als wäre diese Nacht aller Wunder voll. Karl Maria lauschte. Eine Melodie dämmerte in ihm. Takt um Takt. Dann zerrissen die Glieder, und alles verschwamm ins Uferlose. Leiser und leiser verklang es, mit einemmal aber gab es einen Ruck. Das zarte Klingen blieb, wuchs und breitete sich aus. Die verlorenen Takte tauchten wieder auf, aber jetzt in zwei Reihen, wie Kriegsleute, die widereinander streiten.

In erschrockener Seligkeit horchte Karl Maria auf das, was da ganz von selbst in ihm laut wurde. Seine Finger packten zu und formten in heißer Schöpferwonne die brodelnde Masse, halb unbewußt, wie in einem Zwang. Beim Schein einer Laterne kritzelte er Hahnentritte und Katzenköpfe auf die Manschetten. Wie ein Fremder beobachtete er sein eigenes Tun. Sein Schicksal tat wieder einmal Bocksprünge, aus dem Licht ins Dunkel und wieder zurück.

Meister Brahms hatte er zum Siege geführt und zum Lohn sein kärgliches Brot verloren, die Miriam war von ihm gegangen, und jetzt fand er diese Melodie, die zu einem Duett zwischen Geige und Klavier sich sonderte. Alles Leid wich von ihm. Sein Wesen dehnte und weitete sich und erschaute tausend neue Möglichkeiten. Zwischen Himmel und Hölle ging es auf und nieder. In dieser neuen Flackerglut verbrannte sein Schmerz. Vielleicht war alles bisher nur ein Warten auf diesen Tag gewesen.

So fand Karl Maria ein Steuer im Sturm.

Während er mit vollen Segeln auf ein goldenes Eiland zusteuerte und alles Herzweh wie Ballast zu rascherer Fahrt auswarf, segelte Fräulein Johanna Italiener nach Seeräuberart auf den „Erbprinzen“ in Weimar los. In der Hand trug sie Karl Marias Geige. Johannas Brauen waren finster und hochgespannt, ihre Knollennase marschierte mißvergnügt voraus, die Fäuste hielt sie griffbereit. Über die rechte Backe lief eine rote Schmarre, dort hatte die Miriam mit ihren Nägeln ihren Grimm eingegraben, weil ihr Licht in der letzten Nacht umsonst in das Dunkel des Parks geleuchtet hatte. Als Johanna, die in kaum versteckter Schadenfreude das Spiel durchschaute, weise Redensarten zum Trost auspackte, war sie wie eine gereizte Katze auf die Schwester losgefahren und hatte ihre Wut an dem Rotkopf ausgetobt, der sich geduldig zausen und zerren ließ. Die Hauptsache war ja erfüllt: Miriam war ihre närrische Liebe los. Aber da Rache süß ist, ließ der „dicke Hans“ am anderen Morgen alle Kämme und Bürsten, Röcke und Blusen kaltherzig umherliegen zur Verzweiflung der Schwester, die gar keinen Ordnungssinn hatte und hilflos in dem Chaos wühlte. Da wurde Miriam mürbe und beschwichtigte den schweigsamen Groll Johannas durch ein Schmuckstück, das diese Häßlichkeit wie ein Rabe schätzte. Als Schmerzensgeld waren sonst auch nicht mehr ganz neue Toiletten beliebt, die Johanna sachverständig begutachtete und dann mit Vorteil verhandelte. So war die kluge Miriam nur scheinbar der gewalttätige Herr in diesem Hause, in Wirklichkeit aber ein armer Sklave der geschäftskundigen Johanna.

Und just heute lag wieder ein herrliches Stück Geschäft in der Luft. Ein kleines Brieflein der Gräfin Rothenwolff, seltsamerweise an Johanna Italiener gerichtet, hatte dazu Veranlassung gegeben, und da die Miriam Karl Marias Geige in Leipzig versetzt glaubte, betrachtete der Rotkopf diesen Handel als ureigenste Privatsache und leckte die dicken Lippen im Vorgeschmack des reichlichen Gewinnes.

Geduldig wartete sie deshalb im „Erbprinzen“, bis das Kammermädchen sie in einen kleinen Salon führte. Hier begann nun freilich das Warten aufs neue. Jo-

Digitized by Google

hanna merkte die hochmütige Absicht, doch sie blieb ganz ruhig und beschloß nur, jetzt den doppelten Preis zu fordern.

Zuerst fühlte Frau Beatrice sich etwas unsicher, als die grünen Froschaugen Johannas sie kritisch musterten, während der schwerfällige Leib ganz zusammengebückt in schuldiger Ehrerbietung erstarrt schien. Vor diesen Augen gab es keine Geheimnisse. Da war es am besten, mit offenen Karten zu spielen. Das tat auch Beatrice. Zudem reizte es sie, die auf Geld und Gut gar nichts gab, die Gier der anderen auszukosten. Lächelnd schüttelte sie den Kopf, als Johanna den Wert der Geige in allen Regenbogenfarben vor sie hinmalte und das goldbraune Ding beinahe zärtlich an ihre fette Brust drückte.

„Sie haben ein gutes Herz, Fräulein Italiener."

„Habe ich auch, Frau Gräfin, leicht macht es mir die Miriam nicht."

Ein schneller Blick schoß hinter den rötlichen Lidern hervor und warnte Beatrice vor der Bosheit, die hinter den glatten Worten saß. Als die Gräfin hartnäckig schwieg und über die Miriam gar keine Meinung zu haben schien, seufzte Johanna beinahe verdrossen und kam wieder auf die Guarneri zurück, nur daß sie jetzt sehr geschickt den Geiger Tredenius damit in Verbindung brachte. Vorsichtig forschte sie so nach dem Grade der Bekanntschaft zwischen Karl Maria und Beatrice. Aber die junge Frau setzte sofort eine starre Miene auf und schwieg. Sie empfand einen hochmütigen Ärger, daß sie wider diese plumpe Schlauheit kämpfen sollte. Der Rotkopf aber genoß Beatricens Unbehaglichkeit als Triumph und kehrte erst nach einer Weile zu dem Zwecke des Besuches zurück. „Sie wollen also die Geige von mir zurückkaufen?" Ein schwerer Seufzer ließ die Preishöhe zartsinnig erraten.

Frau Beatrice streifte die Ringe von den Fingern und hatte damit ihr Spiel. Dann trieb sie eine kecke Laune, Johanna Italiener die Faust hinzustrecken. Ganz leise fragte sie: „Was hat eigentlich Karl Maria mit dem vielen Gelde angefangen, das Sie ihm vorgestreckt haben?"

Bei der vertraulichen Wendung „Karl Maria" spitzte Johanna die Ohren. Ein vergnügtes Schmunzeln lief um ihren breiten Mund. Schnell aber wurde sie wieder ernst. Sollte Karl Maria so taktlos gewesen sein, den Pfandschilling zu nennen? In beginnender Unbehaglichkeit blies sie die Nüstern auf und antwortete zurückhaltend: „Ich weiß wirklich nicht."

Voll Zorn dachte die Trix: ‚Dem Jungen habt ihr die Taschen geleert und so Geige und Pfandgeld behalten.' Laut aber sagte sie nur: „Was kostet die Geige?"

Johanna zog nachdenklich die Schultern hoch und forderte das Dreifache dessen, was sie Karl Maria gegeben hatte. Kühl und geschäftsmäßig warf sie die Ziffer hin, und ihr Herz frohlockte, daß die Dummheit der Miriam nun doch goldene Früchte trug. Mit zornigem Lächeln erklärte Frau Beatrice sich einverstanden. Ihr feines, zurückhaltendes Wesen war ohnmächtig wider die Gier, die mit beiden Händen zupackte.

Als Johanna den Handel abgeschlossen und den Scheck in ihrer schmutzigen Tasche wohl verwahrt hatte, schickte sie sich an, Vertraulichkeit und Behagen zu äußern, ohne Beatricens abweisende Miene zu beobachten, und plauderte, nachdem der Geschäftsgeist seinen Teil empfangen hatte, unbesonnen drauf los. Alle Schwächen der Miriam deckte sie auf, gleich von der Kindheit an, wie um sich dankbar zu zeigen, und verbreitete sich auch über den Geiger Karl Maria, der so viele Abende bei ihnen verbracht habe. Jetzt sei dies freilich anders.

Wieder traf ein lauernder Blick die Gräfin, die schier vergnügt nickte und dem Gast eine Kaviarsemmel bestellte. Gott sei Dank, Karl Maria war jetzt frei. Da entschied sich Johanna, diese Freigebigkeit zu belohnen. Schmatzend schob sie den Mund vor und quabbelte: „Ach ja, unsere Miriam hat eine goldene Stimme, aber ein Steinherz."

Fast poetisch klang diese Charakteristik, die die Gräfin trösten und ihr klarmachen sollte, daß Ritter Dionys auf Holzwegen seinem Glück nachjage. Es war ein lustiges Wunder: Johanna Italiener fühlte auf einmal eine gewisse Ähnlichkeit zwischen sich und Frau Beatrice, ein gemeinsames Verkanntsein und Duldenmüssen. Kräftig schüttelte sie der jungen Frau die Hand, die sie kurzweg ergriff, und blickte vertraulich in das hochmütige blasse Gesicht. Dieser Blick verriet ihre Bereitwilligkeit, gegebe-

Digitized by Google

nenfalls mit Rat und Tat zu helfen, auch die Miriam zu überwachen, da die Geschäftsverbindung zu beiderseitigem Nutz und Frommen nun doch einmal angeknüpft war. Die Trix aber lachte dem dicken Rotkopf spöttisch nach und bedauerte in leiser Schadenfreude den leichtsinnigen Nisi, der mit tausend Segeln in jenen Hafen einfuhr, aus dem Karl Maria Tredenius soeben mit knapper Not entronnen war.

Plötzlich schwand ihre Fröhlichkeit, und sie fand, daß sie im Grunde sehr einsam in der Welt stand und nur ihren Trotz hatte, wenn ihr ein Weh geschah. So begab sie sich auf unruhige Wanderschaft, warf verborgene Türen auf und zu und forschte in allen Winkeln, wie man auf einen Weg zurückblickt, den man blindlings gegangen ist und dessen Steine und Dornen man erst am Ende erkennt.

Aus Laune, fast im Spiel, hatte sie den hübschen Dionys geheiratet, vielleicht auch aus Dankbarkeit für Onkel Achaz' Güte, der mit stillem Lächeln um ihre Hand für seinen wetterwendischen Buben bat. ‚Allein halte ich den Tunichtgut nicht in Zucht.' Und nun schlich das erste leise Grauen in das lustige Spiel ihrer Ehe. Gerade heute.

Da saß sie mit der teuer zurückgekauften Geige und wußte nichts Rechtes damit anzufangen, in einer ganz unerklärlichen Scheu. Die frische Unbefangenheit, die sie bisher mit dem Geigerjungen nur lustig oder auch melancholisch spielen ließ, mußte Beatrice im Park von Weimar verloren haben. Ihre altersgraue Weisheit war doch nur ein Maskenkleid, das sie aus Laune über ihr buntes Wesen geworfen hatte. Wie lichtscheue Zärtlichkeit hüllte es sie ein.

Trotzig und scheu nickte Frau Beatrice zu dieser Erkenntnis. Durch ihre Muskeln lief ein Prickeln und Kribbeln. Fast wie heimliche Sehnsucht. Und gerade jetzt sollte sie Karl Maria die wiedergewonnene Geige in den Arm legen und den Wanderseligen mit klugen Worten an ruhige Ufer geleiten, daß seine Kraft zusammenwüchse und stoßstark würde. Mit einem zornigen Lachen schloß sie die Augen. Aber da wuchs Bild nach Bild vor ihr auf, rundete sich, bekam Lichter und Schatten, bis alles grell und haarscharf ihre Sinne quälte. Und sie hörte ein leises Knistern und Knacken, als ob ein feines Glas zerspränge.

Graf Dionys huschte oft auf dunklen Wegen, aber er fand sich stets mit gutem Anstand zurück und hüllte dann seine Frau in einen goldenen Nebel von Liebe und Zärtlichkeit, bis ihre Augen alle Klarheit verloren. Dann fiel auf einmal der winzige Achaz dazwischen; bei der Taufe schauten Mama und Papa einander sehr belustigt an und schüttelten die Köpfe, als könnten sie nicht begreifen, daß etwas so Ernstes wie dieser krebsrote Knirps in ihr Vergnügen plumpsen konnte. Aber was sonst die Menschen bindet, trennte sie. Graf Dionys spielte einige Zeit das neue Spiel, bis sein weicher Sinn in Langeweile versank und wieder sein Flackerleben in Klub und Boudoir trieb.

Daheim zog Graf Achaz die Brauen kraus, brachte seine Geige herbei und zwang seine Schwiegertochter, ihn auf dem Klavier zu begleiten. „Du spielst dir die schwarzen Mucken fort," tröstete er, wenn Beatrice müde weiterklapperte, weil diese verschnörkelten Stücke der italienischen Schule ihr gar nichts zu sagen hatten. Gehorsam humpelte sie weiter und spielte unverdrossen Madrigale und Kanzonetten, weil dann ein trauliches Plauderstündchen winkte und Großvater Achaz' irdische Weisheit klarer und schöner war als seine Geigenkunst. Zum Schlusse ging es regelmäßig Hand in Hand zum Bettlein, wo Achaz II. mit geballten Fäusten auf dem Rücken lag und heftig schnarchte. Jung und alt blickten sich wohlgefällig an und schieden mit einem vergnügten Lächeln.

In einer solchen Dämmerstunde kam der alte Graf auch einmal auf den Geiger Tredenius, als er sich mit einem Stück von Corelli plagte, das Karl Maria in seinem verunglückten Konzert als erste Nummer tadellos gebracht hatte. „Schade um den Jungen," knurrte Herr Achaz und versteckte seine zornigen Augen unter dem Buschwerk der Brauen.

Wie eine warme Erinnerung ergriff es da die Trix, daß sie ihr Geheimnis vergaß und von dem Geschenk erzählte, das sie Karl Maria heimlich gemacht hatte.

Graf Achaz schwieg eine ganze Weile, dann blickte er die junge Frau scharf an, nagte am Schnurrbart und legte seine Geige

Digitized by Google

hin. „Wo nur der Nisi bleibt!“ brummte er verdrossen.

Der Trix schlug eine Flamme ins Gesicht, und sie war dankbar, daß der Abend seine Schatten ins Zimmer senkte.

Damals sprachen sie zum erstenmal von Karl Maria. Nun geschah das öfter. Der alte Herr aber tat es meist in übler Laune, und während er sonst sein eigenes Spiel bewunderte, nannte er es jetzt elende Pfuscherei. „Dein Karl Maria kann das viel besser.“ Und dazwischen immer wieder der scharfe Blick, in dem Mißtrauen flackerte, wenn die Trix mit halb verschleierter Stimme traumliebe Erinnerungen spann, von der gelben Schleife, die Karl Maria noch von ihr besaß, oder von der Ruderpartie im Glanze des Septemberabends. Hinter ihren Worten aber lag etwas wie geheime Schuld.

Und dies schwere und dunkle Gefühl ließ sie nicht mehr los. Sie hatte Karl Marias Schicksal in irre Bahnen geworfen und konnte doch nicht einmal ihr eigenes Leben fest in die Hand bekommen. Beatrice lächelte leise über die unsinnige romantische Liebe des Geigers Tredenius und streckte doch oft die Arme ins Dunkel, in einer kaum gebändigten Sehnsucht.

Heute aber war der Tag, an dem sie ihre Schuld sühnen konnte, das zerstörte Konzert und die Flucht aus dem „Blauen Herrgott“. Und nun fehlte ihr aller Mut.

So zogen die Gedanken in Frau Beatrice. Endlich wußte sie, was sie tun wollte: Fort aus Weimar! Es galt, Karl Maria alle Wege in der Heimat zu bereiten. Dann wollte sie ihn rufen wie eine lächelnde Freundin, stark und sicher. Diese Flucht schien ihr ein Sieg. Graf Dionys aber merkte nicht, daß seine Frau heute durch einen knappen Spalt in die Sonne geguckt hatte. Ihre Absicht, morgen abzureisen, leuchtete ihm durchaus ein. So bekam er selbst alle Freiheit.

„Du hast Sehnsucht nach dem Kleinen?“

„Ja.“ Sie nickte still und blickte ins Dunkel.

Graf Dionys war zerstreut und versonnen, als hätte er allzu schwere Lasten zu tragen. Er durchschaute das Spiel der Miriam, war aber viel zu eitel, sein Flatterherz aus diesem Netz zu lösen. Als er nun in seiner Wehmut eine kleine Zärtlichkeit bei seiner eigenen Frau wagte, traf ihn ein Blick, so seltsam verträumt und so eiskalt zugleich, daß er ganz verdonnert zurücktrat.

Gemessen fragte Beatrice: „Ist also die Miriam Italiener frei für ....?“ Das häßliche „Dich“, das ihr auf der Zunge lag, verschluckte sie und sagte nur: „Papa Achaz?“

Graf Dionys blinzelte etwas unbehaglich. Diese jähe Abreise seiner Frau gab ihm auf einmal zu denken. Und er vertrug Spott nur, wenn er sich nicht auf ihn selbst bezog. Wie eine gute Freundin riet die Trix: „Die rothaarige Schwester soll großen Einfluß auf das Wunderkind haben.“ Und die Türe klappte dem Gräflein vor der Nase zu.

Aber Nisi litt es mit Geduld. Seine Frau war doch wirklich ein wunderbares Geschöpf. Ja, diese rote Hexe hatte begehrliche und zugleich drohende Augen. Da hieß es, rasch etwas Glänzendes davorhalten, damit das Ungetüm nicht sähe, was ringsum geschah. Und so tat er auch. Fräulein Johanna pries nun den blonden Grafen und blickte die Schwester vorwurfsvoll an, wenn Miriam ihre Launen über den armen Nisi hageln ließ. (Schluß folgt)

Mohn auf Delos

In grünem Grase bleicht das Geripp der Stadt,
Das weiß und weit das flache Gelände drückt.
Kalt streben Tempelsäulen aufwärts,
Kalt des Theaterbaus Kreise nieder.

Doch aus dem Marmor quillt es und glüht und lebt,
Als zwänge rote Wärme den blassen Tod.
Mit tausend großen Tropfen sprießt in
Blüten des Mohnes das Blut der Steine.

Paul Mathias Seidel

Digitized by Google

Das neue Königliche Schauspielhaus in Dresden. Erbaut von Lossow & Kühne (Phot. Brockmann Nachf.)

Saisonbeginn an deutschen Bühnen

Dresden

Ältestes bewahrt mit Treue — freundlich aufgefaßtes Neue" und: „Schönheit ist ewig nur rein — doch mannigfach wechselt das Schöne" — In großen Goldbuchstaben zieren die Aussprüche Alt-Goethes und Schillers die Stirnseite des neuen Königlichen Schauspielhauses, das am 13. September in einer Erstaufführung mit Webers Jubelouvertüre unter Generalmusikdirektor von Schuchs Leitung, mit szenischem Prolog von Herbert Eulenberg und der Wiedergabe von Kleists Fragment „Robert Guiscard" und Otto Ludwigs „Torgauer Heide" der Öffentlichkeit übergeben wurde. Mit dem äußeren Bilde des neuen Hauses und der wenig glücklichen Wirkung inmitten des herrlichsten Teils von Alt-Dresden wird man sich abfinden müssen.

Der Neubau der Architekten Lossow und Kühne steht angesichts der hellen Formensprache der gotischen Hofkirche, der anmutreichen, graziösen Rokokolinienführung des Zwingers schwer und massig mit äußerlichen Verlegenheitszugaben dürftig belebter Schauseite und monotoner Dachformen auf überhohem Bühnenhause da. Wahrlich keine erfreuliche Lösung. Die Schönheit, die dem Bau von außen fehlt, ist auf das Innere konzentriert. Wenn hier auch nirgends eine originelle neue Idee den Besucher überrascht, so ist doch alles in lichten Farben freundlich gehalten und atmet mit Geschmack angewandten diskreten Reichtum. Das Haus, das auf intime Wirkungen berechnet ist, faßt nur 1300 Plätze. Viel gerühmt werden die Bühneneinrichtungen des genialen Oberinspektors Linnebach, die mit ihren betriebserleichternden Einrichtungen noch die modernsten Errungenschaften übertreffen sollen. Die Resultate wird man hoffentlich mit Genugtuung genießen können.

Die Eröffnungsvorstellung vor dem glänzenden Publikum von Elbflorenz, dem Hofe und zahlreichen auswärtigen Gästen, Dichtern, Künstlern, Kritikern war ein recht ernster Beginn. Das Vorspiel von Herbert Eulenberg suchte mehr geschwätzig als gedankentief den ewigen Kampf der Alten und der anstürmenden Jugend zu charakterisieren. Die „Kritik" reibt sich die Hände, denn der Kampf gibt ihr ja Anregung, Förderung, Arbeit. Schließlich versöhnt die abgeklärte Weisheit eines alten Dramaturgen den stürmischen, von „seiner" Zeit ganz und gar erfüllten Poeten mit dem Ältesten, das in Treue gewahrt werden müsse. Ernste Musik mit heroischer Note leitete zu dem Fragment „Robert Guiscard" von Heinrich von Kleist über. Der gewaltige Auftakt zu einer gewaltigen Dichtung löst auf der Bühne immer wieder die größte Erschütterung aus. Man ermißt im tiefsten Herzen erschauernd die Fülle der Verzweiflung, die den Dichter zur Vernichtung dieser Schöpfung trieb. Dunkle Vorhänge, die wirklich einmal feierliche Erwartung suggerieren, rauschen auseinander. Nächtliches Dunkel über dem Lager der Normänner vor Konstantinopel. „Guiscard, Guiscard" — von fern her tönt der Ruf, schwillt an, wird stärker und wächst zum Wehschrei eines tapferen Volkes, dem heimtückisch ein unerbittlicher Feind die beste Kraft gelähmt: Pest im Lager. Die Mannen, die Führer fallen und faulen auf dem Felde. „Guiscard, Guiscard" — alle Hoffnung und Zuversicht der Verzweifelten klammert sich an den Namen des großen Führers. Aber Guiscard folgt nicht dem Rufe seines Volkes, schläft noch im Zelt, und die Sonne rötet

Digitized by Google

Szenenbild aus „Robert Guiscard" von Heinrich von Kleist in der Eröffnungsvorstellung des neuen Königlichen Schauspielhauses in Dresden (Phot. Herzfeld)

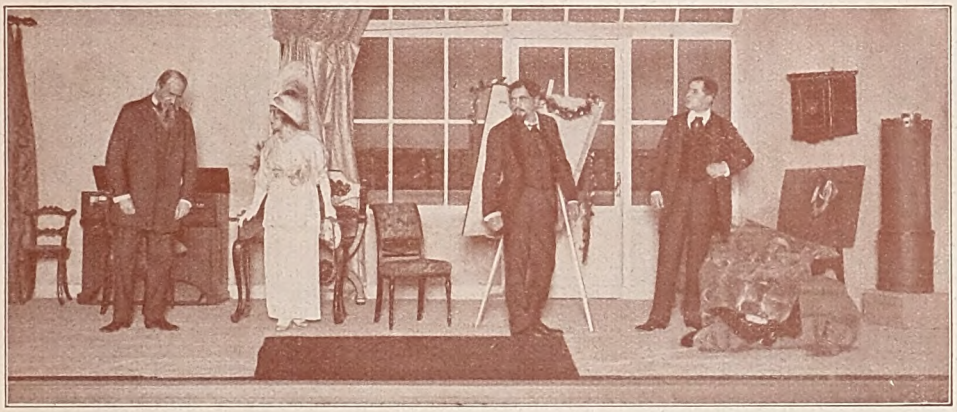
schon den Ost. Bang und fürchterlich, wie aus grauenvollen, nächtlichen Tiefen geboren, naht etwas Ungeheures, Unabwendbares. Guiscard selbst ist vom Giftpfeil getroffen. Noch ist ein Zweifel möglich, denn Guiscard entspricht nach langer Pause dem Rufe der erregten Seinen. Sofort fühlt man: hier kämpft ein Löwe seinen Verzweiflungskampf mit einem heimtückischen, entsetzlichen Feinde. Aber herrisch weist er den aufsässigen Neffen in seine Schranken und aufrecht hört er den Klagen seines Volkes zu, das aus dem mörderischen Pesthauch hinaus nach der Heimat verlangt. Furchtbar naht dem Helden das Geschick, kurz vor der Vollendung seines stolzesten Planes: sein Volk sinkt dahin, er selbst, vom Pesthauch getroffen, ein sterbender Mann. Und von fern leuchten die Kuppeln von Byzanz, dem Ziel seiner ehrgeizigen Wünsche, im Morgensonnenschein. Ein Anfall reißt den Helden zu Boden, aber noch ist das Mark Robert Guiscards nicht aufgesogen. Er reckt sich auf und mit großer Gebärde voll Titanentrotz und Anklage grüßt er Byzanz. — Die dunklen Vorhänge gleiten langsam zusammen. Still, mit tiefer Erschütterung, dem besten Kriterium der starken Wirkung, verharrte das Publikum. Man war wie in einem Bann, man spürte das Walten des Genius und war ergriffen und dankbar. Die Aufführung war würdig des Tags. Die Regie hatte dem Fragment der Dichtung, die durch szenischen Aufbau, durch granitne Gestaltung der Charaktere, Fülle, Geschehenes, Reichtum der inneren Handlung und Festhalten der unheimlichen, schwer lastenden Stimmung etwas Monumentales hat, mit vollem Verständnis des besondern Stils alles gegeben.

Die Behandlung des Chors war großzügig und überzeugend in den dynamischen Schattierungen. Die besten Schauspielkräfte, Lothar Mehnert und Paul Wiecke an der Spitze, verwirklichten die Absichten des Dichters. Die glückliche szenische Gestaltung auf der Bühne des neuen Hauses verstärkte die Wirkung.

Otto Ludwigs Auftakt zu einem Charakterdrama mit der Person Friedrichs des Großen im Mittelpunkt ist „Die Torgauer Heide". Das Werk kann zwar „Wallensteins Lager"

Szenenbild aus Otto Ludwigs „Torgauer Heide". Kgl. Schauspielhaus in Dresden (Phot. Herzfeld)

Digitized by Google



Szenenbild aus „Sonnenfinsternis" von Arno Holz. Thaliatheater in Hamburg (Phot. Schaul)

nicht an die Seite gestellt werden, ist aber so von nächtlicher Schlachten- und Lagerstimmung erfüllt, daß ein kraftvoller Eindruck nicht ausbleibt. Ludwig besaß den künstlerisch visionären Blick, der Szenen von packender Wucht, von geistiger Schärfe und Bedeutung erstehen ließ. Vater Fritz steht immer im Mittelpunkt, um ihn allein dreht sich immer wieder das Gespräch der Vertreter verschiedener Truppenteile, die sich am Lagerfeuer von den Kriegsstrapazen des Tages ausruhen. Die tragische Episode liegt auf den Schultern eines braven Westfalen, des Sergeanten Repkow von dem Regiment Bernburg, dem Friedrich Säbel und Tressen genommen hat. Repkow, der mit zwei erwachsenen Söhnen der Fahne gefolgt ist, ist auf den Tod verwundet, und die Bitternis der Stunde wird durch die Schande verstärkt, die sein Regiment hat aushalten müssen. Er stirbt, bevor er die glänzende Genugtuung erfährt, die der König den tapferen Truppen zuteil werden läßt — aber der eine Sohn, der ihm in den Tod folgt, wird ihm davon berichten.

Die Aufführung war aus einem Guß. Der wundervolle szenische Rahmen hatte etwas so Suggestives, daß man sofort im Bann der Geschehnisse stand. —

Die Dresdner werden auch ferner auf ihr Königliches Schauspiel stolz sein können, dessen Führer Graf Seebach und Dr. Karl Zeiß die Forderungen des zeitgenössischen Schaffens erfüllen und mit den Pflichten gegen die große Tradition harmonisch verbinden.

Paul Hermann Hartwig.

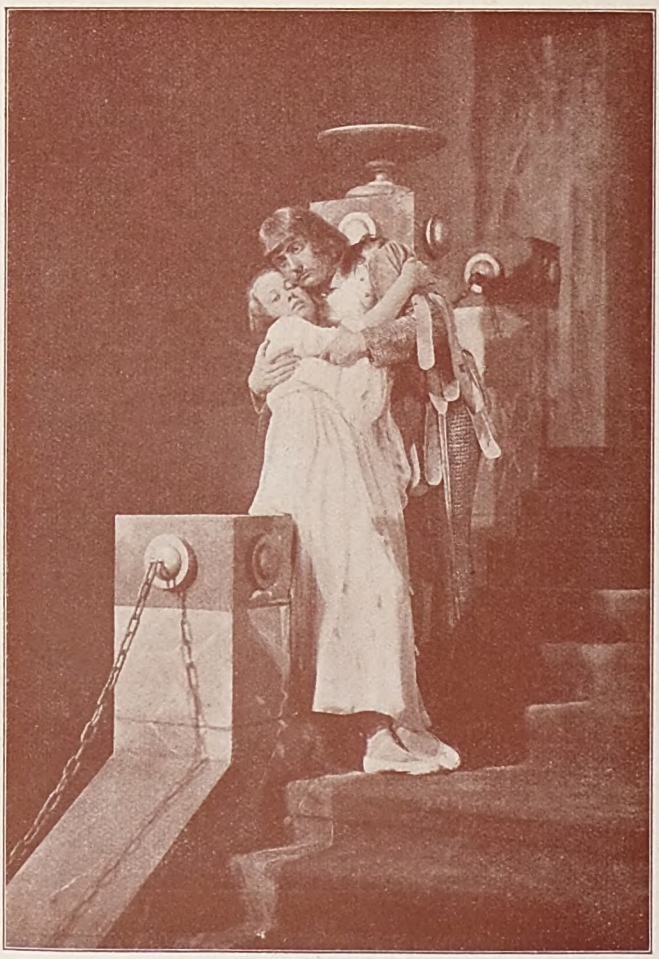
Szenenbild aus „Der Liebe Lust und Leid" von Shakespeare in der Aufführung des Deutschen Schauspielhauses in Hamburg (Phot. Mocsigay)

Digitized by Google

Hamburg

Und neues Leben blüht aus den Ruinen. Max Grube hat im Deutschen Schauspielhaus seinen Einzug gehalten: ein Theaterpraktiker der alten Schule, der sich ehrlich Mühe gibt, moderne Empfindungen zu verstehen. Die Bühne wird unter seiner Leitung nie ein Versuchskarnickel sein, er wird immer erst wagen, wenn andere schon gewonnen haben, aber es wird bei ihm niemals ganz verlorene Schlachten geben. Für das Hamburger Theaterleben bedeutet sein Kommen sicher einen Gewinn. Die Gesellschaft rund um die Alster hatte an den literarischen Experimenten jedes Interesse verloren. Der Hamburger mag nun einmal keine Revolutionen. Der Stürmer und Dränger verstimmt ihn, macht ihn kopfscheu und widerborstig. Wer ihn zu Neuland führen will, der muß ihm mit Klugheit und Grazie den Arm reichen, darf auch keine Umwege scheuen. Dieses notwendige Talent der Kompromisse haben wir nun scheint's in Max Grube. Nachdem er mit einer „Uraufführung" Shakespeares — „Der Liebe Lust und Leid" — seine Visitenkarte abgegeben hatte, durfte er es sogar wagen, den alten Hauptmannschen „Michael Kramer", den längst Totgeglaubten, wieder auszubuddeln: ein Stück, das just das Gegenteil des Hamburger Geschmackes ist. Denn hier liebt man starke Handlung, raschen Fortschritt und interessiert sich für die Schicksale einer schiffbrüchigen oder dem Schiffbruch zusteuernden Frau erheblich wärmer als für das eines buckligen Malersohnes. Doch — kaum zu fassen — der große, innerliche Erfolg war da. Nhil, Frau Hachmann-Zipser, Ottmey und Paula Silten standen als Träger der Handlung gut an ihren Plätzen. Und Max Grube kann sich die Hände reiben: als man ihm in Meiningen Angst vor den „Pfeffersäcken" machte, hat er diese Wendung wohl kaum erhofft.

Aus dem fleißigen Thaliatheater ist gleichfalls eine Ehrenrettung zu vermelden: Arno Holz, der große Unzufriedene, der an seinem 50. Geburtstag der deutschen Leserwelt ein so miserables Schulzeugnis ausstellte, hat sein bisher noch nirgends aufgeführtes Künstlerdrama „Sonnenfinsternis" endlich ans Rampenlicht gebracht. Albert Bozenhard und Centa Bré führten das ungestüme Stück Bohêmeleben zum Siege, mit den wackeren Verbündeten Roberts, Farecht und Werner. Aber nicht nur den Künstlern und dem Regisseur Jeßner gebührt Anerkennung für das Wagnis, sondern ein besonderer Dank dem Hamburger Publikum, das den tollen Sprüngen des übermäßig temperamentvollen Dichterrößleins die Kreuz und die Quer folgte. Vor ein paar Jahren noch hätte man der „Sonnenfinsternis" hier kein zweites Rampenlicht vorausgesagt. Nun wird dem Stück durch unser als altmodisch verschrieenes Thaliatheater der Weg auf die modernen Bühnen geebnet. Darum kann ich mir ersparen, die Handlung zu erzählen. Ein wahres Glück. Denn die ist so verwickelt, daß ich unmöglich mit dem mir so knapp zugemessenen Raume auskommen könnte. S.



Helene Thimig und Carl Clewing in „Schwanenweiß" von August Strindberg. Königliches Schauspielhaus zu Berlin (Phot. Atelier Rembrandt)

Digitized by Google

Schlußszene von Strindbergs „Schwanenweiß“ in der Aufführung des Königlichen Schauspielhauses zu Berlin (Phot. Atelier Rembrandt)

Digitized by Google

Berlin

Bühnentrusts beherrschen jetzt das Theaterleben der Reichshauptstadt. Neben den König von Preußen, der sich nach wie vor mit dem Opernhaus und dem Schauspielhaus begnügt, stellen sich Reinhardt und die glücklichen Paten des „Filmzaubers" mit je mindestens drei Musentempeln. Dem genialen Regieprofessor sind das Deutsche Theater, die Kammerspiele und der pferdelose Zirkus Schumann untertan — und es soll sich ihnen bis zum Weihnachtsfest als viertes Rhodus noch der alte Sportpalast hinzugesellen. Und Meinhard und Bernauer, die im Berliner Theater am Enckeplatz breit und behäbig den billigen Possenerfolgen des Thaliatheaters nachstreben und daneben — gewissermaßen zur Buße — im ehemaligen Hebbeltheater der Königgrätzer Straße zuweilen verschämt der Literatur opfern, haben sich nun auch noch des unglückseligen Komödienhauses am Schiffbauerdamm erbarmt. Und auch sonst fand ein allgemeines „Verwechselt, verwechselt das Bäumchen"-Spiel statt. Altmann bekam das Kleine Theater Unter den Linden, Barnowsky zog ins Lessingtheater, das Ensemble des toten Brahm scharte sich um Rudolf Rittner und Gerhart Hauptmann und pachtete die verkrachte Kurfürstenoper unter dem anspruchsvollen Sozietätsnamen Deutsches Künstlertheater. In den alten Verhältnissen blieb sonst nur die engbrüstige Kunststätte an der Weidendammer Brücke, wo einst Hans Gregors Meisterhand eine vortreffliche komische Oper ins Leben gerufen hatte. Bei den Chauffeuren heißt sie jetzt das komische Schauspielhaus — auch bei denen, die dort im vorigen Winter gar nicht einmal den mit Meininger Pomp inszenierten „Egmont" gesehen haben.

Friedrich Kayßler (Peer Gynt) und Ilka Grüning (Aase) in Ibsens „Peer Gynt". Lessingtheater (Phot. Becker & Maaß)

Paula Somary als Julie in „Fräulein Julie" von August Strindberg.

Paul Otto als Kammerdiener. Deutsches Schauspielhaus, Berlin (Phot. Becker & Maaß)

Digitized by Google

Lina Lossen (Solveig) und Friedrich Kayßler (Peer Gynt) in Ibsens „Peer Gynt"
Lessingtheater in Berlin (Phot. Becker & Maaß)

Digitized by Google

Das Königliche Schauspielhaus ist gleich nach den Sommerferien mit einer Tat auf den Plan getreten: man gab Strindbergs Traumdichtung „Schwanenweiß". Der neue Regisseur Dr. Reinhard Bruck führte sich damit ein. Weich, zerfließend in allerlei Symbolen der deutschen und nordischen Märchenwelt, ist dieses keusche, verschämte Bekenntnisstück Strindbergs, der im Allerinnersten gar kein Weiberhasser war, sondern ein überschwenglicher Troubadour, ohne jedes dramatische Rückgrat. Aber die elegische Süßigkeit der zerflatternden Dichtung hat eine feinnervige Hand festgehalten und mit Takt und Geschmack zu verteilen gewußt: so daß die zahlenden Theaterfreunde im Parkett ebenso auf ihre Rechnung kamen wie die bezahlten Theaterfeinde, die mit grimmiger Miene vom Redaktionstisch in die Premiere zu eilen pflegen. Seltsam, Strindberg hat „Schwanenweiß", sein hohes Lied der Liebe, gerade in jener Zeit geschrieben, in der sein großartig-furchtbarer „Totentanz" entstand, das von Qual und Menschenhaß erfüllte Kneifzangenstück. Es ist, als habe er sich, vom Grauen vor sich selber gepeitscht, ans Herz der lautersten Volkspoesie flüchten wollen. Schwermütige Erinnerungen an den Zauber märchenumsponnener Dämmerstunden unserer Kindheitstage werden im „Schwanenweiß" wach.

Das bißchen äußere Handlung ist mit ein paar Worten gesagt. Zu Schwanenweiß, der vom Herzog-Vater geliebten, von der Stiefmutter-Hexe gepeinigten Prinzessin, kommt der fremde Märchenprinz als Freiwerber seines Königs. Die rasch aufflammende Liebe der beiden Kinder ruft die Wut der bösen Stiefmutter hervor, die dem jungen Prinzen eine ihrer häßlichen Töchter vermählen möchte. Sie bedroht das Paar mit dem Tode, ihre Hexenkünste versperren den Unglücklichen jede Aussicht auf Rettung. Auf der Muschel entflieht der Prinz über See, um Beistand zu suchen, aber in dem aufkommenden Unwetter ertrinkt er. Schwanenweiß soll in der Nageltonne zu Tode geschleift werden. Nicht der durch das Zauberhorn herbeigerufene Herzog bringt dann mit der Befreiung des gemarterten Kindes die letzte Lösung, sondern die seelische Wandlung der bösen Stiefmutter: denn die Macht der Liebe dieses Kinderherzens ist es, die sie und ihre Hexenkünste schließlich bezwingt. Dieser überraschende Schluß ist ganz in süße Empfindung und innige Gläubigkeit getaucht. Die Liebe vermag alles — die Liebe tut Wunder — auch der ertrunkene Prinz ersteht zum Leben wieder!

Tilla Durieux als Anitra in Ibsens „Peer Gynt"
Lessingtheater, Berlin (Phot. Becker & Maaß)

Wie doch dieser grimmige, verbitterte, so oft ehegeschiedene Frauenlob mit diesem Märchenspiel die weichsten Konfirmandengefühle in der Brust eines bunten Großstadtpublikums auszulösen wußte! Sein Hauptverbündeter war neben dem tumb-getreuen Prinzen Clewings und dem feinfühligen Regisseur die unsagbar rührende Märchenfigur, die Fräulein Thimig da auf die Bretter am Gendarmenmarkt gestellt hat. Diesen lieben und zärtlichen Gemütston haben wir, als wir ganz jung waren, von der Niemann-Rabe gehört, und später vielleicht ab und zu von der Paula Conrad. Aber bei ihnen war noch mehr Theater als bei diesem völlig posefreien Schauspielerkind. Die wundervolle Szene, da Schwanenweiß dem Prinzen ihre Puppen vorführt, hat uns in der kleinen Thimig eine große Künstlerin offenbart.

Damit wir Strindberg nicht etwa zu den Lebensbejahern rechnen, hat das Deutsche Schauspielhaus schleunigst die dreckige Geschichte des „Fräu-

Digitized by Google

lein Julie" hervorgekramt. Das sei nicht als literarhistorische Tat erwähnt, sondern nur, um unter dem weiblichen Bühnennachwuchs der neuesten Zeit Fräulein Somary — freilich in einem gewissen Abstand hinter ihrer Kollegin vom Königlichen Schauspielhaus — mit aller Auszeichnung zu nennen. Sie spielte sehr anschaulich die kühlschnäuzige, verwöhnte, innerlich kulturlose Range als Vorläuferin des Tauentziengirls, und ebenso erschreckend wahr die daraus resultierende Dirne und schließlich zerschmetterte Büßerin. Einen wirklichen Menschen aus dieser Spottgeburt des Hasses zu schaffen, ist ihr natürlich nicht möglich gewesen. Es blieb Theater. Aber gutes Theater. Und das bot neben ihr auch Paul Ottos Kammerdiener ... Kann man sich vorstellen, daß noch vor zehn Jahren dieses schlechteste Stück von Strindberg ihn und seine Richtung für alle Zeitgenossen bezeichnet hat, ihn, den wir in seiner übertriebenen Menschenfeindschaft nur begreifen können, wenn wir sein überschwengliches Liebessehnen und Liebesschluchzen im Märchen „Schwanenweiß" mit Rührung vernommen haben.

Hans Marr und Ellen Marion in der von Gerhart Hauptmann inszenierten „Tell"-Aufführung des Deutschen Künstlertheaters (Sozietät) in Berlin (Phot. Becker & Maaß)

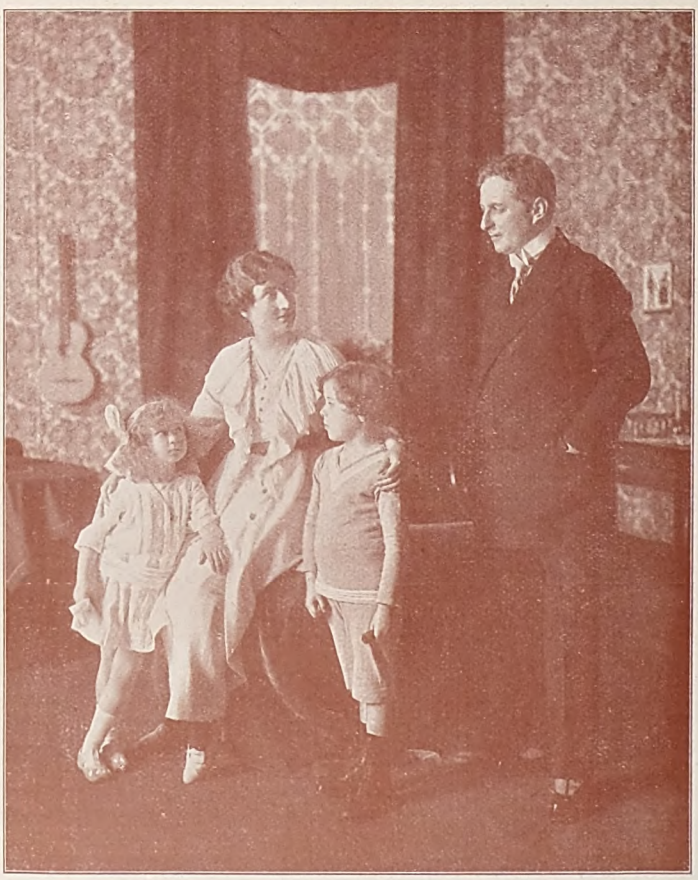
Den künstlerischen Stempel hat dem Berliner Saisonbeginn die Aufführung des „Peer Gynt" im Lessingtheater gegeben. Ibsens „Peer Gynt" teilt mit vielen Meisterwerken der Literatur das Schicksal, mehr „erhoben als gelesen" zu sein. Mutig hat sich Barnowsky der Riesenmühe unterzogen, das gewaltige Werk in einem neuen Haus zu Beginn seiner Direktionsführung mit neuen Kräften zu spielen. Das Stück ist sehr ernst, hat viele Pausen, viele Längen und dauert über fünf Stunden. Es kommt hinzu, daß die schwierigen Umbauten der plastisch unter dem neuen Fortuny-Himmel hingestellten wunderschönen Dekorationen in den Zwischenpausen einen scheußlichen Lärm verursachen. Und doch — seltsam — immer wieder in einzelnen Szenen diese erschütternde und erhebende Wirkung!

Ibsens „Peer Gynt" ist wie das Märchenspiel Strindbergs mit Symbolen überladen, die der nordischen Sagenwelt entnommen sind. Die Dichtung hat darum die bedenkliche Ehre, unzählig viele Erklärer gefunden zu haben. Nichts schreckt das Publikum aber mehr ab als die Fußnote: es überläßt das Werk dann fluchtartig den gelehrten Herren. Man müßte nicht gar soviel Faust-Vergleiche in den „Peer Gynt" hineingeheimnissen wollen. Man sollte auch gar nicht all den lehrhaften Beziehungen nachgehen, die Ibsen zwischen seinem tollen Hans Dampf und dem norwegischen Nationalcharakter hat schaffen wollen: nur die künstlerische Freude soll man dem Zuschauer gönnen, diese reiche, saftige, lebensprudelnde, hitzige, sich überschlagende Don Quixote-Ge-

Digitized by Google

stalt kennen zu lernen. Peer Gynt ist ein Lügner und Aufschneider — aber einer von Dichters Gnaden. Wie er seine Mutter Aase belügt, wie er, vom Volk schon um des Vaters willen beargwöhnt und verlästert, seiner Umgebung entfremdet wird, wie die bösen Instinkte in ihm erwachen, wie er die fremde Braut entführt, in der Spukwelt der Trolle zu versinken droht, wie er mit all seinen tausend Talenten an tausend Klippen scheitern muß, weil ihm der innere Halt, der innere Mut fehlt, und wie er aus seinem Größenwahn schließlich, als die Todesnot ihn packt, zu tiefster Reue erwacht, das ist vom Dichter so bildhaft eindringlich dargestellt, daß es gar keiner gelehrten Kommentare bedarf. Auf eine Handvoll Symbole mehr oder weniger kommt es bei einer Wiedergabe gar nicht an. Als große Kluft, die vom Verstehen der Absichten und der Endziele trennen kann, bleibt vielleicht eine einzige unüberbrückbar. Peer Gynt, aus dem Schlamm der Spukwelt ins Sonnenlicht seiner Berge heimgekehrt, findet die Liebe der rührenden, sanften, reinen Solveig, die zu ihm in seine Hütte zieht; er wagt nicht, sie mit seinen unreinen Händen zu berühren, und geht von ihr, indes sie treu seiner wartet; und als er, ein Gebrochener, sich endlich zu ihr zurückfindet, erkennt er: hier lagen seine Königreiche. Die ehrliche Selbstkritik, die schwerste Tat der männlichen Selbstüberwindung, wird ihm so zum Verhängnis.

Ibsen hat eine vollkommene Aufführung des „Peer Gynt", der gleich hinter dem „Brand" erschien, niemals erlebt. Und doch war der „Peer Gynt" lange Zeit in seiner Heimat sein populärstes Werk. Vielleicht ist daran des Dänen Grieg zur Handlung geschriebene Musik, die in zwei Suiten durch alle Konzertsäle ging, nicht unbeteiligt. Ob Barnowskys Aufführung Ibsen befriedigt hätte? „Peer Gynt", in dem der Wind und die Vögel reden, war von seinem Schöpfer ja ebensowenig für die Bühne bestimmt wie der zweite Teil des „Faust". Nun — aus dem unendlich reichen Werk hat Barnowsky doch all das, was stofflich, gegenständlich überhaupt zu fassen ist, in kluger Gruppierung herausgeholt und eine Szenenfolge von oft überwältigender Wirkung zusammengestellt. Auftritte wie die, da Solveig auf Schneeschuhen zur Hütte kommt, und die letzte, da Peer am Abschluß seiner Wanderfahrt der treu Wartenden wegmüde zu Füßen sinkt, vor allem aber das Bild von Aases Tod gehören zu den stärksten und nachhaltigsten Eindrücken, die die dramatische Kunst überhaupt vermitteln kann. Und Friedrich Kayßler und Ilka Grüning hoben diese Szene weit aus allem heraus, was eine Berliner Bühne in den letzten Zeiten je geboten hat. Im kurzen, schmalen Knabenbett die sterbende Aase — Peer auf dem Fußende, gewillt, die Mutter aus ihrer Not ins Reich der Phantasie zu entführen — die Bettstatt wird zum Schlitten, der Schemel wird Grane, das Roß, — und so geht die Fahrt, mehr und mehr beschwingt durch den Flügelschlag des dichterischen Genies, das in Peer, dem Aufschnei-



Max Adalbert und Alice Altmann-Hall in „Paul und Paula" von Herbert Eulenberg. Kleines Theater, Berlin (Phot. Atelier Rembrandt)

Digitized by Google

der, steckt, ins lichte Reich empor, geradeaus zum heiligen Himmelswächter. Wer diese künstlerische Vermittlung einer der schönsten Stellen der Weltliteratur erlebt hat, wird sie nie wieder vergessen.

Die Sensation von Berlin WW, Gerhart Hauptmann als Regisseur begrüßen zu können, dürfte von kürzerer Lebensdauer sein. Die Sozietät Deutsches Künstlertheater brachte auf der unpraktischen kleinen Bühne der Nürnberger Straße einen „Tell" heraus, der anders war, als man ihn zu sehen gewohnt ist, anders — aber nicht besser. Hauptmann hatte alle Stellen gestrichen, die lyrisch oder pathetisch anmuten, und hatte den Rest so sprechen lassen, daß nur um Gottes willen niemand merkte: das sind ja Verse! Da mußte denn also durch falsche Zäsuren, durch Räuspern, Atemholen und Stottern dem rhythmischen Fluß Gewalt angetan werden. Wir sollten durchaus die grobe Alltagswirklichkeit vor uns sehen. Anders als mit Schweißgeruch scheint sich Hauptmann ein Volksschauspiel nicht vorstellen zu können. Gewiß, einzelnes wirkte ethnographisch „echt", man glaubte dieser Tell-Aufführung auch eher die Bauern — vermißte bisweilen sogar den schwyzerischen Dialekt — die Gewänder hatten auch gar nichts Theatermäßiges an sich. Aber — die Poesie fehlte, der Schwung fehlte, Schiller fehlte. Daß Hauptmann so fest in seinen schlesischen Gebirgsstiefeln steht, ist schön und erfreulich. Als gelenkiger Allerweltsmann hätte er die „Weber" und das „Hannele" ja auch gar nicht schaffen können. Aber gerade seine so stark betonte Einseitigkeit, sein persönliches Stilgefühl müßten ihn abhalten, einen Andersgearteten so grausam zu vergewaltigen. Le style c'est l'homme. Wenn nun Molière auferstände, der doch „auch Einer" war und daneben als Regisseur noch etwas mehr Routine besaß als Hauptmann, und ihm die „Weber", die „Rose Bernd", den „Fuhrmann Henschel" nach seiner Auffassung vormimen lassen wollte? —

Ludmilla Hell als Mulli Förster in Raoul Auernheimers „Paar nach Mode". Komödienhaus (Phot. Atelier Rembrandt)

Nun soll von leichtsinnigen Dingen die Rede sein, und da befällt den Chronisten gleich die Beschämung: denn er kann nur noch glatte Erfolge feststellen. Die monatelange ehrliche Arbeit, die man im Schauspielhaus, im Lessingtheater und auch an der neuen Sozietätsbühne auf Meisterwerke der Weltliteratur verwendet hat, teils mehr, teils weniger glücklich, wird vielleicht schon ganz vergessen sein, wenn diese Blätter herauskommen, und was dann den Spielplan beherrscht, ist das urälteste Theater. Raoul Auernheimers Wiener Lustspielchen „Das Paar nach der Mode" greift im Genre Blumenthal eine harmlose Parodie auf: ein junges Ehepärchen, das im ersten Akt „rasend modern" sein möchte — und es äußerlich ein Weil-

Digitized by Google

Metropoltheater: Aus dem Schaustück „Die Reise um die Erde in 40 Tagen" (Phot. Willinger)

chen auch vortäuscht — verrät im zweiten seine „altmodischen" Schwächen, wie z. B. Eifersucht, und kehrt im dritten reumütig zur Familiensimpelei zurück. Die Schlußwendung hat reichlich viel von jener Philistrosität, die man früher den „Kochlöffel" nannte und heute „Moralin".

Metropoltheater: Aus dem Schaustück „Die Reise um die Erde in 40 Tagen"

Aber über das Nichts von Handlung ist eine Flut der ergötzlichsten Feuilletons ausgegossen. Otto Gebühr war als Ehemann prächtig, allein er war kein Wiener; der liebenswürdig vertrottelte Hausfreund Eugen Burgs war schon wienerischer. Eine Entdeckung aber ist Fräulein Ludmilla Hell. Sie sagte die kleinen Frechheiten entzückend natürlich. Vom übrigen Zusammenspiel dieser neuesten Berliner Theater-Filiale kein Wort! — Man spielt eben nicht ungestraft dreihundertmal den „Filmzauber".

Den Lustspielton, den wir unter Barnowsky auf der Bühne des Kleinen Theaters hörten, hat das neue Ensemble an dieser Stätte noch nicht heraus. Aber es wird ihn finden. Eulenburgs Niedlichkeit wenigstens, „Paul und Paula", verspricht es. Das Liebespaar, das sich gegenseitig eine nicht ohne Erfolg gebliebene Jugendneigung eingestehen muß, wurde mit sehr viel Witz und sehr viel Grazie gegeben. Dieses alte „Schall- und Rauch"-Büchchen ist ja bis jetzt für die Beherrscher von acht Berliner Bühnen das Sprungbrett gewesen, also steht Dr. Altmann auch noch eine Karriere bevor. —

Selbst der Erfolg kann eine Gewohnheit werden. Wir sehen's am Metropoltheater. Die vierzehnköpfige Firma, die hier Hebammendienste an den neuen Schlagern verrichtet, hat sich diesmal von der stumpfsinnigen „Revue" losgesagt und an eine Neubearbeitung der alten „Reise um die Erde" gewagt, und das Publikum ist dankbar mit eingestiegen. Giampietro, Thielscher und die Ballot sind die amüsanten Reisegefährten, unterwegs lernt man ein paar neue Tänzerinnen kennen und hat sofort die feste Überzeugung, daß es lohnender und appetitlicher ist, ihre Kunst im Metropoltheater zu sehen als in Tokio. Es ist eben überhaupt keine Reise um die Welt, sondern nur ein Bummel zur Halbwelt.

Paul Oskar Höcker.

Metropoltheater: Aus dem Schaustück „Die Reise um die Erde in 40 Tagen" (Phot. Willinger)

Digitized by Google

Der Kandidat. Skizze von Else Torge

Ein kalter Wintertag in Berlin! In den Hauptgeschäftsstraßen sind Abend und Kälte fast verdrängt von der Fülle des Lichts, das an beiden Straßenseiten bis hoch hinauf aus den mächtigen Glasscheiben der Häuserfronten bricht. Der Asphalt ist blank gekehrt, und die Menschenmenge, die sich rechts und links in entgegengesetztem Strome vorwärts schiebt, und die Straßenbahnen, Wagen, Omnibusse, die dazwischen klingelnd und polternd aneinander vorüberdrängen — all das scheint einen eigenen Dunstkreis von heller Wärme um sich herum zu haben, und hinauf, wo sich der flimmernde Glast langsam im Dunkel verglimmt und über den letzten funkensprühenden Reklamen das Schweigen und die wachsende Kälte thronen, verliert sich kein Blick der unten Hastenden.

Aber eng um diese hellen, lärmenden Straßen geschmiegt, die wie gleißende Adern die nächtige Stadt durchpulsen, liegt ein Netz unzähliger stillerer Häuserreihen und verschlafener Plätze, in denen die bläulichweiße Winterdämmerung wie ein kalter Nebel schwimmt, darein die Flammen der Straßenlaternen wie zitronengelbe Pünktchen gesät sind, und darüber hoch, hoch von den fernsten, weißgeränderten Dachfirsten her aufsteigend, sich die rosig überlohte, dunkelnde Himmelskuppel spannt.

Irgendwo in einer solchen schläfrigen Ecke, zwischen spärlichen Fußgängern, die eilig und zugeknöpft, dampfenden Atem vor sich hertreibend, über einen kleinen Platz kreuzen, schlurft ein einsamer Pennbruder mißlaunig einher.

Er weiß noch nicht, wo er heute schlafen wird, obwohl es bedenklich in den Abend geht. Indessen die „Palme“ oder die „Wiesenburg“ winken als letzte Zuflucht für die Nacht auch später noch mit nicht viel mehr als Wärme in dumpfem, von verkommenem Menschenvolk erfülltem Raum, denn der Kump Suppe, an dem schließlich auch die Wärme das Beste ist, wird versalzt durch ein frommes Traktätchen.

Stumpf tritt er von einem Fuß auf den anderen, scharrt an einem schmutzigen Häufchen Schnee, das da am Wege zusammengekehrt liegt, wischt sich mit dem Ärmel einen Tropfen von der blaurot glitzernden Nase und glupscht verschlafen an den Häuserreihen entlang.

So drückt er sich langsam in der Runde herum, als er nahe vor sich eine der kleinen, alten, kapellenartigen Kirchen sieht und merkt, daß die hohen, schmalen Fenster hell erleuchtet sind und Licht in allen Fugen und Ritzen der schweren Eichentüre steckt.

Er glotzt und sucht das Licht in der Kirche mit der Tatsache, daß es Donnerstag und nicht Sonntag ist, zu vereinen — kommt aber nicht so weit!

Dafür überzieht langsam ein pfiffig-freches Grinsen wie ein Erwachen das eingefallene Gesicht, in dem die schwarzgrauen Bartstoppeln steil und starr wie Dornen stehen. Die Fäuste in den Taschen der lodderigen Hose, schlurft er näher, stemmt eine Schulter lässig gegen die Türe, schiebt sich gemächlich durch den aufklaffenden Spalt und steht hinter einem roten Filzvorhang in molliger Wärme.

Den Kopf voran, drängt er sich vorsichtig weiter in den runden, hellen Raum hinein.

Eine laute Stimme schallt ihm entgegen — —

Er weiß nicht gleich, woher sie kommt, glotzt an den runden, weißen Wänden entlang bis hinauf zur mächtigen Kuppel und betrachtet die beiden weiten Nischen auf der Empore, zwischen denen er die braunglänzende Kanzel entdeckt.

Nun hat er ihn, den blassen Kandidaten, der eifrig predigend über dem Kerzenschein des Altars ein schmächtiges Gesicht herabneigt und dessen Stimme, getragen von der goldig-schimmernden, warmen Luft, die alle Dinge weich umschmiegt, inbrünstig bis in alle Ecken und Winkel hineinschwingt.

Drei, vier alte Weiblein in schwarzen Kapuzen oder altmodischen Kapottehütchen und unförmig dicken Mänteln sitzen da und dort im Halbschlummer wohlig in den Bänken. Vor ihnen die unbewegliche Gestalt einer müde gelaufenen Gemeindeschwester, während abseits zwei Brillen-

Digitized by Google

gläser kritisch funkeln. Diese Brillengläser gehören in das rötliche Gesicht eines robusten älteren Herrn, der Ellenbogen und Knie von sich gespreizt, beide Hände auf dem Knopf eines dicken, fest vor ihm aufgepflanzten Stockes zusammengelegt hat und verschlossen vor sich hinschaut. Und an einer Wand lehnt der Kirchendiener im Frack und würdevoller Haltung, mit offenen Augen schlafend wie ein Hase.

Es ist alles so hell und festlich und doch so gemütlich und still und — ei! so herrlich warm!

Behaglich, als müßte das so sein, drückt sich der Sonnenbruder in eine Bank, pliert den Kandidaten da oben an und denkt: ‚Kiek eener, wat der sich anstrengt!'

Rückt sich, die Hände auf den Knien zusammengelegt, in sich selbst zurecht, ohne sich anzulehnen, wie es Menschen tun, die gewöhnt sind, ihren Nachtschlaf an Kneiptischen und Straßenecken abzusitzen, und versinkt in langsame, ergiebige Atemzüge, die sich mit steigender Kraft einen Ausweg durch die Nasenlöcher und den halboffenen Mund suchen.

Inzwischen ist eine kleine Unruhe in die andächtige Stille gekommen.

Das gedämpfte Klappen der Kirchentüre, Schritte auf den Steinfliesen des Ganges mitten in der Predigt und das leise Rumoren auf der Bank sind in die Ohren aller Zuhörer eingedrungen und haben jeden wie an einem langen Faden aus der dämmerigen Tiefe seines Selbst herausgeholt; es ist nun ein leicht gestörtes Hin- und Herrücken und vorsichtiges Seitwärtsschielen ringsum, um so unbehaglicher, als der Strolch sich im Rücken aller auf der letzten Bank niedergelassen hat.

Nur der kritische Herr, der durch seinen seitwärtigen Platz besonderer Vorzüge genießt, teilt sein grimmig verschlossenes Interesse zwischen Kandidat, Kirchendiener und dem Schnorrer, von welchen dreien der Schnorrer bald der Versunkenste ist, während das Gesicht des Kirchendieners ein langsames Erwachen verrät und der Kandidat plötzlich hilflos auf seiner Kanzel steht und offenbar etwas aus dem Konzept gekommen ist.

Kein Wunder, wahrhaftig! Denn es ist die erste nachmittägliche Bibelstunde, die er vertretungsweise halten darf, und entgegen aller heimlichen, schwärmerischen Jugendhoffnungen eine Stunde der Pein.

Vorbei an dem ihm unbehaglichen Gesicht der müde vor sich hinstarrenden Gemeindeschwester hat er inbrünstig auf die schlummerseligen, alten Weiblein eingeredet, ohne einen Funken aus ihrer Genügsamkeit schlagen zu können, während er in der Flanke dauernd, wie einen kalten Strahl, den Blick des einzelnen Herrn mit sezierendem oder einer Art antiquarischem Interesse auf sich ruhen gefühlt hat. Da schiebt sich ihm auf einmal dies Bild menschlicher Not von der Straße herein vor die Augen, und es ist ihm, als spränge ein verschlossenes Tor, an dem er mit verzweifelten Kräften vergeblich gerüttelt hat, plötzlich weit vor ihm auf.

Dieser wird ihn brauchen! Dieser ist willig, seine Stimme rückhaltlos einzulassen! Hier schreit ein Mensch aus tiefster Verkommenheit nach Erlösung, nach einem Wort der Gnade und des Trostes —

Wie Feuer schlägt es über die schmale Stirn des Kandidaten hin. Seine Augen fangen an in seltsamen Strahlen zu glimmen. Die weißen, knabenhaften Hände, die sich bisher nur steif und mühsam in den weiten Ärmeln des Talars regten, beginnen jetzt ein greifendes, tastendes Spiel, als wandelten sie sich geheimnisvoll zu Organen der mählich entfesselten Seele. Und die Stimme — diese unsichere, junge, brüchige Stimme —, plötzlich springt sie aus ihrem ureigensten Kern heraus, wird lockend, werbend, voll zitternder Wärme, herrisch und demütig zugleich, sucht und drängt und bettelt und kämpft, kämpft immer jäher und atemloser, als hätte der lichtströmende Tag die Nacht selbst in leidvoller Lust umschlungen und gieße in wilder Hingebung seine Kraft in die kalte, finstere hinein, daß sie aufblühen möge — — nein — so, als hätte der zur Seligkeit eingegangene Teil der Menschheit sich im Angesicht des ewigen Lichtes plötzlich seiner verdammten Brüder erinnert und neige sich jäh in namenlosem Grausen und rufe über das dunkle Weltall hin, hinunter in den Ort ewiger Qual, bereit, was dort schmachtet, mit hinaufzuziehen oder selbst sich hinabzusenken — — — —

Die verschlafenen alten Weiblein machen unter den feurigen Worten des eifrigen

Digitized by Google

Kandidaten Gesichter, als schmeckten sie etwas Süßes auf den dünnen Zungen und sähen nahe vor sich die „Stadt der goldnen Gassen", auf die sie als Entgelt für ein hungrig verdarbtes Leben mit eigensinniger Gläubigkeit warten. Die Gemeindeschwester sitzt still und versunken in ihrer Bank, wie eine wunschlose, abgeschiedene Seele. Aber der kritische alte Herr schaut mit munter glänzenden Augen lebendig in dem Bilde hin und her, und der Kirchendiener ist jetzt wirklich wach und hat einen aufmerksamen, fast hellseherischen Blick auf den Strolch geheftet, als folge er mit gespitzten Ohren, gleich einem tüchtigen Jagdhund, sachkundig jeder nickenden und wiegenden Bewegung des Schnorrers —

Immer flammender spricht der junge Kandidat auf den gesenkten Kopf des Pennbruders nieder. Ja — es wächst ein verhaltenes Jauchzen in seiner Stimme, das er selbst noch bezwingen möchte, aber schon nicht mehr kann, denn es ist ein Rausch, der mächtiger wird, je tiefer der halbvertierte Mensch da unten in sich zusammenkriecht — eine Demut, die sich mit Tränen unendlichen Dankes niederwerfen möchte vor der Allmacht des Ewigen, auch die verlorenste Seele wieder heranziehen zu können; und zugleich ist's ein Wirbel junger Priestervermessenheit, als sei es seine kaum erwachte Kraft allein, die hier die Macht geübt, zu erlösen oder zu verdammen — —

Just, als der Strolch sich sacht wie ein vertrocknetes Bäumchen zur Seite neigt und mit leisem Poltern längs auf die Bank fällt, wo er mit geschlossenen Augen und offenem Munde liegen bleibt.

Es ist offenbar, daß er schnarcht!

Jählings erbleicht der Kandidat. Ein Frösteln schüttelt seine heißgewordene Haut unter dem Winteranzug, darüber der faltige Talar nun wie eine groteske Maske hängt.

Die alten Weiblein wachen in der plötzlichen Stille auf und schauen verstört um sich. Die Gemeindeschwester richtet sich unbewegt noch steiler auf, als könne sie die anderen dadurch zwingen, alles Andachtstörende zu ignorieren. Der kritische Herr hat seinen vierschrötigen Kopf lauernd vorgestreckt, und hinter den Brillengläsern funkelt es wie heimliches Lachen.

Indes ist der Kirchendiener schon auf leisen Sohlen herbeigesprungen und sucht den Schnarchenden diensteifrig von der Bank zu ziehen, um ihn kraft seines Amtes mit diskreter Gewalt an die Luft zu befördern.

Plötzlich sagt die jäh verstummte junge Stimme auf der Kanzel schluckend: „Lassen Sie ihn schlafen, Hellwig!"

Es klingt ganz laut und fremdartig durch die kleine Kirche, so daß der Organist oben mit einem erstaunten Poltern an die Rampe der Orgelempore tritt.

Auch der Kirchendiener läßt in völliger Verdutztheit von seinem Opfer ab, klemmt das Gesangbuch fassungslos unter den Arm und tritt kopfscheu an die Wand zurück.

Der Pennbruder schnarcht also kräftig weiter, ohne die verursachte Unruhe zu bemerken, und der Kandidat spricht nun seine ursprüngliche Predigt mit sonderbar tonloser, aber fester Stimme zu Ende, obwohl der Schluß ziemlich verloren geht in dem versteckten Rumoren eines alten Mütterchens, das umständlich unter Mantel und Rock sein vergilbtes Schnupftuch sucht, um sich einige Male laut und verstört zu schneuzen.

Der alte Herr, der jetzt seinen durchdringenden Brillenblick dauernd auf den sich gewaltsam zur Ruhe zwingenden Kandidaten geheftet hat, steht auf, sobald das Amen gesprochen ist und der rote Vorhang der Kanzel sich hinter dem verschwundenen Talar, leise wehend, wieder geschlossen hat. Langsam geht er hinaus, eine Faust auf dem Rücken geballt und mit dem dicken Stock leise aufstampfend. Die Brillengläser funkeln im Schein der Kerzen. Aber der Blick der scharfen Augen ist nach innen gekehrt, und die streng gemeißelten Züge des derben Gesichts scheinen von sanfter Trauer für einen Augenblick gemildert. In der Türe hebt er mit einem Ruck den Kopf. Ein hartes Klacken in der aufgestellten Messingbüchse, und er ist fort.

Eilfertig hat sich indes der interessiert vorgeneigte Kopf des Organisten in den Hintergrund zurückgezogen, und bald darauf beginnt die Orgel mit einem unvermittelt aufdröhnenden Ton das vorgeschriebene Bußlied, das mit seinen vierzehn Strophen, gesungen von der durchdringenden Stimme des Kirchendieners und dem zaghaft-heiseren Geschrei der alten Weib-

Digitized by Google

lein, doch noch eine beruhigende Schlußstimmung vermittelt und das Schnarchen des Schnorrers erfolgreich übertönt.

Und so endet alles, wie es immer endet: die Orgel schweigt. Die alten Weiblein schälen sich langsam von ihren Plätzen los und wandern mit scheuer Würde hinter der Gemeindeschwester her zum Ausgang, nur daß sie diesmal indignierte Seitenblicke auf den unheiligen Schläfer fallen lassen und absichtlich in einem rechten Bogen um diese Bank herum gehen.

Noch ein dünnes Klimpern, das wie ein spärlicher Regenguß in die gewichtige Messingbüchse niederrieselt, und die Kirchentüre schlägt zu.

Der Kirchendiener nimmt die Büchse und trägt sie, noch voll Kränkung, in einer seltenen Amtshandlung gestört worden zu sein, ohne den Strolch eines Blickes zu würdigen, in die matterleuchtete Sakristei.

Hier findet er den Kandidaten blaß und zerstreut mitten im Raume stehen und mit gedankenlosen Fingern an den Bändern des Bäffchens tüselnd.

Der Kirchendiener, mit zur Schau getragener Verlegenheit, hilft ihm schweigend, hängt den etwas schäbigen „Kandidatentalar" an den Riegel, überreicht dem Kandidaten förmlich einen Schlüssel und wartet.

Der Kandidat schließt die mächtige, blankgeputzte Messingbüchse auf, und all diese praktischen kleinen Dinge und die steife Förmlichkeit des Kirchendieners peinigen ihn unerträglich.

Stumpf sieht er zu, wie der Kirchendiener die aufgeklappte Büchse mit einem Fachgriff so auf der Tischplatte umstülpt, daß die Geldstücke wie Fliegen auf dem grünen Filz darunter gefangen sind und sie dann mit ausladender Gebärde fortnimmt, neugierig zählt und etwas geringschätzig verkündet: „Drei Pfennige, ein Groschen, ein Markstück! — Das Markstück ist von dem alten Herrn!" fügt er sachkundig hinzu.

Der Kandidat sieht die Münzen einen Augenblick schweigend an, nimmt den Federhalter, den der Kirchendiener zuvorkommend reicht, sucht mit unsicherem Blick auf den Seiten des Kollektenbuches, bis der Kirchendiener mit seinem fetten Zeigefinger diskret lächelnd die Stelle bezeichnet, und trägt die Summe ein.

„In fünf Stücken — bitte dazu schreiben!" flüstert der Kirchendiener.

„Warum?" fragt der Kandidat.

„Die Herren Prediger wissen gern, wieviel Personen bei jedem drin waren!" antwortet der Kirchendiener. Und als der Kandidat darauf trübe die übrigen Aufzeichnungen ansieht, lächelt er ein klein wenig schadenfroh: „Nu ja, das war auch erste Garnitur — der erste Herr Prediger und Hauptgottesdienst und Gesang! Da kommen dann die reichen Herrschaften aus dem Westen —"

Der Kandidat nimmt den dünnen Havelock um, greift verloren nach dem schwarzen Schlapphut von etwas hinterwäldischer Form — —

„Was soll nu mit — — dem da?" fragt der Kirchendiener, verdrießlich mit dem Daumen zur Tür deutend.

Eine rasche Röte überflammt das blasse Gesicht des Kandidaten. Er atmet stockend auf, wendet sich kurz, tritt mit zusammengepreßten Lippen in die noch erleuchtete Kirche zurück, und ein neues, zähes Leuchten glimmt in den grauen Augen auf, die mit kurzsichtigem Blick den unbekümmert Schnarchenden in dem braunen Gestühl fixieren.

Sanft faßt er die Schulter des Schlafenden, ruft ihn an und rüttelt ihn schließlich vorsichtig, bis dem nichts anderes übrig bleibt, als zu erwachen. Doch spielt er noch den Schlaftrunkenen in der zur zweiten Natur gewordenen Gewohnheit, die jeweilige Situation eher zu erkennen, als sich selbst erkennen zu lassen.

Plötzlich besinnt er sich, grinst den Kandidaten vertraulich an und sagt: „Se machen Ihre Sache schon janz nett, junger Mann!"

Der Kandidat will etwas sagen, aber es würgt ihm in der Kehle. So greift er nur jäh in die Tasche und ohne hinzusehen in sein Portemonnaie und drückt dem Pennbruder ein Geldstück in die schmutzige Hand. „Die Kirche wird jetzt geschlossen. Sie müssen gehn. Suchen Sie sich ein Nachtquartier," stottert er dabei hastig.

„Wat Se sagen!" staunt der Strolch und besieht verdutzt das Zweimarkstück in seiner Hand. Endlich grient er verständnisinnig, steht auf, sucht die Nähe des Ausgangs zu gewinnen und zwinkert dem Kan-

Digitized by Google

didaten zu: „Männeken, wenn Se mal hier 'ne fette Pfründe haben, dann komme ick Ihnen mal besuchen, so als alter Freund, — wat? Feste, Julius, vielleicht gewinnste noch!" Und er nickt gönnerhaft und schiebt sich schlurrend hinaus.

Der Kandidat, den Hut in der Hand, steht noch sehr blaß auf demselben Fleck. Jetzt sieht er scheu um sich, entdeckt, über die Orgelempore herabgeneigt, das aufs äußerste gespannte Gesicht des Organisten — gegenüber in der halboffenen Sakristeitür den verdutzt lauschenden Kirchendiener, sagt hastig Adieu und geht stumm hinaus ins Freie — — —

„Wirklich ein warmherziger junger Mensch, dieser Kandidat!" sagt der Organist onkelhaft in die Kirche hinunter.

„Er red't gut!" gibt der Kirchendiener verdrießlich nach oben zurück. „Aber passen Se uff, der kömmt nich weit! Denken Se an mich, was ich jesagt habe!" Damit tut er einen kleinen Sprung und drückt mit je einem Daumen die beiden Lichter auf dem Altar aus. Früher hat er jedes sorgsam heruntergenommen, ausgepustet und wieder hingestellt. Aber teils um die Gleichförmigkeit des Amtes zu unterbrechen, teils um rascher nach Haus zu kommen, hat er sich im Lauf der Jahre so eine Reihe praktischer und ermunternder kleiner Kunstgriffe ausgedacht.

⁂ ⁂ ⁂

Der Kandidat aber wandert mit leeren Augen durch das lärmende Getriebe der Weltstadt, durch blendendes Licht, Menschen- und Wagengewühl. Und weiter durch stillere, dunklere Straßen, immer mit dem gleichen, ruhelos ausgreifenden Schritt, als irre die einzige Seele dieser großen Stadt heimatlos und verloren in ihr umher.

Den Hut hat er über die Stirn zurückgeschoben und sucht den Himmel zwischen den Dachrändern der Straße. Aber das Licht der Läden blendet oder es ist doch nur ein kleiner dunkler Ausschnitt zu sehen mit bläßlichen Sternen.

So streicht er stundenlang her und hin, kommt endlich erschöpft in irgendeins von tausend gleichen, trüben Häusern, steigt kahle Treppen empor und tritt in eins von den tausend gleichen, freudlosen Zimmern, darin er, wie unzählige andere hier, eine heimatlose Heimat hat.

Er tappt in die dumpfig-warme Finsternis hinein. Die Türe drückt er fest hinter sich zu, wirft Hut und Mantel auf das schmale Bett, das gespensterhaft an der Wand leuchtet, und steht einen Augenblick still.

Plötzlich greift er sich mit beiden Händen in den Kragen, als hätte er keinen Atem mehr, reißt einen Fensterflügel auf, so daß die kalte Luft vom engen Hofschacht hereinströmt, zieht mit dem Fuß einen Stuhl herbei, preßt die gekreuzten Arme auf die Fensterbank und den jungenhaften Kopf hinein —

Und sitzt so — — lautlos — — —

Die Winterluft spielt wie eine unsichtbare Hand mit seinem blondsträhnigen Haar.

Hoch über dem Hof steht ein Stückchen dunkler gewordenen Himmels, an dem die Sterne jetzt heller, aber so fern leuchten, als stiegen sie kaum merkbar auf in immer höhere Sphären.

Es ist ganz still.

Aber eine Stille, um die wie mächtige Mauern ein hörbares Brausen und Summen und Wühlen steht, als sei das geheime Räderwerk der Welt ringsum los — —

Schiffer im Nebel

Spätherbstabend. Nebel ringsumher.
Weh, wer jetzt auf See ein Schiffer wär'!
Um den Schiffsrumpf schließt sich festgebannt
Eine feuchte, eisenschwarze Wand.
Maste zittern, jede Planke dröhnt,
Wenn das Nebelhorn ins Weite stöhnt
Wie ein wildes Tier in Sterbensnot.
Und auf jeder Welle schwimmt der Tod.

Plötzlich fieberschauernd steh' ich da:
Weh! ein solcher Schiffer bin ich ja!

Katharina Weise

Digitized by Google

Digitized by Google

zweiten Rang als Kunststadt verwiesen. In Paris werden heute die meisten Kunstwerke geschaffen, hier sitzen die bedeutendsten Kunsthändler, hier gibt es mehr Kunstschulen als irgendwo auf der Welt, hier wohnen doppelt oder dreimal mehr Künstler als in irgendeiner andern Stadt, hierher wenden die modernen Kunstjünger, Kunstkritiker, Liebhaber, Sammler, Kenner usw. ihre Augen und ihre Schritte. Nach Rom macht man wohl auch noch eine Ferienreise, wer aber wirklich auf dem laufenden bleiben will, muß in jedem Frühjahr die Seinestadt besuchen und sehen, was die Salons zu zeigen haben.

Also mußte sich in Paris alles, was auf die bildende Kunst Bezug hat, vielfältiger und zahlreicher ausbilden als in anderen Städten, und auch die Kunstschule oder Akademie durfte keine Ausnahme machen, obgleich von jeher die modernen Stürmer und Dränger von Akademien und Kunstschulen nichts wissen wollten.

Was haben die armen Kunstakademien alles hören müssen! Kaum ein Künstler von Bedeutung, der nicht auf sie gescholten hätte, — bis er selbst Akademieprofessor wurde und sich nun seinerseits von den jüngeren Zeitgenossen mußte schelten lassen. Am herrlichsten ist der wackere Tiroler Joseph Anton Koch gegen sie losgezogen, der in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts eine Art von Doyen der römischen Künstlerschaft deutscher Nation war. Dieser wackere Mann und tüchtige Meister schrieb vor 80 oder 90 Jahren ein Büchlein, das ich schon längst neu aufgelegt hätte, wenn ich Verleger wäre. Denn darin stehen die erfreulichsten Dinge, und sie werden in der ergötzlichsten Art vorgebracht. Auf die Kunstschulen ist Koch in dieser seiner „Rumfordischen Suppe" ganz besonders schlecht zu sprechen. Mehrere Male kommt er auf sie zurück, und jedesmal mit herzerfreuendem Humor. Einmal sagt er: „Ein ganz unnützes Bestreben, Kunstsamen auszustreuen, und ohne alle Ergebnis und Ernte ist das der Kunstakademien und unzählbaren Kunstschulen unserer Zeit. Diese publiken Totenhäuser des Kunstgenius sind die Kunstheckereien in größerem Umfang, mit Taugenichtsen und Schlachtopfern der Armut und Schoflität die Welt zu furnieren." Dann wieder heißt es: „Gewöhnlich sind diese privilegierten und bezahlten Faulenzer — die akademischen Professoren — nicht so wohl Künstler als Kunstbehörden, die ärgsten Bestien unter Gottes Sonne." Und klagend ruft er aus: „Wie aus faulem Käse eine Unzahl Würmer, so kriecht aus diesen Kunstakademien ein unzählbarer Schwarm Kunstvolks, gewöhnlich so jämmerlicher Art, daß man sich schämen muß, mit solchen einen Namen zu führen." Und endlich stellt er fest: „Wahrhaftig, von allen, die ich kenne, die sich mit Recht Kinder der Musen nennen dürfen, hat keiner sein Salz auf den Akademien geholt, alles dort Erlernte muß dem Fluß Lethe anheimgestellt werden, weil es unbrauchbar ist."

Der grobe Tiroler war aber nicht der einzige, der so energisch gegen die Kunstschulen zu Felde zog. Der etwas ältere Carstens hatte schon im Jahre 1795 geschrieben: „Die Frage, nicht welchen Nutzen, sondern welchen Schaden in allen Ländern die Kunstakademien anrichten, verdiente von einsichtsvollen Männern eine genaue Untersuchung. Wann wird doch diese Tyrannei, durch die so viele Menschen verdorbene Bürger im Staate werden, die das Talent schon in der Wiege verkrüppelt, die dem Geschmack nach Belieben eine Nase ansetzt, wann wird dieser Despotismus einmal aufhören? Ich werde dieses nicht erleben!"

Ich könnte noch seitenlang abfällige und verdammende Urteile der Künstler über die Kunstschulen anführen, ich könnte erwähnen, daß sogar der sanfte Overbeck, das Haupt der angelischen Nazarener, im Jahre 1814 im Namen der deutschen Künstlerschaft Roms eine Petition an den Wiener Kongreß richtete, worin er die deutschen Fürsten aufforderte, die sämtlichen Kunstschulen eingehen zu lassen und das so gesparte Geld auf den Ankauf von Kunstwerken zu verwenden, daß Cornelius die Akademie eine Hydra genannt hat, „so bekämpft werden muß, ehe ein Anfang, ein neues Fundament zu einer bessern Kunst kann gelegt werden", daß Anselm Feuerbach in seinem „Vermächtnis" meint, von den Akademien sei nichts Erfreuliches zu berichten, denn sie seien Versorgungshäuser für Professoren, die verhungern müßten, wenn sie von ihrer Kunst leben sollten, aber das allzulange Verweilen dabei würde den Leser nur ermüden. Außerdem könnte man daneben zwar nicht ganz so viele und nicht ganz so gewichtige, aber doch immerhin zahlreiche und nicht leicht zu nehmende Urteile anderer Künstler — und in manchen Fällen sogar der nämlichen Leute, die sich unter anderen Umständen tadelnd ausgesprochen hatten, — anführen, die keineswegs den Kunstschulen die Existenzberechtigung absprechen, sondern vielmehr von ihrer Nützlichkeit überzeugt sind, wenn sie auch die eine oder andere Reform empfehlen.

Es ist das eben eine offene Frage, die man nach Belieben und Laune entscheiden kann; für beide Seiten lassen sich triftige Gründe anführen, und vermutlich wird man gut tun, sich in dieser wie in anderen Streitfragen auf den weisen Quinapalus zu verlassen, von dessen Taten und Schriften ich allerdings weiter nichts weiß, als was irgendwo bei Shakespeare — wenn ich nicht irre, in „Was ihr wollt" — von ihm berichtet wird. Der weise Quinapalus sagte nämlich: „Das, was ist, ist, maßen es ist." Die Kunstschulen sind, eben weil sie sind, und damit haben sie auch ihre Existenzberechtigung erwiesen.

Diese Berechtigung läßt sich auch anders noch nachweisen. In der sogenannten guten alten Zeit gab es keine Kunstschulen; damals war der Maler oder Bildhauer ein Handwerker wie der Schlosser und Schreiner, und

Digitized by Google

wer das Handwerk oder die Kunst erlernen wollte, der mußte seine Lehrlings- und Gesellenzeit durchmachen, die Farben reiben, die Bretter zum Malen herrichten, das Atelier auskehren und die kleinen Kinder behüten, ehe er zur Ausübung der Kunst zugelassen wurde. Da heutzutage die bildende Kunst nicht mehr als Handwerk betrachtet und geübt wird, so mußte auch in der Erlernung eine Änderung eintreten. Jetzt nahm der Meister keine Lehrlinge und Gesellen mehr in seine Werkstätte auf, und diejenigen Landesherren, die Maler und Bildhauer haben wollten, mußten die vielgeschmähten Akademien gründen, damit hier die jungen Leute ausgebildet würden. Selbstverständlich wurde diese Ausbildung einseitig, und die unabhängigen Künstler waren sehr unzufrieden, wenn, wie es doch ganz natürlich war, die Landesherren ihre Aufträge den Lehrern ihrer Akademien und den daselbst ausgebildeten Künstlern zukommen ließen. Die Opposition gegen die Akademien ist also vermutlich schon ebenso alt wie die Akademien selbst.

Aus reiner Opposition gegen die akademische Lehre nahm dann auch wohl ein Künstler noch im 18. Jahrhundert hie und da einen oder mehrere Schüler an, und am Ende des 18. gab es schon einzelne Meister, die auf eigne Faust eine Kunstschule einrichteten. Der berühmteste Lehrmeister vom Ende des 18. und vom Anfange des 19. Jahrhunderts war David in Paris. Er machte mit seinem Unterrichte der Akademie des französischen Staates große Konkurrenz, und als er nach Brüssel zog, schien diese Stadt allein um dieser Übersiedlung willen ein Kunstzentrum werden zu sollen. Nach David wurden die berühmtesten Privatkunstschulen in Paris von Ingres, seinem Gegner Delacroix und von Couture geleitet, und besonders bei Couture ließen sich schon viele Ausländer sehen: Feuerbach, Knaus, Piloty und andere haben bei Couture studiert. Alle diese Privatkunstschulen hatten einen großen Fehler: sie wurden von einem einzigen Manne getragen und mußten darum notwendigerweise noch einseitiger werden als die offizielle Akademie, an der doch immer mehrere Professoren wirkten.

Nachdem man sich ein Jahrhundert lang mit den von einem einzigen Manne geleiteten Schulen begnügt hatte, kam endlich der Mann, dessen Name mit den neueren Pariser Kunstschulen innig verwachsen ist, auf die rechte Idee. Wie das zu gehen pflegt, entwickelte sich die Sache erst ganz langsam und allmählich: sie wuchs wie eine Pflanze, und das ist der beste Beweis für ihre Güte. Der sehr mittelmäßige Maler Julian hatte zuerst nur die Absicht, die Kosten des Ateliers und des Modells zu verringern, als er sich mit einigen anderen Kunstjüngern vereinigte, mit denen zusammen er zweimal wöchentlich nach dem Modell zeichnete und malte. Der starke Zuspruch ließ ihn daran denken, die Sache als Geschäft zu betreiben, dann fiel ihm oder einem seiner Genossen ein, daß es gut wäre, einen bekannten Meister für die Korrektur zu gewinnen, und so wurde nach und nach eine freie Kunstschule aus der Sache, eine Schule, die jeder besuchen kann, der das Schulgeld bezahlt. Weder beim Eintritt noch jemals nachher wird der Schüler einer Prüfung unterworfen; er kann früh oder spät oder gar nicht kommen, er kann Vorschläge betreffs des Modells machen, und die Mehrheit entscheidet darüber, kurz, die Sache hat nicht die geringste Ähnlichkeit mit der staatlichen Akademie, worin die jungen Künstler wirkliche Schüler sind und das vom Professor aufgegebene Pensum erledigen müssen, mag es ihnen nun zusagen oder nicht.

Die Sache entwickelte sich so gut, daß Julian bei seinem Tode eine wahre Industrie hinterließ: fünf oder sechs seinen Namen tragende Akademien gab es über ganz Paris verstreut, die einen für männliche, die anderen für weibliche Schüler; zwölf oder fünfzehn bekannte Maler und Bildhauer, einige davon Professoren an der staatlichen Akademie, wirkten bei ihm als Lehrer, und aus seinen Schulen sind unzählige berühmte französische und ausländische Künstler hervorgegangen. Die Ausländer waren dabei um so zahlreicher, als ihre Aufnahme in die dem Staate gehörige französische Kunstschule große Schwierigkeiten hat, während bei Julian, wie schon gesagt, jeder arbeiten kann, mag er Franzose oder Chinese, Mann oder Frau, jung oder alt, geschickt oder talentlos sein.

Am Ende aber war die Akademie Julian, wie das zu gehen pflegt, schon beinahe selber konservativ geworden, trotz der den Schülern gelassenen Freiheit. Noch freiere und auch in der Lehre modernere Schulen machten ihr das Leben sauer. Die erfolgreichste und bekannteste davon war lange Zeit die von dem einstigen italienischen Modell Cola Rossi geleitete. Daß ein Modell Leiter einer Kunstschule wird, darf nicht befremden: in Paris ist der Übergang vom Modell zum Maler sehr häufig, und ohne lange nachzusinnen, könnte ich wenigstens ein halbes Dutzend ziemlich bekannte hiesige Maler und Malerinnen nennen, die ihre künstlerische Laufbahn als Modelle begonnen haben. Wenn man immer zusieht, wie Leinwand mit Farben bedeckt wird, kommt einem die Lust dazu ganz von selbst, und wenn man nicht total talentlos ist, — was die wenigsten Menschen sind, — macht man das schließlich gerade so gut oder so schlecht wie andere mittelmäßige Leute.

Seit die von Julian gegründeten und seinen Namen tragenden Akademien etwas in Mißkredit geraten sind, drängt sich das internationale Kunstjüngertum nicht mehr auf dem Montmartre zusammen, wo Julian seine bekannteste Schule hatte, sondern das Zentrum der Kunstschüler ist jetzt der auf dem rechten Ufer nahe dem Quartier latin gelegene Montparnasse. Hier gibt es gewiß ein halbes Dutzend Kunstschulen, und die allermeisten haben einen anglo-amerika-

Digitized by Google

nischen Anstrich, wenn auch deutsche, russische, skandinavische, italienische und spanische Schüler nicht fehlen. Amerika steht weitaus an der Spitze der Länder, die ihre Kunstjünger nach Paris und zumal auf den Montparnasse entsenden. Das ist sehr begreiflich: es gibt zwar auch in Amerika Akademien, und an sehr tüchtigen Künstlern, besonders Malern fehlt es keineswegs in den Vereinigten Staaten. Aber schließlich sind diese amerikanischen Lehrer doch ihrerseits die Schüler europäischer und besonders französischer Meister, und der angehende Maler oder Bildhauer, der aus dem fernen Westen nach Boston oder New York gehen soll, um sich dort in seiner Kunst auszubilden, zieht es vor, die Reise gleich noch ein wenig auszudehnen und direkt an die Quelle zu gehen, aus welcher die amerikanischen Professoren ihre Weisheit geschöpft haben.

Unter den Kunstschulen des Montparnasse zeichnet sich die nach der Straße, worin sie sich befindet, genannte Académie de la Grande Chaumière nicht nur durch ihre großartige und vollkommene Einrichtung, sondern auch durch die Persönlichkeit ihres Hauptleiters aus, der weder ein ehemaliges Modell noch auch ein mittelmäßiger Maler außer Dienst, sondern einer der bedeutendsten jüngeren Meister der Bildnismalerei ist. Trotzdem hat Claudio Castelucho, der spanische Maler, von dem hier die Rede ist, nicht das falsche Beispiel Coutures oder Delacroix' befolgt und sich auf die eigene Kraft verlassen, sondern neben ihm lehren an dieser Akademie einige der talentiertesten Maler und Bildhauer der jüngeren und modernen Richtung. Diese Schule, die erst seit wenigen Jahren besteht, wird auch von Deutschen viel besucht, weil die geschäftliche und ein Teil der künstlerischen Leitung in den Händen zweier bekannter Malerinnen deutscher Zunge liegt; trotzdem überwiegt auch hier das englische oder vielmehr das amerikanische Element ganz bedeutend.

Schon in der Straße vor der Kunstschule kann man merken, daß hier eine Stätte der Kunst ist. Besonders, wenn man am Montagmorgen hier vorüberkommt. Denn am Montag werden für jedes der zehn großen Ateliers zwei Modelle ausgewählt, eines für den Vormittag, das andere für den Nachmittag. Diese Wahl geschieht teils durch die Leiter und Lehrer der Schule, teils auch durch Abstimmung der Schüler, die aber gewöhnlich mit der Wahl des Lehrers zufrieden sind. In der Straße drängen sich also die Modelle, und man wird sehr an das Schauspiel erinnert, das früher die Place Pigalle auf dem Montmartre bot und das seit mehr als hundert Jahren von der Piazza di Spagna in Rom geboten wird.

In den Arbeitsräumen sucht sich jeder Schüler seinen Platz selbst, und wer zuerst kommt, hat die erste Wahl. Wo er dann seinen Stuhl und seine Staffelei hinstellt, ist für die Dauer der Woche sein Reich, aus dem er nicht vertrieben werden darf, selbst wenn er an den anderen Tagen später kommen sollte. Am vollzähligsten erscheinen die Schüler also am Montag, um sich einen guten Platz zu sichern. Bei einem Rundgange durch diese und durch alle anderen Privatkunstschulen von Paris fallen dem Besucher vor allem zwei Dinge auf: erstens die ganz untergeordnete Bedeutung der französischen Sprache; wo französische Laute an unser Ohr dringen, kommen sie fast immer aus einem ausländischen Munde und müssen sich die seltsamsten Veränderungen gefallen lassen; reines Französisch hört man fast gar nicht, man müßte denn gerade am Tage der Korrektur oder der Modellwahl kommen. Die korrigirenden Lehrer und Professoren sitzen nämlich nicht den ganzen Tag über bei ihren Schülern, sondern sie lassen sich überhaupt nur dreimal in der Woche sehen: einmal am Montag zur Wahl und Anordnung des Modells, dann am Mittwoch und am Samstag zur Korrektur. Die meisten dieser Professoren sind Franzosen, und sehr oft sind sie die einzigen Franzosen im ganzen Atelier. Vielleicht ist auch das Modell französisch, aber ebenso oft stammt es aus Italien. Unter den dreißig oder vierzig Schülern aber, die in einem Atelier arbeiten, befindet sich sehr selten auch nur ein einziger Franzose. Nach den Amerikanern sind die Deutschen am zahlreichsten, dann die Skandinavier und die Leute vom Mittelmeer bis nach Konstantinopel hin. Das Bindeglied zwischen allen Kunstschülern ist natürlich die französische Sprache, aber zu allermeist wird sie so schlecht gesprochen, daß man sich ordentlich freut, wenn die Leute lieber ihr Englisch, Deutsch, Russisch oder Italienisch reden.

Der zweite auffallende Umstand, den wir bemerken, ist das gewaltige Überwiegen des weiblichen Geschlechtes. Auch das ist leicht zu erklären durch die Tatsache, daß die meisten staatlichen Akademien den Damen weit mehr Schwierigkeiten machen als den Männern, und daß sehr oft, wo sonst nichts der Aufnahme von Damen entgegensteht, die männlichen Kollegen sich so ungezogen und unangenehm benehmen, daß eine Dame schon recht grobe Nerven haben muß, um sich das gefallen zu lassen. Julian hatte seine Schulen in weibliche und männliche eingeteilt, in der Académie de la Grande Chaumière dagegen arbeiten beide Geschlechter gemeinsam, und die holde Weiblichkeit ist so stark vertreten, daß die Männer beinahe so selten sind wie die Franzosen. Die Vertreter des starken Geschlechtes sehen ganz verschüchtert und ängstlich aus, und alles in allem haben die Damen bei weitem die Oberhand.

Außer den beiden Wochenkursen vom Vor- und Nachmittag gibt es noch eine besondere Abendschule, worin aber weder gemalt noch modelliert, sondern nur gezeichnet wird. Während die Modelle beim Malen und beim Modellieren eine ganze Woche lang die nämliche Pose beibehalten, sodaß also jeder Maler

Digitized by Google

oder Bildhauer, der hier arbeitet, wenigstens eine Woche lang die Akademie besucht und eine und die nämliche Arbeit zu vollenden beflissen ist, ändert sich in der abendlichen Zeichenstunde Pose und Publikum unaufhörlich. Jede Viertelstunde nimmt das Modell eine andere Stellung ein, so daß der Schüler in den zwei Stunden, welche dieser Kursus dauert, acht verschiedene Zeichnungen anfertigen kann. Hier wechselt denn auch das zeichnende Publikum von Tag zu Tag: es wird für jeden Abend ein besonderes Eintrittsgeld erhoben, — ein sehr bescheidenes, nämlich 50 Centimes, — während die an den Mal- und Modellierstunden Teilnehmenden für einen ganzen Monat oder wenigstens für eine Woche bezahlen müssen. Schon dadurch wird das Publikum hier ansässiger. Der Zeichenkursus ist auch der einzige, wobei das männliche Geschlecht stark überwiegt, und vielleicht könnte man daraus Schlüsse auf den Unterschied zwischen dem männlichen und dem weiblichen Charakter ziehen. Dieses Croquiszeichnen muß sehr schnell vonstatten gehen, Auge und Hand müssen sofort das Richtige fassen und treffen, und eben um diese Schnelligkeit und Sicherheit zu fördern und zu üben, ist dieser Kursus eingeführt worden. Das Zeichnen aber scheint überhaupt nicht sehr Sache des weiblichen Geschlechtes zu sein, viel mehr liegt ihm offenbar das Malen, das Nebeneinandersetzen farbiger Flecke, woraus ja natürlich auch wieder Formen entstehen, also daß man das in gewissem Sinne auch Zeichnen nennen kann, wobei es aber doch nicht auf genaue Konturen und bestimmte Linien abgesehen ist.

Ich weiß nicht, ob es andern Leuten geht wie mir: vor den zweitausend Bildern im Pariser Salon überfällt mich gelinde Melancholie und zweifelndes Staunen; warum in aller Welt bedecken so viele brave Leute gute Leinwand mit guten Farben? Könnten sie nicht etwas Nützlicheres tun? Und was mag nur aus allen diesen Bildern werden?

Diese Stimmung plagt auch den Besucher einer solchen Kunstschule, und man denkt an den alten ehrlichen Koch und an sein Gleichnis von dem aus faulem Käse hervorkriechenden Kunstwürmerschwarme. Aber wir werden gut daran tun, solche Gedanken für uns zu behalten, sonst möchten uns die zwei- oder dreihundert Kunstjünger, die in diesen Räumen Lehre und Unterweisung finden, mit ihren Pinseln und Modellierhölzern übel mitspielen. Entfernen wir uns eilig, ehe sie etwas von unsern Gedanken ahnen!

Die Akademie Julian in Paris. Gemälde von Maria Baschkirzewa

Digitized by Google

Huchenfang. Von Walter Freiherrn von Rummel

Mit siebzehn Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers

Feuer! Rotes Feuer über den Hängen! In brennender Hochglut stehen die Wälder. Doch sie sengt nicht, die heiße Lohe, es ist keine Wärme darin, kalt und hart pfeift von Norden der Wind einher. Im Schweigen verwehter Urzeit trauern Moore und Moose. Verlorene Einöde, wohin der Fuß schreitet.

Nur der Jäger pirscht noch herum und dort, wo klare Bergflüsse von den Alpen herabbrausen, der Fischer, der Huchenfischer. Er sieht das Laub fallen, Blatt um Blatt, sieht die Herbstzeitlose verblassen und das letzte Blauauge des Enzians müde sich schließen. Schauer der Vergänglichkeit umwehen ihn. Bald schweben schweigend und schwer die ersten Flocken nieder.

Im Flusse hämmern und klopfen unsichtbare Hände, Wassernixen zimmern über Nacht eine Glasdecke, ganz durchsichtig und spiegelblank. In enger Haft liegt die wandernde Welle. Unter das niedere, schützende Dach des Eises kriechen die friedlichen Schuppenvölker des Wassers zu stiller Winterrast unter; behaglich und sicher ist's hier. Draußen, im mächtig und immer frei daherrauschenden Strom ist nur einer geblieben, ein wilder Wegelagerer und starker Räuber, der Huchen. Ihn hungert jetzt schlimm, weil all die Kleinen und Schwachen, die ihm sonst zum Opfer gefallen, sich in gutes Versteck gebracht. Flußauf- und flußabwärts zieht er nach Beute auslugend dahin. Und nun ist die Zeit gekommen, wo ihm ein anderer sein Raubhandwerk legen wird, ein mächtigerer und größerer Räuber, der Mensch. —

Die Leute im Norden schütteln die Köpfe. „Huchen? Uns gänzlich unbekannt. Wird eine Art Fischerlatein aus dem Süden des Reiches sein.'

Doch dieser Huchen, von dem man schon im nördlichen Bayern nichts weiß, ist die sehnsüchtig begehrte Beute von uns südbayerischen und österreichischen Fischern, ist der Lachs der Donau, wird schwerer und stärker als der des Meeres, bleibt uns immer getreu, ist kein Ausreißer, der nach vollzogenem Laichgeschäft wieder in die See zurückwandert. In der Donau und ihren südlichen Nebenflüssen, soweit sie ein stärkeres Gefälle, klaren Kiesuntergrund, tiefe Stellen und gute Unterstände haben, ist er zu Hause, der unbändige Geselle, ein einsam Zurückgebliebener aus den Zeiten, wo die Ströme noch tief und breit die Täler füllten. Wer ihn nie gesehen, denke sich am besten eine gewaltige Forelle mit silberweißem Bauche und braunem, schwarzgetupftem Rücken. Über den Seiten liegt ein satter, kupferroter Ton. Prächtig ist das Aussehen dieses Fisches, Leuten mit verwöhnter Zunge aber ist er ein hochwillkommener Tafelgast, der weit über Forelle und Äsche in der Wertung steht und an

Huchen mit dem gesetzlichen Mindestmaß

Digitized by Google

Wohlgeschmack höchstens noch von dem so selten gewordenen großen Wildfangsaibling übertroffen wird. Mit der Länge von 55 Zentimetern und einem Gewicht von ungefähr 3 Pfunden hat der Huchen sein unterstes gesetzliches Fangmaß erreicht; am besten ist er in der Größe von 12 bis 20 Pfunden, aber auch die schwereren Exemplare, die 30- und 40-Pfünder, sind, wenn man sie auf Eis richtig ablagert, noch eine Zierde jedes Tisches. Wenn der Huchen ein Gewicht von mehr als 50 Pfund erreicht hat — in großen Strömen werden manchmal Exemplare bis zu einem Zentner gefangen — geht er nicht leicht mehr an die Angel. Nur durch Zufall verstricken so alte gewitzigte Gesellen sich manchmal in das Garn. —

Huchen von 46 Pfund, 1,95 m lang, 0,76 m Umfang, gefangen im Inn bei Pürten am 15. November 1909

Aber wir Jünger Petri begehren den Huchen nicht nur wegen der Tafelfreuden, die er uns bietet. Wir stellen ihm nach, weil sein Fang äußerst schwierig und mit mancherlei Aufregungen verknüpft ist. Schon die Jahreszeit bringt viele Hindernisse. Tief verschneit ist oft das Land. Je näher dem Abfall der Alpen der Fluß gelegen ist, desto schwerer und mühsamer ist er zu begehen. Bis zu Hüften und Brust kann man in Schneewehen versinken, das Wasser, in dem wir waten, steht am Gefrierpunkt. Um hinein zu gelangen, müssen wir glatte, schräge Eisplatten überqueren. Die Ringe des Angelstockes eisen zu, weite Würfe werden immer schwerer. Am unangenehmsten aber wirkt die Kälte auf die Finger, die stets innige Fühlung mit der nassen oder vereisten Leine haben müssen und deshalb der Wohltat eines Handschuhes nicht teilhaftig werden können. Wird die Kälte allzu groß, fällt das Thermometer auf 8 und 12 Grad, so wird alles Fischen überhaupt unmöglich. Wohl läßt sich das Gefrieren der Schnur durch Tränkung mit Paraffinöl verhindern, aber die Hakenflucht und vor allem die Widerhaken setzen derart Eis an, daß ein aufsteigender Fisch nicht mehr dingfest gemacht werden kann.

Es ist nun gar nicht einfach, einem vollständigen Laien ein Bild der Huchenfischerei zu entwerfen. Versucht soll's aber werden. Wir Sportsfischer benutzen so ziemlich ausschließlich die Spinnangel, die wir ähnlich nur mit leichterem Material vom Boot oder Land aus auch auf Hechte anwenden, ebenso im Frühjahr auf große Forellen. Sie hat ihren Namen davon, daß ein toter oder künstlicher Fisch durch eine Turbine oder durch Krümmung des Köders zum Spinnen, das heißt zu einer drehenden Bewegung um seine Achse gebracht wird.

Von einer Rolle wird dieser Köder ins Wasser geschleudert, daß er fast lautlos, wie ein nach einer Mücke springender Fisch in die Strömung einfällt. Mit immer sorgsam gespannter Schnur wird der Köderfisch jetzt wieder herangeführt und stets so, daß er möglichst

Digitized by Google

viel Leben entwickelt, sich ganz gebärdet wie ein sorglos im Wasser herumirrendes Fischlein. Je natürlicher es auf- und abspielt, desto eher wird es ihm gelingen, einen der scheuen und vorsichtigen Huchen heranzulocken.

Tief verschneites Land

Mit scharfem, schwerem Griff und Ruck, der nicht verkennbar ist, nimmt der raubende Huchen den Köder meist an. Manchmal aber fühlt der Fischer nur einen unbestimmten und noch nicht erkennbaren Widerstand in der Tiefe. Es kann das ein Huchen, es kann das aber auch ein Fels, ein versunkener Stamm oder eine Faschine sein. Was es auch sein mag, blitzschnell und kräftig muß der Anhieb geschehen und sitzen. Schon die nächste Sekunde wird Gewißheit bringen, ob man einen Huchen angeschlagen oder ob man Köder, Vorfach und Leine in irgendein böses und tief am Grunde liegendes Hindernis eingerissen hat. Schwer genug hält es dann meist, sich wieder zu befreien. Sehr oft bleibt gar nichts anderes übrig, als auf gut Glück abzureißen. Hat man richtiges und widerstandsfähiges Angelzeug, so muß man sich mit aller Kraft hineinlegen. Meist wird dann die Schnur an irgendeinem Punkte brechen.

Hängt aber wirklich ein Huchen an der Angel, so beginnt jetzt ein aufregender Kampf. Mit weiten Fluchten und mit gewaltigen Schlägen seines Schwanzes,

Spinnfischerei vom Boot auf Hechte (Traunsee, Österreich)

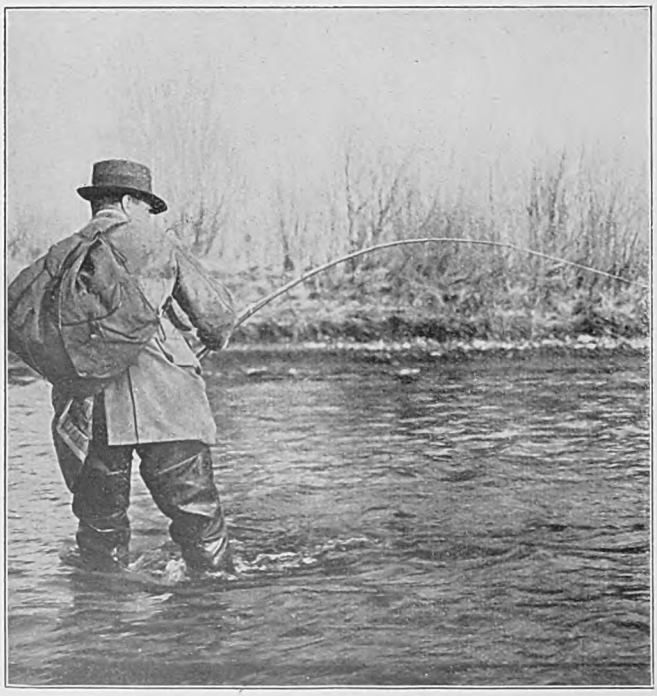
Digitized by Google

wühlt er sich in die Tiefe, stürmt davon, stellt sich an einen Felsen, steigt, wenn es dem Fischer gelingt, ihn davon wegzuholen, zur Höhe und wälzt sich wütend an der Oberfläche herum. Jeder Augenblick kann ihm die Freiheit, die er wieder zu erlangen sucht, bringen. Eine einzige Ungeschicklichkeit des Fischers, und schon ist das ungebärdige Tier für immer verloren. Selbst ein Meister der Angelkunst wird ab und zu einen Verlust zu beklagen haben, wenn beispielsweise der Huchen wenig gierig zugegriffen hat und schlecht hängt. Auch Fehler im Material können einen Strich durch die Rechnung machen. Das beste Kampfmittel des Huchens ist nämlich sein harter Rachen mit den kräftigen Knochen und Zähnen. Sitzt der Haken so, daß er davon Gebrauch machen kann, so ist es möglich, daß er anscheinend gute Stahlhaken wie sprödes Glas zerbricht oder zermalmt. Selbst

Anköderung

kleinere Fische von 6 und 8 Pfunden leisten darin geradezu Erstaunliches, um so mehr ein 30- oder 40-Pfünder.

Ist der Huchen glücklich so nahe herangebracht, daß man ihn schon fast mit der Hand greifen könnte, so kommt der allergefährlichste Augenblick, die Landung, bei der mancher gute Fisch noch im letzten Augenblick verloren wurde. Leicht begreiflich. Der Fisch ist müde geworden, und solange er in seinem Element bleiben darf, folgt er, wenn auch widerwillig, dem Zuge, den Haken, Leine und Gerte auf ihn ausüben. Bemerkt er aber, daß es nun bitter Ernst wird, daß er sein schönes, weiches Wasser gegen Luft und harte Erde vertauschen soll, so erwacht all seine wilde Lebenskraft wieder in ihm, ungestüm beginnt er um sich zu schlagen und macht rasende Fahrer.

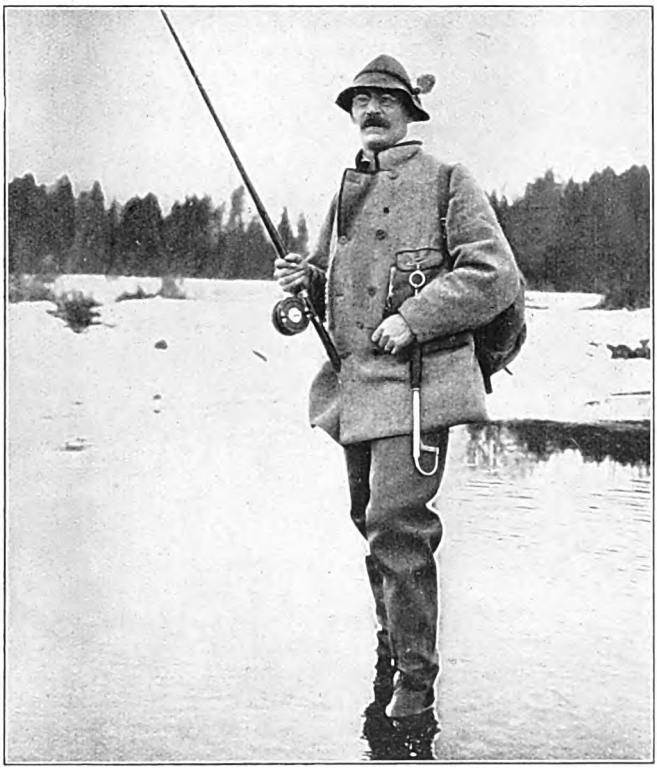


Anhieb

Digitized by Google

Ist nun der Fischer so ungeschickt, daß er ihn gar an der Leine herausziehen und über Wasser heben will, so kann, wenn der Huchen nur leicht an einer Hautfalte hängt, durch das jetzt voll in Wirksamkeit tretende Gewicht des Fisches, diese reißen und ausschlitzen. Außerdem ist die beste Schnur nicht imstande, Gewicht und Schlag des Huchens zu gleicher Zeit auszuhalten. Sie bricht, der Gefangene ist frei und flüchtet, reibt sich die Haken an einem Fels oder Stein aus dem Rachen und ist nun Jahr und Tag nicht mehr an die Angel zu bringen, ist noch klüger und vorsichtiger geworden, als er schon vorher war. —

Der erfahrene Fischer zieht seinen Huchen ruhig ans Land heran und kann jetzt zweierlei tun. Entweder er greift dem Fisch in die Augenhöhle, wo er einen vollständig sicheren Halt findet, und wirft oder schleift ihn heraus, ein Verfahren, das nur deshalb gefährlich ist, weil der herumschlagende Fisch einem leicht irgendein Angeleisen in die Hand reißen kann. Es ist daher mehr zu empfehlen, von dem Gaff Gebrauch zu machen, einem in einen Griff eingelassenen Stahlhaken, den man wohl am besten an der linken Brustseite hängend trägt. Wenn man ihn dem Fische in den Rücken schlägt, kann man ihn ruhig daran herausheben. —



Ein Huchenfischer in voller Ausrüstung

Die Huchenfischerei ist selbst in Bayern weitesten Kreisen unbekannt. Wenn wir von der Wassergilde bei einigen Graden Kälte zum Angeln hinausfahren, schlagen die Leute über solch unsinniges Vorhaben die Hände über dem Kopfe zusammen. Sie ahnen alle nicht viel von der Schönheit der winterlichen Natur. Wie eine heiße Quelle dampft der Fluß. Grün ist sein Kleid, klar seine Welle, daß man tief hinunter zum Grunde sieht. Alles Land ist ein einziger weißer Teppich, der mit Millionen blitzender Diamanten besät ist. Und darüber wölbt sich ein südlich blauer Himmel. Kein Nebel braut hier wie über der großen Stadt, kein Mensch ist sichtbar, nur in der Ferne weht ein dunkler Herdrauch aus verschneiter Hütte in die weiße, schweigende Einsamkeit. Wolken steigen auf, leis weht der Westwind. Flocken wirbeln zu Tal. Nähe und Ferne spinnen sie ein, die ganze Welt scheint aufgelöst in viele Milliarden silberner Sterne. Kaum dringt das Auge zum Allernächsten, Schall und Laut sind nicht mehr. Ein müdes Behagen und leise Sehnsucht, mit den sinkenden Flocken sich auf die weichen Linnen hinzustrecken, beschleichen den winterlichen Wanderer. Eine wohlige Wärme steigt in ihm auf, ein stilles Schlafbedürfnis will ihm die Augen schließen. Aus bloßer Gewohnheit nur wirft er lässig seinen Lockfisch in die Weite. —

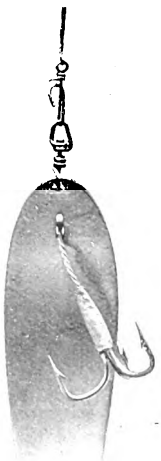
Doch just in diesem Augenblick gibt es einen Ruck, daß die Gerte sich biegt, daß

Digitized by Google

Redtag

die Schnur zu surren und singen beginnt. Nun heißt es, alles anspannen, Auge und feines Gefühl in Hand und Fingern, Kraft des Armes und Nachgiebigkeit des Gelenkes. Der wild in der Tiefe Tobende ist vorerst der Stärkere. Erst wenn er zu ermatten beginnt, darf man der sich verringernden Wucht seiner Stoßkraft schärfer begegnen.

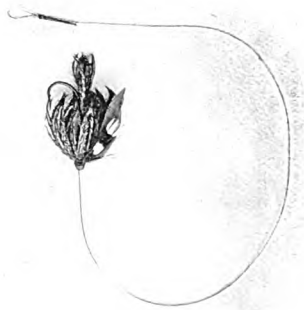
Wenn alles glückt, liegt der stolze Beherrscher der Tiefe eine Weile später still in seiner silbernen und roten Pracht im weichen Schnee. Froh schleppt man die Beute — oft weit genug — zur nächsten Bahnstation. Stolz kommt man nach Hause. Respektvoll und noch mit einem gewissen Mißtrauen bewillkommnet der kleine Sohn den noch im Tode Eindruck machenden Wasserriesen, begrüßt ihn, da das Wort Huchen noch keinerlei Sinn für ihn hat, frohgemut als Kuchenfisch. Die Frau des Hauses ist ebenfalls über einen schönen Fang erfreut. Zu einem 12- oder 14-Pfünder darf sie schon ein Dutzend Gäste laden, um einen 30-Pfünder wird eine sehr große Tafelrunde sich versammeln können.



Blinker

Interessant gestaltet sich auch die daheim erfolgende Öffnung des Magens. Die kapitalen Burschen haben manchmal noch nicht lang hinuntergewürgte Schuppentiere von zwei und drei Pfunden darin, Weißfische oder Barben, deren scharfer Rückenstachel sie nicht gestört hat, Hechte, Edelfische, selbst Angehörige des eigenen Geschlechtes sind ihnen trotz aller Schwimmkunst manchmal zum Opfer gefallen.

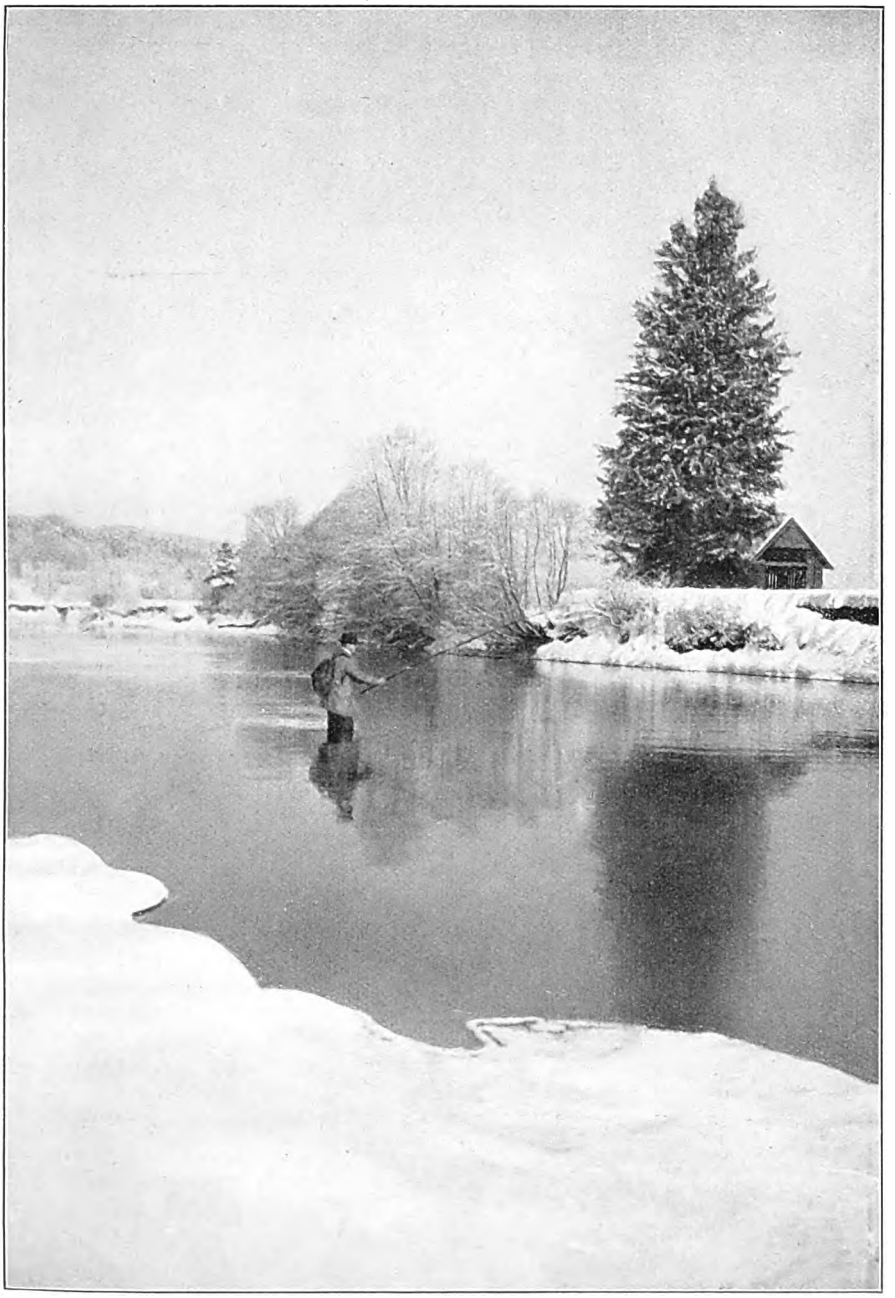
Nicht immer aber tritt der Huchenfischer schwerbeladen den Heimweg an. Müde und erfroren kommt er auch mit leerem Rucksack zurück. Selbst schwere Mißgeschicke sind zu verzeichnen. Einem eifrigen Jünger Petri stößt es zu, daß er beim Auswurf seinen eigenen Bootsführer und Fährmann den Haken durch die Lippe reißt, ein anderer gafft statt des Huchens in der Eile seinen Begleiter, ein dritter sieht im Schnee ein Fischlein liegen und will den vermeintlich verlorenen Köder aufheben. In demselben Augenblick steckt er in einer Otterfalle und wäre, unfähig sich selbst zu befreien, elend erfroren, wenn er nicht zufällig einen Angelfreund bei sich gehabt hätte. Einem vierten — und dieser vierte war leider ich — reißt ein eben herausgezogener Huchen eine Angel durch den Zeigefinger. Am kleinen Kopfhaken des künstlichen Köders, des Blinkers, hing der Huchen, am schweren Schweifdrilling ich. Der Fisch machte in seiner



Alexandria

Verschiedene Äschenfliegen

Digitized by Google



Fiſchen im Waſſer.

Digitized by Google

Digitized by Google

Fischen im Boot

ausgebaggert werden. Den Fischen aber sind ihre Laichplätze genommen, sie haben ihre Unterstände verloren, und der Strom ist zudem viel reißender geworden; sie haben keine Zuflucht mehr, wenn Hochwasser kommt, denn alle die Felsen, hinter denen sie standen, sind weggesprengt, die Altwasser, in die sie sich zurückziehen konnten, zugemauert oder trocken gelegt. Und überall dort, wo der Mensch zu tiefe Eingriffe in die Natur vorgenommen hat, ist auch das landschaftliche Bild für immer zerstört. Ein trostlos gerader, tief eingeschnittener und ausgemauerter Kanal durchzieht von Süden nach Norden das Land. Jetzt freilich will der Staat für die Zukunft nur mehr in Anlehnung an das Flußbett seinen Uferschutz betätigen. Aber diese richtige Erkenntnis und Einsicht ist den maßgebenden Stellen spät, viel zu spät gekommen, und wer viel hinauskommt an Fluß und Strom, braucht sich nicht große Mühe zu geben, um da und dort feststellen zu können, daß auch heute noch in langjähriger Arbeit kostspieligste Wasserbauten ausgeführt werden, deren Zweck und Rentabilität entschieden verneint werden muß. —

Dadurch nun, daß der Fischer immer mehr, der guten Huchenwasser immer weniger geworden sind, haben auch die Preise dafür sehr angezogen. Man kann wohl sagen, daß man das jetzt als Jahrespacht zahlt, wofür man einige Jahrzehnte zurück das Fischrecht in der betreffenden Strecke hätte kaufen können. Und wer damals eine größere Summe für Kauf von Fischwasser angewendet hätte, würde dadurch heute ein reicher Mann sein. —

Wenigen gelingt es, ein gutes Huchenwasser zu pachten, noch seltener sind die glücklichen Besitzer. Die meisten sind darauf angewiesen, in irgendeinem Fluß eine Fischkarte zu nehmen. Recht viele Unbequemlichkeiten erwachsen oft solch einem Karteninhaber. Die Strecke liegt meist

Der „Kuchenfisch"

Digitized by Google

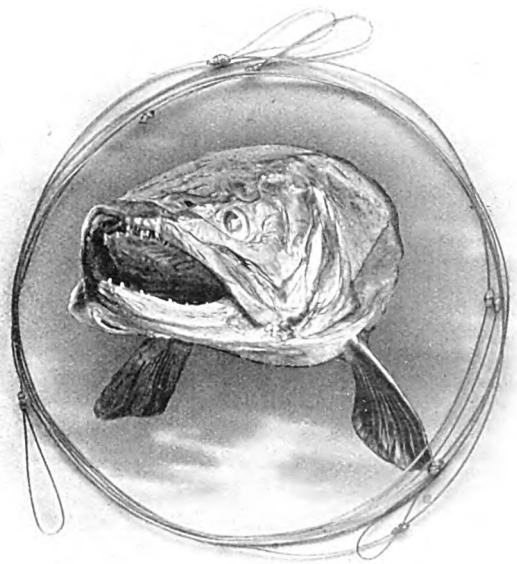
Digitized by Google

nur die kleineren Vertreter ihrer Gattung. Ab und zu läßt sich aber auch ein 10- oder 12-Pfünder verführen.

Man hat eigene große Fliegen für den Huchen gefertigt, die Alexandra, mit Silberleib und grünen Flügeln, die eine große Libelle vortäuschen soll, und die braune Redtag mit rotem Schweife. Aber den anderen Fischen, die in der Hauptsache mit dem Huchen in demselben Wasser zusammenleben, den Äschen, sind diese Fliegen zu groß. So ist es, wenn man nicht gerade den Stand eines Huchens genau weiß und ihn anpirschen will, ratsamer und erfolgreicher, wenn man nur mit den kleinen Äschenfliegen fischt. Kommt man damit einem gerade auf Mückenjagd stehenden Huchen zufällig in die Quere, so wird er ebenso willig wie auf die großen Fliegen danach springen.

Und was macht dann schon ein kleiner Huchen mit fünf oder sieben Pfunden für Arbeit. Man vergegenwärtige sich, daß man die dünnste Schnur, das feinste und unsichtbarste Vorfach (Poil), winzige, kaum sichtbare Häkchen hat. Ein Fisch, der mit der Spinngerte in einigen Minuten bewältigt wird, kann mit der Fluggerte oft erst nach einer Viertel- oder halben Stunde müde gedrillt werden. In vielen Fluchten ergeht er sich, macht Sprung nach Sprung, und jeder erfordert seine richtige Parade. Wenn nun gar ein schwerer Bursche die Fliege gepackt hat, wird das Gefecht noch viel hitziger. Schon der erste Fahrer wird zur wütendsten Flucht, ein schwerer Luftsprung und Plumps löst den anderen ab, und dann geht die Reise dahin flußauf- oder abwärts, wie es dem Herrn des Flusses gefällt. Als sein gehorsamer Diener und Knecht muß draußen am Uferrand oder im Seichtwasser der Fliegenfischer mitspringen. An ein Bremsen und Halten ist fürs erste nicht zu denken. Aber fügt man sich den Launen des Gefangenen, so ist wenig zu befürchten. Die winzigen Häkchen der Fliege sitzen zäh und fest in der Schleimhaut und sind so klein, daß der Huchen sie nicht fassen und zerbrechen kann. Mit Ruhe und Geduld kommt man fast immer zum Ziel und verliert an der Fliegengerte seinen Huchen viel weniger leicht als an der Spinnangel. Gefährlich wird es eigentlich nur, wenn der Huchen in scharfer Fahrt abgeht und die Leine nicht mehr ausreicht, wenn allzu tiefe oder reißende Stellen dem Fischer ein Folgen unmöglich machen.

Im allgemeinen ist der Huchen ein Edelwild, das nur im Spätherbst und Winter sich uns Leuten von der Wassergilde zeigt. Wenn die luftigen Weißsterne wieder lautlos sinken, wenn der Wundergarten des Winters wieder emportaucht und mit tiefen, weichen Flockenwiesen, mit Blütenbäumen und kristallenen Früchten herrlich ersteht, dann ziehen wir alle dankbar und andächtig hinaus in unser einsames, schweigendes Reich. Hinter uns liegen der Lärm der Stadt, das vielgestaltige, unzufriedene Leben mit seinen tausend Wünschen. Wir haben sie alle abgetan für diesen Feiertag und schreiten wunschlos hinein in die weiße Weite und in die große, große Stille. — —



Huchentrophäe, umrahmt vom „Poil", das im nassen Zustande und bei weicher Hand Fischen von 10 und 20 Pfunden gewachsen ist

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Carl Busse

Richard Dehmel, Schöne wilde Welt (Berlin, S. Fischer) — Franz Karl Ginzkey, Der Wiesenzaun (Leipzig, L. Staackmann) — Heinrich Ernst Kromer, Arnold Lohrs Zigeunerfahrt (Frankfurt a. M., Rütten & Loening) — Hans Grimm, Südafrikanische Novellen (Ebenda) — Ida Boy-Ed, Eine Frau wie Du (Berlin, Ullstein) — Nanny Lambrecht, Die tolle Herzogin (Berlin, E. Fleischel & Co.)

Am 18. November wird Richard Dehmel fünfzig Jahre alt. Er hat sich mit solcher Macht in der modernen Dichtung durchgesetzt, daß niemand so leicht an ihm vorbeikommt. Und da es der Zufall wollte, daß in diesen Heften noch niemals ausführlicher über ihn die Rede war, so wollen wir die gebotene Gelegenheit ergreifen und zu ihm Stellung nehmen. Auch sein neu erschienenes Gedichtbuch „Schöne wilde Welt“ (Berlin, S. Fischer) gibt dazu Veranlassung.

Umschreiben wir vorneweg erst einige der ästhetischen Anschauungen, zu denen sich Dehmel bekennt. Er sagt, daß die Kunst Lebensäußerung des ganzen Menschen sei, daß sie die Natur nicht nachzuahmen, sondern im Gegenteil ihre Willkür und ihre Zufälligkeiten zu beseitigen habe, daß sie nicht Abbilder des natürlichen, sondern Vorbilder des menschlichen Daseins schaffe, daß sie uns einen Zuwachs an Freiheitsgefühlen bringe. Er spricht das selbstverständliche, aber heute fast originelle Wort aus, daß menschliche Entwicklung künstlerische Entwicklung und menschliche Unvollkommenheit künstlerische Unvollkommenheit sei. Er wendet sich entschieden gegen das l'art pour l'art-Prinzip und verlangt eine auf das Leben wirkende, lebenbejahende oder, wie Goethe sagt, echt „tyrtäische“ Dichtung, die den Menschen emporreißt und stärker macht.

Das sind gewiß kerngesunde und äußerst sympathische Anschauungen, und es wäre niemals zu so erbitterten Kämpfen gekommen, wenn zwischen dem Kunsttheoretiker und dem Kunstschöpfer Dehmel nicht immer eine gewisse Spannung bestanden hätte. So aber trat der merkwürdige Fall ein, daß gerade diejenigen Leute, die seiner Kunstauffassung am entschiedensten zustimmten, sich oft am schärfsten gegen seine Dichtung wandten, ja sich wohl gar durch sie sittlich verletzt und beleidigt fühlten. Um das zu verstehen, muß man sich klarmachen, daß im Gegensatz zu den apollinisch-ruhigen Dichtern die dionysisch-orgiastischen vom Schlage Dehmels ihr Ideal nicht aus ihrem eigensten Wesen heraustreiben, sondern aus dem Gegensatz ihres Wesens, nicht aus ihrer Natur, sondern aus ihrem Willen, aus dem gegen ihre Natur ankämpfenden Vollendungsstreben. So ist auch Dehmels ganze Dichtung ein steter Kampf und Krampf: sie ist geboren aus dem immerwährenden erbitterten Widerstreit der dumpfen, niederziehenden Triebe und des bewußten, emporreißenden Erlösungswillens. In diesem oft großartigen Ringen gab es auf beiden Seiten Siege und Niederlagen, und daraus erklärt sich der heftige Gegensatz in der Beurteilung dieses Mannes. Die einen sahen nur das Peinliche: das Niederfahren in Tiefen, die die feine Scham adeliger Menschen stets bedecken wird, die Triebdumpfheit, die nach Lüsten und Inbrünsten allerart giert, das Stöhnende, Geile, Nächtige — und sie fanden, heftig zurückgestoßen, diesen Dichter unästhetisch, dunkel, ja unsittlich. Die anderen sahen nur das Reinliche: das gewaltige, öfter noch gewaltsame Streben, mit dem sich derselbe Mann aus dem Grunde der Wolfsgruben zu den Sternen emporreißt, den herrlichen Aufschwung, mit dem er aus —, ja schon in jeder Höllenfahrt zum Himmel emporrauscht, den wildschmerzlichen Drang zur Höhe, den er gerade in den dunkelsten Tiefen als Stachel empfängt. Seit wir das Gesamtwerk Dehmels überblicken können, fühlen wir dieses Spornende und Gespornte viel stärker und deutlicher als früher, und wer sich nicht künstlich blind macht, wird gern bekennen, daß seit langem kein Poet so inbrünstig nach Selbsterziehung, nach Klarheit, nach Sittlichkeit gerungen hat wie er. Um so schmerzlicher empfand er es, daß man ihn, gerade ihn, der Zuchtlosigkeit, der Dunkelheit, ja der Unsittlichkeit zieh. Aber schon in dem steten Bluten dieser Wunde liegt doch das Eingeständnis, daß man hier irgendwie seine schwächste Stelle traf. Der Fall ist ja auch ganz klar: das natürliche Sittlichkeitsgefühl fällt nicht immer mit seinem inbrünstigen Sittlichkeitsstreben zusammen — ebensowenig wie etwa der Naturbesitz der naiven mit der Natursehnsucht der sentimentalen Dichter.

Der sentimentalen Dichter ... wenn man dieses Wort in der Schillerschen Prägung überhaupt auf einen modernen Poeten anwenden will, so trifft es Richard Dehmel. Er hat die eminent unnaive, wohl auch ungermanische Eigenschaft, nichts in seinem natürlichen Rahmen zu lassen, sondern alles

Digitized by Google

zu überschrauben, alles gleich in Himmel oder Hölle zu tragen. Seine Liebe schwankt immer zwischen Gott und Tier; sie ist Brunst oder Erlösung, vielmehr beides zugleich, sie ist stets exaltiert und kennt keine Zwischenstufen. Das Erwartungsgefühl des Liebenden oder das der Braut wird gleich immer zu einem Stöhnen, Glühen, Rasen, und wenn hier wie an tausend ähnlichen Stellen die Empfindung sentimentalisch übertrieben wird, so ist in anderen Gedichten die Anschauung (oder eigentlich der Mangel an Anschauung) sentimentalisch. Man nehme z. B. aus den „Ausgewählten Gedichten" die „Tragische Erscheinung". Die Idee ist wunderschön: ein Schwärmer, der für das in der Wüste verschmachtende Volk sein Blut hingibt, um sterbend zu hören, daß sein Liebesopfer umsonst ist, denn „sie brauchen Wasser"! Das Bild aber: hier das dürstende Volk und dort der ausgestreckte Zeigefinger mit dem roten Blutstropfen, der alle diese Menschen laben soll, — dieses Bild ist komisch. Es ist gedacht, nicht gesehen. Goethe hat aus ähnlichen Gründen über Klopstocks „Musenwettlauf" gespottet, und so seltsam es zuerst erscheinen mag: der alte Klopstock und der moderne Dehmel haben eine Unmenge Berührungspunkte. Beide sich gleich in der Pindarischen Pathetik und Rhetorik, in dem Affektiert-Übertriebenen, in ihrer Sucht, alles aufs „Ewige" zu beziehen, in ihren abstrakten Gleichnissen, in ihrer inbrünstigen Gefühlslyrik, in der Einführung neuer Rhythmen und in der schrullenhaften Schreibart, in dem Verlangen, man solle ihre Verse „wie Prosa" lesen (weshalb Dehmel auch die kleinen Anfangsbuchstaben für die Verszeilen wieder ausgrub), in ihren Härten und vielberufenen „Dunkelheiten", in ihrem Mangel an Humor und Naivität, in ihrer ewigen Umarbeitungswut und der Anlage ihrer kuriosen „Dramen" — es wäre verlockend, die Parallele durchzuführen.

Zeitlich nähere Verwandte hat Dehmel natürlich in den etwas gewaltsamen Rauschspendern der siebziger Jahre, deren heimliche Neigung zu romanischer Kultur er teilt. Man mag an Wagner und Nietzsche denken, und was der Hammerphilosoph mit Verwandtengrausamkeit bei Wagner als „semitisch" aufdeckte, das sind die gleichen Eigenschaften, die wir auch bei Dehmel finden und die man bei ihm wie bei Nietzsche selbst gewöhnlich auf einen slawischen Bluteinschlag zurückführt. Es sind die typischen Wollust- und Zerknirschungsekstasen, die verräterischen Brutalitäten, die „skythisch-wilden Inbrünste", die in ihrer Krampfhaftigkeit wohl gelegentlich über die Grenzen der Scham und des Geschmackes hinausgehen. Und genau wie es immer eine Menge gute Deutsche geben wird, die Richard Wagner trotz seines leidenschaftlichen Willens zum Germanischen im Kern als undeutsch empfinden werden, genau so wird es auch immer Leute geben, deren naives sittliches Gefühl sich hier und da im stärksten Gegensatz zu dem sentimentalen Sittlichkeitswillen Dehmels bewegen wird. Es war doch nicht etwa nur Banausentum oder Niedertracht, die einst die Waffen gegen ihn erhoben. Kein moderner Lyriker hat sich in immer neuem Wagemut höher geschraubt als er, aber keiner hat sich auch manchmal so steuerlos verflogen. Nur ein so völlig unnaiver Dichter konnte es z. B. fertig bringen, in Kinderliedern nicht die kindliche Anschauung zu befreien, sondern das mangelhafte Sprechvermögen der kleinen Leute nachzuahmen. Derselbe Mann, der theoretisch ganz richtig verlangt, daß die Kunst die Willkür, Unvollkommenheit und Zufälligkeit der Natur zu korrigieren habe, radebrecht selber in Versen: „Lieber ßöner Hampelmann." Das ist nur ein kleines und harmloses Beispiel, wie wenig sich Theorie und Praxis hier und da bei ihm decken.

Trotz alledem: er ist wohl die mächtigste Erscheinung, die wir in der gegenwärtigen Lyrik haben. Eine genial-orgiastische Persönlichkeit, hat er sich mit allen Mächten des Himmels und der Erde herumgeschlagen, ist er in allen Strömen geschwommen, hat er sich mit dem ganzen Kulturgut der Zeit bereichert und ist schon dadurch fast allen mitlebenden lyrischen Talenten überlegen. Wohl wird verhältnismäßig selten ein künstlerisch ganz reiner Ausgleich der entzweiten Kräfte erreicht, aber wenn es geschieht, dann haben die betreffenden Gedichte eben auch jenen Nachdruck, den nur die große Persönlichkeit verleihen kann, und übertreffen die vielleicht gleich reinen Gaben anderer Poeten durch die Tiefe, die sie unter sich ahnen lassen. Wir haben von Dehmel — um nur das Allerschönste zu nennen — den „Arbeitsmann", das beste soziale Gedicht unserer Tage; wir haben die in mächtiger Rhetorik aufrauschende „Harfe"; wir haben die so gläubig aus Dumpfheit und Grauen erlösende „Stille Stadt". Diese Gedichte und eine Handvoll anderer sind jedem Streit der Meinungen schon entrückt. Um Dehmel selbst aber wird der Streit immer weiter gehen, wie er auch um Heine, um Wagner, um Nietzsche nie ganz zur Ruhe kommen wird. Er ist ein großes, reiches und gerade auch in seiner krampfhaften Spornung zeitrepräsentatives Talent, aber er wird nach seinen Anlagen niemals ein national-verbindliches werden wie etwa Liliencron.

Über das neue Buch des Fünfzigjährigen brauche ich nun kaum noch zu reden. Es illustriert auf jeder Seite das hier Gesagte. Es enthält Großes und Affektiertes, Hohes und bloß Hochgepeitschtes in buntem Wechsel. Wirkt hier Heißes, aus Ergriffenheit Geborenes mit suggestiver Macht, so spüren wir dort nur Gehirnüberhitztheit, der die Entgleisungen ins Geschmacklose naheliegen. Die wilde Inbrunst gibt sich nach wie vor gern hymnisch aus; das reflexive Element, das immer sehr stark war, prägt jetzt überraschend viel Sprüche, darunter sehr schöne. Aus dem

Digitized by Google

Bergarbeiterlied, aus den Hamburger Gedichten tönt „der starke Schall der Gegenwart", und bei einem Dichter, der da sagt: „Siege oder Niederlagen: immer gilt es neu zu wagen," nimmt es nicht wunder, daß er sich die poetischen Verklärungen der neuen Ekstasen, wie sie das Flugschiff bietet, nicht entgehen läßt. Seine Aktivität, seine brünstige Hingabe an das Leben, das er in allen Tiefen und Höhen erschöpfen möchte, deutet schon der Titel des ganzen Buches an. Und er, der aus und in Trübem zur Klarheit ringt, prägt das für ihn und seine ganze Poesie sehr charakteristische Wort „Emporsturz". Im „Gestörten Nachtwandler" werden die Artisten, die Wortbarden, die „Dichter, welche österreicheln", verspottet, und von Seite zu Seite, oft geärgert, selten ganz erlöst, immer aber interessiert folgt man einer Kraft, die zwar etwas unruhig wirkt, aber doch eben „Lebensäußerung des ganzen Menschen" ist. So haben es alle Großen gehalten: sie haben nicht in erster Linie schöne Gedichte zu schaffen versucht, sondern sie haben ihr gesamtes Menschentum, ob auch vielfach in brüchiger und unvollendeter Form, in ihre Bücher geworfen. Vor manchen Dehmelschen Ausbrüchen fragt man sich gewiß wohl sinnend, „wie das Gewaltsame — gewaltig werde"; aber überblickt man die Gesamtleistung des Dichters, so bleibt der Eindruck des Gewaltigen nicht aus, und wir wollen hoffen und wünschen, daß das lodernde Lebensfeuer, das hier waltet, noch auf lange hinaus Flammen wirft. —

Es fehlen die Flammen, es fehlt aber auch der augenbeizende Rauch, wenn man sich zu dem Österreicher Franz Karl Ginzkey wendet. Er zündet ein liebes, sanftglänzendes Lichtlein an, das klein, aber rein auf anmutig geziertem Leuchter brennt. Er ist eine sanfte, saubere, gläubige Seele, die jeden Zaun respektiert, aber in der Bescheidung und im engen Kreise viel schöne Innigkeit und Zartheit entwickelt. Besonders in der Lyrik gibt sich alles Beste dieser Persönlichkeit aus. Doch nun vergleiche man einmal: „Das heimliche Läuten," das weitaus Schönste, was Ginzkey schrieb, und das Einzige, worauf sich sein Name stützt, hat es glücklich zum dritten Tausend gebracht. Sein Roman „Der von der Vogelweide" aber steht schon beim neunten Tausend. Man wird die Achseln zucken und sagen: Selbstverständlich! Aber eben, daß dies selbstverständlich ist, kann einen doch manchmal empören.

Mit seiner jüngsten, reizend ausgestatteten Erzählung „Der Wiesenzaun" (Leipzig, L. Staackmann) führt uns der Österreicher wieder in die deutsche Vergangenheit. Und war das vorige Mal der größte Minnesänger sein Held, so ist es diesmal Herr Albrecht Dürer. Im Nürnberg des Jahres 1518 macht er durch seinen Freund Willibald Pirkheimer die Bekanntschaft der Tochter eines erblindeten Landsknechtes; das schöne Geschöpf liebt ihn und gibt sich in seine Hände; er zeichnet es als „fraulichmilde und seliger Sanftmut volle" Madonna; er zeichnet es noch einmal ohne himmlisches Beiwerk als vornehme Nürnbergerin, aber mitten durch das Bildnis zieht er einen Zaun mit struppigem Weidengeflecht. Der Zaun, sagt er zu dem befreundeten Pirkheimer, hat wohl einen Sinn. „Zum ersten, nach Maßen der Kunst: Der wagerechte Zaun beruhigt alles Aufwärtsstrebende und gibt dem Blick in die Landschaft stärkere Tiefe, indes er ihn ein Weilchen hemmt. Zum andern, nach Maßen des Menschlichen: Er soll eine Mahnung sein für die flatternde Seele, daß alles himmlisch Reine und Große in der Kunst nit anders erworben wird, als daß ein grimmer Zaun die Sehnsucht von der Erfüllung zu trennen weiß, den Geist vom Fleisch, die Lieb' von der Lust!" Streng und still verzichtet der große Meister, der sich so nach der Schönheit sehnt, auf die Schönheit, die sich ihm geben will, und man hört nur noch durch einen Brief, daß sie einen Bäcker geheiratet hat, aber bald „still und sanft" verschieden ist. Bei dem sanften Romantiker Ginzkey sterben selbst die gesündesten Menschen an unglücklicher Liebe — wenn angängig, im Abendrot.

Diese sauber und anmutig erzählte Geschichte hat den gleichen Fehler wie der vorhergehende Roman. Das gut deutsch fühlende Herz ihres Dichters erwärmt sich innig für die alten deutschen Meister, aber es macht sie nach den eigenen Anlagen zu allzu harmlosen Sänftlingen. Der Albrecht Dürer hier verzichtet wie ein lieber, schlichter Kandidat der Theologie. Man sieht nicht, daß es Blut kostet, daß er einen schweren, schweren Kampf um diese heilige Herzensnot zu bestehen hat. Er ist so reinlich und abgeklärt, daß ihm der symbolische Zaun wohl nicht allzuviel Überwindung kostet. Doch nicht der Verzicht ist das Wesentliche, sondern die Überwindung, die dazu gehört. So vermag das Geschichtlein nicht tief zu dringen. Es fehlt ihm Kraft und Nachdruck; es hat etwas Schwächliches und Dürftiges bei aller Anmut; es bleibt im Harmlosen stecken bei aller Liebenswürdigkeit und Reinlichkeit.

Vollere Klänge, die doch nicht minder rein sind, tönen aus dem Buche eines annoch Unbekannten. Er heißt Heinrich Ernst Kromer, und der Kritiker darf hier seines schönsten Amtes walten und einem neuen Talent herzhaft zur Seite springen. Ich weiß nichts von ihm, als was sich allenfalls aus seinem Roman „Arnold Lohrs Zigeunerfahrt" (Frankfurt a. M., Rütten & Loening) herauslesen läßt. Aber wenn dieser „Zigeunerfahrt" nur halbwegs das folgt, was sie hoffen läßt, so haben wir einen Dichter-Erzähler mehr. Es dürfte wieder ein Schweizer sein: in diesem gottgesegneten Lande scheinen die Poeten jetzt wie die Pilze nach dem Regen zu wachsen. Er gehört durchaus zur Gilde Gottfried Kellers. Er beginnt mit

Digitized by Google

einem Ich-Roman, in dem er gemächlich erzählt, was er als törichter jugendlicher Ausreißer erlebte und erlitt. Wer vor allem Spannung und Unterhaltung sucht, kommt bei ihm nicht auf die Kosten. Aber wer den „Grünen Heinrich" gern einmal aufschlägt, wer sich mit Freude in schöne Memoiren vertieft, den möchte ich wohl in den Garten des neuen Poeten führen. Auch sein Arnold Lohr ist ein junges Malerlein wie Heinrich der Grüne; aus Eigensinn und Wandersucht läuft er kurz vor beendeter Schulzeit dem Vater davon; die Landstraße führt ihn von dannen, die Großstadt nimmt ihn auf, allerlei kuriose Gesellen kreuzen seine Bahn, auf doppelte Weise kommt er mit den Behörden in Konflikt, Kunstfreunde und Kunsthändler nehmen ihm seine Blätter ab, erste Liebe packt ihn und endet in grimmer Enttäuschung, auch allerhand andere Wolkenschatten gehen noch über sein Himmelsfeld, ehe der Ausreißer den Weg zum Vaterhaus zurückfindet. Es sind nicht immer rühmliche Pfade, die der Held läuft, nicht immer die besten Kreise, die er durchmißt; man schüttelt über sein törichtes Handeln zuzeiten wohl den Kopf — und dennoch ist man schon nach kurzer Lektüre voll froher Zuversicht. Denn hinter der geschilderten Unreife steht schon Reife, die alles richtig zu werten weiß, hinter manchen Unverständigkeiten ein verständiger, kerniger Mensch, der sich schon durchbeißen wird. Keller hat einmal von einer seiner Gestalten gesagt, sie könne nur in Verständigkeit, Ordnung und klarer Luft leben: die bürgerliche Ehre sei ihr zum Atmen notwendig. Unser Arnold Lohr wird nicht weitab davon liegen, obwohl er hier höchst unbürgerlich herumzigeunert. Auch ihm ist „die Achtung vor meinen Mitmenschen wie vor mir selbst ein Bedürfnis, ohne das mir das Leben minder wert als eine taube Nuß und häßlicher als ein stinkender Sumpf erschienen wäre". Mag deshalb auch der Lebensabschnitt, den wir kennen lernen, nicht besonders horizontreich sein, mag der Weg des Malerleins verworren erscheinen, zu keinem Ziel führen und eben nur eine planlos-bunte „Zigeunerfahrt" darstellen, — wir freuen uns doch, daß wir den Weg mitmachen können und daß sich das Leben in so herzhafter Fülle und in so richtigen Verhältnissen um ihn herumtürmt. Der sachliche Ernst, das sichere Realgefühl, die schöne, feste, immer klare Sprache, die geruhige Erzählung, zu der eine gewisse Umständlichkeit gehört, — alles wirkt zusammen, um den Eindruck des Ganzen zu verstärken. Daß aber auch dieser tapfere Schweizer neben seiner Besinnlichkeit eine schalkhafte Heiterkeit im Herzen sitzen hat, zeigt sich an dem „unnützen" kleinen Abenteuer mit der Wirtstochter. Von Arnold Lohr und seiner Zigeunerfahrt wollen wir damit scheiden, aber von dir, Heinrich Ernst Kromer, hoffen wir noch viel zu hören!

Der gleiche Verlag bringt noch eine andere Neuerscheinung heraus, die sich weit über das Mittelmaß erhebt: die „Südafrikanischen Novellen" von Hans Grimm. Hier hat nicht ein kluger und begabter Schriftsteller, der einmal ein paar Wochen lang nach Afrika hineingerochen hat, das fremde Milieu dazu benutzt, seine Erfindungen interessanter und wirkungsvoller herauszuputzen. Sondern hier kommt einer, der fünfzehn Jahre lang im schwarzen Erdteil gelebt hat und der so voll davon ist, daß er in die Fülle nur hineinzupacken braucht. Man spürt es an jeder Zeile, daß er sich auf sicherem Boden bewegt. Man sagt sofort: Ja, so ist es und so muß es sein! Man gibt sich ohne Zweifel und Zagen in die Führerhand.

Nun würden ja die Erlebnisse und Erfahrungen vieler Jahre noch nichts nützen, wenn nicht ein starkes darstellerisches Talent hinzukäme, das sie für uns erst lebendig machte und verwertete. Dieses Talent weicht keinem starken Stoffe aus, es benützt alle Tragkraft, die er verleiht, aber es läßt sich doch niemals von ihm unterkriegen und betäuben. Hinter allem Lauten, Äußerlichen, Grellen steht immer etwas Leises, Innerliches, Feines ... etwas, an das man nur mit feinem Finger rühren darf und das sich manchmal schamhaft und rätselhaft versteckt. Es bewahrt den Erzähler vor jeder Übertreibung, wozu exotische Stoffe erfahrungsgemäß zu reizen pflegen. Man lese gleich die erste Novelle „Dina", die Geschichte des Wachtmeisters und des Hottentotten- oder Buschmannweibes: wie prachtvoll und unsentimental sie ausklingt. Niemals verliert Hans Grimm das Augenmaß, ob er vom schwarzen Bruder John Nukwa oder vom heimlichen, unchristlichen Seelsorger Johannes, ob er vom Judenjüngelchen Jakob Gordon oder von Friedo und der schönen Tommy erzählt. Und wie er auch die krassen Stoffe seelisch durchdringt und fein abtönt, das mag man selbst nachlesen — etwa in der Aufstandsnovelle, in der das Schulmädel ein Weib wird, oder in der erschütternden Geschichte, in der Karel de Savoye sein einziges Kind erschießen muß. Unter den acht Erzählungen ist keine einzige, die gleichgültig läßt, wenn ich mir auch vorstellen könnte, daß dies und jenes künstlerisch noch prägnanter herauszubringen wäre. Jedenfalls ein starkes Buch ... von einer Begabung geschaffen, die wohl auch dann vorhalten könnte, wenn die afrikanischen Erinnerungen sich einst erschöpfen sollten. —

Ziehen wir aus dem großen Büchersack noch zwei Romane von Frauen über Frauen! Gute Unterhaltung und vielleicht auch etwas mehr wird man in dem neuen Werk von Ida Boy-Ed finden: „Eine Frau wie Du!" (Berlin, Ullstein & Co.). Auf der Seefahrt von Lübeck nach Kopenhagen stürzt ein kleiner Junge über Bord, und ehe man sich noch fassen kann, ist ihm ein junges Mädchen nachgesprungen und rettet ihn. Die kühne Tat wird allgemein bewundert, und

Digitized by Google

ein gerade heiratsfähiger Rechtsanwalt, der einen „ganzen Kerl" zur Frau haben möchte, verliebt sich sofort in die mutige Retterin. Er hat auch wirklich das Glück, die Braut heimzuführen, aber in der Ehe gibt es bald allerlei Enttäuschungen. Weil sie einmal einen unglückseligen Buben aus der Ostsee gefischt hat, wird an die junge Frau der Anspruch gestellt, gleichsam als eine Art Hohepriesterin aller weiblichen Vollkommenheiten durchs Leben zu schreiten, und wenn sie sich an dem alltäglichen Kleinkram wundscheuert, heißt es stets: Aber ich bitte dich ... eine Frau wie du! Doch der große Mut des Augenblicks bedeutet hier wenig, auf den kleinen Mut für den Alltag kommt es an. Und unter der „Furchtbarkeit des Kleinen" erliegt die Heldin fast. Sie empfindet „die zerstörerische Gewalt, die in einem Dienstbotenärger verborgen sein kann", den verheerenden Lawinencharakter kleiner Mißverständnisse, das Demütigende heimlicher Geldsorgen; ihr Leben will in Kleinigkeiten zerbrechen, dasselbe rasche Temperament, das sie zu kühnen und großen Taten hinriß, reißt sie auch zu Unbesonnenheiten hin, kurz, es kriselt in der Ehe ganz bedenklich. Mit Hurra und Reigung zur Gartenlaube wird zum Schlusse dies und anderes wieder ins rechte Geleise gebracht — wie es in guter Unterhaltungsliteratur eben zu geschehen pflegt. Auf dem gleichen Niveau stehen auch die Gestalten, aber mit Ausbuchtungen nach oben und unten. Wenn der Gymnasialprofessor, der erschüttert die Dankrede an die Retterin seines Kindes hält, sich nachher kränkt, weil er dreimal kurz hintereinander das unregelmäßige Verbum ‚dürfen' im Indicatif imparfait benutzte, so ist der Stift der sonst so gescheiten Erzählerin satirisch ausgerutscht. Doch dieser Karikatur hält auch wieder eine solche Vollgestalt wie Frau La Motte die Wage. Das Wichtigste aber ist, daß viel kluge Lebensbeobachtung und reife Erfahrung sich immer wieder zu knappen Sentenzen verdichten. Ich könnte mir denken, daß viele Ehemänner diesen Roman schon allein wegen seiner treffenden Bemerkungen und seiner praktischen Weisheit ihren Frauen mitnehmen: Lies einmal und lerne! Man soll auch das nicht unterschätzen.

Der andere Roman, „Die tolle Herzogin" von Nanny Lambrecht (Berlin, E. Fleischel & Co.), behandelt das Schicksal der Jakobe von Baden, die den letzten „Schwanenritter", den Erbprinzen von Jülich und Cleve, heiratet, im päpstlichen, spanischen und kaiserlichen Sinne den Ketzern am Niederrhein den Garaus machen soll, aber im Kampfe der Parteien zugrunde geht und elendiglich umkommt. Ich weiß nicht, wieviel dabei Historie und wieviel Phantasie ist. Das Buch beginnt zuckend lebendig — etwa wie einer der historischen Romane von der Handel-Mazzetti —, aber artet bald in Manier, Unklarheit und weiblicher Überhitzung aus. Da es das erste ist, was ich von Nanny Lambrecht lese, möchte ich ein allgemeines Urteil noch vermeiden. Doch in der „Tollen Herzogin" wird ein großer Aufwand von Begabung am Ende nutzlos vertan, und es sollte mich nicht wundern, wenn das überhaupt der Fall dieser Erzählerin wäre. Sie ist wohl nicht weit von Joseph Lauff zu Hause, sie scheint ähnlich zwischen Sinnenbrunst und Seelenfrieden zu schwanken und ein zu Effekt und Unruhe gestacheltes Talent zu betätigen — ein Talent, das sich durch Mangel an Nüchternheit und Ausgeglichenheit jede tiefere Wirkung unterbindet. Ein Kunstwerk soll nach Nietzsches berühmtem Vergleich so ruhig daliegen wie die Kuh auf der Weide. Es soll aber nicht in so verrückten Sprüngen herumrasen, wie ein von Bremsen gemarterter Gaul. Aufgeregtheit und Leidenschaft sind nicht dasselbe, wenn sie von unseren schriftstellernden Damen auch allzu leicht verwechselt werden.

Verdruß

Du hast den Laden zugetan;
Das ist mir recht verdrießlich.
Nun sinn' ich hin und sinne her
Und nichts ist mir ersprießlich.

Ich spüre in die Nacht hinaus,
Wo Horizonte blühen,
Und sehe des Gewitters Train
Her durch die Ebne ziehen.

Es donnern leis und dröhnen dumpf
Die Hufe und die Räder;
Vom Silberhelm des Generals
Weht wild die blaue Feder.

Es leuchtet bang die Straßen vor
Der Mond den langen Zügen.
Durch deinen Baum vorm Fenster stößt
Der Sturm in barschen Flügen.

Ich wollt' es führ' ein Blitz herab
Aus jenem goldnen Wetter
Und zündete dein Häuschen an,
Und ich, ich wär' dein Retter.

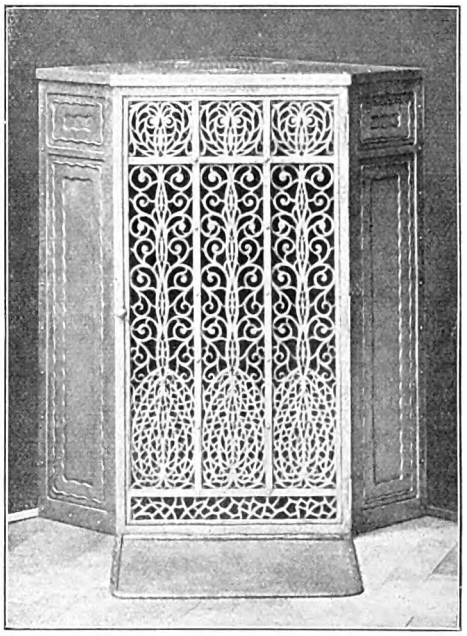
Jakob Schaffner

Digitized by Google

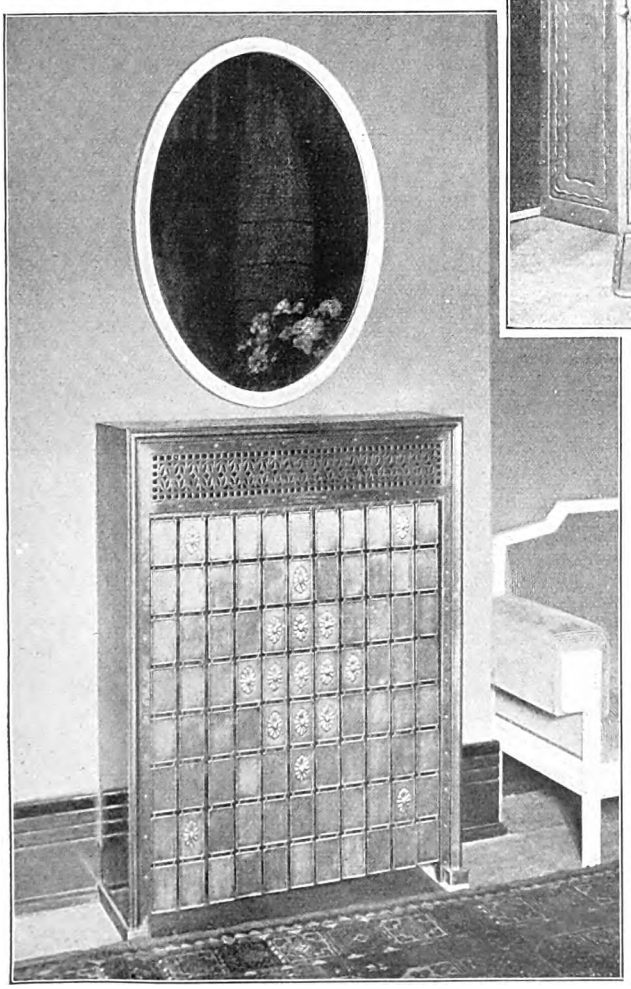
Illustrierte Rundschau

Verkleidungen für Heizkörper von Hans Lincke in München — Neue Innenausstattung von Architekt Georg Honold in Berlin — Das „Theater der Moden" — Plaketten von Stefan Schwartz in Wien — Zu unseren Bildern

Wir stehen wieder in der Jahreszeit, in der man den Heizvorrichtungen größere Aufmerksamkeit schenkt. Unser alter guter Kachelofen steht dabei heut — fast möchte ich sagen: leider — in zweiter Reihe; in erster stehen die Heizkörper der Zentralheizungen. Auch sie haben bereits ihre Wandlungen durchgemacht. Mit dem mehr und mehr erwachenden ästhetischen Empfinden, mit dem wir unsere häusliche Umgebung betrachten, ist zugleich die Erkenntnis gewachsen, daß nüchterne, praktische Forderungen ästhetische Lösungen und geschmackvolle Gestaltung nicht



Schmiedeeiserne Heizkörperverkleidung. Entwurf und Ausführung beider Stücke: Hans Lincke, München

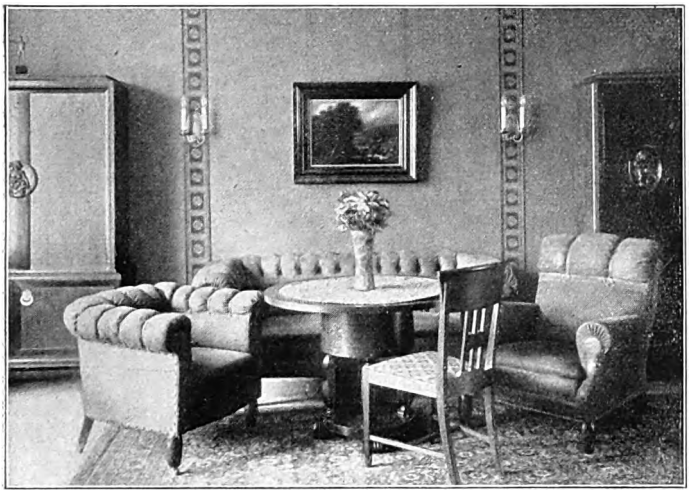


Heizkörperverkleidung mit Plättchenbehang, oberer Fries zum Öffnen

ausschließen. Wie beharrlich aber das Formgefühl gerade vor neuen Aufgaben versagte, wie sie z. B. die Zentralheizung mit sich brachte, wissen wir alle. Mit großem Aufwand mühte man sich, die Kahlheit der Heizröhren zu verkleiden, und es war schon eine Lösung, als es Prof. Riemerschmid einfiel, sie hinter einem Gehänge von Metallplättchen zu verbergen, ein guter Gedanke, den die Industrie eifrig aufgriff und bald um alle Reputation gebracht hat. Dennoch sind solche Gehänge auch heute noch empfehlenswert, nur darf man sie nicht gar zu billig wählen, weil dies nur auf Kosten der Qualität möglich ist. Auch ist darauf zu achten, daß ein bequemes Reinigen der Heizröhren möglich bleibt.

Digitized by Google

Digitized by Google



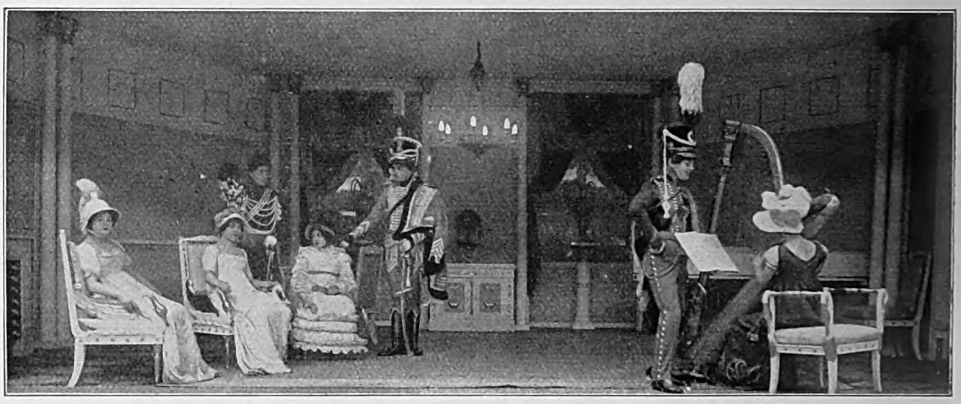
Herrenzimmer. Von Architekt Georg Honold in Berlin

neueren Arbeiten an, von denen wir einige im Bilde vorführen: selbst ein oberflächlicher Blick bestätigt, daß es sich hier um künstlerisch gute und gediegene Schöpfungen handelt. —

Berlin muß immer seine Sensation haben, und ist's keine große, so tut's auch eine kleine. Augenblicklich ist die Modenschau an der Reihe, die unter dem etwas anspruchsvollen Titel „Theater der Moden" die Berliner und mehr noch die Berlinerinnen jedes Alters und jedes Standes nach den Ausstellungshallen am Zoo lockt. Das Theater ist im Grunde Reklame — eine freilich stilvolle und reizende Reklame für einige wenige große Pariser und Berliner Modehäuser, wie Gerson, Doeuillet, Drecoll, Manheimer und Redfern, die ihre neuesten Wunderwerke hier teils an Wachspuppen, teils an oft recht hübschen lebenden Püppchen vorführen lassen, die selbstverständlich auf allen Anzeigen „Mannequins vivants" genannt werden. Was uns dabei auf den kleinen Bühnen gezeigt wird, ist ungewöhnlich hübsch: eine besondere Art lebender Bilder sind's, die hier Emil Stern arrangiert hat, lebende Bilder ohne Steifheit, sogar mit ein bißchen Bewegung, mit dem Anflug hier und dort einer winzigen Handlung. Sie sollen einen Rückblick geben auf die Frau in der Mode des 19. Jahrhunderts. Wir sehen nacheinander die Gesellschaft eines Empiresalons, einen Tanz aus der Biedermeierzeit, eine kleine Szene — ganz allerliebst — auf einer Poststation ums Jahr 1840; ein weiteres Bild spielt gegen 1850 auf einer Eisbahn, auf der die Damen mit Krinoline und unzähligen Unterröckchen etwas mühsam laufen, sich aber desto niedlicher im Handschlitten ausnehmen; die Kranzlerecke von 1866 haben ja viele von uns noch wirklich gesehen und können bezeugen, daß ihr Spiegelbild hier nur ganz, ganz wenig karikiert ist; und wenn uns heute das letzte Bild, der Modesalon um 1875, mit den Culs de Paris stark karikiert erscheint, so können wir sicher sein, daß die Extravaganzen unserer heutigen Mode, etwa die der geschlitzten Röcke, unsern Enkeln nach einem weiteren Vierteljahrhundert noch viel unglaublicher vorkommen werden. Ich möchte glauben, daß die geschickte Art der Inszenierung dieser niedlichen Kleinigkeiten Schule

Frühstücksecke in dem nebenstehend abgebildeten Speisezimmer
Von Architekt Georg Honold in Berlin

Digitized by Google



Theater der Moden I: Harfenkonzert in einem Empiresalon (1813—1819)

machen wird, und ich würde es nicht bedauern.

Den Bilderreigen unserer Rundschau beschließen drei prachtvolle Plaketten des Wiener Medaillenkünstlers Stefan Schwartz — Adagio, Allegro, Rondo —, die am besten für sich selber sprechen.

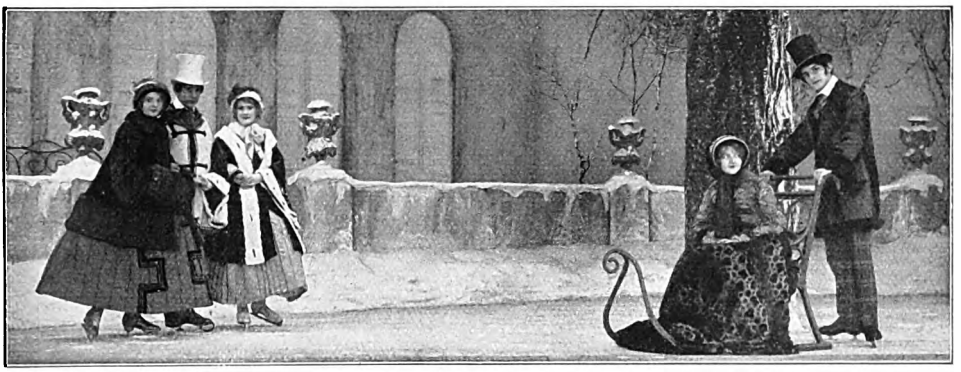
Das künstlerische Gepräge des vorliegenden Heftes wird durch den umfangreichen Beitrag bestimmt, der das Werk der beiden Brüder Raffael und Georg Schuster-Woldan behandelt. Wir tragen damit einen Teil alter Dankbarkeitsschuld ab, denn das Brüderpaar war unsern Heften stets außerordentlich wohlgesinnt. So haben wir auch gern der Reproduktion ihrer Werke besondere Aufmerksamkeit gewidmet und zumal der Farbe einen breiten Raum zugestanden. Ich möchte dabei unsern Freunden, die ältere Jahrgänge der Hefte im Bücherschrank stehen haben, immer wieder nahe legen, den Fortschritten der farbigen Reproduktionstechnik durch einen Vergleich zwischen den Wiedergaben von heut und denen, die wir vor sechs bis acht Jahren brachten, nachzugehen. Es ist das außerordentlich interessant. Wir glaubten damals schon, ungewöhnlich Schönes bieten zu können, um nun doch zu sehen, daß wir erst in den Anfängen standen. Heute sind die guten graphischen Anstalten, wenn man ihnen genügend Zeit läßt — was leider zu oft versäumt wird —, in der Tat zu Leistungen befähigt, die selbst das verwöhnteste Auge befriedigen müssen. Sie erreichen eine Tiefe und eine Zartheit, die geradezu erstaunlich ist. Das gilt auch von unsern farbigen Blättern, die außerhalb des eben erwähnten Künstlerartikels stehen. Man sehe z. B. nur unser Titelbild „Herbst am Simsee" von Ferd. Messerschmitt darauf an, wie das Gelb und Rot an der Mädchengestalt im Kahn in allen Nuancen wiedergegeben sind. Oder man beachte die Lichtwirkungen, die auf einem andern farbigen Blatt, dem „Diner" von Ferd. Dorsch, das hinter S. 328 eingeschaltet ist, von den Kerzen auf der Tafel ausgehen, oder die Tönungen in den Stoffen der Frauengewänder auf demselben Blatt. Das Erstaunlichste aber ist vielleicht auf dem Interieur von Eugen Wolff erreicht (zw. S. 400 u. S. 401) in der Wiedergabe des das ganze Gemälde gleichsam beherrschenden Goldgelb. Aber auch einfacher Größe zeigen sich die jetzigen Verfahren gewachsen. Die Reproduktion des Gemäldes von Erich Erler (bekannt als Erler-Samaden und nicht zu

Theater der Moden II: Tanz in einem Gartensalon (1822—1833)

Digitized by Google

Theater der Moden III: Eine Reise um 1848

verwechseln mit Prof. Fritz Erler-München), die hinter S. 416 ihren Platz fand, legt dafür beredtes Zeugnis ab. Man darf indessen nicht achtlos an der andern Tatsache vorübergehen, daß die Fortschritte der farbigen Wiedergabe für die ganzen übrigen Gebiete der reproduktiven Künste zu einem mächtigen Ansporn geworden sind. Auch sie gewannen und gewinnen heut noch fast unausgesetzt neue Möglichkeiten. Ich greife wieder aufs Geratewohl einige Blätter heraus. In erste Reihe möchte ich wohl das Porträt der Frau Carlson von Raffael Schuster-Woldan stellen, aus dessen Wiedergabe man wirklich, glaube ich, die ganze „Handschrift" des Künstlers bis in die letzten Feinheiten herauszulesen vermag (zw. S. 396 u. S. 397); zumal das Pelzwerk wirkt geradezu überraschend. Ebenso gelungen ist die Reproduktion des schönen Bildes „Heimkehrende Schafe" von Anton Mauve (hinter S. 432) mit dem leisen Duft, den der Künstler über das Gemälde gelegt

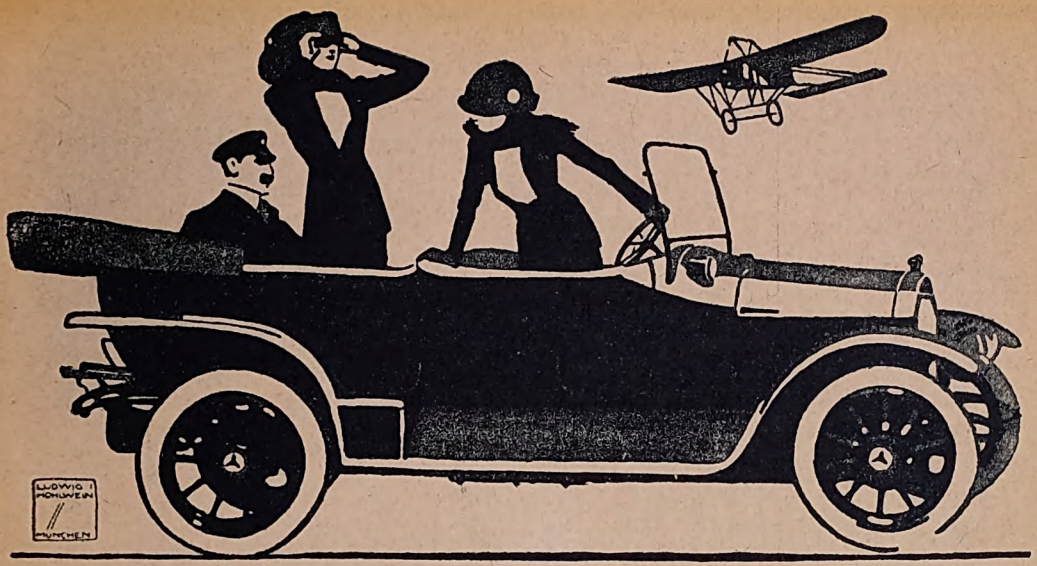


Theater der Moden IV: Eislaufszene (1848—1855)

Theater der Moden V: Die Kranzlerecke (1858—1866)

Digitized by Google

Digitized by Google



MERCEDES

DAIMLER-MOTOREN-GESELLSCHAFT
-- STUTTGART-UNTERTÜRKHEIM --

STUTTGARTER LEBENSVERSICHERUNGSBANK A.G. (ALTE STUTTGARTER)

Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G.

(Alte Stuttgarter)

Gegründet 1854.

Versicherungsstand Eine Milliarde 78 Millionen M.

Seither f. d. Versichert. erzielte Überschüsse 217 Millionen M.

Digitized by Google

Seien Sie nicht unglücklich

sei es, dass Ihnen irgend ein Unternehmen nicht geglückt ist, dass Sie bis jetzt nicht vorwärtsgekommen sind und sich in einer misslichen Lage befinden, sei es, dass Sie irgend eine Prüfung nicht bestanden, oder irgend einen Posten, oder eine Ehrung, wonach Sie streben, noch nicht erreicht haben. Fragen Sie sich vielmehr, warum Sie bis jetzt nicht erfolgreich gewesen sind und Sie werden finden, dass Ihr Geist nicht genügend geschult war, um alle Klippen zu sehen und zu umgehen und überall den richtigen Weg zu finden. Das erste also, was Sie tun müssen, um erfolgreich zu werden, ist, Ihre Geistesgaben zur höchsten Leistungsfähigkeit auszubilden. Die anerkannt beste Anleitung hierzu bietet Ihnen Poehlmanns Gedächtnislehre.

Hier nur ein paar Auszüge aus Zeugnissen: „Wer Ihre Methode gewissenhaft und ausdauernd benutzt, muss im Leben und im Beruf vorwärtskommen und Grosses leisten. E. A." — „Ihre Gedächtnislehre ist wirklich etwas Gutes und Brauchbares, und es ist jeder zu bedauern, welcher sie nicht kennt. E. Sch." — „Mit fliegenden Fahnen absolvierte ich — dank Ihrer Lehre — mein Examen und wurde sofort zum Assistenten an der Kgl. Technischen Hochschule zu . . . ernannt. Dipl. Ing. K. W." — „Was ich durch Ihr Werk erreicht habe, hätte ich mir früher niemals erhofft. Gerade den Kaufleuten wird durch Ihre Lehre eine bedeutende Zeitersparnis im Geschäftsleben geboten. A. M." — „Ihre Lehre holt aus den Menschen Fähigkeiten heraus, welche die glücklichen Besitzer selbst nicht ahnten. A. K." — „Die Entwicklung des Geistes hat notwendig auch eine bessere soziale Lage zur Folge, was ich auch von mir bestätigen kann. E. K."

Verlangen Sie heute noch Prospekt (kostenlos) von

L. Poehlmann, Amalienstrasse 3, München A 50.

Niemand ist zu alt um fremde Sprachen

zu lernen, wenn man nur nach einer dem menschlichen Geiste angepassten Methode lernt. Warum haben bisher viele Leute so schlechte Resultate beim Erlernen einer Sprache erreicht? Weil die Methoden, nach denen sie lernten, nur auf Regeln und Ausnahmen zugeschnitten waren, die Einteilung des Stoffes nach seiner leichten Erlernbarkeit aber völlig ausser acht liessen. Anerkannt bahnbrechend in dieser Hinsicht sind Poehlmanns Sprachlehrwerke, so bahnbrechend, dass die bisher verbreitetsten Methoden diese empfindliche Lücke durch Beigabe eines Sonderheftchens auszufüllen trachten: die Methode selbst aber bleibt dieselbe. In Poehlmanns Sprachlehrwerken ist aber jeder einzelne Satz nach den Gesichtspunkten des leichten Lernens und sicheren Behaltens sowohl der einzelnen Wörter, als auch des grammatikalischen Aufbaus der Sprache aufgebaut, daher auch die staunenswerten Erfolge. — Ein paar Auszüge aus Zeugnissen: „Auf diese Weise lernt man ohne es zu merken zirka 6000 Wörter. So kann man sagen, dass die Methode Poehlmann dem Ideale ‚eine Sprache in kurzer Zeit gründlich zu lernen' so nahe kommt, wie dies überhaupt möglich ist. Dr. H." — „Der eigenartige Aufbau und die überaus praktischen Gedächtnisstützen haben sich so brillant bewährt, dass ich trotz meiner 55 Jahre mit Leichtigkeit lerne und ich lediglich aus Vergnügen an dieser Methode das Studium fortsetze. A. C." — „Ich mache erstaunliche Fortschritte und sehe es als Pflicht der Nächstenliebe an, Ihre unübertreffliche, schnell und leicht zum Ziele führende Methode jedermann wärmstens zu empfehlen. M. N."

Verlangen Sie Prospekt 2 vom Verlag von

Poehlmanns Sprachen-Institut, Berlin W., Wittenbergplatz 1.

FISCHER & WITTIG IN LEIPZIG.

Digitized by Google

Heft 4
XXVIII. Jahrgang
Dezember 1913
(Erster Band, Heft 4)

UNIVERSITY CLUB
DEC 14 1913
LIBRARY

Velhagen & Klasings Monatshefte

Redaktion in Berlin W. 50, Tauentzienstr. 7B.

Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld,
Leipzig und Wien

Digitized by Google

Digitized by Google

Velhagen & Klasings EXPORT-ANZEIGER

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig

Schiffsbeladeanlage an der Küste Norwegens.
Erbaut von der Drahtseilbahnfabrik von Adolf Bleichert & Co. in Leipzig.

Schriftleitung und Anzeigenannahme: Leipzig, Hospitalstrasse 27

In 30 Tagen über die ganze Welt!

Digitized by Google

Deutsche Ueberseeische Bank

Aktien-Kapital Mk. 30,000,000.—.

Berlin W. 8, Wilhelm-Strasse 71.

Gegründet von der Deutschen Bank, Berlin.

Niederlassungen unter der Firma

Banco Aleman Transatlántico

in

Argentinien:	Bahia Blanca, Buenos Aires, Córdoba, Mendoza, Rosario de Santa Fé, Tucuman.
Bolivien:	La Paz, Oruro.
Chile:	Antofagasta, Arica, Concepcion, Iquique, Osorno, Santiago, Temuco, Valdivia, Valparaiso.
Peru:	Arequipa, Callao, Lima, Trujillo.
Uruguay:	Montevideo.
Spanien:	Barcelona, Madrid.

Banco Allemão Transatlantico

in

Brasilien:	Rio de Janeiro, Petropolis, São Paulo, Santos.

Kontokorrent- und Depositenverkehr • Kreditbriefe, Akkreditierungen • Briefliche und telegraphische Auszahlungen • Einziehung von Wechseln und Dokumenten • Besorgung aller sonstigen Bankgeschäfte •

Korrespondenten an allen grösseren Plätzen der Welt :: Eigene Telegraphenschlüssel.

Vertretungen in:

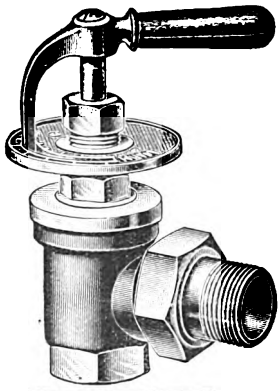
Bremen:	Deutsche Bank Filiale Bremen.
Hamburg:	Deutsche Bank Filiale Hamburg.
Brüssel:	Deutsche Bank Succursale de Bruxelles.
Konstantinopel:	Deutsche Bank Filiale Konstantinopel.
London:	Deutsche Bank (Berlin) London Agency.

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Export-Anzeiger erscheint monatlich einmal und ist durch alle Buchhandlungen der Welt, durch die Postanstalten und vom Verlage zum Preise von 4 Mk. jährlich ($^1/_4$jährlich 1 Mk.) zu beziehen. Er gelangt regelmässig in einer Auflage von mindestens **25000 Exemplaren an die besten deutschen Kaufmanns- und Handelskreise im Auslande und Uebersee** (darunter die deutschen Konsulate, Vereine, Klubs usw.). — Inserate: Zeilenpreis 80 Pfg.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld u. Leipzig. — Adresse für Anfragen u. Aufträge: Leipzig, Hospitalstr. 27.

Digitized by Google



Moderne Heizungs-Armaturen
aller Art:
Regulier-Hähne, Regulier-Ventile,
Regulier-Schieber etc.
Bedeutender Lagerbestand! Vorteilhafte Preise! Prima Referenzen!
Heine & Seifart, Hirschberg, N.-Schles.
Maschinen- und Armaturenfabrik, Metallgiesserei.
Geschäfts-Inhaber: WILHELM BANISETH, MANNHEIM.

Für jede den und das
Industrie, Handel, Gewerbe
liefern seit nahezu 40 Jahren **rühmlichst bekannte und bewährte Spezialitäten**
Deutsche und Oesterreichische Lackfabriken und Rivalinwerke
Deutsche Fabrik: Friedberg (Hessen) **Franz Megerle** Oesterr. Fabrik: Wien XXI/142.
Gratisproben u. Vorzugsofferte stehen auf Verlangen zu Diensten. Korrespondenz in allen mod. Sprachen.

Deutsche Palästina-Bank

Berlin W, Wilhelmstrasse 67 **Hamburg,** Adolphsplatz 4

Beirut, Damaskus, Haifa, Jaffa, Jerusalem, Tripoli (Syrien), Agenturen Nazareth, Nablus
Aktienkapital: Mk. 20 000 000 Reserven: Mk. 3 500 000
Telegrammadresse: Palestinbank

Eröffnung von laufenden Rechnungen · Inkasso, Bevorschussung, Diskontierung von Wechseln · Einziehung, Bevorschussung von Verladungspapieren · Vorschüsse auf Lagerscheine · Rembours- u. sonstige Kredite · Briefliche u. telegraphische Auszahlungen · Ausschreibung von Schecks und Kreditbriefen · An- und Verkauf von Wertpapieren · Aufbewahrung von Wertgegenständen und Vermietung eiserner Schrankfächer in eigener Stahlkammer · Annahme von Depositen

Besorgung aller sonstigen bankgeschäftlichen Transaktionen
speziell im Verkehr mit **Serbien, Rumänien, Bulgarien, Türkei, Griechenland,** Malta, **Ägypten, Nordafrika, den Gebieten des Roten Meeres, Russland, den Schwarzmeer- und Kaukasus-Gebieten sowie Persien.** Direkte Verbindungen an allen Orientplätzen.

Digitized by Google

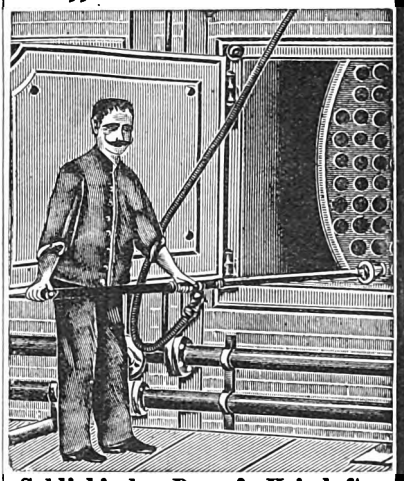
D. R. G. M. „Turbo“

Kesselrohrreiniger.

Vollkommenster Apparat für innere Reinigung von **Kesselsteinablagerungen** jed. Art i. Wasserrohrkess., Economisern, Verdampfapparaten usw. Die beste Methode zur schnellen u. gründl. Entfern. d. Kesselstein. unt. Gar. Hohe Leistungsfähigk., verbunden m. gross. Dauerhaftigkeit.

aus d. vollen Metalle heraus nahtlos gezogen ohne jed. Dichtungsmaterial. Ueber 7000 Stck. in Verwendung. Ueberlegenste Ausführung.

„Sirocco“ D. R. P.



Schlick'scher Dampf-, Heissluft-, Flugaschen- und Russ-Reiniger.

Bietet bei Tischbein-, Fairbairn-, Schiffs-, Lokomobil- und anderen Kesseln enorme Vorteile gegenüber dem bisherigen Reinigen mit Bürsten. Bei über 5000 Kesseln in Verwendung. Pro Stück Mk. 180.—.

Gustav Schlick – Dresden 16 N. 6.

Brasilianische Bank für Deutschland

Kapital M. 15,000,000.

HAMBURG mit Zweigniederlassungen in **Rio de Janeiro, Sao Paulo, Santos, Porto Alegre und Bahia.**

Bank für Chile und Deutschland

Kapital M. 10,000,000.

HAMBURG mit Zweigniederlassungen **(Banco de Chile y Alemania)** in **CHILE: Antofagasta, Concepcion, Santiago, Temuco, Valdivia, Valparaiso, Victoria;** in **BOLIVIEN (Banco de Chile y Alemania, Seccion Boliviana): Oruro.**

Deutsche Afrika-Bank Akt.-Ges.

Kapital M. 2,000,000.

HAMBURG mit Zweigniederlassungen in **Swakopmund, Windhuk, Lüderitzbucht** und Agentur in **Santa Cruz de Tenerife: Jacob Ahlers.**

Vorstehende Banken sind begründet und in Europa vertreten durch:

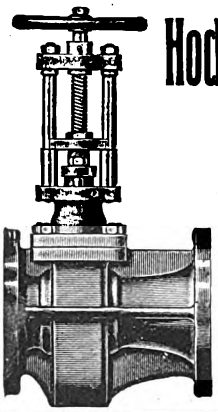
Direction der Disconto-Gesellschaft,

Berlin, Bremen, Essen a. d. R., Frankfurt a. M., London, Mainz, Saarbrücken; Frankfurt a. d. Oder, Höchst am Main, Homburg v. d. H., Potsdam, Wiesbaden,

Norddeutsche Bank in Hamburg,

Hamburg, Altona und Harburg.

Digitized by Google

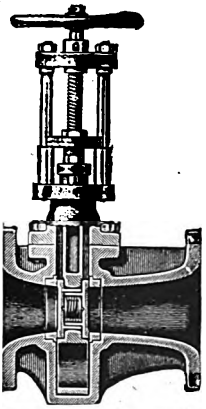


Hochdruck-Dampfschieber Pat. Ferranti D.R.P.

Vorzüge:

Der Querschnitt an der Absperrstelle ist wesentlich kleiner als der der Anschlussrohre
Minimaler Druckverlust · Wesentlich kleinere Abmessungen
Bedeutend geringeres Gewicht · Keine Umführung nötig
Leichtes Öffnen und Schliessen · Geringe Abnutzung

Schäffer & Budenberg, G. m. b. H.,
Magdeburg-B.,
Maschinen- und Dampfkessel-Armaturenfabrik.



Kondensierte Milch
Sterilis. Natur-Milch
haltbar in heissen Ländern. Export seit 20 Jahren.
Condensed Milk Export Co., Dresden-A.

Wer hilft

ausgeschriebene neue Probleme lösen? Hohe Geld- und Ehrenpreise. Kostenlos durch
Hch. Alex & Co., Brüssel,
Av. Jean Stobbaerts 23.

DIANA SATTEL

Kein Satteldruck!!!
Kataloge kostenlos
KÄDING & TRENNER
G.M.B.H. STRALSUND

Winselmann's
Präzisions-Nähmaschinen
TITAN
nähen, sticken, stopfen vor- und rückwärts in bewunderungswürdiger Vollkommenheit.
Gust. Winselmann G.m.
Nähmaschinenfabrik b.H.
Altenburg Sachs.-Alt.

Fritz Raupach, Pulsnitz i. Sa.
Abt. I: **Geschützte Neuheiten.**

Abt. II: **Holzwaren:**
Kleiderbügel aus Holz in jeder Art und Ausführung.
Unerreicht billig!
Paketknebel, Paketträger, Wäscheklammern usw.
Abt. III:
Möbelfabrikation:
Vollständige Wohnungseinrichtungen.
Kontormöbel.
Tadellos sauber und preiswert.

Beton-Mischer

Maschinen und Formen für die Zementwaren-Industrie.
Katalog gratis. — Vertreter gesucht.
Wolf & Co., Maschinenfabrik Guben 60 (Deutschland).

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Der amerikanische Wilson-Tarif und die deutschen Export-Interessen. Von Kurt Rudolf Kintzel, Berlin-Lichterfelde	5—8
Der internationale Postgiroverkehr. Von Postsekretär Hempel-Breslau	8—9
Die Internationale Baufach-Ausstellung Leipzig 1913 (Schluss)	10—28
Neues Fraureuther Porzellan. Von * * *	29
Plastische Kunst als Hilfsmittel zu Verschönerungen	30
Aus der Grossindustrie:	
Feuerwehrgeräte- und Spritzen-Industrie. Von Ingenieur A. Meder, Nürnberg. (Fortsetzung)	31—33
Neue Preislisten über Haushaltmaschinen	33—35
Technisches für den Export:	
Der Ölverbrauch bei den Dampfmaschinen	36—37
Über Reinhaltung von Dampfkesseln. (Ein neues Reinigungsverfahren.)	38—39
Handelsteil:	
Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und Schweden	40—43
Bezugsquellenregister	53—56

Der amerikanische Wilson-Tarif und die deutschen Export-Interessen.

Von Kurt Rudolf Kintzel, Berlin-Lichterfelde.

Die Frage der Wirkung des neuen amerikanischen Zolltarifs, der nach Amerikanerart plötzlich die Exportkreise der Alten Welt vor völlig veränderte Handelsverhältnisse gestellt hat, begegnet mit Recht allseitigem Interesse.

In der deutschen Presse, in welcher hauptsächlich Praktiker das Wort geführt haben, wie die Hamburg-Amerika-Linie, der Norddeutsche Lloyd und bekannte amerikanische Importhäuser sowie deutsche Speditionsfirmen für den Überseeverkehr, stehen sich Optimisten und Pessimisten in annähernd gleichen Stärkeverhältnissen gegenüber.

Ganz allgemein betrachtet übt der Abbau von Zollmauern, wie er durch die vorliegende Wilson-Zolltarifbill in umfangreicher Weise vorgenommen worden ist, auf die einzelnen Wirtschaftskörper im Weltverkehr naturgemäss verschiedenen Einfluss aus. Denn Länder, in welchen der Binnenhandel gegenüber dem Aussenhandel das Schwergewicht besitzt, wie in Russland, China und den Vereinigten Staaten von Amerika, verspüren den Druck hoher Zölle lange nicht in dem Masse, wie Exportstaaten. Zu diesen gehört neben England und Frankreich in erster Linie auch Deutschland. Letzteres hat im Vergleich zu jenen beiden Ländern insofern noch einen ungünstigeren Stand, als es nicht über den ausgedehnten Kolonialbesitz verfügt, der dem englischen und französischen Ausfuhrhandel eine sichere Stütze bietet. Überdies sind dem Absatz innerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches durch erhöhte Anforderungen für Wehrkraft und sozialpolitische Massnahmen bei allgemein steigenden Preisen in jüngster Zeit grosse Fesseln angelegt worden, die zwar der Steigerung des Volkswohlstandes keinen Abbruch tun können, aber anderseits die Kaufkraft nicht gerade gefördert haben. Wir möchten uns mit dieser Ansicht nicht in Gegensatz stellen zu den Untersuchungen des Direktors der Deutschen Bank, Karl Helfferich, in seinem kürzlich erschienenen Werke „Deutschlands Volkswohlstand 1888—1913," die darin gipfeln, dass der „innere Markt für unsere Industrieerzeugnisse sich noch in stärkerem Masse entwickelt hat, als unser auswärtiger Absatz. Man dürfte eher zu niedrig als zu hoch greifen, wenn man für das letzte Vierteljahrhundert eine Verdreifachung der industriellen Leistung der deutschen Volkswirtschaft veranschlagt."

So sehen wir denn, dass gerade die deutschen Handelsinteressen durch die Zolltarif-Reform in hervorragendem Masse berührt werden und es dürfte kein Zufall sein, dass dem deutschen Generalkonsulat in New-York ein zweiter Handelssachverständiger zugeteilt worden ist!

Das Land, welches im Aussenhandel Deutschlands die erste Stelle bei der Einfuhr, 1586 Millionen Mark, 14,8 v. H. der Gesamteinfuhr, einnimmt und bei der Ausfuhr die dritte Stelle, 697 Millionen Mark, 7,8 v. H. der Gesamtausfuhr — das Land, über dessen unbegrenzte Entwicklungsmöglichkeiten uns Autoritäten wie Goldberger und Münsterberg wertvolle Aufschlüsse gegeben haben, hat heute eine Einwohnerzahl von 97 Millionen erreicht. Der Zuwuchs durch Einwanderung betrug 1900 eine halbe Million Köpfe im Fiskaljahr 1913 dagegen 1197892, also fast 2 Millionen. Die gewerbliche Produktion weist

Digitized by Google

im zehnjährigen Zeitraum 1900 bis 1910 dem Werte nach eine Verdoppelung auf von 11,4 Milliarden Dollar auf 20,7 Milliarden, die Einfuhr stieg von 850 Millionen Dollar auf 1813 Millionen und die Ausfuhr von 1394 auf 2466 Millionen Dollar.

Während nun bei der Einfuhr nach den Vereinigten Staaten der Anteil der nach dem Payne-Aldrich-Tarif zollfreien Waren im Jahre 1911 dem der zollpflichtigen Waren gleich war, übertraf er 1912 letzteren bereits um 110 Millionen Dollar und im letzten Jahre 1913 sogar um 162 Millionen. Unter der zollfreien Einfuhr erscheinen prozentuell Rohstoffe für die Industrie mit 51,6 v. H., Nahrungs- und Genussmittel mit 19,3 v. H., Halbfabrikate mit 18,2 v. H. und Fertigfabrikate mit 9,92 v. H., bei der verzollten Einfuhr entfallen auf Fertigfabrikate, an erster Stelle, 37 v. H., auf Nahrungs- und Genussmittel 26,0 v. H., auf Halbfabrikate 20,5 v. H. und auf Rohmaterialen 14,9 v. H.

In dieser Gruppierung wird der Wilson-Tarif erhebliche Veränderungen hervorrufen. Denn ein Blick auf die Freiliste des Tarifs schon allein zeigt, dass einige Industrien für Fertigfabrikate ganz besonders günstig abgeschnitten haben. Hat doch eine allgemeine Herabsetzung der Wertzölle im Durchschnitt von 40 auf 26. v. H. stattgefunden.

Daß für diese sich bietende günstige Gelegenheit, dem amerikanischen Markte weiteres Terrain abzugewinnen, Deutschland tüchtige Konkurrenten vorfindet, zeigen die Einfuhrwerte der letzten drei Jahre der amerikanischen Handelsstatistik. Es betrug die Einfuhr insgesamt und aus den nachgenannten Ländern in Millionen Dollar:

	1913	1912	1911
Gesamteinfuhr	1813,0	1653,3	1527,2
Davon aus:			
Grossbritannien	295,6	272,9	261,3
Deutschland	189,0	171,4	163,2
Frankreich.	136,9	124,5	115,4
Kanada.	120,6	108,8	100,9

Hiernach ist die Einfuhr im Vergleich der zwei letzten Jahre aus Kanada am kräftigsten gewachsen, und zwar prozentual um 11,1 v. H., aus Deutschland um 10,5 v. H., aus Frankreich um 9,7 v. H. und aus Grossbritannien um 8,5 v. H.

Wenn Deutschland gegenüber den hier genannten Staaten auch einige hervorragende Industriezweige — man kann kurz sagen Monopolindustrien — besitzt, wie die Industrie der Teerfarbstoffe, die Spielzeug- und die Kaliindustrie, so hat es anderseits in der Maschinen-, Eisen- und Stahl-Industrie an England einen achtbaren Gegner und in der Textilindustrie an Frankreich.

Gerade diese letztgenannten Industriezweige haben besondere Berücksichtigung bei der Herabsetzung der Einfuhrzölle erfahren.

Hinreichende Erklärungen für diese Massnahmen bietet der letzte amerikanische Produktionszensus. Wir ersehen daraus, dass die Maschinenindustrie in den Vereinigten Staaten im Jahrfünft 1904 bis 1909 den Produktionswert von netto 513 auf 688 Millionen Dollar gesteigert hat, die Stahl- und Walzwerke von 233 auf 328 Millionen Dollar, die Hochofenwerke von 53 auf 71, die Industrie der elektrischen Maschinen und Apparate von 74 auf 113 Millionen Dollar. In der Textilindustrie sind steil ansteigende Kurven der Produktion bei Woll- und Filzwaren (114 auf 153 Millionen Dollar), bei Baumwollwaren (164 auf 257), bei Herrenkonfektion (von 195 auf 271), bei Damenkonfektion (von 116 auf 176) und bei Seidenwaren (von 57 auf 89) erkennbar.

Die Abkehr vom Hochschutzzollsystem setzt in den Vereinigten Staaten demnach bei den Industriezweigen ein, die eine Schwächung ihrer Lage durch Konkurrenz des Auslandes nicht zu befürchten haben.

Wenn trotzdem Bestimmungen für die Handhabung des neuen Zollgesetzes getroffen wurden, den Handelsverkehr zu erschweren, so erhellt hieraus die Tatsache, dass die Privatindustrie in Amerika sich mit allen Mitteln dem Gesetzgeber entgegengestellt hat.

Von diesen Massnahmen ist das geplante Verbot der Einfuhr von Waren, die durch Kinder- und Sträflingsarbeit erzeugt werden, erfreulicherweise fallen gelassen worden. Die Spielwarenindustrie, Konfektion und Industrie der künstlichen Blumen wäre in Deutschland durch das Verbot hart betroffen worden. Ist doch die Zahl der in Handel und Industrie, und zwar überwiegend in vorgenannten Zweigen erwerbstätigen Kinder unter 14 Jahren im Deutschen Reiche von 43000 nach der Berufs- und Gewerbezählung im Jahre 1895 auf 73000 nach der Zählung von 1907 angewachsen.

Die Gefängnisarbeit kommt im Deutschen Reiche für den Export kaum in Betracht. Die hierüber vorliegenden neusten Ermittelungen der preussischen und bayrischen Justizverwaltung lassen erkennen, dass seitens der Behörden sorgfältig darauf Bedacht genommen wird, den Arbeitsmarkt nicht ungünstig zu beeinflussen.

Der Flaggenzoll, welcher in Höhe von 5 v. H. die Waren belastet, die auf Schiffen nicht amerikanischer Nationalität über den Ozean kommen, wird aller Voraussicht nach kein langes Leben haben. Jedenfalls werden deutsche Schiffe von diesem Zolle nicht betroffen.

Digitized by Google

Bleibt als störende Neuerung schliesslich übrig die Vorlage der Geschäftsbücher zur Bemessung der Verzollung nach dem Werte, im Weigerungsfalle ein Zollzuschlag von 15 Prozent. Diese Bestimmung ist hart und leider nur zu geeignet, Denunziationen Tür und Tor zu öffnen. Hier wird sich dem in der Gründung begriffenen, neuen Deutsch-Amerikanischen Wirtschaftsverbande günstige Gelegenheit zur Betätigkeit bieten. Mehr und mehr macht sich in den Kreisen der deutschen Kaufmannschaft das Bedürfnis geltend, zuverlässige private Auskunftsstellen zu erhalten, die ihr in den sich ständig komplizierenden Fragen der Handels- und Zollpolitik und auf den verschlungenen Pfaden der Gewerbe- und Steuergesetzgebung zur Seite stehen nach dem Grundsatz: „Rasch und billig." Von diesem Gesichtspunkte aus begrüssen wir die Bestrebungen zur Gründung des Verbandes und wünschen seinen Arbeiten vollen Erfolg. —

Der gute Ruf deutscher Qualitätsarbeit, der fest begründet ruht auf dem System einer vortrefflichen Auslese und Anpassung der deutschen Arbeiterschaft, hat den Export nach den Vereinigten Staaten von Amerika auch unter dem alten Zollsystem stetig gefördert. Einige Beispiele mögen dies erläutern. Die in Thüringen, im Vogtlande, in Nürnberg und Fürth heimischen Fabriken für die Herstellung von Spielzeug und Christbaumschmuck vermochten den Absatz nach Amerika im Zeitraum 1908 bis 1912 von 128000 dz auf 183000 dz zu steigen. Bedeutende Zunahmen, zum Teil Verdoppelungen weisen die Absatzziffern von Markneukirchener und Klingenthaler Zieh- und Mundharmonikas auf, des weiteren von Klavieren und Klavierteilen. Die Glashütter und Schwarzwälder Uhrenindustrie hat auf dem amerikanischen Markte in den letzten fünf Jahren hervorragende Fortschritte gemacht.

Der Solinger Schneidwarenindustrie, den Sebnitzer Blumenfabriken, den Fürther Bronze- und Spiegelglasfabriken, der Hanauer Handschuhindustrie und den Preziosenwerkstätten in

Hetzartikel gegen deutsche Waren und Bitte an unsere ausländischen Freunde!

Gegen deutsche Waren und gegen die deutsche Handelswelt werden noch immer in einzelnen Staaten Hetzartikel durch ausländische Blätter verbreitet, in der Absicht, dem deutschen Wettbewerbe auf diesem Wege — da es auf dem Gebiete der grösseren Leistungsfähigkeit nicht gelingt — möglichst viel Abbruch zu tun. Wir beobachten eine Verschärfung dieser Hetze da, wo der Deutsche infolge seiner grösseren Anpassungsfähigkeit und seines preiswerteren Angebotes auffallend an Boden gewinnt.

Um derartigen Angriffen frühzeitig und in ruhiger und sachlicher Weise entgegentreten zu können, richten wir an unsere ausländischen Leser und Freunde die Bitte, uns in unserer Abwehr durch schnelle Mitteilung derartiger Hetzartikel und Übersendung der betreffenden Nummern zu unterstützen.

Schriftleitung und Verlag von Velhagen & Klasings Export-Anzeiger.

Zusendungen nach Leipzig, Hospitalstrasse 27, erbeten.

Digitized by Google

Pforzheim, im oldenburgischen Oberstein und Idar an der Nahe ist die Union längst ein treuer und zahlungsfähiger Kunde geworden.

Als vor einem Jahre der Internationale Handelskammer-Kongress in Boston, einer der bedeutenden amerikanischen Industrie-Metropolen, tagte, hatten die am zahlreichsten vertretenen Abgesandten deutscher Handelskammern Gelegenheit, die gewaltigen industriellen Fortschritte des stammverwandten Volkes, seine Sympathien für das Deutschtum und seine Gastfreundschaft kennen und schätzen zu lernen. Zum Ausdruck kam dies in dem Telegramm, das der Deutsche Handelstag am 20. Februar 1913 an die Handelskammer zu Boston gerichtet hat: „Der Deutsche Handelstag hat soeben einen Bericht über den Bostoner Kongress und die Reise durch Amerika entgegengenommen und sagt nochmal innigen Dank für die den Kongressteilnehmern erwiesene glänzende Gastfreundschaft, die es ermöglichte, unter den günstigsten Umständen die grossartigen Verhältnisse jenseits des Meeres kennen zu lernen!"

Hieran sei erinnert im Hinblick auf das nahende nationale Fest der Eröffnung des Panamakanals in Verbindung mit der Weltausstellung in San Franzisko.

Wenn Deutschlands Beteiligung an dieser Ausstellung den Zwiespalt der Meinungen in massgebenden Handels- und Industriekreisen in gewissem Sinne berechtigt erscheinen lässt, so sollte doch im Interesse des Deutschtums in den Vereinigten Staaten und im Hinblick auf die durch den Wilson-Tarif verbesserten Absatzchancen von deutscher Seite alles getan werden, dem befreundeten Volke die Festesfreude zu erhöhen. Hat doch nunmehr auch der Verein zur Förderung des Deutschtums im Auslande beschlossen, sich an der Weltausstellung in San Francisco durch eine Darstellung des deutschen Volksschulwesens im Auslande zu beteiligen.

Der internationale Postgiroverkehr.

Von Postsekretär Hempel-Breslau.

Unter den Errungenschaften, die der fortschreitende Internationalismus der Gegenwart gezeitigt hat, beginnt seit einigen Jahren auch der Postgiroverkehr eine gewisse Rolle zu spielen und mehr und mehr an Bedeutung zu wachsen.

Der internationale Postgiroverkehr (Kreislauf des Geldes im Wege der einfachen Überschreibung ohne Barzahlung) erstreckt sich zurzeit auf den Verkehr zwischen Deutschland, Belgien, Luxemburg, der Schweiz und Ungarn.

Die Einführung des Postgirodienstes zwischen den drei deutschen Postverwaltungen (Reichspost, Bayern und Württemberg) und Österreich, Ungarn, der Schweiz sowie Belgien fällt in das Jahr 1910. (Österreich, Ungarn und Schweiz 1. Februar, Belgien 1. November 1910.) Luxemburg nimmt an dem Dienste seit 1. Januar 1912 teil. Die gewissenhafte und zuverlässige Ausführung der aus dem internationalen Postgiroverkehr sich ergebenden Geschäfte, ist durch besondere Übereinkommen sicher gestellt, die von den am Dienste teilnehmenden Staaten unterzeichnet sind. An Stelle des mit Belgien am 1. November 1910 abgeschlossenen Übereinkommens wurde, nachdem nach dem Gesetze vom 28. Dezember 1912 die Königlich Belgische Postverwaltung für ihren inneren Verkehr den Postscheckdienst eingeführt und in Brüssel ein Postscheckamt errichtet hatte, mit der Wirkung vom 16. April 1913 ab ein neues Übereinkommen gesetzt.

Der internationale Postgiroverkehr ist in seinen allgemeinen Zügen so eingerichtet, dass jeder Inhaber eines Scheckkontos bei einem deutschen Postscheckamte von seinem Konto Beträge auf ein Scheckkonto bei dem k. k. Postsparkassenamt in Wien, bei der Königlich-Ungarischen Postsparkasse in Budapest, bei den schweizerischen Postscheckbureaus, beim Königlich Belgischen Postscheckamt in Brüssel (bis auf weiteres auch noch bei der Belgischen Nationalbank bzw. einer ihrer Filialen) oder bei dem Grossherzoglich Luxemburgischen Postscheckamte überweisen und, in umgekehrter Weise, sich überweisen lassen kann.

Die Abwickelung geschieht folgendermassen:

Zu den Überweisungen nach dem Auslande benützen die Kontoinhaber dieselben Formulare (Giropostkarten, Überweisungs-Scheckformulare) wie im inländischen Verkehr. Das Konto, auf das der überwiesene Betrag gutgeschrieben werden soll, muss so genau bezeichnet sein, dass jeder Ungewissheit vorgebeugt wird, insbesondere muss die Nummer und das ausländische Amt, bei dem das Konto geführt wird, angegeben werden. (Im Verkehr mit Belgien ist bis auf weiteres, wenn der Empfänger kein Konto bei dem Postscheckamt in Brüssel, wohl aber bei der Belgischen Nationalbank oder einer Privatbank hat, die ihrerseits ein Konto bei der Belgischen Nationalbank unterhält, die Nummer dieses Bankkontos zu bezeichnen.)

Digitized by Google

Der Betrag der Überweisung kann nach Belieben des Auftraggebers entweder in der Reichswährung oder in der Währung des Bestimmungslandes angegeben werden. Im Verkehr mit Belgien, Luxemburg und der Schweiz dürfen die Abschnitte der Giropostkarten, der Überweisungsformulare und der Scheckformulare in Kartenform vom Auftraggeber zu Mitteilungen an den Empfänger benutzt werden, dagegen nicht im Verkehr mit Wien und Budapest.

Aufträge zu Barauszahlungen werden im Verkehr mit dem Auslande nicht ausgeführt, auch findet eine Mitwirkung der Postanstalten am Postgirodienste im Verkehr mit dem Auslande nicht statt.

Den Verkehr mit Belgien nehmen die Postscheckämter Berlin, Köln und Karlsruhe (Baden) wahr, und zwar:

Das Postscheckamt Berlin zugleich für die Postscheckämter Breslau und Danzig; das Postscheckamt Köln zugleich für die Postscheckämter Frankfurt (Main), Hamburg, Hannover und Leipzig.

Den Verkehr mit Luxemburg vermitteln die Postscheckämter Köln und Frankfurt (Main), und zwar:

Das Postscheckamt in Köln zugleich für die Postscheckämter Berlin, Danzig, Hamburg und Hannover; das Postscheckamt in Frankfurt (Main) zugleich für die Postscheckämter Breslau, Karlsruhe (Baden) und Leipzig.

Die Abwicklung des Verkehrs mit Österreich, der Schweiz und Ungarn erfolgt durch die Postscheckämter in Berlin, Leipzig und Karlsruhe, mit Wien und Budapest ausserdem durch das Postscheckamt in Breslau. Diese Ämter vermitteln auch den Verkehr für die übrigen Postscheckämter des Reichs-Postgebiets mit, und zwar:

a) Den Verkehr mit Wien und Budapest:
   1. Das Postscheckamt Berlin für die Postscheckämter Köln, Danzig und Hamburg.
   2. Das Postscheckamt in Leipzig für die Postscheckämter Frankfurt (Main) und Hannover.

b) Den Verkehr mit den schweizerischen Postscheckbureaus:
   1. Das Postscheckamt Berlin für das Postscheckamt Danzig.
   2. Das Postscheckamt Leipzig für das Postscheckamt Breslau.
   3. Das Postscheckamt Karlsruhe (Baden) für die Postscheckämter Köln, Frankfurt (Main), Hamburg und Hannover.

In der Schweiz sind die Postscheckbureaus Basel, Bern und Zürich als Vermittlungsämter für den Verkehr mit den deutschen Postscheckämtern vorgesehen.

Der Kurs, nach welchem die von den inländischen Kontoinhabern nach dem Auslande in Auftrag gegebenen Überweisungen aus der Reichswährung in die fremde Währung umzurechnen sind, wird vom Reichs-Postamt unter Anlehnung an die Börsennotierungen festgesetzt. Gegenwärtig beträgt der Umrechnungskurs:

Für Überweisungen nach Österreich und Ungarn 84 M. 75 Pfg. für 100 K.

Für Überweisungen nach Belgien 80 M. 55 Pfg. für 100 Fr.

Für Überweisungen nach der Schweiz 80 M. 90 Pfg. für 100 Fr.

Die Überweisungen nach und von Luxemburg erfolgen in der Reichswährung, der Betrag der Überweisung ist daher vom Auftraggeber nur in der Reichswährung anzugeben.

Für die Überweisungen nach dem Auslande wird von denjenigen Kontoinhabern, die den Auftrag erteilt haben, eine Gebühr von $^1/_2$ vom Tausend des überwiesenen Betrags der Reichswährung erhoben; die Gebühr für jede Überweisung wird auf volle 5 Pfg. aufgerundet und beträgt mindestens 20 Pfg. Für die Überweisungen vom Auslande werden keine besonderen Gebühren angesetzt. Die Überweisungen nach und vom Auslande sind jedoch den Buchungen zuzuzählen, für die nach der Postscheckordnung bei mehr als 600 Buchungen die Zuschlaggebühr von 7 Pfg. berechnet wird.

Die Verzeichnisse der Kontoinhaber des Auslandes können einschliesslich der Nachträge durch Vermittlung der deutschen Postscheckämter bezogen werden.

Wie sich der internationale Postgiroverkehr von Jahr zu Jahr entfaltet hat, ergibt nachfolgende Zusammenstellung:

	März 1910	März 1911	März 1912	März 1913	Ende August 1913	Ende September 1913
1. Zahl der Übertragungen aus deutschen Konten auf fremde Konten.						
Stück:	1482	2068	2427	2813	2962	2986
Betrag in M.:	643066,09	914870,39	1398045,99	1334003,53	1358899,31	1582425,52
2. Zahl der Übertragungen aus fremden Konten auf deutsche Konten.						
Stück:	4729	8583	11564	13408	13815	14515
Betrag in M.:	2116730,28	4510843,26	5330121,29	5893220,38	5366028,38	5948003,47
Gesamtumsatz in M.:	2759796,37	5425713,65	6728167,28	7227223,91	6724927,69	7530428,9

Digitized by Google

Die Internationale Baufach-Ausstellung Leipzig 1913.

(Schluss.) (Nachdruck verboten.)

Mit ca. vier Millionen Besuchern hat die Internationale Baufach-Ausstellung am 31. Oktober 1913 ihre Pforten geschlossen. Der Name dieser Weltschau war in den letzten Monaten noch geändert worden. Der neue Titel „Bauen und Wohnen“ sollte das Gebiet mehr erschöpfen und darauf hindeuten, welche verschiedenartigen Objekte die „Iba“ zu zeigen hatte.

(Ferdinand Bendix Söhne Aktiengesellschaft, Berlin O. 27.)

Der aus dem Ausland nach Deutschland gekommene Besucher wird sicherlich voll befriedigt die weiten Hallen verlassen haben, das Gesehene wird nunmehr im eigenen Heim praktisch angewandt und die deutsche Industrie erhofft noch nachträglich ein gutes Geschäft zu machen.

An diese Spezialausstellung wurden zu Beginn grosse Hoffnungen geknüpft, die zu einem grossen Teile unerfüllt geblieben sind, trotzdem sich speziell die deutsche Industrie die erdenklichste Mühe gegeben hat, etwas Würdevolles der internationalen Welt zu zeigen.

Vom Ausland wurde leider für diese Veranstaltung nicht das gewünschte Interesse gezeigt; zwar konnten in Leipzig Besucher auch aus den entferntesten Erdteilen begrüsst werden, trotzdem aber waren selbst bei weniger hoffnungsfreudigen Unternehmen die Endergebnisse nicht befriedigend.

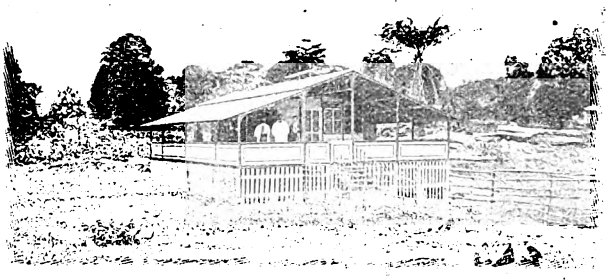
Ohne Zweifel aber muss zugegeben werden, dass der internationale Handel durch diese Weltausstellung frisches Leben erhielt, da von den beteiligten Firmen vornehmlich solche Objekte (vielfach im Betrieb) gezeigt wurden, die auf anderen Ausstellungen noch nicht in dieser Vollkommenheit zu sehen waren. Daher benötigte wohl jeder aufmerksame Beobachter mehrere Tage angestrengtesten Schauens, um nur einen kleinen Überblick zu erhalten.

Mit dem vorliegenden Artikel wollen wir unseren Rundgang schliessen und zusammenfassend noch einige bedeutende Ausstellungsobjekte erwähnen, die die Beachtung der ausländischen Besucher verdienten.

In obenstehendem Bilde bringen wir ein gutes Beispiel dafür, wie dem Wunsche, ein billiges, gesundes und behagliches Eigenheim zu haben, Rechnung getragen werden kann. Die Ferdinand Bendix Söhne Aktiengesellschaft für Holzbearbeitung, Berlin O. 27, hat dies an ihrem, in der „Iba“ aufgestellten Landhause bewiesen. Das ganze Gebäude hat eine Grundfläche von 45 qm und enthält durch die geschickte Ausnutzung vier Zimmer, eine Diele, eine Küche mit Speisekammer, ein Badezimmer und eine Garderobe, ferner noch eine grosse Veranda. Alle Räume sind zweckmässig und praktisch angelegt. Es soll hierbei noch besonders darauf hingewiesen werden, dass

Digitized by Google

das Haus in allen Teilen zerlegbar und transportabel ist. Die Konstruktion lässt den Häuserbau für alle Gegenden und für jede Jahreszeit zu. Zu erwähnen ist hierbei noch, dass der Preis derartiger Gebäude verhältnismässig niedrig ist und gestattet neben der dauernden Wohnung noch ein besonderes Jagd-, Garten- oder Sommerhaus sich anzuschaffen.



(Christoph & Umnack, A.-G., Niesky, O.-L.)

Auf dem gleichen Gebiete hat die Firma Christoph & Umnack, A.-G., in Niesky, O.-L., mehrere interessante Baulichkeiten aufgeführt, von denen das „Nordische Haus" einen gediegenen, vornehmen und behaglichen Eindruck machte. Es stellte ein grosses zweistöckiges Wohngebäude mit Diele, Wohn- und Schlafräumen dar, wie es für den Sommeraufenthalt im Gebirge oder an der See vielen von uns gefallen würde.

(Christoph & Umnack, A.-G., Niesky, O.-L.)

Die Firma hatte in diesem Gebäude eine grosse Zahl Modelle ausgestellt, darunter eine imposante, plastische Darstellung des von ihr ausgeführten Kaiser Wilhelm-Kinderheims in Ahlbeck. Man sah da Modelle von zerlegbaren transportablen Döcker-Bauten für die verschiedenartigsten Zwecke. Unter diesen fiel besonders das Modell der bekannten Döcker-Kriegs- und Epidemie-Baracke auf, die sowohl im montierten wie im zerlegten Zustande dargestellt war. Es ist erstaunlich, wie gering die Raumeinnahme einer derartigen verpackten Baracke ist und wie leicht sich dieselbe mit Fuhrwerk und auf Eisenbahnwaggons transportieren lässt.

Nach Übersee sind einzelne Döcker-Bauten für jede Zweckbestimmung im Kranken-, Schul- und Wohnungswesen, aber auch sehr umfangreiche Krankenhäuser für mehr als hundert Betten, grosse selbständige Schulanlagen, Häuser für Farmen sowie Kolonial- und Pflanzungsgesellschaften, ganze grosse Militärlager, Kirchen usw. von dieser Firma geliefert worden, welche sich unter allen klimatischen Verhältnissen im besonderen in bezug auf Temperatur-Isolierung und leichten Transport sehr gut bewährt haben.

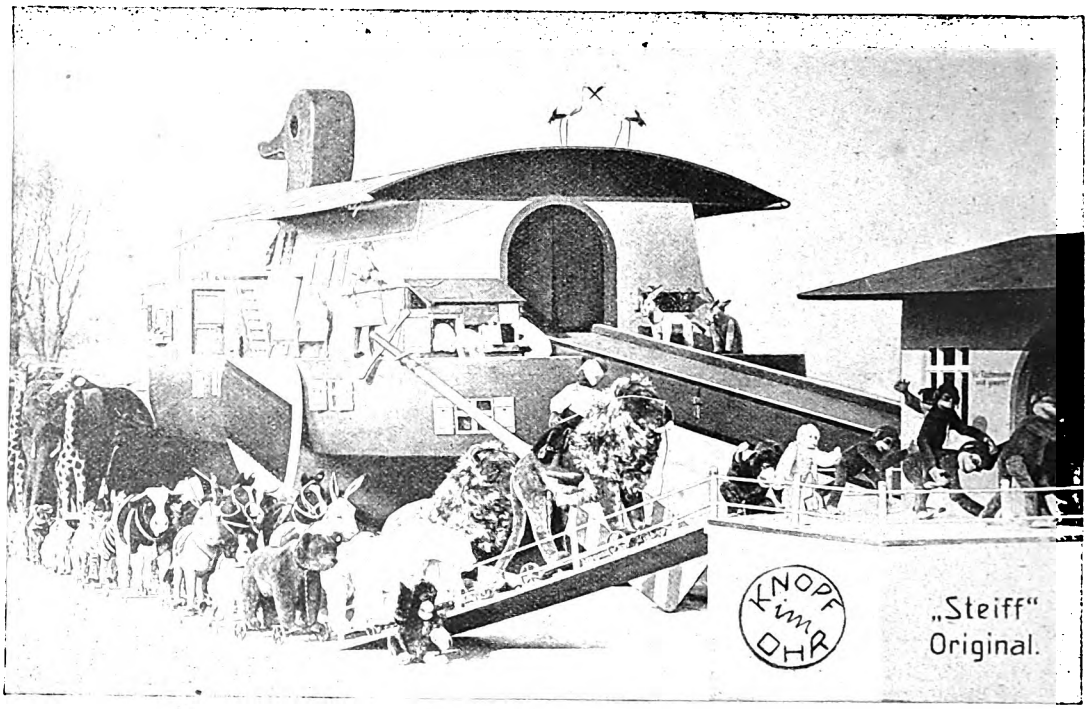
In mehreren Räumen des Obergeschosses zeigte die Fabrikations-Abteilung der Firma „Schul- und Turnhallen-Einrichtungen" Schulbänke verschiedener Systeme sowie Turn- und Sportgeräte jeder Art. Von ihr ist auch die Muster-Turnhalle auf das modernste ausgestattet.

Die Firma hatte auf der Ausstellung ausserdem verschiedene Milchverkaufs-Gebäude errichtet, sowie die freitragenden Dachkonstruktionen in Holz für den Bierpalast, zum Tanzpalast, Riesenfass und die Werdandi-Halle geliefert. Auch auf dem Gebiete der Klappmöbel und -zelte waren gute Ausstellungsobjekte zu sehen, die den Beweis erbrachten, welchen geringen Raum derartige Möbelstücke benötigen und wie bequem sie sich transportieren lassen.

Im Raumkunstgebäude hinter dem Repräsentationsraum (der mit Cadiner Erzeugnissen ausgestattet ist) befindet sich eine Spezialausstellung der allerliebsten Käte Kruse-Puppen. Die hochkünstlerische Art dieser Stoffpüppchen ist von einwandfreier Seite wiederholt festgestellt worden, wes-

Käte Kruse-Puppen.
(Werkstätten der Käte Kruse-Puppen, Bad Kösen am Rechenberg.)

Digitized by Google



(Margarete Steiff, Giengen.)

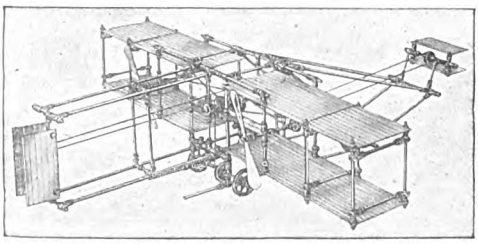
halb wir an dieser Stelle darauf verzichten dürfen, näher auf dies Gebiet einzugehen. Die Werkstätten der Käte Kruse-Puppen in Bad Kösen am Rechenberg haben sich bereit erklärt, auf Anfrage weitere Einzelheiten bekannt zu geben.

In Gent wurden die Käte Kruse-Puppen mit dem „Grand Prix" ausgezeichnet. Mit Recht wird von Erziehern darauf hingewiesen, dass ein derartiges tiefdurchdachtes Spielzeug für die Kleinen viele Anregungen bietet und insbesondere den Schönheitssinn der Kinder weckt.

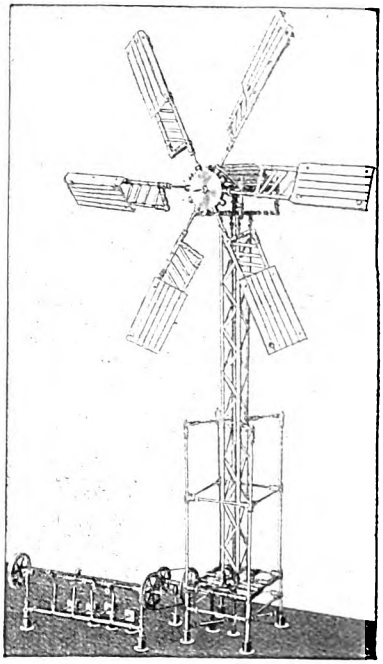
In der Halle für Turnen und Spiele hatte die Firma Margarete Steiff in Giengen eine schöne Spezialausstellung zur Schau gebracht, von der wir eine Abbildung hier zeigen können.

Auch die Firma Gebrüder Bing, A.-G., in Nürnberg, konnte mit einem neuen Spiel aufwarten. Unter dem Namen „Structator" wird von dieser Firma ein Baukasten gefertigt, der aus 3 Grundelementen, einem T-Stück, einem L-Stück und einem I-Stück besteht. Der Baukasten soll die Kinder zum Nachdenken anregen und die geistige Tätigkeit fördern. Die Befestigung der einzelnen Elemente auf den Achsen erfolgt mittels Keilringen, die mit einer Spezialzange, der „Structator-Zange", welche jedem Kasten beigegeben wird, in die vorhandenen konischen Bohrungen der Elemente leicht eingedrückt werden. Damit wird eine feste Verbindung zwischen Achse und Element hergestellt, die von Hand nicht mehr zu lösen ist; und doch ist die Lösung der einzelnen Teile wieder leicht möglich, indem mit der eben genannten Zange der Keilring festgehalten und durch eine leichte Drehung von dem Element wieder entfernt wird.

Ist auf diese Weise also an sich das Aufbauen von irgendeinem Bauwerk

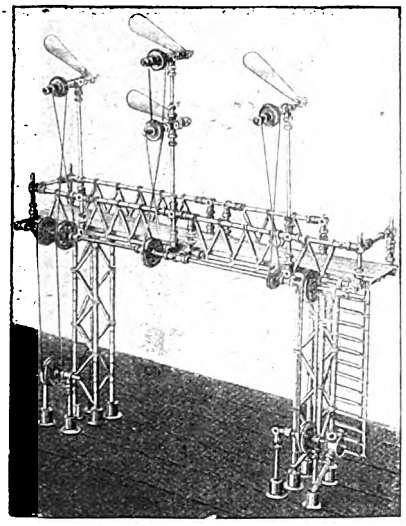


Luftfahrzeug (Zweidecker)
aus Structator-Baukasten hergestellt.



Windmotor mit Hammerwerk
aus Structator-Baukasten hergestellt.

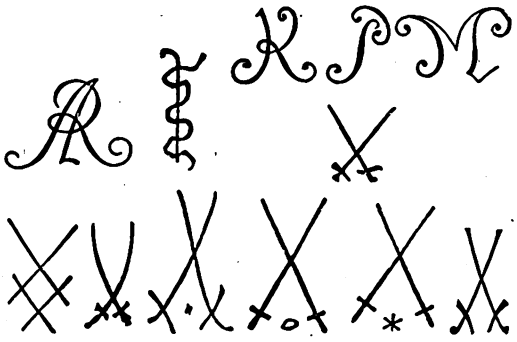
Digitized by Google



Singnalbrücke
aus Structator-Baukasten hergestellt.

durch die überaus einfache Handhabung leicht, bequem und doch unterhaltend, so ist, was die Kinder in der Regel ja am meisten zu lieben pflegen, vor allem auch das Abbauen des hergestellten Spielzeuges ein überaus einfaches und rasches.

Die eisernen Teile des Baukastens sind in der Hand des jugendlichen Baumeisters ein vorzügliches



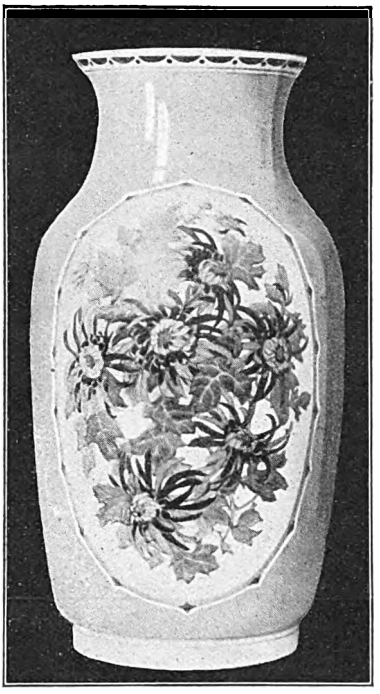
(Königlich Sächsische Porzellanmanufaktur, Meissen.)

Mittel, seinen Willen zu stärken und zu stählen; sie werden ihm Veranlassung geben zu grübeln und zu erfinden, zu bilden und zu schaffen; an ihnen wird der Knabe seine Denkkraft schulen, seinen Verstand üben und schärfen. — Und durch fleissiges, sorgfältiges Beobachten des beim Spiele sitzenden Sohnes — in Wirklichkeit widmet er sich einer ernsten Arbeit — wird mancher Vater, der sich selbst an dem auch ihm lieb gewordenen Spiel lebhaft beteiligt, auf Anlagen und Fähigkeiten seines Kindes aufmerksam gemacht, die bei der Berufswahl massgebend sein sollten.

So dürfte dies neue Spiel besonders jetzt viel Beachtung finden. Zur Information veröffentlichen wir hierzu einige Bilder, aus denen Einzelheiten zu erkennen sind.

Der Baukasten ist nur in den einschlägigen Geschäften, nicht vom Fabrikanten direkt zu erhalten; für Übersee durch Vermittlung europäischer Exporteure.

(Königlich Sächsische Porzellanmanufaktur, Meissen.)

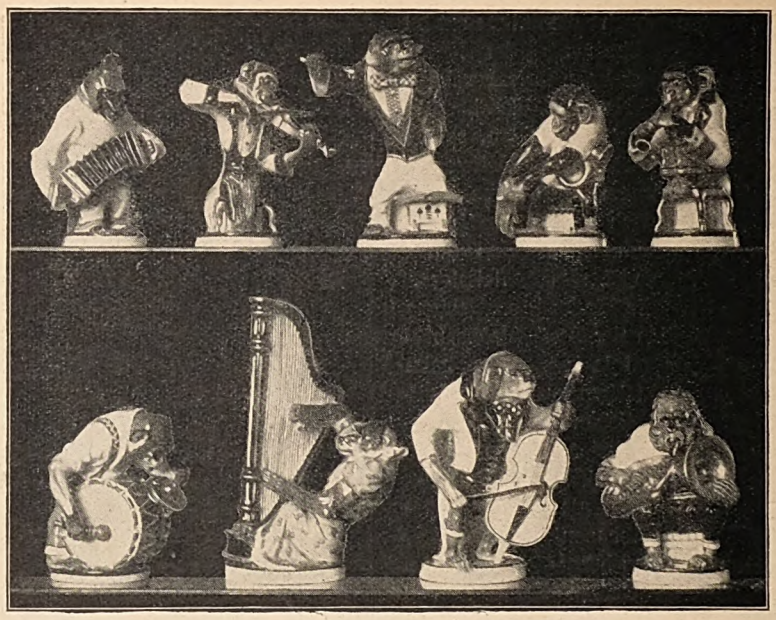


(Königlich Sächsische Porzellanmanufaktur, Meissen.)

Dass die Kunst auf der „Iba“ nicht zu kurz kommt, dafür hatte neben anderen bedeutenden Firmen auch die schon im 18. Jahrhundert gegründete

(Königl. Sächsische Porzellanmanufaktur, Meissen.)

Digitized by Google



(Königlich Sächsische Porzellanmanufaktur, Meissen.)

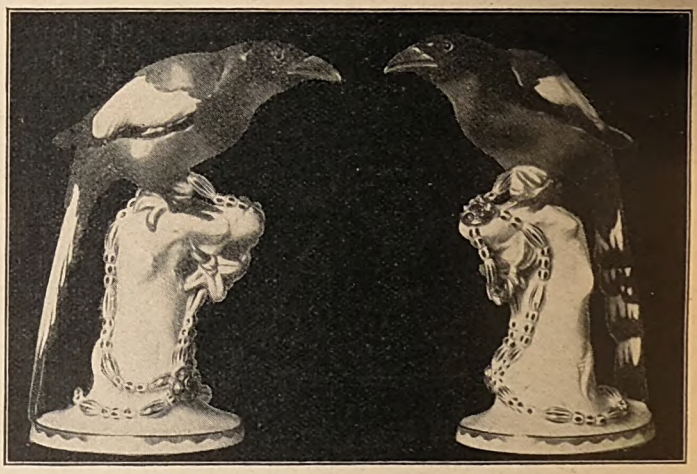
rektion dieser Königlichen Staatsanstalt den Lesern einige neuere Erzeugnisse im Bilde vorführen, wobei besonders der gut künstlerisch wiedergegebene Denkmalsbau der Leipziger Völkerschlacht als Wandteller (siehe Abbildung auf Seite 13) viele Freunde im Auslande finden wird.

In der Halle Baukunst, die links vom Eingang zur Raumkunsthalle stand, hatte die Fabrik R. Reiss in Liebenwerda ihre reichhaltige und sehr interessante Spezialausstellung untergebracht. Bekanntlich fertigt diese Firma als langjährige Spezialität in ihren Präzisions-Werkstätten geodätische Instrumente aller Art für Landvermessungen, Berg-, Eisenbahn-, Strassen- und Wasserbau, sowie für das Forstwesen an, und zwar von den einfachsten Nivellier-Instrumenten bis zu den feinsten, mit allen Vervollkommnungen ausgeführten Theodoliten und Präzisions-Instrumenten.

Wir zeigen im Bilde den Ausstellungsstand der Firma (siehe S. 15), der sicher manchem Besucher der „Iba“ angenehm auffiel. Von den gezeigten Spezialitäten erwähnen wir ferner an

Königlich Sächsische Porzellanmanufaktur in Meissen gesorgt.

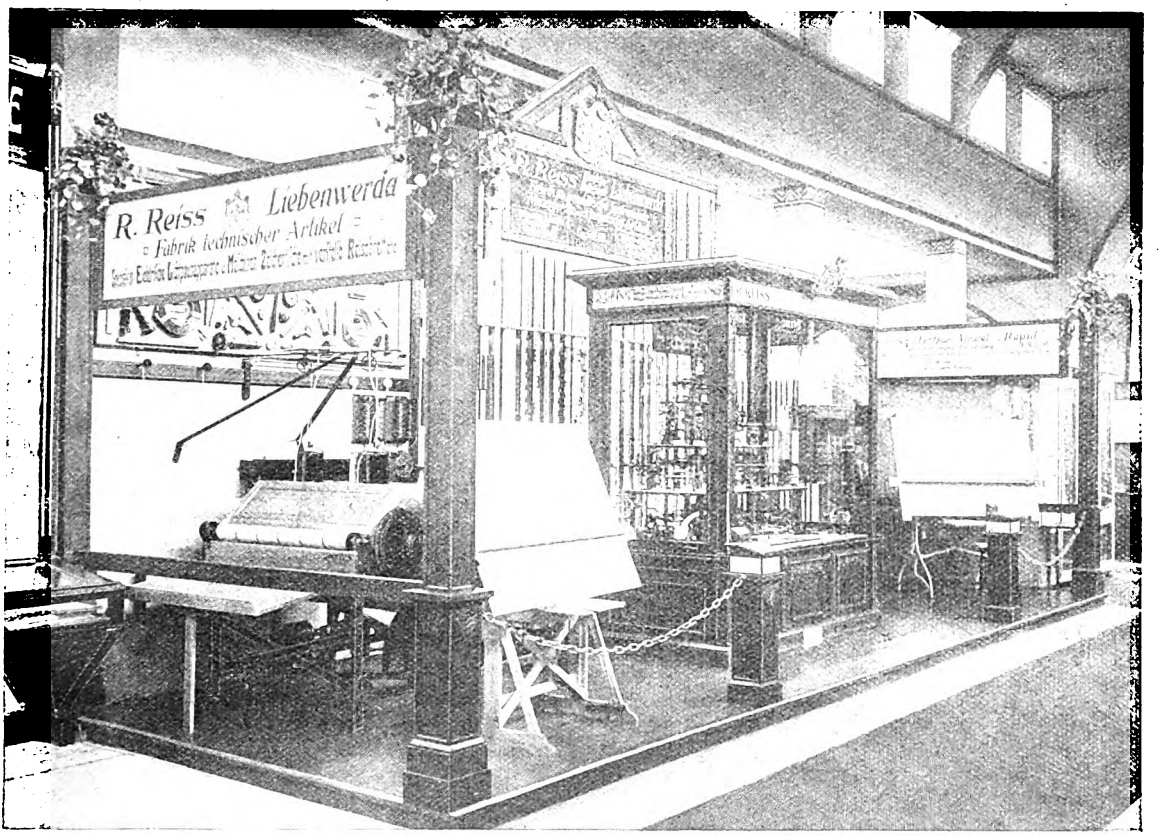
Die Erzeugnisse dieses Institutes sind in allen Teilen der Welt des gleich grossen Interesses sicher, da hier Kräfte walten, deren künstlerisches Schaffen sich nicht im Kleben an Vergangenem verliert. Leider lässt es der knappe Raum nicht zu, an dieser Stelle ausführlich auf all die Schönheiten hinzuweisen, die die Meissner Porzellanmanufaktur auf der „Iba“ als Neuheiten zeigte. Wir können jedoch durch freundliches Entgegenkommen der Di-



(Königlich Sächsische Porzellanmanufaktur, Meissen.)

(Königlich Sächsische Porzellanmanufaktur, Meissen.)

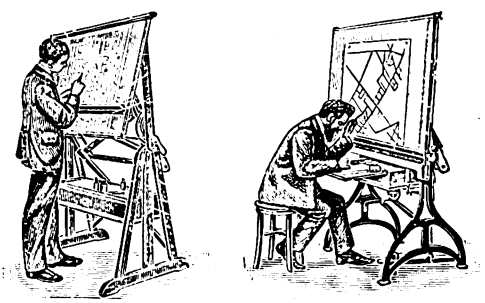
Digitized by Google



Ausstellungsstand der Firma R. Reiss, Liebenwerda, auf der Internationalen Baufach-Ausstellung Leipzig 1913.

dieser Stelle die verstellbaren Zeichentische, bei denen das Zeichenbrett hoch und niedrig, horizontal und vertikal gestellt werden kann.

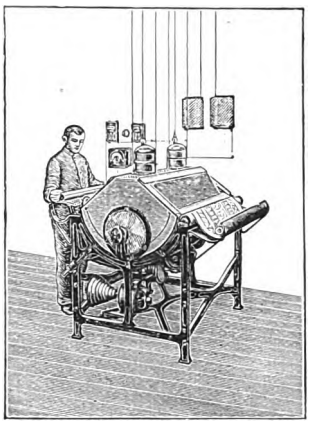
In Lichtpausanstalten ist bisher stets das Bestreben vorherrschend gewesen, die Belichtungszeit für die Lichtpausen auf die denkbar geringste Zeit zu vermindern, und ist dies ja durch die zylindrischen Lichtpausapparate für elektrische Belichtung, sowie die elektrische Lichtpausmaschine „Fix", welche genannte Firma seit Jahren als Spezialität fertigt, auf die vollkommenste Weise gelungen. (Die „Fix"-Maschine liefert den Quadratmeter Negativpausen in 20 Sekunden, Positivpausen in 2 Minuten; eine bisher unerreichte Leistung.) Dagegen blieb die Trocknung der Lichtpausen nach der Entwicklung, trotz vielfacher Vorrichtungen, die seitens einzelner Fabriken mit grossem Geldaufwand hergestellt wurden, ein ungelöstes Problem, denn es war nirgends möglich, trockene Lichtpausen so schnell zur Ablieferung zu bringen, wie dies der schnellen Exponierung der Kopien gemäss hätte erfolgen müssen. Wie oft bleiben eilige Offerten liegen, wie oft müssen die Werkstätten auf Zeichnungen warten, weil die Ablieferung fertiger, d. h. trockener Lichtpausen nicht so schnell, wie sie gebraucht werden, erfolgen konnte. Diesen in fast allen Betrieben vorhandenen Übelständen hilft der elektrische Trockenschrank „Cyklon" auf die denkbar einfachste Weise ab, denn man ist bei Benutzung desselben in der Lage, stündlich 150 qm, also täglich 1500 qm trockne Lichtpausen zur Ablieferung zu bringen. Die Handhabung des Cyklon-Trockenapparates ist die denkbar einfachste, denn die nassen Lichtpausen werden, nachdem sie aus dem Wasserbad kommen und den Wasserabstreicher passiert haben, auf Rahmennetze gelegt und der elektrische Heizapparat nebst Ventilator eingeschaltet, wodurch die durch den Heizkörper angewärmte Luft in Verbindung mit der vom Ventilator aufgesaugten kalten Luft in sehr schneller, unaufhörlicher Luftzirkulation über die feuchten Lichtpausen beiderseits hinweggetrieben wird und dabei die Trocknung in schneller Weise bewirkt. — Der Stromverbrauch für Venti-



(R. Reiss, Liebenwerda.)

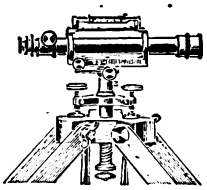
Digitized by Google

lator und Heizkörper ist im Verhältnis zur Leistung gering, um so mehr, da nach Erzielung der zur Trocknung genügenden Temperatur



(R. Reiss, Liebenwerda.)

eine teilweise Ausschaltung der Heizung erfolgen kann. — Es würde zu weit führen, wollten wir an dieser begrenzten Stelle sämtliche Spezialapparate und Maschinen nennen, die die Firma R. Reiss ausgestellt hatte. Wir müssen deshalb unsere Leser bitten, von dieser Firma direkt weitere Prospekte einzufordern.



(R. Reiss, Liebenwerda.)

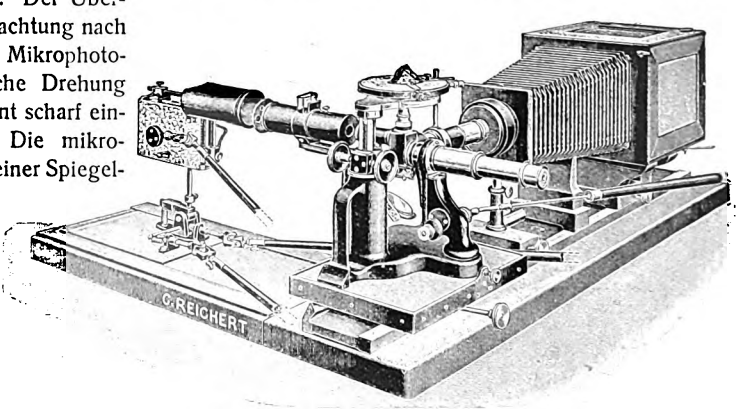
Im Leipziger Repräsentationshaus (Obergeschoss) stellten die Optischen Werke C. Reichert in Wien eine Zusammenstellung ihrer Mikroskope für metallographische Untersuchungen zur Schau. Wir sahen hier das grosse Metallmikroskop mit mikrophotographischer Einrichtung nach Le Chatelier, das durch seinen zweckmässigen Bau und die sorgfältige mechanische Ausführung auffiel. Bei diesen Mikroskopen ist die Beleuchtungsvorrichtung unter dem Tisch angebracht, so dass das Präparat nur auf der Seite angeschliffen zu werden braucht, mit der es auf dem Tische aufliegt. Das zu untersuchende Objekt befindet sich sodann senkrecht zur optischen Achse eingestellt. Der Übergang von der subjektiven Beobachtung nach erfolgter Feineinstellung zur Mikrophotographie geschieht durch einfache Drehung eines Prismas. Das Bild erscheint scharf eingestellt auf der Mattscheibe. Die mikrophotographische Kamera ist mit einer Spiegelreflexeinrichtung versehen.

Ausser diesem Mikroskop, das in den ersten wissenschaftlichen und technischen Laboratorien in Verwendung steht, waren noch die Metallmikroskope nach Rejtö und Martens zur Schau gestellt. Zum Messen der Kugeleindrücke nach der Brinellschen Methode dienten verschiedene Mikroskopmodelle in einfacher bis zur vollkommensten Ausführung. Zur stereoskopischen Beobachtung von Bruchflächen usw. wurden verschiedene Typen binokularer Mikroskope gezeigt. Eine Anzahl von Lupen ergänzten die Reihe der für die Metallographie notwendigen, zur Schau gestellten Instrumente.

Den Optischen Werken C. Reichert wurde im Jahre 1913 auf internationalen Ausstellungen in Wien, London, St. Petersburg die goldene Medaille zuerkannt.

Das Materialprüfungswesen hat in den letzten zwei Jahrzehnten eine vielseitige Ausgestaltung erfahren. Wir besitzen heute eine stattliche Anzahl der verschiedensten Verfahren und Apparate zur Untersuchung aller möglichen Stoffe auf ihre physikalischen und chemischen Eigenschaften, was uns die sichere Entscheidung über deren Brauchbarkeit für den jeweils beabsichtigten Zweck ermöglicht. Es liegt nahe, dass besonders für diejenigen Stoffe weitgehende Prüfungsmethoden entstanden sind, welche dem Menschen zur Befriedigung seiner unmittelbaren Bedürfnisse dienen, wie z. B. die Nahrungsmittel, Bekleidungsstoffe, Baustoffe und das Papier. An dem Ausbau des Materialprüfungswesens hat die Firma Louis Schopper, Fabrik wissenschaftlicher und technischer Apparate, Leipzig, Arndtstrasse 27, einen bedeutenden Anteil; sie hat hauptsächlich auf dem Gebiete der Prüfung des Getreides, der Textilstoffe, des Kautschuks und des Papiers schöpferisch gewirkt und durch Schaffung geeigneter Prüfungsapparate grundlegende Arbeit geleistet. Gleichzeitig pflegt sie die Herstellung von Apparaten für die Baustoffprüfung in hervorragender Weise.

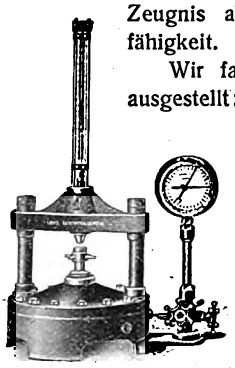
Mit Rücksicht auf ihre Bedeutung im Apparatebau war die Firma Schopper von der Kgl. Sächs. Mechanisch-Technischen Versuchsanstalt Dresden aufgefordert worden, einige ihrer Erzeugnisse in der Abteilung „Baustoffprüfung" der Internationalen Baufach-Ausstellung Leipzig auszustellen. Wie bekannt, war diese Abteilung unter Leitung der genannten Versuchsanstalt eingerichtet worden. Selbstverständlich gewährten die hier gezeigten Apparate



(Optische Werke C. Reichert, Wien.)

Digitized by Google

keinen vollständigen Überblick über die Vielseitigkeit der in der Schopperschen Fabrik hergestellten Prüfungsmittel, wohl aber legten sie ein gutes Zeugnis ab von deren Leistungsfähigkeit.



Kugeldruckhärteprüfer, Bauart Martens-Heyn. (Louis Schopper, Leipzig.)

Wir fanden folgende Apparate ausgestellt: Kugeldruckhärteprüfer, Bauart Martens-Heyn, mit Tiefenmessvorrichtung. Der Apparat dient zur Bestimmung der Kugeldruckhärte von Metallen. Sein Hauptmerkmal besteht darin, dass die Eindrucktiefe an einer Skala angezeigt wird und sofort abgelesen werden kann. Es ist dies ein grosser Vorzug anderen Apparaten gegenüber, bei denen der Kugeleindruck ausgemessen werden muss, was naturgemäss grosse Schwierigkeiten bereitet, ja oft ist infolge der Wulstbildung des Eindrucks ein genaues Messen des Eindruckdurchmessers überhaupt unmöglich.

Der normale Martens-Heyn-Apparat ist für eine Kugelgrösse von 5 mm gebaut. Er wird aber auf Verlangen auch gleichzeitig für die 10 mm Druckkugel und 3000 kg Höchstdruck eingerichtet, sowie mit dem Kegel für die Ludwiksche Probe und anderen Werkzeugen versehen, damit auch Druckproben mit Weichmetall sowie Scherversuche ausgeführt werden können.

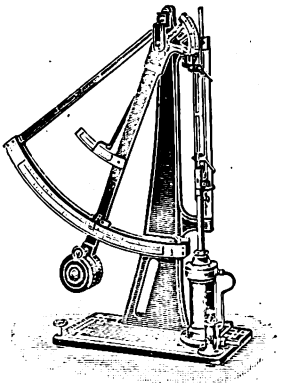
Pendelhammer, Bauart Charpy. 10 mkg Schlagmoment. (Louis Schopper, Leipzig.)

Zu erwähnen ist dann noch der Pendelhammer, System Charpy. Der Apparat ist nach den Normalien des Deutschen Verbandes für die Materialprüfungen der Technik gebaut. Er dient zur Ermittlung der Kerbzähigkeit von Metallen. Ihm ist das Prinzip des Charpyschen Pendelhammers zugrunde gelegt. Sein Schlagmoment beträgt 10 mkg.

Die Ausführung der Kerbschlagprobe geschieht in der Weise, dass der Hammer in eine bestimmte Höhe gebracht und auf den Probestab fallen gelassen wird.

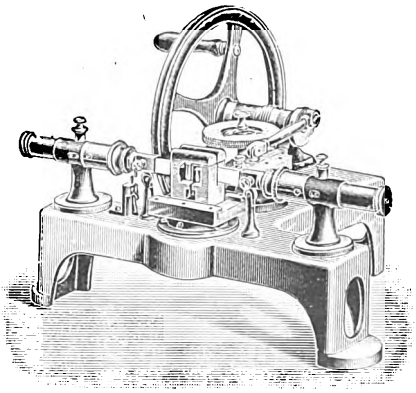
Neben einem Apparat zum Prüfen von Zementkörpern hatte die Firma noch Schoppers Festigkeitsprüfer für Garne, Schnüre, Bindfäden, Stricke, Seile, Metalldrähte, Bleche, Papier, Karton, Rohpappe, Dachpappe, veredelte Pappe, Gewebe, Leder, Riemen, Linoleum usw. ausgestellt.

Diese Apparate sind unter Rücksichtnahme auf diejenigen Grundsätze gebaut, welche Herr Geh. Ober-Reg.-Rat Professor Dr. ing. A. Martens, Direktor des Kgl. Materialprüfungsamtes in Berlin-Lichterfelde, für den Bau von Festigkeitsprüfern aufgestellt hat. Die Apparate wurden seitens der genannten Anstalt wiederholt eingehend geprüft und in allen Teilen als tadellos befunden. Auch von anderen Seiten sind die Apparate der Firma Schopper als genau arbeitend anerkannt worden. Infolge des hier zur Verfügung stehenden knappen Raumes können wir leider auf die einzelnen Vorzüge nicht eingehen, stellen aber Interessenten anheim, sich direkt an die Firma wegen näheren Mitteilungen zu wenden.



Schoppers Festigkeitsprüfer für Papier, Pappe usw. (Louis Schopper, Leipzig.)

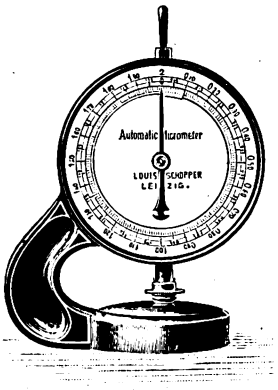
Bei Ermittelung der Festigkeitseigenschaften gewisser Materialien, z. B. solcher, die aus Fasern hergestellt sind, wie Papier und Pappe, genügt die Bestimmung der Zugfestigkeit nicht immer, sondern es ist vielfach auch nötig, den Widerstand gegen Biegen und Falzen zu ermitteln. Diesem wichtigen Zwecke dient der ausgestellt gewesene Schoppersche Falzer. Der Prüfungsgedanke, welcher diesem Apparat zugrunde liegt, besteht darin, dass der Probestreifen in ein geschlitztes, hin- und herzubewegendes Blech gelegt und an beiden Enden



Schoppers Falzer. (Louis Schopper, Leipzig.)

von Klemmen gehalten wird. Dann wird der Streifen mittels Federn unter Spannung gesetzt und so lange zwischen leicht drehbaren Rollen hin- und hergefalzt, bis der Bruch eintritt. Die Anzahl der Hin- und Herfalzungen (Doppelfalzungen) wird von einem Zählrad angezeigt, welches beim Reissen des Probestreifens selbsttätig ausgeschaltet wird.

Digitized by Google

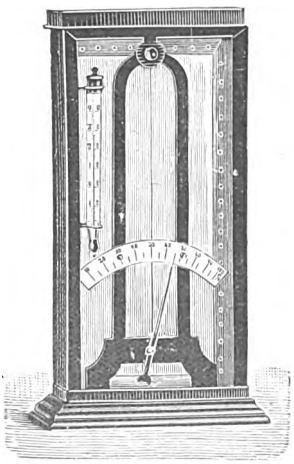


Schoppers Dickenmesser „Automatik".
(Louis Schopper, Leipzig.)

Schoppers Automatischer Dickenmesser wird für alle auf Dicke messbaren Materialien gebaut. Er zeigt die Dicke unbedingt genau an. Ausserdem bietet er den Vorteil leichter Ablesbarkeit der Werte, da das Zifferblatt gross und die Teilung sehr deutlich gehalten ist. Dieses Instrument ermöglicht demzufolge ein schnelles Messen. Es gilt als das beste Instrument seiner Art.

Das Einhalten einer bestimmten Luftfeuchtigkeit im Prüfungsraum ist ein wichtiger Umstand, der hauptsächlich bei Materialien aus Textilfasern nicht ausser acht gelassen werden darf; denn der Feuchtigkeitsgehalt der Luft teilt sich naturgemäss den Fasern mit und übt einen grossen Einfluss auf deren physikalische Eigenschaften aus. Es ist daher für genaue Materialprüfungen unerlässlich, stets unter gleichem relativen Feuchtigkeitsgehalte der Luft zu arbeiten. Als Massstab hierfür dient das gleichfalls ausgestellte Hygrometer nach Dr. Koppe.

Den Hauptbestandteil dieses Instruments bildet ein besonders behandeltes und hergerichtetes Menschenhaar, welches sich bei abnehmender Feuchtigkeit verkürzt und bei zunehmender Feuchtigkeit streckt. Diese Bewegungen des Haares werden auf einen Zeiger übertragen, der über einer Skala spielt, von welcher die relative Feuchtigkeit in Prozenten sofort abgelesen werden kann. Das Königliche Materialprüfungsamt in Berlin-Lichterfelde hat 65 Prozent als normal festgesetzt.



Hygrometer nach Dr. Koppe.
(Louis Schopper, Leipzig.)

Erwähnt sei noch, dass der Firma Schopper vom Preisgericht der Internationalen Baufach-Ausstellung Leipzig, die goldene Medaille zuerkannt worden ist. Es ist dies die höchste Auszeichnung, welche Industriellen in der betreffenden Abteilung verliehen werden kann.

In hervorragender Weise war der Eisenbau vertreten; am wirkungsvollsten im prächtigen „Monument des Eisens", welches von der Firma Breest & Co., Eisenhoch- und Brückenbau, Berlin, in Gemeinschaft mit den Architekten Taut & Hoffmann, Berlin, errichtet wurde.

An der Repräsentation des gesamten Eisenbaues auf der „Iba" nahm überhaupt einen grossen Teil des Erfolges die Firma Breest & Co., Berlin, in Anspruch. Diese hat neben dem „Monument des Eisens" auch die graziöse Maschinenhalle II, die grosse Wissenschaftliche Halle und die sehr interessante Halle der Leipziger Jahresausstellung nach eigenen Entwürfen errichtet.

Im „Monument des Eisens" war eine vorzügliche Kollektiv-Ausstellung der im Verein Deutscher Brücken- und Eisenbau-Fabriken zusammengeschlossenen Eisenkonstruktions-Werkstätten dargestellt. Durch ein Wissenschaftliches Kinotheater wurden kompliziertere Vorgänge bei Hüttenwerken und bei Eisenbau-Montagen dem Laien in leicht verständlicher Form vorgeführt. — Interessant war auch

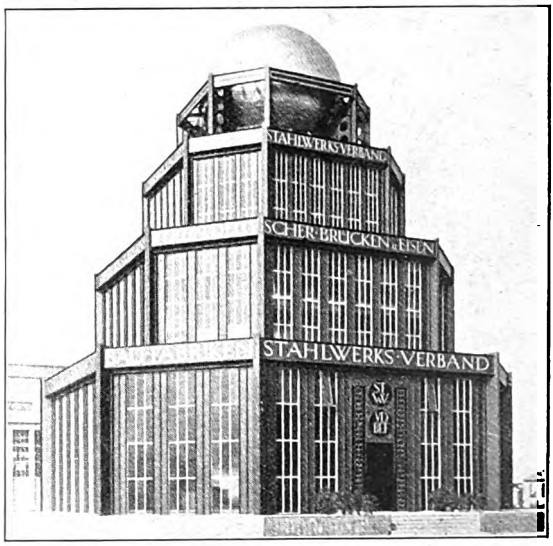


Abb. 1. (Breest & Co., Berlin.)

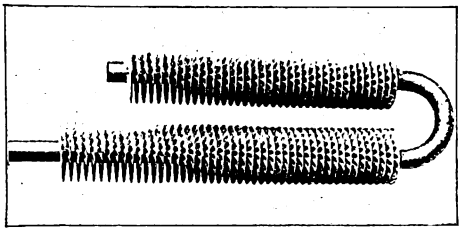
im „Monument des Eisens" der Diaphanien-Saal, welcher ohne natürliche Lichtquelle sein Licht aus den auf Glas hergestellten Photographien bedeutender Eisenbauwerke herausstrahlte. Das „Monument des Eisens" war 30 m hoch und durch eine echt vergoldete Kugel von 9 m Durchmesser gekrönt (Abb. 1).

Abb. 2. (Breest & Co., Berlin.)

Digitized by Google

Die Maschinenhalle II (Abb. 2, S. 18) strebt neue Formen im Eisenbau an und beweist, dass derselbe seine Nüchternheit in der Hand des geschickten Konstrukteurs durchaus verliert. —

Auch die übrigen Hallen der Firma Breest & Co. sind interessante Dokumente vorgeschrittener Eisenbau-Technik gewesen, in deren Anerkennung die Firma die höchste Auszeichnung der „Iba", den Königlich Sächsischen Staatspreis, erhielt.

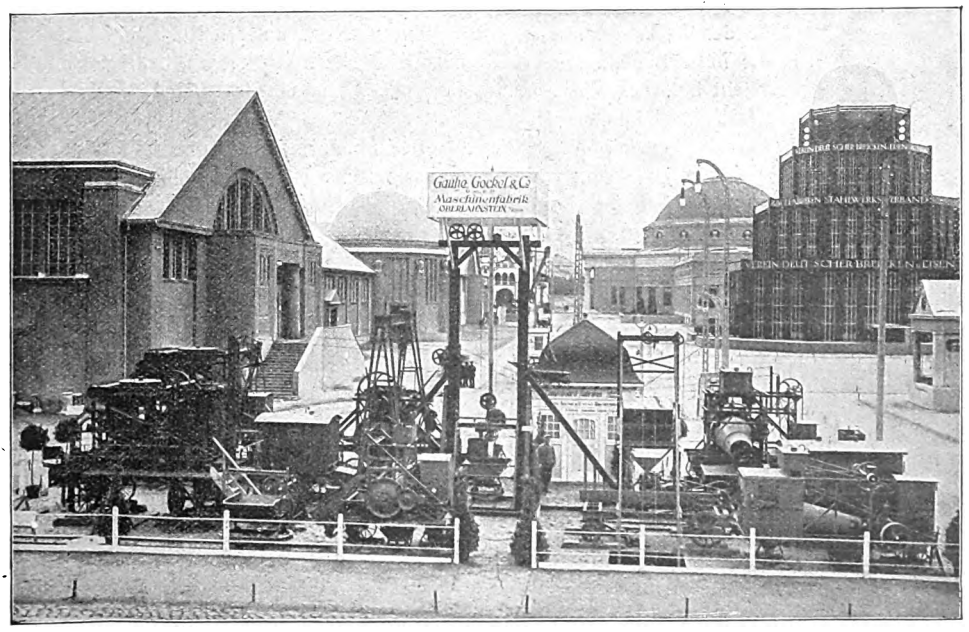


(„Phoenix", Aktien-Gesellschaft für Bergbau u. Hüttenbetrieb, Hörde i. W.)

Die bekannte Firma „Phoenix", Aktien-Gesellschaft für Bergbau und Hüttenbetrieb, Hörde i. W., war ausser im Stahlwerksverbande noch durch ein neues Spezial-Fabrikat ihrer Abteilung Düsseldorfer Röhren- und Eisenwalzwerke, Düsseldorf-Oberbilk, vertreten, indem sie ihre verzinkten, schmiedeeisernen Patent-Spiralrippenrohre ausstellte, die geeignet sind, sich ein weiteres Absatzgebiet zu erobern. Das hohe Gewicht und die geringe Bruchsicherheit der gusseisernen Rippenrohre sind bekanntlich schon seit Jahren Veranlassung gewesen zu den mannigfachsten Versuchen, schmiedeeiserne Rippenrohre herzustellen, welche die Vorteile des geringen Preises mit denen des niedrigen Gewichtes und der hohen Druckfestigkeit vereinen. Von allen diesen bis jetzt auf den Markt gebrachten Konstruktionen scheint das „Phoenix"-Fabrikat diesen Anforderungen am besten zu genügen. Die Patent-Spiralrippenrohre werden aus bestem nahtlosen Siemens-Martin-Flussstahlrohren hergestellt, auf welche die Rippen, hochkant stehend, ausserordentlich fest spiralig aufgezogen und stellenweise autogen aufgeschweisst werden. Um eine absolut innige, metallische Verbindung zu gewährleisten und zugleich der Rostzerstörung vorzubeugen, werden die Rohre im Vollbade verzinkt. — Die Rohre werden gerade und mit Bogen geliefert. Interessant ist, dass eine den ganzen Ausstellungsstand umgrenzende Schlange ohne Zwischendichtung eine Länge von etwa 100 m hatte.

Von den Firmen für Baumaschinen haben wir noch Gauhe, Gockel & Co., G. m. b. H., Oberlahnstein a. Rh., an dieser Stelle zu erwähnen. Die Firma baut als Spezialität Baumaschinen und Hebezeuge. Die Ausstellung war reichlich beschickt durch Beton- und Mörtelmischmaschinen, Bauwinden, Bauaufzüge, Ausschachter (Baugrubenaufzug) und kleinere Hebezeuge.

Unter den Mischmaschinen befinden sich die bekannten „Herkules"-Maschinen, Patent (für satzweises Mischen abgemessener Mengen), in höchst vollkommener Ausführung und neuester Bauart (Absatz seither über 1100 Stück); die „Vielfrass"-Mischer (D. R. G. M. und ausländ. Pat.) in verschiedenen Grössen für kontinuierliches Mischen; Lahnsteiner Kipptrog-Maschinen für satzweises Mischen mit Abdichtung zwischen Mischwelle und Trogwänden (D. R. G. M.), besonders geeignet zur Her-



(Gauhe, Gockel & Co., G. m. b. H., Oberlahnstein a. Rh.)

Digitized by Google

stellung von Mörtel jeder Art für Zementwaren- und Kunststeinfabriken, für Talsperren und andere Bauten; verschiedene Kalk-Mörtelmaschinen.

Wir konnten ausserdem Motorbauwinden, kombiniert mit Fahrstuhl, Aufzug und Schwenkkran, und zwar für Antrieb durch Reibräder (Friktion), Riemen und geschnittene Zahnräder sehen.

Eine, der Firma Gauhe, Gockel & Co. durch Gebrauchsmuster geschützte Einrichtung besteht in einem Schwenkkran, der mit Windwerk in die Mischmaschine eingebaut ist und zum Erdaushub dient, während gleichzeitig Beton hergestellt werden kann. Die Winde für sich dient später zum Heben des Betons. Es war ferner ein Baugrubenaufzug, durch Friktionswinde betrieben, ausgestellt, der mittels Förderkasten die Erde hebt und in Karren oder Wagen entleert. — Kleinere Hebevorrichtungen: Ein fahrbarer Portalkran mit veränderlicher Spannweite, einige Bockwinden und Hebewinden (Bauschrauben) vervollständigten die interessante Ausstellung der Oberlahnsteiner Fabrik. Leider mussten wir deren Hebezeuge grösseren Kalibers wie Drehkrane, Laufkrane usw. auf der Ausstellung vermissen.

Schliesslich sei noch auf die Bilderausstellung von Gauhe, Gockel & Co. im Kuppelbau der Betonhalle hingewiesen, die ein interessantes Bild gibt von der Verbreitung der Lahnsteiner Baumaschinen.

Der Firma wurde die goldene Ausstellungs-Medaille verliehen.

Trotz der zunehmenden Verwendung von Eisen, Eisenbeton usw. im Bauwesen bildet doch das Holz eines der wichtigsten Rohmaterialien und es ist daher verständlich, dass dem Holz und seiner Bearbeitung auf der Baufach-Ausstellung ein wichtiger Platz zugewiesen war. Die Bearbeitung des Holzes ward an einer Reihe von Maschinen vorgeführt, die die hohe Stufe der Vollkommenheit erkennen liessen, welche die Maschinenindustrie auf diesem Spezialgebiete erreicht hat, das eine Reihe von bedeutenden Firmen fast ausschliesslich pflegt. Um näheren Einblick in das Spezialgebiet der Holzbearbeitungsmaschinen usw. zu nehmen, besuchten wir den Ausstellungsstand der Erfordia Maschinenbaugesellschaft m. b. H., Erfurt, der in der grossen Maschinenhalle gegenüber dem Haupteingange lag und auf dem eine grosse Anzahl moderner Sägewerks- und Holzbearbeitungsmaschinen zur Schau gestellt waren. Des beschränkten Raumes halber konnte naturgemäss nur eine verhältnismässig geringe Anzahl von Maschinen aus dem reichhaltigen Arbeitsprogramm dieser im In- und Auslande bestens bekannten Firma ausgestellt werden. Was bei sämtlichen Maschinen dieses Standes angenehm auffiel, war die ausserordentlich saubere und präzise Werkmannsarbeit, die eine sorgfältige Behandlung aller Konstruktionsteile bis in ihre kleinsten Details erkennen und auf eine saubere Arbeitsleistung der Maschinen ohne weiteres schliessen liess.

Als imposanteste Maschine erwähnen wir die grosse, moderne Block- und Trenn-Bandsäge, die mit Sägerollen von 1500 mm Durchmesser ausgestattet ist. Diese Säge gestattet auf der rechten Seite der Maschine grosse Blöcke bis 1 m Durchmesser mittels eines Laufwagens, der beliebig lang sein kann, zu zerlegen. Der Laufwagen lässt sich in verschiedenen Geschwindigkeiten dem Sägeblatt zuführen und ist mit grosser Rücklaufgeschwindigkeit versehen, so dass die Leistung dieser Säge diejenige eines Horizontalgatters um das Vielfache übertrifft. Auf der anderen Seite der Maschine ist ein grosser Trennapparat angebaut, der zum Auftrennen von Bohlen in schwache Dickten dient. Es lassen sich Hölzer bis 600 × 450 mm auftrennen. Die Bandsäge ist besonders kräftig für schwerste Anforderungen gebaut. Die Wellen sind auf Rundschleifmaschinen geschliffen und laufen in reichlich dimensionierten Patentkugellagern.

Ferner sahen wir hier zwei moderne Schnellbetriebs-Vollgatter mittlerer Grösse, von denen das eine mit innen liegenden, das andere mit aussen liegenden Einzugswalzen ausgerüstet ist. Beide Maschinen weisen eine ausserordentlich kräftige Bauart, einen hohen Hub und stabile aus Siemens-Martin-Stahl-Platten konstruierte Rahmenbalken auf, die in nachstellbaren Pockholzführungen auf Eisen laufen und die eine hohe Leistung erzielen.

An Bandsägen zeigte die Erfordia aus der grossen Anzahl ihrer Modelle drei Typen verschiedener Grösse. Eine solche Maschine mit 800 mm Rollendurchmesser für Tischlereien und dergleichen, eine etwas grössere Maschine von 1000 mm Rollendurchmesser für schwerere Beanspruchungen, und eine dritte, sogenannte Universal-Bandsäge. Sämtliche Bandsägen besitzen grosse Schnitthöhen, grosse Tische, vorzügliche Aussenlagerungen sowohl der oberen, wie der unteren Rolle und sind mit allen modernen Neuerungen, wie Schrägstellbarkeit der oberen Rolle, Gewichtshebel, aufvulkanisierten Gummibandagen, Ausrücker und Bremse, sowie mit der bekannten Erfordia-Kugellagerblattführung ausgerüstet. Einen besonders kräftigen Eindruck machen die in edlen Formen gehaltenen Körper dieser Maschinen.

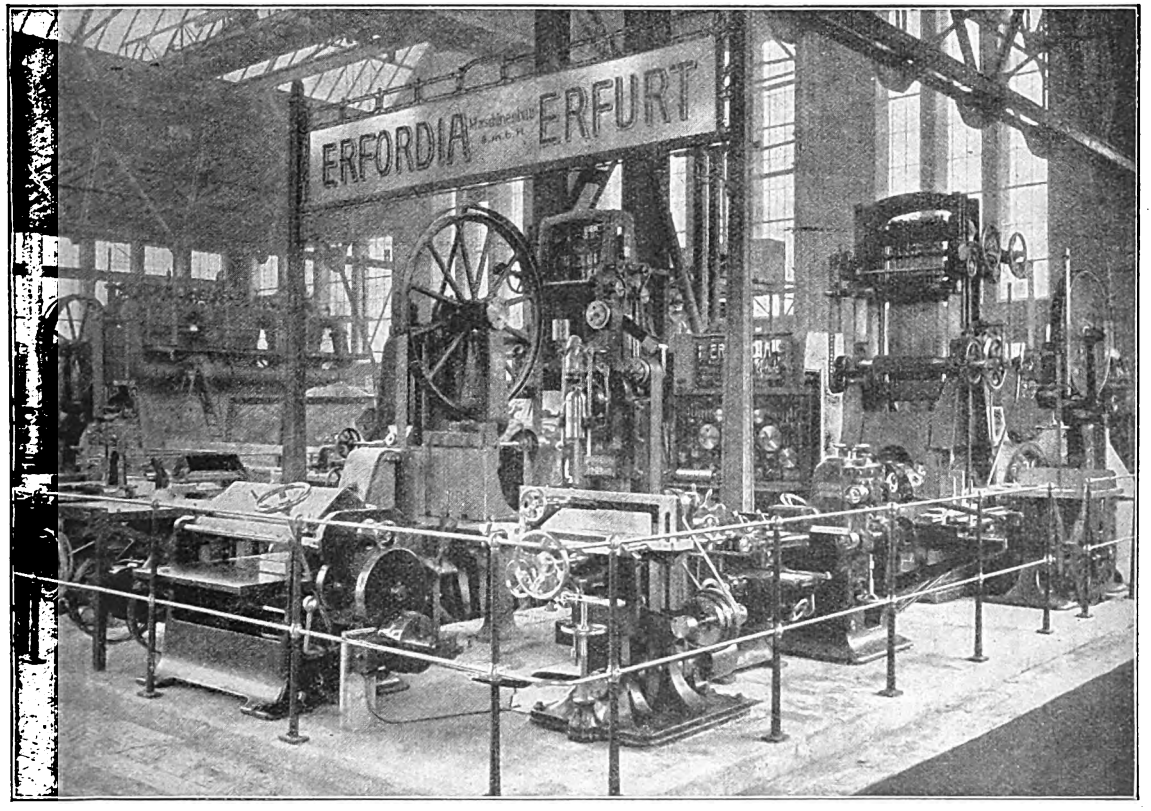
Auch von Dicktenhobelmaschinen hatte die Erfordia einige Typen aus ihren vielgestaltigen Modellen ausgestellt. So sahen wir eine normale 600 mm breite Dicktenhobelmaschine mit einseitigem Antrieb, wobei also die Antriebscheibe für die Hobelwelle und die Stufenscheibe, die die Vorschubwalzen betätigt, auf einer Seite der Maschine angeordnet sind. Hierdurch entsteht der Vorteil, dass die Maschine mit Leichtigkeit, ohne Benutzung eines Vorgeleges, von einem Elektromotor direkt aus angetrieben werden kann und wobei nur auf einer Seite der Maschine Riemen laufen, die Maschine also bequem von allen Seiten zugänglich ist. Ferner war noch eine gleiche Maschine, aber bedeutend schwerer und für 900 mm Hobelbreite ein-

Digitized by Google

gerichtet zur Schau gestellt, die einen besonders soliden und kräftigen Eindruck machte.

Auch eine Spezial-Zapfenschneid- und Schlitzmaschine mittlerer Grösse, die sich durch die praktische Anordnung ihrer fünf verstellbaren Arbeitswellen auszeichnet, war ausgestellt. Diese Maschine kommt besonders für mittlere Betriebe in Betracht, leistet saubere Arbeiten und ein beträchtlich grösseres Arbeitsquantum, als die sonst für diesen Zweck in Gebrauch befindlichen Fräsmaschinen mit Schlitzeinrichtung. Besonders für unterschulterte Zapfen bis 160 mm Länge, 400 mm Breite lassen sich mit Vorteil herstellen, da der Tisch mit einer gesetzlich geschützten Einstellvorrichtung versehen ist. Die Einspannung der Hölzer ist eine sehr solide und das grosse Linieal ist bequem hoch und tief verstellbar.

Aus der grossen Anzahl Fräsmaschinen stellte die Firma eine solche mittlerer Type aus, die mit einem automatischen Vorschubapparat zum Herstellen von gekehlten Leisten in grosser Anzahl ausgestattet ist. Der Apparat lässt sich aber auch zum Abrichten und Dicktenhobeln mit grossem Vorteil verwenden und ist auf jeder Fräsmaschine, auch



Ausstellungsstand der Erfordia Maschinenbaugesellschaft m. b. H., Erfurt, auf der Internationalen Baufach-Ausstellung Leipzig 1913.

und 150 mm Stärke ist diese Maschine vorteilhaft geeignet.

Eine weitere Maschine, die den hohen Stand der heutigen Holzbearbeitungsmaschinen-Technik erkennen lässt, ist die halbautomatisch arbeitende Kettenlochfräsmaschine, Modell ZKF. Diese Maschine arbeitet selbsttätig und völlig stossfrei und übertrifft an Leistungsfähigkeit und genauem Arbeiten alle bekannten Stemmbohrmaschinen. Die Zapfenlöcher, rechteckige Schlitze, werden durch eine rasch laufende Kette, deren Glieder fräserartig mit Zähnen versehen sind, sehr rasch und genau ausgefräst, wobei die Abnutzung der Fräskette eine sehr geringe ist. Die Maschine ist für Hölzer bis 350 mm Breite, 175 mm Stärke und beliebiger Länge gebaut. Auch schräge und keilförmige Schlitze anderen Fabrikats, leicht anzubringen. — An der ferner zur Schau gebrachten Abrichtmaschine bemerkten wir die $2^1/_2$ m langen Tische, die reichlich dimensionierten Ringschmierlager und die vorzüglich ausgeführte Sicherheitsmesserwelle.

Waren die bisher erwähnten Maschinen meistens für grössere Werkstätten bestimmt, so zeigte die Firma auch an einigen Beispielen, dass sie in der Lage ist, vorzügliche Maschinen für das Kleingewerbe zu liefern. So fanden Interessenten z. B. eine sogenannte Universal-Kreissäge bis 500 mm Blattdurchmesser vor, mit hoch- und tief- sowie schrägstellbarem Tisch, mit vorzüglichen Lang- und Gehrungsschneid-Linealen ausgerüstet, mit einer Langlochbohrmaschine, deren Tisch auf Kreuzsupport durch Handhebel beweglich und mit

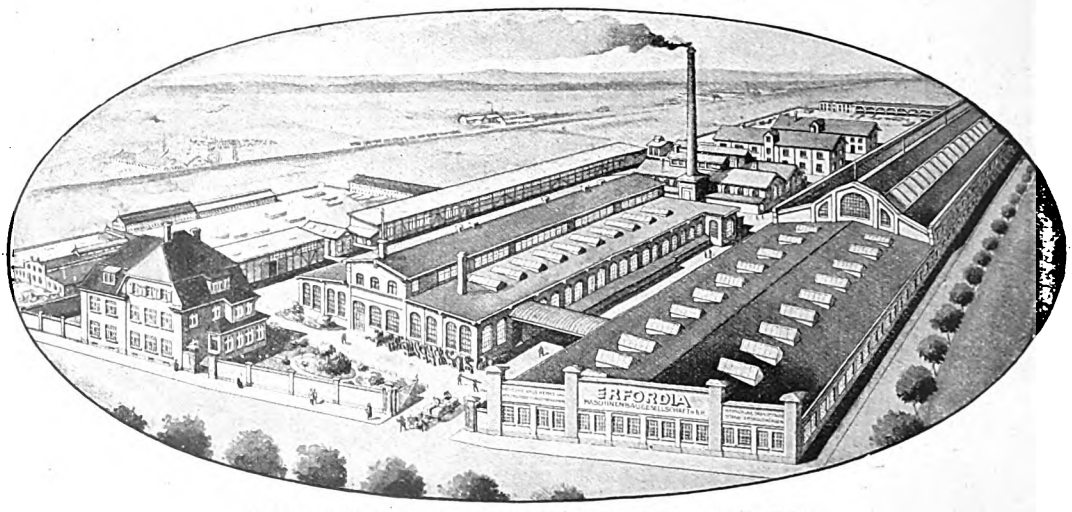
Digitized by Google

einer hoch- und tiefstellbaren Tischfräse kombiniert war. Auf letzterer lassen sich alle Arbeiten, wie Kehlen, Hobeln, Schlitzen und Zapfenschneiden, wie auf einer gewöhnlichen Fräsmaschine herstellen. Die Dornbefestigung ist die bekannte und in der Praxis bewährte, die mittels Überwurfmutter erfolgt.

Auch die schon zu Anfang erwähnte kombinierte Universal-Bandsäge, die ebenfalls mit einer Tischfräse, mit einer Langlochbohrmaschine und einer Kreissäge versehen ist, gehört zu diesen Kleingewerbe-Maschinen. Der Hauptvorzug dieser Maschine liegt darin, dass sämtliche Hölzer beim Bearbeiten in einer Längsrichtung liegen, d. h., dass man die Maschine auch in einem schmalen, langen Raum bequem aufstellen kann, wobei noch der Vorteil entsteht, dass man eine kombinierte Abricht- und Dicktenhobelmaschine von demselben

tische und der Vorschubwalzen nebst Druckbalken dauert bei dieser Konstruktion nur einen Bruchteil einer Minute, während bei sämtlichen bisher bekannten kombinierten Abricht- und Dicktenmaschinen hierzu 20 bis 40 Minuten und noch mehr, selbst bei größter Geschicklichkeit und Übung nötig sind. Es ist daher ohne weiteres klar, daß die auf obige Weise bei dieser Konstruktion durch die Zeitersparnis gewonnenen Löhne im Jahre bedeutende sind.

Ferner erweckte eine neuartige Kreissäge mit direkt eingebautem Elektromotor das Interesse weiter Kreise der Holzbearbeitung, da diese Kreissäge einesteils eine Pendelsäge ersetzt, anderseits aber auch für alle Arten Lang- und Querschnitte mit Vorteil zu benutzen ist. Durch die leichte Beweglichkeit lässt sich die Maschine überall hinfahren, wo das Holz liegt. Es kommt also der sonst so



Fabrikansicht der Erfordia Maschinenbaugesellschaft m. b. H., Erfurt.

Vorgelege aus mit dem gleichen Motor antreiben kann. Der Raum, den diese komplette Anlage einnimmt, ist, wie deutlich auf dem Ausstellungsstande gezeigt wurde, ein ausserordentlich geringer, so dass auch Interessenten, denen nur beschränkte Werkstatträume zur Verfügung stehen, in der Lage sind, sich die Vorteile einer derartigen kleinen Maschinen-Anlage zunutze zu machen.

Als kombinierte Abricht-, Füge-, Kehl- und Dicktenhobelmaschine stellte die Firma ihr geschütztes Modell ADK aus. Dieses Modell ist sehr beliebt; von seinen Hauptvorteilen sollen nur die folgenden erwähnt sein: Die Maschine ist tatsächlich durch einen Griff von Abrichtmaschine in Kehlmaschine, bzw. Dicktenmaschine und umgekehrt umzustellen. Keinerlei Schrauben sind zu lösen, keinerlei Teile abzunehmen, keine Messerwelle zu verstellen, keine Druckbalken herauszunehmen. Sie hat vier Vorschubwalzen, von denen zwei angetrieben sind. Die Maschine besitzt also keinen der Nachteile der bisherigen Konstruktionen, wohl aber zahlreiche Vorteile. Das Verstellen der Abricht-

umständliche Holztransport bei dieser Säge in Fortfall. Der Anschluss des Elektromotors an die elektrische Leitung geschieht mittels Steckkontaktes, ähnlich wie bei einer tragbaren Glühlampe.

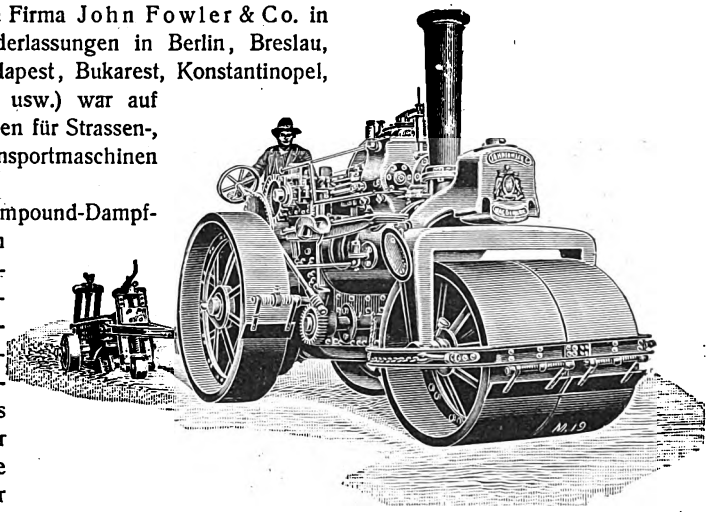
Von diesen Maschinen wird die Mehrzahl durch unterirdisch angeordnete Elektromotoren angetrieben, was im praktischen Betriebe auf der Ausstellung vorgeführt wurde. Die Maschinen waren sämtlich an eine ebenfalls unterirdisch angeordnete Entstaubungsanlage angeschlossen, wobei auch gezeigt war, in welcher raumsparenden Weise solche Anlagen von der Erfordia Maschinenbaugesellschaft m. b. H., Erfurt, ausgeführt werden.

Sodann hatte die Firma Erfordia noch einen grossen Schrank aufgestellt, der eine Kollektion moderner Werkzeuge der verschiedensten Art für die maschinelle Holzbearbeitung enthielt, die die Firma in reicher Auswahl erzeugt.

Dass die Ausstellungsobjekte gute Maschinen darstellten, wird auch noch dadurch dokumentiert, dass die Erfordia Maschinenbaugesellschaft m. b. H. mit der goldenen Medaille ausgezeichnet wurde.

Digitized by Google

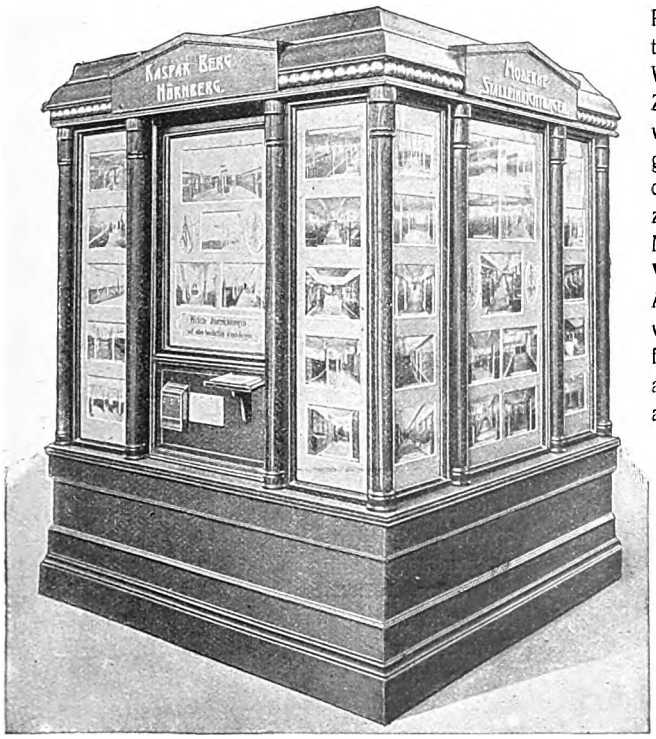
Die in Fachkreisen weltbekannte Firma John Fowler & Co. in Magdeburg (mit Zweigniederlassungen in Berlin, Breslau, Posen, Prag, Wien, Lemberg, Budapest, Bukarest, Konstantinopel, Kiew, Warschau, Zürich, Mailand usw.) war auf der „Iba" mit ihren Spezialmaschinen für Strassen-, Wege- und Kanalbau sowie Transportmaschinen vertreten.



(John Fowler & Co., Magdeburg.)

Zunächst ist die ausgestellte Compound-Dampfstrassenwalze neuester Bauart, im Gewicht von etwa 8 Tons, zu erwähnen. Die Fowlerschen Dampfstrassenwalzen zeichnen sich durch Dauerhaftigkeit des Materials, Betriebssicherheit und Sparsamkeit im Kohlen- und Wasserverbrauch aus. Das Gewicht dieser Walzen ist sehr zweckmässig verteilt, wodurch eine leichte Lenkung erzielt wird. Der Gang der Fowlerschen Compound-Dampfstrassenwalze ist fast geräuschlos. Steigungen, selbst solche bis zu 1 : 7, werden leicht genommen. Ausser der ausgestellten Type bauen Fowler & Co. noch eine Reihe anderer Typen in allen praktischen Grössen, von 6 bis 20 Tons.

Es gibt aber Walzarbeiten auszuführen, für die selbst die leichteste Dampfwalze zu schwer sein würde. In solchen Fällen empfehlen Fowlers die Verwendung einer leichten Motorwalze, System Barford & Perkins, von denen ein Exemplar, die Type „E", ebenfalls ausgestellt war. Motorwalzen haben sich bei der Abwalzung von Chaussee-Neubauten mit unzuverlässigem Untergrund, bei der Befestigung von Renn- und anderen Sportplätzen, bei Gleisunterbettungen, Tondichtungsschichten bei Kanalbauten, Rasenplätzen, Wiesen, Viehweiden, Moorboden, Grünland usw. bereits vorzüglich bewährt. Sie sind von Fowlers in grosser Zahl in Deutschland und dem Auslande abgesetzt worden. Die Walzenzylinder lassen sich bei Bedarf mit Wasser füllen. Hierdurch ist die Möglichkeit gegeben, das Betriebsgewicht einer solchen Walze innerhalb gewisser Grenzen zu verändern.



(Kaspar Berg, Nürnberg. — Zu Seite 24.)

Ferner fanden wir noch auf dem Fowler'schen Stande einen Strassen-Aufreisser, System Rutty, bewährtester Bauart. Die Bedeutung des Aufreissers, der direkt an die Walze mittels einer Fowlers beschützten Zugschiebevorrichtung gekuppelt wird, ist von Fachleuten längst erkannt. Es ist von grösster Wichtigkeit die Strassendecke vor dem Aufschütten des Neuschotters aufzureissen (aufzuhacken), damit das neue Material mit der alten Decke eine haltbare Verbindung eingehen kann und sich beim Anwalzen nicht verschiebt. Diese Arbeit, welche früher mit der Spitzhacke ausgeführt werden musste, besorgt der Strassenaufreisser viel besser, schneller und vor allem billiger.

Die Firma stellte auch einen praktisch gebauten Wohnwagen für Walzenbetrieb aus, der den Maschinisten als Wohn- und Schlafraum dient und in dem auch das nötige Werkzeug untergebracht wird.

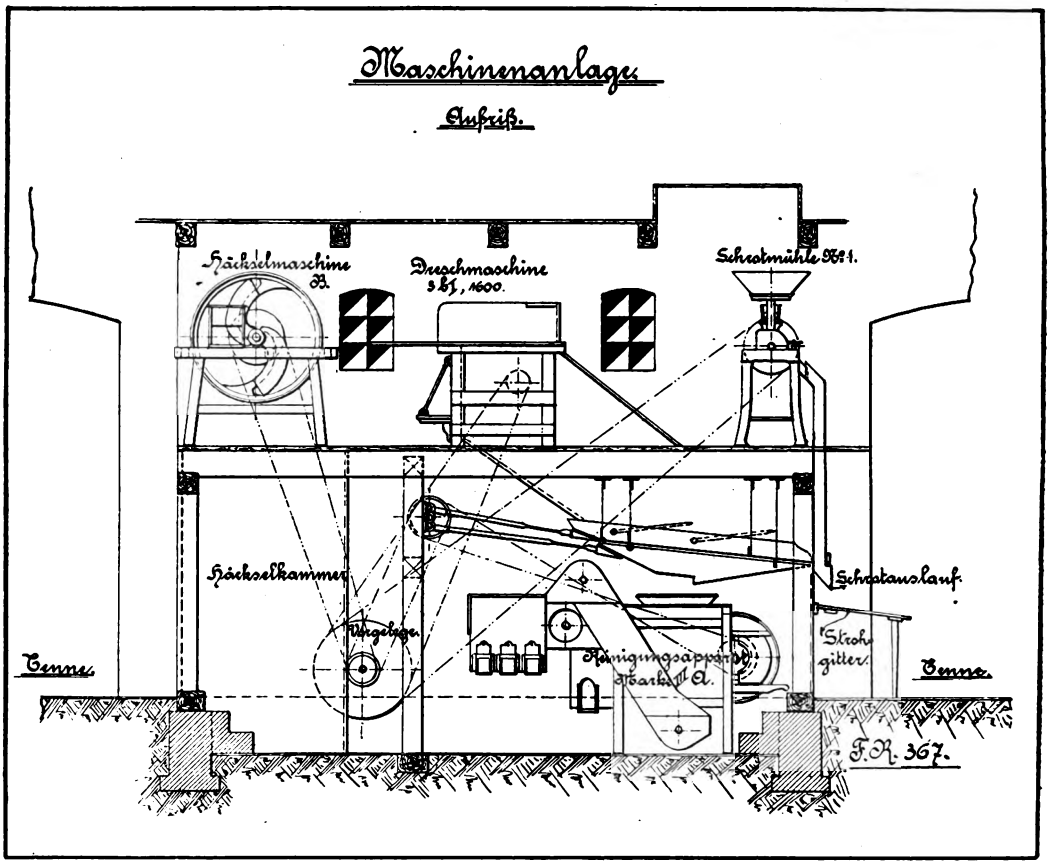
Ausser diesen ausschliesslich dem Strassenbau dienenden Spezialmaschinen ist noch die ausgestellt gewesene Fowler'sche Strassenlokomotive Type „Biene" zu erwähnen, eine Maschine von besonders leichter Bauart. Diese

Digitized by Google

Strassenlokomotive kann sowohl als Transportmaschine als auch, wie die Dampf- und Motorwalze, als stationär arbeitende Kraftquelle zum Antrieb von kleineren Maschinen Verwendung finden.

In der Baukunst-Halle hatte die Firma Kaspar Berg in Nürnberg einen Kiosk aufgestellt, auf dem im Bilde etwa 80 Pferdestallungen dargestellt waren, die dies Unternehmen im Laufe der letzten Zeit hergestellt hat.

gesundheitsfördernde Stallanlagen herzustellen und einzurichten. Unter diesen Firmen gilt die Spezialfabrik für moderne Pferdestallungen von Kaspar Berg in Nürnberg als eine der bedeutendsten. Auf dem auch hier im Bilde gezeigten Kiosk (S. 23) waren einfache Gebrauchsstallungen bis zu den luxuriösest eingerichteten gezeigt, deren Grundidee „Luft, Licht und Sauberkeit" überall treffend gut zum Ausdruck kam. Die Firma hat einen wert-



(Friedrich Richter & Co., A.-G., Rathenow.)

Was für den Menschen die Wohnung, das bedeutet für die Haustiere der Stall. Das Futter allein tut es, wie allgemein bekannt, noch lange nicht. Ein darauf bezügliches Sprichwort sagt: „Gut gepflegt ist halb gefüttert", d. h. es wird selbst die reichlichste Menge Futter nicht anschlagen, wenn die Pflege eine mangelhafte ist. Mit gutem Futter und guter Pflege muss sich aber auch eine gute, d. h. reinliche, helle, luftige und vor allem trockene Stallung vereinigen, denn davon hängt die Gesundheit unserer Haustiere und insbesondere des edelsten derselben, des Pferdes, ganz wesentlich ab.

Bei dem vorliegenden Bedürfnis, den bestehenden Mängeln Abhilfe zu verschaffen, und bei der Höhe, auf der speziell der Pferdesport steht, konnte es nicht ausbleiben, dass es sich einzelne Fabriken zur Aufgabe machten, besonders zweckmässige und vollen Katalog herstellen lassen, aus dem sich jeder ein klares Bild machen kann.

Die Friedrich Richter & Co. A.-G. in Rathenow, eine der ältesten Spezialfabriken im Bau von Dreschmaschinen in Deutschland, war dem Wunsch der Ausstellungsleitung nachgekommen und hatte für eine grossbäuerliche Wirtschaft passend, eine eingebaute Dreschmaschine mit Reinigungsapparat, angetrieben von einem 4—5 PS Explosionsmotor, genannt „Fruc", (D. R. Patent), die bei einer Mittelernte 10—15 Zentner gereinigte Körner in den Sack liefert, ausgestellt. — Auf den Zentner gereinigte Körner kommen bei einer derartigen Anlage 3—4 Pfg. Betriebskosten.

Dieser Dreschsatz wurde vom Kgl. Sächs. Ministerium für das Versuchsgut der Universität Leipzig angekauft. Wir können hier eine erklärende

Digitized by Google

Abbildung bringen (S. 24), die sicherlich volles Interesse unserer Leser findet.

Auf direkte Anfrage gibt die Firma jedem Interessenten weitere Einzelheiten bekannt.

Wenden wir uns nunmehr noch dem Dörfchen zu, so ist dort noch die Spezialausstellung der Firma Gross & Co. in Leipzig-Eutritzsch zu beachten, die eine grössere Zahl landwirtschaftlicher Maschinen und Geräte ausstellte. — In Abb. 1 können wir die neueste patentierte Gross'sche Wiesenegge unseren Lesern zeigen, deren grosse Vorteile darin bestehen, dass jeder Besitzer die Einsatzstücke mit Leichtigkeit selbst einsetzen kann.

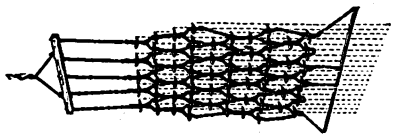


Abb. 1. Gross'sche Wiesenegge.
(Gross & Co., Leipzig-Eutritzsch.)

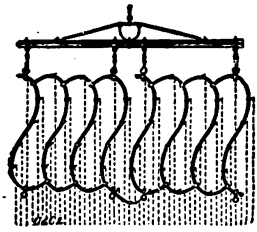


Abb. 2. Ackeregge.
(Gross & Co., L.-Eutritzsch.)

Ist einerseits die Verwendung der Gliederegge auf der Wiese als hinreichend bekannt vorauszusetzen, so können wir anderseits nicht oft genug darauf hinweisen, dass sich dieselbe und insbesondere auch die neueste Gross'sche Wiesenegge zu einer Reihe von Arbeiten auf dem Acker vorzüglich eignet, weshalb sie als eines der nützlichsten, unentbehrlichsten und sich bald bezahltmachenden Geräte angesehen werden muss.

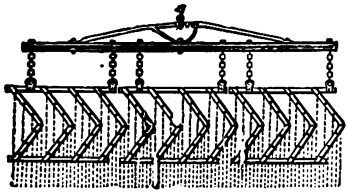


Abb. 3. Feinegge.
(Gross & Co., Leipzig-Eutritzsch.)

Die Firma Gross & Co. baut jedoch auch noch eine Ackeregge in S-Form. Diese ist anstatt mit den bisher üblichen Zughaken mit Winkelklammern und Knebelzugketten versehen. Es wird hierdurch vor allem dem selbsttätigen Aushängen vorgebeugt.

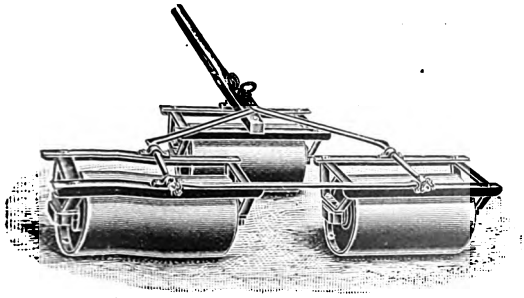


Abb. 4. Acker- oder Schlichtwalze.
(Gross & Co., Leipzig-Eutritzsch.)

Mit einer neuen Feinegge (Abb. 3) lässt sich der Boden sehr gut krümeln, was vor der Saat sehr wichtig ist und besonders bei Rübenland und Flachsfeldern Nutzen stiftet. Auch den Hederich kann man mit dieser Feinegge leicht fortbringen. —

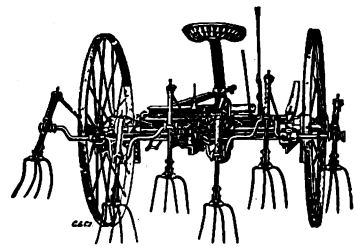
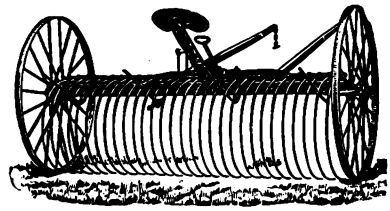


Abb. 5. Heuwender.
(Gross & Co., Leipzig-Eutritzsch.)

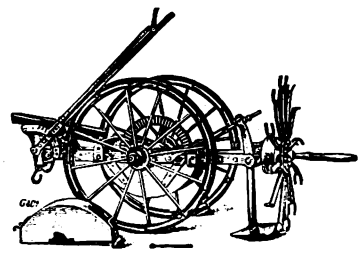
Von der ebenfalls hier abgebildeten Glattwalze D. W. A. Abb. 4 kann der Stahlblechzylinder mit Sand gefüllt werden, wodurch eine Erhöhung des Gewichts erzielt wird.

Kartoffel- und Saategge.
(Gross & Co., Leipzig-Eutritzsch.)

Wir erwähnen von dieser Firma noch den „Halbautomat-Greifrechen" sowie den Gabel-Heuwender „Komet" und die Kartoffelerntemaschine „Lipsia". Ausserdem aber verdient noch eine Kartoffellegemaschine (Abb. S. 26) an dieser Stelle genannt zu werden, durch die jeder Landwirt sehr grosse Ersparnisse erzielen kann. Die Maschine



Getreide- und Heurechen „Greif".
(Gross & Co., Leipzig-Eutritzsch.)

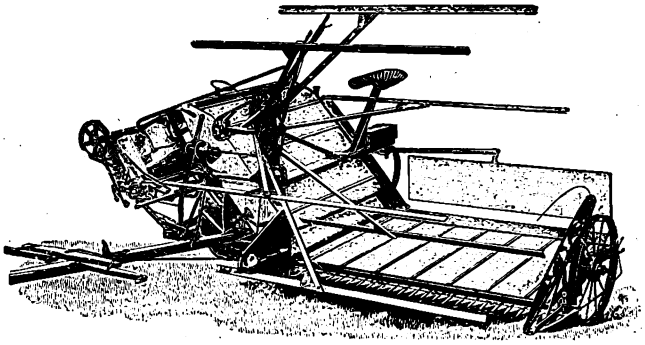


Kartoffelerntemaschine „Lipsia".
(Gross & Co., Leipzig-Eutritzsch.)

zieht in einem Arbeitsgang die Furchen, legt gleichzeitig die Kartoffeln in einer Entfernung von 33 bis 37 cm (je nach Wunsch) und deckt diese auch wieder sofort in Dämmen zu. Die Abbildung dieser Maschine zeigt deutlich den Bau. Es lassen sich damit täglich etwa 2 bis 2,3 ha Kartoffeln regelrecht und gleichmässig legen.

Die Firma erfüllt gern etwaige Wünsche und

Digitized by Google



Garbenbinder „Albion". (Gross & Co., Leipzig-Eutritzsch.)

sendet ausführliche Prospekte, weshalb wir an dieser Stelle wohl auf Erwähnung weiterer Einzelheiten verzichten können.

Die Entwicklung, die das Kind der Neuzeit, die Zentralheizung, genommen hat, veranschaulichte in ausdrucksvollster Weise der Stand der Buderusschen Eisenwerke, Wetzlar, Abteilung Lollar, Maschinenhalle I. Wir sahen da zunächst eine ganze Anzahl von Heizkesseln, wie sie für die verschiedensten Zwecke benötigt werden.

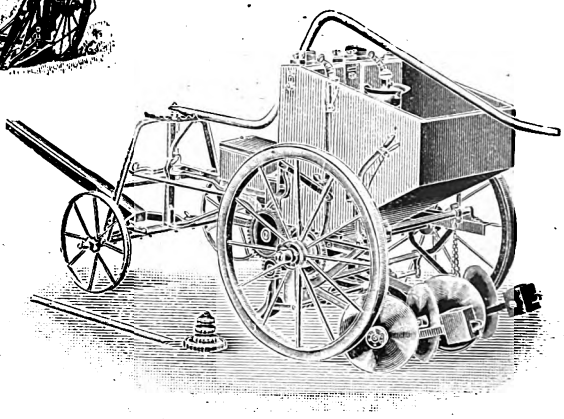
Den sogenannten Lollar-Kleinkessel für Warmwasserbereitungen und für die Beheizung von Villen, Landhäusern, Etagen, Autogaragen usw.

Den Lollar-Glieder- oder Normalkessel in den verschiedensten Formen und Abmessungen für Warmwasser- und Niederdruckdampfheizungen.

Diese Kessel werden in über 70 verschiedenen Grössen geliefert und hauptsächlich für Heizungsanlagen mittleren Umfanges verwendet.

Die Mitte des recht geschmackvollen Ausstellungsstandes beherrschte eine Batterie von drei Lollar-Grosskesseln, wie sie für die Beheizung von Verwaltungsgebäuden, Warenhäusern, Schulen und sonstigen grösseren Bauten benötigt werden.

Es verdient sodann noch der neue Lollar-Brikettkessel hervorgehoben zu werden, welcher sich, im Gegensatz zu den vorerwähnten Kesselarten für die Zechen- oder Gaskoks als Brennmaterial dient, in bester Weise zur Verfeuerung von Braunkohlen-Briketts in allen bekannten Formaten eignet, wodurch eine nicht unbeträchtliche Ersparnis an Heizmaterial erzielt werden kann.



Kartoffellegemaschine.
(Gross & Co., Leipzig-Eutritzsch.)

Die von der Firma ausgestellten bekannten Lollar-Radiatoren zeigen die verschiedensten Modellarten in glatter und verzierter Ausführung, wie solche für die zahlreichen Aufstellungsmöglichkeiten in Fensternischen, freistehend an den Wänden, in Eckform oder um Säulen herum, geliefert werden. Besonders die glatten Radiatoren mit den fast runden Schenkeln eignen sich sehr gut für Krankenhäuser, Sanatorien usw., da sie durch ihre glatten Flächen dem Staub keine Ablagerungsmöglichkeit bieten, äusserst leicht zu reinigen sind und somit allen hygienischen Anforderungen in einwandfreier Weise genügen.

(Buderus'sche Eisenwerke, Wetzlar, Abteilung Lollar.)

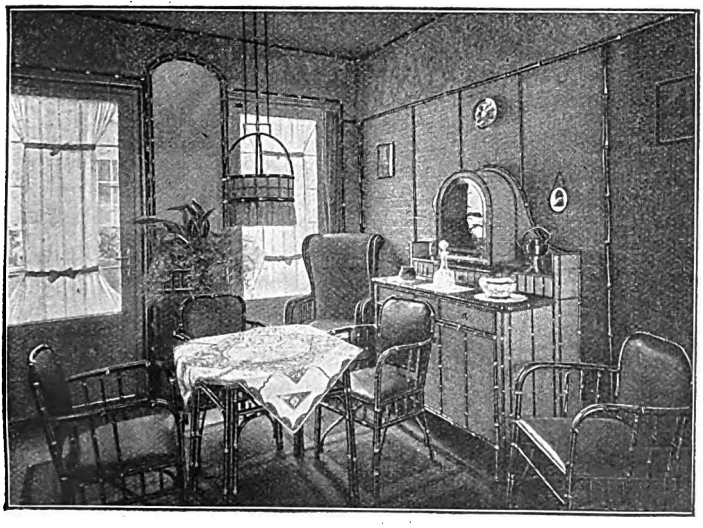
Zur Verbindung der grösseren Heizungs-Rohrleitungen und für ähnliche Zwecke liefern die Buderus'schen Eisenwerke die bekannten Lollar-Formstücke nach den Siederohr-Normen und nach den Normen des V.D.C.J., von deren sauberen Ausführung die ebenfalls auf dem Ausstellungsstande befindlichen Musterstücke Zeugnis ablegen. Das Werk verfügt über eine Modellauswahl von über 1200 Stück!

Zur Information unserer Leser wollen wir nun noch einige Firmen an dieser Stelle erwähnen, die auf der Ausstellung ausgezeichnet wurden. Es erhielt z. B. die Berbet Maschinenbau-Gesellschaft m.b.H. in Halle a. S.,

Digitized by Google

Turmstr. 117, für ihre an Fliessenpressen angebrachten Neuerungen die Goldene Medaille. Die von der Hannoverschen Maschinenbau A.-G. in Hannover-Linden ausgestellte Lokomotive wurde ebenfalls mit der Goldenen Medaille ausgezeichnet. Die Tonwarenfabrik Fr. Chr. Fikentscher in Zwickau i. S. konnte in Gestalt der Goldenen Medaille ihre 30. Auszeichnung entgegennehmen. Gebrüder Wetzel in Leipzig-Plagwitz, Spezialfabrik für moderne Transmissionen, erhielten den Kgl. Sächsischen Staatspreis. Der Maschinenfabrik Dr. Gaspary & Co., Markranstädt bei Leipzig, wurde für die ausgestellten Maschinen,

(Ausstellungsstand der Firma Junkers & Co., Dessau.)

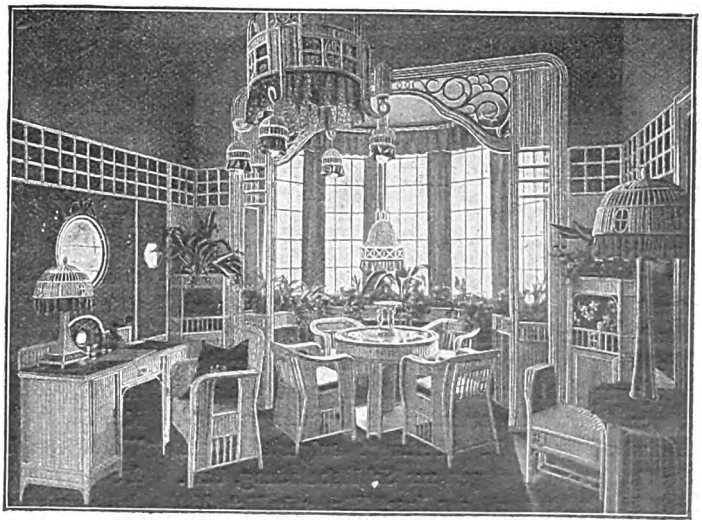


(Ernst Mathesius, Leipziger Bambus-, Luxus- und Rohrmöbel-Fabrik, Gautzsch-Leipzig.)

in Leipzig-Grosszschocher, wurde ebenfalls mit dem Sächsischen Staatspreis ausgezeichnet. Die Firma R. Wolf in Magdeburg-Buckau hat ausser dem Staatspreis auf der Iba in diesem Jahre auch noch bei anderen Ausstellungen wertvolle Auszeichnungen erhalten. So erhielt R. Wolf für seine grossen Heissdampf-Verbund-Lokomobilen mit neuester patentierter RWV-Steuerung auch in Wien, Adria-Ausstellung, eine Goldene Medaille. In Komotau, Böhmen, errang R. Wolf für seine Heissdampf-Lokomobilen und Dreschmaschinen zwei höchste Preise, eine Goldene Medaille mit

als Steinbrech- und Sandquetschanlagen, verschiedene Press- und Schleifeinrichtungen, Zementmauerstein-Dachziegel, Hohlblockmaschinen, Betonmischer, Stampfformen usw. der Kgl. Sächsische Staatspreis zuerkannt.

Weiter erhielt auch die Görlitzer Maschinenbauanstalt in Görlitz den Sächsischen Staatspreis. Bekanntlich hatte diese Firma mit ihren beiden 1150 PS starken Dieselmotoren die gesamte Beleuchtung der Ausstellung auszuführen. Auch die schon in der November-Ausgabe erwähnte Spezialfabrik für Messtechnische Apparate und Hilfsmittel, Dr. Th. Horn



(Ernst Mathesius, Leipziger Bambus-, Luxus- und Rohrmöbel-Fabrik, Gautzsch-Leipzig.)

Digitized by Google

besonderer Anerkennung und den Silbernen Staatspreis. — H. & F. Dickmann in Berlin W. 57, Potsdamer Str. 72a, hatten für ihre ausgestellten transportablen Farmer- und Landhäuser ebenfalls den Staatspreis erhalten. Von weiteren deutschen Firmen, die durch den Staatspreis ausgezeichnet wurden, wollen wir noch auszugsweise erwähnen: S. J. Arnheim, Geldschrankfabrik, Berlin N. 20, Bamberger, Leroi & Co., Frankfurt a. M., deren Spezialität in sanitären Anlagen besteht, Junkers & Co. in Dessau für Gasbadeanlagen usw., Carl Kästner, A.-G., Geldschrankfabrik in Leipzig, Heinrich Lanz in Mannheim, Berg & Cie. in Mannheim, Abteilung Galvanoplastik der Württembergischen Metallwarenfabrik in Geislingen

der Nordküste von Frankreich mit 500 Tonnen Stundenleistung in Betrieb gekommen. Diese Drahtseilbahnen ermöglichen es, in das tiefe Wasser hinauszugehen, so dass teure Pieranlagen überflüssig werden. Da die Drahtseilbahn mit ihren weit voneinander entfernten Stützen dem Wasser freien Durchgang gestattet, ist auch eine Versandung bei ihr nicht möglich, durch die Pieranlagen oft schon in kurzer Zeit entwertet werden.

Die Goldene Medaille erhielt die Firma Rud. Sack, Leipzig-Plagwitz. Dies Unternehmen baut als Spezialität landwirtschaftliche Maschinen und versendet pro Jahr ca. 200000 Pflüge. Ludwig Spitz & Co. in Berlin SW. 49, Puttkamerstrasse 19, wurde ebenfalls durch die Goldene Medaille ausgezeichnet. Es werden von ihr die

(Derichs & Sauerteig, Coburg)

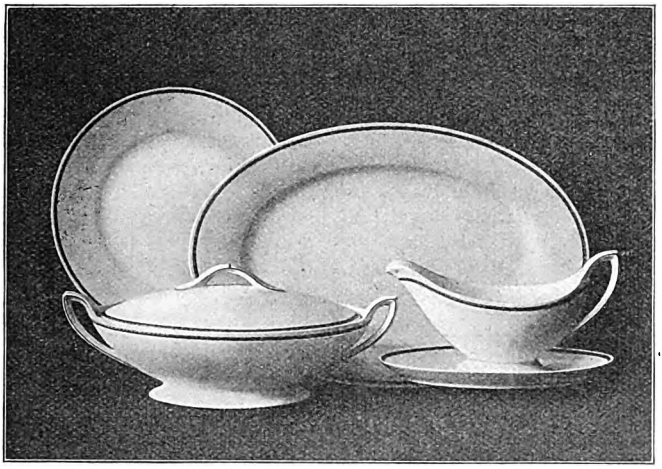
a. d. Steige, Franz Meguin & Co., A.-G., Dillingen a. d. Saar usw. Ausserdem befindet sich unter den 99 mit der höchsten Auszeichnung, dem Kgl. Sächsischen Staatspreis, bedachten Firmen auch noch die bekannte Drahtseilbahnfabrik von Adolf Bleichert & Co. in Leipzig, über deren grosse Ausstellung wir schon in einer früheren Nummer berichtet haben. Auf der Titelseite können wir das Bild einer Schiffs-Belade-Anlage bringen, die von dieser Firma an der Küste von Norwegen gebaut wurde, um die Beladung von Dampfern, die wegen ihres Tiefganges nicht unmittelbar an die Küste herankommen können, durchzuführen. Ähnliche Anlagen sind in allen Weltteilen von der Firma häufig ausgeführt worden, und zwar nicht nur für kleine Leistungen, Anlagen dieser Art zählen vielmehr mit zu den grössten Verladeanlagen, die überhaupt aufgestellt sind. So fördern drei Anlagen zur Schiffsbeladung, bzw. Schiffsentladung auf der Insel Elba stündlich 250 Tonnen, eine Anlage in Spanien stündlich 350 Tonnen und dieser Tage ist eine weitere Anlage an

bekannten Rechenmaschinen „Tim“ und „Unitas“ gebaut. Auch die Firma Dr. Bernhardi Sohn G. E. Draenert in Eilenburg (Prov. Sachsen) konnte die Goldene Medaille für ihre Einrichtungen zur Erzeugung von Kalksandstein in Empfang nehmen. Die Firma Bernhardi Sohn liefert auch komplette Einrichtungen für Zementwarenfabriken sowie ganze Brikettierungsanlagen für Erz, Kohle, Salz usw. Die Schiffswerft und Maschinenfabrik Gebrüder Sachsenberg, A.-G., in Rosslau (Elbe) hatte verschiedene Mischmaschinen ausgestellt sowie ein Schwimmbagger- und ein Trockenbagger-Modell. Sie erhielt ebenfalls die Goldene Medaille. Auch die Ofen-, Porzellan- und Tonwarenfabrik Mügeln G. m. b. H. in Mügeln (Bezirk Leipzig) erhielt die Goldene Medaille. Ebenso wurden die kunstgewerblichen Werkstätten für Rohr- und Holzmöbel von Derichs & Sauerteig in Coburg mit der Goldenen Medaille ausgezeichnet. Die bezeichneten Firmen senden an Interessenten gern ausführliche Prospekte.

Digitized by Google

Neues Fraureuther Porzellan. Von ***

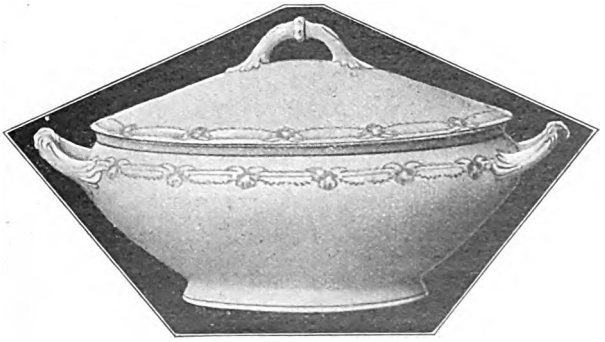
Auf der Herbstmesse 1913 hat die Porzellanfabrik Fraureuth, A.-G., in Fraureuth bei Werdau i. Sa., wieder eine Anzahl Neuheiten gebracht, von denen wir heute einige Bilder bringen können. Die seit 1865 bestehende Fabrik lässt es sich angelegen sein, dem wechselnden Geschmack der Zeit in jeder sache erzeugt Fraureuth: Tafel-, Kaffee-, Teegeschirre in mittlerer bis zur feinsten Ausführung, Mokka-, Kaffee-, Tee- und Frühstückstassen, durchbrochene Dessertgeschirre, Fisch - Service, Hotel- und Krankenhausgeschirre, Vasen, Bonbonnieren usw. usw.



Ein Besuch in der Fabrik oder im Messzimmer, Leipzig, Handelshof, Zimmer Nr. 90, wird von der Firma gern gesehen, evtl. werden auch von dort Vorschläge für bestimmte Gelegenheiten unterbreitet.

Beziehung Rechnung zu tragen. Unter anderem gehören die grössten Schiffahrts-Gesellschaften und Werften der Welt zu den ständigen Abnehmern dieser Fabrik.

In der Haupt-



FRAUREUTHER PORZELLAN

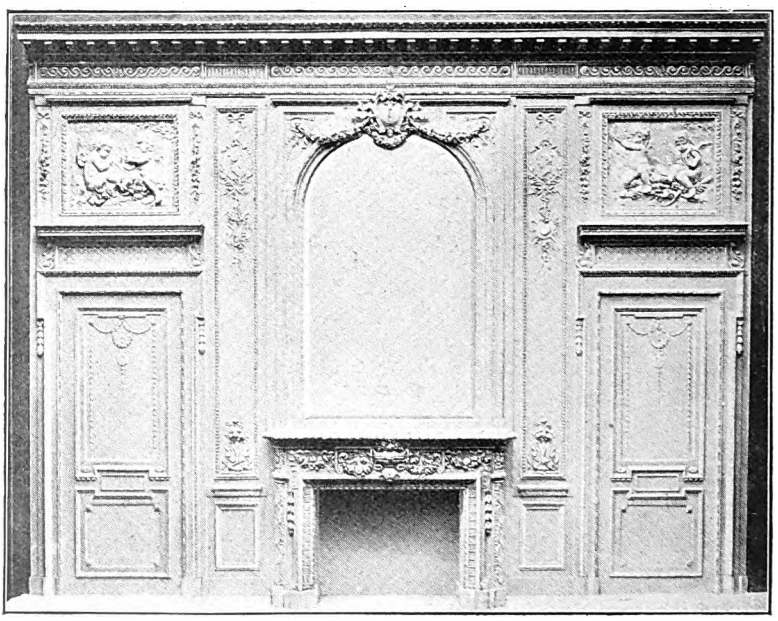
Digitized by Google

Plastische Kunst als Hilfsmittel zu Verschönerungen.

Die Wirkung plastischer Kunstwerke für sich allein ist feststehend. Denkmäler, Brunnen, Gruppen usw. sind eigentlich die Hauptzierden unserer modernen Städte, wenn man von dürftigen gärtnerischen Anlagen absehen will. Von der Allgemeinheit viel zu wenig beachtet werden aber die figürlichen, plastischen Ausschmückungen der Gebäude, die oft mit liebevollen lokalen Anspielungen von den Baukünstlern verwendet werden. Das Publikum schätzt aber vorerst plastische Kunst nur da, wo sie für sich allein zur Geltung kommt, es müsste erst dazu noch erzogen werden, auch die meist recht originellen und reizvollen kleinplastischen Arbeiten gebührend zu würdigen, die in so vielen Fällen zu Dekorationszwecken Verwendung finden.

Die Erzeugnisse der Detmolder Kunstwerkstätten Albert Lauermann, G. m. b. H., sind es besonders, die auf diesem Gebiete eine Klasse für sich darstellen. Die Plastiken der genannten Werkstätten sind von hohem künstlerischem Geschmack. Unter anderem ist es hauptsächlich das Stuccolin, eine den Detmolder Kunstwerkstätten patentierte Masse, die von dem Gründer der Werkstätten, dem Professor Albert Lauermann, erfunden wurde, und mit der unerhoffte Resultate erzielt werden. Im Gegensatz zu dem früher viel benutzten Trockenstuck, der in den bizarren Formen vom Ende des letzten Jahrhunderts heute oft entsetzlich anmutet, ist Stuccolin ein Material von überraschend geringem Gewicht und enormer Festigkeit und Elastizität. Diese drei Eigenschaften haben dem Stuccolin im Verein mit seinem verhältnismässig sehr billigen Preis eine ungeheure Verbreitung im In- und Auslande verschafft. Dazu lässt sich Stuccolin zu allen möglichen Dekorationszwecken verwenden, in erster Linie natürlich für Decken- und Wandschmuck, als Teile zur Innendekoration in Form von Vasen, Jardinièren, Kaminen und Heizkörperverkleidungen. Ausserdem aber, und das dürfte eine zukunftsreiche Verwendungsmöglichkeit für Stuccolin sein, lassen sich Schaufensterdekorationen und Reklameplakate in hervorragender Ausführung aus diesem vielseitig brauchbaren Material herstellen.

Eine weitere Materialspezialität der Detmolder Kunstwerkstätten ist Pietranova (Kunstkalkstein) aus französischen oder deutschen gemahlenen Kalkstein, der mit einem Bindemittel versetzt ist. Die in Formen gestampften Werkstücke werden steinhauermässig bearbeitet, so dass die Arbeiten aus diesem Kunstkalkstein wirklich Bildhauerwerk darstellen. Pietranova ist von ganz enormer Härte und Wetterbeständigkeit, dabei viel leichter als Naturstein und deshalb billiger zu transportieren. Dabei ist sein Preis um die Hälfte niedriger als der des Natursteines. Zur Herstellung von Innenputz dient gemahlener Kalkstein, unter dem Namen Stucpierre, der ebenfalls viel vorteilhafter und ergiebiger im Gebrauch ist als echter Stein. Auch alle Terranova-Putz- und Bildhauerarbeiten, sowie solche in Kunstmarmor und Kunstgranit werden von den Detmolder Kunstwerkstätten übernommen und durch geschultes Personal ausgeführt. Es gibt wohl keine grössere Stadt des Deutschen Reiches, die in der Referenzliste der Detmolder Kunstwerkstätten nicht mit Bauausführungen vertreten ist, die als Muster für die hervorragende Arbeit der Firma gelten können. Auch das Ausland fehlt nicht, und man kann sich ungefähr einen Begriff von der Bedeutung der Firma machen, wenn man liest, dass sie zu Frankreich, Belgien, Spanien, Italien, Russland, England, Türkei, Amerika, China und Japan Handelsbeziehungen unterhält. Auf Wunsch werden an Interessenten (Architekten und Bauherren) ausführliche Prospekte über die Geschäftszweige der Firma Albert Lauermann, G. m. b. H., versandt, aus denen auch die zahlreichen ausgeführten Arbeiten zu ersehen sind.



(Detmolder Kunstwerkstätten Albert Lauermann, G. m. b. H., in Detmold.)

Im Februar dieses Jahres wurden die Werkstätten der Firma von einem grossen Brandunglück heimgesucht. Es sind nun neue umfangreiche Gebäude errichtet worden, die mit allen Hilfsmitteln der modernen Technik ausgestattet sind, so dass die Leistungsfähigkeit der Firma auf das Doppelte gestiegen ist.

Digitized by Google

An dieser Stelle werden regelmässig interessante und reich illustrierte Aufsätze aus den verschiedensten Zweigen der deutschen Grossindustrie veröffentlicht, die geeignet sind, unseren ausländischen und überseeischen Lesern ein getreues Bild von der Entwicklung und Leistungsfähigkeit der gesamten deutschen Export-Industrie zu geben.

Feuerwehrgeräte- und Spritzen-Industrie.

Von Ingenieur A. Meder, Nürnberg.

(Fortsetzung.)

Die Abhandlung über dies Thema hat im gesamten Ausland wieder regstes Interesse an der deutschen Industrie erweckt. Wir lassen daher im Nachstehenden den zweiten Teil von der Besprechung der Norddeutschen Automobil- und Motoren-A.-G. in Bremen-Hastedt folgen:

Die in Abb. 4 und 5 gezeigte Kolbenpumpe ist infolge ihrer Ventilkonstruktion mindestens ebenso unempfindlich gegen sandiges und schlammiges Wasser als die Zentrifugalpumpe. Grössere Fremdkörper, welche die Ventile nicht mehr durchlassen, können überhaupt nicht in das Innere gelangen, so dass also Störungen so gut wie gar nicht eintreten können.

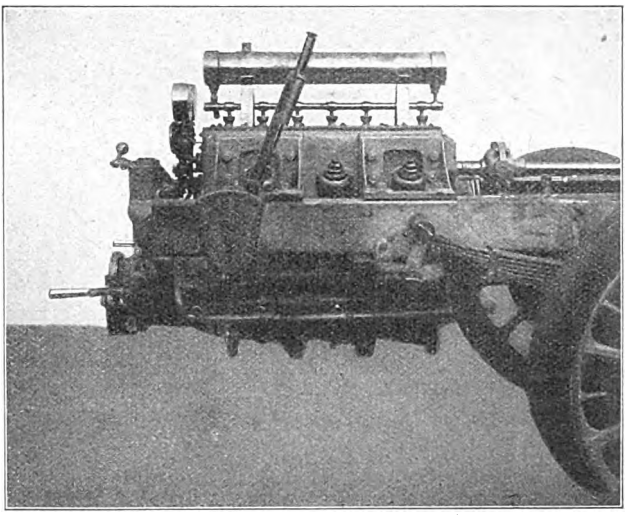


Abb. 5. Lloyd-Kolbenpumpe.

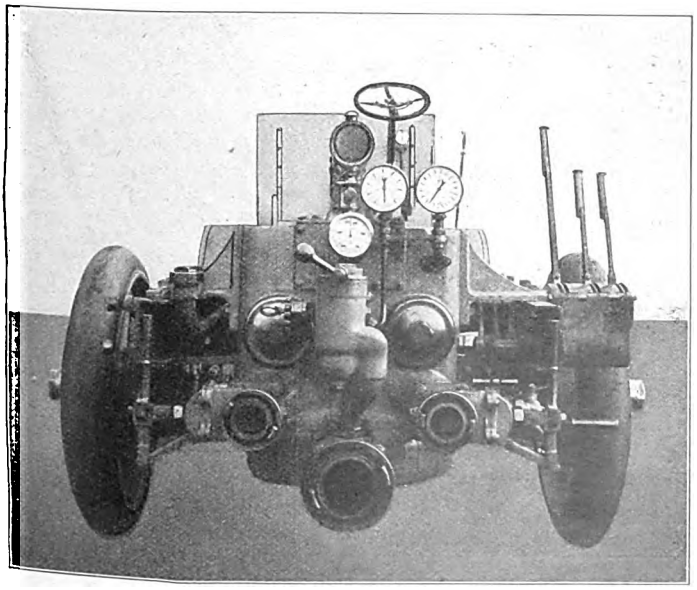


Abb. 4. Lloyd-Kolbenpumpe.

Die Druck- und Saugeschläuche liegen absolut ruhig; auch können die Druckausgänge unter höchstem Druck abgesperrt werden, ohne dass sich der Druck in der Pumpe merklich verändert. Der Pumpendruck kann bei der Kolbenpumpe beliebig gesteigert werden, zumal dies Pumpengetriebe so eingerichtet ist, dass die Übersetzung des Fahrgetriebes zugeschaltet werden kann. Die Ventilkonstruktion ist einfach. Die Ventile können schnell ausgewechselt werden. Die Windkessel sind in die Pumpe eingebaut; alle beweglichen Teile laufen in Öl, so dass keinerlei

Digitized by Google

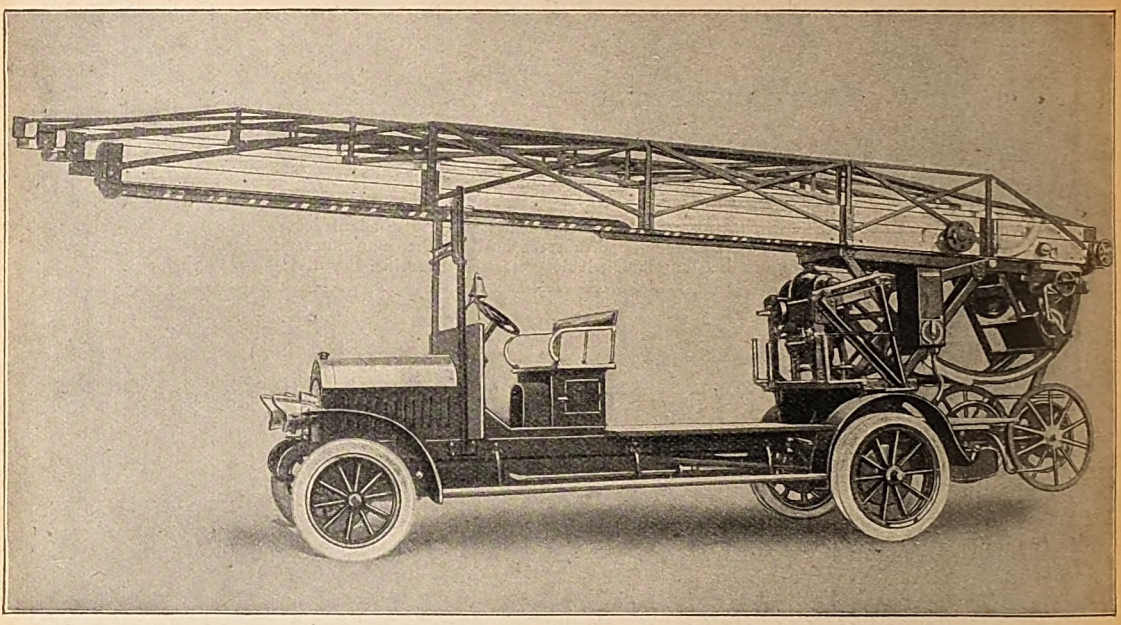


Abb. 6. Lloyd-benzin-automobile Drehleiter.

Wartung nötig ist. Bei Dauerbetrieb hat sich die Pumpe glänzend bewährt.

Der Aufbau des Fahrzeuges ist in gleicher Weise ausgeführt wie bei vorbeschriebener Motorspritze, nur fällt das grosse Wasserreservoir fort, da die Saugleitung der Pumpe nicht angefüllt werden braucht.

Abb. 6 und 7 zeigen eine benzin-automobile Drehleiter. Für dieses Fahrzeug gelangt dasselbe Chassis wie für die Motorspritze zur Verwendung, nur wird anstatt der Pumpe eine Dynamomaschine eingebaut, welche als Kraftquelle für die Aufrichte- und Auszugsmotoren der Leiter dient. Diese Art der Konstruktion wurde das erstemal von der Norddeutschen Automobil- und Motoren-Aktien-Gesellschaft für die Berufsfeuerwehr Kiel geliefert und hat sich dort glänzend bewährt, so dass bereits andere Feuerwehren Nachbestellungen gemacht haben.

Der Schwerpunkt dieser Konstruktion lag darin, ein richtiges Regulieren für den Motor bei plötzlicher Be- oder Entlastung der Dynamomaschine zu finden. Diese Aufgabe wurde von der Norddeutschen Automobil- und Motoren-Aktien-Gesellschaft sehr gut gelöst. Man kann mit dieser Leiter ebenso sicher manöverieren, wie mit der elektrischen.

Die Dynamomaschine hat auch noch weitere Verwendungsmöglichkeiten, unter anderem kann der Scheinwerfer zum Beleuchten der Leiterspitze oder der Brandstelle bei Aufräumungsarbeiten gespeist werden.

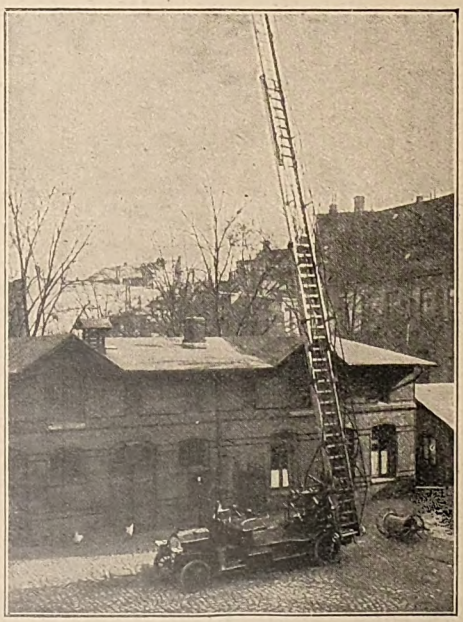


Abb. 7. Lloyd-benzin-automobile Drehleiter.

Die weiteren Abbildungen zeigen (Abb. 8): einen kleinen Personenwagen für Unglücksfälle, Schornsteinbrände usw., sowie einen benzinautomobilen Krankenwagen (Abb. 9).

Aus vorstehendem ist zu ersehen, dass die Norddeutsche Automobil- und Motoren-Aktien-Gesellschaft sich sehr intensiv mit der Fabrikation der Feuerlöschgeräte befasst und auch schon gute Erfolge erzielt hat. Dies beweisen auch die sehr zahlreich vorliegenden Aufträge, und die grosse Anzahl von Feuerwehrfahrzeugen, welche be-

Digitized by Google

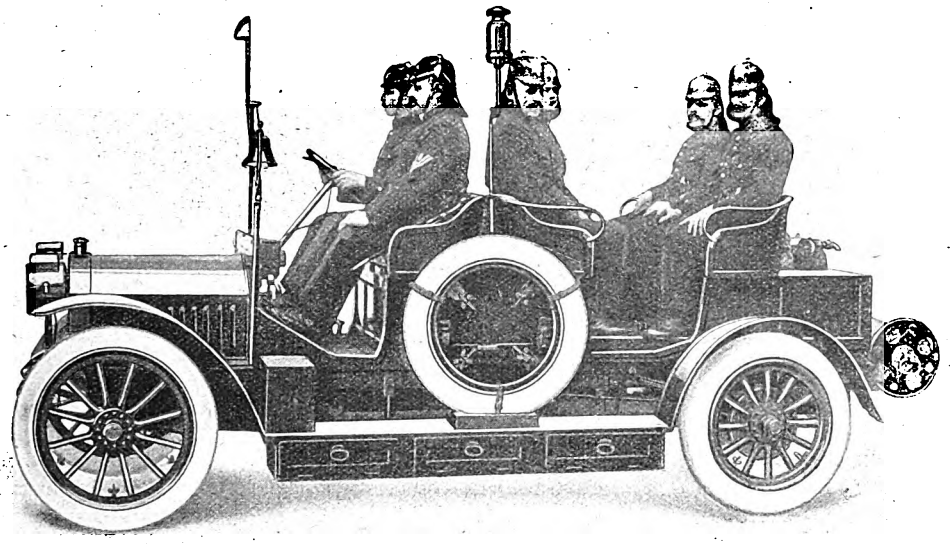


Abb. 8. Lloyd-Offizierwagen.

reits von der Norddeutschen Automobil- und Motoren-Aktien-Gesellschaft geliefert wurden. So haben zum Beispiel die Stadtverwaltungen von Aachen, Altona, Bremen, Crefeld, Dorpat, Düsseldorf, Fredericksborg, Hagen, Kiel, Libau, Oldenburg, Potsdam, Rostock, Schöneberg, Spandau und Wilmersdorf teilweise recht bedeutende Lieferungen erhalten.

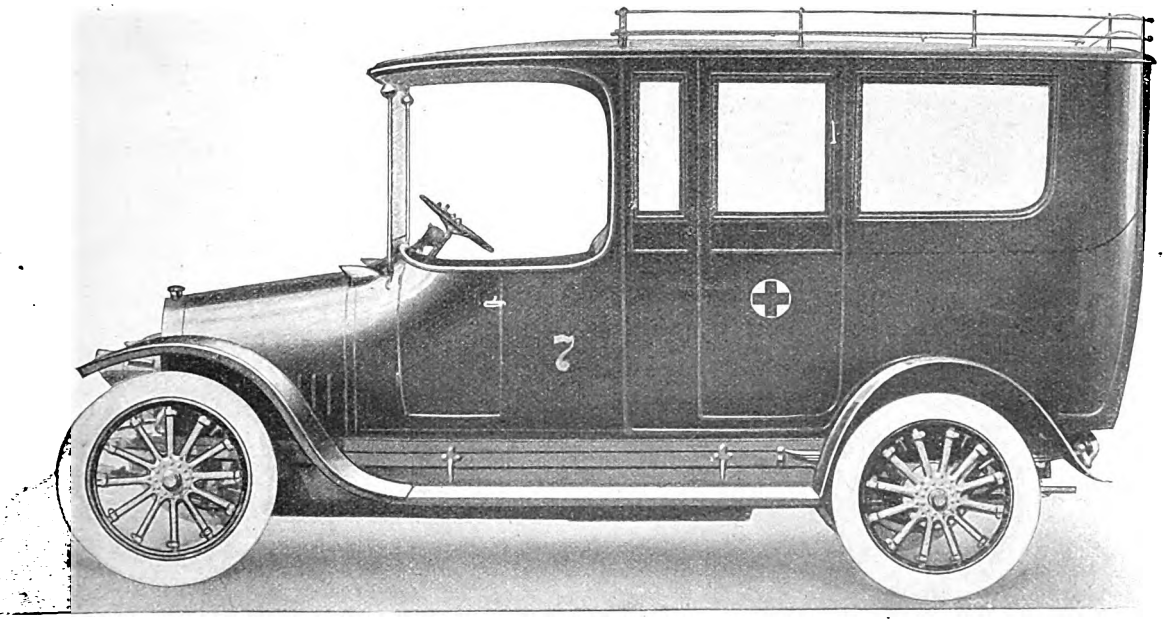


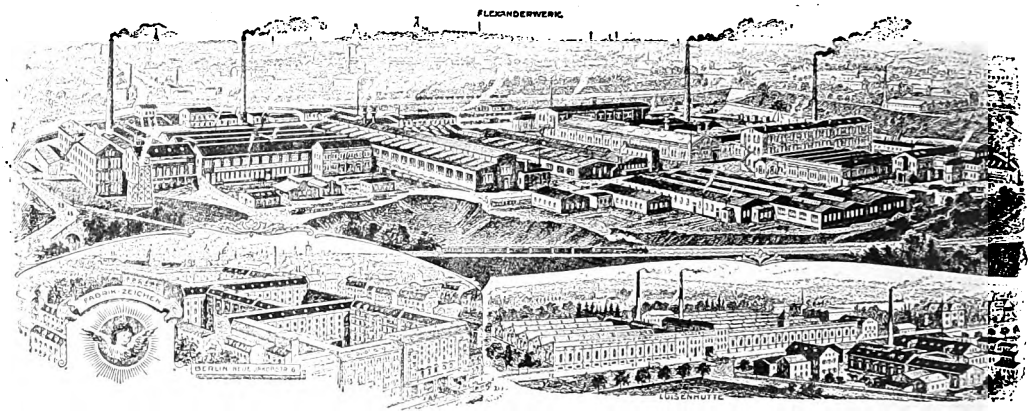
Abb. 9. Lloyd-Krankenwagen.

Neue Preislisten über Haushaltmaschinen

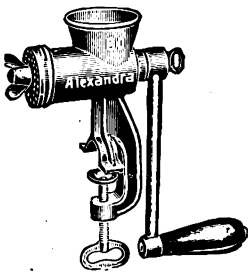
bringt jetzt die Firma Alexanderwerk A. von der Nahmer, A.-G., in Remscheid, in die Öffentlichkeit. Die neue Hauptpreisliste La S 1913 enthält sämtliche von diesem Werk gebauten Haushaltmaschinen, Haus- und Küchengeräte usw. Wenn auch dem grössten Teil dieser Leser die Fabrikate des Alexanderwerkes bereits bekannt sein dürften, so halten wir es doch für angebracht, an dieser Stelle darauf einmal etwas näher einzugehen.

Die Ausstattung der Preisliste ist vornehm und

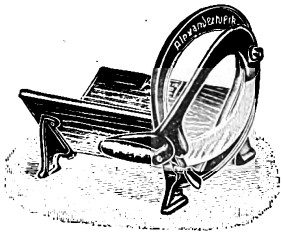
Digitized by Google



der reiche Inhalt klar und übersichtlich angeordnet. Eine grosse Anzahl Maschinen ist in schönem Vier-

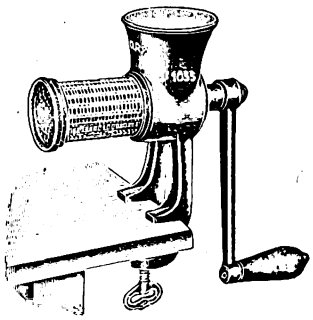


Fleisch- und Gemüsehackmaschine „Alexandra".



Brotschneidemaschine.

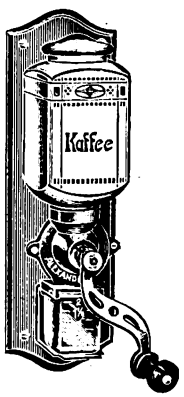
farbendruck originaltreu wiedergegeben, so dass man sich ein genaues Bild über die Fabrikate machen kann. Neuartig ist die in der Liste angebrachte Einrichtung zum Einheften der Nachträge.



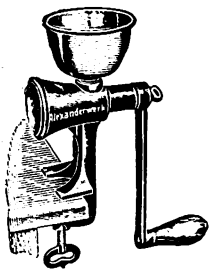
Reibmaschine fur rohe Kartoffeln.

Wir sind in der Lage, einige Neuheiten an dieser Stelle im Bilde zu zeigen und heben neben den bewährten „Alexanderwerk"- und Patent-„Nahmer"-Hackmaschinen zunächst eine in 3 Grössen hergestellte Fleisch- und Gemüsehackmaschine „Alexandra" hervor. Hierbei ist ein besonderes Messer nicht erforderlich, weil der an der Loch- bzw. Reibescheibe anliegende Rand als Schneideteil wirkt. — Zu der bisher schon grossen Auswahl von Brotschneidemaschinen sind drei Nummern neu dazu gekommen, die sich durch moderne glatte Formen kennzeichnen.

Den Reibmaschinen wurde eine patentierte Maschine hinzugefügt, die sich hauptsächlich dadurch einführen dürfte, dass mit ihr rohe Kartoffeln tadellos gerieben werden können. Das Andrücken an die Reibetrommel fällt fort,



Wandkaffeemühle.



Maismühle.

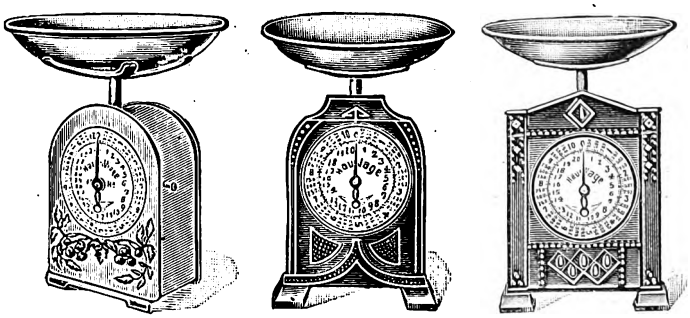
denn die im Innern der Maschine befindliche Transportschnecke befördert das Reibegut selbsttätig vor die Reibeflächen.

Bei den Wandkaffeemühlen befinden sich verschiedene neue geschmackvolle Muster.

Auch die Mühlen haben jetzt einen durch D.R.G.M. geschützten luftdicht abschliessenden Holzdeckel.

Eine Maismühle für rohen Mais wurde neu aufgenommen.

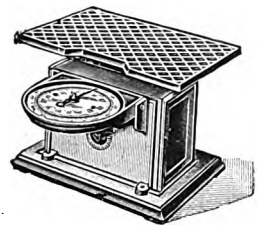
In Haushaltwagen begegnen wir einer sehr erweiterten, dem modernen Geschmack entsprechenden Auswahl, von der wir nur drei Abbildungen bringen konnten.



Haushaltwagen.

Digitized by Google

Zu der Personen- und Gepäckwage „Alexandra" wird eine praktische Korkplatte angeboten. Diese Wage wird oft in Badezimmern



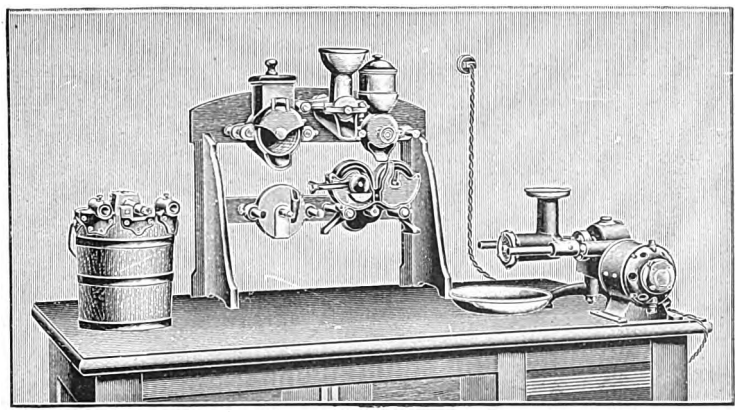
Personen- und Gepäckwage „Alexandra".

aufgestellt, und da viele Personen es scheuen, mit blossen Füssen die eiserne Platte zu betreten, wird man von dem Angebot gern Gebrauch machen.

triebenen Alexanderwerk-Haus- und Küchenmaschinen. Wir zählten drei Gruppen mit Elektromotoren von $^1/_4$, $^1/_2$ und 1 PS, und zwar Fleisch- und Gemüsehackmaschinen, Reibemaschinen, Kaffeemühlen, Messerputzmaschinen, Eismaschinen, Fruchtpressen, Brotschneidemaschinen und Bohnenschneidemaschinen. Besonders praktisch ist, dass die Motoren nicht befestigt zu werden brauchen, sondern überall in Betrieb genommen werden können. Die einzelnen Küchenmaschinen werden auf zwei Führungsstangen aufgesteckt und sind sofort gebrauchsfertig, selbstverständlich auch unfallsicher geschützt.

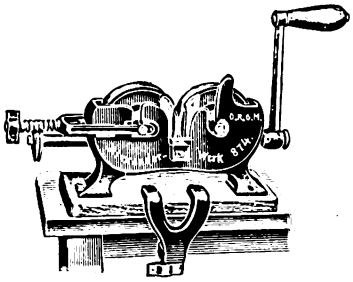
Auf eine Serie neuer Christbaumständer weisen wir noch kurz hin, können jedoch wegen Raummangel nur eine Abbildung bringen.

Das Alexanderwerk A. von der Nahmer, A.-G.,



Elektrische Haus- und Küchenmaschinen.

Grossen Raum nehmen in der Preisliste die Messer- und Gabelputzmaschinen ein; auch hier befindet sich ein neues Modell No. 1874,

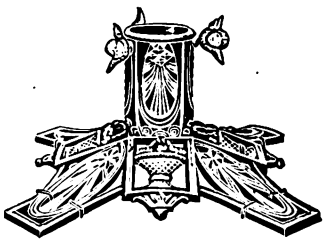


Messer- und Gabelputzmaschine.

bei dem die modernen glatten Formen zur Anwendung gekommen sind.

Wie sehr die Elektrizität schon in die Haushaltmaschinen-Industrie eingedrungen ist, beweist der Teil mit Abbildungen der elektrisch be-

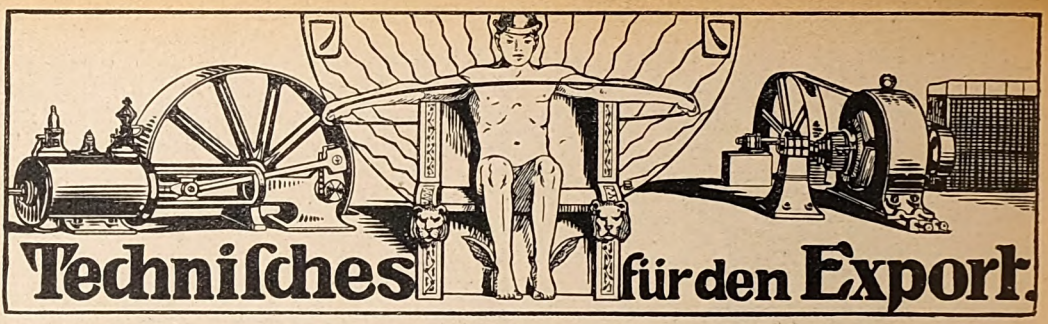
in Remscheid, ist wohl in allen Teilen der Welt durch die Vielseitigkeit der Fabrikate bekannt. Es liess sich daher an dieser Stelle auch nur verhält-



Christbaumständer.

nismässig wenig aus der Preisliste herausgreifen. Jeder Interessent für Haushaltungsapparate und -maschinen findet in derselben eine Fülle von Gegenständen und wird sie deshalb wohl des öfteren im Laufe des nächsten Jahres gebrauchen.

Digitized by Google



Der Ölverbrauch bei den Dampfmaschinen.

Dass bei den Betriebsdampfmaschinen richtige Wahl des Schmieröls eine sehr grosse Rolle spielt, ist eine alte Weisheit, über die man sich nicht zu unterhalten braucht.

Eine andere Frage ist es aber, ob der Maschinenbesitzer gut tut, wenn er sich auf seinen Maschinenmeister verlässt und nicht die Quantität des Verbrauchs mit den Leistungen der Maschinen vergleicht. Der Besitzer wird daher öfters in Kauf nehmen müssen, dass je nach der mehr oder weniger sorgfältigen Wartung seiner Maschine sich ein Ölverbrauch mit der Zeit herausbildet, welcher als durchaus abnormal gelten kann. Dieses rührt wohl meist daher, dass der Maschinist, insbesondere wenn ihm bereits einmal ein Maschinendefekt vorgekommen ist, seine Maschine eher zu reichlich schmiert als zu wenig, wenn dies auch bedeutend höhere Kosten verursacht als nötig.

Ein gewissenhafter Maschinist kann durch richtige Beaufsichtigung der Zylinderschmierung wesentliche Ersparnisse erzielen. Es ist ihm jedoch nicht möglich, über eine gewisse Grenze hierbei zu kommen, die von dem inneren Zustand der Zylinderfläche und des Dampfkolbens bedingt ist. In dem Bestreben, wirkliche Ersparnisse zu machen, hat man nun bei grösseren Dampfmaschinenbetrieben herausgefunden, dass bis zu Dreiviertel des Verbrauchs an Öl direkt gespart werden kann, wenn dem Zylinderöl Graphit in richtiger Menge und Qualität beigemischt

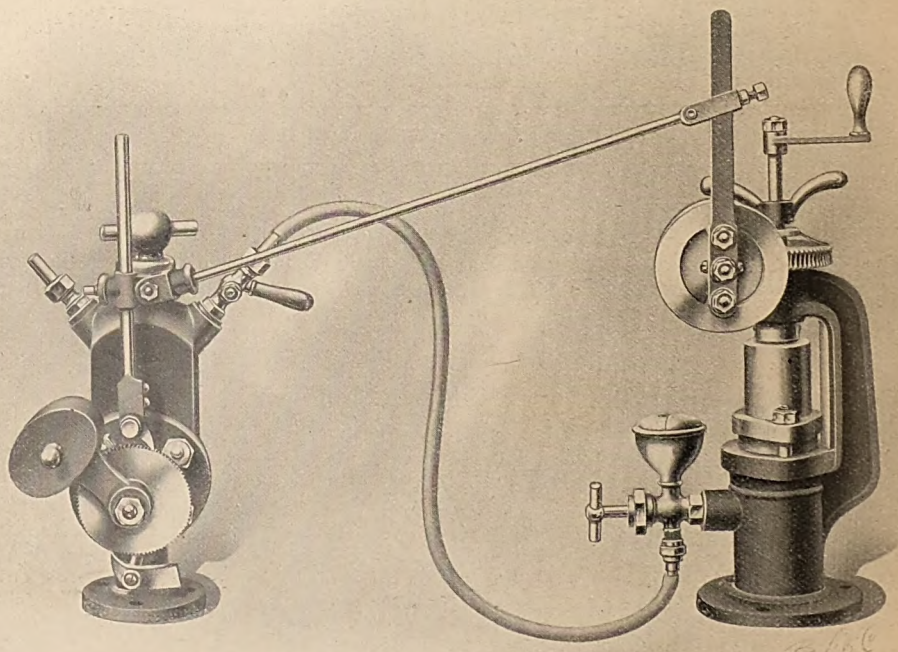


Abbildung 1. Abbildung 2.

Graphit-Schmierapparat System Barleben, D. R. G. M., für Dampfmaschinen, Lokomobilen, Grossgasmaschinen, Kompressoren usw. (O. H. Meffert & Cie., Düsseldorf.)

Digitized by Google

wird. Der Graphit muss in Flockenform verwendet werden. Es genügen im allgemeinen 50 g pro Liter Öl, um die oben beschriebene Wirkung vollauf hervorzurufen. Bedingung dabei ist jedoch, dass der Flockengraphit, welcher spezifisch schwerer als Öl ist, in der richtigen Weise mit dem Öl fortwährend durchmischt wird, damit er sich nicht an irgendeiner beliebigen Stelle absetzt und dann in den Dampfzylinder gelangt. Wesentlich bei der Beurteilung der Ersparnisse ist auch noch der Umstand, dass bei Anwendung des Graphits auch eine geringere Zylinderöl-Qualitätgebraucht werden kann. Die Graphit-Beimischungmacht sich um so eher bezahlt und ist überhaupt erforderlich, je höher man mit dem Dampfdruck geht und je mehr der verwendete Dampf überhitzt ist. Das gleiche gilt auch für Luftkompressoren, da diese ebenfalls im Inneren ziemlich heiss werden und dann leicht sogenannte Öl-Explosionen vorkommen können.

Der auf Seite 36 abgebildete Graphit-Apparat Abb. 1 besorgt die notwendige innere Mischung des Flockengraphits mit dem Öl durch einen von der eigentlichen Ölpumpe abgeleiteten Antriebe in vollendetster Weise.

Auf unserer Abbildung ist dieser Apparat in Verbindung mit einem „Mollerup"-Apparat dargestellt. Man sieht, dass der Apparat selbst kleiner ist als die Ölpumpe Abb. 2, und dass das Öl durch den Apparat hindurch geleitet wird, auf welchem Wege es dann innig mit dem in dem Graphit-Apparat eingeschlossenen Flockengraphit vermengt wird. Es kann demnach an jeder bestehenden Maschinenanlage, woselbst ein „Mollerup"-Apparat oder ein sonstiger Druckschmierapparat vorhanden ist, ein Graphit-Apparat zwischengeschaltet werden, wobei der Antrieb des letzteren in jeder beliebigen Weise erfolgen kann. Der beschriebene und abgebildete Apparat hat sich in zahlreichen Betrieben sehr gut bewährt, so dass irgendwelches Risiko bei der Anschaffung desselben bei keiner Betriebsanlage vorhanden ist.

Ein Liter Öl und 50 Gramm Graphit schmieren nach Angaben des Ingenieurs, welcher den Graphit-Apparat konstruiert hat, ebenso ausreichend wie 4 Liter des bisher gebrauchten Zylinderöles.

Eine grössere Ersparnis darf man sich kaum wünschen. Die Aufstellung des Graphits-Apparates macht keine Mühe:

Das Öldruckrohr wird einfach in der Nähe des Zylinders durchgeschnitten, der Apparat zwischengeschaltet und sein Hebel mit dem des „Mollerup" durch eine Zugstange verbunden. Neue Maschinen usw. rüstet man am besten mit einer Schmierpumpe kombiniert mit Graphit-Schmierapparat nach Abb. 3 aus. Bei dieser Konstruktion ist eine besondere Ölpumpe oder Mollerup-Apparat nicht erforderlich.

Über die ganze Angelegenheit gibt die Firma O. H. Meffert & Cie. in Düsseldorf-Wersten weitere Auskunft, wie von dort auch die Preise usw. bekanntgegeben werden.

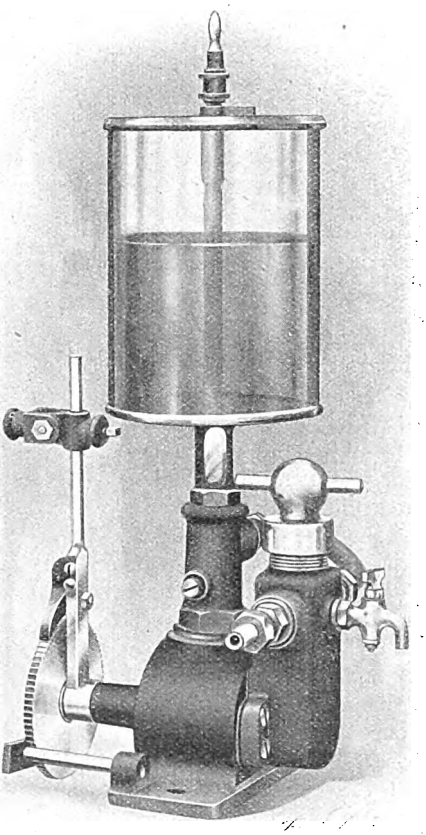


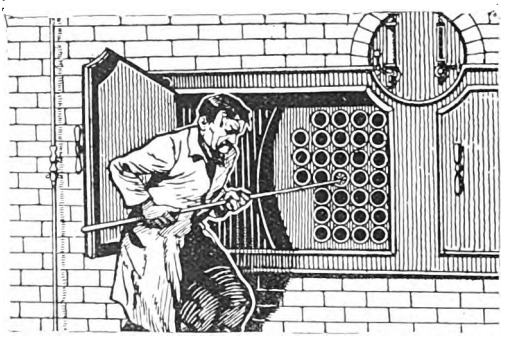
Abb. 3. Schmierpumpe kombiniert mit Graphit-Schmierapparat, D. R. G. M., für Zylinder und Schieberkasten von Dampfmaschinen, Lokomobilen, Gasmotoren sowie Kompressoren usw. (O. H. Meffert & Cie., Düsseldorf.)

Digitized by Google

Über Reinhaltung von Dampfkesseln.

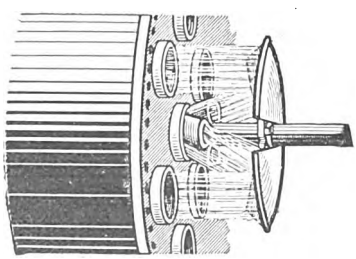
(Ein neues Reinigungsverfahren.)

Die Reinhaltung der Dampfkessel ist eine ausserordentlich wichtige Frage der Wirtschaftlichkeit in jedem Fabrikbetriebe. Wasser und Feuer, diese beiden, jeden Dampfkessel



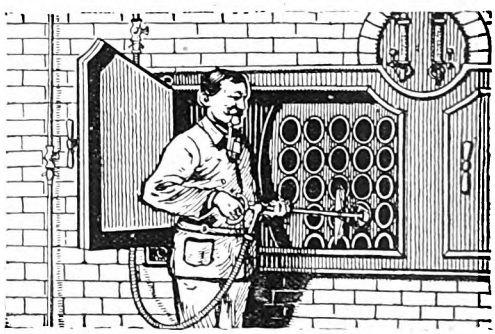
Angestrengtes Durchstossen der Rohrbürste. Wöchentlich nur einmal, wegen zu langer Zeitdauer, ½—1 Stunde.

erfüllenden Elemente, lassen leider auf dem Schauplatz ihres Kampfes Spuren zurück, die schwere Schädigungen für den Kessel und den ganzen Betrieb mit sich bringen. Während aber dem Kesselstein schon auf mannigfache Art zu Leibe gerückt wird, schenkt man dem Russ und der Flugasche bei weitem weniger Beachtung. Nun lagern sich innerhalb weniger Stunden nach dem Anheizen in den Rauchröhren und auf den Siederöhren erhebliche Mengen Russ und Flugasche ab, und diese beiden vorzüglichen Wärme-Isolatoren verschlingen naturgemäss einen bedeutenden Teil der erzeugten nutzbaren Wärme. Hierdurch wird nicht nur ein unnötiger Mehrverbrauch an Kohle verursacht, sondern auch die Leistungsfähigkeit und die Grenze der Beanspruchung des Kessels wesentlich herabgesetzt. Die Wärmeverluste sind schon bei einer Flugaschenschicht von einigen Millimetern erhebliche; bei der allgemein anzutreffenden Verunreinigung der Dampfkessel betragen diese



Die kontinuierlich aus den Nebenrohren ausströmenden Heizgase werden abgefangen, vom Wirbel-Injektor-Apparat-Kopf in das zu reinigende Rohr angesaugt, und mit der starken Kraft des Dampfkessel-Atmosph.-Druckes an den Rohrwandungen fortgetrieben. Durch den wirkungsvollen Wirbelstrom jegliche Russ- und Flugaschenteile mit sich im Wirbel fortreissend, zum Schornstein hinaus.

Verluste wenigstens 5 Prozent und erreichen nicht selten bis 20 Prozent und darüber des gesamten Kohlenverbrauchs. Ist es doch bei Braunkohle keine Seltenheit, dass die Flammrohre ⅓ bis ½ voll Flugasche liegen. Die Ursache der mangelhaften Reinigung ist in den Übelständen der bisherigen Art und der Bürstenreinigung von Hand aus zu suchen. Diese Arbeit ist mühselig und zeitraubend, sie dauert bei einem Kessel etwa bis zu einer Stunde und wird deshalb vom Heizer nur ungern und viel zu selten vorgenommen. Auch ist die Reinigung mittels Bürsten in vielen Fabriken, die kontinuierlichen Betrieb haben, so z. B. in Zuckerfabriken, Papierfabriken usw. fast unmöglich. Man kann sich vorstellen, wie unökonomisch in solchen Betrieben das Brennmaterial verfeuert wird, wo tage- und wochenlang die Kessel nicht gereinigt werden, während eine täglich eventuell zweimalige Beseitigung von Russ und Flugasche dringend geboten ist. Man hat

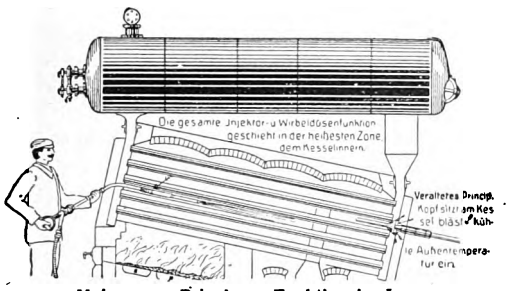


Spielend leichte Bedienung während des vollen Betriebes, blitzschnelle, gründliche Reinigung.

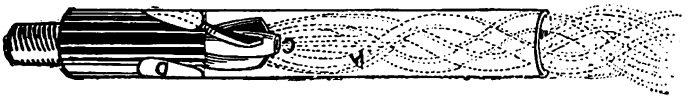
deshalb die Bürstenreinigung durch Einblasen von Dampf zu ersetzen versucht. Allein, dieses Mittel ist ungeeignet, weil der meist mehr oder weniger nasse Dampf sich mit den in oder (bei Wasserröhrenkesseln) auf den Röhren befindlichen Russteilen zu einer schlammigen Masse vermengt, die anbäckt und Krusten bildet, die dann schwerer zu entfernen sind. Vom Verein für Feuerungsbetrieb und Rauchbekämpfung in Hamburg bei der Schiffswerft Blohm & Voss, Hamburg, mit dem Heissluft-Russfeger vorgenommene, eingehende Versuche und Untersuchungen durch Messungen der Abgangstemperatur usw. lt. Bericht 1909 Seite 50 haben bewiesen, welch weit bessere, effektiv gründliche, metallreine Rohrreinigung mit dem Fraissinet-Apparat erzielt wird; 25 Prozent günstigeres Resultat!

Digitized by Google

Bei dem Patent-Heissluftfeger der Spezialfabrik Alfred Fraissinet, Chemnitz i. S., ist von dem Gedanken ausgegangen worden, den Dampf nur als anregendes Element nach dem Prinzip des Injektors zu verwenden und mit einem grossen Überschuss von heisser und etwas vielfach gewirbelter, trockener Luft zu arbeiten, so dass die Rohre durchaus rein und trocken gefegt werden. Diese Vorrichtung



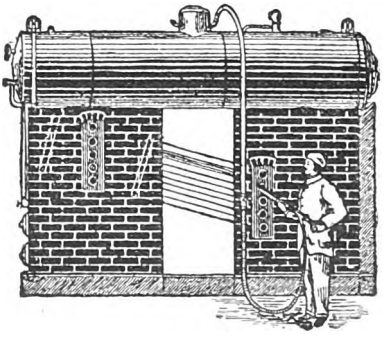
Mein neues Prinzip — Funktion im Innern.



Innenansicht des Lanzenrohr-Mundstückes, als Wirbel-Injektor C mit Luftsaugschlitzen.

besteht im wesentlichen aus folgendem: Durch einen an den Kessel oder die Dampfleitung (auch Druckluftleitung) anzuschliessenden Metallschlauch gelangt der Dampf in das Apparatrohr, an dessen vorderem Ende sich der wichtigste Teil der Vorrichtung, nämlich der Patentkopf, in welchem sich die enge, je nach der Kesseltype und dem Dampfdruck zu bemessende Dampfdüse und der Misch- und Trocknungsraum befindet. Am hinteren Teil des Apparates betätigt ein als Handgriff ausgebildetes, leicht gehendes Ventil den Zutritt und die Absperrung des Dampfes. Im Apparatkopfe sind mehrere, Schneckengehäuse-Gängen ähnlich angeordnete Scheidewände und Kanäle angebracht, nach deren Passieren die kompressierte Luft spiralförmig austritt. Speziell dieser Patentkopf mit vierfacher Wirbel-Saugwirkung ermöglicht die effektiv gründliche Reinigung, weil nur hierdurch die vierfache Heissluftwirbelung schraubenartig bohrend gegeben werden kann. Vor dem Eintritt in das zu reinigende Rauchrohr tritt zu diesem zentralen noch ein seitlicher Luftstrom hinzu und es gelangt das ganze angesaugte Quantum in eine drehende Bewegung; es entsteht eine Art Wirbelwind, der mit grosser mechanischer Kraft längs der Rohrwandungen dahinfegt und in seiner Bewegung an ein, aus gezogenem Rohr abgefeuertes Geschoss erinnert. Die grosse Menge angesaugter, aus den Rauchzügen und der Feuerbüchse stammender, warmer Luft, vermischt mit dem heissen Dampf, trocknet diesen vollständig aus, so dass ein Niederschlagen von Feuchtigkeit verhindert und ein Anbacken von Krusten vollständig vermieden wird. Die Wirkung des Patent-Heissluftfegers wird begreiflich, wenn man bedenkt, dass bei Annahme einer Luftverdünnung im Apparatkopfe von nur 20 cm Wassersäule die Luftgeschwindigkeit in den Röhren theoretisch 55 m pro Sekunde beträgt, mit einer Arbeitsleistung von 110 Kilogrammetern = 1,5 PS pro Quadratdezimeter des Röhrenquerschnittes. Dies ist mehr als hinreichend, um unter allen Umständen Russ und Flugasche gründlich wegzufegen. Deshalb genügt eine Sekunde für das Durchfegen eines Rohres und kann durch den Patent-Heissluftfeger ein Kessel von 100 Röhren in etwa 4 Minuten tadellos gereinigt werden. Da diese auch von Dampfkessel-Revisionsvereinen begutachtete neue Reinigungsmethode den Heizer nicht ermüdet, und die Kesselreinigung nur wenige Zeit in Anspruch nimmt, so ist vom Heizer eine regelmässige, täglich eventuell zweimalige Reinigung des Kessels mit Sicherheit zu erwarten! Bei diversen anderen Kopf-Modellen, wie solche im Handel erschienen, bleibt das Rohr im vorderen Teile ungereinigt, und es findet überhaupt keine Wirbelfegung statt; die Rohre verstopfen und verkrusten.

Von besonderer Bedeutung ist die Reinhaltung der Kessel bei Lokomotiven. Es könnten hierdurch mit Rücksicht auf den enormen Kohlenkonsum bei Eisenbahnen jährlich sehr namhafte Ersparnisse an Feuerungsmaterial erzielt werden.



Bei Schiffskesseln, vornehmlich für Kriegsschiffe, hat der stets reine, daher immer gleich leistungsfähig erhaltene Dampfkessel wohl auch noch Bedeutung für die Schlagfertigkeit des Schiffes, die Erfahrungen der jüngsten Zeit haben dies augenfällig bewiesen.

Digitized by Google

Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und Schweden.

Die wirtschaftliche Entwicklung Schwedens ist in den letzten Jahrzehnten überaus rege gewesen. Der beispiellosen Entfaltung des Landes kam vor allem die lange Friedenszeit zugute, deren es sich seit fast hundert Jahren, seit den Tagen Bernadottes, erfreut hat. Es hat zwar auch in Schweden an inneren Kämpfen nicht gefehlt, und nächst der norwegischen Frage, die 1905 ihre endgültige Lösung erfuhr, waren es die Fehden zwischen der Landwirtschaft und der Industrie, von denen es, wie im übrigen Europa, so auch in Schweden widerhallte. Aber die Ruhe nach aussen hat das Land ausserordentlich weit geführt, hat vor allem unproduktive Ausgaben auf das Mindestmass herabgesetzt. Schweden darf als europäische Macht zweiten Ranges stolz darauf sein, dass seine Staatsschulden nur produktiven Zwecken gedient haben, in erster Linie dem Eisenbahnbau. Schwedens Eisenbahnbau knüpft an seine grossen Kanalbauten an, die vor allem der wirtschaftlichen Erschliessung des Landes dienten. Die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vollendeten Göta- und Trollhätta-Kanäle verbanden mittels der Vättern- und Vänern-Seen die Ostsee mit dem Atlantischen Ozean. Ihnen folgten weitere Kanalbauten, und jetzt besitzt Schweden 20 Kanäle mit über 1100 km. Der Bahnbau wurde 1856 nach längeren Vorbereitungen aufgenommen: Nils Ericsson ist der geniale Erbauer der ersten grossen Stammbahnen, der Staatsbahnen, welche die zentralen Teile des Reiches miteinander verbinden, und die Jahr für Jahr weiter ausgebaut werden. Mit seinen über 13000 km Eisenbahnen besitzt Schweden im Vergleich zur Einwohnerzahl von etwas mehr als $5^1/_2$ Millionen eine grössere Netzdichtigkeit als irgend ein europäischer Staat, die Schweiz miteingeschlossen. In den letzten Jahren hat Schweden gewaltige Fortschritte in dem Ausbau seines Eisenbahnnetzes gemacht, das jetzt im Norden des langgestreckten Reiches bis weit über den Polarkreis reicht, während die vom Endpunkte der Nordbahn, Boden, in der Richtung nach der finnischen Grenze begonnene Bahn allmählich ihrer Vollendung entgegensieht. Dazu gesellen sich neue grosse Pläne: der Bau einer Inlandbahn, die vom Eisenerzbezirke Gellivare aus das westliche Schweden durchschneidet, eine Verbindung mit Skagerak herstellen soll und die Einführung des elektrischen Betriebes auf dem südlichen und nördlichen Staatseisenbahnnetze, wofür das Land in seinen Wasserfällen bedeutende Kraftquellen besitzt. Dass aber die schwedische Regierung auch weiterhin die Wichtigkeit des Kanalwesens vollauf würdigt, zeigt der im Jahre 1910 vom schwedischen Reichstag angenommene Plan für einen neuen Trollhätta-Kanal, der bei einer Tiefe von 4 m Schiffe von 1300 Tonnen Wasserverdrängung durchlassen kann, also Schiffe in einer Grösse, die für die ganze Ostsee und die Nordsee mit dem englischen Kanale und der atlantischen Küste Frankreichs geeignet ist. Ebenso wird er auch für die grossen seegehenden Leichter zugänglich, die jetzt eine bedeutende Rolle im Seeverkehr spielen. Der Bau des Kanals soll bis zum Jahre 1915 vollendet sein; Schweden wird dann einen Wasserweg vom Vänern-See bis zum Meere haben, der dem Handel und dem Gewerbe des Landes einen neuen Aufschwung eröffnen wird.

Mit dem ausgedehnten Verkehrsnetze ist die Entfaltung der Industrie gefördert worden. Diese knüpfte zunächst an die Waldwirtschaft an: Halb Schweden steht noch heute unter Wald, auf hundert Einwohner kommt ein Waldreichtum von 400 ha (in Russland 190 ha und in England 3 ha). Schon im Mittelalter war Schwedens Holzausfuhr hervorragend, aber erst die Technik des 19. Jahrhunderts erschloss den Wald in gleichmässig rationeller Ausbeute, ohne dass allzusehr Raubbau getrieben wurde. Man führt gesägte Holzwaren auf den Weltmarkt, was die Entwicklung einer bedeutenden Sägemühlenindustrie voraussetzt. Allein um die Stadt Sundsvall liegen gegen 30 Sägewerke, und in ganz Schweden zählt man 1370 grössere und kleinere Sägemühlen, die gegen 45000 Arbeiter beschäftigen und alljährlich Waren im Werte von 150 Millionen Kronen ausführen. An die Sägeindustrie schliessen sich die Holzwaren-, Tischler-, Zündhölzer-, Holzmasse-, Zellulose- und Papierindustrie als Veredelungsgewerbe an. Bei dem Bezuge Deutschlands an Holz usw. ist namentlich Lübeck interessiert, das ja auch regelmässige Schiffsverbindungen, insbesondere durch die Firma Possehl & Co., nach Schweden unterhält.

Ein anderes Bodenerzeugnis des Landes sind die gewaltigen Erzlager, insbesondere Eisenerze,

Digitized by Google

daneben Silber-, Blei-, Kupfer-, Manganerze und Eisenpyrit. Kohlen werden nur in geringen Mengen gefördert. Die Eisenindustrie Schwedens, die nicht erheblich über eine Erzeugung von 600000 Tonnen hinausgewachsen ist, braucht Holzkohle auf den Hochöfen, die nur in sehr wenigen Fällen mit englischem Koks gemischt wird; der Verbrauch an Holzkohle beträgt rund 45 Millionen hl. Die in der Bergwerkindustrie beschäftigten Arbeiter und Arbeiterinnen beziffern sich auf annähernd 150000 Personen; ferner sind rund 2500 Motoren mit über 160000 PS tätig, die Zahl der Minen beträgt über 400, die der Eisenwerkstätten rund 175. Der Reingewinn der Minen- und Hütten- bzw. Walzwerkindustrie wurde vor einer Reihe von Jahren auf rund 15 Millionen Kronen angegeben, bei einem Produktionswerte von 160 Millionen Kronen. Die Bedeutung des schwedischen Eisenerzbergbaues für die deutsche Eisenindustrie ist bekannt. Deutschland ist immer der beste Abnehmer schwedischer Eisenerze gewesen, und zwar in allen Teilen des Reiches, in denen sich eine nennenswerte Eisenindustrie befindet: in Niederrheinland-Westfalen, Oberschlesien und an der Küste (Stettin, Emden, Lübeck, Bremen). Die Eisenerzausfuhr, die vor 40 Jahren nur einige tausend Tonnen betrug, ist seit 1904 auf über 3 Millionen Tonnen jährlich angewachsen und betrug im Jahre 1911 über $3^1/_2$ Millionen Tonnen allein nach Deutschland. Die schwedischen Eisenerze werden auf den verschiedensten Wegen nach Deutschland eingeführt: über Danzig und Stettin nach Oberschlesien, über Emden und Rotterdam nach Niederrheinland-Westfalen und nach anderen Bestimmungsorten über andere Häfen. Die wichtigsten Eisenerzgebiete Schwedens sind die bereits erwähnten lappländischen Gellivare-, Kirunavara- und die mittelschwedischen Grängesberg-Gruben. Man mag an die Frage des Ausfuhrzolles für Eisenerz denken, die sich zu einer wichtigen Angelegenheit in der deutsch-schwedischen Handelspolitik ausgewachsen hat, und die bei Ablauf des Handelsvertrages zwischen Deutschland und Schweden regelmässig hervortritt. Die bisher selbständigen grossen schwedischen Grubengesellschaften sind jetzt in einer einheitlichen Organisation zusammengefasst, an ihr ist dem schwedischen Staate eine im wesentlichen massgebende Beteiligung eingeräumt, und auf dieser halbstaatlichen monopolistischen Grundlage ist eine Kontingentierung der gesamten schwedischen Eisenerzerzeugung für die Zeit bis 1932 bzw. 1942 in recht komplizierter Weise vorgenommen worden. Diese Kontingentierung regelt die Ausfuhr in der Weise, dass sie sich nicht zu stark entwickelt; auf einen erheblichen Zuwachs des Zustromes schwedischer Erze kann deshalb nicht in der früheren Weise gerechnet werden. Der schwedische Erzreichtum wird immerhin noch für eine Reihe von Jahrzehnten einen beträchtlichen Teil des Eisenerzbedarfes der wichtigsten Eisenindustrieländer, voran Deutschlands, decken, um so mehr, als die Frage eines Erzausfuhrzolles dahin geregelt worden ist, dass der Staat sich verpflichtet hat, etwa zur Erhebung kommende Zölle den Erzgrubengesellschaften zurückzuerstatten, mit anderen Worten: die Gesellschaften sind bis 1932 bzw. 1943 gegen solche Zölle gedeckt. An den schwedischen Grubengesellschaften ist namentlich die Firma Possehl in Lübeck und an den Erzlieferungsverträgen sind fast alle grossen deutschen Hüttenwerke beteiligt: Krupp, Thyssen (Gewerkschaft Deutscher Kaiser), Gutehoffnungshütte, Rheinische Stahlwerke, Hösch, Phönix-Hörde, die Dortmunder Union, Haspe; von den östlichen Werken: die Friedenshütte, die Donnersmarckhütte, die Julienhütte, die Borsigwerke, das Kraftwerk u. a. Eine Gruppe niederrheinisch-westfälischer Hütten-

Digitized by Google

werke hat kürzlich wieder neue Erzlieferungsverträge mit den schwedischen Grubengesellschaften abgeschlossen, die sich gewissermassen als die Erneuerung oder Verlängerung der 1912 bzw. 1917 abgelaufenen bzw. zu Ende gehenden Abschlüsse darstellen. Der Preis ist darin um etwa 3 M. für die Tonne höher bemessen als nach den früheren Verträgen, dafür sind aber auch die Verträge sehr langfristig (bis 1920 und neuerdings bis 1930), und ausserdem ist das Gespenst eines schwedischen Erzausfuhrzolles einstweilen als beseitigt anzusehen, nachdem die schwedische Regierung mit der Trafik-Aktiebolag Grängesberg im Anfang d. J. einen neuen Vertrag auf Erhöhung der auszuführenden Erzmengen um rund 31 Millionen Tonnen bis zum Jahre 1932 in jährlich steigender Staffel abgeschlossen hat. Was den inländischen Erzverbrauch in Schweden anlangt, so hängt er von den vielfachen Bemühungen Schwedens ab, auf Grund der grossen Erzschätze und der reichen Wasserfälle eine eigene Grosseisenindustrie ins Leben zu rufen.

Auf diesen beiden Grundlagen, Holz und Erz, beruhen weitere hochentwickelte Industriezweige: die Erzeugnisse der Zündholzfabriken, von denen es einige 20 Betriebe gibt, machen einen Wert von 10 Millionen Kr. aus; die 135 Holzschleifereien stellen über 600 Millionen kg Holzschliff im Werte von 45 Millionen Kr. her, wovon zwei Drittel das Land verlassen, während der Rest von der heimischen Papierindustrie aufgenommen wird, die in etwa 70 Betrieben für über 30 Millionen Kr. Papier herstellt.

Da ausser Erzen auch Granit, Kalksteine, Sandsteine, Feldspat und Porphyr in Schweden gebrochen werden, so baut sich hierauf eine bedeutende Stein- und Tonwaren-Industrie auf. Die Steinindustrie hat im allgemeinen in den letzten Jahren sehr ungünstige Ergebnisse erzielt. Zum Teil ist dies auf den geringen Verbrauch von Pflastersteinen in Deutschland, als dem Hauptabnehmer dieses Artikels, zurückzuführen; zum Teil hat dies aber auch seinen Grund in dem sich von Jahr zu Jahr ungünstiger gestaltenden Erzeugungsverhältnissen. Der frühere in primitivster Form billig betriebene Abbau der Berge ist teils infolge der gesteigerten Ansprüche der Käufer an die Güte der Steine, teils dadurch, dass die bestgelagerten, nahe der See gelegenen, ohne technische Hilfsmittel leicht zu brechenden Bergpartien bald verbraucht sind, im Laufe der letzten Jahre mehr und mehr zu modern eingerichteten Grossbetrieben übergegangen. Diese Veränderung hat die Aufwendung bedeutender Kapitalien erfordert, für die eine unmittelbare befriedigende Verzinsung nicht erzielt wurde. Dazu wirkten erschwerend die sozialpolitischen Lasten. Es wird allgemein in Schweden darüber geklagt, dass die wesentliche Steigerung der Produktionskosten einerseits und die andauernd wachsende Lieferungsfähigkeit der deutschen Steinbrüche anderseits eine ernste Gefahr für die Zukunft der schwedischen Steinindustrie bilde. Diese gilt auch für die Pflastersteinindustrie, die den wichtigsten Teil der schwedischen Steinindustrie darstellt. Die Werksteinindustrie arbeitet womöglich noch unter ungünstigeren Verhältnissen. Auch die Zementindustrie ist gut entwickelt und für die Ausfuhr wettbewerbsfähig, desgleichen die Glas- und Porzellan-Industrie; alle diese Industriezweige führen mehr aus, als von den entsprechenden Erzeugnissen eingeführt wird, und doch ist die Einfuhr von Erzeugnissen der Steine und Erden keine geringe.

Dass der hochentwickelten Bergwerksindustrie auch eine ansehnliche Metall- und Maschinenindustrie gegenübersteht, kann nicht wundernehmen. Schweden zählte schon 1904 nicht weniger als 1666 Fa-

Zuverlässig
Wirtschaftlich
Das Urteil über die luftgekühlten Maf-Wagen
ist immer und überall das gleiche — im Inlande wie im Auslande, gleichviel, ob in Ländern der Tropenglut oder des ewigen Eises.
„Der Maf
ist in der gesamten Klasse der kleinen Gebrauchswagen nicht zu übertreffen."
Vom Preisgericht der grossen Internationalen Baufach-Ausstellung 1913 in Leipzig wurde soeben unserem Maf-Wagen die Goldene Medaille der Ausstellung zuerkannt.
Verlangen Sie bitte
Prospekt-Kollektion 365
Den Herren Ärzten empfehlen wir besonders unsere kleine Broschüre:
„Der Arzt und sein Maf"
Leicht in der Handhabung
Stabil
Markranstädter Automobilfabrik, vorm. Hugo Ruppe G. m. b. H. Markranstädt b. Leipzig.

Digitized by Google

briken der Metall- und Maschinenindustrie, die mit Hilfe von 56000 Arbeitern Erzeugnisse im Werte von 175 Millionen Kr. herstellte. Bis vor kurzem war die Einfuhr von Maschinen und Geräten durchweg grösser als die Ausfuhr, doch hat sich die letztere immer mehr der ersteren genähert, bei ständigem Wachsen der beiden Positionen. In den letzten Jahren hat die Maschinenindustrie besonders energisch und in vielen Fällen auch mit gutem Erfolge dahin gestrebt, im Auslande einen Ersatz für den ihr in den Krisenjahren kürzlich entzogenen einheimischen Markt zu finden. Die Ausfuhr von Maschinen allerart, mit Ausnahme von Dampfmaschinen und Nähmaschinen, hatte 1910 einen Wert von 30562000 Kr. gegen 24830000 Kr. im Jahre vorher. Da Maschinen im Werte von nur rund 20 Millionen Kr. eingeführt wurden, so hat mithin die Ausfuhr die Einfuhr überflügelt.

Unter den Ausfuhrartikeln der in Rede stehenden Warengruppe nehmen die Separatoren mit über 11 Millionen Kr., d. i. mehr als ein Drittel der Gesamtsumme, den ersten Platz ein. Dem nächst kommen Motoren mit einem Werte von 6,2 Millionen Kr., wovon auf elektrische nur 6—700000 Kr., auf Petroleummotoren dagegen 5562374 Kr. entfallen.

(Fortsetzung folgt.)

Unheimlich groß ist das Angebot von **LAGER-WEISSMETALLEN**

und neue Unternehmungen in diesem Artikel schiessen wie Pilze aus der Erde. Der Konsument kaufe nicht vom **Altmetallhändler**, sondern vom **Fabrikanten**.
Spezial-Marke „Albion", ges. gesch. No. 131794.
Metall- u. Phosphorbronze-Giesserei **C. H. RAUE, Dresden 28 r.** — Gegründet 1876.
Alles Weitere Prospekte und Preislisten.
Export nach allen Ländern der Welt.

Ingenieur-Akademie
Wismar a. d. Ostsee
für Maschinen- u. Elektro-Ing. Bau-Ing. und Architekten.

Kisten
aller Art, fertig oder in Teilen, liefert
Richard Leinbrock, Copitz a. E.
Dampfsägewerk Brückmühle.

Original FOWLER'sche
Dampfpflüge,
Strassen-Lokomotiven, Dampf-Strassenwalzen
sind **unerreicht**
in Leistung, Dauerhaftigkeit und Sparsamkeit im Betriebe.
Mehr als 50jährige Erfahrungen in allen Erdteilen.
John Fowler & Co., Magdeburg.
KIEW, Meringowskaja 10, **WARSCHAU**, ul. Nowogrodzka 41.

Grosser Schlager!
„Der Musikpropeller"
(D. R. G. M.)
Spielwarenfabrik
Rich. Ernst, Leipzig-Li. 14.
Spezialitäten: Auto-, Sirene-, Nachtigall-Hörner, Farbenspiele, Lauftiere, Ledernachtigallen etc.

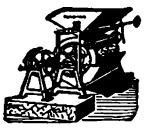
RIEMANNS

HERM. RIEMANN, CHEMNITZ-GABLENZ.
LATERNEN sind die besten
BRÜSSEL 1910 GRAND PRIX
TURIN 1911 2 GRANDS PRIX

Digitized by Google

Digitized by Google

Hugo Jacobi, Maschinen-Fabrik, **Leipzig,** Oeserstr. 12.



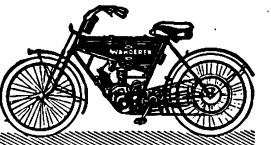
Steinholz-, Kunststein-, Xylolith-, Kunstmarmor-, Asbestschiefer-Einrichtungen, Maschinen u. Werkzeuge, Misch-, Knet- ::: und Sieb-Maschinen, Mühlen. :::

Kolonisten,

welche fern von Arzt und Apotheke wohnen, brauchen eine Haus-Apotheke für die erste Hilfe bei Verletzungen oder Erkrankungen. Es eignet sich dazu am besten die bewährte

Dr. Dessauers Touring-Apotheke,

welche Haus- und Reise-Apotheke zugleich ist.
Preis bei Voreinsendung M. 5.— franko.
Broschüre m. Inhaltsangabe u. zahlreichen Gutachten kostenfr.
Wilh. Natterer, München 19/W.



WANDERER
Fahr- u. Motorräder

vereinigen in sich Vollkommenheit und Eleganz

WANDERER-WERKE A.G.
SCHÖNAU bei CHEMNITZ

Transport-Bänder und Riemen
fabriziert
A. W. Kaniss, Wurzen.
Preisliste Nr. 3b kostenlos.

JRUS
Die beste Schrot- u. Backmehlmühle!
Liefert jede Feinheit!
Für Hand-, Göpel- und Motorbetrieb.
JRUS-Werke, Düsslingen 98, Württemberg.

Bahr's Normograph

Schriftschablonen. D. R. P. Auslandspatente. Nach Urteil d. grösst. Firmen das Prakt. z. Beschriften v. Zeichnungen, Plakaten, Tabellen usw.
1. Gerade Blockschrift,
2. Schräge Blockschrift,
3. Zierschrift.
100 000 St. i. Gebr. Prosp. kostenl.
P. FILLER, Berlin S. 42,
Moritz-Strasse 18.

Hochfeuerbeständige Hartbahnroststäbe
liefert in umfangreicher, eigener Erzeugung
Handels- & Industrie-Gesellschaft m. b. H., Köln Nr. 134.

KLISCHEE-FABRIKATION
Buch- und Kunstdruck
Lithographie Steindruck
C. SCHÖNERT
LEIPZIG-94
Graphische Kunstanstalt

HOHMANN & CO.
Werkstätten für plastische Kunst ❀ G. m. b. H.
Kötzschenbroda-Dresden.

Salon-Plastiken in Marmor.

Kataloge an Wiederverkäufer bereitwilligst.

Vertreter für England u. Nordamerika gesucht.

P. J. Tonger
Gegr: 1822.
versendet kostenlos:
Reichhaltige **Musikalien-**Kataloge sowie illustriertes **Musikinstrumenten-**Verzeichnis
Drahtadresse: Musiktonger
Fernruf: A 395.
Köln a/R.

Digitized by Google

Bevenser Maschinenfabrik A.-G., Bevensen

an der Bahnstrecke Hamburg-Hannover.

Zweigbüros unter eigener Firma in Berlin, Königsberg i. Pr., Lübeck u. Erfurt.

Repräsentant für Russland:
Victor Rubin, Dresden-A. 7.

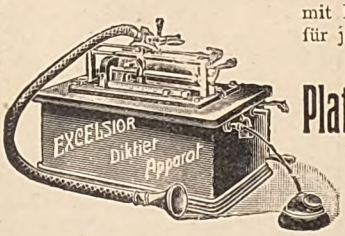
Solide Konstruktion.
Einfache Bauart.
Langjährige Erfahrungen.

Spezialfabrik für Motorlokomobilen, Dreschmaschinen, Strohpressen usw.

Excelsiorwerk Cöln-Nippes.

Fabrik für Feinmechanik mit beschränkter Haftung

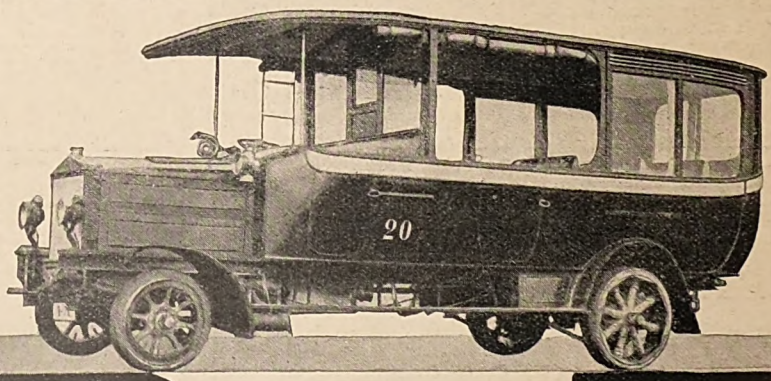
DIKTIER-MASCHINEN



mit Feder- und Elektro-Motoren, unentbehrlich für jedes moderne Büro, billig und zuverlässig im Betrieb, sparen Zeit und Geld.

Platten- und Walzensprechmaschinen,

von der einfachsten bis zur feinsten Ausführung, in jed. Preislage, mit nur Präzisions-Laufwerken und Schalldosen, unübertroffen in der Natürlichkeit der Wiedergabe, mit und ohne Trichter.



MOTOR LASTWAGEN OMNIBUSSE

BILLIGER BETRIEB

H. BÜSSING BRAUNSCHWEIG

FÜR EXPORTANFRAGEN: EXPORTBÜRO HAMBURG MÖNKEBERG-STR. 19

Digitized by Google

Königl. Sächs. Porzellanmanufaktur
Meißen
Gegründet 1710.
Kunstgegenstände.
Gebrauchsgegenstände.
Service für Tafel, Kaffee, Thee, usw.
Porzellane für chemische und technische Zwecke.

Waarenzeichen blau unter Glasur.

Eigene Niederlagen in Meißen, Dresden, Leipzig.
Kommissionslager in Berlin, Frankfurt a./M. Nürnberg, München, Hamburg, Wien, Paris, London, usw.

Vampyr

leistungsfähigster
Staubsauger
für Hand und elektr. Antrieb
transportabel u. stationär, geringes Gewicht, für :: den Export geeignet. ::
Ausführl. Prosp. Nr. 107 von
Gustav Drescher,
Maschinenfabrik, Halle a. S.

Spitzen, Plauener, Mittelgenre, Baumw. u. Kunstseide in Tüll u. Guipure, sowie Kragen u. Applikationen.
Eigene Fabrik.
Export nach allen Ländern.
C. P. Fuchs, Plauen.
Correspond.: Engl., Franz., Spanisch.

Die beste Bezugsquelle

ist die leistungsfähigste Spezialfabrik für

Korkzieher, Dosenöffner,
Nussbrecher, Kopierräder
Carl Ullrich & Co., Oberschönau-N., Kreis Schmalkalden.

LICHT u. WÄRME für LANDHÄUSER

AUTOGEN
GASAPPARAT
Gas für moderne Beleuchtung zum Heizen, Kochen, Plätten und zu allen Zwecken
J. Walter, Speyer-Dudenhofen 45

Plastische Kunstwerkstätten
Alb. Lauermann G. m. b. H.,
Detmold, Hamburg, Berlin-Steglitz
Künstler. Leitung: Prof. Alb. Lauermann.

Kunstkalkstein Pietranova: Kamine, Zierbrunnen, Gartenskulpturen, Grabdenkmäler, Vasen in wetterfester Ausführung;
Durchbrochene Stuckdekorationen aus fast unzerbrechlicher Masse, speziell für Export; plastischer Zimmerschmuck. Auswahl 8000 Modelle.
Bilder- und Photographierahmen, weiss u. vergoldet. Export nach allen Weltteilen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Gebrüder Heubach A.-G.

LICHTE bei Wallendorf (Sachsen-Meiningen)

Porzellan-Fabrik und -Malerei

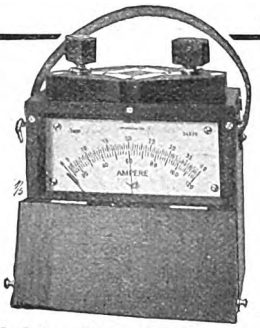
HEU BACH HEU BACH

HEU BACH HEU BACH

Unsere goldigen Drei.

Neue, künstlerisch ausgeführte Porzellanpüppchen in geschmackvollen Kleidchen aus guten, modernen Stoffen. Gesetzlich geschützt.

Musikalien für alle Instrumente u. zu jed. Gelegenheit, Klavier, Chor u. humor. Werke, Musikinstrumente u. Bücher liefert schnellstens **Albert Fleck, Leipzig, Nürnbergerstr. 22.**



Elektr. Messinstrumente

für alle Stromarten und Verwendungszwecke.

Tragbare Kontroll- u. Laboratoriums-Typen, Schalttafel-Typen.

Volt-, Ampère-, Wattmeter und -schreiber.

Tachometer, Tachographen, Hub- und Umlaufzähler.

Betriebs-Registrier-Apparate, Wasserstandsfernzeiger.

Kataloge auf Anfrage.

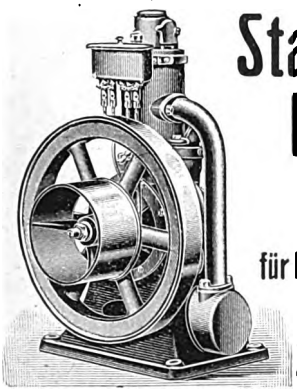
Dr. Th. Horn, Leipzig 22

Eismaschinen, Kühlanlagen

QUIRI & Cie. G. m. b. H.

Maschinenfabrik, Schiltigheim (Els.).

Maschinen u. Formen
zur Herstellung von Hohlblöcken, Dachziegeln, Mauersteinen, Fliesen, Röhren etc. etc. aus
Sand und Cement
liefert als einzige Specialität
Berbet-Maschinenbau G. m. b. H.
Halle a/S. Turmstrasse 204.
Prima Referenzen in allen Erdteilen.
Kataloge gratis!



Stationärmotoren
Bootsmotoren
Motorboote

für Benzin, Benzol, Gasolin, Petroleum, Rohöl, Naphtha, Spiritus

(u. a. „Motorschraube", ein aufsteck- u. tragbarer Bootsmotor.)

Cudell-Motoren-G. m. b. H., Berlin N. 65.

Pianos
Flügel

Kgl. Pr. Staatsmedaille.

Als vollendete Erzeugnisse

von ersten Meistern des Klavierspiels anerkannt

Th. Mann & Co.

Bielefeld.

Gegründet 1836

Digitized by Google

Empfohlene Spediteure.

Aachen.
Cäsar Mathée, Inh. Iwan Mathée.

Antwerpen (Belgien).
Richard Boas & Co., Quai Jordaens 25.

Basel (Schweiz).
Akt.-Ges. Danzas & Co.

Batum (Kaukasus).
Lichtermann & Cornehlsen.

Berlin.
A. Warmuth, Hofsped., C. 2.

Bremen.
Richard Boas & Co., Bahnhofstrasse Nr. 3.

Bremen und **Bremerhaven.** Emil Ipsen, Spediteur.

Breslau.
Gustav Knauer, Hofspediteur.

Bromberg.
Schultz & Winnemer, Bahnspediteure.

Detmold.
August Herbst, Inh.: Herm. Herbst.

Düsseldorf.
L. W. Cretschmar.

Elberfeld.
J. A. Martin & Söhne.

Forst i. L.
Julius Noack.

Hamburg.
Richard Boas & Co., Alsterdamm 12/13.
Jordan & Berger Nachf., Bahnhofsplatz 1.

Leipzig.
Moritz Merfeld.

London.
Richard Boas & Co., Great Tower Street 43/45.

Magdeburg.
Speditions-u. Elbschiffahrts-Kontor, A.-G., vorm. C. Fritsche.

Mainz.
Rhein- u. See-Speditions-Ges. m. b. H.

Mannheim.
Eug. Lutz.

München.
Francesco Parisi.

München-Gladbach.
Internationale Speditions-Gesellschaft m. b. H.

Odessa (Russland).
P. Hoelder jr.

Ostrowo (Pos.).
Max Teichmann.

Paris.
Füller & Koehlers Express-Dienst, 46 Rue du Faubourg Poissonniére.

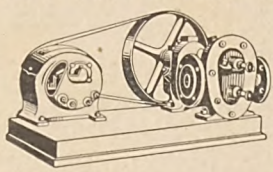
Schönebeck (Elbe).
Speditions-u. Elbschiffahrts-Kontor, A.-G., vorm. C. Fritsche.

Stettin.
Hermann Riese & Co.

Swakopmund
(D.-S.-W.-Afrika).
Swakopmunder Speditions- und Lagerhaus-Kommandit-Ges.

Handstopf-Apparat
stopft **Strümpfe, Stoffe, Wäsche wie neugewebt ohne Nähmaschine.** Gross. Massen-Exportartikel, da von Damen sehr begehrt. Muster mit Anleit. u. Probearbeit geg. Eins. v. M. 3.40. **Hohen Rabatt bei Nachbestellung.**
Rich. Ackermann, Gössnitz 6 S.-A., Kauritzstr.

MONSKI-PUMPEN



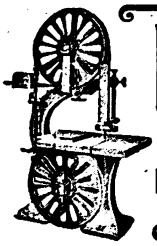
die besten
für elektrischen Antrieb.
MOTORPUMPEN für
Gas-Benzin-Benzolbetrieb.
HEISSLUFT-PUMPEN
für alle Brennstoffe.
EILENBURG-V.
Zur Vermeidung von Irrtümern bitte auf **„Eilenburg"** zu achten.

Frisches Wasser und elektrisches Licht überall kostenlos
durch windelektrische Anlage mit **„Herkules"-Stahlwindturbine.** Eleganz, Bequemlichkeit und Sauberkeit sind die wesentlichen Merkmale dieser Einrichtung. Dass keine Betriebskosten entstehen, kein Maschinist und keine Aufsicht erforderlich ist, sind ihre besonderen wirtschaftlichen Vorzüge.
Viele tausend Windkraftanlagen bereits ausgeführt.
Die beiden interessanten Broschüren „Die Windkraft" und „Modernes Leben auf dem Lande" versenden wir kostenfrei.
Vereinigte Windturbinen-Werke G. m. b. H.
(vorm. Rudolph Brauns & Carl Reinsch)
Niedersedlitz-Dresden.
Gegründet 1859. 3 Staatsmedaillen, 63 hohe Auszeichnungen.
Bedeutendste Windturbinen-Fabrik der Welt.

Besuch erbeten.
Moderne Hartzerkleinerungsanlagen
Steinbrecher, Walzwerke, Sandwäschen,
Betonhohlblockmaschinen, Zementdachziegelmaschinen. **Formen** für Stufen, Rohre, Pfosten usw.
Pressen für Platten u. Asbestkunstschiefer.
Maschinenfabrik Dr. Gaspary & Co., Markranstädt (Deutschl.)
Katalag No. 364 frei.

Digitized by Google

Feine Holzschnitzwaren
Ed. Binder & Co. Brienz X Schweiz
Andenken-Artikel für Kurorte. Kunstschnitzerei u. feine Möbel. Illustrierter Katalog gratis.
Messe Leipzig: Dresdner Hof 452/5.



Holzbearbeitungsmaschinen
bester Konstruktion und in tadelloser Ausführung bauen
Fiedler & Faber, G. m. b. H.,
Leipzig-Leutzsch 15.

Tanzbär
mechanisch spielbare **Concertina** mit einlegbaren langen Noten.
Sofort ohne Notenkenntnis spielbar.

Leichteste Handhabung!
Grösste Tonfülle! o Grösste Haltbarkeit!
Preise M. 32.—, 36.—, 54.—, 70.—.
Notenrollen dazu M. 1.40, 1.60, 2.—.
Versand durch Exporthäuser.
Prospekte gratis und franko.
A. Zuleger, Leipzig.
Gegründet 1872.

Vertreter an allen Plätzen gesucht.
Auserlesene in allen Zonen haltbare
Conserven } **Gemüse-Frucht-**
Carl Säuberlich, Braunschweig.

Papier- u. Schreib-
Galanteriewaren kauft man am billigsten bei der Grosshandlung von
Friedrich Schneider
in Leipzig, Salomonstr. 13.
Soeben neu erschienene **Grosspreisliste**, über **6000 Artikel** enthaltend, gratis und franko.

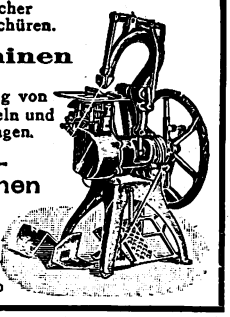
Uhrenfabrik Villingen, A.-G.
Gegründet 1852
Fabrikmarke. **Villingen 1** (Baden).
Fabrikation aller Arten **Wecker, Musik- u. Schlaguhren, Wand-, Stand- und Hausuhren. Laufwerke zu Sprechmaschinen.**
Katalog umsonst und frei.

Interessantester Schirm- und Stockschirm-Spezialitäten-Katalog.
Hugendubel Co., Ulm a. D. 52.

Buchbinderei-Maschinen.

Gebrüder Brehmer,
Maschinen-Fabrik,
Leipzig-Plagwitz.
Filialen:
LONDON E. C., 12 City Road. **PARIS,** 60 Quai Jemmapes.
WIEN V, Wiedner Hauptstr. 84.

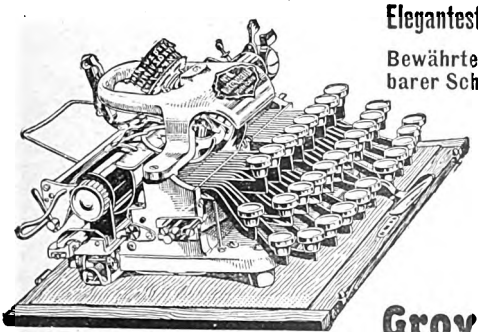
Draht- u. Faden-Heftmaschinen
für Bücher und Broschüren.
Maschinen zur Herstellung von Faltschachteln und Kartonnagen.
Falz-Maschinen für Werkdruck und Zeitungen.



LONDON
52, Queen Victoria street, E. C.
Dr. jur. Maurice Dreyfus
German Advocate.

Flaschenverschlüsse
in jeder Ausführung
6 Arten Hebelverschlüsse
(ringfrei)
zu billigsten Preisen.
P. Schützler & Co.,
BERLIN N. 65.

Blickensderfer-Aluminium
Eleganteste und leichteste Schreibmaschine für Haus und Reise.



Bewährtes System mit unverwüstlichem Mechanismus, sichtbarer Schrift u. vielen Sondervorzügen. — Gewicht nur $2^1/_3$ kg.
Preis:
mit **zwei** Schriftarten nach Wahl **200 Mark.**
Verschlusskasten aus poliertem Eichenholz :: oder Leder 10 Mark bezw. 25 Mark. ::
Schwerere Modelle 185—260 Mark
Modell Weltblick 135 Mark.
Katalog Nr. 35 gratis u. franko.
Groyen & Richtmann, Königl. Rumänische Hoflieferanten,
KÖLN, Mauritiussteinweg 84. — Filiale: **BERLIN,** Leipziger Str. 112.

Digitized by Google

2 hochaktuelle Werke
Russische Grausamkeit
Einst u. Jetzt. Von Bernh. Stern. 297 Seiten m. 12 Illustr. 6 M. Geb. 7½ M.
Die Grausamkeit. Von H. Rau. 272 S. m. 21 Illustr. 2. Aufl. 4 M. Geb. 5½ M.
Ausführl. Prospekte über kultur- u. sittengeschichtl. Werke u. Antiquarverz. gratis u. fr.
Herm. Barsdorf,
BERLIN W. 30, Barbarossastr. 21, II.

Ziegelei-Maschinen
Leonh. Gnad, Waiblingen (Wttbg.).

Ideal-Perplex
ist die unübertroffene
Universal-Mühle
für Landwirtschaft und Industrie zur Vermahlung von harten, mittelharten und weichen Stoffen.
Verlangen Sie Drucksachen von
Alpine Maschinenfabrik-Gesellschaft
Augsburg-A 117.
261

Würfelschneidemaschinen
für Bouillonwürfel
C. H. Gätgens, Altona (Elbe).

Wichtig! **Neu!**
Vereinf. Dopp.-Amerik. Buchführung
auf Grund 20jähriger praktischer Erfahrung. Ausführlichen Plan verschickt gegen Einsendung von M. 1.20
Wolter, Leipzig-R.,
Lilienstr. 22.

Petroleum-Kocher und Heizöfen
„TURM"
Metallwarenfabrik
Meyer & Niss,
Gesellsch. m. beschr. Haftung,
Bergedorf 35 bei Hamburg.

ERFORDIA

MASCHINENBAUGESELLSCHAFT m.b.H.
ERFURT
Sägewerks- u. Holzbearbeitungs-Maschinen.

Postkartenphotos in 1 Minute
erzielt jeder Laie mit patentiertem Wunderansatz „Doxa"! Wesentlich bessere Bilder als mit den billigen Ferrokameras! Preis des „Doxa" für Postkartengrösse M. 23.—, für Broschenbilder M. 10.50.
American-Automatic-Photos:
12 Photos für 50 Pf. Komplette Apparate dazu M. 117.—.
Photoautomate und Kinoautomate
mit Geldeinwurf, sowie viele praktische Neuheiten.
Elfr. Birnbaum, Photoindustrie, Hirschberg 13, Böhmen.

Eigene Gasanstalt im Hause
für Licht, Heizung und Kraft, erzeugt durch Gasolin, Benzin, Benzol usw. 1 cbm. Gas von 6 Pf. an, 50 Kerzen Leuchtkraft ½ Pf. Kaufen Sie keinen Azetylen- od. Luftgasapparat, ohne unseren Prospekt kostenlos zu verlangen. — Für Plätze mit weniger als 10 Flammen empfehlen wir unsere vorzüglich konstruierten **Gasstofflampen.**
— Propelampen ohne Kaufzwang. —
Sächs. Luftgas-Apparate-Fabrik „Jupiter", Dresden 28 G.

Kleine Anzeigen.
(Offerten ist das erforderliche Porto für die Weiterbeförderung beizufügen.)

Erstklassige Vertretungen
in Artikeln von grossem Konsum für **Spanien** übernehmen
José Rodas y Valls,
Barcelona,
12, Riera S. Juan.

Die von Behörden und erstklassigen deutschen Firmen vorzüglich empfohlene Firma **Arthur Solomonidi** in **Bukarest übernimmt noch einige Vertretungen** für Rumänien.

W. A. Schmidt
Graz (Österreich)
empfiehlt seine **konkurrenzlos billigen**
Rosshaarbesen u. Anstreichpinsel.

Vertreter für Neuheiten gesucht. P. Holfter, Breslau 184.

— WELT-ZAHN-BÜRSTE —
für innere u. äuss. Pflege, präm., geschützt, Millionenart. Interessenten u. Vertr. überall gesucht. R. Winderlich, Dresden-A. I.

Vertretung
ausländ. Gross-Industrie; Rohmaterialien, Handelsprodukte für chem. Industrie u. verwandte Branchen sucht **für** Süddeutschland **Hans Erben, Mannheim.**

Rohrbiegemaschine „HERKULES" D.R. G.M.
zum Biegen von Röhren von ⅞—3" kalt, ohne Füllung.
Feinste Referenzen.
Alexander Sauer, Ruhrort-IV

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche Export-Industrie — Bezugsquellen

Petri & Lehr, Offenbach a. M. 17
Spezial-Fabrik für:

„Rickshaws": „Einrädige Kolonialfahrzeuge" (Afrikafahrzeuge) Krankenfahrstühle, Invalidenräder, Zimmerrollstühle, Klosettstühle, Bidetts usw.

Katalog einzelner Artikel gratis.

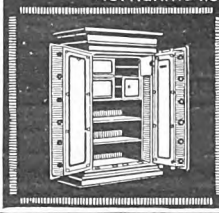
LEITZ-
Prismen-Ferngläser
für Sport, Reise, Theater u Jagd.
E. Leitz, Opt. Werke, **Wetzlar.**

Feuerwerkskörper
für Export
liefert **Julius Kratze Nachfolger,**
Lindenthal bei Leipzig.
Preislisten in Deutsch, Französisch, Spanisch u. Englisch zur Verfügung.

Feuerzeuge
Massenartikel
gedreht, gestanzt, gezogen, geprägt, gedrückt und gegossen (poliert und galvanisiert)
Paul Taucher, Nürnberg-Maxfeld.

Fussbodenbelag PYROFUGONT
fugenlos, ca. 2 Millionen □m im Gebrauch.
Brüssel 1910 :: Dresden 1911
Höchste deutsche Auszeichnungen der Branche.
Material exportiert und Lizenzen verkauft
Schleicher-Fussboden- & Tekton-Werk
G. m. b. H., München XXIII.

Benzin-Gasolin-**Glühlicht-**
Lampen, stehend u. hängend. Leuchtkraft ca. 100 Kerzen pro Flamme.
Illustr. Preisliste gratis u. franko.
Louis Runge, Berlin NO., Landsbergerstr. 9 V.

S·J·ARNHEIM
BERLIN·N20
Hofkunstschlosser S. M. d. Kaisers u. Königs.

Älteste u. größte Specialfabrik
GELDSCHRÄNKE
TRESORBAU
SAFES
Gegr. 1833

GOLD-Füllfeder-Halter
liefern von M. 3.50 mit Sicherheitsvorrichtung von M. 6.– an.
Hugo Wulff & Co. Hamburg 36.
— Preisliste gratis. — Garantie! —

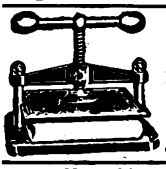
GRABMALS-SCULPTUREN
IN ECHTEM MARMOR!
SCULPTUREN FÜR FRIEDHOF, KIRCHE, GARTEN & DECORATION, FONTÄNEN ETC. ALTÄRE, BAUARBEITEN.
GEBR. ELLRICH, BILDHAUEREI
PIETRASANTA (BEI CARRARA TOSCANA)

Heissluft-Maschinen für Kraftbedarf von 1/500—1½ PS, heizbar mit jeglichem Brennstoff. Über 20 000 Stück verkauft.
Spezialität: **Wasserpumpmotoren, selbsttätige Patent-Petroleum-Heizung.**
Louis Heinrici, Zwickau i. Sachsen,
Heissluftmaschinenfabrik.

Holzbearbeitungs- und Fass-Maschinen
liefern als Spezialität für den Export
Böttcher & Gessner, Hamburg-Altona.

Holzhäuser
zerlegbar, transportabel, tadellos heizbar liefert konkurrenzlos die älteste Spezialfabrik
H. & F. Dickmann, Berlin W. 57.
Kataloge gratis. Inserat angeben.
Landhauskatalog (400 Abbildungen) gegen M. 1.— Pfand.
Vertreter gesucht.

Deutsche Kochbücher
im Preise von 3—40 Mark
liefert
Exportversand Linder, Leipzig, Oststrasse 3.


Kopierpressen
in Gusseisen und Schmiedeeisen
liefern billigst
Aalwerke Heinr. Rieger & Söhne,
Aalen, Württb.

Künstlerpostkarten, spez. ff. Kupferdruckkarten,
effektv. Stimmungs-Landschaften, auch in ff. Künstler-Kolorit,
Musterkollekt. gegen M. 5.— oder Referenzen!
sowie **Gravüren-Bilder,** 18 × 30 cm,
8 Blatt aparte Neuheiten zu M. 4.— netto.
Wanderer-Verlag, G. m. b. H., Leipzig-Gautzsch 18.

Lehrmittel jeder Art bezieht man vorteilhaft von
K. F. Koehler, Leipzig, Täubchenweg 2I.
Kataloge in deutscher, russischer und spanischer Sprache.
Exporthaus auch für deutsche Bücher,
= Zeitschriften und Musikalien. =
Lieferung erfolgt in der Regel durch eine meiner zahlreichen Vertretungen im Auslande, und nur, wo eine solche fehlen sollte, direkt.

Jeder sein eigner Spengler

mit dem vielfach patentierten **Hauslöt-Apparat,** System Schweizer. Sofort gebrauchsfertig von jedem Laien zu handhaben. Die beigefügte neue Lötmasse ist ohne Lötwasser, Salmiak usw. zu verwenden. Preis Mk. 4.—.
Wiederverkäufer hoher Rabatt.
Hch. Schweizer, Rebgasse 70, Basel (Schweiz).

Braunschweiger Marke H-C-F.
Mumme-Malz-Extrakt
als Nähr- und Heilmittel beliebt und bekannt.
Näheres durch: **H. C. F. Nettelbeck, G. m. b. H., Braunschweig.**

Maschinenfabrik Ludwig Augustin
Dresden-A.
Abteilung I: Komplette Speicher- und Mälzerei-Anlagen :: Trieure für Landwirtschaft, Mühlen, Brauereien :: Gelochte Bleche :: Kartoffel-Legemaschinen :: Kartoffelausgraber.
Abteilung II: Boston-Tiegeldruckpressen.

Malz-Extrakt.

Digitized by Google

Deutsche Export-Industrie — Bezugsquellen

Mineralwasser-Apparate,
erstkl. Fabrikat. Komplette Einrichtungen mit allem Zubehör fabriziert als langjährige Spezialität
Hugo Mosblech, Köln-Ehrenfeld 448.
Abt. I: Maschinenfabrik, Abt. II: Fruchtsaftpresserei u. Essenzenfabrik mit Dampfbetrieb. Über 11000 Apparate „Mosblech" in Betrieb. Kataloge in deutsch., franz., engl., span. u. russ. Sprache.

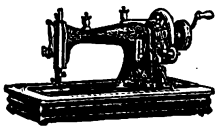
Modelle f. Ausstellungen, Museen, Versuche, techn. Lehranstalten u. Erfindungen, sowie Giesserei-Modelle.
Peter Koch, Modellwerk, G. m. b. H., Cöln-Nippes.
Brüssel 1910: Grand Prix. Personal ca. 200.

Motoren- u. Lastwagen Akt.-Ges. **Aachen**
(Mannesmann/Mulag).
Spezialität: Motorlastwagen, Motoromnibusse, Motorpflüge u. Flugmotoren.

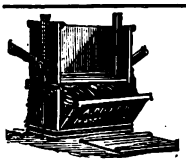
Friedrich-Dampf-Sparmotor
bester Motor für Export! Keine Betriebsstörung! Für jedes Heizmaterial, brennbare Abfälle aller Art. Einfache Handhabung! Solid und dauerhaft!
Edmund Friedrich, Motorenfabrik,
FEUERBACH (Württbg.) R.

Musikinstrumente und Saiten
aller Art für Orchester und Haus kaufen Sie sehr günstig bei
C. A. Wunderlich, Siebenbrunn-Markneukirchen
(Gegr. 1854.) o *Preislisten frei. Vertreter allerorts gesucht.*
Alte Geigen, Ia Lauten preiswert.

Afrana Nähmaschinen
aller Systeme.
Biesolt & Locke
Meissener Nähmaschinen-Fabrik
Meissen i. Sa.



Nähmaschinen
für Haus u. Industrie
Hermann Köhler,
= Altenburg, S.-A. =



Packpressen
für Papierabfälle, Emballagen etc., in offener oder Kastenform, in 3 Minuten aufzustellen oder zu zerlegen — macht sich in Jahresfrist bezahlt — fertigt die Fabrik von
ADOLPH PIEPER, Moers a. Rh.
Spezial-Preisliste gratis.

Kunstdruck-Papiere, Chromo-Papiere
Kunstdruck-Kartons, Chromo-Kartons
liefert in anerkannt vorzüglicher Druckfähigkeit
Dresdner Chromo- & Kunstdruck-Papierfabrik
Krause & Baumann A.-G., Dresden-A. 7.

Panorama-Spiegel.
Dieser Apparat zeigt jedes Bild in lebenswahrer, plastischer Vollendung und ersetzt somit alle teueren Stereoskop-Einrichtungen, ausserdem erscheint jedes Bild riesengross. Zu haben mit 6 prachtvollen kol. Ansichten geg. M. 2.— in Briefm. franko. Illustrierte Preislisten gratis.
Ditta G. Mayr, Lugano (Schweiz).

Parfümerien, Seifen und **kosmetische Artikel**
Walther Bogisch, chem. Fabrik, **Feuerbach-Stuttgart.**
oooooooooooooo Vertreter gesucht. oooooooooooooo

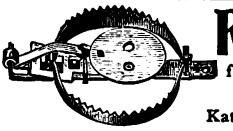
Mit meiner neuen
Propaganda-Methode
können Sie Ihren **Geschäftsumsatz** in wenigen Monaten **verdoppeln.**
Johs. Mehler, Dipl.-Kaufmann, **Leipzig,** Johannisgasse 10.

Globus-Putz-Extrakt für Metalle
Geolin, flüssiger Metallputz
Globin, beste Schuhcreme
= Hochkurant und weltbekannt! =
Fritz Schulz jun., Akt.-Ges., Leipzig 132

Putzmittel.

Putzmittel für Leder und Metalle!
Erstklassige Qualitäten!
Fabrik chem.-technischer Produkte
Hermann Jack
Berlin-Tempelhof

Spezialfabrik
für
Rasierpinsel
Hugo Guckenheimer, Nürnberg.
= Export nach allen Ländern. =



Raubtierfallen
für Löwe, Tiger, Wolf, Fuchs etc.
Erstklassige Fabrikate.
Katalog No. 80 mit Fanglehren gratis.
E. Grell & Co., Haynau i. Schles.

Rechenmaschinen
für alle Rechnungsarten (Burkhardt-Arithmometer).
Export.
Erste Glashütter Rechenmaschinenfabrik
Arth. Burkhardt, Ing., Glashütte (Sa.) 23.

Rolladen
aus Holz und Stahlwellblech.
C. Leins & Cie., Stuttgart.
o Gegründet 1856. o

Samen aller Art von Erfurter Gemüse und Blumen etc. Tropensichere Packung! — Überall glänzend bewährt! — Deutsche, franz. u. engl. Kataloge gratis u. franko.
F. C. Heinemann, Erfurt 113. Hoflief. Sr. Maj. d. deutsch. Kaisers.

Samen allererster Qualität
versenden in alle Welt und stehen mit Katalogen jederzeit zu Diensten
Carl Beck & Comp.,
Quedlinburg a. H.
Tel.-Adr.: „Samenexport Quedlinburg".

Digitized by Google

Digitized by Google

Leipziger Pianofortefabrik

Gebr. Zimmermann A.-G.

Stammfabrik in Leipzig-Mölkau.

Zweigfabriken in Eilenburg und Seifhennersdorf.

Erstklassige

PIANOS

in **mustergültiger** Ausführung
zu **billigen** Preisen.

Jahres-Produktion: ca. 12000 Pianos.

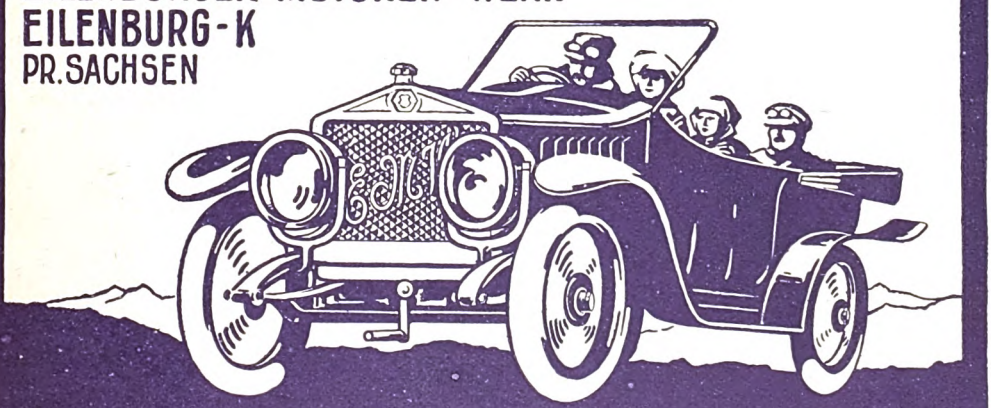
Grösste Pianofortefabrik in Europa.

Export nach allen Ländern.

Illustr. Katalog in deutsch, französisch, englisch, italienisch, spanisch kostenfrei.

EMW-WAGEN

EILENBURGER MOTOREN-WERK
EILENBURG-K
PR. SACHSEN

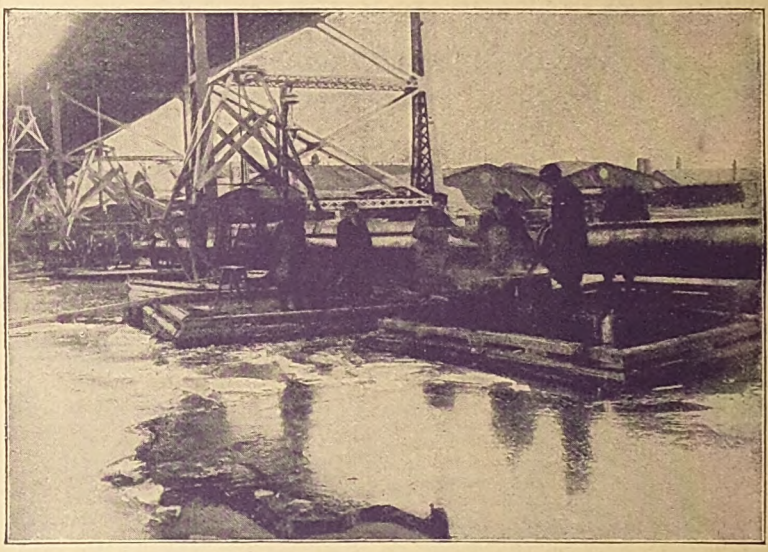


EXPORT-WAGEN FÜR SCHLECHTE WEGE

Digitized by Google

Mannesmannröhren-Werke, Düsseldorf

Nahtlose Röhren bis zu 300 mm innerem Durchmesser und 15 Meter Länge



Überlapptgeschweißte Röhren bis zu den größten Abmessungen in allen transportablen Längen

Verlegung eines Dückers aus überlapptgeschweißten Flanschenröhren.
Wasserleitung Klaraviken (Stockholm.)

für Wasserleitungen, Turbinenleitungen u. Gasleitungen.

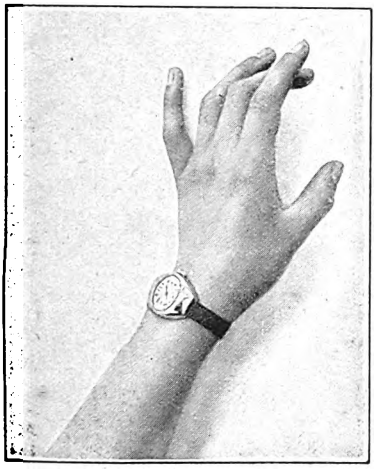
FISCHER & WITTIG IN LEIPZIG.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

„Das ist von Stöckig"



hört man immer häufiger, wenn man nach der Herkunft eines schönen Gebrauchsgegenstandes oder Luxusartikels fragt, der durch die Gediegenheit seines Materials und seiner Arbeit, durch die Zweckmässigkeit und Schönheit seiner Form unsere Aufmerksamkeit und Bewunderung erregt. Die Erklärung hierfür findet man, wenn man aus den Katalogen die umfassende Organisation und den musterhaften Geschäftsbetrieb dieser grossen Kauf-Zentrale kennen lernt.

Kauf gegen Bar- oder erleichterte Zahlung!

Stöckig & Co., Hoflieferanten

Dresden-A. 16 (f. Deutschland) — Bodenbach i. B. (f. Österreich)

Fürst. Lipp.

KATALOGE erhalten ernste Interessenten kostenfrei.	**Katalog U 87 k:** Silber-, Gold- und Brillantschmuck, Taschenuhren, Grossuhren, Tafelgeräte, Bestecke.	**Katalog R 87 k:** Moderne Pelzwaren.	**Katalog H 87 k:** Gebrauchs- und Luxuswaren; Artikel für Haus und Herd, Geschenkartikel etc.	**Katalog S 87 k:** Beleuchtungskörper für jede Lichtquelle.	**Katalog P 87 k:** Photograph. und optische Waren, Kameras.	**Katalog L 87 k:** Lehrmittel und Spielwaren aller Art.	**Katalog M 87 k:** Saiten-Instrumente.	**Katalog T 87 k:** Teppiche, deutsche und echte Perser.

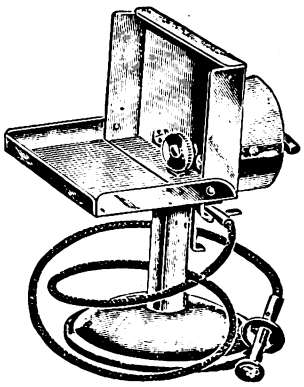
„Agfa", Actien-Gesellschaft für Anilinfabrikation, BERLIN SO. 36.

Räumlich wie zeitlich unbegrenzte Anwendung der Photographie ermöglichen

„Agfa"-Blitzlicht-Artikel!

Während früher Tageslicht für Photoaufnahmen Vorbedingung und deshalb nachts bzw. in Räumen, zu denen es keinen Zutritt hatte, Photographieren unmöglich war, gibt es bei Anwendung der

„Agfa"-Blitzlicht-Photographie



keine Beschränkungen, umsoweniger, als die der Blitzlichtphotographie bei ihrer Einführung anhaftenden **Mängel und Gefahren durch die**

„Agfa"-Blitzlicht-Artikel

vollkommen beseitigt sind! Bezug durch Photohändler.

„Agfa"-Blitzlicht-Literatur
gratis durch Photohändler oder durch die „Agfa".

Digitized by Google

DAS EXAMEN

ist vielen Schülern und auch den Eltern eine Quelle beständiger Sorge. Der Schüler ist häufig in einigen Fächern zurückgeblieben und schwebt deshalb in der Gefahr, nicht versetzt zu werden. Da bietet sich nun in den

Mentor-Repetitorien

ein wohlfeiles Hilfsmittel, die Schüler, besonders die schwächeren, in ihren Studien zu unterstützen, ihnen zur Vorbereitung auf die Versetzung zu dienen und zum Bestehen des Examens zu verhelfen. — Aber auch andere strebsame Personen finden in den Mentor-Repetitorien die beste Hilfe zur Weiterbildung, zur Vorbereitung auf die Einjährigenprüfung und das Abiturium. Die Mentor-Repetitorien sind das beste Fortbildungsmittel für Autodidakten.

Rechnen und Mathematik.

1, 24. Rechnen I/II.
10, 25. Arithmetik und Algebra I/II.
36. Diophantische Gleichungen.
39. Gleichungen 3. und 4. Grades.
41. Zinseszins- und Rentenrechnung.
7. Planimetrie.
8, 9, 42. Planimetrische Konstruktionsaufgaben I/III.
37. Planimetrische Verwandlungsaufgaben.
38. Planimetrische Teilungsaufgaben.
48, 49. Analytische Geometrie I/II.
16, 17, 47. Trigonometrie I/III.
18, 19. Stereometrie I/II.
50, 51, 52. Vorlagen für das geometrische Zeichnen I/III.

Geographie.

4. Astronomisch-math. Geographie. Physikal. und polit. Geographie.

Deutsch.

20. Deutsche Literaturgeschichte.
26, 27. Deutscher Aufsatz I/II.
34. Deutsche Rechtschreibung.
35. Deutsche Grammatik.

Fremde Sprachen.

2, 3. Französisch I/II.
45. Französisch III: Examinatorium in Frage und Antwort.
5, 6. Englisch I/II.
46. Englisch III: Examinatorium in Frage und Antwort.
11, 12. Lateinisch I/II.
13, 14. Griechisch I/II.

Geschichte.

15. Geschichtsdaten.
21. Griechische und römische Geschichte.
22. Geschichte des Mittelalters.
23. Geschichte der Neuzeit.
40. Alte orientalische Geschichte.

Religion.

43. Religion I: Evangelisch.
44. Religion II: Katholisch.

Naturkunde.

28. Organische Chemie.
29. Anorganische Chemie.
30. Botanik. — 31. Mineralogie.
32. Zoologie. — 33. Physik.

Weitere Bände sind in Vorbereitung.

Preis jed. Bandes M 1.— Alle 51 Bände (Religion nach Wahl) auf einmal bezogen statt M 51.— nur M 38.25

Mentor-Verlag G. m. b. H., Berlin-Schöneberg VM 13.

Besonders billige echte Brillanten.

Modernen, künstlerischen Schmuck, sowie **Gold- und Silberwaren, Tafelgeräte, Uhren** usw. aus den **Pforzheimer Gold- und Silberwaren-Fabriken** bezieht man zu äusserst billigen Preisen von

F. TODT, Königl., Grossherzogl. u. Fürstl. Hoflieferant, Pforzheim.

No. 6630. **Kollier,** 14karat. Gold, Platinafassung, 5 echte Brillanten und 15 Diamanten **Mk. 300,—.**

No. 6760. **Ring,** 14kar. Gold, Platinafassung, 2 echt. Brill., 6 Diam. u. 1 Safir **Mk. 44,—.**

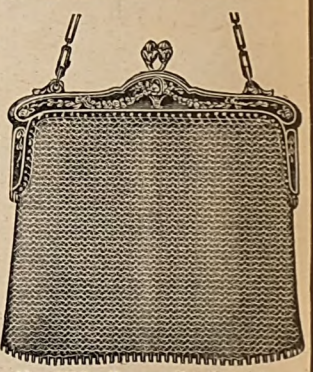
No. 6774. **Ring,** 18kar. Gold, Platinafassg., 3 echte Brillant. u. 12 Diam. **Mk. 285,—.**

No. 6767. **Ring,** 14kar. Gold, Platinafassg., 1 echter Brillant u. 6 Diam. **Mk. 58,—.**

No. 6814. **Ring,** 14kar. Gold, Platinafassung, 5 echte Brillanten u. 8 Diam. **Mk. 300,—.**

No. 6773. **Ring,** 14kar. Gold, Platinafassg., 1 echt. Brill. u. Diamanten **Mk. 115,—.**

No. 6929. **Siegelring,** 14kar. Gold mit Jaspis **Mk. 23,—.**



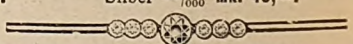
No. 6996. **Damen-Handtasche,** Silber 800/000 **Mk. 45,—.**

No. 3831. **Krawattennadel,** 14kar. Mattgold, 1 echt. Brill. **Mk. 14,50.**

No. 6775. **Ring,** 14kar. Gold, Platinafassung, 1 echt. Brill., 8 Diam. u. Rubin **Mk. 110,—.**

No. 6778. **Ring,** 14kar. Gold, Platinafassg., 1 echt. Brill. **Mk. 55,—.**

No. 6781. **Ring,** 14kar. Mattgold, 2 echte Safire **Mk. 23,—.**

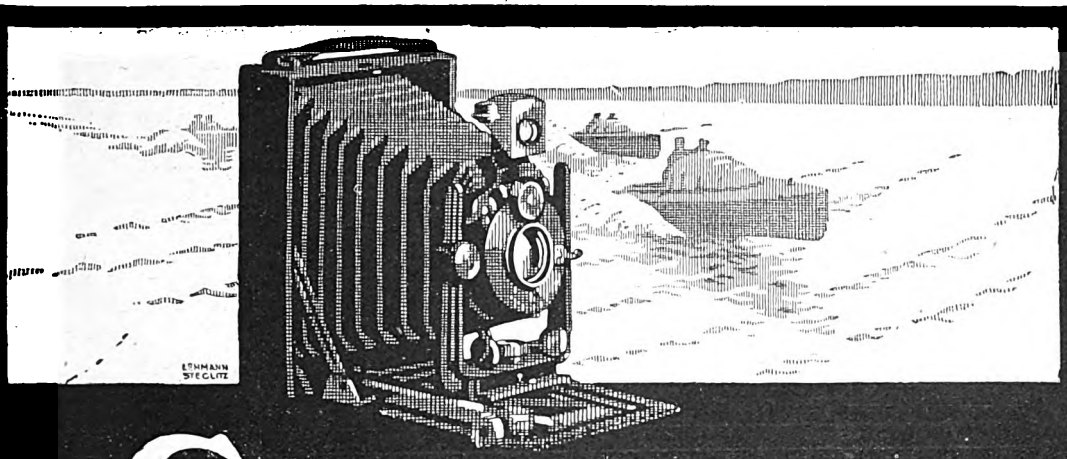


No. 5803. **Broschnadel,** 14kar. Gold, Platinafassung, 1 echt. Brill. u. 6 Diam. **Mk. 135,—.**

Reiche Auswahl in massiv Silber 800/000 sowie Alpacca-Silb. in allen Stilarten.

Reich illustr. Katalog mit über 3000 Abbildungen **gratis u. franko.** Firma besteht über 50 Jahre, auf allen beschickten Ausstellungen prämiiert. Alte Schmucksachen werden modern umgearbeitet, altes Gold, Silber u. Edelsteine nehme in Zahlung.

Digitized by Google



Goerz TENAX

mit Goerz Doppel-Anastigmat. Preise von M. 115,— an.
Handliche Cameras von größter Stabilität und Präzision.
Bezug durch alle Photohandlungen. Kataloge kostenfrei

Optische Anstalt C. P. Goerz A.-G. Berlin-Friedenau 39
WIEN PARIS LONDON NEW YORK

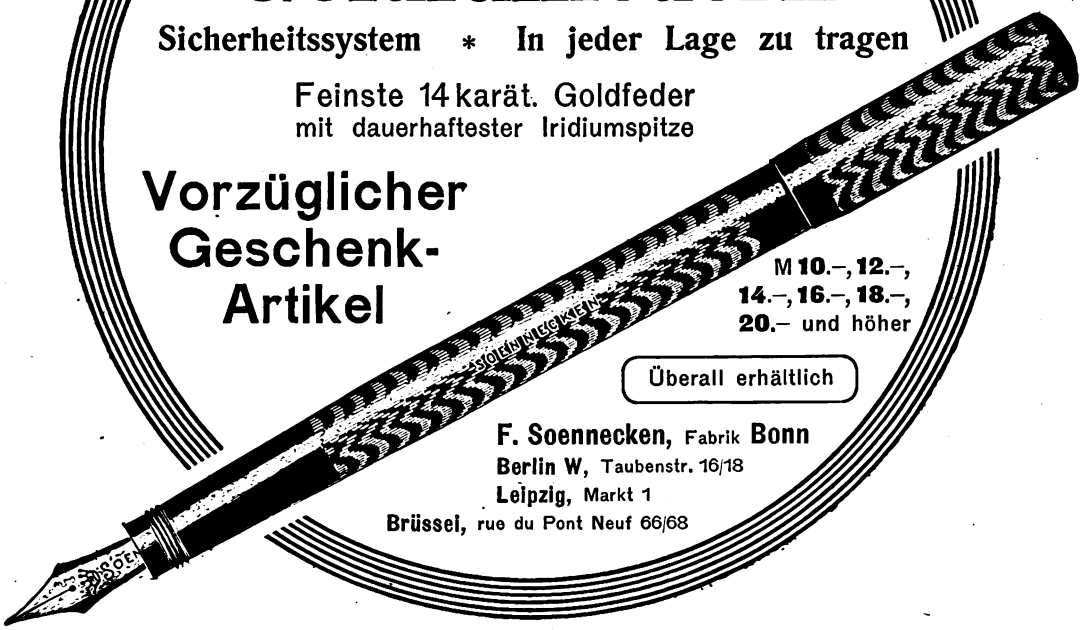
Soennecken

Goldfüllfedern

Sicherheitssystem * In jeder Lage zu tragen

Feinste 14karät. Goldfeder
mit dauerhaftester Iridiumspitze

Vorzüglicher Geschenk-Artikel



M **10.–, 12.–, 14.–, 16.–, 18.–, 20.–** und höher

Überall erhältlich

F. Soennecken, Fabrik **Bonn**
Berlin W, Taubenstr. 16/18
Leipzig, Markt 1
Brüssel, rue du Pont Neuf 66/68

Digitized by Google

Digitized by Google

NIVEA
Haarmilch

ist ein Mittel zur täglichen Pflege des Haares und der Kopfhaut. Sie enthält ein dem natürlichen Hautfett verwandtes, unbegrenzt haltbares Fett — das Eucerin — in innig feiner Verteilung. Die hierdurch bewirkte milchähnliche Beschaffenheit und das Aussehen des Mittels hat zu dessen Bezeichnung geführt. NIVEA-Haarmilch reinigt das Haar, ohne es trocken und spröde zu machen, wie die alkoholischen Haarwässer, und führt ihm die Stoffe zu, deren es zur Erhaltung und Förderung des Wachstums bedarf. NIVEA-Haarmilch kräftigt den Haarboden, verhindert bei regelmässigem Gebrauch die übermässige Schuppenbildung und vor allem den Ausfall der Haare.

Preis der Flasche 2 Mark

erhältlich in Apotheken, Drogerien u. Parfümerien

P. BEIERSDORF & Co., HAMBURG 30. Hersteller der Zahnpasta PEBECO

Digitized by Google

Wer sein Heim

nach künstlerischen Grundsätzen individuell einrichten will, wende sich an die

RAUMKUNST,

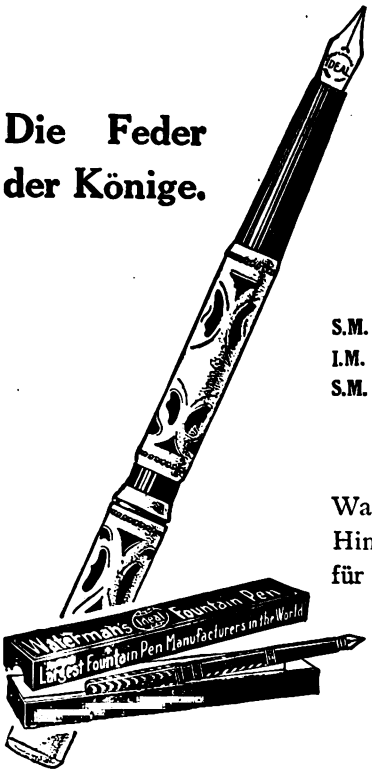
Vereinigte Werkstätten für Kunstgewerbe,

DRESDEN-A. I.

Eigene Fabrikation von in Material u. Arbeit mustergültigen bürgerlichen Gebrauchsmöbeln künstlerischer Eigenart zu billigen Preisen.

Stoffe :: Gardinen :: Teppiche.

Spezial-Kataloge an ernste Interessenten frei. *Verkauf nur an Private.*



Die Feder der Könige.

Waterman's Ideal FountainPen

Waterman's Ideal Füllfedern besitzen:

S.M. der König von Italien.
I.M. die Königin von Italien.
S.M. der König von Spanien.

S.M. der König von Belgien.
I.M. die Königin von Belgien.
Der Präsident der vereinigten Staaten.

Ein stets willkommenes Geschenk.

Waterman's Ideal Füllfeder ist vollkommen in jeder Hinsicht. Kein Tropfen oder Versagen. Gewähr für jedes Stück. In jeder gewünschten Härte und Spitze lieferbar.

In allen besseren Schreibwarenhandlungen erhältlich.

L. & C. HARDTMUTH, Dresden,
Bankstrasse 13,
WIEN, LONDON, PARIS, BRÜSSEL,
MAILAND, ZÜRICH, NEW YORK.

Vaillants

Gas-Heisswasser-Apparate

für zentrale Warmwasserversorgung, Bad u. sonstigen Bedarf in Haus u. Beruf. :: Unerreicht in Qualität u. Leistung.

Illustr. Katalog kostenlos und franko.

Joh. Vaillant, G. m. b. H., Remscheid 23.

Digitized by Google

Königs-Flieder

Giebt in unerreichter Naturtreue den herrlichen Duft unseres blühenden deutschen Flieders wieder.

PARFÜM KÖNIGS-FLIEDER

Neuestes Parfüm Mouson

Fabr. J. G. Mouson & Co. Frankfurt/m

Gegründet 1798

Flacon Mk. 4.50 Überall käuflich

Ein gesunder Frauen-Körper!
Frauen, welche ihren Körper pflegen und sich vor den nachteiligen Wirkungen
von Bazillen schützen, nicht welken und verblühen wollen, sollten bei jeder gründlichen Irrigation
Irrigal-Tabletten
benutzen.

Geradezu glänzend von Hunderten von Ärzten begutachtet. Von lieblichem Odeur. Antiseptisch, praktisch im Heim und auf Reisen, beruhigend und erfrischend für den Körper. In allen Apoth., Drog. u. einschläg. Geschäften evtl. direkt erhältlich. Flacon (lange ausreichend) M. 3.- Proberöhrchen M. 1,25. Fordern Sie gratis die interessante Literatur C. 15.

Chemische Fabrik Arthur Jaffé, Berlin O. 27

„Aber so stark der erste Eindruck

war, je länger je mehr faßte mich eine Spannung, eine Sehnsucht u. Freude . . ." **Prospekt** frei über briefl. Char.-Beurt. seit 20 J. P. Paul Liebe, Augsburg I, D-Fach.

No. 318. Mk. 28.—.

Stolzenberger

Privat-Zimmer und Bureau-Möbel

Katalog kostenlos.

Fabrik Stolzenberg

in **Oos** (Baden) u. **Berlin SW. 68.**

MAX SELLGE, Spezialgeschäft für

Baumkuchen

Baumkuchenspitzen mit Schokoladenüberzug, Sandtorten, Makronen.

BERLIN W. 62, Kurfürstenstrasse 71 F.

Echte billige **Briefmarken**

100 As., Afrik., Austr. 2.- | 500 versch. nur 3.50

1000 versch. nur 11.- | 2000 „ „ 48.—

Max Herbst, Markenhaus, Hamburg 45

Grosse **illustr.** Preisliste gratis u. franko.

STOLLWERCK

Schokolade „GOLD" Kakao

Digitized by Google

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein a. G. Stuttgart.

Lebens-Unfall-Haftpflicht-Versicherung

Kapitalanlage 1913: 95 Mill. Mark.
Jahresprämie 1913: 34 Mill. Mark,
900 000 Versicherungen.

Waschbare Künstler-Vorhänge

Stores, Decken, Kissen, Bettdecorationen.
Abbildung, Stoff- u. Farbprob. werd. frei zugesandt

Herm. Behn u. Co.
Lübeck V.

Überraschende Verschönerung Ihres Teints

durch die Schönheitskapsel „Adora", System Dr. Harlan.

D. R. G. M. 359 086.

Für Gesicht, Hals, Arm u. Körper.

Keine Dame, welche diesen wunderbaren kleinen Apparat besitzt, hat den Verfall ihrer Schönheit zu befürchten.

Die verblüffende Einfachheit dieses wissenschaftlichen Systems und die erstaunliche Schnelligkeit, mit welcher ein herrlicher Teint erzielt wird, übertreffen Ihre höchsten Erwartungen. Eine einzige sanfte Anwendung der Schönheitskapsel erzielt überraschende Resultate. Mitesser verschwinden meist in 60 Sekunden. **Unreinigkeiten des Blutes und der Haut werden durch starken atmosphärischen Druck herausgesaugt.** Hohle Wangen, schlaffe Arme und Hals erhalten Fülle, Form und Festigkeit überraschend schnell. Die Adora-Kapsel wirkt direkt auf die Blutzirkulation, führt dem Zellgewebe neues, reines Blut zu, baut es auf und macht das Fleisch frisch und fest. Sie gibt der Haut einen blühend rosigen, klaren Teint, macht weich und geschmeidig. Pickeln, Falten, Runzeln, graue Haut verschwinden. Wirkung unfehlbar. Auch für Herren. Im Gebrauch in höchsten Kreisen. Um Ihnen die Möglichkeit zu geben, sich von der unvergleichlichen Wirkung der Schönheitskapsel „Adora" zu überzeugen und ihr weiteste Verbreitung durch Weiterempfehlung zu verschaffen, wollen wir

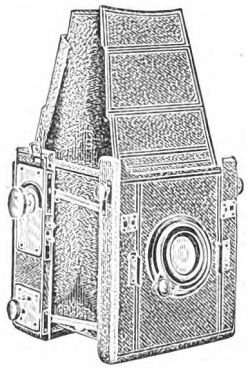
einige hundert Stück ausnahmsweise

zum Einführungspreis von M. 1.50, Porto 20 Pf. extra, Nachnahme M. 2.—, abgeben. (Der reguläre Preis ist sonst M. 3.—.) Die Einsendung von M. 1.70 in Briefmarken und Adresse genügt, um einen Apparat sofort franko zugesandt zu erhalten.

Dannenberg's Laboratorium, Abt. R 11, Hamburg 36.

Curt Bentzin,

Werkstätte für photograph. Apparate,
GÖRLITZ.



Klapp-Reflex-Primar,

eine zusammenlegbare Spiegel-Reflex-Camera in den Formaten 9/12 u. 10/15 cm. Präzisionsarbeit.

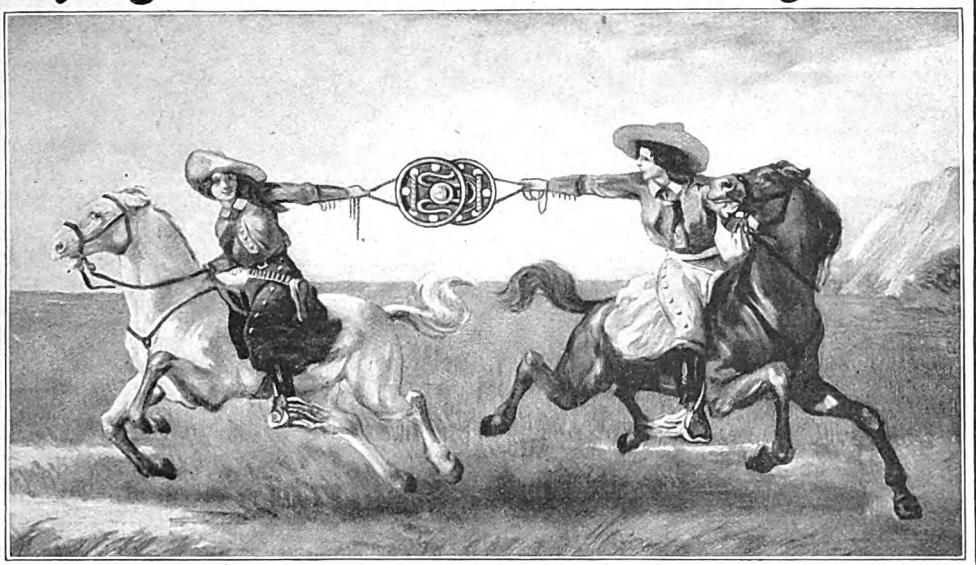
Liste No. 1 auf Verlangen.

Seit Jahrzehnten bewährt, von hervorrag. Ärzten empfohlen **als unübertroffenes Einstreupulver für kleine Kinder.** Gegen starken Schweiss, Wundlaufen, Entzündung, Rötung der Haut bei Verbrennungen, Hautjucken, Durchliegen usw. Im ständigen Gebrauch von Krankenhäusern, dermatolog. Stationen und Entbindungs-Anstalten. Best. Diachylonpflaster, Borsäure, Puder.

In den Apotheken.

Digitized by Google

Prym's neuester Schlager!



Prym's Parforce Druckknopf

Garantiert zugsicher; kein Sichselbstöffnen mehr.

Ein Versuch überzeugt.

Schreibmaschine

Hammond mit **Multiplex**

2 Schriften in der Maschine.

Verlangen Sie kostenlos Drucksachen u. Vorführung.

Ferdinand Schrey, G. m. b. H., Berlin SW. 19 v.

Seltene Briefmarken!

100 von China, Haïti, Kongo usw. usw. nur 2.00 M. — **500 Europa** nur 5.00 M. — **100 Afrika** nur 2.75 M. — **150 Amerika** nur 3.00 M. **200 Südamerika** nur 6.50 M. — **100 Asien** nur 2.50 M. — **60 Australien** nur 1.75 M. **100 französ. Kolonien,** nur gebrauchte, nur 3.40 M. — **50 deutsche Kolonien,** alt u. neu, nur 4,50 M. usw. usw. Alle versch. Gar. echt. Illustr. Preisl. grat.

Ernst Hayn, Naumburg (Saale) 19

Käthe Kruse-Puppen

Grand Prix Gent 1913

Zeichen für Echtheit Namenszug Käthe Kruse auf der Fußsohle

als Hemdmatz 25 Mk.

in einschlägigen Geschäften oder durch die

Werkstätte der Käthe Kruse-Puppen,
Bad Kösen, Thüringen, Friedrichstr. 17.

Über gekleidete Puppen Bilderbuch-Katalog gegen 30 Pfg. in Marken oder Nachnahme.

Digitized by Google

Empfohlene Töchterpensionate

Dresden-A. Villa Kaitzerstr. 18a. Schweizerviertel. o

Töchterpensionat Küster-Bertram.

Eig. gr. Villa mit schatt. Gart. in gesunder Lage. Vorsteh. **J. Kiessling** u. **C. Jäckel,** staatl. gepr. Lehrerinnen. Sorgf. Erziehg. Vorzügl. zeitgemässe Ausb. i. Wissensch., Sprach., Musik, Mal., Handarb., auf W. i. Haush. Angen. Familienl. Prosp. u. Ref. d. d. Vorsteh.

Dresden-A. Elisenstr. 7a.

Pensionat für Töchter gebildeter Stände von Frau Emma Mundinger.

Villa im Garten gelegen. Erste Lehrkräfte für Wissenschaften, Sprachen, Musik, Malen, Handarbeit usw. Sorgfältige Erziehung, gesellschaftliche Ausbildung u. gewissenhafte Körperpflege. Tennisplatz. Tägliches Turnen. Beste Referenzen.

Dresden-A. Bernhardstrasse 67b.

Töchterpensionat Schellberg.

Eigene allein bewohnte grosse Villa in schöner Lage. Bewährte gediegene Erziehg. u. allseitige zeitgemässe Ausbildg. durch erste Lehrkräfte. Allgemeinverständl. Vorträge. — Französin u. Engländerin im Hause. Gesellschaftl. Ausbildg. Sorgfält. Körperpflege. Anregendes herzl. Zusammenleben. Beste Empfehlungen durch Eltern. Näh. Prosp.

Dresden Eisenstuckstr. 44.

Töchterpensionat Willrich

Vorsteherin: **Dora Henning**

bietet in ihrer gesund u. frei geleg. Villa j. Mädchen aus guten Familien ein gemütl. Heim, in dem sie durch Unterr. in d. Wissensch., Sprachen, Kunstgewerbe, Musik, Turnen, Sport, im Häuslichen u. in guten Lebensformen weiter gebildet werden. Vorzügl. Empfehl. Prosp.

Dresden-Blasewitz Schubertstrasse 34.

Haushaltungs-Pensionat von M. Salkowski u. H. Ranke (vormals A. Schoel).

Koch-, Haushaltungs- und Industrieschule. — Eigene Villa mit Garten. Auf Wunsch Musik-, Tanz-Unterricht und Sprachen, Fortbildungs-Unterricht. Beste Referenzen. Ausführl. Prosp.

Friedrichshafen am Bodensee.

Königl. Paulinenstift,

Mädchen-Pensionat unter Kgl. Protektorat.

Höhere Mädchenschule. Haushaltschule. Bes. wiss. Fortbildungskurs. Sorgfält. Erziehung. Ausführl. Prospekt mit Lehrplänen.

Ilmenau i. Thür. *Pensionat für schulpflichtige u. der Schule entwachsene junge Mädchen. A. Höhere Mädchenschule. B. Frauenschule verbunden mit Haushaltungsschule und Kindergarten. Prospekte und Lehrplan durch die Vorsteherinnen* ***M. Fischer*** *und* ***A. Pooch.***

Lausanne Campagne Beauregard, Avenue de Cour.

Pensionnat de jeunes filles 1er rang.

Prosp. avec vues et référ. à disposition.

Directrice: Mademoiselle **P. Bramer.**

Lugano Schweiz.

Töchterinstitut Helvetia.

Einziges Pensionat mit Park vor der Stadt. Tram und Telephon. Herrliche Aussicht, südliche Lage. Italienisch und französich; englisch und deutsch. Erste Referenzen von Beamten und Schriftstellern. Man verlange illustrierten Prospekt. Leiterinnen: **Mmes. Cornuz** und **Platzhoff** unter Mitwirkung von **Dr. Ed. Platzhoff-Lejeune.** Adresse: **Lugano-Viganello** (Schweiz).

München

Hauswirtsch. Seminar u. Haushaltungsschule „Prinzessin Arnulf".

Ausbildung für junge Damen nur für das eigene Haus, halbj. Kurs bei Aufnahme im Internat. Berufl. Ausbildung in allen Zweigen der Hauswirtsch., einjähr. Lehrgang, Abschlussprüfung. Mod. Komfort, neueste Lehrmittel, Besichtigung der Kunstschätze Münchens. **Aufnahme April - Oktober.**

Ausbildung zur Haushaltungslehrerin, 2jähr. Lehrgang, staatl. Examen. Vorbildung für alle Kurse: Höhere Töchterschule.

Aufnahme nur im Oktober.

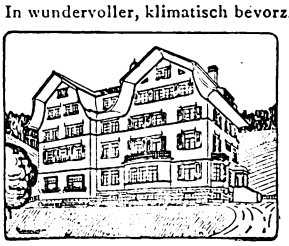
Alles Nähere durch die staatlich genehmigten Satzungen. — Anmeldungen baldigst zu richten an die Vorsteherin Baronin **Horn, München,** Antonienstrasse 6m.

Schandau (sächs. Schweiz). **Haushaltungspensionat mit Koch- u. Industrieschule Roesler.** Prakt. u. theoret. Ausb. i. Küche, Hsh. u. Wäschebehdlg. Unterr. i. Schneid., Wäschezuschneid. u. Maschinennäh., prakt. u. Kunsthandarbeit. Fortbildungsunterr. i. Sprach., Deutsch, Kunstgeschichte. Engl. u. franz. Konversat. Umgangsformen. Pensionspr. inkl. Unterr. jährl. 1100 M. Auf Wunsch Klavier-, Gesang-, Mal-, Tanzstunden. Gepr. Lehrerinn. i. Haus. Gr. luft. Schlaf-, Wohn- u. Unterr.-Räume. Gr. Gart., Spiel-, Turn- u. Tennispl. Prosp. u. Ref.: **Vorsteh. Helene Roesler.**

Teufen b. St. Gallen, Schweiz, 850 m ü. M.

Töchter-Institut von Herrn u. Frau Prof. Buser.

In wundervoller, klimatisch bevorz. Höhenlage. Mod. Komfort. **Bodenfläche 40.000 qm.** Nach neuzeitl. Prinzipien geleitet. Gediegener Unterricht (12 Lehrkräfte bei beschränkter Schülerzahl). Individualisierend. Behandlungsweise. Gesundes, fröhliches Familienleben. Rationelle Körperkultur. **Für bleichsüchtige, blutarme, schulmüde Mädchen ärztl. empfohl.** Beste Referenzen.



Der projektierte Neubau.

Weimar

Töchter-Bildungs-Institut

gegr. 1873, staatl. konz. Wissenschaftl., gewerbl., wirtschaftl. Ausbildung. Musik-, Mal-, Tanzstunden. Individuelle Pflege. Grosser Besitz mit Park. Waldnähe. Prospekt durch **Dr. phil. Curt Weiss u. Frau.**

Wernigerode

Töchter-, Haush.-Pensionat

für 8—14 jg. Mädchen gut. Fam. Grdl. prakt. u. theor. Unterr. in bürg. u. feiner Küche. Weissnäh., Schneid., f. Handarb. Musik, Sprachen, Wissensch. Näh. Prosp. I. Ref. **H. Reye,** staatl. gepr. Haushaltungslehrerin.

(Jedes Feld kostet nur Mk. 17.50 monatlich.)

Empfohlene Unterrichtsanstalten

Berlin W. Potsdamerstr. 90.

Sprach- und Handels-Lehrinstitut f. Damen von Frau Elise Brewitz.

Ausbildung zu den besseren kaufmännischen Berufen. Höh. Handelskurse. **Handelslehrerinnen-Seminar.** Seminar f. techn. Lehrerinnen f. Handelsschulen.

Berlin SW. 11 Hedemannstr. 13/14.

Chemie-Schule für Damen von Dr. M. Vogtherr.

Theoret. u. prakt. Ausbildung in Chemie, Bakteriologie, Mikroskopie. Kurse am 1. III. und 1. IX. beginnend. Prospekte auf Wunsch. Stellenvermittelung.

Fortsetzung siehe nächste Seite.

Digitized by Google

Empfohlene Unterrichtsanstalten

Rackows Handels-Akademien

Berlin W., Berlin C., Berlin-Charlottenburg, Dresden-A., Dresden-N., Frankfurt a. M., Hamburg, Hamburg-Eimsbüttel, Hannover, Köln a. Rh., Leipzig, Magdeburg, Stettin.

Handelskurse von $^1/_1$-, $^1/_2$-, $^1/_4$-jähriger Dauer zur praktischen Vorbereitung und Fortbildung von Herren und Damen jeden Alters für den kaufmännischen Beruf.

Auskunft u. Prospekt kostenlos. Pensionsnachweis.

Adresse in Dresden: **Rackows**, in Leipzig: **Rackow & Schmidts Unterrichtsanstalten.**

Berlin-Charlottenburg Kantstr. 159

Studien-Ateliers für Malerei u. Plastik (Kunstsschule Lewin-Funcke). Lehrkräfte: **Lovis Corinth, Lewin-Funcke, Martin Brandenburg, Bischoff-Culm, Emil Pottner.** Vorschule: **Robert Erdmann.** Anatomie: **Dr. Rob. Richter.** Prospekte frei d. d. Geschäftsstelle. **Prof. Lewin-Funcke.**

Braunschweiger Vorbereit.-anstalt

für Abitur., Prima, Fähnrich-, Einj.-Freiw.-Prüfung. Energischer, individ. Unterr. in kleinen Abteilungen. Eig. Haus mit Garten. Gute Pens. auch f. Schüler höh. Lehranstalten. Damenabteilung zur Vorbereitung f. Prima u. Abitur. Bisher stets beste Erfolge. Näheres durch den Leiter **Oskar Soff,** Bammelsburgerstr. 12.

Breslau 3 Freiburger Strasse 42.

Dr. J. Wolff's Vorbereitungs-Anstalt

gegr. 1903, für die **Einj.-Freiw.-, Fähnrichs-, Seekadetten-, Primaner-** u. **Abiturienten-Prüfung,** sowie zum Eintritt in die **Sekunda** einer höh. Lehranstalt. **Streng geregeltes Anstaltspensionat.** — Seit 1911 auch **besond. Damenkurse** für die **Primaner-** und **Abiturientenprüfung.**

Bisher **bestanden** bereits **646** Prüflinge, darunter **83 Abiturienten.**

Seit Januar 1910 **bestanden 321** Zöglinge, dar. **49 Abiturienten** (dar. **16 Damen**), **16** für **Oberprima, 40** (dar. 1 Dame) für **Unterprima, 62** (dar. 16 Extraneer) für **Obersekunda, 65** für **Untersekunda** u. **59 Einjährige.** Prospekt. Teleph. 11687.

Landerziehungsheim Suisse française

La Châtaigneraie (Coppet-Genf)

Ecole Nouvelle für Knaben u. Mädchen vom 8.—18. Jahre.

Gründliches Erlernen der französ. Sprache. Vorbereitung für Universität, techn. u. kaufm. Hochschulen u. für praktische Lebensberufe. Individualisierung des Unterrichts. Beschränkte Schülerzahl. Familienleben. Willens- und Charakterbildung. Gewissenhafte Aufsicht durch erprobte Lehrkräfte. Praktische Arbeiten. Sommer- u. Wintersport. Prachtvolle, sonnige Lage zwischen Gebirge u. See. Moderne hygienische Einrichtungen. Prospekt, Lehrplan u. erstklassige Referenzen sendet auf Verlangen DIE DIREKTION: **Schwarz-Buys.**

Eisenach i. Thür., Bornstrasse 11.

Institut Burchardi

(Eisenacher Kochschule)

Pensionat Frauenschule

Seminar für Lehrerinnen der Hauswirtschaftskunde (Staatl. Prüfung; mit Anerkennung in Preussen)

Falkenberg (Mark) bei Eberswalde. Victoria-Institut.

Der Lehrplan dieser im Jahre 1859 unter dem Protektorate Sr. Kgl. Hoheit des Prinzen Friedr. Wilh., weiland Kaiser Friedr. III. gegründeten, in schöner u. gesunder Umgebg. auf dem Lande geleg. Erziehungsanstalt für Söhne aus den gebild. Ständ. ist der eines **Realgymnasiums. — Berechtigung zum einj. freiw. Militärdienst.** Näheres d. d. Leiter der Anstalt Direktor **Hermann Schulz.**

Florenz Accademia Internazionale di belle Arti, 21 (Viale Milton) 21.

Malerei, Bildhauerei, Zeichnen. Ornamentale Komposition. Akt. Portrait. Ateliers für Herren und Damen. Eintritt jederzeit. Prospekte kostenfrei durch die Direktion **Jos. Z'binden-Kesselbach.**

Friedrichstadt (Schl.-Holstein)

Gärtnerinnen-Lehranstalt von Ad. Ehlers.

Beste Empfehlungen von Schülerinnen u. deren Eltern. Prospekt auf Anfrage. Zwei- u. einjährige Lehrgänge.

Glauchau i. Sa. Pädagogium.

Heilerziehung — Heilpflege — Unterricht (mittlere Volksschule, Realschule, Realgymnasium) für

nervöse, willensschwache, erholungsbedürftige Knaben, die — geistig normal — im Unterrichte versagen. Prospekte sendet bereitwilligst: **Dir. Kurt Richter.**

Godesberg a. Rhein Evang. Pädagogium.

Gymnasium, Realgymnasium, Realschule, Einjähr.-Berechtigung. Kleine Klassen. Internat in Familienhäusern für je 10—15 Knaben, persönliche Behandlung, viel Sport u. Spiel u. entsprechende Ernährung, körperliche Fürsorge. **Jugendsanatorium** unter ärztl. Leitung. Zweiganstalt in **Herchen a. d. Sieg.** Prospekte durch Direktor **Prof. O. Kühne** in Godesberg a. Rh.

Dürerschule Hochwaldhausen

(bei Lauterbach, Oberhessen)

priv. Oberrealschule mit Realgymnasium i. E., in herrlichem Waldgebirge, pflegt unter ärztlicher Aufsicht den Körper durch Gymnastik, Sport und Spiel; weckt Naturliebe durch Gartenbau, Wanderungen und Studienreisen; bildet den Geist durch freudigen Unterricht in Wissenschaften und Künsten; erzieht in harmonischem Gemeinschaftsleben zu Pflichterfüllung und feiner Sitte; bereitet sicher vor auf die staatlichen Prüfungen (Einjährigen-Examen, Abiturium). Allererste Referenzen. Prospekte.

Bad Homburg (Taunus). Prof. Dr. Brunner Villa Sonnenschein.

Herrliche gesunde Lage. Sport. Gymnasium u. Realschule am Ort. Auch **priv. Vorbereitung für das Einj.-Examen.** Elektr. Strassenbahn nach **Frankfurt.**

Bad Lauterberg, Harz

Agnesschule (konzess.) für Töchter u. Frauen gebildeter Stände. Der Lehrplan entspr. dem d. **Wirtschaftl. Frauenschulen a. d. L.** Kurs. A umfasst: Hauswirtschaft, Gartenbau, Molkerei, Hühner- u. Bienenzucht. Pens. 1100 Mk. Schlussexamen berechtigt zum Seminarbesuch. Kurs. B: Hauswirtschaft, Schneidern, wissenschaftl. Fächer. Vorzügl. Ref. Prosp. d. **Frl. Hunaeus.**

Fortsetzung siehe nächste Seite.

Digitized by Google

Digitized by Google

Empfohlene Heilanstalten

Dresden-Koetzschenbroda □

Zuckerkranke

erhalten Hilfe durch Ludwig Bauer's Spezial-Institut für Diabetiker.
Über 7000 Patienten aller Stände behandelt.
Sommer und Winter geöffnet. Prospekt umgehend frei.

Friedrichroda i. Th.

Dr. Bieling's Sanatorium Tannenhof.

Modern eingerichtetes Kur- und Erholungsheim für individuelle Behandlung von Herz-, Nerven-, Stoffwechsel-, Magen- und Darmleiden.

Gries b. Bozen (Südtirol).

Sanatorium für Leicht-Lungenkranke.
Leit. Arzt: **Dr. V. Malfér.**

Hedemünden Sanatorium für Nervenleidende.

a. d. Werra. Südhannover.

Unmittelbar am Kaufunger Wald gelegen, mit ca. 400 Morgen grossem Waldpark. Vornehm und behaglich eingerichtet. Alle modernen Heilfaktoren. Näheres durch Prospekte.
Prof. Dr. Eichelberg. **Dr. med. Grahl.**

Kropp b. Schleswig Erholungsbedürftige, Rekonvaleszenten sowie Personen, welche besond. Pflege u. Aufsicht bedürfen, finden jederz. Aufnahme u. sorgfält. Pflege in den **Heil- u. Wohltätigkeitsanstalten.** Für Nervenkranke ein eigenes Sanatorium mit modernsten Einrichtungen. Beschäftigungstherapie in Werkstätten, Gärtnerei u. Landwirtschaft, 175 ha Land. 2 erfahrene Spezialärzte. Heilkräft., von der Nord- u. Ostsee beeinflusste Luft. Herrl. Tannenwaldungen. Mäss. Preise. Prospekte durch die **Anstaltsdirektion.**

Lausanne-Ouchy * Schweiz. Riviera.

Kur-Pension mit oder ohne Arzt. Neu-Komf. (Genfersee.) Nervenl. Erholungsaufenthalte für **Damen** in diskr. Form. Villa Marta, Chemin Bellerive a. See. — Prosp. A.

Lugano-Ruvigliana ⊠

Sanatorium und Pension Monte Brè.

Ein Arzt schreibt: „Ein Eldorado für Kranke, Nervöse und Erholungsbedürftige". 120 Betten. Das ganze Jahr stark besucht. Jährl. Besuch ca. 1000 Gäste. Ärztl. Leiter **Dr. med. Schär.** Illustr. Prospekte u. Heilberichte frei durch Dir. **Max Pfenning.**

Marienbad bei Goslar a. Harz

Sanatorium. Phys.-diät. Kuranstalt für Nerven-, Herz- und Stoffwechsel-Erkrankungen, Blutarmut; Erholungsbedürftige. Mildes Gebirgsklima. Moderne Einrichtungen und Kurmittel. Prospekt d. d. Verwalt. **Ed. Löhr.** Ärztl. Dir. San.-Rat Dr. **C. Benno.**

Menton Sanatorium de Gorbio.

Phys.-diätetische Kuranstalt.
Staubfreie Lage, Zentralheizung. Prospekte durch die **Administration Gorbio bei Menton.**
:: Chef-Arzt: **Dr. Baermann.** ::

Nizza-Bellet-Riviera ⊠

Erholungsheim „Domaine de Créqui".

Staubfreie, erhöhte Lage, 7 km von Nizza. Für Nervöse und leichtere Erkrankungen der Respirationsorgane. Schwerkranke ausgeschlossen. Ideal-zweckdienl. Ernährung, auch vegetarisch. Luft- u. Sonnenbäder. Prospekt frei. **Wassmann** aus **Hamburg.**

Norderney Kinder-Sanatorium Dr. Schlichthorst.

Knochen- u. Gelenkerkrankungen, Rhachitis, Skrophulose, Asthma, Neigung zu Katarrhen der Luftwege. Sommer und Winter Betrieb. Näheres Prospekte.

Partenkirchen im bayr. Hochgebirge.

Dr. Stern's Erholungsheim
für Schüler höherer Lehranstalten.
Unterricht Familiencharakter. Wintersport. Prospekt.
Franzose im Hause.

Partenkirchen Dr. WIGGER's Kurheim (Sanatorium).

Modernste, komfortabelste Kuranstalt für Leidende aller Art. 3 Ärzte. Prospekte.

Sülzhayn a. Südharz. ⊠ Sanatorium Erholung

Privatheilanstalt für Leichtlungenkranke. Winter u. Sommer **gleichmässig gut besucht.** Zimmer nur Sonnenseite inkl. **ärztl. Behandlung, Kur** und Verpflegung M. 5.50 bis M. 7.50.
:: **Prospekte frei durch die Verwaltung.** ::

Wehrawald bei Todtmoos, südl. bad. Schwarzwald.

Höchstgelegenes **Sanatorium** Deutschlands für **Lungenkranke** (861 m). Mustergültige Einrichtungen. Das ganze Jahr geöffnet. Besonders geeignet für **Leichtlungenkranke.**
Dirig. Arzt: **Dr. F. Lips.**

Wiesbaden ⊠ Sanatorium Dr. Dornblüth.

Vornehmer Neubau, an meilenweitem Walde gelegen. 15 Minuten vom Kochbrunnen. Nerven- und innere Kranke. 20 Patienten. Persönliche Behandlung. Sanitätsrat **Dr. Otto Dornblüth.**

Wiesbaden Sanatorium Nerotal.

Prof. Dr. H. Vogt. **Dr. F. I. Hindelang.**

Nervenkrankheiten, innere Krankheiten, Stoffwechselstörungen, Erholungskuren. Freie, ruhige Lage, grosser Park, modernste Kurmittel, erstklassiger Komfort, Lift. Thermalbäder im Hause. Das ganze Jahr geöffnet. Prospekt auf Wunsch.

Zihlschlacht Eisenbahnstation: Amriswil (Kanton Thurgau) Schweiz

Privat-Heilanstalt „Friedheim", in ruhiger, naturschöner Lage mit grossen Parkanlagen. Zur Aufnahme von

Alkohol-, Nerven- u. Gemütskranken,

Morphinisten inbegriffen. Sorgfältige Pflege und Beaufsichtigung. Gegr. 1891. Besitzer u. Leiter: **Dr. Krayenbühl.**

Diese 2 Felder — je Mk. 17.50 monatlich netto — sind noch an gute Heilanstalten zu vergeben.

Anfragen und Aufträge frdl. erbeten an

Velhagen & Klasing,
LEIPZIG, Hospitalstrasse 27.

Digitized by Google

Empfohlene Hotels

Ajaccio (Corsica) **Hôtel Suisse.**
Bester Winteraufenthalt.

Komfortables, viel empfohlenes Haus in herrlichster Lage an dem prächtigen, durch Berge geschützten Golfe von Ajaccio. Klima bedeutend wärmer als an den Riviera-Kurorten. Beste Verpflegung und Bedienung sichert der neue Besitzer **Ch. A. Schwyter.** Im Sommer: **Schloss-Hotel, Wilderswil-Interlaken.**

Andermatt Einzig vieljährig erwiesener **Schnee-sicherster Wintersportplatz.**
am Gotthard.
Nähere Auskunft und Prospekte sofort durch
DANIOTH's GRAND-HOTEL.
Appart. mit Priv.-Bad. W. C. Toil. Fliess. Wass.-Zimm.-Einr.

Arosa * Eden-Hotel.
Familienhotel I. Ranges.
Illustr. Prospekt bereitwilligst franko durch den Besitzer **H. Mettier.**

Berchtesgaden **Pension Geiger, Bischofswiesen.**
Bevorzugte, herrliche freie Lage, reizender Aufenthalt für das ganze Jahr, besonders auch für den Winter geeignet. Besitzer **F. Geiger.**

Berlin Hotel Prinz Albrecht.
Vornehmes Familien-Hotel in ruhiger, bevorzugter Lage zwischen Anhalter u. Potsdamer Bahnhof. Moderner Komfort. Zimmer von M. 3.— an. Bei längerem Aufenthalt Pensionspreise. Hoflief. **A. Huster.**

Engelberg **bei Luzern.** 1050 m ü. M. **Parkhotel Sonnenberg.**
Sommersaison Mai-September, Wintersports Dezember-März. Dominierende Lage mit herrlichem eigenen Walde. Vom deutschen Offizierverein empfohlen. Alle Wintersports. Bälle. Tagtägliches Programm für Vergnügungen in und ausser dem Hause. Prospekte bereitwilligst durch den Besitzer. **H. Haefelin.**

Gardone Riviera * Gardasee, Italien.
GRAND HOTEL.
Idealer Herbst-, Winter- und Frühjahrs-Aufenthalt.
Saison 15. September bis Ende Mai.

Lugano **Der schönste Kurort der Südschweiz.**
Grösstes Exkursionsgebiet. Mildes Klima. Kursaal. Golf. Tennis. **80 Hotels und Pensionen mit 4500 Betten.** — Südl. Flora. — Herrlichster Aufenthaltsort fürs ganze Jahr. — Verlangen Sie den Illustrierten Reiseführer No. 11 vom **Off. Verkehrsbureau Lugano** oder vom **Internat. Verkehrsbureau Berlin W., Unter d. Linden 14.**

Lugano Mildester Kurort der Schweiz.
Gd. Hôtel du Parc.
Altbekanntes Haus I. Ranges. **Vornehmstes Hotel am Platze.** Moderner Komfort. Zimmer mit Bad. Grosser Privatpark mit Wandelhalle. **Das ganze Jahr offen.**

Mentone **Hôtel de Venise und Continental.**
Vornehmsten Ranges.
Vergrössert und ganz erneuert im Sommer 1913. Wunderschöner Park. Ideale Lage. **Somazzi,** Besitzer.

Neapel **Grand Eden-Hôtel.**
Herrliche Lage in grossem Palmengarten. Einzig in Neapel. Besitzer und Leiter Deutscher. Erstklassig bei bescheidenen Preisen. **Carl Schwarz,** Bes.

Villach Fremdenzentrum Kärntens. Mittelpunkt der Kärntner Seen und Badeorte. **Park-Hotel**
(Tauernbahn). Beste Zwischenstation auf der Reise:
München-Triest-Abbazia
Wien-Tirol ▫ Wien-Italien.

Wiesbaden **Nassauerhof.**
Hotel — Badhaus.
— Vornehmstes Haus. —
Schönste Lage der Stadt, gegenüber dem neuerbauten Kurhaus u. Königl. Theater. Badhaus mit direkter Thermalquelle.
Anschliessend:
Hotel Cecilie. Neuestes und ruhigstes Familienhotel.
Hotel Oranien. Vornehmes Hotel im Villenviertel.

Zürich * Elite-Hotel. *
Gross-Restaurant und Café. Eröffnet Juni 1913. 5 Minuten vom Hauptbahnhof. Ruhigste, zentrale Lage. 140 Betten. **Modernster Komfort.** Zimmer von Fr. 3.50 an; mit Badezimmer und Ferntelephon von Fr. 7.— an. Elektromobil am Bahnhof. Telegramm-Adresse: Elitehotel Zürich.

Finkenmühle.
Thüringer Wald-Sanatorium
bei Schwarzburg i. Thür. Wald.
Näheres durch Prosp. 2 Ärzte.

Nerven- 3 Spezialärzte.

Sanatorium Liebenstein
bei Eisenach in Thüringen
San.-Rat Dr. Fülles, Dr. Meyer, Dr. Kroschinski.
Blutarmut, Magen-, Darmleiden

Herzleiden Prospekte kostenlos.

Digitized by Google

Schweiz **WINTER** Schweiz

IN

GRAUBÜNDEN

GRAUBÜNDEN ist das **bedeutendste** und **abwechslungsreichste Wintersportgebiet** der **Schweiz** und vereinigt als solches die Vorzüge eines *sonnigen Winterklimas, günstiger Schneeverhältnisse und erstklassiger Sporteinrichtungen.* Die **WINTER-SAISON** dauert von Anfang Dezember bis Ende März. Zahlreiche **SPORTFESTE**, als Wettschlitteln, Skirennen und Springkonkurrenzen, internationale Eiswettlaufen, Pferderennen auf dem Eise etc. **WINTERKUREN.**

Rhätische Bahn. Direkte Billette und Gepäckabfertigung. Ermässigte Sonntagsbillette, Rundfahrtbillette, Abonnements für Familien zu beliebigen Fahrten. Taxbegünstigungen für Schlitten, Skier u. Bobsleighs. Besond. Züge für Sportzwecke. — Elektrische **Berninabahn** St. Moritz - Pontresina - Berninapass - Tirano.

Auskunft und Broschüre **„Winter in Graubünden"** kostenlos durch das **OFFIZIELLE VERKEHRSBUREAU für GRAUBÜNDEN in CHUR.**

AROSA

Klimatischer Höhen-Kurort und Wintersportplatz I. Ranges. ◇ 1800 m ü. M.
Prachtvolles Skigelände. Eisbahn. 2 Seen. 50 Hotels, Sanatorien und Pensionen etc.
Auskunft durch d. Offizielle Verkehrsbureau Arosa.

DAVOS

SPORTPLATZ I. RANGES :: ::
Man verlange Prospekt beim VERKEHRSVEREIN DAVOS.

ST. MORITZ

:: **Berühmtester** ::
:: **Winter-Sportplatz**
Dorf, Bad und Campfér.
Prospekte durch den Kurverein.

PONTRESINA

Broschüren und Auskunft gratis durch das Verkehrsbureau.

Kur- und Sportplatz I. Ranges (Winter u. Sommer)

KLOSTERS ◇◇◇

Kur- u. Sportplatz I. Ranges (Winter u. Sommer). 1200 m ü. M. Endpunkt der berühmt. Bobbahn Wolfgang-Klosters. Prächtige Skifelder u. Eisbahnen. Ausgangspunkt herrl. Gebirgstouren. Hotels: Montana, Silvretta, Vereina, Weiss Kreuz, Belvedere. — Verkehrsbureau.

MALOJA ◇◇◇◇◇◇

PALACE HOTEL 400 Zimmer und Salons, 60 Privatbäder. Modernster Komfort. Eislaufplätze. Rodel- und Bobsleighbahnen. Denkbar günstigstes Skiterrain. Direktion: **H. Schlagenhauff.**

BERGÜN

Hotel Kurhaus I. Ranges. Zentralheiz. Mäss. Preise. Beste Überg.-Stat. z. Engadin. Nähe v. St. Moritz u. Davos. Ski- u. Eissport. Berühmte Bob- u. Schlittelb. Preda-Bergün.

SILVAPLANA

½ Stunde von ST. MORITZ. Schönste, sonnigste Lage. Bequeme Wintersportgelegenh. Prosp. durch d. Kurverein.

FLIMS-WALDHAUS DORF-FIDAZ FLIMS

Herrlicher Winteraufenthalt. Skisport etc.
:: Auskunft durch den Winterkurverein. ::

ZUOZ-CASTELL

Erstklass. Kur- und Sportplatz. 1810 m. Sonn. Lage, grossart. Aussicht. Ideales Skiterrain, Rodel- u. Eisbahnen i. nächst. Nähe.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vergnügungs- u. Erholungs-Reisen zur See

nach Spanien, Algier, Italien, Sizilien, Ägypten und Ceylon, nach Vorder- und Hinterindien, Japan, China und Australien

Reise-Schecks **Weltreisen** Welt-Kreditbriefe

Nähere Auskunft, Fahrkarten und Drucksachen durch

Norddeutscher Lloyd Bremen und seine Vertretungen

ARCO SÜD-TIROL WÄRMSTER KLIMATISCHER **WINTERKURORT** der Oesterr. Ungar. Monarchie.

PROSPEKTE, HOTEL- u. PENSIONSVERZEICHNISSE durch d. KURVERWALTUNG

SANATORIUM HOHENWALDAU

Das ganze Jahr geöffnet. bei Stuttgart. 78 Betten. 2 Ärzte.

Physikal.-diät. Heilverfahren: Moderner Komfort. Prospekt gratis.

Besitzer: DR. KATZ, Oberstabsarzt a. D.

Reisebegleitung.

Ein gebildetes Fräulein wünscht eine Dame auf Reisen nach Süden zu begleiten. Gefl. Angeb. unt. F. E. B. 250 an Rudolf Mosse, Frankfurt a. M.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Velhagen & Klasings **Almanach auf das Jahr 1914**

Herausgegeben von der Redakt. von Velhagen & Klasings Monatsheften.

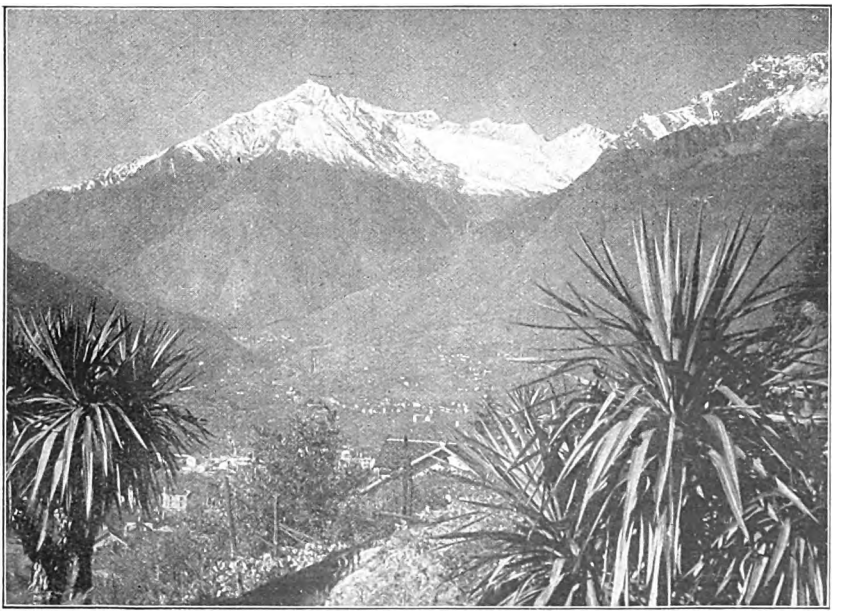
In künstlerischem Leinenband gebunden Preis 4 Mk. Luxus- u. Geschenkausgabe in feinem weichen Glanzlederband 8 Mk.

Durch alle Buchhandlungen.

MERAN

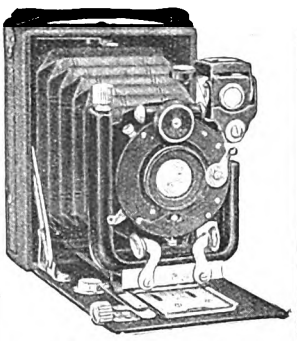
Klimatischer Kurort in Südtirol

Saison: September—Juni. 36091 Kurgäste. **Trauben-, Terrain-, Freiluftliegekuren, Mineralwassertrinkkuren.**



Städtische Kur- und Badeanstalt, Zandersaal, Kaltwasseranstalt, kohlensaure und alle medikamentösen Bäder, pneumatische Kammer, Inhalationen. Radium-Emanatorium. Theater, Sportplatz, Konzerte, Forellenfischerei, Sanatorien, Hotels, Pensionen, Fremdenvillen. — Prospekte gratis durch die **Kurvorstehung.**

Digitized by Google



Der beste Reisebegleiter

ist eine **Contessa-Camera**, mit der man die schönsten Erinnerungen im Bilde festhalten kann. Katalog kostenlos.

Contessa-Camera-Werke,
STUTTGART 28.

SÜLZHAYN
SÜDHARZ
Klimatischer Kurort für
Leicht-Lungenkranke
10 Sanatorien
den verschiedensten Ansprüchen Rechnung tragend
Sommer u. Winter
gleichmäßig gut besucht!
Prospekt durch das Verkehrsbüro.

Dr. Teuscher's Sanatorium
Oberloschwitz-Weisser Hirsch
f. Nerven-, Herz-, Stoffwechsel-, Magen-, Darmkranke u. Erhol.-Bedürft. b. Dresden.
Wasserbehandlung, Massage, kohlens., aromat., elektr. Bäder, elektr. Behandlung. **Eingehende Diät bei Mastkuren, Entfettung, Diabetes, harnsaurer Diathese, chron. Magen- u. Darmstörungen, Arteriosklerose, Anämie usw. Streng individ. Pflege.** Klin. Unters. u. Behandlg. 3 Aerzte. **Kleine Patientenzahl.**

Waldpark-Sanatorium Dresden-Blasewitz
Komfort. Kuranstalt für **Magen-, Darm-, Herz-, Blut-, Ader-, Zucker-, Fettleib-, Gicht-, Rheum.-, Nerven-Erkr.** 2 Spezialärzte. Nicht üb. 30 Kurgäste. Das g. Jahr besucht. Letzt. Jahr 16 versch. Nation. Physiol. Laboratorium. Speziellste Diätetik. **Alle** phys. Kurmittel. Alle Arten Bäd., Mass., Gymn., Elektro-, Lichtther. **Thermopen. Radiumkuren (Emanat., Trink-, Badek.). Entfettungskuren auf elektr. Wege (ohne** str. Diät). Künstl. Höhensonne. Röntgeninstitut. Prospekte.
Besitzer: **Dr. Fischer,** Spezialarzt für innere Krankheiten, früher Assistent des Herrn Geh. Rat Prof. Dr. Curschmann und Geh. Rat Prof. v. Strümpell.

In den Apotheken:

Bewährt als vorzügl. linderndes Mittel bei catarrhal. Affektionen u. chron. Brustleiden

ENGELHARD'S
Isländisch Moos-Pasta
gegen
HUSTEN u. HEISERKEIT

80 Pfennige.

Thüringer Waldsanatorium
Schwarzeck
Bad Blankenburg-Thüringerwald
Für Nerven-, Magen-, Darm-, Stoffwechsel-, Herz-, Frauenkrankheit., Aderverkalkung, Abhärtung, Erholung, Mast- u. Entfettungskuren usw. Leitende Ärzte:
San.-Rat Dr. Wiedeburg, Dr. Goetz, Dr. Wichura.
Prospekt kostenlos

Poetko's alkoholfreien Apfelsaft naturrein, aus edlem frischen Obst, unbegrenzt haltbar, **ideales Gesundheitsgetränk für Kinder, Nervöse, Genesende,** versendet pro Flasche 50 Pfg., Auslese 60 Pfg., exkl. Glas u. Kiste, von 30 Flasch. aufwärts geg. Kasse
Ferd. Poetko, Guben 22.
Grösste Apfelsaftkelterei Deutschlands.

Esplanade Locarno.
Kurhotel allerersten Ranges.
In unvergleichlicher, staubfreier Lage inmitten eines grossen Naturparkes. 70 Zimmer gegen Süden. Fliessendes kaltes u. warmes Wasser in allen Zimmern. Privat-Appartements mit Bad u. Toilette. Sämtliche Zimmer mit Balkon oder Loggia. — Bar u. Billard. — Lawn Tennis.
Eröffnet Februar 1913.
Konsultierender Arzt: **Dr. med. L. Bacilieri.** **Thomas Plattner,** Direktor.

Schlagen Sie doch die Türen nicht so zu!!

Dieser Übelstand wird abgestellt durch
Türpuffer „Haltan"!
Tausende im Gebrauch. Prosp. gr. u. fr.
C. Hülsmann, Freiburg i. Baden P. 10.

Sarnen a. See (Schweiz).
Herbst und Winter bietet **Pension Friedenfels** behaglich ruhigen Aufenthalt. Zentralheizung. Vorzügl. vegetar. Verpflegung.
Prospekt gratis. **Frau Martha Rammelmeyer-Schönlin.**

Im Selbstverlage von **O. Rammelmeyer** sind erschienen und per Postnachnahme zu beziehen: **Die Wahrheit über das Fasten,** Frs. —,60. **Wie werde ich gesund?** Frs. 1,—. **Das Phänomen des fieberlosen Verlaufs von Krankheiten in der Fastenkur,** Frs. —,70.
Von Frau **Martha Rammelmeyer** sind erschienen:
Vegetarische Küche, Frs. 2,—. **Harmonische Erziehung,** Frs. —,35.

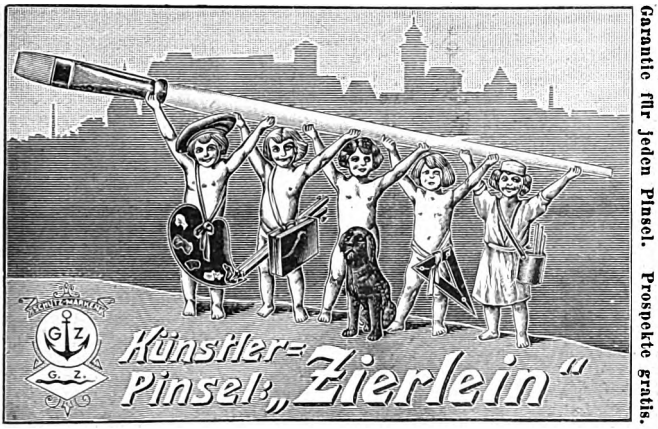
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Als der vorzüglichste Pinsel am Markte für Kunstmaler wurde von den hervorragendsten Autoritäten auf dem Gebiete der Kunst begutachtet unser

Elastisch wie Borstpinsel. Zart wie Haarpinsel.



Garantie für jeden Pinsel. Prospekte gratis.

Zu haben in den Malutensilien-Handlungen.

GEBR. ZIERLEIN, G. m. b. H., Pinselfabrik, **NÜRNBERG.**

Spezialität: Haar- und Borstpinsel für Künstlerzwecke.

Stets auf der Höhe sind

Herz-Stiefel

mit dem Herz auf der Sohle

NEU

Special Stiefel zu 16.50 für Herren u. Damen

Erkenntlich an diesem Zeichen HERZ SPECIAL auf der Sohle

Geschnitzte Truhen und Schränke aus Nürnberg!

Einzelmöbel und Zimmereinrichtungen — nach Originalen, die sich in Museen befinden, sowie nach eigenen und gegebenen Entwürfen — Lüsterweibchen, Rüstungen und Waffen, Zinn- und Kupfersachen, Kunstgläser usw.

Erstklassige Ausführung. — Solide Preise. — Unverbindliche Offerte mit Abbildungen bereitwilligst.

Nürnberger Vertriebsgesellschaft „Merkur" m. b. H. Nürnberg 28.

Künstlerisch gerahmte

Bilder

nach Gemälden unserer **ersten Meister.**

Hochkünstlerische Kupfergravüren, einfarbig u. handkoloriert, als **Zimmerschmuck** von bleibendem Wert, gegen **bequeme monatl. Teilzahlungen.**

Reich illustrierte Preisliste kostenlos.

Karl Block,

Kunstversand Breslau Ia, Bohrauerstr. No. 5.

Plastische Kunstwerkstätten Alb. Lauermann G. m. b. H., Detmold, Hamburg, Berlin-Steglitz

Künstler. Leitung: Prof. **Alb. Lauermann.**

Kunstkalkstein Pietranova: Kamine, Zierbrunnen, Gartenskulpturen, Grabdenkmäler, Vasen in wetterfester Ausführung.

Durchbrochene Stuckdekorationen aus fast unzerbrechlicher Masse, speziell für Export; plastischer Zimmerschmuck.

Bilder- und Photographierahmen, weiss und vergoldet. Auswahl 8000 Modelle. Export nach allen Weltteilen.

HOHM UND HEICKE

ABTEILUNG GARTENKUNST. LEITUNG: GARTENDIREKTOR HEICKE

FRANKFURT A.M. SCHILLERSTRASSE 30.

ENTWURF UND AUSFÜHRUNG VON

GARTENANLAGEN

EIGENE BAUMSCHULEN HOHE AUSZEICHNUNGEN

Digitized by Google

Zarte reine Haut

durch

CRÈME PERI

sofort trocknend und unsichtbar.

Tube 75 Pfg.

Überall erhältlich.

Probetuben gegen Einsendung v. 25 Pfg. frei.

Dr M. Albersheim

FRANKFURT A. M. 6

Fabrikanten des Sauerstoff-Zahnpulvers ✕ARABIT✕

Echte Briefmarken Europa-Katalog = 1 = Mark

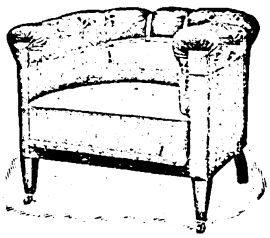
40 altdeutsche **2.75**, 100 Übersee **1.50**
40 deutsche Kol. **3.—**, 200 engl. Kol. **4.50**.

Zeitung und Liste gratis. **Albert Friedemann**

Briefmarkenhandlung. **LEIPZIG 51.**

Klub-Möbel

ohne Zwischenhandel — zu Fabrikpreisen



mit garantiert echtem Antik-Rindlederbezuge,

in gediegener Ausführung

Ledermöbel-Fabrik

C. J. Angerer, Wülfrath, Rhl.

Musterbuch O u. Lederproben kostenlos.

WELT-DETEKTIV

Auskunftei PREISS-Berlin 20, Behrenstr. 49, Eckhaus Friedrichstr., Nähe Linden.

Beobachtungen, Ermittelungen in allen Vertrauenssachen.

Heirats-Auskünfte üb. Vorleb., Lebensweise, Ruf, Charakt., Vermögen, Einkomm., Gesundheit etc. von Personen an allen Plätzen d. Erde.

Vertrauliche Geschäfts-Kredit-Auskünfte einzeln und im Abonnement. Grösste Inanspruchnahme! ✶ Tel. Ztr. 3571.

Beste Bedienung bei solidem Honorar.

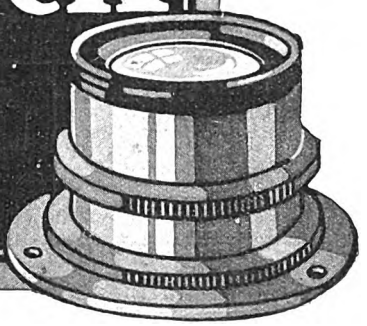
L·A·RIEDINGER
A·G·AUGSBURG·

Leuchtkörper in allen Stilarten

Kunstgewerbliche Metallarbeiten. —— Preislisten kostenfrei.

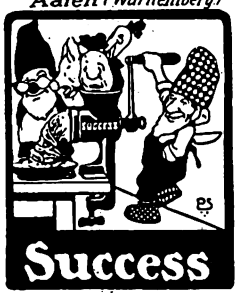
Digitized by Google

RODENSTOCK
PHOTO-OPTIK
ERSTKLASSIG UND PREISWERT
Katalog P. 32 gratis
G. RODENSTOCK München Isartalstr.



BRÜHL
HAND-
ARBEITEN
Berlin W.
Leipzigerstr.
12
Katalog
kostenfrei

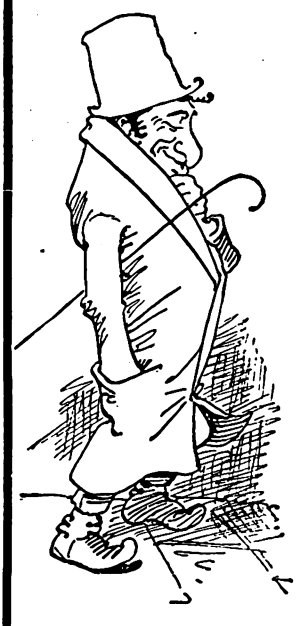
HIER MEINE DAMEN
die vollkommenste
FLEISCH- u. GEMÜSE-HACK MASCHINE „SUCCESS"
Prospekte versenden mit Angabe der Verkaufsstellen die alleinigen Fabrikanten
Aalwerke
Heinrich Rieger & Söhne
Aalen (Württemberg)



Man verlange überall „Success".

Für alle, welche **Sinn für echten Humor** haben, ist das

Wilhelm Busch-Album
Humoristischer Hausschatz



enthaltend 13 der besten Schriften des Humoristen mit 1500 Bildern, die Selbstbiographie „Von mir über mich" und das Gedicht „Der Nöckergreis" sowie das Porträt Wilhelm Busch's nach Franz von Lenbach, das

passendste Fest-Geschenk.

Preis in Dürerleinwand mit Kopfgoldschnitt ℳ 20.—, Liebhaberausgabe in vornehm. Ganzpergamentbd. ℳ 30.—.

Der Inhalt des **Busch-Albums** kann auch in einzelnen Bändchen gebunden bezogen werden:

Die fromme Helene	ℳ 1.80
Abenteuer eines Junggesellen	„ 1.80
Fipps, der Affe	„ 1.80
Herr und Frau Knopp	„ 1.25
Julchen	„ 1.25
Die Haarbeutel	„ 1.25
Bilder zur Jobsiade	„ 1.25
Der Geburtstag (Partikularisten)	„ 1.25
Dideldum!	„ 1.25
Plisch und Plum	„ 1.25
Balduin Bählamm	„ 1.25
Maler Klecksel	„ 1.25
Pater Filucius mit Porträt und Selbstbiographie sowie das Gedicht „Der Nöckergreis	„ 1.25

Nicht im **Busch-Album** enthalten sind die letzten Schriften des Verfassers:

Zur guten Letzt	ℳ 3.—	Eduards Traum	ℳ 2.—
Kritik des Herzens	„ 2.—	Der Schmetterling	„ 2.—

und die **Kinderbücher:**

Sechs Geschichten für Neffen und Nichten. Koloriert, karton. ℳ 3.50.

Bilderpossen. Kartoniert, schwarz ℳ 2.—, koloriert ℳ 3.—.

Der Fuchs. Die Drachen. Zwei lustige Sachen. Kartoniert, schwarz ℳ 2.—, koloriert ℳ 2.50.

Verlag von Fr. Bassermann in München.

Digitized by Google

Wer einen schönen Gegenstand braucht

oder verschenken will, findet geschmackvolle u. große Auswahl

Dokumenten-Ordner
mit neuem **Sicherheits-Geheimschloß**, D. R. Patent. Ohne Schlüssel. **Nur vom Inhaber zu öffnen.** Aus dauerhaftem Leder
M 12.–

„Elektra",
neuester Handspiegel, durch einen Druck sofort elektrisch beleuchtet, ff. vernickelt,
M 12.–

Uhrarmbänder,
neue aparte Formen mit guten Werken in Silber, Gold und Leder, M 6.–, 10.–, 12.–, 15.–, 20.– bis 150.–

Kavalierkette,
neue feine Gliederform,
aus echtem Gold M 20.–
ff. vergoldet M. 4.50

Lese-Vergrößerungsglas
mit Brieföffner.
Elfenbein-Imitation und ff. vernickelte Fassung. Neue handliche Form. Damengr. M 3.50, Herrengr. M 4.50

Zusammenlegbare Bridgetische
aus feinem gebeiztem Holz, Platte mit grünem Tuch bezogen, **praktische Systeme**, schnell und ohne Mühe zusammenlegbar, M 15.–, 20.–, 22.50, 25.–, 27.50

Illustrierte Preislisten
Nr. 70 über Lederwaren | Nr. 71 über Luxuswaren
Zusendung kostenlos

Tip-Top-Portemonnaie,
ganz flache, elegante Form, mit Banknotentasche und Goldverschluß, ff. Saffianleder,
M 6.–

Albert Rosenhain Berlin SW., Leipzigerstraße 73/74

WERKSTÄTTEN FÜR ANGEWANDTE KUNST G. m. b. H.

Leitung: Felix Krüger Regierungsbaumstr. a. D. **CÖLN** Ständige Ausstellung: Minoritenstr. 7-9

EINRICHTUNG UND BAU VORNEHMER WOHNUNGEN * BRAUTAUSSTATTUNGEN

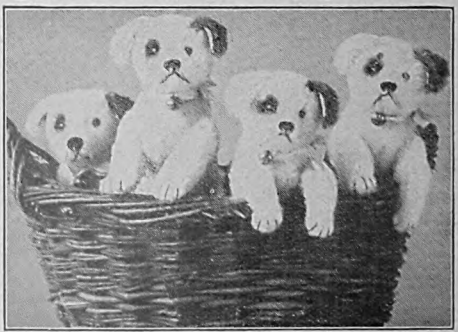
Muck

Familien-Wappen.
Fast jeder Name vorhanden. Historische Auskunft (franko ℳ 1.— in Briefmarken).
F. W. Becker, Dresden-Neustadt, Erlenstr. 8.

Physikalisch-Elektrische Apparate.

Influenz-Maschinen
mit Nebenapparaten.
Experimentier-Kasten
über Physik, Elektrotechnik, Optik, Chemie.
Elektrisier-Apparate, Funken-Induktoren, Geissler-Röhren. Telegraphie ohne Draht, Röntgen- u. Tesla-Versuche. Dynamos, Elektromotoren, Kleinbeleuchtungen, Messinstrumente, Läutewerke, Telephonapparate.
Ferdinand Gross, Kgl. Hoflief.
Stuttgart, Olgastr. Nr. 50.
Auszug-Liste S gratis.

STEIFF KNOPF IM OHR



Schutzmarke der weltberühmten Stoff-Tiere, Karikatur- u. Charakter-Puppen. In allen Spielwarenhandlungen zu haben. Kein direkter Versand an Private. Katalog No. 16 gratis. Margarete Steiff, G. m. b. H., Spielwarenfabrik, Giengen-Brenz, Württ., Erfinder u. Fabrikanten des „Teddy-Bären". Grand Prix St. Louis 1904 u. Brüssel 1910. Foxterrier No. 5317 Mark 3.—. Detailpreis in Deutschland.

Digitized by Google

Digitized by Google

STRASSBURGER

PASTETE

Verlangen Sie die neueste **illustrierte Preisliste** der

Gänseleberpasteten-Fabrik

Albert Henry, M. Schott Nachfolger,

Königlicher Hoflieferant,

Strassburg i. E. 16.

Gänseleber-Pasteten sowie Wildpret-Pasteten. Gänseleber- u. Wildpret-Pain. **Parfait** u. **Suprême** von Gänseleber. Gänseleberwurst u. Galantine.

WELTAUSSTELLUNG BRÜSSEL 1910
· „HORS-CONCOURS“ ·
MITGLIED DER INTERNATION. JURY.

WELTAUSSTELLUNG TURIN 1911
· „GRAND-PRIX“ ·
WELTAUSSTELLUNG TURIN 1911

Möbel

Wir liefern direkt an Private franko durch ganz Deutschland: Wohnungs-Einrichtungen und Einzel-Möbel außergewöhnlich billig. Verlangen Sie unsere Kataloge (2000 lieferfertige Möbel etc.) gratis.

Höffner's Möbel-Engroshaus
Berlin N 221, Veteranenstr. 11, 12, 13.

Lauten, Guitarren, Mandolinen
u. alle anderen Musikinstrumente
Edmund Paulus
Markneukirchen No. 153.
Katalog No. 153 gratis.

Kgr. Sachsen.
Technikum Mittweida.
Direktor: Professor A. Holzt.
Höhere technische Lehranstalt für Elektro- u. Maschinentechnik.
Sonderabteilungen f. Ingenieure, Techniker u. Werkmeister.
Elektr. u. Masch.-Laboratorien. Lehrfabrik-Werkstätten.
Höchste bisherige Jahresfrequenz: 3610 Besucher. Programm etc. kostenlos v. Sekretariat.

Photo-Apparate

neuesten Typs mit prima Optik. Sämtliche Bedarfsartikel für Negativ- und Positivprozess.

Versand über die ganze Welt.

Illustriertes Preisbuch H umsonst auf Verlangen.

Bellmann & Heinelt,
Photo-Grosshandlg., **Leipzig.**

Crème Simon

verleiht jugendfrischen Teint, zarte, weisse Haut!

Dr. Ernst Sandow's Salze

Künstliche Brunnensalze und medizinische Brausesalze.
Man achte auf meine Firma! Nachahmungen meiner Salze sind oft minderwertig u. dabei nicht billiger.

Digitized by Google

NACH ALLEN ORTEN
LIEFERN WIR AN PRIVATE u. BEAMTE

Herren u. Damen-Confektion · Wäsche · Gardinen · Teppiche · Schuhe · Gold u. Silberwaren · Kunstgewerbe · Lederwaren · Uhren · Kleinmöbel · Artikel für Reise u. Sport etc.

OHNE ANZAHLUNG BEQUEMSTE ZAHLWEISE

Verlangen Sie heute noch unsere illustr. Cataloge, welche wir Ihnen gratis u. franco sofort zusenden.

Anton Christ. Diessl Akt. Ges. Versandhaus München E4

Der Likör der
„Pères Chartreux“

ist aus allen Prozessen in Deutschland siegreich hervorgegangen und wird nun mit nebenstehender Doppeletikette versehen zum Verkauf gebracht. Letztere dient dazu, die Identität der Produkte durch die Identität der Fabrikanten zu garantieren. In der Tat wurde nichts anderes geändert, als der Ort der Herstellung und ist daher von nun an nebenstehende Flasche zu verlangen um den echten

Chartreuse-Likör

zu erhalten, der in Tarragona von den Pères Chartreux nach ihrem berühmten, ihnen allein bekannten Rezept, und mit genau denselben Pflanzen wie ehemals, hergestellt wird. —

Digitized by Google

Digitized by Google

Geschenkwerke :: :: :: aus dem Verlag von :: :: :: F. BRUCKMANN A.-G., MÜNCHEN

DIE MODE

Menschen und Moden im 17., 18. und 19. Jahrhundert
nach Bildern und Kupfern der Zeit

Ausgewählt von Oskar Fischel u. Max v. Boehn, mit Text von Max v. Boehn

5 Oktavbände mit 1100 zum grossen Teil farbigen Tafeln u. Abbildungen

Die entzückend ausgestatteten und verschwenderisch mit farbigen Abbildungen geschmückten Bändchen enthalten eine allerliebste Kultur-, Kostüm- und Kunstgeschichte vergangener Jahrhunderte, nicht wissenschaftlich erschöpfend, aber wertvoll, anmutig und lebendig. Der temperamentvolle amüsante Text und die feingewählten Illustrationen geben ein lebenswarmes Bild jener Zeiten, ihrer Menschen und ihrer Moden.

Jeder Band ist für sich abgeschlossen und einzeln käuflich.

Nachstehend die Preise:

Das ganze Werk in fünf Bänden: In Pappbänden M. 36.20.
In feinen blauen Halblederbänden mit eleganter Kassette M. 44.50.

Einzeln kosten die Bände:

Siebzehntes Jahrhundert: In Pappband M. 8.—; in Halbfranzband M. 9.—. (Soeben erschienen.)
Achtzehntes Jahrhundert: In Leinen- oder Pappband M. 9.50; in Halbfranzband M. 10.50.
Neunzehntes Jahrhundert: 1. Band: 1790—1817, in blauem Pappband M. 6.70.
„ „ 2. „ 1818—1842, „ „ „ M. 6.—.
„ „ 3. „ 1843—1878, „ „ „ M. 6.—.
„ „ 1.—3. Band, in feinen Halblederbänden mit Kassette M. 25.—.

Ausführlicher illustrierter Prospekt kostenlos. *In den meisten Buchhandlungen vorrätig.*

GIOVANNI SEGANTINI

Sein Leben und seine Werke

Mit einer Einführung von Gottardo Segantini und einer Auswahl der Werke des Meisters in Photogravüre, Farbendruck, Lichtdruck u. Mattdruck.

In vornehmem Künstlereinband M. 40.—.
Vorzugsausgabe, 40 numerierte Exemplare in Leder M. 75.—.

Seit Böcklin haben keines Meisters Werke in den Herzen einer gleich grossen künstlerischen Gemeinde solchen Widerhall geweckt, wie die Segantinis; höchste poetische Kraft, ein Stimmungsgehalt ohnegleichen, vorgetragen in künstlerischer Sprache von leuchtender Schönheit sind es, die jeden, der Herz und Sinn für wahre Kunst offen hat, in den Bann dieses künstlerischen Werkes zwingen.

Vornehmes, künstlerisches Festgeschenk.

Illustrierter Prospekt kostenlos.

MEDICI-DRUCKE

Farbige Reproduktionen von Gemälden alter Meister

Die Meisterwerke der Grössten in der Geschichte der Malerei begegnen uns auf diesen vornehmen Blättern wieder und entfalten den Farbenzauber des Originals in einer bislang nicht bekannten Unmittelbarkeit und Präzision. Das Urteil, das ich vor ein paar Jahren an dieser Stelle über die Qualität der Medici-Drucke fällte, kann ich nach Durchsicht dieser Ausstellung nur wiederholen. Sie repräsentieren das Beste, was die photomechanische Reproduktion bisher in der farbigen Wiedergabe alter Meister geleistet hat. . . .

Leipziger Neueste Nachrichten.

Illustrierter Katalog

(160 Abbildungen, darunter 4farbig) der in ihrer Farbenpracht unübertroffenen, durchaus originalgetreuen Kunstblätter ist durch jede Kunsthandlung und gegen Einsendung von 50 Pfg. auch vom Verlag zu beziehen.

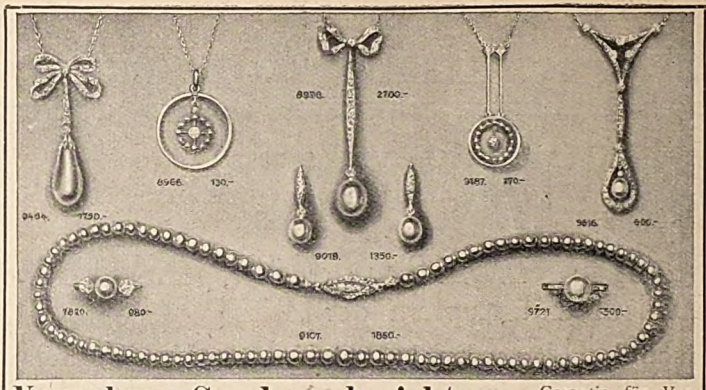
Illustrierter Prospekt kostenlos.

Ein Bücher-Katalog für Kunst- und Literatur-Freunde, herausgegeben von

F. BRUCKMANN A.-G., MÜNCHEN

In allen besseren Buchhandlungen vorrätig. Gegen Einsendung von 50 Pfg. franko.

Digitized by Google



Vornehme Geschmacksrichtung, Garantie für Verwendung gediegen. Materials u. ausserordentliche Preiswürdigkeit infolge Engros-Einkaufs für mein eigenes Haus in Mexiko zeichnen meine **Juwelen** aus.
Katalog mit Original-Abbildungen kostenlos.
E. Sommer, Inh. **Hch. Rupp, Stuttgart-Cannstatt 6.**

Eigene Fabrikation.

Versende **gratis und franko** mein praktisch geordnetes **Preisbuch** über

Spielwaren

Meccano, Flugmaschinen, Lehrmittel usw.

Dasselbe ist **reich illustriert** und mit genauen Grössenangaben versehen.

A. Wahnschaffe, Königl. Bayr. Hoflieferant, **Nürnberg.**

Billige Preise lohnen jeden Bezug. | **Alle Spielwaren** und stets erscheinende Neuheiten von mir erhältlich.

Viele Spezialitäten.

Sökelands Pumpernickel!

Rotes Etikett

mit „Sökeland“

In Päckchen zu 10 Pfg. ✤ In Dosen zu 50 Pfg.
In allen bess. Delikatessenhandlungen zu haben.

E. Sökeland & Söhne, Berlin N.W. 21, Stromstr. 56.

König-Ludwig-Quelle

Fürth-Nürnberg

Staatlich anerkannt.

Kohlensäurehaltige Kochsalzquelle. Zu Trinkkuren gegen Verdauungsstörungen, Leberkrankheiten, Fettsucht, Gicht, Diabetes, Frauenkrankheiten.

Prospekte durch die Verwaltung gratis und franko!

Chr. Tauber

Photo-Haus Wiesbaden V.

Beste und billigste Bezugsquelle für solide Photogr. Apparate in einfacher bis feinster Ausführung u. sämtl. Bedarfsartikel. Illustr. Preisliste Nr. 30 kostenl. **Direkter Versand nach allen Welttellen**

Wir versenden gratis unseren **Katalog** über:

Alte Violinen,

Violen, Violoncelli

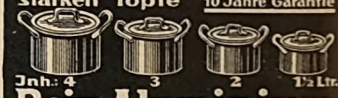
m. Original-Illustrat. berühmt. alt. Meistergeigen. Hervorrag. u. gr. Auswahl v. d. billigst. bis z. d. wertvollst. Exempl. Fachmänn. reelle Bedienung. Auswahlsend. Gar. f. Autorschaft. Verlustlos. Umtausch. Rückkaufsvereinbarung. Tausch. Artist. Reparaturwerkst. Gutacht. u. Taxat. unt. voll. Verantwort. d. Richtigk.

HAMMA & CIE.,
Grösste Handlung alt. Meister-Instrumente
STUTTGART.

Weihnachts-Offerte!

Die Eau de Cologne-Firma Johann Maria Farina zur Madonna in Köln versendet franko:
Postkistchen à $^{0}/_{1}$ Flaschen zu Mk. 7.50,
" $^{12}/_{1}$ " 14.—,
Madonna Eau de Cologne-Seife,
Dtzd. Mk. 8.— in 100 g-Stücken.
Wir verfehlen nicht, auf die beiliegende Offerte aufmerksam zu machen. Die vorzüglichen Eigenschaften dieses Spezialerzeugnisses der Firma sind bekannt. Die echte Madonna Eau de Cologne ist im persönlichen Gebrauch Seiner Majestät des Kaisers.

Diese 4 hochfein polierten starken Töpfe 10 Jahre Garantie



Inh.: 4 3 2 1½ Ltr.

Rein Aluminium

versenden zum Vorzugspreis von **Mk. 8,30** mit Deckel **Mk. 10,70** frank. Nachnahme dir. ab Fabrik

Pötters & Grensenbach
Hamburg 31 Nr. 2.

Anerkennungen aus erst. Kreisen. Verlangen Sie Katalog 20b mit hohem Vorzugsrabatt für Leser dieser Zeitung.

Rasse- und Legegeflügel, Bruteier, Zuchtgeräte, tragb. Ställe, kompl. Geflügelhofeinrichtungen liefert **Geflügelpark i. Auerbach 170** (Hess.) Katalog gratis.

Chemnitzer Möbelstoffe

(für Möbelbezug und Dekorationen) versendet **meterweise in nur soliden Qualitäten**

Richard Zieger, Chemnitz

Grösste Auswahl. — Vielseitige Empfehlungen. — Muster umgehend.

Digitized by Google

Just-Wolfram

Lampe mit unzerbrechlichem Leuchtdraht.

Bei allen Installateuren u. Elektrizitätswerken erhältlich.
Wolfram Lampen Akt.-Ges., Augsburg.

Wem sein Seelenbild als vornehmintime briefl. Char.-Studie interessant ist, der prüfe Prospekt, frei. 20 J. Spezialsache. Nicht Eintagsdeut. zu erwarten. P. Paul Liebe, Augsburg I.

Kieler Knaben-Matrosen-Anzüge
und Mädchen-Kleider
vorschriftsmässig gearbeitet, aus echtem Marine-Molton für jedes Alter, sowie
Marine-Moltons u. Tuche
empfiehlt
Rudolph Karstadt, Kiel 10
Bitte verlangen Sie illustrierte Preisliste :: und Stoffproben gratis und franko. ::

Karlsruher Lebensversicherung
auf Gegenseitigkeit.
Ende 1912 Bestand: 785 Millionen Mark.
Kostenfreie Kriegsversicherung.

Neuigkeiten vom Büchertisch.

Die Redaktion behält sich den Titelabdruck der eingesandten Bücher in diesem Verzeichnis und die Besprechung einzelner Werke vor. Eine Rückgabe von Rezensionsexemplaren kann in keinem Falle erfolgen.

Neue Bücher unserer Mitarbeiter.

Beckmann, Johanna. Die Monate in Bildern. 12 Schattenrißkarten. Otto Schulze, Verlag, Charlottenburg.

v. Boehn, Max. Die Mode. Menschen und Moden im siebzehnten Jahrhundert. F. Bruckmann, A.-G., München.

Castell, Alexander. Capriccio. Novelletten. Albert Langen, München.

von Dornau, C. Der heilige Strom. Roman. Theodor Gerstenberg, Leipzig.

Enking, Ottomar. Ach ja, in Altenhagen ... Roman. Carl Reißner, Dresden.

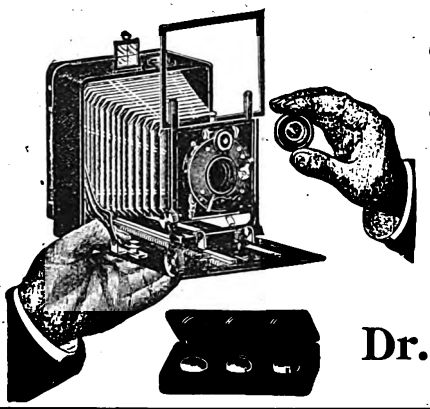
v. Kohlenegg, Viktor. Der Katzentisch. Roman. Ullstein & Co., Berlin.

Lambrecht, Nanny. Die tolle Herzogin. Roman. E. Fleischel & Co., Berlin.

Niese, Charlotte. Erika. Die Geschichte einer einzigen Tochter. Jos. Scholz, Mainz.

Digitized by Google

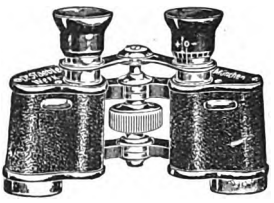
Digitized by Google



Präzisions-Cameras *modernster Konstruktion*
Plast-Anastigmate *jeder Lichtstärke*
Projektions-Apparate *und* **Fernrohre**

Hauptkatalog mit wertvollen Tabellen bei Berufung auf diese Zeitschrift **gratis** und **franko.**

Beilage der **Belichtungstafel** nach Dr. Staeble gegen Einsendung v. 30 Pf.



Optisches Werk
Dr. Staeble & Co.,
MÜNCHEN X.

COGNAC MACHOLL

„DIANA" Züchterei u. Handlung edler **Rassehunde**
Wideburg & Co., ältestes Geschäft der Branche am Platze.
Eisenberg 21 S.-A., Deutschland.
Lieferanten europäischer und aussereuropäischer Höfe und vieler Fürstlichkeiten.
Versand **aller Rassen** tadellos., edler, rassereiner Exemplare, vom kleinst. Salon- u. Schosshund bis zum grösst. Ronnmier-, Schutz- u. Wachhund, sowie sämtlicher **Jagdhund-Rassen.**
Export nach all. Weltteilen zu jed. Jahreszeit unt. Garantie gesund Ankunft. Kulante Bedingungen. Illustr. Prachtalbum inkl. Preisverzeichn. u. Beschreibg. der Rassen Mk. 1.50.
Preisliste kostenlos u. franko.

Christbaum-Ständer
verschiedener Art
mit Musik- u. Drehwerk
Fürs ganze Jahr, Zierde jeder Festtafel, mit Walzenmusik u. auswechselb. Stahlnoten.
Über 120000 Stück verkauft, Prospekte gratis.
J.C. Eckardt, Stuttgart-Cannstatt

Unfrei aus freier Wahl
in Seelen- u. Lebensfragen.
Lösungen durch ***vornehmint.*** *Charakt.-Analys. Briefl. u. Hdschrift. seit 20 J.*
Prospekt frei. *P. Paul Liebe, Augsburg I.*

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

Neue Bücher.

Alberts, Wilhelm. Thomas Mann und sein Beruf. Xenien-Verlag, Leipzig.

Arterner Heimatbuch. Natur- und Kulturgeschichte der Stadt Artern von Urzeiten bis zur Gegenwart, auf Grund der Quellen verfaßt vom Arterner Ewald Engelhardt. Verlag der Arterner Stadtverwaltung, Artern.

Baudissin, Gräfin S. Wolf. Ums Vaterland. Eine Geschichte aus der Zeit der Befreiungskriege. R. Thienemanns Verlag, Stuttgart.

von Baußnern, Waldemar. Alte Volkslieder. Dreistimmig gesetzt. N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung, Marburg.

Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München. 1763—1913. Mit einer geschichtlichen Einleitung. Verlagskatalog. Herausgegeben zur Feier des hundertfünfzigjährigen Bestehens der Firma.

Bleymüller, Hans. Teuer erkauft! Roman. Schriftenvertriebsanstalt G. m. b. H., Berlin.

Blitz-Fahrplan der Kgl. Sächs. Staatsbahnen. Winterausgabe 1913/1914. M. & R. Zocher, Dresden.

Bock, Alfred. Die harte Scholle. Ausgewählte Romane und Novellen. Egon Fleischel & Co., Berlin.

Bonde, Sophus. Fräulein Kapitän. Seeroman. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Böttcher, Maximilian. Vaterland. Schauspiel aus Preußens Nacht und Not. Verlag des Vaterländischen Schriftenverbandes, Berlin.

Brieger, Theodor. Die Reformation. Ein Stück aus Deutschlands Weltgeschichte. Ullstein & Co., Berlin.

Brinkmann, Georg. Der Waldhofbauer. Schauspiel. Friedrich Schneider, Leipzig.

von Bünau, M. Gräfin. Das Familienkreuz. Roman. Hermann Hilger, Verlag, Berlin.

Burger, Fritz. Handbuch der Kunstwissenschaft. Lieferung 9. Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion m. b. H., Berlin-Neubabelsberg.

Bürger, G. A. Des Freiherrn von Münchhausen Reisen und Abenteuer. Für die Jugend bearbeitet von Franz Hoffmann. K. Thienemanns Verlag, Stuttgart.

Caspari, K. H. Der Schulmeister und sein Sohn. Erzählung aus dem dreißigjährigen Kriege. K. Thienemanns Verlag, Stuttgart.

Digitized by Google

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

Cato. Die Schweizer-Abteilung auf der XI. Inter. Kunstausstellung München. Vereinigte Kunstanstalten, A. G., München.

Châtelain, Auguste. Im Lande der Erinnerungen. Autorisierte Übersetzung. Franz Goerlich, Breslau.

Coppius, Marie. Ein Bilderbuch für kleine Zeichner und Zeichenspiele mit Versen im Sinne Fröbels. Otto Maier, Ravensburg.

Dannert, E. Die Welt für sich und die Welt mit Gott. Rich. Mühlmann, Verlagsbuchhandlung, Halle a. S.

Deutsche Kunst-Ausstellungen 1913 2 Hefte. Original und Reproduktion Verlag, Leipzig.

Deutscher Glaube. Worte Schleiermachers an das deutsche Volk. Herausgegeben von Hans Boelter. Verlag für Volkskunst, Richard Keutel, Stuttgart.

Deutsches Liederbuch. 2. Auflage. Verlag der Deutschbundgemeinde, Berlin.

Dorner, D. Dr. August. Die Metaphysik des Christentums. W. Spemann, Stuttgart.

Dürr, Else. Gesund an Leib und Seele. Unserer lieben Jugend und dem Elternhause unter Beihilfe berufener Mitarbeiter und gemeinnütziger Vereine. Dürr'sche Buchhandlung, Leipzig.

von Eheberg, Karl Theodor. Die Reichsfinanzgesetze vom 3. Juli 1913. Nachtrag zur 12. Auflage der Finanzwissenschaft. A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung, Leipzig.

Eichacker, Reinhold. Nach Sonnenuntergang. Gedichte. Hans Sachs-Verlag, München.

Eimer, Manfred. Heldensöhne. Erzählung aus dem Lande der Schwarzen Berge. K. Thienemanns Verlag, Stuttgart.

Engel, A. Thede. Roman. Verlagsabteilung des Sprungbrett, Berlin.

von Felseneck, Marie. Amtmanns Älteste. Erzählung für die Jugend. A. Weichert, Berlin.

— **Pensionsmädel.** Erzählung für reifere Mädchen. Ebenda.

Fischer, Guido. Aus einsamen Stunden. Gedichte. Sphinx-Verlag, Leipzig-Co.

Fontane, Theodor. Vor dem Sturm. Roman aus dem Winter 1812 auf 13. Gekürzte Ausgabe. J. G. Cotta'sche Buchhdlg., Nachflg., Stuttgart.

Frenzel, Kurt. Nachtschatten. Gedichte. Sphinx-Verlag, Leipzig.

Friederich, Rudolf. Der Feldzug 1815. E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

Fulda, Hugo Ludwig. Chemische Experimente für Knaben. Otto Maier, Ravensburg.

Genau, A. Mathematische Überraschungen für Lehrer und Rechenfreunde. J. Stahl, Arnsberg i. W.

Gerbrandt, Marie. In der Strömung. Roman. Verlag des Vereins der Bücherfreunde, Berlin.

Gesundbrunnen 1914. Herausgegeben vom Dürerbunde. Georg D. W. Callwey, München.

Glück, Guido. Das törichte Herz. Novellen. Xenien-Verlag, Leipzig.

Görland, Albert. Die Idee des Schicksals in der Geschichte der Tragödie. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen.

Granichstaedten-Czerva, R. Was jeder Fremde vom österreichischen Recht wissen muß. Verlag der „Tyrolia", Bozen.

Grape, J. Urmensch. Paradies. Ebenbild Gottes. Rich. Mühlmann, Verlagsbuchhdlg., Halle a. S.

Ein enthülltes Toilette-Geheimnis.

Ein Interview.

Eine berühmte Pariser Spezialistin der Schönheitspflege, die sich vor kurzem vom Geschäft zurückgezogen, nachdem sie durch eine erfolgreiche Behandlung welkgewordener, unschöner Gesichtshaut sich ein hübsches Vermögen verdient hatte, gewährte mir jüngst ein Interview. Mir lag natürlich sehr daran, die Natur des Geheimmittels zu erfahren, das ihr einen solchen Erfolg verschafft hatte. Ich mußte indessen hören, daß sie überhaupt kein Geheimmittel für den Teint besitze. „Ein unschöner Teint", sagte sie, „ist fast jedesmal auf eine übermäßige Anhäufung der feinen Hautpartikel zurückzuführen, welche die Epidermis bilden. Die überflüssigen, abgestorbenen Partikel sind die Ursache aller Linien und Fältchen, aller Unreinigkeiten der Gesichtshaut; ihre vergilbte Färbung bildet den mißfarbenen Teint, und sie verdecken dabei die darunter befindliche junge, frische Haut.

Mein Erfolg ist lediglich der Entdeckung zuzuschreiben, daß ein einfaches vegetabilisches Lösungsmittel, das sogenannte Parinolwachs, diese verhärteten, abgestorbenen Partikel in milder Weise entfernt und der Gesichtshaut ihren zarten, jugendlichen Hauch wiedergibt. Das kann jede Dame selbst ausführen. Parinolwachs kann man in jeder Apotheke oder Drogerie bekommen — am besten eignet sich ‚reines' Parinolwachs dazu — und man braucht es nur abends in etwas liberaler Weise aufzutragen; wenn man es dann morgens mit warmem Wasser abwäscht und mit einem weichen Tuch trocknet, wird man finden, wie viel reiner und weicher die Haut geworden ist. Eine drei- bis viermalige Wiederholung des Verfahrens vervollständigt die Umwandlung." Allen Damen mit mißfarbener oder runzeliger Gesichtshaut rate ich, dies einmal mit reinem Parinolwuchs zu probieren. Aus eigener Erfahrung weiß ich, wie erfreulich das Resultat ist. M. H.

Aerztlich überall empfohlen!

fast Nicotinfrei

Sortiments-Kiste M. 10.—.

Prospekt frei. **C. W. Schliebs & Co., Nord-Breslau.**

Wundervolle, südafrikan. Straussfedern, der eleganteste Damenhutschmuck, versendet unter Garantie auch an Private das langjährig renommierte Import-haus **Oscar Jope, Leipzig 10,** Markt 1/10, gegr. 1879. Feder - Extra-Angebot: 42—50 cm lg., 20—30 cm br. 10, 15, 20, 25, 30, 36 Mk.; grösser 40, 50, 60 bis 100 Mk. II. Qualität: 2,50 bis 10 Mk. Grosse illustr. Preisliste über Federn, Reiher, Paradies, Federgestecke, Marabu- u. Federboas etc. Auf Wunsch auch Auswahlsendungen. Die ganze Damenwelt bevorzugt meine Qualitätsfedern.

Studenten-Artikel, wie Mützen, Bier-, Wein- u. Sektzipfel, Parade-, Mensur- und Abituria-Ausstattungen, Dedikationsgegenstände etc. in ff. Ausführung fertigt **CARL ROTH,** Studenten-Utensilien-Fabrik, **Würzburg Z. 5.** — *Katalog gratis.*

SEIDEN-GRIEDER

Seiden-Stoffe

in allen modernen Geweben, Stickerei-Roben usw. porto- u. zollfr. Must. u. Kataloge frko. Seidenstoff-Export

Adolf Grieder & Cie., Kgl. Hofl. Gegr. 1889. **Zürich** (Schweiz).

Flügel :: Pianinos Harmoniums

Bequeme Teilzahlung • Hoher Bar-Rabatt

Vermietung Mietgutschrift bei Kauf

HUG & CO.

LEIPZIG, Augustusplatz No. 1

Piano- oder Harmonium-Katalog No. 51 kostenlos

Eugen Gärtner, Stuttgart II,

Kgl. Hof-Geigenbaumeister. Fürstl. Hohenzoll. Hoflief.

Inh. d. gold. Med. f. Kunst u. Wissensch.

Anerkannt grösstes Lager in ausgesucht schönen, gut erhaltenen

alten Geigen.

Hervorrag. *ital., französ.* u. *deutsch.* Meister. Weitgeh. Garantie. — Für absol. Reellität bürg. feinste Refer. Berühmt. Repar.-Atelier. Selbstgefertigte Meistergeigen. — Glänzende Anerkennungen.

Emser Wasser

Schutz-Marke EMS

Ueberall erhältlich in Apotheken, Drogen- und Mineralwasserhandlungen.

Heilbewährt bei Katarrhen, Husten, Heiserkeit, Verschleimung, Influenza, Magen-, Darm-, Gicht- u. Blasenleiden.

Digitized by Google

Ausführl. Prospekt gratis.

Elektr. Massage-Apparat zur täglichen Körperpflege.
Verkaufsstellen durch Plakate kenntlich. Fabrik: **Sanitas, Berlin N. 24.**

Gediegene Ausführung kennzeichnet unsere **Wäsche**

Achten Sie deshalb auf den Namen

TH. ZIMMERMANN

Schlesische Leinenweberei u. Wäsche-Fabrik G. m. b. H.,
Gnadenfrei, Schlesien, Zweiggeschäft BERLIN W. Leipziger Strasse 100.
Versand **nur** direkt ab Fabrik. Illustr. Katalog Nr. 41 kostenfrei.

Billige gute *Jugendschriften u. Geschenkliteratur*
in tadellosen Exemplaren. Katalog grat.
Oskar Gerschel's Buchhandlg. u. Antiquariat, G. m. b. H., **Stuttgart.**

Briefmarken Zeitg. grat.
erstkl. Verein, E. V., 700 Mtgl., gr. Vorteile. Hervorr. bill. Ausw.-Rarität.-Abt., Verlos.
Reith, Düsseldorf a. Rh. 14, Jülicherstr. 8.

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

Gutzkow, Karl. Die Ritter vom Geiste. Roman. Herausgegeben von Reinhold Gensel. 3 Bde. Bong & Co., Berlin.

Halévy, Lud. Der Feind im Land! Erinnerungen aus dem Kriege 1870/71. Nach französischen Tagebüchern. Otto Salle, Berlin.

von Hammerstein, Hans. Roland und Rotraut. C. F. Amelangs Verlag, Leipzig.

von Hedenstjerna, Alfred. Allerlei Leute. Übersetzung. Novellen. 2 Bände. H. Haessel, Verlag, Leipzig.

Heergesell, J. Philipp. Tom und die Welt. Roman. Oesterheld & Co., Berlin.

Heimatbilder Deutscher Kunst. (Prof. Karl Biese: Meeresbrandung an der Nordsee. — Biese: Winterstille im Schwarzwald. — Prof. Friedr. Kallmorgen: Sommersonnenschein in der Mark. — Hans Hartig: Winteridyll in einem pommerschen Städtchen.) Franz Schneider, Verlag, Berlin.

Helfferich, Karl. Deutschlands Volkswohlstand 1888—1913. Georg Stilke, Berlin.

Hermann, Curt. Ausgewählte Reden des Lysias. Ins Deutsche übertragen und mit Einleitung und Anmerkungen versehen. Philipp Reclam jun., Leipzig.

Hesch, Heinrich. Gedichte. Sphinx-Verlag, Leipzig.

Hilsebein, Mil. Der Rosenstudent. Schauspiel. Franz Wolf, Steinau (Oder).

Hirsch, Rahel. Körperkultur der Frau. Urban & Schwarzenberg, Berlin.

Jaennicches Handbuch der Aquarellmalerei. 7. Auflage. Völlig neu bearbeitet von Franz Sales Meyer. Paul Neff, Verlag, Eßlingen a. N.

Jaskowski, Friedrich. Philosophie des Vegetarismus. Otto Salle, Berlin.

VAN HOUTENS CACAO sollte in keinem Haushalte fehlen. Nahrhaft und von höchstem Wohlgeschmack. Es gibt kein köstlicheres erstes Frühstück als:
Eine Tasse van Houten!

Digitized by Google

Bücher u. Musikalien.

Alle in dieser oder anderen Zeitschriften oder Prospekten angezeigten Bücher und Zeitschriften, sowie jedes im Druck erschienene Werk der Musikliteratur, Klavier-, Instrumental- und Chorwerke und humor. Aufführungen liefert schnellstens **Albert Fleck, Leipzig, Nürnbergerstrasse 22, Buch- u. Musikalienhandlung.**

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

Jordans Nibelunge. Sigfridsage. Volksausgabe. Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M.

von Kadich, Hanns Maria. Aus Österreichs Bergen. Jagd- und Waldfahrten. J. Neumann, Neudamm.

— Im amerikanischen Busch. Jagd- und Waldfahrten. Ebenda.

Kalender für die Deutschen in Brasilien. W. Rotermund, São Leopoldo Cruz Alta.

Kanitz, F. Leitfaden der Ornamentik, Einführung in die Geschichte, Entwicklung und charakteristischen Formen der Verzierungsstile aller Zeiten. 7. Auflage. J. J. Weber, Leipzig.

Kobor, Thomas. Der Preis des Lebens. Humoristischer Roman. Oesterheld & Co., Berlin.

Kohl-Wild, C. Schicksalswalten. Erzählung. Hermann Hillger, Verlag, Berlin.

Koffinna, Gustaf. Der germanische Goldreichtum in der Bronzezeit. I. Der Goldfund von Messingwerk bei Eberswalde und die goldenen Kultgefäße der Germanen. Curt Kabitzsch, Würzburg.

Kretzer, Max. Das Mädchen aus der Fremde. Roman. B. Elischer, Nachflg., Leipzig.

Lamprecht, Karl. Der Kaiser. Versuch einer Charakteristik. Weidmannsche Buchhdlg., Berlin.

Landschreiber, Hans. Der Schwindel mit ausländ. Doktortiteln in Deutschland. Gustav Kracke, Hannover 22.

Langer, Felix. Das böse Schicksal. Schauspiel. Lore Ley. Tragikomödie. Georg Müller, München.

Legal, Ernst. Lätare. Schauspiel. Oesterheld & Co., Berlin.

Leipzig, Unser. Seine Bauten und Naturschönheiten. Verlag Original und Reproduktion, Leipzig.

Lenart, Theophil. Flammen. Tragödie. Die Uhr ohne Aufziehen. Tragödie. Moser & Weisheitinger, München.

Lenk, Marg. Nürnberg, des Deutschen Reiches Schatzkästlein. Erzählung für die Jugend. Johannes Herrmann, Zwickau (Sachsen).

— Siegmund. — Auf Seekönigs Thron. Erzählungen für die reifere Jugend. Ebenda.

Lerche, Julius. Die Gründorfer. Geschichten von Bauersleuten, Tieren und Blumen für fünf- bis achtjährige Naturfreunde. K. Thienemanns Verlag, Stuttgart.

Lhotzky, Heinrich. Daß ich mich nicht ärgere. Haus Lhotzky, Verlag, Ludwigshafen am Bodensee.

— Vom Ich und vom Du. Gedanken über Liebe, Sinnlichkeit und Sittlichkeit. J. Engelhorns Nachflg., Stuttgart.

Lobe, J. C. Katechismus der Musik. P. J. Tonger, Köln a. Rh.

von Lützendorff, W. L. Die Geigen- und Lautenmacher vom Mittelalter bis zur Gegenwart. 2 Bde. Heinrich Keller, Frankfurt a. M.

Maiers Künstlermalhefte. (Landschaftsbilder.) Otto Maier, Ravensburg.

— neue Papier- und Karton-Arbeiten für Kinder. Schattenbilder — Porträts und kleine Szenen. Heft 5. Ebenda.

Marcinowski, J. Der Mut zu sich selbst. Das Seelenleben des Nervösen und seine Heilung. Otto Salle, Berlin.

Einmal erprobt, immer verlangt

Für Feinschmecker:

Lobeck's

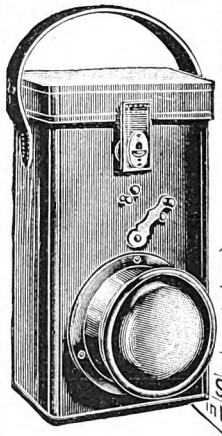
Firma gegr. 1838

Marke: Dreiring

CHOCOLADE CACAO DESSERT

Hof l. Sr. Maj. d. Königs v. Sachsen

Neue elektrische Hand- und Taschenlampen



für Wohnungen, feuergefährliche Räume, Stallungen etc.

in verschiedensten Ausführungen mit

Campbell's CEROXIN Trockenelement D. R. P.

242 Stunden ununterbrochene Brenndauer lt. Prüfungsattest des Physikalischen Staatslaboratoriums in Hamburg

Bisher unerreichte :: Leistungen. ::

Ausführl. ill. Prosp. frei.

Mech. Werkstätten W. Campbell & Co., Nchf.

Hamburg E. 36

gegr. 1816.

Höchste Verzinsung

bei absolut sicherer Kapitalanlage erzielt man durch Kauf einer Rente bei grosser leistungsfähiger Versicherungs-Gesellschaft. Die lebenslängliche Jahresrente beträgt z. B. bei der

Teutonia Vers.-Akt.-Ges. in Leipzig

Gegr. 1852 :: Vermögensbest. 132 000 000 Mark

für einen 65jähr. Herrn 10,95 %, für einen 70jähr. 13,23 % des Einlagekapitals.

Neu! Neu!

Rentenversicherung mit Kapitalrückgewähr im Todesfall!

Prospekte kostenfrei durch die Direktion in Leipzig.

KIELER Matrosen-Anzüge

für Knaben und Mädchen. Genau nach Vorschrift der Kaiserlichen Marine.

Nur eigene Anfertigung.

Marine-Molton, Sergen, Cheviots u. Tuche.

H. HOLSTEIN, KIEL 1,

kontr. Lieferant der Offizier- u. Seekadetten-Kleiderkasse. — Katalog gratis u. franko.

Digitized by Google

Kalasiris

Niederlagen an allen gröss. Plätzen.

Patente aller Kulturstaaten.
Zahlreiche Auszeichnungen.
Vor minderwertigen Nachahmungen wird gewarnt.

Idealer Korsettersatz mit allen Vorteilen, aber **ohne die Nachteile** des bestsitzenden Pariser Korsetts. — Gesund, bequem, sehr elegant. Macht der herrschenden Mode entsprechende schlanke Figur. — Spezialfassons für Kranke, junge Frauen, Kinder und Backfische. — Kalasiris-Büstenhalter und Wäsche nach neuen hygienischen Grundsätzen in feinster Ausführung.

Auskunft und illustrierte Broschüre kostenlos durch die Fabriken

Kalasiris G. m. b. H.,
Cöln 3, Gewerbehaus
und Wien, Kohlmarkt 4/3.

Kalasiris-Spezialgeschäfte:
Berlin, Bonn, Bremen, Breslau, Chemnitz, Cöln, Darmstadt, Dresden, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Leipzig, St. Petersburg, München, Strassburg i. E., Stuttgart, Wien, Wiesbaden.

MAX ERLER
HOFLIEFERANT
LEIPZIG
BRÜHL 34—40

PELZWAREN-CONFECTION.

Künstl. ausgestatteter Prachtkatalog N frei!

Treu-Bank
Aktien-Gesellschaft
Eisenach

Spezial-Institut für Privat-Kredite gewährt

Darlehen

solventen Personen jeden Standes. Gesuche nur schriftlich erbeten. Dieselben sind als abgelehnt zu betrachten, wenn innerhalb 3 Tagen nicht beantwortet.

? Lösen sich Seelenkonflikte durch diese Schriftstudien? — 20 Jahre Beifall Grossgesinnter z. B.: „Ihre Analyse ein untrüg., nichts verheiml. Spiegel. Ich denke da an das Bildnis des Dorian Gray." Vornehmint. **im vielbedeutend. Sinne. Prospekt.** P. Paul Liebe, Augsburg I, D-Fach.

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

Meyer-Steineg, Theodor. Ein Tag im Leben des Galen. Eugen Diederichs, Jena.

Morold, Max. Anton Bruckner. — Hugo Wolf. Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Müller-Guttenbrunn, Adam. Grenzen der Liebe und andere Erzählungen. Hermann Hillger, Verlag, Berlin.

Münch, Ph. Die Beichte des Verführers. Roman. Oskar Born, Leipzig.

Nast, Clara. Lottchens Lehr- und Wanderzeit. Der reiferen Mädchenwelt erzählt. A. Weichert, Berlin.

Nicolaus, Margarete. Sonnenkind. Ein Lebensbild. C. Ludw. Ungelenk, Dresden.

Norwegerin, Eine, auf deutschem Boden. Erinnerungen der Freifrau Hildur Marschalck, geb. Freiin Wedel. Jarlsberg 1812—1866. Martin Warneck, Berlin.

Oldevig, J. Über Körperübungen für Kinder und Frauen. 1. Teil. Über Körperübungen für Kinder. G. Braun'sche Hofbuchdruckerei, Karlsruhe i. B.

v. Olfers, Hedwig, geb. v. Staegemann. Aus Briefen zusammengestellt. 2. Band 1816—1891. E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

v. Oertzen-Dorow, Elisabeth. Der goldene Morgen. Jos. Scholz, Mainz.

Palleske, Emil. Schillers Leben und Werke. Neue Ausgabe, durchgesehen von Prof. Dr. Ludwig Geiger. A. Weichert, Berlin.

Pompecki, Bruno. Die Marienburg in der deutschen Dichtung. In Kommission bei Homann & Weber, Danzig.

Preuße-Sperber, O. Süd- und Mittel-Amerika. Seine Bedeutung für Wirtschaft und Handel. Otto Salle, Berlin.

Raabe-Kalender 1914. Herausgegeben von Otto Elster und Hanns Martin Elster. G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin.

Richter, Anni. Sonniges Kinderland. Erzählung für Kinder von 7—12 Jahren. K. Thienemanns Verlag, Stuttgart.

MÜNCHNER
KRACO-PLATTEN

ortho Moment,
ortho lichthoffrei,
extra rapid,
Diapositiv.

Nur ein Preis 9×12 M. 1.50.

TROCKENPLATTENFABRIK. KRANSEDER & Cie G.M.B.H
MÜNCHEN

Digitized by Google

Sind Sie wieder in der alten Verlegenheit um das „Was und Wie" des

Weihnachts-geschenkes?

Entschließen Sie sich zu einem Staublauger! Diese dürfen heute in keinem Haushalte mehr fehlen! Der Zeitgewinn, die Rentabilität in der Schonung von Teppichen, Polstermöbeln, Gardinen usw. sind enorm. Staublauger sind heute eine ganz selbstverständliche Forderung der Hygiene. Gerade im infizierten Wohnungsstaub liegen die größten Gefahren, die Erreger der gefährlichsten Krankheiten. — Aber achten Sie beim Einkauf des Apparates auf eine gute Marke! Der Artikel ist Vertrauenssache.

Unser Apparat „Rekla" (Reichs-Patent) ist unübertroffen in Leistungsfähigkeit, geringstem Stromverbrauch und denkbar größter Dauerhaftigkeit. Geringes Gewicht, an jede Lichtleitung anzuschließen, ständig gebrauchsfertig, kurz:

Ein Juwel seiner Art!

Für „Rekla" wird Jahre lang garantiert und die für Geschenkzwecke dienenden Exemplare werden auf einige Zeit gerne zur Probe geliefert, nach deren Ablauf ohne weiteres in Rücknahme gewilligt wird, sofern die von uns angegebenen Leistungen nicht erfüllt werden. Solventen Käufern wird bereitwilligst

bequeme Amortisation zugestanden.

Verlangen Sie noch heute Prospekte 10 b von uns. ▫ **Metallwerke Heerdt** G. m. b. H. **Düsseldorf-Heerdt.**

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

Riedberg, Erika. Aus Tiefen. Roman. Theodor Gerstenberg, Leipzig.

Rohr, Felix. Das Kaninchen. Seine Zucht, Pflege und Verwendbarkeit im Haushalte des Menschen. Reichenbach'sche Verlagsbuchhdlg., Leipzig.

v. Sacken, Ed. Die Baustile. Lehre der architektonischen Stilarten von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. 17. Auflage. J. J. Weber, Leipzig.

v. Saldern, Th. Das Margaretenbuch. Erzählung aus Lothringen. Julius Zwißler, Wolfenbüttel.

Salomon, Alice. Zwanzig Jahre soziale Hilfsarbeit. G. Braunsche Hofbuchdruckerei, Karlsruhe i. B.

Schaefer, Ernst August. Wann die Augen leuchten .... Gedichte. Xenien-Verlag, Leipzig.

Schaer, Wilhelm. Gerold Reckhusen. Roman. Gustav Winter, Verlag, Bremen.

Schicksal, Das, einer Frau. In Gedichten. E. Fleischel & Co., Berlin.

Schlipköter, A. G. u. W. Das Buch der Mutter. Wegweiser zur Erziehung, Bildung und Unterhaltung unserer Kleinen. Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg.

Schlippenbach, Hilde, Gräfin. Die Schuld der Fürstin Henningen. Erzählung. Carl Reißner, Dresden.

v. Schmid, Hedda. Die Tigerkatze. — Hans im Glück. Novellen. Hermann Hillger, Verlag, Berlin.

Schmidt, Fritz-Philipp. Deutsche Märchen. Eine Sammlung unsrer schönsten Volksmärchen. Dieterichsche Verlagsbuchhdlg., Leipzig.

Schneider, Margarete. Aus den deutschen Aventüren der wunderschönen Jeannette und andere Erzählungen. Carl Reißner, Dresden.

Schröder, Walter. Am Wege. Gedichte. Emil Hartmann, Greifswald.

Schwabenland, Das, in Farbenphotographie. Heft 11 u. 12. Verlagsanstalt für Farbenphotographie Carl Weller, Berlin.

von Schwind, Moritz. Eine Kunstgabe für das deutsche Volk. Jos. Scholz, Mainz.

von Seckendorff, C. Deutsche Jugenderziehung und Pfadfinderbewegung. Otto Gmelin, München.

von Sell, Sophie Charlotte. Fürst Bismarcks Frau. Lebensbild. Trowitzsch & Sohn, Berlin.

Senf's, Illustrierter Postwertzeichen-Katalog 1914. Gebr. Senf, Leipzig.

Siebel, Johanna. Mutter und Kind. Gedichte u. Parabeln. Huber & Co., Frauenfeld.

Silberhorn, C. Atmungs- und Haltungsübungen. Otto Gmelin, München.

Ihr Junge

verliert die Freude am Radfahren, wenn Sie ihm ein im Ankauf auffällig billiges Fahrrad schenken. Abgesehen davon, daß ein billig hergestelltes Rad infolge der vielen Defekte und Reparaturen bald sehr geringschätzig behandelt wird, haben Sie für die körperliche Sicherheit Ihres Kindes schlecht gesorgt, wenn Sie ihm ein im Rahmenbau schlecht gelötetes oder gar geschweißtes Rad in die Hand geben. Setzen Sie Ihren Jungen daher auf ein, im Ankauf zwar etwas höheres, dafür aber zuverlässiges, im Unterhalt sehr billiges, gutes Markenrad, wie es z. B. das „Wanderer"-Fahrrad ist. Sie werden dann nicht nur keine Reparaturkosten haben, sondern auch mit Vergnügen beobachten, daß der junge Mann sein „Wanderer"-Rad lieb gewinnen und es sehr sorgfältig behandeln wird. Er hat Respekt vor dem guten und exakt bearbeiteten Material, er freut sich über die Eleganz und den spielend leichten Lauf der Maschine, und schließlich ist er auch stolz darauf ein „Wanderer"-Radfahrer zu sein! — Lassen Sie sich von unseren, an allen größeren Plätzen befindlichen Vertretern das „Wanderer-Fahrrad" unverbindlich vorführen. — Schönau bei Chemnitz.

Wanderer-Werke A.-G.

Digitized by Google

Drahtl. Telegr., Tesla-Instrumentarium, Elektrom., Dynam., Dampfm., Eisenbahnen, Kinematogr., Schwachstromartikel, Akkumulatoren, Kleinbeleucht.
Neu! Saran's Lichtelement Luchs. Neu!
200—20000 Brennstunden.
Chemische, galvanoplastische — Experimentierkästen. —
Illustr. Preisliste No. 20b (48 Seiten) gratis.
Fritz Saran, Berlin W. 57, Potsdamerstr. 66.
Halberstadt.
Wien VII/1, Mariahilferstr. 8.

Ungesucht — gefunden.

Wüßten seelisch Unerforschte, was sie in diesen vornehmint. Charakt.-Analysen finden, sie würden gerne Prospekt (frei) prüfen. 20 Jahre briefl. P. Paul Liebe, Augsburg I.

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

Sinram, Heinrich. Wilde Rosen. Gedankenschweifungen und Dichtungen. Johannes Kriebel Nachf., Wolfg. Schmidt, Hamburg.

Spemanns goldenes Buch der Sitte. Eine Hauskunde für Jedermann. W. Spemann, Stuttgart.

von Spröße r, Bestimmungen über den Dienst der Einjährig-Freiwilligen, der Offizier-Aspiranten und Anwärter und der Offiziere des Beurlaubtenstandes in Heer und Marine. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses, Halle a. S.

de Staël, Madame. Über Deutschland. Ausgewählt und mit Einleitung versehen von Paul Friedrich. Gustav Kiepenheuer, Weimar.

Stekel, Wilhelm. Das liebe Ich. Grundriß einer neuen Diätetik der Seele. Otto Salle, Berlin.

Stemmann, Ernst. Der König ohne Schlaf und andere seltsame Geschichten. K. Thienemanns Verlag, Stuttgart.

Stenzel, Wilhelm. Paul Verlaine. Der Mensch und der Dichter. Xenien-Verlag, Leipzig.

Stutzer, Gustav. In Deutschland und Brasilien. Lebenserinnerungen. 2. Teil. Hellmuth Wollermann, Braunschweig.

Südel, Wilhelm. Erste Ernte. Gedichte. Egon Fleischel & Co., Berlin.

Sulzer, Georg. Die religiöse Not unserer Zeit und der Spiritismus. Oswald Mutze, Leipzig.

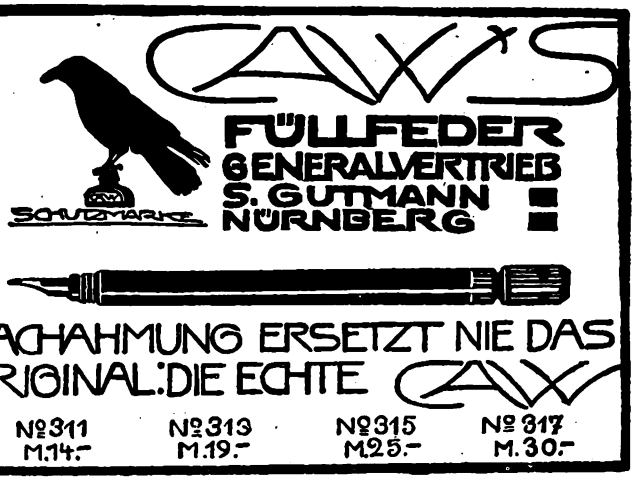
Teichmann, Bernhard. Englischer Anschauungsunterricht nach Gegenständen. Bernhard Teichmann, Erfurt.

Uellenberg, Emil. Das Kreuz auf Dornawyl. Roman. C. F. Amelangs Verlag, Leipzig.

Vogels Karte des deutschen Reichs mit Erweiterung auf die Alpenländer. 2. Lieferung. Blatt 7: Hamburg. Blatt 32: Triest. Justus Perthes, Gotha.

Völkerschlacht, Die, bei Leipzig am 18. Oktober 1813. Herausgegeben vom Kaiser Wilhelm-Dank. Bearbeitet vom Oberstlt. z. D. Walter v. Bremen. Kameradschaft, Wohlfahrtsgesellschaft m. b. H., Berlin.

Volksbücher, Deutsche. Die schöne Magelone. — Die Schildbürger. — Fortunatus. — Doktor Faust. — Melusine. Nach den frühesten Drucken, herausgegeben von Peter Jerusalem. Wilhelm Langewiesche-Brandt, Ebenhausen b. München.



Eine vorzügliche, in Anlage und Betrieb billige
Heizung für das **Einfamilienhaus**
ist die Frischluft-Ventilations-Heizung
In jedes auch alte Haus leicht einzubauen. — Man verlange Prospekt. C
Schwarzhaupt, Spiecker & Co. Nachf. G.m.b.H. Frankfurt a. M.
Für Oesterreich-Ungarn Lieferung ab Wien.

Dr. Fr. Schoenfeld & Co
Düsseldorf.

- Feinste Künstler-Ölfarben
- Skizzen-Ölfarben
- Temperafarben
- Wasserfarben
- Wasserfeste Tuschen

Maltuch.
Alle Mal- und Zeichengerätschaften.

Digitized by Google

Seit 60 Jahren
als zuverlässig bewährt u. weltberühmt!
Bergmanns Zahnpasta
Rosodont

Kgl. Sächs. Staatspreis
in Dosen 50 u. 60 Pfg.
in Tuben 60 u. 100 Pfg.
A.H.A. Bergmann, WALDHEIM, SA.

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

Voß, Otto. Heckenrosen und Nesseln. Gedichte. Wilhelm Süßerott, Berlin.

Walter, Robert. Münchhausens Wiederkehr. Jos. Scholz, Mainz.

Wehrkalender, Deutscher, 1914. Kalender des deutschen Wehrvereins E. V. Gerhard Stalling, Oldenburg i. Gr.

Weiß, L. F. Englische Zauberfibel. Selbstunterricht für Anfänger. — Englischer Trichter. 1000 stammverwandte Worte. Reiseführer. L. F. Weiß, Berlin W. 50.

Wenck-Küggeberg, Helene. Ratgeber für weibliche Jugendpflege auf dem Lande. Deutsche Landbuchhandlung, G. m. b. H., Berlin.

Werner, L. Friedr. Aus einer vergessenen Ecke. Beiträge zur deutschen Volkskunde. Hermann Beyer & Söhne, Langensalza.

Wilson, Woodrow. Die neue Freiheit. Ein Aufruf zur Befreiung der edlen Kräfte eines Volkes. Georg Müller, München.

Wirbitzky, H. W. Die Sterne des Glücks. Roman. Otto Hillmann, Leipzig-Go.

Wirting, E. Physikalische Experimente für Knaben. Band 4. — Naturwissenschaftliche Unterhaltungen für Knaben. Band 4. Otto Maier, Ravensburg.

Wolffheim, Nelly. Was tue ich in meiner freien Zeit? Beschäftigungsbuch für Kinder von sechs bis vierzehn Jahren. E. Nister, Nürnberg.

Wolff, Julius Ferdinand. Theater. Aus zehn Dresdener Schauspieljahren. Erich Reiß Verlag, Berlin.

Zangwill, Israel. Ohne Vorurteil. Nach dem englischen Original. Deutsch von Gustav Danelius. Siegfried Cronbach, Berlin.

Zirkel, Emil. Luftpumpe zu physikalischen Experimenten. Anleitung zur Herstellung einer Luftpumpe. Otto Maier, Ravensburg.

Schöne Auswahl weit unter Catalogpreis
Briefmarken
grosse Liste frei
Wilh. Sellschopp, Hamburg, Barkhof 73

Neuer Frauenberuf.
Ausbildung als Chemikerin für Zuckerindustrie etc. in der staatl. konz. Fachschule für Zuckerindustrie in Dessau 213. Nächster Kursus: 3. Jan. Prospekte frei.

Kübler's elegante Sweater sind tonangebend

Preislisten gratis durch alle Verkaufsstellen
oder durch
Paul Kübler & Co., G. m. b. H.,
Stuttgart, Ostendstr. 122.
Fabrik regulär gestrickter Knaben-Anzüge, Sweater-Anzüge und Kleidchen.

Werkstätten für Friedhofskunst
Plauen i. V.
Inh.: Aug. Stösslein.
Moderne Grabdenkmäler nach Original-Entwürfen erster Künstler.
Komplette Lieferung einschl. Aufstellung nach jedem Ort.
Katalog zur Ansicht kostenfrei.
Zweigniederlassung in Nürnberg, Geuderstr. 7.
Vertreter in Breslau u. Hamburg.
Nebenstehende Abbildung: No. 127. Entwurf: Architekt Professor Dr. G. Bestelmeyer. Plastik: Bildhauer Geheimrat Professor Dr. C. Seffner.

Digitized by Google

LINDT & SPRÜNGLI · A·G · FABRIKEN IN BERN UND ZÜRICH

Die echte **Lindt-Chocolade** trägt

MARQUE DÉPOSÉE
ROD. LINDT. FILS
Maison Fondée en 1879

Marke **Rod. Lindt fils** nebenstehende

Schutzmarke Lindwurm

Schlafe patent
Ein Griff ein Bett
mit Matratze u. Raum f. d. Betten am Tage
Kein Schlafzimmer mehr nötig
Illustr. Preislisten franco

Fordern Sie 100seitige illustrierte Preisliste Nr. 15.

Alleinverkaufs-Niederlage in folgenden Städten:

Aachen, Th. Cossmann.
Augsburg, J. N. Schott.
Baden-Baden, Louis Schott.
Bamberg, Anton Schwink.
Beuthen O.-S., Jul. Grossmann.
Bremen, F. H. Harms.
Breslau, Nawrath & Co.
Bromberg, Frz. Krüger Nchf.
Cassel, Fr. Bangert.
Chemnitz, Rössler & Jäger.
Darmstadt, Ludw. Schwab.
Dresden, J. Ronneberger.
Flensburg, Aug. Harms & Co.
Forst i. L., Ad. Rasch.
Freiburg i. B., Magaz. d. vereinigten Schreinermstr.
Frankfurt a. M., A. Buchdahl.
Görlitz, E. Eisner & Co.
Halle a. S., Möbelf. ver. Tischlermstr.
Hamburg, G. H. Schmidt, Lilienstr. 11.
Hannover, Gebr. Hauers.
Heidelberg, Gebr. Breitwieser.
Kiel, C. F. Dela.
Köln (Rh.), H. Hartoch, Eigelstein 102.
Königshütte O.-S., Th. Tichauer & Co.
Leipzig, Aug. Polich, Hoflieferant.
Lübeck, Gebr. Wasserstradt.
Magdeburg, H. Heimster jr.
Mannheim, W. Landes Söhne.
Mülhausen (Els.), J. Grollimund & Co.
Nürnberg, J. Erlenbach, Hofl.
Pforzheim, Möbelh. ver. Tapez.-Mstr.
Pirna, H. Keusch.
Ratibor, A. Tschauder.
Regensburg, Max Eiberger.
Stettin, C. Reinke & Sohn, Hofl.
Strassburg (Els.), L. Steinthal.
Trier, Claus & Speicher.
Worms, Gustav Bayerthal.
Würzburg, S. Seligsberger Ww.

Ausland:

Anvers, Alb. Ameke, 12, Rue d. Tanneurs
Basel, G. Seligmann, Weissegasse 6.
Bern, Th. Schaerer, Kramgasse.
Brüssel, Alb. Ameke, Place Fontainas.
Luzern, Gewerbehalle d. Schreinermstr.
St. Petersburg, E. Folgner, Kasanskaja 52
Zürich, Aug. Berberich, Waisenhausquai 7.

Wo nicht vertreten, liefern direkt ab Fabrik.

R. Jaekel's Patent-Möbel-Fabriken

München, Dienerstrasse 6. **Berlin SW.,** Markgrafenstrasse 20.

Waschbar Bequem

„Electra" ges. gesch.

ist ein **wirklicher** Büstenformer und bildet eine tadellose Figur ohne Wattierungen, Gummi-Einlagen etc. **Größe und Form der Büste** nach Belieben regulierbar. **Unentbehrlich** für die jetzige Mode. Zu Mk. 2.75, 3.75 und 5.50 (Seide), in Verbindung **mit Schweißblättern** 1 Mk. extra. **Neues** Modell **mit Rückenhalter** verleiht ohne Beschwerden eine **gerade Haltung** 6.50. Sämtl. Modelle ges. gesch. Versand geg. Nachnahme. Electra **Korsettersatz,** Electra **Hüftformer,** Gummi-Crêpe-**Leibbinden.** Prospekte gratis.

L. Paechtner, Dresden-A. 97.

Viele Millionen

Konservengläser

Rex

Einkoch-Apparate

verbilligen die Haushalt-Konserven

Eine neue Erfindung

Dreyer's Fruchtsaft-Apparat „Rex"

Anleit., Preisliste mit Rezepten grat.

Rex-Konservenglas-Gesellschaft

Bad-Homburg Nr. 12.

Müller & Wetzig, Dresden-A.

Spezial-Fabrik für

Projektions- u. Vergrösserungs-Apparate

KATALOG No 111 gratis.

Digitized by Google

F. & J. W.

Dr. Fleitmann's Nickelgeschirr

Bestecke u. Tafelgeräte aus Schwerter Silber

V. D. N. S

REIN-ALUMINIUM SCHWERTE

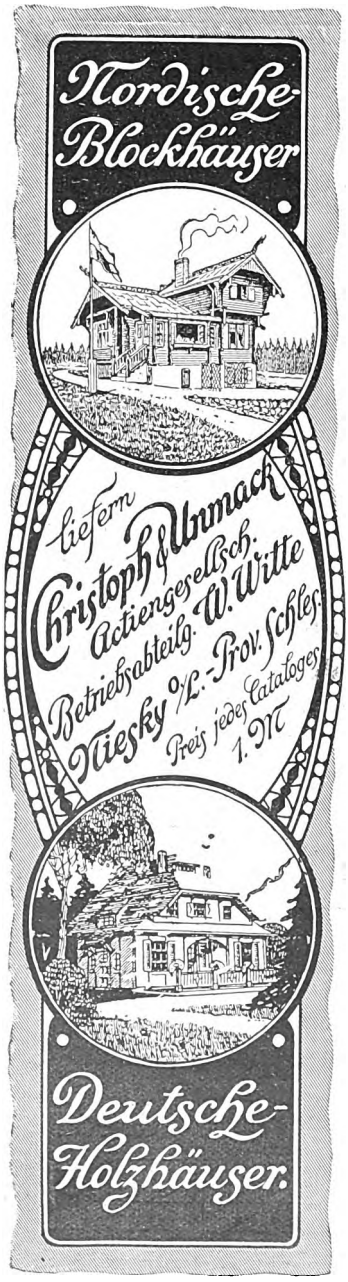
Aluminium-Kochgeschirre

REIN-ALUMINIUM SCHWERTE

sind erstklassig in Qualität und Ausführung und in allen einschlägigen Geschäften zu haben.

Vereinigte Deutsche Nickelwerke, A.-G., Schwerte i. W.

2500 Arbeiter. :: Aktien-Kapital 9000000 Mk. :: Älteste u. grösste Nickel-Industrie der Welt.



An diesem Schild sind die Läden erkennbar,

ORIGINAL SINGER NÄHMASCHINEN

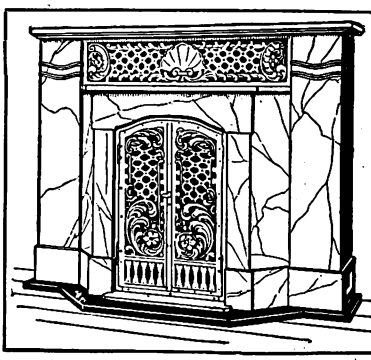
in denen SINGER Nähmaschinen verkauft werden.

Singer Co. Nähmaschinen Act. Ges.

Filialen überall.

Ich denke nicht dran, zu bestreiten,

daß eine Autofahrt, eine Fahrt im Aeroplan, daß Bobsleigh, Ski und wie sie alle heißen, so etwas wie ein Nervenbad sind. Aber ich behaupte auch, daß alle diese Sportarten eine stark erhöhte Neigung zur Erkältung in sich schließen. Eben darum verwende ich stets Fays ächte Sodener. Im Auto, beim Wintersport — immer laß ich von Zeit zu Zeit eine Mineral-Pastille — Fays Sodener — im Munde zergehen, und nun erst hab ich den vollen Genuß, weil ich weiß, daß ich ohne Erkältung durchkommen werde. Fays Sodener kosten 85 Pfg., man hüte sich aber vor Nachahmungen. Besondere Kennzeichen: Der Name „Fay" und weißer Kontrollstreifen mit amtlicher Bescheinigung des Bürgermeister-Amtes Bad Soden a. T.



Deuster & Zumbroich

Abt. II. **Krefeld II.**

Ziermäntel für Zentralheizung,
Kamine für Kohlenfeuerung,
Kamine für offenes Holzfeuer,
Kamine für Gasheizung.

Anfertigung nach Katalog sowie nach gegebenen oder eigenen Entwürfen.

Digitized by Google

Steckenpferd-Seife

ist die beste Lilienmilchseife
für zarte weisse Haut und
blendend schönen Teint.

à Stck. 50 Pfg. überall zu haben.

Grau & Co.

Erleichterte Zahlung

Zu reellen Preisen erstklassige Waren

Abt. 1: Juwelen, Gold- und Silberschmuck Präzisions-Taschenuhren, mod. Zimmeruhren, Tafelgeräte, Kunstgewerbliche Gegenstände
Abt. 2: Photo-Apparate, Kinos, optische Lehrmittel, Theater- und Reisegläser, Reißzeuge, Barometer, Reisekoffer und Utensilien aller Art
Abt. 3: Sprechapparate und Platten, Musikwaren aller Arten, plastisch. Zimmerschmuck, Beleuchtungskörper für Gas und Petroleum

Bei Angabe der Abteilung
Katalog kostenlos

Leipzig 244

Seidenstoffe

Spezialität: Braut- und Hochzeitskleider.

Julius Zschucke,

Kgl. Sächs. Hoflieferant.

Muster zu Diensten. Billige Preise.

Dresden V. An der Kreuzkirche 2.

Briefmarken Preisliste gratis
100 versch. engl. Kolonien 1.50
20 „ Siam 2.00
E. Wasko, Berlin, Französischestr. 17p.

Hohe Lichtstärke!

Voigtländer
Prismen-
Doppelfernrohre

Grosses Gesichtsfeld!

Illustrierte Liste 11 P kostenlos.

Voigtländer & Sohn Akt.-Ges., Braunschweig.

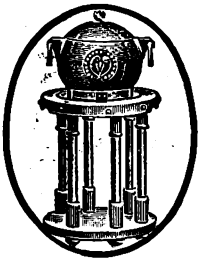
Berlin · Hamburg · Wien · Paris · Brüssel · London · Moskau · Chicago · New York.

Digitized by Google

Digitized by Google

Das Schönste für den Weihnachtstisch

finden Sie in meiner **Weihnachtsliste 24 A** über willkommene **Geschenkartikel** für Damen, Herren und Kinder



in modernen **Nickel- u. Messingwaren, kunstgewerblich. Metallarbeiten u. praktischen Haus- u. Küchengeräten**

Zusendung kostenlos

Franko-Lieferung oder Frachtvergütung

Max Franzky, Cöln, Breite Str. 42-46

Die WAHL

nützlicher und Freude bereitender **guter**

SPIELWAREN

erleichtert Ihnen ungemein mein grosser Katalog (1700 Abb.). Freie Zusendung.

Deutschlands grösstes Sport- u. Spielwarenhaus

B. A. MÜLLER,

Königl. Sächs. Hoflieferant,

Dresden 3A, Pragerstr. 30/34.

„**Warum Hochgesinnte einander entgleiten** — das erklären so tief u. eigen Ihre vornehmen Charakt.-Analys." Briefl. u. Handschr. seit 20 J. Nichts Banales. **Prospekt** frei. P. Paul Liebe, Augsburg I.

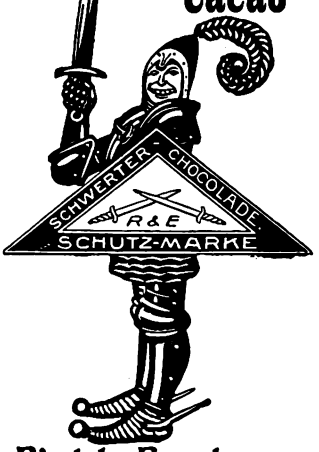
MACHT DAS LEDER GESCHMEIDIG! GIBT WASSERDICHTEN HOCHGLANZ!

Kavalier ist das beste Schuhputzmittel der Welt!

Union Augsburg.

FÄRBT NICHT AB! OHNE KONKURRENZ!

Schwerter-Chocolade Cacao



Riedel & Engelmann

:: Dresden ::

Wie mache ich meinen kranken oder geschwächten Magen wieder gesund u. kräftig?

Ausführliche Information nebst ärztlichen Erklärungen kostenlos durch **KLEWE & CO., Nährmittelfabrik, DRESDEN, P 216.**

Digitized by Google

Werner & Pfleiderer
Cannstatter
Misch-u. Knet-Maschinen
Dampf-Backofen-Fabrik
Cannstatt-Stuttgart

Komplette Einrichtungen für
Lebensmittel und Chemie
Patente in allen Ländern
167 Höchste Auszeichnungen.

Moderne Flugmaschinen.

Herausgegeben von

Dipl.-Ing. Alfr. Marcel Joachimczyk

Preis 60 Pfg.

Verlag von Klasing & Co., Berlin W. 9.

Durch die Nationalflugspende, den Flugmotorenwettbewerb, den Kaiserpreis und nicht zuletzt durch die erfolgreiche Betätigung des Flugzeuges im Balkankriege hat der Flugsport wieder das allgemeine Interesse wachgerufen. Es wird daher das uns vorliegende neu erschienene Büchlein allseitig lebhaft begrüsst werden, zumal **dasselbe weder Formelkram** noch eine nur einfache Beschreibung der Flugzeuge enthält. Der Verfasser hat es verstanden, jedem, der dem Flugsport Interesse entgegenbringt, über die Forderungen, die Theorie und Praxis **an den modernen Flugzeugbau** stellen, aufzuklären und ihm unter diesem Gesichtspunkte die neuesten französischen **Land- und Wasserflugmaschinen** vorzuführen. Dabei kamen ihm besonders **seine als Direktor** einer Flugmaschinenfabrik, Flugmaschinenkonstrukteur und Flieger **gemachten Erfahrungen**, sowie seine genaue Kenntnis der französischen Flugzeuge sehr zustatten. In verschiedenen Kapiteln werden die Einzelteile der Flugmaschinen (Rumpf, Flügel, Verspannungen, Fahr-und Schwimmgestelle, Steuerungen, Maschinenanlage) behandelt und durch über **30 Abbildungen und Konstruktionszeichnungen** veranschaulicht. Der sehr geringe Preis ermöglicht jedem die Anschaffung dieses anspruchslosen und doch ansprechenden Werkchens.

Der Ort niedrigster Steuern ist Basel.

Bei einem Vermögen von Fr. 200,000.— beträgt die Gesamtsteuer z. B. Fr. 527.— jährlich.

Näheres in: „Basel als Wohnort" franko gegen 60 Pfennig in Briefmarken durch das Verkehrsbureau Basel (Schweiz).

Körper- und Geisteskräfte

bedürfen ständig der Zufuhr kräftigender Nährmittel

Berger's Kakao-Pulver

Germania ¼ Pfd. 60 Pfg.
Monopol ¼ " 50 "
Kongreß ¼ " 40 "
Treffer ¼ " 30 "

enthalten in bestlöslicher Form und in denkbar günstigem Verhältnis

Eiweiß · Fett · Kohlehydrate

Sie bieten also bei größter Wohlfeilheit dem Körper die kräftigsten Nährwerte in angenehmer Form dar.

Robert Berger, Mößneck i/Thür.

Bei Anfragen und Bestellungen beliebe man sich auf VELHAGEN & KLASINGS MONATSHEFTE zu beziehen.

Nasen-former

Eine gute Erfindung ist der neue Universal-Nasenformer „**Zello**", Mod. 16, welcher soeben von dem Spezialisten vorgelegt wird. Dieser so überaus sinnreich konstr. Apparat wird jedem, welch. mit seiner hochstehenden, dicken od. langen Nase nicht zufrieden ist, einen unschätzbar. Dienst erweisen. Vom Hofrat Prof. med. v. Eck u. a. glänzende Anerkennungen. Nachts tragbar. Preis 2.70 M., mit Präzisions-Regulator 5 M., desgl. mit Kautschuk 7 M. Bisher 60000 Stck. versandt. Spezialist **L. M. Baginski, Berlin 274**, Winterfeldstr. 34 und **Riga** (Russland), Gr. Schmiedestr. 5.

Digitized by Google

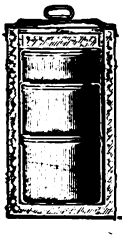
flüssiges
Bohnerwachs
=Kinderleichtes Arbeiten=
Seit 1901 glänzend belobt. Durch die flüssige Form kolossal ausgiebig u. leicht anzuwenden. Besitzt gegenüber den veralteten festen Wachsen bedeutende Vorteile. Ist tadellos waschbar.
=Zu haben in den einschlägigen Geschäften=
Cirine-Werke Böhme u. Lorenz, Chemnitz
Verl. Sie grat. u. frc. d. Broschüre: „Wie behandle ich mein Linoleum oder Parkett sachgemäss?"

Japanisches **Js-ha-Papier**
bewährt bei **Rheuma, Gicht, Ischias** usw. Brief 50 Pf. in Apotheken u. Drogerien.
Karl Fr. Töllner, Bremen V.

90% vom Reingewinn den Verfassern bei Herausgabe ihrer Werke in Buchform. Aufklärung wird gern erteilt. In unserem Verlage erscheinen B. Laue's Werke. Verbreitung z. Z. 60000 Exemplare.
Veritas-Verlag, Wilmersdorf-Berlin.

STARIBUS
Gesundheits-Federhalter.
beseitigt alle Schreibübel. — In Schreibwarenhandlgn. M. 1.—. Post-Bezugspreis M. 1.30 frko.
A. Neumann, Frankfurt a/M. 8, Weserstrasse 33.

HARMONIUMS
Spez.: Von jederm. **ohne Notenkenntnis** sofort 4stimm. zu spielende Instrum. Katalog **gratis.**
ALOIS MAIER, Kgl. Hofl., **Fulda.**



Reform-Selbstkocher
Wunderb. Leistung. Apparate v. M. 11.— an zu haben i. bess. Küchen-Magazinen, wo nicht, Lieferung direkt.
Prospekt gratis.
Selbstkocher-Fabrik Heidelberg 4.

Grösstes Spezialhaus für schwarze Konfektion.

OTTO WEBER's

Trauermagazin

BERLIN W., Mohrenstrasse 45.

Einsegnungs- und Besuchskleider. :: Kostüme, Mäntel, Blusen, Röcke, Hüte. :: Sämtliche Artikel für Beerdigungszwecke.
Auch meterweise werden garantierte schwarzseidene und schwarze reinwollene Kleiderstoffe preiswert abgegeben.

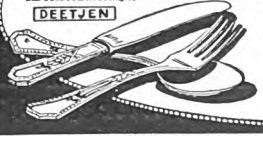
Man verlange: **Zeiss** Spezialliste V. K.

Prismen-Ferngläser
für
Heer und Marine,
See und Gebirge,
Reise und Sport,
Theater und Jagd
von
M. 90.— bis M. 185.—
Zu beziehen von allen grösseren optischen Handlungen oder direkt von
E. Leitz, Optische Werke, Wetzlar.

Gnutzmann & Sebelin
Hoflieferanten, KIEL 8.
Deutschlands ältestes Spezialgeschäft.
Kieler Matrosen-Anzüge
für Knaben und Mädchen,
genau nach Vorschrift der Kaiserl. Marine.
Zeichnungen und Preisliste gratis.

Pallabona Unerreichtes trockenes Haarentfettungsmittel
entfettet die Haare rationell auf **trockenem** Wege, macht sie locker und leicht zu frisieren, verhindert das Auflösen der Frisur, verleiht feinen Duft, reinigt die Kopfhaut. Ges. gesch. Aerztl. empfohlen. Dosen zu M. 2.50 u. 1.50 bei **Damenfriseuren,** in **Parfümerien,** evtl. frko. von der Pallabona-Ges., **München 39 Zn.**

Marke „Deetjen"
gesetzl. geschützt.
Bestes Tafelsilber
Garantiert **100** gr. Silb. Auflage.
Nur echt mit dem vollen Stempel DEETJEN
Verkauf bei allen Juwelieren und einschlägigen Geschäften.
Fabrik und Lager:
Strassburg i. E. 27.



Digitized by Google

ADOLF NÄTER
DRESDEN-A. 3

Katalog kostenlos

Elegantes Reisegepäck

Feinste Lederwaren

Damen-Handtaschen
Portefeuille-Waren
Schreib-Mappen
usw.

Kunstgewrbl. Lederarbeiten
in musterhafter Ausführung

ADOLF NÄTER
Dresden-A., Pragerstr. 26

Verlag von Velhagen & Klasing
:: in Bielefeld und Leipzig. ::

für Jugendpfleger:

Frei- u. Stabübungsgruppen, Wettkämpfe u. Spiele.

Bearbeitet
von
Fr. Schmale,
Städtischer Oberturnlehrer in Bielefeld.

Preis gebunden 1 M. 50 Pfg.

Zu beziehen
durch alle Buchhandlungen.

Die Leipziger Vormesse,

zu der Musterlager und Musterkollektionen

von **Porzellan** und anderen **keramischen Waren, Glas-, Metall-, Leder-, Holz-, Korb-, Papier-, Japan-** und **China-Waren, Puppen** und **Spielsachen, Musikinstrumenten, Schmucksachen, Seifen, Parfümerien, Sport-** und **Luxusartikeln, Haus-** und **Wirtschaftsgeräten** aller Art, sowie verwandter Waren aller Gattungen ausgestellt werden, beginnt

Montag, den 2. März 1914.

Die **meisten Ausstellungen** sind **nur eine Woche** geöffnet, obwohl es zwei Wochen gestattet ist.

Messwohnungen vermittelt die Geschäftsstelle des Verkehrs-Vereins, Leipzig, Handelshof.

C 368

Leipzig, am 25. Oktober 1913.

Der Rat der Stadt Leipzig.

□ **Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.** □

In **dritter, vermehrter Auflage** ist soeben erschienen:

Museumsgänge

Eine Einführung in Kunstbetrachtung und Kunstgeschichte
von **Hans Löschhorn.**

Mit 271 Abbildungen, darunter 8 in farbiger Wiedergabe. Preis in Leinenband 4 M. 50 Pf.

Als Weihnachtsgabe besonders geeignet!

□ **Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.** □

Digitized by Google

Dr. Lahmann Wäsche

ist anerkannt als das Vorbild einer gesunden und zweckmässigen, dabei schönen und sparsamen Unterkleidung für Damen, Herren und Kinder

Sie wärmt, ohne zu überhitzen und ohne Hautreiz. Liegt nicht kalt an und bietet mithin
vorzüglichen Erkältungs-Schutz

Prachtvolles Tragen. Kein Einlaufen.
Bewährte Dauerhaftigkeit. Naturfarbig u. weiss

Eine bestgeeignetste Weihnachtsgabe

Illustr. Kataloge u. Bezugsquellen-Nachweis kostenlos von der alleinigen Fabrik

H. Heinzelmann, Reutlingen V 8

Witzleben

Pelze

Leipzig

Stets großes Lager neuester Façons
in Paletots, Stolen und Muffen,
spezielle bessere Qualitäten.

Katalog V gratis. :: *Auswahlsendungen gegen Referenzen umgehend.*

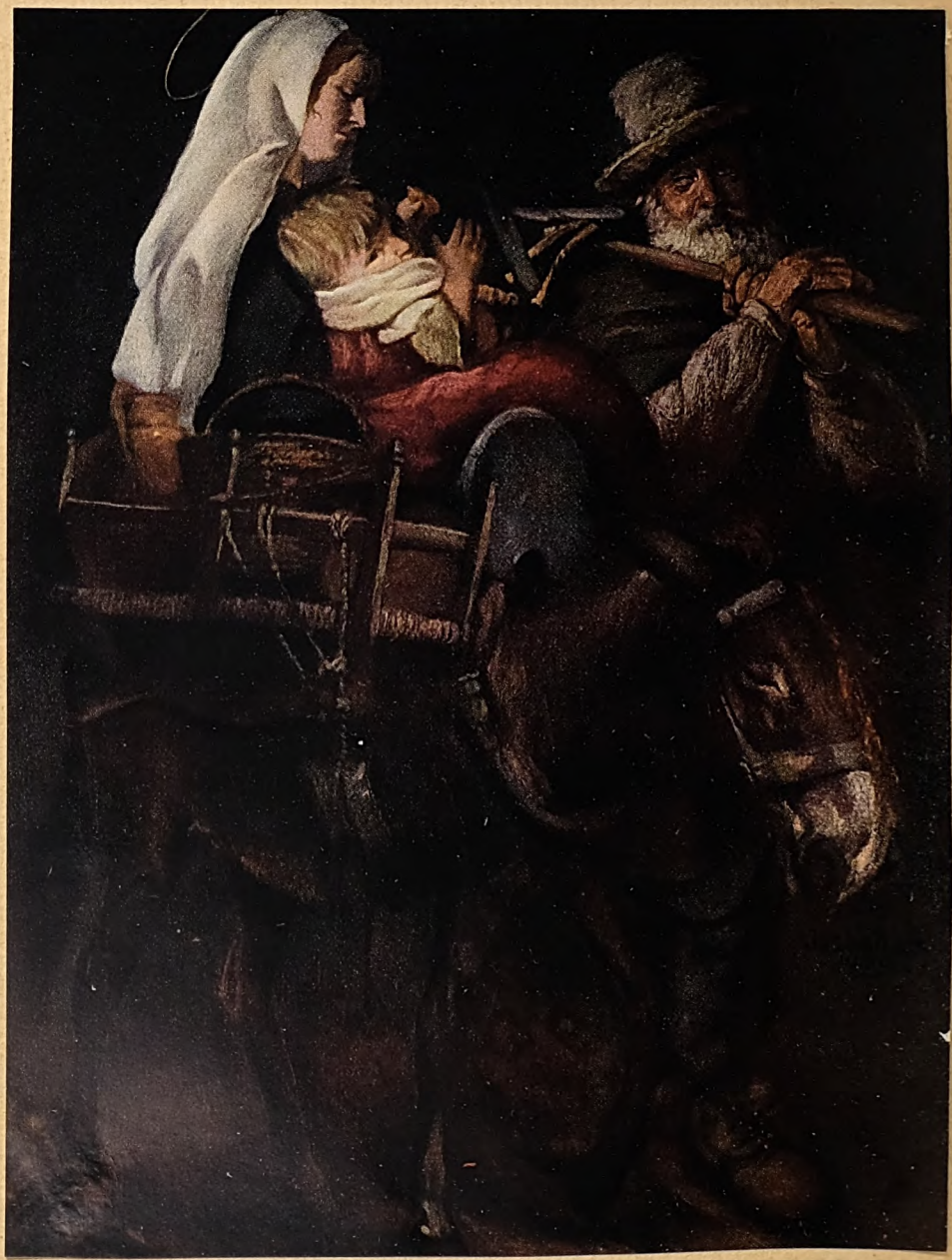
Digitized by Google

Fön-Verkaufsstellen sind durch Plakate kenntlich! Fabrik SANITAS, Berlin N 24, Friedrichstr. 131d.

Für die Anzeigen verantwortlich: G. Schräpler in Leipzig, Hospitalstr. 27. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google



Auf der Flucht
Gemälde von Josef Andreas Sailer

Digitized by Google

Velhagen & Klasings
Monatshefte
Herausgeber: Hanns von Zobeltitz
und Paul Oskar Höcker

XXVIII. Jahrgang · 1913/1914 Heft 4. Dezember 1913

Marion Flora. Roman von Hans von Hoffensthal

(Schluß)

Liebe Frau Lore, ich habe noch keine Antwort auf meinen letzten Brief — die kann ja auch noch nicht da sein — und muß Ihnen doch wieder schreiben. Denn ich habe Ihnen in meinem Brief wohl ein wenig Angst gemacht, nicht um mich, sondern um meine junge Frau, und nun muß ich mich beinahe eilen, das gutzumachen.

Liebe Frau Lore — ehe ich noch weiß, wie Ihre Antwort auf mein Geständnis und auf meine Fragen ist — liebe Frau Lore: Es geht. Unser Zusammenleben läßt sich gut an. Marion ist froh. Bis jetzt ist noch keine Stunde gewesen, in der ich ihr schönes, friedliches Gesicht trübe oder traurig gesehen, und, wenn es so weitergeht, soll auch keine solche Stunde kommen. Sie ist glücklich, macht es mir in ihrer lieben, gütigen Art leicht, mehr und mehr die andere zu vergessen und dafür sie immer lieber zu bekommen, ja, ich glaube fast, einmal gelingt es. Daß ich an Gabriele gar nicht mehr anders denke als an etwas sehr Fernes und Verlorenes — ganz kann ich ja das noch nicht — und daß ich alle Liebe, alle, alle Liebe, die ich für sie gefühlt, gelitten und in mir bekämpft habe, alle diese Liebe neu und stark und reich Marion schenke, die sie verdient.

In den ersten Wochen unserer Ehe — Ihnen gegenüber kann ich ja so aufrichtig sein — war es wohl oft nur das Mitleid mit ihr, das mich zart und herzlich und gut sein ließ. Denn zu oft drängte sich in dieser ersten Zeit das Bild der anderen zwischen uns und drohte all mein so mühsames Zusammennehmen noch einmal über den Haufen zu werfen. Aber wie gütig half sie mir über solche Zeit und solche Unruhe.

Ich sah es ihr oft an, daß sie gut wußte, wie wieder einmal alle Erinnerungen und alle Sehnsucht in mir wach waren und mich quälten. Eine weniger Gütige und Verstehende als sie hätte durch ein Wort, durch eine Ungeschicklichkeit alles verderben können. Sie geduldete sich. Ließ die bösen Stunden in Geduld an sich vorüber und machte sie dadurch zu guten. Nahm ihnen dadurch allmählich die Macht, wiederzukommen.

Und jetzt, Frau Lore, ich schreibe diese Zeilen, um Ihnen voll Freude zu sagen: Es geht. Es geht. Nur mehr sehr selten muß ich an G. denken. Und tagelang mahnt mich an jene nicht mehr eine Erinnerung. Das sind Tage, wo ich mir denke, ich habe ein ganz neues, unverbrauchtes, fröhliches und starkes Herz bekommen, das einzig und allein meiner Frau gehört und in dem nur meine junge Frau zu Hause ist.

21. Dez.

Ich konnte am 17. nicht weiterschreiben und wollte es jeden dieser Tage tun und konnte nicht.

Liebe Frau Lore, es ist etwas so Jähes über mich gekommen — nein, nein, nicht mit Marion, fürchten Sie nur ihretwegen nichts — aber meine Krankheit rührt sich wieder. Ich weiß nicht, woher, vor ein

 Copyright 1913 by Velhagen & Klasing.

Digitized by Google

paar Tagen war ganz plötzlich wieder Blut.

Was sagt der Doktor? höre ich Sie schon fragen. Ja. Liebe Frau Lore, das ist es. Der Doktor sagt nichts, ich habe es vor ihm und vor allen verheimlicht. Denn Marion, die jetzt so glücklich ist, wieder in die Sorge zurückzureißen, das kann ich nicht. Wieviel Enttäuschung, wieviel Hartes habe ich dieser Guten schon zugefügt. Jetzt, da ich sie so glücklich sehe, kann ich ihr nicht wieder weh tun.

Ich hoffe auch, es geht so vorüber, ohne daß ich etwas Besonderes dagegen unternehme. Ich nehme mich tüchtig zusammen, schlucke alte Mittel, um das bißchen Hustenreiz zu unterdrücken, und bis jetzt hat Marion ja auch nichts gemerkt. Schwer fällt es mir nur, immer eine Ausrede zu finden, wenn sie mich wie bisher zum Spazierengehen auffordert. Denn vor der Überanstrengung — wir machten oft ordentliche Wege — habe ich doch Angst. Und dabei könnte sie doch einmal bemerken, wie schwer es mir wird, bergan zu atmen.

23. Dez.

Ich will den Brief heute absenden, denn wer weiß, wie dies mit mir noch weiter wird. Gestern nacht kam wieder Blut, diesmal recht viel. Und diese Enge. Marion hat nichts gemerkt. Fast wünschte ich, sie hätte es gesehen, damit ich mich nicht so heimlich im Hause herumschleppen muß und auch den Arzt fragen könnte, aber ich habe nicht den Mut, ihr die schwere Sorge zu machen. Sie ist so glücklich.

Leben Sie wohl, liebe, gute Frau Lore. Wären Sie jetzt hier, ich wüßte, was Sie täten. Schickten mich ins Bett und schimpften mich zusammen. Lassen Sie nur — wenn es mit den bösen Kopfschmerzen nicht anders wird, muß ich mein Versteckenspiel doch bald aufgeben."

⊠ ⊠ ⊠

An die Mutter des Poldi Antlaß, die mit ihren zwei Mädchen in Trient lebte, kam in diesen Tagen die Nachricht, daß der Poldi im Hafen von Hongkong bei einem Taifun ertrunken sei. Die kleine, alte Frau — der Poldi war ein Spätling und ihr Jüngster — weinte erst eine Weile heftig und klagte laut das Schicksal an, das ihr diesen Schmerz zufügte. Aber dann hielt sie auf einmal mitten im Klagen und Weinen inne, griff sich mit der Hand an die graue, schmale Schläfe und besann sich von ungefähr, daß sie die Tränen, zu denen sie jetzt ihr Schmerz verleiten wollte, alle, alle schon einmal geweint hatte, schon so oft und oft, daß sie — kämen sie nicht aus einem Mutterherzen — wohl längst versiegt wären. Wie viele, viele Tränen hatte sie um den Poldi vergossen! Als er ein Bub war und Schlingel, dann als er in die Schule ging und nicht lernte. Und nie und nirgends gut tat — bis er dann eines Tages sein Bündel packte und auf Nimmerwiedersehen hinaus in die Welt zog. Ja damals, schien es der alten Frau, weinte sie um ihn gerade so, als wäre er schon tot. Und weinte dann aber doch noch so oft, wenn sie an ihn dachte, wie er unruhig immerzu in der Fremde sich herumtrieb, bis ihn ein plötzlicher Tod jetzt holte.

Sie trocknete die Tränen, trippelte im Zimmer auf und ab, las noch einmal das Schreiben, das ihr die Botschaft gebracht, und sann hin und her, mit wem sie sich über einiges, was ihr am Herzen lag — Versorgung seiner Habe, seiner Papiere und dergleichen — bereden könne. Sie kramte in den Briefen, die Poldi ihr geschrieben, blätterte darin, wischte wieder an einer Träne, und dann fiel ihr auf einmal Toni Wunderer ein, der ihren Sohn ja auch drüben einmal besucht hatte und ihr gewiß in allem an die Hand ginge.

Da schrieb sie ihm und bat, er sollte ihr raten, und schrieb von ihrer Not um ihren toten Poldi und von dem innigen Vertrauen, das sie zu ihm, dem Freund des Verstorbenen, hätte, in einer so rührenden, lieben Art, die kein Dichter ersinnen und schon gar kein Schauspieler je wiedergeben könnte, die einem einfachen Mutterherzen aber ganz von selbst zu Gebote steht. Doch als sie den Brief an Toni Wunderer senden wollte, wußte sie nicht wohin, und ihre Töchter wußten es auch nicht. Da sandte sie den Brief an Walter Isser und dachte sich, der würde wissen, wo sein Freund jetzt sei.

Doch auch im Florahause wußte das niemand.

In diesen Tagen aber lief Toni Wunderer mit Cora zwischen Trient und Bozen in den Etschauen auf und ab und saß Abend

Digitized by Google

für Abend und jeden Morgen im Schilf, im Busch oder hinter Mauern gedeckt, um auf die ziehenden Enten zu lauern. Es war ein guter Entenstrich dies Jahr, und starke schnatternde und quarrende Flüge strichen den Fluß lang Tal ab und Tal auf. Es kamen die zähen, geduldigen Stockenten, die hoch über den Auen zogen, es schrien die Pfeifenten, die in sausenden Flügen den dämmernden Himmel kreuzten, und die kleinen, geschäftigen Ratscherlen stiegen paarweise am Flusse auf, um flüchtig und flink über die Höhen von Leuchtenburg dem Kaltererſee entgegenzuziehen. Auch seltene Nordlandsgäste waren in diesen Nächten auf der Reise, auf der Flucht, schillernde Knäckenten, langhalsige Sichelenten und zuweilen auch die überaus scheuen Gänse.

An einem Morgen hatte Toni seinen Anstand nahe bei Pfatten an einem Knie, in dem sich die Etsch um den Bergvorsprung wand. Der Himmel war trüb, Schneewolken warteten im Westen, aber kein bißchen Wind machte sich auf, der sie in Bewegung gebracht und über die Kämme getrieben hätte. Als es ein wenig dämmerte, quarrte ein Erpel, der nicht weit von des Jägers Versteck in dem Flußgries watschelte, und stieg mit einer Sieb und zwei Jungenten hoch.

Toni ging in Anschlag. Aber er schoß nicht.

‚Es ist etwas Merkwürdiges in der Luft, ich bin unruhig und weiß nicht warum. Dumm war es übrigens von dir, mein lieber Toni, Bine nicht die Wahrheit zu sagen. Denn davon, daß du sie anlügst, hast du gar nichts und sie auch nicht viel, und einmal erfährt sie seinen Streich mit der Spaniolin doch.‘

Ein Sausen kam von Süden, und flink, aber ohne Hast hatte der Jäger die Flinte an der Backe und hielt dem niederziehenden Flug spitz entgegen. Drei Erpel waren dabei. Aber er schoß nicht.

‚Es ist da etwas mit mir nicht in Ordnung, das weiß ich, denn sonst hätte ich beide Läufe gelöst, aber was das ist, weiß ich nicht. Sonderbar ist es übrigens, daß Bine an dieser aussichtslosen Liebe keinen Schaden nimmt. Sie sieht jung aus wie immer, Toni, Toni, viel zu jung und schön, als daß du endlich einmal darüber hinwegkämst. Denn noch viel aussichtsloser ist die Liebe für dich. — Ruhig, Cora, ach ja, wieder ein Schwarm, der vorüberkommt, und du willst mich mahnen, — laß nur, es sind fast alles Sieben, wenn ich auch nur auf den führenden Erpel zielte, andere müßten es mit büßen. — Und dann, hör' Cora, Regenpfeifer, was ist das für eine sonderbare Nacht, um diese Zeit der Ton.‘

Er entsicherte das Gewehr und lehnte sich zurück.

‚Ja, wenn ich das wüßte, daß sie den Poldi einmal vergäße. Dann. Ganz gebe ich die Hoffnung ja nicht auf. Wenn noch ein Jahr, ein zweites vielleicht noch vergeht und er läßt nichts hören, nichts, — oder sie erfährt, daß er verheiratet ist, und kommt dann so langsam — nein, ungeduldig bin ich ja nicht — darüber weg — kann ich dann, darf ich dann sie noch einmal fragen?‘

Cora, die alle Entenflüge aus weiter Ferne ahnte, schnupperte. Der Jäger achtete es nicht.

‚Geduld hab' ich gehabt, ein übereiltes, heftiges Wort habe ich in der ganzen Sache nie gesprochen. Aber, du lieber Gott, mit aller Geduld, mit allem Sichzusammennehmen, genützt habe ich meinem Herzen nicht. Und alle Jagd und alle Teufelstiere können dagegen, daß ich diese Unerreichbare lieb habe, auch nicht helfen —‘

Ein starker Schwarm kam über die Au dem Flusse zu, eräugte den Feind und schwenkte, etwa vierzig Schritte vom Jäger entfernt, gegen die Erlen ab. Cora zitterte vor Erregung und sah den Herrn, der wieder nicht schoß, unglücklich an. Ein ganz kurzer Ton, den sie nur in der höchsten Jagdungeduld ausstieß, kam aus ihrer Kehle.

‚Sei still.

‚Wie wäre es, wenn ich es Bine doch sagte, daß er verheiratet ist. Ich brauche ihr ja nicht zu sagen, daß ich damals gelogen habe, — nein, ich gehe zu Poldis Mutter und erfahre es da und erzähle es Bine, als hätt' ich es erst gehört. — Wie wird sie es aufnehmen? Sie wird zuerst ganz betrübt sein und über seine Untreue weinen, an die sie ja nicht gedacht hat. Denn wenn sie an etwas bei ihm glaubte, so war es an seine Treue. — Aber hat

Digitized by Google

dieses Warten und Warten auf nichts und wieder nichts einen Sinn? Er ist mit einer anderen verheiratet und kann ihr ja ein Glück nie mehr geben. Sie denkt an ihn, — und ich, ich komme über sie doch nicht hinweg. Ja, nun mache ich Schluß, gehe zu Poldis Mutter und höre von der, was mit ihm Neues ist.

„Auf, Cora.

„Macht, daß ihr weiterkommt," rief er laut einem Schwarm von Krickenten zu, der nieder und jäh an ihm vorüberzog. —

Am selben Mittag noch stand er vor der alten, kleinen Frau Antlaß. Sie freute sich und streckte ihm beide Hände entgegen. „Wie schön, daß Sie so schnell meine Bitte erfüllt haben."

Er verstand nicht.

„Ja, lieber Herr Wunderer, mein Brief, den ich an Sie geschrieben habe."

„Ich weiß von keinem Brief, ich bin nur so vorübergekommen."

Da ließ sie seine Hand gar nicht aus der ihren und zog ihn an die Fensterbank, und da mußte er sich neben die alte Frau setzen. Und ganz tapfer begann sie von Poldis Tod zu erzählen und weinte dabei gar nicht, sondern sagte nur: „Es wird mir leichter, wenn ich Sie anschaue, Sie haben ja noch mit ihm gesprochen. Nicht wahr, und damals war der Poldi noch gesund und so froh? Ja, voll Leben war er immer."

Toni brauchte gar nichts zu sagen. Denn die Mutter kam ins Erzählen, erzählte von dem Toten, wie er noch ein kleiner, schlimmer Bub gewesen war, „so schlimm, — aber im Grunde nie schlecht, nein, schlecht war er nie, nicht wahr, das muß jeder, der ihn kannte, ihm lassen?"

„Ja," sagte Toni, „er hatte ein gutes Herz."

„Das hatte er, und darum, er hat uns wohl ein wenig Verdruß gemacht, ach ja, welcher frische Bub macht das seinen Eltern nicht? Aber bös konnte man ihm nicht sein. Dazu war er vielleicht zu gut, zu herzensgut."

Und die alte, kleine Mutter geriet mehr und mehr ins Erzählen, immerzu nur über ihren Poldi, und während sie so sprach, blieb von Poldis schlimmen Streichen und Poldis Müßiggang und Poldis Schulden und Abenteuern nichts mehr übrig. Sondern so wie die alte, gute Frau von ihm sprach, war er der besten Söhne einer, der ihr, wenn sie es genau betrachten wollte, eigentlich doch nur Freude gemacht hatte und nur den einen, den einzigen Verdruß, daß er so jung starb.

So redete die alte, liebe Frau aus ihrem gütigen Mutterherzen, in dem alle Not und alle Bitternisse schon lange verziehen waren — und Toni Wunderer hörte zu.

Es war schon Dämmerung im kleinen Zimmer, aber der alten Frau, der soviel Helligkeit im warmen Herzen saß, fiel es nicht auf, wie dunkel es in der Stube ward. Erst als Cora aus der Ecke kroch und, der langen Ruhe überdrüssig, sich liebkosend an ihren Herrn schmiegte, sah die alte Frau auf und erschrak, wie lange sie schon ihren Besuch hielt.

Sie stand auf und entschuldigte sich fast verwirrt. Und nun sagte sie — das erste Wort, das nicht nur ihrem Poldi galt, ganz plötzlich: „Man muß es nur tragen. Ich bin ja mit meinem Elend nicht allein. Die arme Frau von Isser."

Toni fuhr auf.

„Was ist es mit der?"

„Ja, wissen Sie denn davon nichts? Walter liegt im Sterben."

⁂ ⁂ ⁂

Er kam vor dem Florahause mit Doktor Niebaur zusammen, der denselben Weg hatte.

„Es ist nichts mehr zu machen," sagte der und schüttelte den Kopf.

„Ja, aber woher? War doch so erholt, so gut beisammen, wie ist das jetzt möglich?"

„Fragen Sie mich nicht," gab der Arzt mit seiner weichen, ruhigen Stimme zurück, „was ich selbst nicht wissen kann. Es sind Herde im ganzen Körper, und das ist nicht anders zu erklären, als daß ein Gefäß angegriffen ist — und der Krankheitsstoff kam ins Blut."

„Ohne jede Hoffnung?"

„Man darf gar keine mehr haben. Was hätte er auch davon?"

„Wie lange noch?"

„Tage, wenige Tage — nicht mehr."

„Ist er bei Bewußtsein?"

„Ja, immer."

„Und leidet viel?"

„Kopfschmerzen — aber dagegen konnte ich ja helfen. Ich spare nicht."

Digitized by Google

Toni zögerte. Dann fragte er langsam: „Und seine Frau. Weiß sie?“

„Ja.“

„Und wie trägt sie es?“

„Tapfer, ganz merkwürdig tapfer. Aber mir kommt vor, ganz versteht sie es noch nicht. Sie weiß, daß er verloren ist, das sieht sie, aber bis zu ihrem Empfinden ist die Erkenntnis noch gar nicht gekommen. — Herr Wunderer, wenn sie es begreift, dann helfen Sie mir.“

Die beiden reichten sich kurz die Hände, bevor sie ins Haus traten. Der Doktor ging voran die Treppe hinauf.

Man hatte den Kranken im Südeckzimmer gebettet, das mit einem Fenster durch die kahlen Äste der großen Linde auf die Berge sah. Die Vorhänge waren zurückgeschlagen, und das Licht, das hell und klar in den Raum kam, war so mild und weich, daß es die Augen des Kranken nicht blendete. Die Luft im Zimmer war ganz rein, nicht eine Mahnung von Medizin war zu spüren, und wer so, ohne daß er von dem harten Ernst vorher etwas erfahren, in das Zimmer gekommen wäre, hätte an ein schweres Krankenbett nicht gedacht. Denn da kam dem Besuche zuerst eine junge Frau entgegen, mit ganz ruhigem Gesicht, mit blanken, reinen Augen, in denen nicht die Spur einer verlorenen Träne saß, mit einem ganz ruhigen Mund, — ach ja, jetzt, als sie Toni begrüßte, zuckte es einen Augenblick leise um die Unterlippe. Aber in der Stimme war auch nicht ein unsicherer Ton. Und da stand Toni vor dem Freund.

Der lag mit stark erhöhtem Oberkörper und reichte ihm lächelnd die Rechte. Er sah nicht anders aus wie damals, als ihm Toni zum letztenmal die Hand gegeben, sein Gesicht war gut gefärbt, die Wangen — nein, nein, gerade so wie sie immer waren, schmal, doch nicht verändert. In den Augen freilich war ein merkwürdiger Glanz, etwas Unruhiges und Blinkendes, und jetzt, als er sein „Grüß' dich, Toni“ sagte, war da in der Stimme etwas, so als käme die nicht von dem Bette, sondern von weiter her. Und dann, als er die Hand des Freundes nahm und Marion und den Doktor bat, sie möchten ihn ein bißchen mit Toni allein lassen, da sah der auch, wie schon die paar Worte ihn anstrengten, so als wäre in der ganzen Brust nicht viel Atem. Aber es ging dann doch, daß er sich ganz allein noch mehr aufrichtete, und nachdem er eine Weile gewartet und den Schritten seiner Frau und des Doktors den Flur entlang sorgsam nachgehorcht hatte, sagte er viel müheloser, fast ohne Anstrengung: „Ja, Toni, jetzt hat's mich bös.“

„Unsinn,“ gab der zurück und traf den Ton der Ungläubigkeit so wunderbar echt wie nur je. „Einen Klaps hast wieder einmal, grad so wie am Schiff damals, von dem du erzählt hast.“

Walter nickte leise.

„Wenn's nur das wäre.“

„Was soll's sonst sein?“

„Die Kopfschmerzen, — es ist da drinnen etwas, wenn das vorübergeht, ja dann —, denn siehst du, das mit der Lunge, das ist schon wieder zum Gutwerden, das schon — aber das Fieber.“

„Pah, Fieber,“ sagte Toni. „Wieviel denn?“

„So achtunddreißig, und mehr.“

„Wenn das alles ist. Achtunddreißig hatte ich damals rein vor Wut, als ich in Burma einen Bären fehlte.“

Walter lächelte. Dann glitt ein Schatten über sein Gesicht, und er sagte ernster: „Weißt, Toni, es wär' dumm, wenn's jetzt schief gehen sollt'. Jetzt, wo sie —“ er wies mit dem Kopf leise nach der Tür, „so glücklich ist. Es ging gut mit uns zwei, kannst mir glauben. Schau' sie nur an, sie sieht so fröhlich aus, so zufrieden.“

„Ja, das sehe ich,“ sagte Toni. Aber er fühlte, wie schwer ihm in diesem Augenblicke der leichte, nachlässige Ton fiel.

„Und schau',“ fuhr Walter fort, „das mit der anderen, ich meine fast, es ist jetzt fertig. Hättest aber auch sehen sollen, wie mir Marion darüber half. War so gut, so geduldig, als hätte sie mir angemerkt, daß ich von da drüben her noch wund bin.“

Er holte ein paarmal recht mühsam Atem, dann sagte er weiter: „Auf das Wundenpflegen versteht sie sich. Hat ein paar Dutzend Bauernkindern die aufgescheuerten Knie und Hände verbunden, das ist ja nicht gar so schwer; aber solche heikle Sachen wie bei mir. — Das Herz war so zerrissen, liebte die eine und mußte die auch lieb haben, so gut war sie. Aber dann, ich mein', jetzt ist Frieden.“

Digitized by Google

„Denkst nicht mehr an sie?"

„Nicht mehr?" Er überlegte eine Zeit. „Das, Toni, das kann ich nicht sagen, aber nicht mehr so wie früher, — — nur —"

Toni wartete, bis der Kranke fortfuhr: „— nur zuweilen ist alles noch wie früher. Daß ich sie sehe, ganz nahe, der Abschied war noch nicht, nein, alles so wie früher."

Er schwieg. Und bei dieser Erinnerung wurde sein Gesicht noch schmaler und ganz blaß.

„Unsinn," sagte Toni und stand auf. „Du bist alleweil eine Art Schwärmer gewesen, jetzt bist du noch dazu ein bißchen schwach. Da träumt einer doppelt verrücktes Zeug, einfach in die blaue Luft."

Er erwartete eine Antwort.

Aber der Kranke hatte die Augen geschlossen und den Kopf zurückgelehnt. Auf seinen Wangen flackerte ein heftiges Rot, die Lippen, die blasser waren, hatten sich leise aneinander gefügt. Der Atem ging ruhig.

Mit einem Male kam er ein wenig zu sich.

„Geh jetzt, Toni," sagte er kaum flüsternd. „Ich bin sehr müde."

⁂ ⁂ ⁂

Eine Seele, die von dieser Welt gehen muß, schickt, ehe der letzte, harte Abschied kommt, noch einmal ihre Grüße in die weite Welt. Sonderbar mächtig ist die Kraft, die von einem starken Gedenken in Abschiedsstunden in die Ferne geht.

Da war jener arme Amadeo, der mit der „China" in den 12000 Fuß tiefen Indischen Ozean sinken mußte, aber in der Todesstunde noch ein letztes, liebes Wort für seine alte Mutter sagte. Und die alte Frau, eine Netzflickerin auf Melleda, erwachte mitten in dieser Unglücksnacht, kniete sich im Bette auf und sprach für ihren fernen Sohn ein kurzes Gebet. Und da war jener Domenico, der, ehe die „China" kopfüber in das Meer tauchte, noch einmal an seine junge Frau dachte, und die war in dieser Nacht in Pola in einer Schenke und ließ sich von lustigen Leuten im Tanz schwenken und hatte für ihren Mann in dieser Stunde nicht einen Gedanken. Aber mit einem Male wand sie sich aus dem Arm des Burschen, der sie hielt, und ging aus dem Saal und ging heim. Und des alten Matrosen Sohn, der Luigi, war in dieser Nacht, in der der alte rostige Kessel auf der „China" sprang, mit dem Boot zwischen den Dalmatinischen Inseln, hatte Grundangeln ausgeworfen und probierte an der Schnur und an jener. Und bekam dann eine Schnur zu fassen, an der es wie mit schweren Fäusten hing, und zog und zog und bekam das Entsetzen vor der Unheimlichkeit und Unergründlichkeit der See und ließ die Schnur und schlug gläubig ein Kreuz.

Als Poldi Antlaß von Hongkong nach Kawloon übersetzen wollte und der Taifun hinter dem Viktoria Peak hervorbrach — niemand war da, der ihm und den Ruderern half; aber daheim, in Tirol, ging seine kleine Mutter in dieser Stunde unruhig auf und ab und wußte nicht, woher des Herzens plötzliche Not und unverständliche Qual. — —

⁂ ⁂ ⁂

Es ist Abend geworden, und im Südeckzimmer des Florahauses brennt eine Lampe, deren Schirm tief herabgelassen ist, damit das Licht den Kranken nicht stört.

Er ist unruhig, sitzt fast — so hoch mußten sie ihn emporheben — im Bett und hält doch nicht die Lage, sondern müht sich, den Oberkörper noch mehr aufzurichten, so als bekäme er dann den Atem, um den er so schwer kämpft. Das Gesicht ist noch immer rot gefärbt, — freilich, das Fieber jagt das Blut in den Kopf, und der arme Kopf schmerzt davon, — es ist, als glitten Nadeln in den Adern mit dem eilig pulsenden Strom und blieben alle, tief da drinnen, im Hinterhaupt, in weichen, empfindlichen Häuten stecken. — Die Arme sind keinen Augenblick ruhig. Immer hastet die Rechte im Bettzeug umher, pflückt raschbewegte Dinge, streicht unsichtbare Falten glatt, will unsichtbare Blätter ordnen und bringt es doch in all der Unstetheit unermüdlich fliehender und wechselnder Bilder nicht auf eine kurze Spanne Zeit zu einem Ziel. Der linke Arm macht nicht alle die heftigen, weitausholenden Bewegungen des rechten mit. Es scheint, daß in ihm die freie Beweglichkeit behindert ist, denn nur sehr langsam und tappig kann er sich rühren, und auch dann, als der Kranke Anstrengung macht, plötzlich das

Digitized by Google

Bett zu verlaſſen, hilft der linke Arm nur ungeſchickt, den Körper zu ſtützen.

Aber da iſt ſchon Marion und hält den Unruhigen. Ihre Hand iſt ganz ſicher, ohne Haſt, in aller Kraft weich.

„Nicht, Walter, nicht heraus, bleib.“

Er ſieht ſie an. Eine Weile iſt es, als erkenne er ſie gar nicht, ſein Blick iſt ganz fremd. Aber dann wird es in ihm klar. Und ganz geduldig läßt er ſich betten.

„Dank, Marion, — was mach' ich dir Mühe.“

„Sei nur ſtill, Walter, du mußt ruhig liegen.“

Ein paar Minuten vergehen.

„Wer war vorhin im Zimmer?“

„Nur ich,“ gibt Marion zurück.

„Warſt immer da?“

„Ja, immer.“

„Und ſonſt niemand?“

„Nein, Walter. Doch, einmal deine Mutter. Sie ſah herein und wollte dich grüßen. Aber du ſchliefſt.“

Pauſe.

„Ja, ja, ich ſchlief. Ich träumte.“

Marion legt ihm die Hand auf die Stirn.

„Schön, Walter, ſchön?“

„Wunderſchön — du — es war alles ſo wie früher —“

„Wie denn, Walter?“

„So wie im Sommer — — weißt, ich ging in aller Früh fort, den alten Weg hinab, durch die Stadt, niemand war auf den Straßen, und da kam das kleine Mädel, — wie ſonderbar, ſie ſuchte einen kleinen Hund — Kor hieß er — da ſuchte ich mit. Kor war es.“

Er ſchloß die Augen und ſchwieg.

Aber während er ſo ſtumm lag, kam wieder die Unruhe über ihn und zerrte an ihm, daß er ſich jäh aufrichtete, und der rechte Arm ging irre Wege, und die Hand griff in die Kiſſen, ganz ſinnlos, und die arme linke Hand, die halb gelähmt war, kroch armſelig über die Decke, als müßte ſie eine andere Hand einholen, die flinker als ſie floh.

Marion nahm die beiden Hände, die eilende und die armſelige.

„Sei ruhig, Walter, ſchau', ich bin ja bei dir.“

„Du, Marion, du?“

Er richtete den Blick ganz voll in ihr Geſicht, ſah ſie lange, lange an, und in ſein Geſicht kam ein ſonderbares Staunen.

Dann ſchüttelte er, als beſänne er ſich, den Kopf, ganz langſam, langſam. Und fing herzbitterlich an zu weinen.

⁂ ⁂ ⁂

„Er kennt mich nicht mehr,“ ſagte Marion ganz tonlos, „wenn ich an ſeinem Bett bin, ſieht er mich nur ſo an und kann mit einem Male lächeln und ſchaut auf die Tür.“

„Setzen Sie ſich doch,“ gab Toni zurück, „Sie ſtehen ja den ganzen Tag.“

Und ganz zart, fürſorglich führte er Marion an die Eckbank. „Ruhen Sie ſich ein wenig aus.“

„Jetzt, Toni, wo es ſo iſt?“

Er ſah ſie lange an, wollte erwidern; da kam Bine.

„Toni,“ ſagte ſie, „Walter ruft nach Ihnen.“

Toni ging. Und Marion nahm Bines Hand und drückte die ganz feſt und ſagte mit derſelben tonloſen Stimme: „Er kennt mich nicht mehr. Es iſt, als hätte er ſchon Abſchied von mir genommen und ſagte doch nicht ein Wort.“ — —

„Toni.“

„Ja, Walter.“

Der Kranke ſaß im Bette und reichte dem Freunde die Rechte.

„Was iſt es, Walter?“

„Es wird nicht mehr wieder.“

„Ach was, denk doch nicht —“

„Nein, Toni, ſag' nichts dagegen, ich weiß es. Aber etwas.“

„Was denn, Walter?“

„Du biſt mein Freund —“

„Ja.“

„Und warſt immer gut mit mir.“

„Was ich tun konnte.“

„Viel. Aber noch einen Dienſt?“

„Was du willſt.“

„Alles?“

„Alles.“

„Dann dies.“

„Sag'.“

Seine Augen glänzten.

„Ich muß noch einmal ſie ſehen —“

Toni ſah zur Seite.

„Hörſt du?“

„Ja.“

„Ich muß noch einmal ſie ſehen, einmal noch! Toni, Toni, tu das für mich. —

Digitized by Google

Einmal noch —“ er hielt nur ein paar mühsame Atemzüge inne — „einmal noch. Das letztemal.“

„Wie kann ich das?“

„Doch, Toni, Freund, das mußt du. Geh zu ihr, sag’ ihr, ich lieg’ da, es geht zu Ende. Sag’ ihr, einmal noch soll sie kommen, nur daß ich sie sehen kann, ein Wort von ihr, — noch einmal das Gesicht von ihr, den Mund, — noch einmal — Toni, es sind ein paar Tage noch, Toni, einmal noch, ich möchte sie so gerne noch einmal sehen.“

Er richtete sich gewaltsam auf, faßte den Arm des Freundes und wollte, an den sich klammernd, aus dem Bett.

Der starke Mann hatte Mühe, den Erregten niederzuhalten. Freilich, es dauerte nur eine kleine Weile. Dann schlief der Kranke völlig erschöpft ein.

Aber selbst noch in diesem Ermüdungsschlafe ging die Qual über sein Gesicht, und auch die halb gelähmte Hand irrte, als suchte sie eine andere Hand, in den Kissen umher.

⁂ ⁂ ⁂

„Marion.“

Sie saß noch so, wie er sie vor ein paar Minuten verlassen, den Kopf in die Hände gestützt. Als er sie beim Namen rief, stand sie auf.

„Was ist denn, Toni?“

„Hören Sie, Marion,“ sagte er und nahm ihre Hände, „Sie sind so eine tapfere, kluge Frau und werden mich jetzt gewiß verstehen.“

„Was sagte er? Kannte er Sie?“

„Ja, er kannte mich. Aber hören Sie. Er ist so unruhig, es ist etwas, was ihn nicht zur Ruhe kommen läßt, was ihn so quält.“

„Was ist es?“

„Ja, Marion, wenn Sie es wüßten, — wir — wollten ihm helfen. Nicht wahr, wir täten das?“

„Ja, ja.“

„Und wenn es auch uns ein Opfer wäre?“

„Was er nur will. Aber was ist es?“

Er hielt ein wenig inne und sah in dieses Gesicht.

„Ja, wie soll ich es Ihnen sagen? Er sagte gestern schon, er wäre so in Unruhe gewesen, daß er vielleicht mich nicht mehr sehen sollte, und seit ich da sei, seit er mit mir noch gesprochen, sei ihm leichter. Und mit Mama hat er lange gesprochen, und mit Bine — und hat jedem noch das und jenes gesagt, und von Ihnen“ — Toni zögerte — „von Ihnen nimmt er wohl zu allerletzt Abschied, wenn er glaubt, daß es nahe wird.“

Marion saß und hatte den Kopf gesenkt.

„Aber nun“ — er sprach langsamer, so schwer fiel es ihm — „ist da noch jemand, mit dem er gerne noch ein Wort reden möchte, Abschied nehmen — das quält ihn so, daß er das nicht kann. Darum bat er. Marion, das wollte er noch einmal, er hat ihr vielleicht noch etwas zu sagen, von damals her, — Marion, verstehen Sie mich nicht? — sagen Sie ein Wort.“

Sie hob ganz langsam das Gesicht und sah ihn an. Und ganz ohne Stimme fragte sie: „Gabriele?“

„Ja,“ gab Toni zurück, „die.“

Da schüttelte sie den Kopf.

„Die — — kommt nicht.“

„Wenn Sie es nicht wollen — nein.“

Aber da stand Marion mit einem Male aufrecht vor ihm.

„Ich, nicht wollen? Ja, Toni, um mich handelt es sich ja nicht. Aber sie — sie hat nicht das Herz.“

„Sie erlauben es? Daß sie kommt?“

„Ja. Wenn er sie sehen will.“

„Dank Ihnen,“ sagte Toni und ließ Marions Hände aus den seinen. „Wenn ich nur von Ihnen aus darf, Dank Ihnen. Denn daß sie kommt,“ er betonte scharf und hart, „dafür lassen Sie nur mich sorgen.“

⁂ ⁂ ⁂

Es war noch vollständig finster, noch nicht sechs Uhr früh, als Toni Wunderer vor Gandegg ankam und die Glocke zog.

Er hörte, wie es ganz ferne drinnen in einem Flur klingelte, lange, so als kicherte jemand, und dann war es, als keifte eine meeralte, aus dem Schlafe aufgeschreckte Frau. — Einige Minuten vergingen.

Als Toni eben wieder am Glockenzug rütteln wollte, knarrte rechts oben am Erker ein Fenster, ein Guckloch öffnete sich, und ein Kopf reckte sich vor.

„Wer da?“

„Komm herunter,“ rief Toni zurück, „öffne.“

Digitized by Google

Kinderbildnis

Gemälde von Prof. Franz von Stuck

Verlag der Photographischen Union in München

Digitized by Google

Digitized by Google

„Was ist los?“ fragte die Stimme weiter.

„Herunterkommen sollst du, sage ich, und öffnen.“

Der Kopf glitt flink zurück, eine Hand schloß das Guckfensterchen, dann war es einige Minuten wieder still. Aber dann kam vom Hof drinnen ein Geräusch, erst ganz ferne, als wetze ein Schnitter seine Sense, dann war es, als schlürften Schritte über steinerne Fliesen. Mit einem Male hielt der Schritt inne, jemand hinter dem Tor räusperte sich, vorsichtig und bedächtig, und nun kam wieder das Fragen.

„Wer ist es?“

„Ein Bote vom Herrn Isser,“ sagte Toni laut, „öffne.“

Ein Schlüssel tauchte ins Schloß, zwei-, dreimal schnappten Federn, dann öffnete sich das Tor. Und der Schein der Kerze, die der alte Diener in der Hand hielt, fiel Toni gerade ins Gesicht.

„Ich muß das Fräulein von Hessing sprechen.“

„Die Herrschaft ist nicht hier,“ sagte der Diener.

„Die Herrschaft ist hier.“

„Nein.“

„Lüg' nicht; ich weiß es, sie ist hier.“

„Ja, aber sie schläft.“

„Dann sollst du sie wecken.“

„Das darf ich nicht, um diese Stunde. Sechs Uhr früh. Die gnädige Baronesse—“

„Es muß sein, es ist eine wichtige Sache, sofort.“

„Ich kann nicht,“ gab der Diener zurück und wollte das Tor zuschlagen. Aber Toni war achtsam gewesen und stand in zwei Schritten mit dem Diener im Hof.

„Dann werde ich dir helfen, du Laffe, das gnädige Fräulein aus den Federn zu bekommen. Hallo — —“

„Um Gottes willen —“

„Ja, es werden doch im Hause vernünftigere Dienstleute sein als du. — Mensch,“ schrie er ihn an, „bring mich mit deinem Gezappel nicht in Wut! Geh sofort hinauf, klopfe, sage, Herr Wunderer ist da, aus Maria Himmelfahrt, und muß unbedingt in dieser Stunde mit der Baronesse sprechen.“

Da ging der Alte. Und wollte Toni im Flur stehen lassen. Aber der stieg mit dem Diener die Hallentreppen hinauf, so daß der sich oben doch besann und die Salontür vor ihm öffnete. Aus der Küche gegenüber kam Klappern von Geschirr, Feuerschein und der scharfe Geruch von heißem Kaffee.

Eine junge Magd trat mit einer Lampe in den Salon.

Toni zog die Uhr, ließ sich auf einen der Sessel nieder und wartete. Nach einer Viertelstunde öffnete er die Tür zum Flur und ging hinüber in die Küche. Die junge Magd und zwei ältere sahen über ihren Kaffeenäpfen auf.

„Was ist es,“ herrschte er sie an, „ist die Baronesse geweckt worden?“

„Wir wissen nicht.“

„So, ihr wißt nicht? Dann gehst du,“ er wandte sich kurz der jungen Magd zu, „sofort zur Baronesse, klopfst an und sagst: Herr Wunderer aus Maria Himmelfahrt ist da und wünscht die Baronesse in einer sehr dringenden Sache zu sprechen.“

Die Magd lief. Und kam in ganz kurzer Zeit wieder.

„Die gnädige Baronesse ist schon im Salon.“

Da ging Toni ganz ruhigen Schrittes hinüber.

Sie war in einem dunkelblauen Kleid, das ein schmaler Gürtel schloß, sorgfältig frisiert; nichts an ihrer Toilette ließ erkennen, daß sie sich irgendwie beeilt hätte. Das Gesicht war blaß, ruhig. Ihre grauen Augen unter den geraden, schmalen Brauen blickten hart.

Sie reichte Toni die Hand.

„Um diese Stunde,“ sagte sie und nickte leise, wie um ihn damit zum Platznehmen einzuladen, „ich weiß es noch von Ihrem letzten Besuche her, Sie sind kein Formenmensch, — gerade heraus, kurz. Aber, diese Stunde, — setzen Sie sich doch.“

„Ich setze mich nicht,“ gab er schroff zurück, „kommen Sie, machen Sie sich rasch zurecht, Sie müssen mit mir.“

„Ich verstehe nicht, verstehe wirklich nicht —“

„Walter liegt im Sterben,“ stieß er heftig hervor, „er will Sie noch einmal sehen, das ist es. Kommen Sie.“

Sie war aufgestanden und schlang ganz langsam die Finger ineinander.

„Das ist doch ganz unmöglich. — Ich zu ihm?“

Digitized by Google

„Ja, so wie Sie sind."

„Aber lieber Herr —"

„Nichts lieber Herr, — es ist keine Zeit zu verlieren. Er will Sie sehen, ein letztes Mal sehen. Sie müssen —"

Sie erschrak, wie heftig er war. Sie suchte nach einem ruhigen Wort, das sie ihm sagen wollte. Und fand nur eine Redensart.

„Das geht doch wirklich nicht. Denken Sie doch."

Da trat er hart auf sie zu und faßte sie am Handgelenk.

„Es gibt nun gar nichts, das geht nicht, das paßt sich nicht, und denken Sie doch! Denken doch Sie —"

„Um Gott, nicht so laut."

„Ja, nicht so laut," er mäßigte nicht im geringsten seine Stimme, „immer nur Rücksichten, immer nur Augen rechts und links und ringsum. Aber diesmal einmal geradeaus. Sagen Sie," er ließ ihre Hand nicht los und hielt sie wie in einer Klammer, „haben Sie denn ein Herz? Sie sind doch eine Frau, es muß doch etwas Weiches, Zartes und Gutes auch in Ihnen sein. — Nein?"

Sie wollte ihre Hand aus seinem Griff befreien.

„Lassen Sie mich los."

„Erst sagen Sie, daß Sie mit mir kommen. Hören Sie doch. Sie waren doch einmal mit ihm verlobt, Sie müssen ihn doch lieb gehabt haben, ein wenig, ein bißchen lieb. Haben Sie das nicht?"

„Ja, ja, lassen Sie mich los."

„Hören Sie. Und dann, ja, er wurde krank, ich versteh' schon, Sie hatten nicht den Mut, Ihr Leben an einen Kranken zu ketten, ich kann das vielleicht begreifen —"

„Bitte, bitte, meine Hand —"

Er gab nicht acht. Wie mit einer Fessel hielt er sie.

„Und jetzt, jetzt liegt er im Sterben, es dauert nicht mehr lang, heute noch kann es zu Ende gehen. Und er will Sie noch sehen, Ihnen vielleicht noch ein Wort sagen, fürchten Sie doch nichts, gewiß keinen Vorwurf, nur noch einen Gruß — Sie müssen ihm das doch tun, Sie müssen!"

Er hatte ihre Hand freigegeben und trat einen Schritt zurück.

„Kommen Sie, ja?"

„Und seine Frau?"

„Sie weiß es. Oh, denken Sie nicht, daß das irgend etwas Heimliches, etwas, was Sie nicht tun dürften, Sie hindern könnte. Seine Frau weiß, daß ich da bin, daß ich Sie das bitte."

Gabriele versuchte es, ihre Ruhe wiederzubekommen. Ihre starke, stete Ruhe, aus der sie das heftige Reden dieses Besuches beinahe schon gedrängt hatte. Sie sah eine Weile wie verwirrt zu Boden, dann sagte sie: „Lassen Sie mir Zeit. Jetzt, so in aller Eile kann ich mich nicht entschließen, das sehen Sie doch ein."

„Sie müssen sofort kommen," sagte Toni unbeirrt. „Da gibt es kein Sichbesinnen und Überlegen. Er kann — ja — sterben."

„Hören Sie," — sie schrak zusammen und lauschte, „hören Sie, Mama ruft —"

Man vernahm durch ein paar geschlossene Türen das Rufen: „Gabriele, Gabriele!"

Da wollte sie fliehen.

Aber Toni hatte nun wieder ihre Hand und hielt sie.

„Gehen Sie hinüber," sagte er bestimmt, mit einer ganz harten, sicheren Stimme, „und sagen Sie Ihrer Mama, Sie müßten in die Stadt. Sonst brauchen Sie nichts zu sagen. Am Abend sind Sie wieder da."

Sie zögerte.

„Rasch," sagte er, „rasch."

„Und wenn ich nicht — kann?"

„Sie können — Sie müssen können."

„Sie werden mich ja nicht zwingen?"

„Zehn Minuten warte ich da, kommen Sie bis dahin nicht zurück — —"

„Was dann?"

„Sie müssen," herrschte er sie an, „machen Sie sich bereit."

⁂ ⁂ ⁂

Es ist ein ganz heller, klarer Wintertag, der letzte Sonntag im Jahr.

Die Sonne, die erst spät über der schlanken Steilpyramide des Cimone aufging, scheint jetzt — der alte Mesner hat gerade besonders lange und andächtig die Mittagsglocke geläutet — warm auf die Südfront des Florahauses, und ihr winterlich milder Glanz liegt so golden und zärtlich an den Scheiben, daß Marion behutsam das Fenster ein wenig öffnet. Eine ruhige, klare Luft fließt herein, und von den Lärchen bei der kleinen Wiese herüber kommt das Locken und Schwätzen der

Digitized by Google

Weindrosseln und Krummschnäbel, die in langen Flügen und Zügen um diese Zeit in den kalten Wäldern haushalten.

Der Kranke schläft.

Die Tür zum Nebenzimmer öffnet sich ganz leise. Frau Luisl sieht herein, und da Marion nickt, gleitet der Kopf der alten Frau wieder zurück, und die Klinke richtet sich unhörbar wieder gerade.

Vor zwei Uhr läutet im Turm drüben die kleine Glocke, die den Nachmittagsgottesdienst ankündigt und ruft ihr ‚Noch eine Viertelstunde, noch eine Viertelstunde, dann seid bereit' den Bauernhöfen rings auf den sonnigen Höhen zu. Kirchgänger kommen daher, einzeln und in kleinen Gruppen und verhalten sich noch vor dem Tor, ehe sie eintreten. Ein paar sehen im Vorübergehen zu den Fenstern des Florahauses empor, ein alter Bauer geht auch die fünf Stufen hinab, pocht an die Tür, und als Minika ihm aufmacht, sagt er flüsternd und ehrfürchtig eine Frage.

Die anderen vor dem Kirchentor sehen nur, wie die alte Magd den Kopf schüttelt und dann das runzlige Gesicht in der blauen Schürze birgt.

Walter schläft.

Seit gestern abend ist der Doktor im Haus und hat, wie er selbst sagt, mit dem einzigen Trost, den es da noch gibt, nicht gekargt. Nun hebt sich die Brust in langsamen Atemzügen, das Herz schlägt noch einmal tapfer, so ruhig, wie es mit seinen armseligen Kräften noch kann — und drinnen im Kopf, wo die harten, zähen Schmerzen saßen, ist ein schweres, gleichmäßiges Brausen, in dem die Schmerzen schweigen. Ein paar Stunden schon währt dieser Frieden. Aber wie hart und grausam die Qual der letzten Tage war, davon reden das Gesicht und der Mund, der scharf und auch jetzt in dieser erkämpften Ruhe mit einem bitteren Ausdruck aus dem ermüdeten Gesicht sieht, reden die Wangen schmal, ganz blaß — davon redet ein weher Zug, in kleinen Falten geritzt auf der Stirne und an den Schläfen. Auch die Hände reden davon. Nun liegen sie still auf der Decke, aber auch jetzt in dieser Ruhe noch erzählen sie, müde und erschöpft, von der harten Plage und Unrast, während Schmerzen und wehe Träume sie hetzten.

Seit er dem Freund so mühsam seine schwere Bitte gesagt, sind nicht mehr viele Worte über seine Lippen gekommen. Ein paarmal ein leises „Danke", wenn Marion ihm einen Dienst erwies, ein paarmal ein leises „Mutter, Mutter", einmal ein Wort an den Doktor: „Viel leichter, Dank." Alles nur so einzelne, armselige Worte, nur einmal ein kleiner Satz, als er Marions Hand in der seinen hielt: „Wie bist du gut."

Seit Toni fort ist, am Abend schon und auch in den Stunden der Nacht, in der er nur wenig schlief, war er viel ruhiger. Wohl kam zweimal eine heftige Unrast über ihn, so daß er sich aufrichtete, sich mit der beweglichen Hand den Kopf hielt und, wie am Abend vorher, auch aus dem Bett drängte. Aber die Unrast rührte von Schmerzen her, und als der Arzt, der die Nacht im Nebenzimmer zubrachte, die Schmerzen stillte, ward er bald ruhig, lag wieder still, und auf dem Gesichte, mitten in den Spuren, die Qual und Schmerzensnot gezeichnet hatten, war es wie ein zager Schimmer kommenden Friedens.

Die Glocken in der Kirche drüben läuteten. Und während ihre Stimmen rings in das Land riefen: ‚Seid alle da, seid alle da,' fiel am Chor die Orgel ein. Weich und warm — die hellen Stimmen sangen gedämpft — brauste es herüber.

Der Kranke erwachte nicht. Aber der schöne, liebe Klang schien in seine Träume zu dringen. Ein flüchtiges Lächeln glitt in sein Gesicht, ein paar Sekunden lang — und die Lippen bewegten sich leise, zu einem unhörbaren Wort.

Dann erlosch das Lächeln. Die Orgel drüben schwieg. Die Sonne glitt aus dem Zimmer.

Nun sah das Gesicht mit einem Male grau aus, ohne Leben.

⁂ ⁂ ⁂

Marion pochte ganz leise an der Tür. Da kam behutsam Doktor Niebaur herein, trat an das Bett und sah dieses Gesicht lange an. Und nahm dann ganz vorsichtig den Puls der Rechten, prüfte ihn, ging ebenso leise wieder und winkte Marion hinaus.

„Er schläft uns ruhig und friedlich hinüber!"

Marion erwiderte nichts. Sie nickte nur einmal. Dann, als hätte sie erst jetzt verstanden, was der Doktor sagte, nickte

Digitized by Google

sie wieder und nickte noch einmal. Aber dann sagte sie wieder dasselbe Wort wie gestern abend dem Freunde.

„Er kennt mich nicht mehr, es ist, als hätte er schon Abschied von mir genommen und sagte doch nicht ein Wort."

Dann nickte sie wieder. Und wollte ins Krankenzimmer zurück. Aber da kamen Schritte draußen von der Treppe — sie erschrak, faßte Bine heftig am Arm.

„Toni ist es —" sie horchte wieder — „um Gottes willen, mit ihr. Geh du ihnen entgegen, führ' sie hinüber zu Mama, — nicht hier."

Und als Bine auf den Flur eilte, nahm Marion in ihrer heftigen Erregung des Doktors Arm und bat: „Sagen Sie, darf er sie sehen, soll sie zu ihm hinein, jetzt?"

Ihre Fragen überstürzten sich, ihr sonst so ruhiges Gesicht war für ein paar Sekunden wie verwirrt. Aber als der Doktor ganz fest ihre beiden Hände nahm, fand sie wieder ihre starke Beherrschung.

„Nicht den Kopf verlieren jetzt," redete er ihr zu, „liebe gnädige Frau, Mut." Und ohne ihre Hände loszulassen, fuhr er fort: „Sie waren gestern, als er darum bat, bereit, daß sie kommen darf. Nun ist sie da."

Da gingen die beiden voran ins Krankenzimmer. Der Doktor schickte Frau Luisl hinüber: „Führen Sie sie herein."

Marion beugte sich über den Schlafenden.

„Walter."

Er gab nicht Antwort.

„Walter."

Er öffnete ein wenig die Augen.

„Walter — — Gabriele ist da —"

Er schien nicht zu verstehen.

„Du wolltest sie noch einmal sehen. Sie ist da, willst du sie sehen?"

Er kam etwas zu sich, hob die Lider ein bißchen mehr.

Im Nebenzimmer waren Schritte.

„Willst du sie sehen, Walter?"

Da fragte er voll Staunen: „Ist sie denn da?"

„Ja, Walter, soll sie kommen?"

Ehe er etwas erwiderte, öffnete sich die Tür. Toni kam herein, trat auf das Bett zu — hinter ihm, in der Türöffnung, im Türrahmen, stand Gabriele.

Es war kein Tropfen Blut in ihrem Gesicht. Totenblaß, wie gelähmt stand sie da, konnte keinen Schritt vor, keinen Schritt zurück. Kein Zucken um den Mund, das Auge ganz starr, kein Wort — die Hand hatte sie leicht vorgestreckt, als hätte sie vorgehabt, sie dem Kranken zu reichen. Aber jetzt hielt sie diese leblose Hand wie erstarrt vor sich hin.

Kein Wort.

Über das Gesicht des Kranken kam jetzt ganz langsam das Wiedererkennen. — Erst starrte er nur auf die Gestalt vor ihm, nicht verstehend, ungläubig, — starrte nur so, wie auf eine unwahrhafte, wesenlose Erscheinung. Aber mit einem Male, schmerzhaft jäh, erkannte er sie.

Begann zu lächeln, lächelte in Ergriffenheit; der Ausdruck der seligsten Freude, eines unendlichen Entzückens kam über seine Züge. Und lächelnd vor Seligkeit, in einer hinreißenden Freude sah er sie vor sich.

„Du," rief er laut und voll Glück, — „nur du — nur du — —"

Da wandte sich Gabriele ab, totenblaß und mit einem eisigen Ausdruck im Gesicht und sagte mit einer harten Stimme zu Toni: „Führen Sie mich fort."

Walter hörte das nicht mehr.

Beim Anblick Gabrieles hatte er sich aufgerichtet und vorgeneigt, als wollte er ihr entgegen. Jetzt sank er zurück. Es war nur noch ein irres Flüstern um seine Lippen, und die Hand, die er ihr entgegengestreckt hatte, fiel herab.

„Walter, Walter!"

Das war aus tiefster Herzensnot ein Schrei. Und in einer ganz schweren Heftigkeit, der nichts mehr Schranken bot, warf sich Marion vor dem Bette auf die Knie und riß diese Hand, die nach der starken Anspannung matt und entkräftet herabgesunken war, an sich und preßte sie und flehte. Und es war alles, alles nur ein Schreien.

„Walter, Walter, hör' mich. Sag' jetzt mir noch ein gutes Wort, ein liebes Wort. — Sag', daß du mich lieb hast, lieber wie die, sag' ja, sag' ja. — — Walter, hör'! Ich weiß schon, es war nur eine alte Erinnerung. Du wolltest mit ihr Frieden machen, wolltest ihr noch etwas Gutes sagen. Ja, ja, ich versteh' das schon. Aber jetzt, jetzt, Walter, sag' mir das liebe Wort,

Digitized by Google

sag' — es ist nicht wahr, daß du die lieber hast — nur mich, gelt, nur mich — —"

„Walter."

Die Tür schloß sich hinter dem Doktor. Es war nun niemand mehr im Zimmer, nur sie mit Walter allein.

„Du," bettelte sie weiter, „du mußt mich hören, hör' mich. Ich habe dich so, so geliebt, ich habe dir alles, alles zum Opfer gebracht, nur für dich gelebt, für nichts anderes mehr. Sag', daß es nicht umsonst war. Sag', daß du mich geliebt hast, nicht jene. Gib nicht zu, daß mein ganzes Lieben und Opfern, alles, alles umsonst war — —

„Du, hör'.

„Großer Gott," schrie sie, „gib Du, daß er mir noch ein Wort sagt. Daß er diese Qual in mir löst. Nicht sie hat er geliebt. Gott du, das darf ja nicht sein, er mußte doch mich lieben, — ich war ja so sein, mein war er ja, mein — —

„Du, hör'!"

Ihre Stimme schrie, bettelte, klagte und schrie.

„Walter, Walter —"

Die Hand, die sie hielt, war ganz leblos, kühl. Sein Mund war geschlossen.

Der gab auf keine Fragen mehr Antwort.

⁂ ⁂ ⁂

Am Vorabend der Heiligen drei Könige lief die Widumwabi ins Florahaus und bestellte: Der Herr Pfarrer lasse fragen, ob er räuchern dürfe. Marion gab die Erlaubnis, und um die Zeit des Nachtwerdens kam der Pfarrer, vom alten Mesner begleitet, daher.

Er trat zuerst in die Küche, die gleich linker Hand hinter der grünen Tür lag, und Minika knickste auf ihn zu und küßte ihm, während er das Rauchfaß mit der Rechten schwenkte, die Linke. Dann lief sie aufgeregt voran, um ihm überall im Hause die Türen zu öffnen, zu jedem Raum, zunächst in die kleine Kammer, die an die Küche anstieß, zunächst die untere Stube — dann hinüber in das Zimmer, in das Frau Luisl übersiedelt war, seit — — ja —

Aus der Tür, an die Minika, geschäftig vor dem Pfarrer hereilend, klopfte, kam Marion.

Der Pfarrer und der Ministrant grüßten. Sie nickte zur Antwort. Und ging mit Minika, dem Pfarrer, der das Rauchfaß schwang und, unverständlich die Lippen bewegend, stille Gebete flüsterte, voran.

Sie kamen die Treppe hinauf, in ihr Zimmer, in das Eßzimmer, in den kleinen Salon — die Tür zum Nebenraum, zum Eckzimmer, war gesperrt. Monika wollte öffnen, sie drückte die Klinke nieder — da trat Marion vor.

„Da hinein nicht."

„Man muß den Schlüssel holen," sagte der Pfarrer.

„Nein," gab Marion zurück. „Das Zimmer bleibt geschlossen."

Der Pfarrer zauderte ein wenig. Dann sagte er ruhig: „Es ist das Sterbezimmer — gerade darum sollten wir —"

„Gerade darum nicht," gab Marion zurück und stellte sich vor die Tür. Und es war etwas in der Stimme, daß der Pfarrer kein Wort erwiderte, sondern klug tat, als wäre er mit dem Rauchfaß in dem versperrten Zimmer eben gewesen, und über den Flur in die anderen Räume ging.

Marion selbst ging voran, öffnete ihm jede Tür, und als er das Haus verließ, begleitete sie ihn die Treppe hinab und reichte ihm dort die Hand. —

Eine Stunde später kam Bine, die ihre Mutter in die Stadt begleitet hatte, zurück, trat zuerst in die Küche und hörte von Minika, ehe sie noch eine Frage tun konnte, was geschehen. Daß der Pfarrer ausgeräuchert habe, das ganze Haus, wie das halt so bei Christen Brauch sei, aber ins Sterbezimmer vom seligen Herrn habe er nicht dürfen. Dahinein habe die Gnädige noch nicht einen Menschen gelassen, nicht einmal sie, „und ich bin doch fünfunddreißig Jahre im Haus."

Bine sagte ein versöhnlich Wort und stieg die Treppe hinauf. Und suchte Marion in ihrem Zimmer, fand sie aber nicht — nicht da und im Salon und nicht im Schlafzimmer drüben — und dachte sich, sie ist im Zimmer, das sie gesperrt hat, und ging nun ganz vorsichtig an die Tür, ohne zu pochen, ohne die Klinke zu rühren, sondern rief nur mit ihrer guten, herzlichen Stimme: „Marion, ich bin drüben im Eßzimmer."

Da kam beinahe hastig Marions Schritt an die Tür, die öffnete sich, und Marion sagte: „Du, Bine, komm nur herein."

Digitized by Google

Und ganz zart, weich, nahm sie die Freundin bei der Hand und führte sie ins Zimmer.

„Weißt du, Bine," fing sie an, „ich habe mich bis heute noch nie hierher getraut. Es war etwas in mir, das mir sagte, er liegt noch da. Ich habe auch vorhin den Pfarrer hier nicht eingelassen, ich meinte — ich darf es nicht tun, wenn wir hereingingen, und er, er liegt da."

„Marion."

„Nein, laß mich nur, ich bin ganz ruhig — aber mit dir muß ich darüber reden. Sieh, ich hätte es dem guten Pfarrer nicht verbieten sollen, denn er —" sie blickte auf das verdeckte Bett — „er ist gar nicht mehr da, er ist überhaupt nicht mehr da, in dem Zimmer nicht, in keinem."

„Nur mehr in der Erinnerung."

„Nein — auch da nicht mehr — nirgends."

„Marion."

Sie blickte mit ganz großen Augen die Freundin an, als staunte sie.

„Ich weiß ganz gut, was ich sage. In der Erinnerung meinst du — nein, da ist er jetzt auch nicht mehr. Er ist tot, das ist alles. Damit ist alles zu Ende."

„Du kommst noch immer nicht zu dir, o Gott."

„Sag' das Wort nicht: Gott. Es gibt keinen Gott."

Ihre Stimme, die bisher halblaut, mitunter fast nur flüsternd war, hob sich.

„Gott? Glaubst du noch an den? Ich nicht mehr. Gott? Das wäre der, der über uns ist, der uns beschirmt, zu dem wir als Kinder beten gelernt, der Gutes und Böses belohnt, der niemand verläßt? Glaubst du noch an den? Ich nicht."

Ihre Wangen färbten sich.

„Ich habe nichts Böses getan, nie. Das kann ich sagen. Ich habe meine Eltern geehrt und ihnen wissentlich nie eine Stunde Kummer gemacht. Als Mutter starb, segnete sie mich. Ich habe meinem Vater nie Verdruß bereitet, ich war ihm allezeit mehr als seine Tochter, ich bin sein Freund. Frag' ihn, ob er ein Ding weiß, daß ich jemand unrecht tat. Dann kam er —" sie sah nicht auf das Bett, es war, als wollte sie sich ganz abwenden. „Wenn es den da oben gäbe, ach, du weißt, wie alles kam, ich liebte Walter, wir wurden eins. Dann sah er jene. Aber, wenn er noch lebte, du könntest ihn fragen, ob ich ihm ein Wort von dieser Untreue vorgehalten habe. Ich beschied mich, ich wartete. Bine, glaub' nur ja nicht, ich rühmte mich dessen. Ich konnte ja nicht anders, ich liebte ihn. — Und weil ich ihn so liebte, war ich da, als er wiederkam, und war ich da, wenn ich es auch noch so bitter empfand, wie er an der anderen hing, und blieb bei ihm und half ihm über alle diese Zeit, und dann, Bine, dann ward es mit uns so, daß ich denken durfte: jetzt hat er sie vergessen, jetzt gehört er mir —"

Sie hielt inne.

„Lug, Trug. Er gehörte nie mir, immer nur der. Er liebte mich nie, immer nur jene. Und alle Liebe umsonst, alles Warten umsonst, alles Opfer umsonst, alles. — — Gäbe es das, wäre das denn menschenmöglich, wenn da oben ein guter Gott wäre? — Wäre das so über mich gekommen, daß ich jetzt so dasäße, mit einem gesteinigten Herzen, dem sein Dulden und dem alles Opfer, alles, alles in den Staub getreten ist, wäre das denn denkbar, wenn da oben ein gerechter Gott thronte? — Sag' darauf eine andere Antwort als: Nein, nein, nein."

Sie trat hart mit dem Fuß den Boden. Ihre Stimme überschlug sich; die Augen glänzten ganz sonderhell, blank. Aber nicht eine Träne gab Trost.

⁂ ⁂ ⁂

Sie ging noch einmal einen Rundgang durch das Haus. Zuerst in ihr Zimmer und sah in ein paar Schubladen und ordnete das und ordnete dies. Und trat dann ins Eßzimmer, sah den Platz, an dem sie immer gesessen, lang' an und ging ins Schlafzimmer und sah sich darin um, auch ans Fenster trat sie da und sah hinaus. Ein paar Äste der großen Linde führten über den Weg bis nahe an das Haus, in ein, zwei Jahren könnten sie die Mauern berühren — ihr Vater, der jetzt schon oft sagte, daß das ganze Haus fast von den Bäumen erstickt sei, würde dann wohl einmal den Knecht mit der Säge schicken. — Wenn Frau Luisl es nicht verhindert, sie, die die Bäume so liebt. —

Sie trat in die kleine Stube und räumte da ein paar vergessene Bücher in den Schrank und fand in der Ecke auf der Bank

Digitized by Google

noch eines und blätterte darin ein wenig und legte es dazu. Und sperrte den Schrank ab und überlegte eine Weile, ob sie noch einmal in das Zimmer nebenan gehen sollte, tat es aber dann doch und setzte sich drinnen ganz in den Winkel, so daß sie vor sich auf das leere Bett sehen konnte und zugleich auf das Fenster.

Es war so, wie sie Bine gestern gesagt: er war nicht mehr da. Sie mochte auf das Bett sehen, wie sie wollte, sie sah ihn nicht mehr, wie er da die ganzen letzten Wochen gelegen. Nichts. Leer. Der Spuk war verschwunden, und nun kommt der Frieden.

‚Ich möchte gern beten, aber ich weiß nicht, zu welchem Gott ich beten soll. Ich kannte ein Volk, das so gut ist, daß es keinen armen Hund aus dem Schlafe weckte. Dessen Gott ist gewiß auch gut. — Aber ich betete immer zum Christengotte, der sich kreuzigen ließ. Doch mit dem Gott war es nichts. Was führte mich zu ihm? Daß er sich für seine Liebe kreuzigen ließ? Jeder läßt sich für seine Liebe kreuzigen. Ich hätte doch sollen zu dem Gott des frommen, guten Volkes beten.‘

Sie erhob sich ganz langsam, sah gar nicht mehr auf das Bett hin und ging hinaus. Hinauf ins Dachstübchen, wo Bine saß. Und setzte sich eine Weile zu der, redete von etwas Gleichgültigem, was ihr gerade in den Sinn wollte, ein paar Worte von der Arbeit, die Bine gerade in Händen hatte, mit einer ganz ruhigen, gleichmütigen Stimme, daß Bine nur nichts merken sollte, wie es in ihrer Brust drinnen aussah, tief da drinnen, wo einst ihr rotes, starkes Herz gejubelt und gelitten hatte und wo es jetzt ganz leer war, ebenso leer wie in dem verlassenen Zimmer, aus dem sie kam. Und ganz ruhig stand sie auf, beugte sich zu Bine nieder und küßte sie auf den Mund. Sagte aber dabei kein anderes Wort als: „Ich geh' ein wenig zu Vater hinab, leb' wohl."

Und ging die Treppe hinab, sah noch einmal in die Küche, wo Minika Geschirr wusch, und sagte der: „Wenn jemand nach mir fragen sollte, ich bin im Widum drüben und dann im Zurgelhäusl. Aber es kann auch sein, daß ich später noch zum Doktor nach Klobenstein gehe."

„Ist gut, Gnädige," gab Minika zurück und trocknete sich die Hände.

An der Tür wandte sich Marion noch einmal um.

„Minika."

„Ja, Gnädige."

Es war, als hätte sie sich anders besonnen.

„Nein, Minika," sagte sie leise, „es ist nichts."

Und ging ganz langsam aus dem Haus, die fünf Steinstufen hinauf auf den kleinen Platz, den im Julisommer die Pechnelken schmückten, und am Brunnen vorüber in den Widum.

Sie traf den Pfarrer in der kleinen Stube über seinem Brevier. Als sie eintrat, erhob er sich und reichte ihr die Hand. „Was gibt es?"

Da beugte sie sich ganz rasch über seine Hand und sagte: „Verzeihen Sie mir — das von gestern. Ich war so erregt, ich konnte noch nicht in das Zimmer gehen, ich fürchtete mich so, ihn da drinnen noch zu sehen."

Der Geistliche wehrte ab.

„Lassen Sie nur, es ist da nichts zu verzeihen. Ich verstand schon, wie Sie es meinten. — Kommen Sie, liebe gnädige Frau, setzen Sie sich ein wenig zu mir."

Da folgte sie ihm ganz ruhig und redete mit ihm gefaßt und tapfer über dieses und jenes, über ein paar Kinder, über ein paar Bauersfrauen. Und dann zog Marion ein Kuvert aus ihrem Kleid und gab es dem Pfarrer: „Es sind immer einige, die es not haben. Sie kennen die am besten. Nun aber muß ich gehen."

Und sie ging den Rain hinab zum Zurgelhäusl und wollte gerade das kleine Gitter öffnen, da kam Fef und sagte: „Ich glaube, der gnädige Herr schläft." Da schlich sie recht behutsam die Treppe hinauf und durch den Vorraum in ihr Zimmer und schlich da leise von einer Ecke zur anderen und hatte überall noch etwas zu besehen, da und dort wohl auch ein liebes Ding zu streicheln. — Und sie sah eine Weile die Möbel an — es waren nur wenige, ein eingelegtes Tischchen und zwei Sesselchen —, die sie aus Ceylon mitgebracht hatte, die einmal in ihrem Mädchenzimmer in Kandy gestanden hatten, und sah dann mit einem sonderbar verlorenen Blick hin aufs Fenster, vor dem geblümte Gardinen vorgezogen waren. Und

Digitized by Google

sie legte sich zurecht, wenn sie die Vorhänge jetzt zur Seite ziehen würde, sähen da die Peradenjagärten herein, das ewige und nimmerwelkende Grün der Palmen und Fikus, und alles, was seit dem Tage gewesen, an dem sie rein und froh jenes Paradies verließ, wäre nicht geschehen. Sondern sie säße in ihrem Mädchenzimmer und kannte Vaters Heimat nur nach dem, was er davon erzählte, und nicht von allen den mühsamen, schweren Schritten, die sie nun durch das Land gegangen war.

Aber da sah sie, zur Seite blickend, im großen Spiegel vor sich ihr Gesicht und erschrak. Und sah diese Augen, ernst und groß, von der Nachtwache vieler Nächte und der Sorge langer Tage umsäumt. Und sah die Wangen, auf denen bisher immer das gesunde, goldige Braun gelegen, ganz fahl, so als wären da Flecken oder etwas Unreines. Und der Mund sah so hart aus, als hätte er es verlernt, weiche, gute Worte zu sagen, zu lächeln.

Da empfand sie ganz klar und in weher Deutlichkeit, daß da draußen vor den Fenstern nicht die Paradiesgärten wären, sondern hartes, gefrorenes, vom Winter gezüchtigtes, armes Land, entblätterte Bäume und notleidende Vögel. Und sank ganz jäh, von ihrem Unglück erfaßt, zusammen und schlug die Hände vor ihr abgemagertes Gesicht.

Nach einer Weile wurde sie ruhiger. Stand auf und trat vor die Tür, als wollte sie hinein, um Vater zu grüßen. Aber vor der Tür machte sie kehrt und schlich die Treppe hinab. Sie wollte Vater jetzt nicht sehen. Nicht noch einmal weich werden. Tapfer, den Weg weiter. Es war zwei Uhr. Wenn die Sonne sank, wollte sie ihr zuschauen.

⁂ ⁂ ⁂

Eine Stunde darauf saß sie in Klobenstein im kleinen Hause des Doktors, in der ebenerdigen Stube, in der der Landarzt ordinierte.

„Schön," begrüßte er sie herzlich, „daß Sie wieder einmal herüberkommen. Im Augenblick ist gerade nichts zu tun. Sie hätten gewiß wieder gern assistiert?"

„Nein, nein, heute nicht, Doktor, nur ein wenig mit Ihnen reden."

„Was Besonderes?"

Er sah sie lange und prüfend an. Und da sie den Kopf schüttelte, senkte er den Blick und griff den fröhlichen, harmlosen Ton, der ihm heute nötiger schien als je, wieder auf.

„Ach, was braucht es immer Besonderes? Zwischen Freunden."

„Freunden," sagte Marion, „ja, das sind wir in der Zeit geworden."

„Und ist so schwer mit Ihnen auszukommen?"

„Nein, das nicht. Das weiß ich schon — ich kann nachgeben. Habe es ja lernen müssen, und Sie, lieber Doktor, können es auch. Wie lange sind Sie jetzt da?"

Er dachte nach.

„Zehn Jahre."

„Immer in demselben harten Dienst?"

„Einer muß es machen. Und am Ende, es geht mir gut. Ich hab' die Arbeit da angefangen, um über mich selbst hinauszukommen. Ich machte damals so etwas Ähnliches mit wie jetzt Sie."

„Ihre junge Frau starb?"

„Ja. Und vorher" — ein grauer Schatten glitt über sein Gesicht — „mein Kind. Da kam dies" — er sah zur Seite — „da kam dieses Arbeitenmüssen und diese Plage gerade zurecht. — Zuerst wollte es nicht recht gehen. Ich weiß, mehr als einmal dachte ich: Wozu? Wirf dich ins Gras und horch den Winden nach und horch deinen Gedanken nach oder — mach' ein Ende. Aber dann setzte ich doch wieder jedesmal meinen Weg fort, und als ich dem ersten Menschen etwas Gutes getan, wurde es in meinem Herzen ein wenig leichter, als sei ein Stein darauf weniger. Und da und dort mußte ich helfen und konnte ich helfen, und immer wieder wurde es da drinnen ein bißchen ruhiger, allmählich auch ein bißchen froher. Was suchen Sie?"

Marion stand vor dem großen, offenen Schrank, in dem alle die Fläschchen und Medikamente in Reih und Ordnung, ein jedes sauber mit einer kleinen Etikette, aufgestellt waren, und während er erzählte, sah sie bald ihn, bald eines der Fläschchen an.

„Nichts," gab sie zurück, „ich war in Gedanken, erzählen Sie weiter."

„Was gibt es da zu erzählen? Mitmachen muß man das, durchmachen, durchkämpfen. Und ist man endlich, endlich dar-

Digitized by Google

Die Spenderin

Bildwerk von Hans Harry Liebmann

Digitized by Google

Digitized by Google

über, dann scheint es hinterher so leicht, so selbstverständlich, als sei man gar nie in einer Verzweiflung und Not gewesen. Und war doch einmal da."

„Und ist doch da — wie jetzt bei mir."

„Und wird auch bei Ihnen einmal wieder gut werden, daß Sie wieder froh sind."

Sie wollte erwidern, da klopfte es draußen, und die Stimme der Dienerin rief: „Herr Doktor, es ist ein Bauer da, der nur etwas fragen möcht'."

„Einen Augenblick," sagte er, „ich komme gleich wieder."

Während er draußen im Flur stand und mit dem Bauern sprach — man hörte fast jedes Wort herein — wanderten Marions Blicke ganz rasch die Reihe der Medikamente entlang und suchten, und endlich, ganz oben in der Ecke, neben den Tropfen, aus denen sie schon mehrmals sich ein Fläschchen für die Hausapotheke hatte füllen dürfen, entdeckte sie, was sie suchte.

„Also hat nit Eil, Herr Doktor," hörte sie des alten Bauern Stimme herein, „wenn Sie halt grad einmal Zeit haben."

„Ist gut," kam es zurück, „dann morgen."

Schon ging die äußere Tür auf, im nächsten Augenblicke wäre der Doktor wieder hier. Flink, mit einem raschen Griff hatte sie das kleine Fläschchen aus der Reihe genommen und in ihrer Tasche versteckt.

Bertold Niebaur trat ein.

„Entschuldigen Sie," sagte er, „es war der alte Seeber, der wegen seiner Frau da war"

Marion verriet sich nicht. Ihre Stimme klang ruhig.

„Ist sie krank?"

„Seit zwanzig Jahren gelähmt und fretet im Haus herum."

„Wär' doch besser, sie würd' erlöst."

„Für sie ja, aber was machen dann die anderen? Ihr Mann, der noch immer harte Holzarbeit leistet, ihr Stiefsohn, der im Taglohn schafft, und denen beiden sie, so armselig sie humpelt, morgens und am Abend kocht und das Haus führt."

„Es ist wahr, man sagt oft etwas und sollte kein Wort sagen, ehe man nicht alles weiß."

Sie stand auf und reichte dem Doktor die Hand. „Leben Sie wohl," sagte sie ganz ruhig, fast kühl, „ich muß nun gehen."

„Hinüber, heim?"

Sie zögerte ein wenig; dann klang es recht gefaßt: „Ja."

„Dann, gnädige Frau, eine Bitte."

„Gern."

„Es ist Ihnen gleich, welchen Weg Sie gehen, den oberen oder den unteren?"

Marion dachte daran, daß sie an der Stelle, von der man den Wolfsgrubnersee übersieht, die Waldkuppe von Signet und zwischen ihr und dem Oberboznerberg hinaus ins Tal schaut, im Dunst des Wintertages die Stadt, gegenüber Überetsch und die blaue Mendel, — daß sie dort warten würde, bis die Peradenjagärten im Sonnenuntergang golden leuchtend und lebendig vor ihr auftauchten.

Aber sie verbarg sich geschickt.

„Ja, es ist ganz gleich. Haben Sie etwas für mich?"

„Dies," sagte Niebaur und trat an den Schrank mit den Medikamenten. „Am Viehweidhof oder Halbweg liegt der Bauer, bei dem ich gestern war. Es ist nicht viel, aber besser ist doch, er nimmt noch ein paar von den Tropfen."

Er hatte ein leeres Fläschchen in der Hand, und nahm nun eine Flasche von der Stellage, aus der er ein wenig in sein Gläschen schüttete, und suchte den Baldrian, ja, die schwächere Tinktur, und goß ein Etzlein dazu — und dann noch, gerade daß ein bißchen etwas Schmerzstillendes in die Medizin käme, ein paar Tropfen aus der Flasche ganz links. —

Da sah er, daß neben dem Opium und Laudanum eine kleine Flasche fehlte.

Er beherrschte sich ganz fest, sagte nichts, sondern tat, als wüßte er von allem nichts, und bereitete die Medizin.

Aber während er sie der jungen Frau gab, sah er ihr lange, lange in die Augen und nahm dann mit einem Male, nicht heftig, nicht überraschend, sondern ganz, ganz mild ihre Hand und sagte weich: „Frau Marion — Frau Marion, nicht wahr, Sie wissen es, daß Sie Mutter werden —"

Sie erblaßte, senkte den Kopf, schwieg.

Nur jetzt kein unvernünftig Wort, dachte er, laß sie nur jetzt allein.

„Ja," sagte er noch gütiger, „ich sehe

Digitized by Google

es Ihnen an, wir reden noch darüber, einen Augenblick, ich hole eben nur Mantel und Hut — ich begleite Sie."

Und lief aus dem Zimmer.

Als er in ein paar Minuten wiederkam, kniete sie am Boden und weinte. Sie war völlig in sich zusammengesunken, ihre Gestalt bebte unter dem krampfhaften Schluchzen, das ihren Körper erschütterte. Auch als er sie behutsam zu sich emporzog, gab sie vor Schluchzen und Weinen nicht Antwort, sondern hielt immerzu die Hände vor ihr Gesicht.

Das Fläschchen stand wieder auf seinem Platz.

⊠ ⊠ ⊠

Da gehen Marion Flora und Bertold Niebaur über die Höhen.

Sie sind das erste steile Stück hinauf zum Ameiser recht rasch gegangen und haben kein Wort dabei gesprochen, aber bei dem rüstigen Gehen, das beide gewohnt sind, hat Marion Zeit gehabt, ihre verweinten Augen wieder ganz klar und ihre Erregung wieder niederzukriegen, und Bertold Niebaur ist so wie ein recht behutsamer Freund und sagt nichts, weil er wohl weiß: so eine, die wieder ins Leben zurückgeht, braucht nicht lange Rede und Frage, sondern nur einmal Ruhe.

Erst weiter oben, als sie durch den kleinen Föhrenwald kommen, bleibt er zuerst stehen und faßt Marion ganz sacht am Arm und zeigt auf ein Büschel rotes, blühendes Kraut, das da im Schutze eines Sonnenwinkels recht und schlecht sein karges Leben wächst, und sagt das: „Es ist Winter überall, und für eine wie Sie, die in einem anderen Himmelsstrich aufgewachsen ist, ist es kein allzu reiches Land. Aber doch, wenn nur ein wenig Sonne zukommt, sehen Sie, Frau Marion, auch diese arme, geplagte Erde blüht."

Sie sagte nichts, sie gab ihm die Hand. Und sagte auch weiter kein Wort. Beim Viehweidhof, in den er eintrat, nahm sie Abschied.

Sie weinte.

„Heute nicht," sagte sie, „Doktor, heute kann ich nichts mehr sagen. Nur Dank. Aber kommen Sie bald, kommen Sie bald."

Sie winkte noch mit der Hand, als sie um die Ecke lief.

Bertold Niebaur sah ihr nach. Und lächelte.

Denn er wußte: Wenn er einmal eine arme Seele, so ganz zur rechten Zeit hatte retten dürfen — so war es diese.

⊠ ⊠ ⊠

Marion Flora erwacht diese Nacht einmal — mitten in der Nacht — und richtet sich im Bett auf.

Es ist ganz dunkel draußen — es ist nicht Mondzeit, und die Sterne, die am Himmel stehen, sind von leichten, ziehenden Wolken verschleiert. Ein wenig Wind weht, die Bäume draußen seufzen leise, und von ferne, ferne her klingt es, als stöhne der Wald.

An der Tür pocht es.

Marion erschrickt gar nicht. Es ist ihr ganz selbstverständlich, daß Bine in dieser Nacht kommt.

„Komm nur, Bine," ruft sie.

Da tritt sie schon ein.

„Hab' ich dich geweckt?"

„Ich war schon wach. Komm zu mir."

Ganz glücklich kommt die Freundin heran und setzt sich zu Marion ans Bett und schlingt ihr die Arme um den Hals und flüstert: „Wie bin ich froh, daß du wieder da bist."

„Ja," sagt Marion und küßt Bine auf den Mund. Aber diesmal ist es nicht mehr so wie am Nachmittag, heftig und unglücklich, sondern ein ganz ruhiger, lieber Kuß, voll Frieden.

„Du hattest Angst um mich?"

„So entsetzlich Angst."

„Und nun nicht mehr?"

„Nein, nein, du bist ja da."

„Hör', Bine."

„Ja, Marion."

„Ich bin Mutter."

Bines Gestalt preßt sich noch fester an die junge Frau.

„Du?"

„Ja, denk'."

Sie schwiegen.

Bine sagt zuerst: „Was wird es sein?"

„Ich wünschte —" sie zögerte — „ein Mädel."

„Und wenn's ein Bub wird?"

„So heißt er wie Walter."

„Und ist's ein Mädel?"

Da streichelte Marion der Freundin die Wange.

Digitized by Google

„Hast du die Zweige gesehen, die ich heut heimbrachte? Drüben im Glas stehen sie. Blüten jetzt, mitten im Winter, ein roter, schöner Strauß Erika. Danach will ich mein Mädchen nennen —“ sie zögerte wieder, diesmal lange — „wenn Gott mir eins schenkt. Denn weißt du, Bine, es gibt doch einen Gott! Nur ist er nicht immer gütig, bisweilen so, so hart. Aber er ist,“ sie weinte leise, — „er ist immer, immer über uns.“

⁂ ⁂ ⁂

Rondo.

Das war so einer von den hellsten, herrlichsten Julitagen.

Der Kranz der Berge spannte sich weit und froh; die nahen Kuppen schwammen im Sommergold, Schlern, Rosengarten und Latemar standen ehern da, hart, herrisch sogar, in diesen freudeatmenden Stunden, während ferne Eisfelder im Westen still wie helle Schilder blinkten und die Berge des Südens ganz sehnsüchtig in dem weichen Dunst lagen und blauten.

Hochsommer. Und Mittagszeit.

In den Wäldern rings bebt der Harzatem der Lärchen und Föhren. Horch, das schwebt, brodelt, tanzt, singt in der Luft; Millionen in schwerer Lebenslust beschwingter, flirrender Flügel, ein millionenfaches Surren, Wispern und Summen — Millionen in ihrer Eile unsichtbarer Insekten, und nur hin und wieder fährt ein großer Brummer als ein sausender Goldblitz vor deinen Augen vorbei.

Aber komm nun aus dem Walde heraus auf die Wiesen. Wie farbenlustig das sproßt und wächst und blüht, Gräser und Blumen und Halme, Knospen, Ähren und tausenderlei geformtes Kraut, gezackt und gezähnt und gefiedert und breit und frech wuchernd, glatt und zierlich und schlank und behäbig, knollig, fein und weich und behaart, ja mit Stacheln und Borsten, hu, — wie ein regelrechter Igel. —

Die alte Widumwabi hat von einer Linde zur anderen ein Seil gespannt und daran gut drei Dutzend Taschentücher von ihr und von den beiden Hochwürden zum Trocknen aufgehängt, und wenn auch nur eines von diesen Tüchlein ein und dieselbe Farbe mit den anderen hat, so — na, dann könnt ihr machen, was ihr wollt. Da ist eins rechtschaffen krebsrot und eins himmelblau und ein drittes hellgelb mit weißen Tupfen. Hübsch, nicht? Da ist eins meergrün und eins zinnoberrot und das sechste in einem prächtigen Dunkelblau. Das zehnte in der fröhlichen Kompanie glich beinahe einem anderen, aber das hat dann gelbe Kringeln in seinem karmoisinfarbenen Grund, und neun und elf — die den gleichen blattgrünen Saum trugen — unterschieden sich ausdrücklichst durch ihre übrigen Farben, ein blendendes Weiß und eine fast zu gewagte Orgie in Rot. Und wieder Rot und Blau und Gelb, ach ja, den ganzen Regenbogen in seinen kühnsten Möglichkeiten durch.

Nun, die Leine mit den bunten Tüchlein machte sich wunderhübsch, die Luft war weich, windstill, und doch strich ein Hauch, der so ganz zart und lind trocknete, durch die Stille, bald von der Höhe her, bald als käme er wandernd zurück, von den Angleräckern herauf. Die Wiese war im vollsten Schmuck, und in dem Vielerlei der Kreatur, das sie trug, war für jedes Tüchlein oben eine ganz genau gleich getönte Blume. Was war da noch. Ach ja, die Linden, die schönen hundertjährigen Linden hatten ihre Zeit und blühten.

Wieder und wieder war es, daß ein paar von den flatternden, tänzelnden und sich wiegenden Faltern zu den farbigen Tüchlein sich emporschaukelten, als verspräche das Blau und das Rot einen wundersüßen Honig. Und da kamen sie mit ebensoviel enttäuschten Bienen zusammen, die sich aus dem Königreiche der blühenden Kronen auf die Wanderschaft begeben hatten, um dem tief leuchtenden Gelb und dem frohhellen Weiß an der Leine einen Besuch zu machen. Und sahen beide, Biene und Schmetterling, daß es eine reine Narretei war, und summten und schaukelten auf und davon.

Vom Schluff herauf kommt der alte Mesner, die Pfeife im Mund, barhaupt — das weiße Haar schimmert in der Sonne —, die Hände auf dem Rücken, raucht ein wenig und geht mit ganz gleichmäßigen Schritten bis zum Brunnen und bleibt da stehen. Und kommt gerade zurecht, daß ein Fremder oben vom Maria Schneeweg auf ihn zugeht, den Hut lüftet und grüßt: „Warm, nicht?“

„Warm schon,“ sagte der Mesner, „aber schön.“

Digitized by Google

Der Fremde trocknet sich die Stirn.

„Wo ist da das Wirtshaus?"

„Gleich da," sagt der Gefragte und weist auf den Schluff.

„So, dank' schön."

Der Fremde war schon daran, sich umzuwenden, blieb aber noch stehen.

„Das also ist Maria Himmelfahrt."

„Das ist es."

„Die Kirche von Maria Himmelfahrt, nicht wahr, — das wohl der Widum, die Wohnung des Pfarrers" — der Mesner nickte — „und die anderen Häuser, wem gehören die?"

„Lauter Herrschaften."

„Ja, und könnt Ihr mir die Namen sagen?"

Der Alte lächelte.

„Herr, ich leb' sechsundachtzig Jahre da."

„Nun dann; aber sagt, die Fremden scheint man hier nicht zu lieben?"

„Ist nicht so schlimm."

„Ja, aber als ich da oben vorüber wollte, war ein kleiner zorniger Herr mit Brillen, machte das Gitter auf und schlug es zu —"

„Vor Euch zu?"

„So, das macht er also immer?"

„Ja, so seit fünfzig Jahren. Es ist der Herr Oberlindober, und das Haus ist das Oberlindoberhaus, und das daneben gehört den Torggler."

„So?"

„Ja, und das Haus da gerade hinter den vielen Sacktüchlein vor Euch, da, — ist das von der Familie von Anger, und in dem dahinter, Ihr könnt nur das Dach sehen, wohnen die Froy, daneben gleich ist das Siebererhaus, und das da, an der Kirche, ist das Florahaus."

„Das mit den kleinen Fensterläden?"

„Ja, dies."

„Und ist die Herrschaft da?"

„Verzeiht, Herr, die Uhr schlägt zwölf, da muß ich zu Mittag läuten. Aber Ihr seid doch drüben im Schluff, ich komm' auch dann hin, — wenn Ihr gerne Auskunft mögt, ich kann sie Euch geben."

Er ging fast ein wenig eilig der Sakristei zu und schloß auf. Und während der Fremde noch so stand und rings auf die bunte Wiese, die hellgetünchten Häuser und die hochkronenden Linden sah, erklang die Glocke.

Friedlich erklang ihr Geläut über das besonnte, helle Land, fröhlich rief ihr schöner Klang über die Höhe, fromm sprach ihre warme Stimme Gottes Segen.

Die Speiern sausten in einem jähen Flug über die große Froylinde her, umkreisten in hellem Jauchzen ein paarmal den Turm mit der betenden und klingenden Glocke, und als die mit dem Ave-Gruß schwieg, schwangen sich alle zusammen hinaus in die blaue, goldendurchflimmerte Weite.

Von ferne her klang noch ihr Jubeln wie das Rufen heller, silberner Hörner.

⁂ ⁂ ⁂

„Ja," sagte Lenz drinnen im Lärchenholzstübchen, „mich pflegte meine Frau in langen, mühsamen Jahren gesund, und dann, als sie das erreicht hatte, als es uns beiden anfing, gut zu gehen, mußte sie gehen."

„Was war es?"

„Sie sagten dort, das Küstenfieber."

„Wie seinerzeit meine Mutter, in Kandy, in wenigen Tagen."

Lenz dachte nach.

„Mag so sein. Es ging so rasch. An einem Tage — wie plötzlich — von einer gewissen Stunde an war sie nicht mehr meine kleine, tapfere Frau. Sondern ein verzagtes, erschrecktes Kind, verschüchtert, als ob — nun ja, ich sagte ihr noch: ‚Lore, du bist so, als hätte dich weiß Gott wer verprügelt.' Da lachte sie noch, dann kam die Angst — die fürchterliche Angst."

„Genau so wie damals bei meiner Mutter."

„Auch dieses Küstenfieber?"

„Ja."

„Ja, diese Angst bekommen sie alle. Aber denken Sie sich nur, meine Frau. Die allezeit tapfere, fröhliche Lore — freilich, Sie haben sie ja nicht gekannt, aber Ihr Mann kannte sie."

„Er erzählte viel von ihr."

„Tat er das? Ja, sie mochte ihn gerne. Wir hatten ihn alle so lieb bekommen in der Zeit, die er in unserem Hause war. Er war so gut."

Marion nickte. Eine kaum merkbare Röte glitt in ihre Wangen. Lenz sah es nicht.

„Alle die Jahre," fuhr er fort, „haben wir ihn nicht vergessen, meine Frau hat oft und oft noch von ihm gesprochen, und

Digitized by Google

mein Bub — er ist jetzt ja fünfzehn Jahre — besinnt sich noch immer auf den Onkel."

„Sie haben Ihren Buben nicht mit?"

„Oh freilich, nur heute, während ich hier bin, ist er indessen in Meran. Am Abend treffen wir uns wieder. Aber ich wollte den Weg nicht scheuen, Sie zu begrüßen — und —"

„Ja, sprechen Sie."

Er war plötzlich verstummt, sah eine Weile zu Boden und fuhr etwas leiser als bisher fort: „Ja, und Ihnen etwas zu bestellen."

„Für mich?"

„Ja, hören Sie. Zwei Nächte, bevor Lore starb, war sie ein paar Stunden lang ruhiger, und diese Zeit — es ist schrecklich, daran zu denken — hat sie noch benutzt, um alles, was ihr so in den Sinn kam, in Ordnung zu bringen. Ich mußte ihr versprechen, daß ich gleich nach ihrem Tode mit dem Buben nach Europa ginge, ich mußte ihr geloben, auf den Buben zu schauen, nicht als Vater, sagte sie, nein, ganz wie ein Freund auf einen Freund, — ja, das werd' ich natürlich tun. Und dann dachte sie an ihre alte Mutter, zu der ich jetzt will, und dachte auch an eine arme Cousine daheim in München — und dann, während sie so hin und her dachte, was es noch etwa zu ordnen gäbe, fängt sie an, von Ihnen zu reden, und ich mußte Briefe aus der Kommode kramen" — er griff in die Tasche und zog ein schmächtiges Bündel Briefe heraus —, „und die sollte ich Ihnen geben."

⁂ ⁂ ⁂

Lenz hat noch eine Zeitlang mit Marion geplaudert, von der Zeit erzählt, in der Walter bei ihnen in Matheran war, hat mit Maria Erika gespielt und dann, als er erklärte, daß sein Treff in allem und jedem lange nicht so hübsch und brav und treu sei wie Erikas Hund Bammel, mit dem Mädchen auch Freundschaft geschlossen.

Gegen Abend aber brach er auf.

Marion und Maria Erika begleiteten ihn ein Stück Wegs in die Stadt und kehrten dann Hand in Hand in das Haus unter den Linden zurück.

Und als Maria Erika schon im Bett liegt — es ist neun Uhr vorüber; aber noch immer hängt ein Schein von diesem wundersamen Sommertag im Westen hinter fernen Bergen —, da geht Marion in das Südzimmer, in dem Walter die letzten harten Stunden gelegen, und zündet die Lampe an und legt das schmale Bündel Briefe vor sich auf den Tisch und löst die Schnur. Steht aber noch einmal auf, öffnet das Fenster — ja, wie stickig, dumpf war die Luft —, und nun kommt der milde Atem der blühenden Linden herein wie eine Liebkosung. Und so lehnt sie eine Weile am Fenster und hört den Dutsch in den alten Lärchen gegenüber rufen, tiu, tiu, und hört vom Schießstandwald herab die Antwort eines Kollegen dieses Kauzes, und das klingt auch so ein bißchen mißmutig, mit der ganzen Welt nicht recht zufrieden, einfältig, patzig und dumm.

Husch. Glitt nur ganz flüchtig ein ferner, ferner Blitz durch das Geäst. Die Grillen im Grase unten heben ihre Stimmen höher, es ist dort eine, die den Chor führt.

Eine Weile lehnt Marion so da.

Leise, eilig huscht wieder ein blauer Schein hinter dunklen Bergen auf, dann grollt ganz schwach, ganz ferne, hinter heißen Tälern ein Donner.

Nun geht Marion Flora an den Tisch und nimmt die Briefe. Vier sind es. Zwei von Walter, zwei von Frau Lore. Diese beiden hat sie selbst in Händen gehabt — sie kamen kurze Zeit nach Walters Tod — und an Frau Lenz zurückgeschickt. Und Frau Lenz hat sie aufbewahrt, so wie sie waren, verschlossen und versiegelt.

Da nimmt Marion zuerst den, der ein paar Tage nach Walters Begräbnis kam, öffnet ihn und liest:

Matheran, —

„Lieber Herr von Isser,

ein gutes Frauenwort wollen Sie von mir haben — ja, ja, für Sie alle guten Worte, die ich nur weiß, aber diesmal ist es so schwer. Denn mir scheint, da kann ich und kein fremder Mensch etwas tun, und alles Reden und Raten hilft da nicht, wenn Sie selbst sich nicht helfen können. Sie sagen aber, sich selbst helfen und treu bleiben werden Sie. Und wollen nur von einer Freundin ein freundliches Wort, *wie* man treu bleibt und *wie* man ein Herz, das ungeduldig ist, zur Ruhe zu bringen vermag. Das kann ich Ihnen sagen.

Lieber Freund, glauben Sie denn, daß

Digitized by Google

von hundert deutschen Mädchen auch nur fünf dem die Hand reichen, den sie lieben? Daß von hundert auch nur fünfen das Glück wird, dem ganz zu gehören, den sie gewählt hätten — wenn es einmal auf dieser Welt das gäbe, daß wir wählen dürften. Ich war zweiundzwanzig Jahre alt, als ich den sah, für den ich bestimmt gewesen wäre, — wenn es ein wirkliches Glück gäbe. Und ich wurde siebenundzwanzig Jahre alt, als ich den fand, der mich heiratete. Sie haben es ja selbst gesehen: es ist eine gute, brave Ehe geworden. Ich habe den anderen nie ganz vergessen. Nicht so, daß ich an ihn etwa auch nur die Woche einmal gedacht hatte. Dazu war ich zu gesund, ich kann wohl sagen, zu tapfer. Ich lernte meinen Mann achten, liebhaben. Ich hatte viel mit ihm und dann — Gott lob! — mit dem Kinde zu tun, ja ganz gewiß, es werden auch Monate vergangen sein, daß ich nicht einmal an den anderen gedacht hatte. Und war gut so. Aber, Herr von Isser, ganz vergessen hab' ich ihn darum nicht. Und dann und wann einmal in einer Stunde, die über den stärksten und tapfersten Menschen kommt, ging ich mit meinen Gedanken zu ihm, so wie ein Beter zu einem Heiligtum schleicht, und habe da Kerzen angezündet und geträumt und bin da froh gewesen. Das war nicht Sünde, das ist gewiß nicht Sünde, das darf eine Seele, wenn sie in allen den langen Tagen und Wochen und Monaten ruhig und tapfer ihre Pflicht tut und sich nichts zu vergeben hat. Das dürfen auch einmal Sie. Aber jetzt noch nicht. Denn das darf man erst nach der Zeit, in der man lange und hart und unweigerlich treu gewesen, darf es erst dann, wenn man sich selbst schon gezeigt hat: mit mir geht kein Sturm mehr davon.

Ja, und jetzt hör' ich Sie fragen: Wie kommt man bis zu diesem Frieden?

Wir sind fast gleich alt und doch, nun scheint mir, in solchen Dingen ist eine Frau immer ein gutes Menschenleben an — darf ich es sagen — an Klugheit voraus. Darum kommt es mir gar nicht merkwürdig vor, daß ich Ihnen da rate, sondern es ist mir, als wäre ich Ihnen gegenüber nicht anders, wie einem recht jungen Freunde eine alte Frau. Und die darf sagen: Zähne zusammenbeißen, nicht nachdenken, arbeiten. Das ansehen, was vor einem ist, was man hat und haben muß. Alles Gute und Liebe und Feine an dem Menschen suchen, mit dem man leben muß. Das gibt es ja dann gar nicht, daß man das Gute und Liebe und Feine nicht findet.

So bin ich zu meinem Frieden gekommen, und so werden Sie ihn sich erringen, Ihre Frau macht es Ihnen ja leicht."

Marion hielt den Brief eine Weile noch in der Hand, ehe sie ihn beiseite legte. Dann nahm sie Frau Lores zweiten. Las den, verstand ihn nicht recht und griff darum zögernd, mit einer seltsamen Angst und einem wehen Bangen nach Walters Briefen und las diese. Und wurde beim Lesen ruhig, ein weiches Rühren streichelte an ihr Herz, und so war es wie von selbst, daß sie auf einmal halblaut zu lesen begann, und wie verloren klang die Stimme, als klänge sie von weither, in dem stillen Zimmer.

Und dann las sie wieder und wieder das: „Es geht, es geht. Nur mehr sehr selten muß ich an G. denken. Und tagelang mahnt mich an jene nicht mehr eine Erinnerung. Das sind dann Tage, wo ich mir denke, ich hätte ein ganz neues, unverbrauchtes, fröhliches und starkes Herz bekommen, das einzig und allein nur meiner Frau gehört und in dem nur meine junge Frau zu Hause ist."

Da stand sie auf. Und trat ans Fenster und sah hinab auf den Hügel von St. Jakob, unter dessen Lärchen er lag, und sagte zu ihrem eigenen Herzen: ‚Leichter wäre es gegangen, wenn ich das früher gewußt hätte. Aber ich bin auch so darüber hinweggekommen. Ja, Walter,' wandte sie sich zu ihm, ‚ich habe dir doch geglaubt.'

In den Linden draußen rauschte es. Ein warmer, schwerer Wind wanderte durch die Äste, und davon war es, als flüsterten tausend kleine Stimmen. Von Zeit zu Zeit sprang drüben am Rosengarten ein Blitz auf und zeichnete das Zackengewirr an das mitternächtige Firmament. Der Grillenchor in den Äckern und Wiesen betete. Sang seine glückselige Lebensfreude zu kühlen, fernen Sternen empor.

Sternschnuppen fielen.

⁂ ⁂ ⁂

Am Brunnen oben gab es in den nächsten Tagen ein großes Geschrei, da Maria

Digitized by Google

Erika ein Bauernmädel erwischt hatte und unter Assistenz von Bammel, der gefährliche Augen mit roten Winkeln machte, mit Wasser und Seife bearbeitete.

Die kleine Trine heulte so gottsjämmerlich, als ihr die ganze braune Kruste genommen werden sollte, daß Marion, die im Lindenschatten vor dem Hause saß, selbst hinaufging und das Kind befreite. Sie tröstete es mit guten, freundlichen Worten, schenkte ihm ein paar Kreuzer und führte dann Maria Erika herab.

„Du mußt die armen Bauernkinder in Ruhe lassen."

„Aber wenn sie so schmutzig sind. Ich mein' es ja nur gut mit ihnen."

„Das glauben sie dir aber nicht. Siehst du wohl, wie sehr die Trine weinte. Weißt du, Bauernkinder wollen ja gar nicht sauber sein."

„Das sieht so aus," sagte die Kleine ernst, „dann kann ich's ja lassen."

„Und dann, Maria Erika, ich sehe es auch sonst nicht gern, daß du soviel am Brunnen plätscherst. Wie leicht kannst du dich verkühlen. Letztesmal kamst du ja ganz durchnäßt."

„Oh, es hat mir nichts getan."

„Wirklich nicht?"

„Nein, Mama, gewiß nicht."

„Ja, dann ist's gut. Aber wehe dir, wenn du husten. So," lachte sie, „nun geh nur wieder spielen."

Und während Maria Erika die Treppe hinauf wieder in die Wiese sprang, sah ihr Marion lange, lange nach, und wieder einmal kam ihr die Sorge, die einzige Sorge, die ihr dieses schöne, liebe und gutveranlagte Kind bereitete: die Sorge um seine Gesundheit.

Nicht einen Tag war die Zehnjährige bisher krank gewesen. Blühend sah sie aus, kräftig und ebenmäßig entwickelte sich dieser zartgliedrige, weiche Kinderkörper. Hundertmal hatte Doktor Niebaur das Kind gesehen, dutzende Male hatte er es auf Bitten Marions beklopft und behorcht, und immer wieder legte er seine Hand auf die breite, gutgebaute Kinderbrust und erklärte: „Nein, nein, Frau Marion, das Mädel ist gesund."

Ja, daß Maria Erika gesund war, daß sah jeder, der das fröhliche, flinke Ding sah, das sagte sich die Mutter selbst. Und doch kam so oft die Angst, ob sich nicht einmal unvermittelt der Keim von Vaters Seite rühren könnte.

Aber davon wollte Doktor Niebaur nichts wissen.

„Man hat jetzt soviel von dieser Vererbung geredet und zusammengeschrieben, und ein gut Teil von dem allen ist nicht wahr. Der Vater des Mädels ist an der Krankheit gestorben, das wissen wir. Aber muß denn jetzt das kräftige Kind deswegen für diese Krankheit besonders empfänglich sein? Ja, sagen die Gescheiten: die Disposition bekommt sie. Ein schönes Wort, eines dieser gelehrten Worte, die mehr Verwirrung in den Köpfen angerichtet haben, als Nutzen. Wissen Sie, Frau Marion, ich glaube nicht an alles das, was sie da draußen in den Städten zusammenplauschen. Zumindestens paßt nicht alles für alle Verhältnisse. — Denken Sie einmal ganz ruhig nach. Ihr Mann ist in Wien erkrankt, in einer Luft, aus der jährlich Tausende mit demselben Leiden hinaus aufs Land oder — die das nicht können — in der Nähe auf die Friedhöfe müssen. Heißt ja so in Wien die Wienerkrankheit. War selbst dort als Student und dann später noch im Spital und hab' sie gesehen, diese Armseligen. Waren blutjunge Dinger dabei, zarte, blasse Mädeln, Kinder, Buben und Halbwüchsige und Männer. Kamen ganz fröhlich daher, lächelten, als sie sich untersuchen ließen: ‚Nicht wahr, Herr Doktor, ist nicht viel, halt a wengl Husten. Nein, nein, ist nicht viel.' Und spuckten ein paar Tage später das rote, teure Blut auf die Erde. Kamen aber auch Leute, die es mitten in der Arbeit überraschte, manche im Vergnügen. Tanzten und wurden schwindlig und suchten dann, mit dem Atem ringend, eine einsame Ecke. Oder ein Arbeiter, der es vor der sprühenden Esse nicht mehr aushielt und in den Hof hinausflüchtete, und die arme Näherin, die es von der Maschine holte — ach, du lieber Gott, was kann man da alles sehen. Und wie sonderbar ist das — das habe ich noch nie verstanden —: Keiner nimmt es ganz ernst. ‚Bin schon bedeutend besser,' sagte einer und sieht aus zum Gotterbarmen. ‚Die nächste Woche dann reisen mer aufs Land, gelln's,

Digitized by Google

Doktor?' Ja, und hat nicht eine Woche mehr zum Leben.

„Ich habe oft und oft mich umwenden müssen, nur damit es der arme Teufel oder das arme Ding nicht merkten, wie hart es war, zu lügen."

Er hielt einige Zeit inne. Dann war es, als wehrte er die trüben Gedanken ab.

„Genug davon. Was erzähle ich Ihnen da von solchen Sachen, da Sie ohnehin immer Angst haben. Nur das muß ich Ihnen noch sagen. Wenn's das Unglück wollte und wir alle wären miteinander so bettelarm, daß wir von da auf und davon müßten und müßten mit der Erika in eine Fabrik nach Wien und da unser Brot verdienen, acht Stunden, zehn Stunden ohne Luft, die übrigen in einer schlechten: Frau Marion, dann wird die Erika krank, das glaub' ich, und Sie auch, und ich einmal gewiß. Aber hier, in der Luft hier, Frau Marion, jetzt ganz weit fort mit aller und jeder Sorge. Denn die bleibt uns gesund. Das schwöre ich Ihnen."

Marion lächelte.

„Aber Doktor, wie kann man denn auf etwas schwören, was niemand weiß?"

„Doch, Frau Marion, das wissen wir. Diesmal. Denn hören Sie. Sie haben schon etwas durchgemacht. Nun ist's für Sie genug. Denn, heißen Sie's wie Sie wollen, ich sag' so: Es gibt doch eine Gerechtigkeit."

„Will's Gott," sagte Marion.

⊠ ⊠ ⊠

Gut, daß in diesen Tagen Onkel Toni kam, Onkel Toni, der sich von Maria Erika allerhand erzählen ließ, wie Bammel es gelegentlich mit dem Fleisch in der Küche hielt, Onkel Toni, der mit ein paar Blicken Bammels verstockte Diebesseele rascher zur Enthaltsamkeit wandelte als Maria Erikas ausführlichste Ermahnungen.

Onkel Toni, der mit Rat und Tat überall helfen konnte, nur einem nicht, seinem eigenen Herzen. Denn das trug genau noch wie vor Jahren das Sehnen nach Vine und die Liebe zu ihr. Freilich jetzt, da soviel Zeit vergangen war, nicht mehr in Not und Sturm und in der Süße still gehegter Hoffnung, sondern nur mehr ganz hoffnungslos und darum geruhig, in einem unabänderlichen Weh.

Sie war und blieb ihm Freund und bat ihn, von ihr nicht mehr zu fordern, als was sie ihm aus ihrem Herzen gern und freudig geben wollte, aus einem Herzen, das, wie sie mit einem herben Lächeln sagte, ja doch nicht mehr ganz ist. „Denn ein Teil von dem, was einst mein Herz war, hat der Poldi mitgenommen, und was da übrig blieb, taugt gerade zu der Liebe, die in einer schönen und reinen Kameradschaft ist, aber nicht zu mehr."

„Manch eine," sagte sie ihm eines Abends, als sie ihm so sehr anmerkte, wie hart er um sie litt, „würde dir trotz ihres verstümmelten Herzens willig die Hand geben. Und tät so, als hätte sie den anderen vergessen und suchte sich nun ihr neues Glück bei dir. Zu der Lüge kann ich mich nicht verstehen. Du bist ein ganzer und gerader und tüchtiger Mensch, und wenn du eine Frau nimmst, sollst du eine solche haben, die auch gerade und ganz in die Ehe kommt, aber nicht so eine wie ich, die von ihrem gesunden roten Herzen nicht mehr alles dir geben kann. Darum, Toni, machen wir es uns doch nicht schwer. Komm, einen ruhigen Kuß auf deine Wange. Und nun, tapfer, mein lieber, guter Freund."

Was war dagegen zu sagen?

Nicken konnte er nur. Und zog in ein paar Tagen wieder hinaus in die Welt, hinter fliehendem Tier und Gevögel her wie hinter seiner Ruhe. Aber öfter noch als damals in den Entenauen geschah es ihm, daß er die Flinte hob und doch nicht schoß, sondern mit einem Male Mitleid empfand und sich dachte: ‚Zieh hin für diesmal, behalte dein Leben.' Dann sah Coras Sohn, Judas, den Herrn mißbilligend und unzufrieden an und ging, freudlos wie ein Krieger, der einem feigen König dienen muß, beschämt heim.

Zwei Jahre nach seines Freundes Tod mietete sich Toni im Erdgeschoß des Zurgelhäusls ein und brachte so allmählich von überall her, aus allen denkbaren Depots seine Kisten mit Vogel- und Tierbälgen und seine Sammlungen, Instrumente und Bücher und begann da in den ruhigen Wintermonaten ganz bedächtig Ordnung zu schaffen, und nach ein paar Wochen setzte er sich hin und fing mit einem Naturgeschichtswerk an. Nichts Superkluges sollte es werden und nichts Getüpfeltes über Länge und Millimeterbreite

Digitized by Google

der drei linken Schwanzfedern des Kolibris, sondern ein klares und verständliches Buch über Leben und Gewohnheiten der einheimischen Tiere, für die Jugend erzählt. Von Toni Wunderer, würde er dazu schreiben, nicht mehr. Denn nicht einmal den Doktortitel, den er vor Jahren gerade so gut erworben wie manch anderer, der mit dem wie ein Indianerhäuptling mit seinem Kriegsfederschmucke prunkt, wollte er vor seinem Namen haben.

Bei dieser Arbeit, bei neuen Reisen und Jagden, die er für sein Buch unternahm, verging ihm die Zeit.

Oft, wenn er bei seinen Bälgen, Bildern und Büchern saß, kam Bine zu ihm und sah in seiner kleinen Wirtschaft nach und redete ein gutes, freundliches Wort, oder es kam Marion, dann, als Maria Erika ein bißchen laufen, springen und zusehen konnte, auch die. Viel auch war der alte Heinz Flora in der Viecherwerkstätte, wie sie Tonis Studierstübchen nannten, und half selbst mit, wozu er gut und gern zu brauchen war. Und einmal — Maria Erika war eben fünf Jahr — bot ihm Heinz Flora an, er solle doch auch die Zimmer obenauf für sich und seine immer stattlicher anwachsenden Sammlungen in Gebrauch nehmen, denn er, Heinz Flora, ziehe nun ganz hinauf ins alte Haus.

„Marion und Frau Luisl haben noch Platz für mich. Denn dorthin, wo ich als Kind aufgewachsen, gehöre ich jetzt, da ich wieder auf dem Weg zum Kindwerden bin."

Heinz Flora hatte auch als Siebziger noch gar nicht das Aussehen von einem Greise. Er ging gerade, flink und gut, war gesund und rüstig, und wenn nicht sein Haar gar stark grau gewesen wäre, sein Gesicht sah aus wie das eines kräftigen Mannes in den Fünfzig. Nur dann und wann in seinem Wesen war etwas, das an das schöne und würdige Alter gemahnte, eine leise Verträumtheit zuweilen und etwas Wunderliches.

Das sah man etwa dann, wenn er so an einem Tage im alten Vaterhause Stiegen auf und Stiegen ab ging, Türen öffnete, vor einem Bilde, einem der alten Möbelstücke, die noch von seines Vaters Zeiten her im Hause waren, lange, lange stehen blieb und da wohl auch mitunter halblaut, als erzählte er sich selbst etwas, davor flüsterte. Erinnerungen an die alte, so weit zurückliegende Zeit, an Jugendspieltage und zarte, schöne Hoffnungen und verliebte Nächte — und wieder Erinnerungen an den Tag des jähen Abschieds von daheim — und an die Jahre des Kämpfens und Ringens und Vergessenwollens in der Fremde und an so viele Stunden bitteren, wehen Heimverlangens und Heimsichsehnens. — Aber dann konnte er mitten in all den Erinnerungen mit den Fingern knipsen und den grauen Kopf schütteln, als wollte er zu sich selbst sagen: ‚Fort mit den Gedanken, die nicht hell sind. Denn das, nach dem ich mich ein langes Leben lang gesehnt, habe ich erreicht, und das glückt mit siebzig Jahren nicht vielen. Manches hätte früher kommen können, ja, manches auch anders. Aber im ganzen und großen ist es doch gut geworden, und so ist es schön.'

„Heinz!"

„Ja."

Frau Luisl ruft vom Flur herauf.

„Der Mesnerknecht ist da, er sagt, du hättest ihn bestellt."

„Stimmt schon," gibt Heinz Flora zurück und geht die Treppe hinab, „weißt, Luisl, er soll nur ein bißchen die Lindenäste stutzen, die zuviel Schatten machen."

„Wie?"

Frau Luisl hat noch mit ihren sechzig Jahren das alte, kräftige Temperament, die hellen, blitzenden Augen.

„Nein, Heinz, daraus wird nichts, den Linden lasse ich nichts tun."

Und da Heinz wohl fühlt, er käme gegen ihre entschiedene Art nicht auf, probiert er es auch nicht lang und schickt den Karl dafür in den Garten hinüber, „drüben gäbe es auch etwas zu tun."

„Aber daß du mir," ruft Frau Luisl dem Knecht noch eindringlich zu, „ja die Linden nicht anrührst."

Der Mesner-Karl versprach's und ging.

„Pfui," sagt nun Frau Luisl gerade so, als wäre sie ein wenig erzürnt, zu ihrem alten Freund, „was du mir da antun wolltest! Und so hinter meinem Rücken. — Ach geh," schnitt sie ihm jeden Verteidigungsversuch resolut ab, „nimm lieber Stock und Hut und komm mit mir."

Da gehorchte er ganz still. Und so gingen die beiden alten Leute die fünf Stufen

Digitized by Google

empor, über die Wiesen in den Wald, zuerst durch den Jungwald, der an Stelle der hohen, vom alten Herrn von Kummer zu Geld gemachten Stämme neu und schlank emporwuchs, den Promenadenweg hinab zum Karlereck, durch den Anglerwald gegen die Mörltenne. Da und dort blieben sie ein wenig stehen, wenn ihnen spielende, tollende Kinder begegneten, oder sie gingen auch ein wenig langsamer, um gerade einem jungen Paar Zeit zu lassen, in einen dämmerigen Seitenpfad einzubiegen. Und dann wieder verhielten sie sich an der Stelle, wo die Föhren einen Blick in die Weite freigaben, und sahen die Berge an, die in ihren Jahrtausende währenden, gemessenen Reihen um den Ritten rasten, um still und sehnsüchtig zu blauen.

Und von der Mörltenne setzten sie dann ihre geruhige Promenade fort, durch den Ortnerwald zum Ortnerkopf und von dort zur Gloriette. Keines der beiden ließ es sich verdrießen, längs des grünvergilbten Geländers die Steintreppen hinaufzugehen, und während sie oben standen und in das fruchtschwere Tal, auf Gries, auf Überetsch und drüben hinan auf die blaue Mendel sahen, da klang unversehens hinter den versperrten und verriegelten Türen der alten Gloriette ein feiner, leiser Geigenton und erinnerte sie plötzlich an eine Nacht, gut vierzig Jahre zurück, da sie beide hier gestanden und die Geigen in dem Rondell wirklich zu Ziehharmonika und Peter Froys Flöte gesungen hatten.

Da schlossen sie beide ein paar vergessene Seligkeiten lang die Augen, und als sie sie öffneten, sahen sie einander in die alten, vertrauten Gesichter und gaben sich lieb und in innig glücklichem Einverständnis die Hände.

Die warme Luft, die nach Föhrenharz und weißen Orchideen roch, brodelte in der Sonne, die Finken jubelten in ihrer einfältig süßen Art, die Weidenlaubsänger deckten mit ihrem geschäftigen Tschilptschilp, und rings um die Gloriette kreisten die Speiern. Sie kamen alle in einem Fluge vom Kirchturm, um den sie einen Bogen in die sonnenatmende Luft geschnitten, vor der Gloriette an, als sollten sie daran zerschellen. Aber knapp vor dem knaufgeschmückten Dach rissen sie sich herum und sausten steil in die golden flimmernde Weite. — —

Und wieder kam der Herbst. Löste in dem ehernen Ring der Jahreszeiten diesen schönen, hellen, milden Sommer ab, selbst milde, selbst über alle Maßen schön.

Heinz Flora hat eine Leiter an die Südfront lehnen lassen, und trotz seiner siebzig Jahre steht er da oben und biegt und mißt an dem Stab der Sonnenuhr, der in einer Spätsommernacht durch einen fallenden Lindenast aus seiner Lage gekommen ist, Maria Erika liegt im Grase und sieht dem Großpapa zu. Frau Luisl hat sich gerade unter die allergrößte Linde, neben der Lärche, die mit ihrem verkrüppelten Ast noch immer gegen den Schlern weist, ein Sesselchen getragen und hat mit einem rührenden Großmamaeifer angefangen, an einem Leibchen für die Enkelin zu häkeln — aber nun — wer wollte es ihr in dieser weichen, bienendurchsummten Stunde verübeln? — nun ja, sie schläft. Und wenn nicht alles trügt, — oder kann ein Herr, der so unendlich tief die Luft aus seiner Nase bläst, am Ende doch noch wachen und am Ende über außergewöhnlich Wichtiges nachdenken? — wie — nun, unter keiner Bedingung wollen wir stören, aber ich denke doch — auch Bammel schläft.

Und Marion Flora?

Die geht mit Bine über die herbstlichen Höhen. Arm in Arm gehen die beiden Frauen, vom Geyrerhofe die Lärchenwiesen pfad- und eilelos hinüber gegen Kematen, reden nicht, sondern wandern nur, indes der wunderschöne, liebe Herbsttag blaut.

Wolkenlos spannt sich ein Seidenhimmel über den verträumten Frieden. Nur Lärchen gehen den gleichen Weg über diese weichen, leise gewölbten Hügel; nur zarte, liebe Birkenscharen, selbst anzusehen wie junge Mädchen und Frauen in hellen, weichen Kleidern, stehen da und dort in traulichen Gruppen beisammen, und ‚wer ist so schön wie wir' ist allezeit ihr erregtes, zärtliches Geflüster.

Auf der Höhe steht ein Kruzifix mit trockenen Blumen behängt. Es sieht aus, als hätte es einmal geblüht, wäre aber nun verdorrt und verwelkt.

Fröhliche Vögelzüge kommen vorüber. Die Krummschnäbel haben es ungemein eilig, sich an den roten Lärchentschurtschen gütlich zu tun, und ihr Getafel ist ein so immerwährendes Getuschel und Tschag-

Digitized by Google

tschag, als könnte nicht einer eine dieser Sonnenminuten still sein. Stieglitze fliegen daher, Bergfinken rufen — ja, und da, da klingt hinter einem Haselbusch das Liedchen eines kleinen Hütbuben, der auf der Mundharmonika spielt. Was klingt da alles für Melodie? Zuerst ist es eine Erinnerung an den Gottesdienst, das Halleluja des Organisten, und schmeckt so gar nicht nach Weihrauchduft, sondern so nach einem ewig ungewaschenen Bauernherzen. Und nun klingt — ohne langen Übergang — ein Ländler an, einer von den raschen, süßen, zu denen in den Wirtsstuben der Kontrabaß am besten schnurrt, das Schwögelhölzl am hellsten schrillt — und ist nun eine kleine Phantasie, so schwärmerisch singt es, als bettle einer nachts vor einer harten Tür — ach du mein lieber Gott, so jung noch und schon verliebt.

Das macht der schwere, süße Herbst, die weiche Luft in diesen klaren, friedlichen Tagen, — die Sehnsucht, die aus diesem sanften Abschiednehmenmüssen noch einmal zag und traut alle jungen Herzen überfällt.

Horch da. Fern ganz leises Herdengeläut. Und von einem Tal her — oder ist es drüben am Fuß vom Schlern in Seis — das Klingen einer vollen, schweren Glocke.

Und wieder Ruhe.

Blauer Rauch steigt still aus einem schwarzen Walde.

Was ist nun noch von diesem Herbst zu sagen?

„Georg Abenthin."

„Ist er es?"

„Ja, Marion, da kommt er wirklich daher."

Ein stattlicher Mann, der Herr Bezirksrichter aus Lienz. Hat das römische Recht und noch ganz andere ungefüge Dinge hinter sich gebracht und geht jahraus, jahrein die kargen zwei Urlaubswochen, die man ihm freigibt, die Rittnerwunderwelt auf und ab. — Und sieht nun die beiden befreundeten Frauen, kommt nahe und grüßt. Geht mit hinüber nach Kematen, erzählt und lacht von alter Zeit und begleitet die beiden die Höhenwiesen zurück, — und ehe er es so recht merkt, sind sie alle drei in Maria Himmelfahrt vor dem Haus.

„So," sagte Marion, „nun bleiben Sie gleich auch mit uns zum Abend."

„Kann mir recht sein," meint der Georg und geht nur noch rasch hinüber ins Wirtshaus, um sich einen Unterschlupf zu besorgen für die Nacht.

„Wohl, wohl," sagt der alte Mesner, „schlafen dürfen's alleweil."

Da nickt der Georg, leiht sich die Laute aus und geht dem Florahause zu. Marion steht vor der Tür. Sie sieht ihn nicht, sondern schaut unverwandt hinüber auf die Berge, die anheben, tief und lohend zu glühen.

Georg kommt hinter den Buchen hervor und greift ganz leise zu einem kleinen Vorspiel in die Saiten. Da erschrickt Marion fast und wendet sich lächelnd um. Ihre Stimme klingt ganz bewegt: „Ein wunderschöner Herbst dies Jahr —"

Georg Abenthin erwidert nicht.

Er spielt ein weiches, feines Lied und singt dazu, während die Berge glühen.

Maria Erika kommt aus dem Haus, sieht den Georg, sieht ihn lang, lang an und blickt dann auf Mama. Und hört mäuschenstill zu. Da erst bricht Georg Abenthin ab und lächelt dem Kinde zu. „Ein wunderschöner Herbst dies Jahr — und da — der Frühling."

Er ging aus ...

Er ging aus, um die Hoffnung zu finden ...
Fast hat er sie schon —
Da flog sie mit Winden
Des Frühlings davon.

Er ging aus, um die Liebe zu pflücken ...
Es stach ihn der Dorn —
Da ließ er das Bücken,
Und gelb ward das Korn.

Er ging aus, um die Wahrheit zu suchen ...
Es windet in Eichen, es träufelt von Buchen,
Gelb wurden die Blätter und gelber:
Da fand er sich selber.

Fritz Müller

Digitized by Google

Digitized by Google

Mit dem Todten wandern Geister aus,
Die im Leben ihm die Becher reichten,

Still und öd wird nun das Haus,
Ohne Sang und ohne Leuchten.

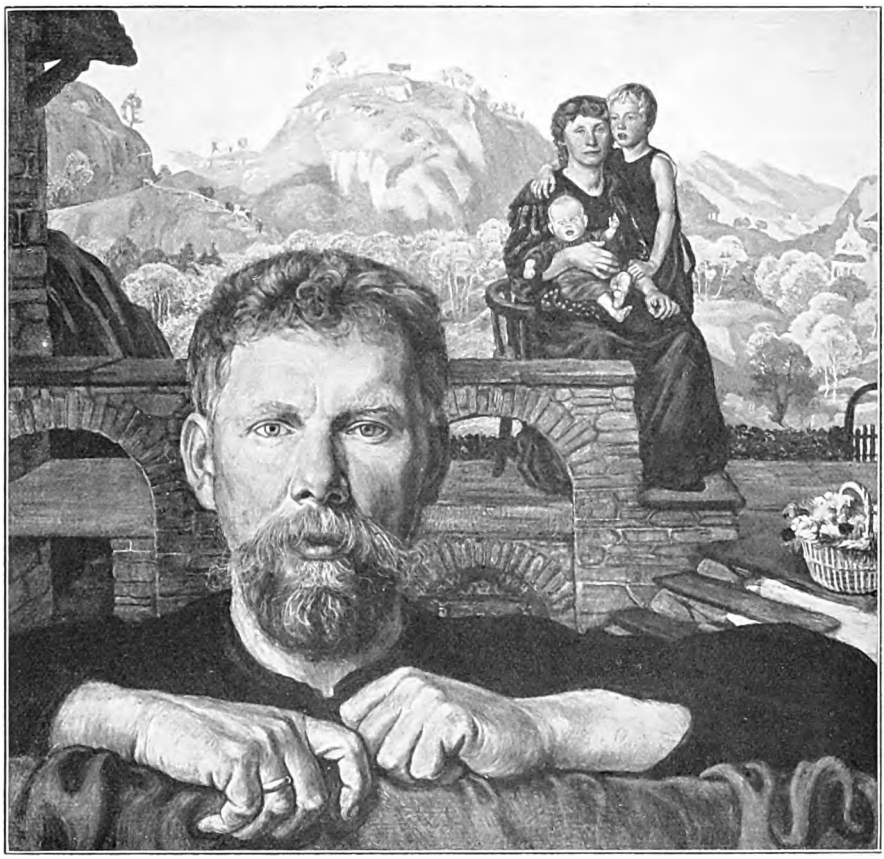
Der Auszug der Penaten

Gemälde von Albert Welti (1905—1906)

Im Besitz des Herrn Dr. Emil Welti in Bern

Digitized by Google

Digitized by Google



Familienbild des Künstlers. Entstanden 1900—1904. Gemälde im Kunstmuseum zu Lausanne

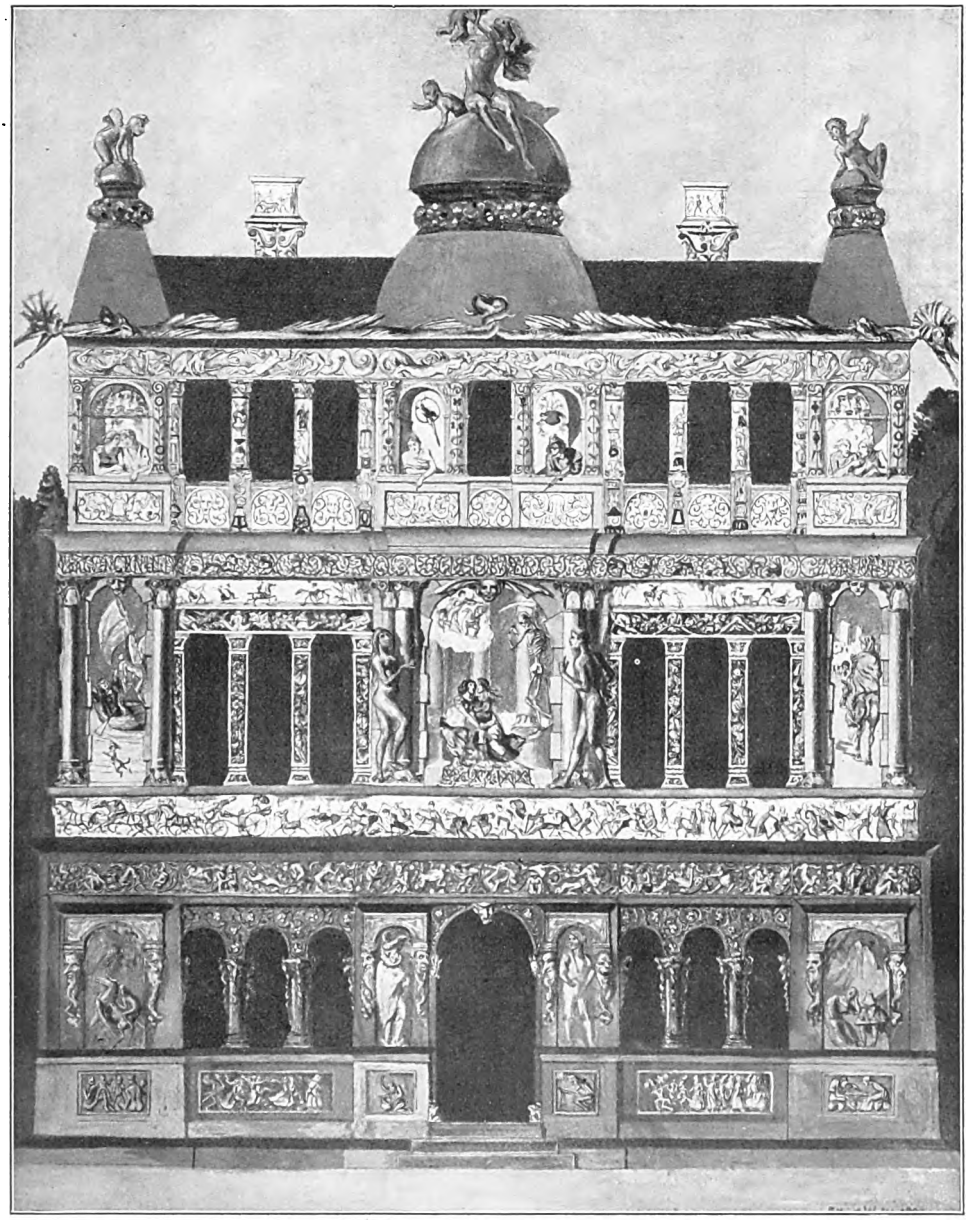
Albert Welti der Maler

Von Dr. Georg Jacob Wolf in München

Die Kunst und die Schweiz halten seit zwei Jahrzehnten gute Freundschaft. Gottfried Keller und Jakob Burckhardt mögen zur Begründung und Festigung dieses schönen Verhältnisses nicht wenig beigetragen haben. Es war aber nicht immer so. Walter Siegfried, der schweizerische Romandichter, hat gelegentlich die Gründe für das Mißverständnis, dem die bildenden Künste früherer Zeit in der Schweiz ausgesetzt waren, einleuchtend dargelegt, indem er ausführte: „Wo die Nützlichkeitsfrage als Wertmesser für alle menschliche Tätigkeit obenan steht, kann der Künstler nicht bestehen. Sein Streben hat mit Nützlichkeit nichts zu schaffen, und die Art seines Arbeitens hat mit der geregelten Tätigkeit der anderen Berufe nichts gemein. Sie ist unkontrollierbar, macht Pausen oder verzehrt wieder förmlich den Hervorbringenden, so daß der Künstler unter stetig Fleißigen sich zeitweilig ausnimmt wie ein Tagedieb.“ Vielleicht auch waren die Gründe des Mißverständnisses gar nicht so tief, sondern mehr praktischer Natur, insofern sich in der Schweiz keine Gelegenheit fand, „Kunst zu studieren“, da eine Akademie und demzufolge ein natürlicher Brennpunkt für die Künstlerschaft der Schweiz fehlte. Daher ist es gekommen, daß die großen Maler der Schweiz allesamt in die Ferne zogen, daß sie sich dort eine zweite Heimat gründeten, und daß die Schweiz selbst von dem Schaffen und Wirken ihrer Söhne nur geringen Nutzen ziehen konnte.

Digitized by Google

Digitized by Google



Das Haus der Zukunft. Fassadenentwurf. Aquarell, 1887/88. Im Besitz des Basler Kunstvereins

heraus, und Welti gab dieses Übereinstimmens von Menschentum und Kunst manche Probe. Was als heitere Schilderei mit der Leichtigkeit eines schnell schaffenden Künstlers, des Schweißes bar, entstanden scheint, ist jedesmal ein Stück Leben, das er sich für seine Kunst abgerungen; und mit jedem Bild, das seine Werkstatt verließ, ging auch ein Teil seiner Persönlichkeit von ihm.

Weltis Jugend umschloß der solide Rahmen eines schweizerischen Bürgerhauses, in dem es zuweilen wohl so zuging, als seien ein paar Seldwyler, nicht ohne Spuren zu hinterlassen, durch die gute Stube gegangen. Indessen waren trotz mancher Schrulligkeiten Weltis Eltern

Digitized by Google

prachtvolle Menschen, in deren Charakterbild sich in schwächerer Untermalung schon jene eigenartigen Züge aufspüren lassen, die im Sohne deutlicher, und auf das künstlerische Gebiet gelenkt, auftraten. Ein Doppelbildnis dieses Elternpaares hat Welti im Jahre 1889, nach seiner Rückkehr aus Italien, gemalt. Da sitzen die beiden Alten in bedächtiger Ruh' in einer mit bunten Schildereien ausgestatteten Bogenhalle, derweilen durch das Fenster in heiterer Sommerpracht der Zürchersee mit der Stadt im Hintergrund und mit den Wäldern und Matten von Albis und Ütliberg hereingrüßt. Die Mutter, die fast streng und ein wenig vorwurfsvoll in die Welt und auf den malenden Sohn blickt, hat die Hände mit der behaglichen Sonntagnachmittagwonne der kleinen Bürgersfrau, die sich der Feiertagsruhe freut, ineinandergefaltet, während der Vater seine derben, fleischigen, verarbeiteten Hände mit der Gewichtigkeit, die den starkfäustigen Mann der Arbeit verrät, auf dem Tische ruhen läßt. Eine Zigarre, aus der leichter Rauch aufkräuselt, erscheint wie ein Symbol bürgerlichen Wohlstands. Die Haare des alten Herrn sind schon völlig weiß, und in seinem Feiertagsgesicht ist jener müde Zug greiser Schlaffheit stehen geblieben, den die niederländischen Meister des 17. Jahrhunderts, der Greisenmaler Rembrandt vor allem, so wundervoll wahr auf ihre Tafeln zu setzen wußten. So wie der liebende und verstehende Sohn, der im Leben gereift und im Verstehen, sie gemalt, sahen die Eltern aus, so fest in Arbeit und Bürgerlichkeit und solidem Handwerk ruhend, daß man es wohl begreift, wie dem jungen Welti angst und bange wurde, als er seinem Vater gestehen mußte, daß er ein Künstler werden wolle. Der hätte nie ohne weiteres seine Einwilligung gegeben, um so weniger, als der junge Albert sich in seinen Studien wahllos und nicht immer glücklich gezeigt hatte und solchermaßen im Vater der lebhafte Wunsch erwachen mußte, seinen Sohn in eine auf praktische Tätigkeit gestellte Lebensbahn geleitet zu wissen, die in absehbarer Zeit auch materiellen Erfolg verhieß.

Da lebte nun aber in Lausanne ein Onkel, Oswald Welti, der als Photograph ein einträgliches Geschäft betrieb: zu dem sollte Albert in die Lehre, denn man hoffte, damit auch Alberts künstlerische Neigungen sehr sachgemäß zu „kanalisieren". Es geschah, aber in Lausanne gefiel es Albert Welti ganz und gar nicht, obwohl er Gelegenheit fand, in den Abendstunden im Musée Arlaud Zeichenunterricht zu erhalten, und obwohl seine Flaxman- und Genelli-Studien von niemandem mit scheelen Blicken verfolgt wurden. Welti indessen blieb der Zwiespältigkeit seiner Lage stets eingedenk und konnte für seinen Beruf nicht die nötige Begeisterung aufbringen. Durch flehentliche Briefe und die einsichtsvolle Fürsprache eines Vetters ließ endlich Vater Welti sein hartes Herz erweichen, aber — und nun kommt ein Aber, das so schweizerisch ist, daß es wie ein Blitz den materiellen Geist des schweizerischen Bürgertums beleuchtet —: wenn der ungefügige Sohn in Gottes Namen schon an die Münchner Akademie gehen sollte, dann nur, um das „Illustrieren" zu erlernen, denn ein Illustrator schien dem Vater ein Mann, dem eher Gelderwerb winke als dem freischöpferischen Maler.

Nach mancherlei Schwierigkeiten, die durch die Absonderlichkeiten des akademischen Lehrbetriebs in München bedingt waren, trat Welti im Frühjahr 1882 bei Straehuber in der Antikenklasse ein, um nach den schnell überstandenen Qualen dieser Gipsfolterkammer zu Gysis in die sogenannte Naturklasse und endlich in die Malschule des als modern verschrienen Ludwig Löfftz (1884) überzugehen. Aber wie das häufig der Fall ist bei Menschen, deren Bestes nicht an der Oberfläche, sondern tief drinnen sitzt und dem zähen, spröden Geist jedesmal in bitterem Kampf erst abgerungen sein will, erging es auch Welti: er konnte nicht viel zeigen und nicht großtun mit fertigen, ausgemalten Bildern, sondern er mußte bescheidentlich die nicht immer gelungenen, vielfach nach dem Schulschema gearbeiteten Pflichtarbeiten vorweisen. Als Welti daher im Sommer 1885 nach Zürich heimkehrte, kam er mit fast leeren Händen: ein entsetzlicher Schlag für den Vater, dessen Materialismus nach Zuständlichkeiten, nicht nach Stimmungen verlangte. Gegen-

Digitized by Google

Der Raub der Europa. Gemälde von Albert Welti (1890). Im Besitz des Herrn Karl von der Heydt in Berlin

Digitized by Google

Digitized by Google

über diesem „Fiasko“ zog Vater Welti ernstlich in Betracht, den nunmehr dreiundzwanzigjährigen Sohn einem anderen Beruf zuzuführen, und sicherlich wäre es auch geschehen, wenn Welti nicht in seiner Herzensangst und Seelenpein zu dem Manne geflohen wäre, der von diesem Zeitpunkt an auf seinen Lebensgang einen starken Einfluß gewann: zu Arnold Böcklin, der damals auch bei seinen Landsleuten schon als der „große Maler“ galt, weil er „materielle Erfolge“ aufzuweisen hatte.

Die Gattin des Künstlers als Braut
Gemälde, um 1892
Im Besitz der Frau Welti-Furrer in Zürich

Im scheunenartig-primitiven Atelier Böcklins auf der Höhe von Hirtlanden klopfte Welti eines Tages an, nachdem er sich in einem Brief und durch übersandte Arbeiten aus der Münchner Akademiezeit angekündigt hatte. Böcklin erwies sich dem jungen Zunftgenossen gegenüber außerordentlich umgänglich und schrieb auf Weltis Wunsch an den Herrn Albert Welti senior einen Brief, in dem er seiner Überzeugung Ausdruck gab, der junge Welti werde sich bei genügendem Studium zu einem bedeutenden Künstler entwickeln.

Das entschied bei dem schon mißmutig gewordenen Vater, und diese Umstimmung und Böcklins Urteil nahmen nun auch von Weltis eigener Seele die düsteren Schleier der Verstimmung weg. Mit neuem Eifer kehrte er in das Wintersemester 1885/86 nach München zurück. Dies ist die Zeit, aus der uns eine bedeutungsvolle Zeichnung kunstgewerblicher Art, ein Wandbrunnenentwurf, der für farbige Fayence-Ausführung bestimmt war, erhalten ist. Das Werk entstand infolge eines Zürcher Preisausschreibens und brachte Welti sein erstes verdientes Geld: 50 Franken, die obendrein erfreulicherweise aus der Heimat kamen. In dem minutiös, kunstgewerblich im älteren Sinn der reichen Ornamentierung, gearbeiteten Entwurf steckt im Kern schon der ganze reife Welti. Alles erfüllt ein kaustischer Geist, der ein naher Verwandter von Gottfried Kellers Geist ist. Auf einen Augenblick bedauert man da, daß Welti doch nicht, wie es sein Vater wollte, ein Illustrator geworden

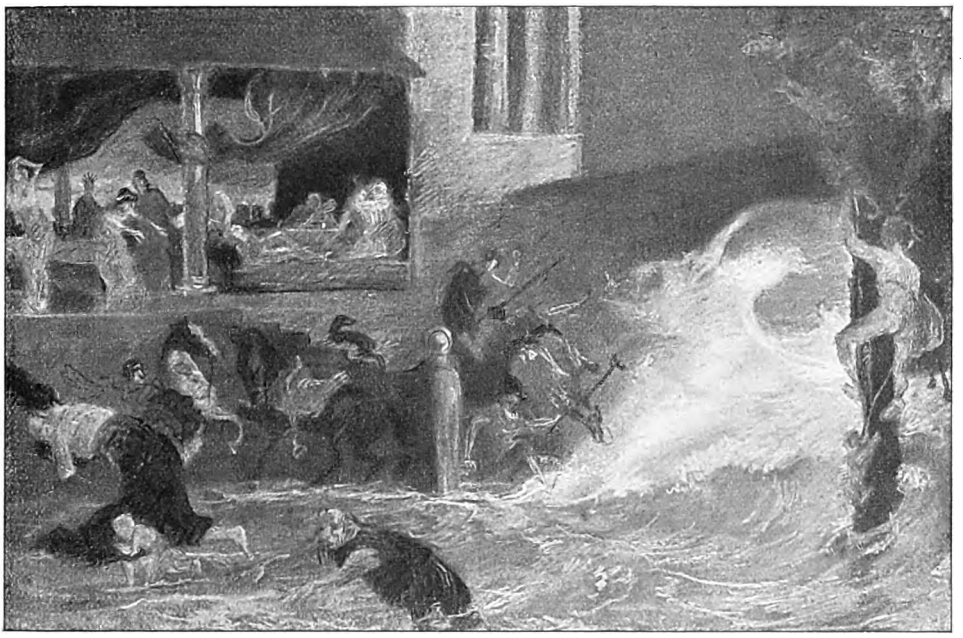
Amazone ihr Pferd tränkend. Gemälde, 1894
Im Besitz des Herrn Oberregierungsrats Carl von Rose auf Döhlau

Digitized by Google

ist. Er hätte freilich nur einen illustrieren dürfen: Gottfried Keller. Man kann diesen Wunsch aussprechen, ohne Weltis freischöpferischer Arbeit etwas von ihrer Bedeutsamkeit zu nehmen: er wäre auch als Illustrator ein Eigener geblieben, seine Illustrationen wären sicherlich ganz freie Paraphrasen des großen Schweizers geworden. Der Entwurf läßt Weltis später entstandene Radierungen ahnen, höchst amüsante und reizvolle Schöpfungen einer außerordentlich flinken und feinen Nadel, jede ein Kapitel Gottfried Kellerschen Humors und Gottfried Kellerscher Gemütstiefe. In dem erwähnten Frühwerk ist viel gegenständliche Romantik und eine Märchenphantasterei, die an Schildereien alter deutscher Meister gemahnt. Man sieht da einen Frauenraub mit kühn bewegten Gestalten und federleicht durch die Luft geschleuderten Mädchenleibern, ein Kindlein, das unter dem Galgen von Hexen gefunden wird, den heiligen Hieronymus vor der Felsengrotte, einen Kentaur, der mit einem Bauernmädchen kost, einen Ritter, den die Hexen plagen, Themen, die Welti bis an sein Lebensende stofflich beschäftigt haben, also daß man gelegentlich dieser interessanten Arbeit aufs neue hinweisen kann auf die Stetigkeit seiner künstlerischen Entwicklung. In München bewegte sich Welti viel in Kreisen von Kunstgewerblern, und mancher kunstgewerbliche Vorwurf, namentlich groteske Fassadenmalereien, hat ihn angeregt. Das hätte leicht zu einer Gefahr für ihn werden können — und ganz hat ihn die Kunstgewerblerei mit ihrer Formenfülle und dem lieben Reiz einer fröhlichen Buntheit auch nie mehr losgelassen: das sehen wir zumal an dem Bildnis seiner Eltern und selbst noch

Sankt Sebastian. Gemälde, 1894. Im Besitz des Herrn Max Geldner in Basel

Digitized by Google



Sintflut. Pastellbild, 1895. Im Besitz des Herrn F. Schneider-Huber in Basel

an dem prachtvollen Gemälde aus der letzten Zeit seines Schaffens, an dem „Auszug der Penaten". Aber ein stürmischer Drang ins Malerische, der sich später zur Sehnsucht nach Monumentalität steigerte und ihn oft begeistert vor Hodlers Monumentalbildern im Stiegenhaus des Berner Kunstmuseums stillstehen ließ, bändigte diese verliebte Spielerei und drängte sie hinter eine höhere Idee zurück.

Schon 1886 kehrte Welti aus München nach Zürich heim, und eine schöne malerische Arbeit brachte er mit: die „Frühmesse in der Frauenkirche", eine Beleuchtungsimpression, auf der nur der Kerzenschimmer am Altar und die durch gemalte Scheiben matt einbrechende Morgendämmerung koloristisch sprechen. Böcklin mag das Bild gut gefallen haben, aber trotzdem wird es ihm als notwendig erschienen sein, seinen Schützling jetzt in Sonne und in helles, durchdringendes Tageslicht zu bringen. Also riet er ihm, nach Italien zu gehen (1887/88) und zunächst in Venedig sein Zelt aufzuschlagen. Es geschah, und der dauernde Gewinn, den Welti davon hatte, war der, daß ihm die Erkenntnis der goldtonigen Herrlichkeit und der Gestaltenfülle der Venezianer aufging und daß er ihren Wert treu bewahrte in seinem Herzen.

Es war im Spätherbst 1888 in München, als zu Welti die Kunde drang, Böcklin brauche einen „Famulus". Weltis Vater ging auf des Sohnes Veranlassung sofort zu Böcklin und bot ihm den Sohn für diesen Dienst an, und so machte es sich, daß Welti auf geraume Zeit Böcklins Ateliergenosse wurde. Gewöhnlich liest man, Welti sei zwei Jahre lang Böcklins Farbenreiber gewesen. Das trifft natürlich in dieser Form nicht zu. Richtig ist, daß Böcklin im Jahre 1888 zur Temperamalerei überging, daß er viel experimentierte und daß er für seine mal-chemischen Experimente eines Gehilfen bedurfte, der sich dann mit ihm zugleich des gewonnenen Ergebnisses erfreuen und es auf seine Kunst und Arbeit anwenden sollte. Das war zwar eine entsagungsvolle, aber zugleich eine außerordentlich nützliche Schule. Tatsächlich hat Welti in diesen beiden Jahren in Böcklins Atelier viel gelernt, sie machten ihn fertig und lieferten ihm ein technisches Rüstzeug, wie sich dessen nicht leicht einer seiner Zunftgenossen rühmen konnte. Der aus diesem Schülerverhältnis vielfach herausgekünstelte Vorwurf, Welti sei Böcklins Nachahmer geworden, kann Welti nicht treffen. Man halte ganz einfach frühe und späte

Digitized by Google

Digitized by Google

Hochzeitsabend. Gemälde von Albert Welti (1896—1898). Im Kunstmuseum zu Genf

Digitized by Google

Digitized by Google

Die seligen Morgenträume. Entwurf, 1902/3
Im Besitz des Herrn Ernst Kreidolf in München

es entstand an kleineren Arbeiten dies und das, schließlich malte Welti gar nach Kopien, so nach Böcklins „Frühlingserwachen". Wie es aber das Schicksal oft seltsam mit einem Künstler will, führte gerade diese verdrießliche und unpersönliche Kopistentätigkeit Welti einen Mann zu, der ihn aus allen materiellen Fährlichkeiten riß: es war der Rittergutsbesitzer Franz Rose auf Döhlau in Ostpreußen, ein kunstbegeisterter Mann, der Weltis Mäzen wurde. In ihm gewann Welti für eine Reihe von Jahren einen Abnehmer seiner Schöpfungen, und diese Käuferschaft war kontraktlich festgelegt worden, was in dem geschäftstüchtigen Elternhause Weltis besonderen Eindruck machte. Nun ging auch ein Herzenswunsch Weltis in Erfüllung: ein liebes Mädchen konnte er in dieser Zeit als schöne Braut den Eltern zuführen, die junge Emeline Wildholz aus Solothurn, deren bräutliches Porträt, voll einer sympathischen Weiblichkeit, im Jahre 1892 gemalt wurde; wir zeigen es auf Seite 513. Oft und oft ist Emeline später dem Gatten als Modell gesessen, gern hat er immer wieder ihr liebes Antlitz auf seine Bilder gesetzt, und als sie von ihm ging, im Herbst 1911, da war auch seine Lebenskraft gebrochen. Die ihn in guten und bösen Tagen zum Schaffen begeistert, konnte er nicht missen. Wie eigene Todesahnung liegt es über einer Radierung, die bald nach ihrem Scheiden, im Dezember 1911, entstand. Sie heißt „Begräbnis". Im offenen Sarg trägt man Emeline zu Grab, Welti und die weinenden Söhne geleiten sie. Die Schweizerberge schauen auf den traurigen Zug herab. Verse sind auf eine zersprungene Tafel gekritzelt:

Nebelreiter. Gemälde, 1895/96. Im Besitz des Herrn Oberregierungsrats Carl von Rose auf Döhlau

Digitized by Google

Glück und Unglück — beides trag in Ruh',
Alles geht vorüber — und auch du.

Es war am 16. März 1894, daß Albert Welti und Emeline Wildholz in Erlenbach am Zürcher See getraut wurden. Ihre Hochzeitsreise machten sie nach Florenz, wo man Böcklin besuchte. Später erzählte Welti in seiner humorvollen Weise über diese Visite: „Während mir der Professor im Atelier seine Bilder zeigte, gab die Frau Professor meinem Fraueli gute Lehren, wie sie sich als die Gattin eines Malers zu verhalten habe." Die ersten Jahre ihrer Glücksehe verlebten Welti und Frau in Höngg im Limmattal. Hier malte Welti seine mythologischen Bilder, die an den „Raub der Europa" anknüpfen und zum Teil wenigstens die Eindrücke der italienischen Hochzeitsreise erkennen lassen. Eine in leuchtendes Rot gekleidete, pferdeträNkende Amazone, die „Kybele", ein „Nessus" und endlich ein „Heiliger Sebastian" entstanden hier. Der „Heilige Sebastian" ist für diese Periode besonders charakteristisch, denn er steht ganz unter italienischem Einfluß, wofür namentlich die Landschaft mit der kühn sich aufbauenden Bergstadt zeugt, aber auch das starke Kolorit und die ungebrochenen, fast quattrocentistisch aneinandergereihten Farben sprechen für den italienischen Einfluß. Nicht viel später malte Welti seinen „Heiligen Hieronymus". Zwischen diesen beiden Werken aber liegt ein bedeutungsvoller Entwicklungseinschnitt: Welti hatte sein deutsches Herz entdeckt oder besser: es wieder entdeckt, und sich von der leisen stofflichen Beeinflussung, die von Böcklin gekommen war, ganz und gar freigemacht. Ein grunddeutscher Maler war aus ihm geworden, einer von jenen herzhaft Echten, Andächtigen und vom heiligen Geist der Kunst Durchdrungenen, die man getrost neben unseren lieben alten deutschen Meistern, neben Grünewald, Baldung Grien, Altdorfer, Cranach und wie die lieben Männer alle heißen, zu nennen wagt. Ein Porträt des Albertli und ein Bildnis der alten Frau Rose, das gelegentlich eines Besuchs der Familie Welti in Döhlau entstand, sind beredte Zeugnisse dieser modernen Altmeisterlichkeit.

Badende Frau. Gemälde, 1898
Im Besitz des Herrn Max Geldner in Basel

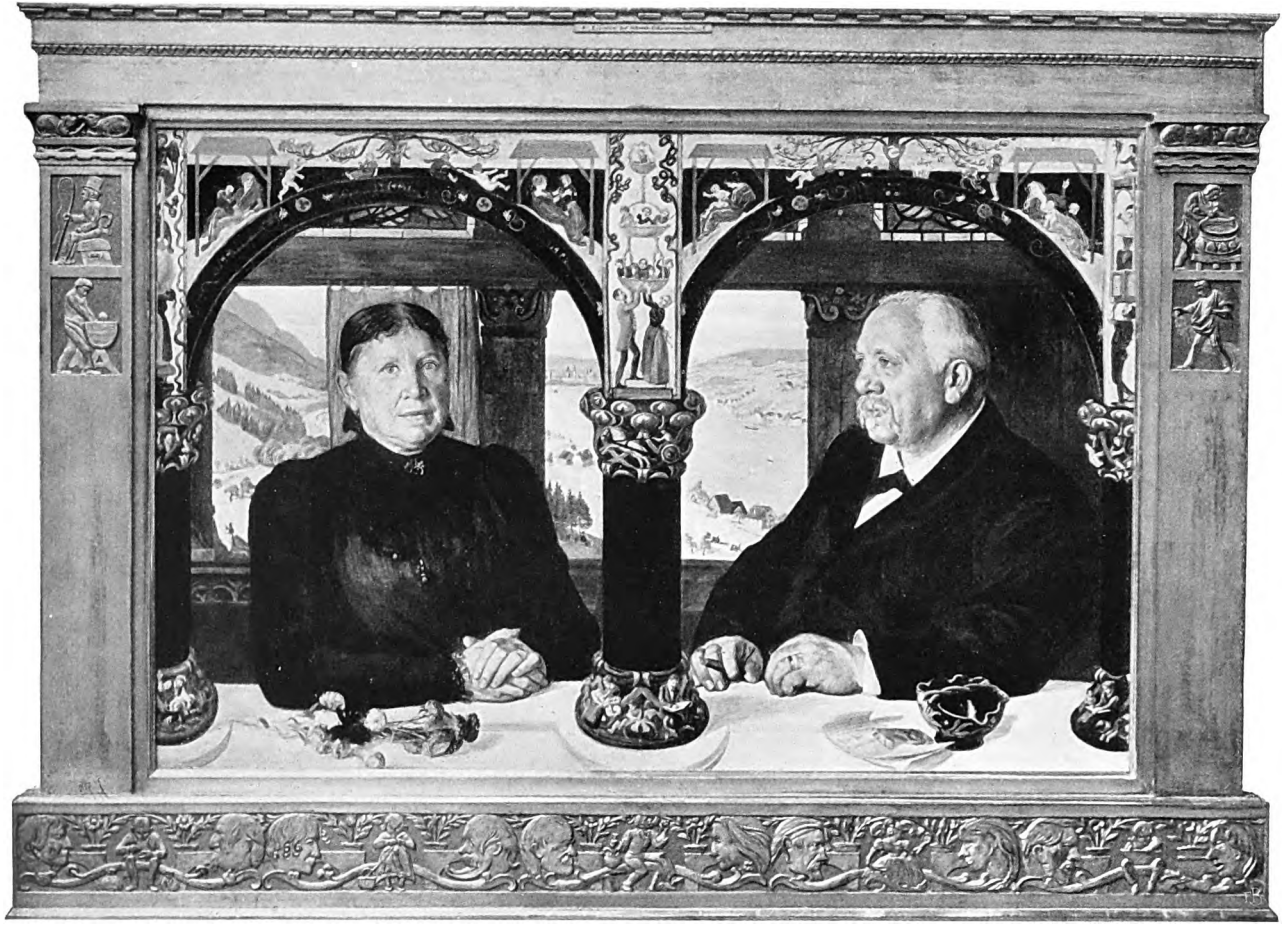
Seit 1895 lebte Welti wieder im wohlvertrauten München. Und mit diesem Jahr setzt sein reifes und in jedem Sinn vollendetes Schaffen ein. Es entstanden die gespenstischen „Nebelreiter", die „Walpurgisnacht", das „Haus der Träume", der „Hochzeitszug", Werke, die in Stoff und Stimmung durchaus germanisch anmuten. Der „Hochzeitszug" zumal ist wie ein Volkslied: selig und traurig zugleich, zuständlich und voll einer melancholischen Poesie. Eine Brücke ist der

Digitized by Google

Neſſus und Deianeira. Gemälde, 1895. Im Beſitz des Herrn Oberregierungsrats Carl von Roſe auf Döhlau

Digitized by Google

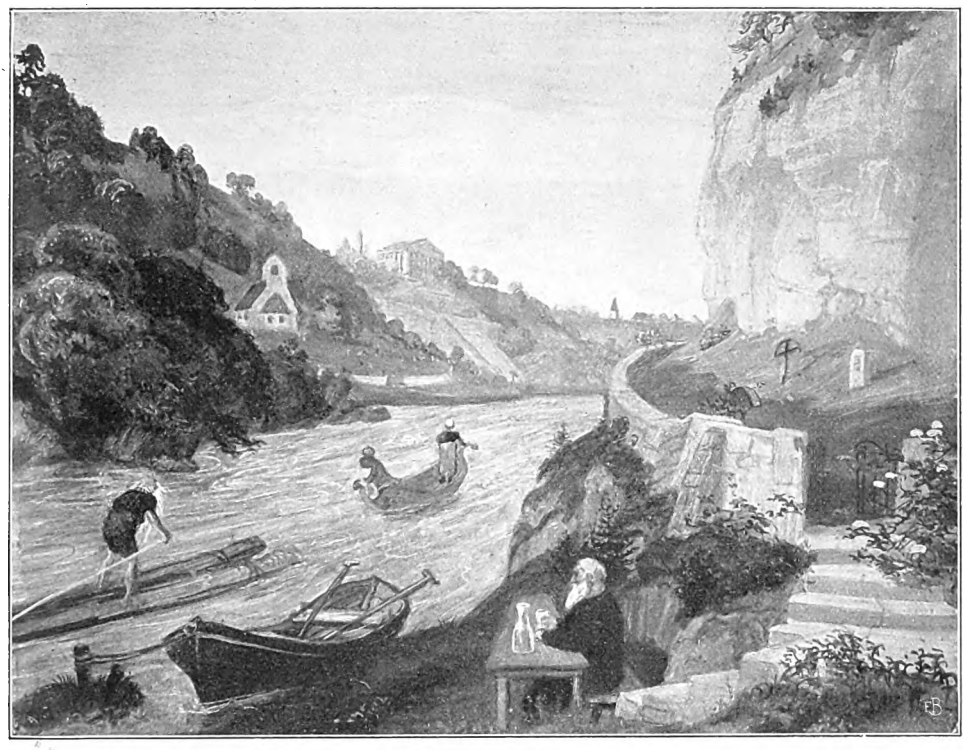
Digitized by Google



Bildnis der Eltern des Künstlers. Gemälde von Albert Welti (1899)
Eigentum der Schweizerischen Eidgenossenschaft, aufbewahrt im Kunsthaus zu Zürich

Digitized by Google

Digitized by Google



Lebensabend. Gemälde, 1899. Im Besitz des Herrn Dr. Leopold Weber in München

die Berge der Schweiz, und das ist der Zürcher See, das feste Schloß ist Burg Baldern, und die zwei Edelfräulein, denen im kalten, harten Tiefblau des aufdämmernden Morgens ein sagenhafter, lichtertragender Hirsch voranleuchtet, sind Hildegard und Berta von Baldern, die zum Ufer der Limmat niedersteigen, um Unserer lieben Frau zu Ehren die Abtei Fraumünster zu errichten. Legendenstimmung erfüllt dieses Bild und entrückt es aller Wirklichkeit und Zuständlichkeit. Es stimmt wie eine liebliche und doch ernste Romanze.

Dreimal ward Welti mit Aufträgen von der Regierung oder von Behörden seines Vaterlandes bedacht. Der erste und einzig vollendete dieser Aufträge erging während der Pullacher Zeit an Welti: es wurde ihm aufgegeben, für das Treppenhaus des Bundespalastes in Bern ein Glasgemälde zu entwerfen, dessen Vorwurf eine Verherrlichung der ostschweizerischen Textilindustrie bilden sollte. Gerne sagte Welti zu. Und allsogleich machte er in der Heimat seine Studien, jedoch nicht in maschinellen Großbetrieben, sondern bei der bäuerlichen Manufaktur, bei Sticke-

Albertli, der Sohn des Künstlers. Gemälde, 1899
Im Besitz des Herrn Ernst Rose in Bergedorf

Digitized by Google

rinnen, in kleinen Spinnstuben, bei den Färbern und Seidenwebern. Also kam — die Leser werden sich der mehrfarbigen Wiedergabe im Septemberheft des laufenden Jahrgangs erinnern — ein Entwurf von schöner malerischer Gegenständlichkeit zustande, wundervoll in der Komposition, die einen landschaftlichen Hintergrund, natürlich den Zürichsee, mit wirkungsvollen Typen des werktätigen schweizerischen Volkes belebte. In der durch die Freiburger Anstalt von Kirsch & Fleckner besorgten Ausführung kommt das Fenster prächtig zur Geltung. Der zweite Auftrag kam im Jahr 1902 von Zürich: Welti sollte das Eheschließungszimmer des Zürcher Stadthauses mit einem Fries schmücken. Er entwarf also den köstlichen, an Figuren, Szenen und Humoren reichen „Ehestandsfries", der in Zürich gar wohl gefiel. Aber trotz der bescheidenen Honorarforderung des Künstlers konnte sich der Zürcher Gemeinderat nicht zur Ausführung des Entwurfes entschließen, und so ging Weltis Vaterstadt eines hochbedeutenden Werkes, das, nach den vorhandenen Skizzen zu schließen, vielleicht Weltis urtümlichste Schöpfung geworden wäre, verlustig. Den letzten Auftrag endlich bildeten jene eine Landsgemeinde von Unterwalden darstellenden Fresken für das Bundeshaus in Bern, über deren Ausführung Welti der Tod ereilte.

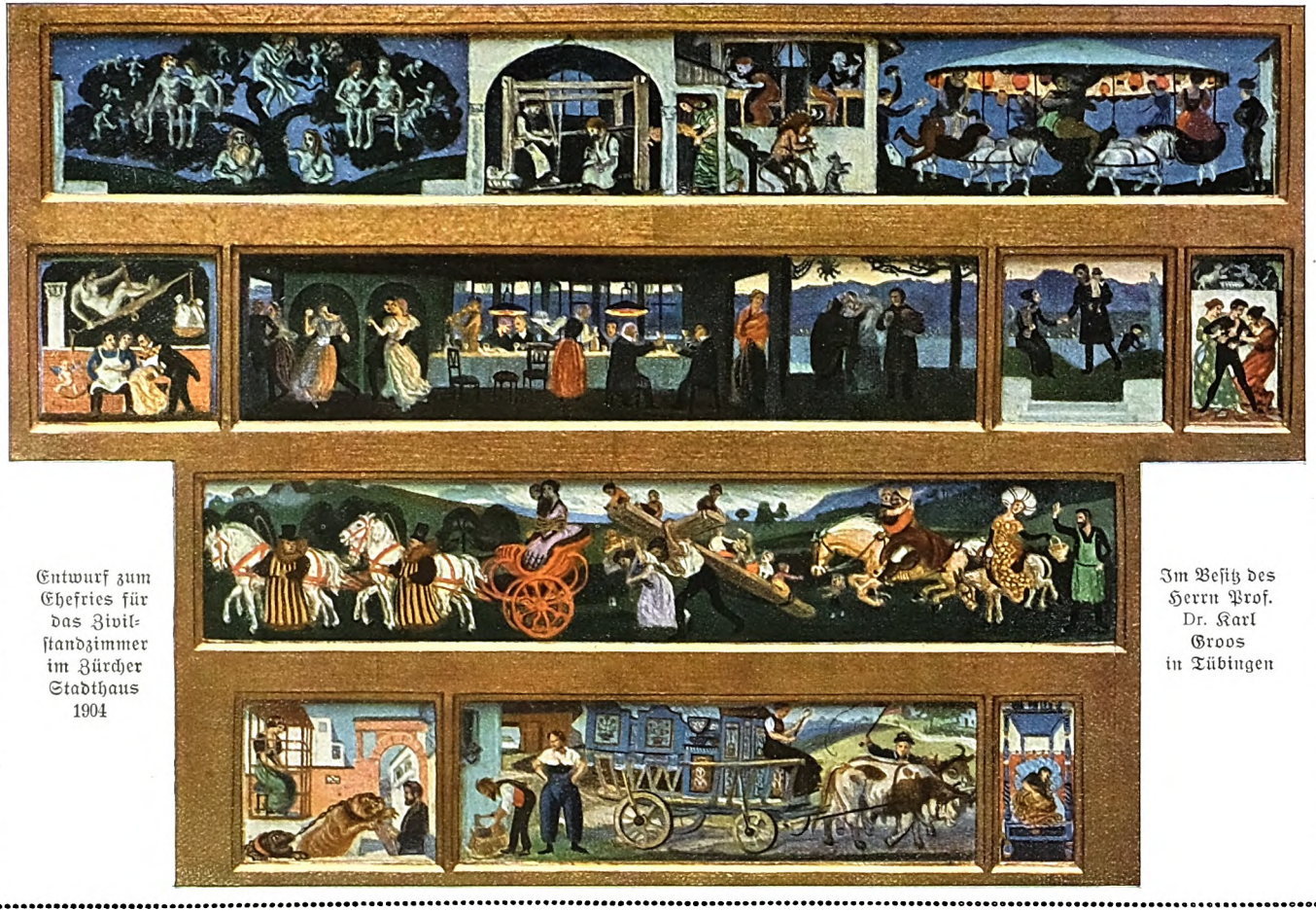
Teil eines bemalten Schrankes. 1904

Es ist hier dem Entwicklungsgang Weltischer Kunst um ein beträchtliches vorgegriffen worden. Dem Entwurf für das Glasbild, das des Künstlers Arbeitskraft fast zwei Jahre hindurch in Anspruch nahm, folgte das satirische Gemälde „Der Geizteufel", das schon in der Münchner Villenkolonie Solln, wohin Welti 1901 übergesiedelt war, entstand; daran schloß sich das „Familienbild", voll saftigen Schweizerhumors, und nach kunstgewerblichen und graphischen Übergangsarbeiten ein Bild, das einen ganz unerhört neuen Ton anschlug: „Der Auszug der Penaten." Die Idee zu diesem Bild kam Welti von Gottfried Kellers Gedicht „Poetentod", wo der entscheidende Vers heißt:

„Sie ziehen aus, des Seligen Penaten,
In reiche Prunkgewande tief verhüllt . . ."

Diese zwei Zeilen gaben Welti die ganze reiche, farbige Komposition ein. Das Bild selbst ist so: Eine Doppeltreppe führt von dem romanisierenden hohen Saal, dessen mächtiges Bogenfenster den Blick auf eine Berglandschaft freigibt, herab. Weinend, mit gesenkten Häuptern schreiten die Leidtragenden dem offenen Sarge voraus. Vier finstere Männer haben den Sarg geschultert. Mit verschränkten Armen, den Oberkörper entblößt, ruht totenstarr der weißhaarige Alte, der einem germanischen Heldensänger gleicht, in seinem engen Haus. Aus den Nischen des Saales aber

Digitized by Google



Entwurf zum Ehefries für das Zivilstandzimmer im Zürcher Stadthaus 1904

Im Besitz des Herrn Prof. Dr. Karl Groos in Tübingen

Digitized by Google

treten in reichen, fremdartigen Gewändern, gewebten Wunderwerken der Phantasie, Schalen und Gefäße in den Händen haltend, die trauernden Penaten. Feierlicher Ernst liegt über dem Geschehen, Todesstimmung. Es ist wie ein Hohes Lied auf den Tod des Genies. Das von uns in den Farben des Originals wiedergegebene Bild bestätigt aufs klarste die eingangs erwähnte nahe Verwandtschaft Weltischen und Kellerschen Geistes.

Den „Penaten" folgte nur noch ein Tafelbild, „Die Eremiten", das ein Lieblingsmotiv Weltis abwandelt: eine Art poetischer Naturgeschichte des Asketentums. Es ist ein vita contemplativa-Stimmung in dem Werk, die es zu einem Geistesverwandten des rätselhaften Pisaner Camposanto-Fresko stempelt.

Dieses Bild war das letzte, das Welti in München malte.

Noch ward ihm im Jahre 1909 die „Rückkehr in die liebe Heimat", wie eine Gelegenheitsradierung jubiliert, ein kurzes Vaterlandsglück in Bern, in dem behaglichen, poesieumsponnenen Haus an der äußeren Schoßhalde. Dann aber kam der bittere Schlag: der Tod Emelinens, der dreiviertel Jahre später, am 7. Juni 1912, Welti selbst folgte. An der Seite seiner Frau, am Schoßhaldenfriedhof, wurde er begraben, lange bevor seine Schaffenskraft erschöpft und seine Lebenskraft verbraucht war.

Wir haben in ihm, der uns wie ein alter Meister scheint, den letzten aus dem Stamme Schwinds verloren.

Einer der großen Märchenerzähler der germanischen Malerei ist mit ihm viel betrauert, auf ewig unvergessen in das Grab gestiegen, das ihm in seiner geliebten Heimaterde geschaufelt ward . . .

Seiltänzer. Gemälde, 1911
Im Besitz des Herrn Arnold Mettler in St. Gallen

Digitized by Google

Der Weihnachtskarpfen

Plauderei von Agnes Harder

Nun drängen sie sich in den Bottichen, die die Händler einladend vor die Tür gestellt haben! Ihre breiten Rücken, die in schwärzlichem Olivgrün schimmern, ragen über das Wasser hervor, ihre fetten Weichen, goldgelblich beschuppt, drücken sich gegeneinander, und die grausame Köchin mit den rotgefrorenen, blanken Armen, die, mit der Latzschürze und dem weißen Häubchen angetan, den Fünfpfündigen greift, der eben für sie im Käscher herausgenommen wurde, möchte am liebsten versuchen, ob er auch „ein Rogener" ist. Denn obgleich gerade die Milch des Karpfens als gewählte Delikatesse der feinen Küche gilt, so will doch der Volksgebrauch den „Rogenen" zu Weihnachten, denn er allein bringt Glück.

Freilich, 600000 Eier hat er in seinem Leibe! Und da eine materielle Zeit von dem Feste der Erfüllung auch die Erfüllung sehr irdischer Wünsche verlangt, und Fortunas Glücksäckel, wenn man ihn einmal im Jahre feilböte, lauter ausgestreckte Hände fände, so hat diese selbst bei Fischen seltene Fruchtbarkeit dem Karpfen den Ehrenplatz auf der norddeutschen Weihnachtstafel errungen. Eine sorgsam aufbewahrte Schuppe, als Talisman in der Börse getragen, bestätigt noch die Anwartschaft auf den Segen. Auch die märkischen Mohnpielen, die neben ihm an diesem Abend erscheinen, deuten auf nichts anderes hin. Ist doch gerade der Mohnkopf von jeher ein Zeichen der Fruchtbarkeit gewesen, weil so unzähliges Leben in ihm wohnt und hartköpfig an seine Wände klopft, wenn man ihn schüttelt. Versuche es einmal, den Inhalt des Mohnkopfes in deine hohle Hand zu drücken! Wie es da perlt und so schlafumfangend schwer duftet! Nun versprechen dir Mohnpielen und Karpfenrogen am heiligen Abend die Fülle irdischer Glückseligkeit, die sich in Zahlen umsetzen läßt!

Wie sie aber zu dieser Sicherheit kommen, weiß ich nicht, denn wenigstens der Weihnachtskarpfen ist unmöglich von unsern germanischen Vorfahren übernommen worden. Deren Braten war für den Tag der Wintersonnenwende der Schweinebraten, der Juleber. Fro, der Sonnenführer, dessen Begleiter ein Eber mit goldenen Borsten war, würde nun endlich die Sonne wieder ans Licht führen! Und während der am Spieße gedrehte Braten in der Halle vor dem Herrensitz duftete, trat einer nach dem andern an ihn heran und schwur als echter Nordlandsrecke eine unerhörte Heldentat. Und was bei Fros Eber geschworen war, mußte gehalten werden! Noch heute hat das Hauptstück nordischen Gebäcks zum Julfest die Form eines Ebers. Solche heidische Verpflichtungen legt der solide Weihnachtskarpfen nicht auf, schon weil er erst vor etwas mehr als zweihundert Jahren aus — Japan und China eingeführt wurde. Was wir bei uns von Bauchflossern als heimischen Arten haben, Barben, Schleie und Karauschen, sind nur seine nicht vollwertigen Vettern. Der behäbige Herr mit dem gallertartigen Fett war ein Leckerbissen auf der Tafel der Mandarinen. Und da wir einmal darauf aufmerksam gemacht sind, kommt freilich die Erinnerung an östliche Malereien, Stickereien und Steindrucke ein wenig störend in unsere kulinarische Festfreude. Der breite, fette Fisch schmiegt sich gar zu gut in die Wellenlinien, mit denen der Japaner Glück oder Unglück ausdrückt. Selbst seine besonders großen Schuppen, die sich beim Spiegelkarpfen nur auf die Mitte des Körpers beschränken, lassen sich bequem stilisieren.

Jedenfalls wurde der Karpfen bei uns leicht heimisch. Bereitete man ihm doch in künstlichen Teichen seinen Wohnort, lehrte ihn auf das Glockenzeichen zu lauschen und pünktlich zur Fütterung zu kommen! In alten Schloßparks erhebt sich manch bemooste Haupt aus den Fluten. Die größten Karpfen sah ich in Bückeburg, den stärksten Nachwuchs in Pyrmont. Fette Erde, toniger Untergrund, der gleichzeitig zur Nahrung dient, wird vom Karpfen bevorzugt, der dazu Würmer, Wasserpflanzen und Insekten liebt, also eigentlich wie der Bär und das Schwein — möglich, daß sich einige bescheidene Ähnlichkeiten ergeben — ein Allesfresser ist. Jedenfalls hat ihn die Küche der europäischen Länder mit Freuden annektiert, denn das Kochbuch erzählt auf langen Spalten von böhmischer, englischer — und polnischer Art, den Karpfen zu kochen.

Nun, daß die polnische Art bei der Bereitung des Weihnachtskarpfens triumphiert hat, das wissen wir. Nie ist soviel Verlangen nach dünnem Braunbier und Kochpfefferkuchen wie am heiligen Abend, und die Zwiebeln, die hinzukommen, werden feierlich mit Nelken besteckt, daß sie irgendeinem geheimnisvollen Symbol gleichen. Geschuppt darf der Fisch nicht werden. Steckt doch gerade in den Schuppen der Zauber des „Eselein streck' dich". —

Wenn bei uns der Weihnachtsbaum abgebrannt war, dann pflegte mein Vater nach einer Dickens-Ausgabe zu greifen, die schon damals nicht mehr neu war. Es war die erste deutsche Ausgabe, und mein Großvater soll einen roten Kopf bekommen haben vor Freude, als er sie aus den Kisten packte, die den weiten Weg nach Ostpreußen gefunden, zu den masurischen Seen und Wäldern —

Digitized by Google

ohne Bahn! Bei dem Duft der verlöschten Wachslichte wurde der „Weihnachtslobgesang“ gelesen. Und siehe, es erhob sich „der Geist der heurigen Weihnacht“!

„Wände und Decken waren über und über so mit lebendigem Grün und Laubwerk überhangen, daß es ganz einem vollständigen Hain oder Lustwäldchen gleich sah, aus dessen Dunkel allenthalben prächtige, glänzende Beeren schimmerten. Die frischen Blätter der Mistel und des Efeus und die grünen Nadeln des Wacholders strahlten das Licht zurück, als ob ebenso viele kleine Spiegel hier verteilt worden wären, und im Kamin prasselte und lohte ein mächtiges Feuer. Auf dem Boden aber lagen, zu einer Art von Thron aufgehäuft, Truthühner, Gänse, Wildbret, Hühner, Pökelfleisch, mächtige Keulen verschiedener Tiere, Spanferkel, große Kränze von Würsten, Fleischpastetchen, Plumpuddings, Körbchen voll Austern, geröstete Kastanien, rotbäckige Äpfel, saftige Orangen, süße leckere Birnen, ungeheure Dreikönigkuchen und dampfende Schüsseln mit Punsch, die das ganze Zimmer mit ihrem würzigen Dufte erfüllten.“ —

Wie liebte ich diesen Geist der heurigen Weihnacht! Er begleitete mich durch meine ganze Kindheit, und ich sehe ihn noch heute mit lächelnder Wehmut den Weihnachtsschatten der Erinnerung entsteigen. Und doch — unter seinen Herrlichkeiten fehlt der Karpfen! Und auch bei der zweiten Schilderung Dickens' aus der Weihnachtszeit des „merry old England“, das unseren Großvätern Schwesterland und Land der wärmsten Zuneigung war — lagen doch die Tage Wellingtons und Blüchers noch nicht so weit zurück, daß nicht mehr Wärme von ihnen ausstrahlte — auch bei der lustigen, herzensfreudigen Weihnacht im Landhause des prächtigen Mr. Wardle, die die Gegenwart Mr. Pickwicks und seiner Getreuen verschönt, wird wohl von der Verstauung mehrerer Austernfäßchen und eines riesigen Kabeljaus berichtet, aber nicht von einem Karpfen. Doch das fiel mir damals nicht auf. Denn auch in Ostpreußen gab es noch keinen Weihnachtskarpfen. Wohl erzählte Mutter, daß in ihrem Elternhause um diese Zeit der Festbraten ein Spanferkel gewesen war, ein besonders schönes Absatzferkel, das geräuchert und süß gefüllt wurde. Aber das lockte mich nicht. Eher schon die Mohnnudeln, die dazu gehörten und die dann zur Fastnacht von neuem auftauchten.

Nein, die Schlaraffenlandgenüsse meiner Kindheit erschöpften sich um die Weihnachtszeit in den ortsüblichen Süßigkeiten, vor allem in Marzipan und Honigkuchen, im Dialekt Pfefferkuchen genannt, weil wahrscheinlich hin und wieder eine Prise Pfeffer in den Teig genommen war, seine Würzigkeit zu steigern. Da Pfefferkuchen und Marzipan aber im Hause gebacken wurden, so konnte der Karpfen später mit ihrer Wichtigkeit nicht mehr wetteifern. Wurde doch der Pfefferkuchen oft schon ein Vierteljahr vorher angeteigt, bald nach der Honigernte, mit Mehl bestreut, mit einem blütenweißen Tuch bedeckt und auf den Ofen gestellt. Das fromme Nönnchen Katharina, das vor tausend Jahren in dem Thorner Kloster das herrliche Rezept zu dem Kuchen erfunden hatte, in dem etwas von der Süße und dem Duft des Sommers gefangen steckt, verlangte freilich, daß der Teig mindestens ein Jahr stünde, ehe er gebacken wurde. Geschichtsschreiber, die sich mit dem Märchen gut stehen, sprechen sogar von hundert Jahren; und daß der Teig von der Hauptmasse mit der Hacke gelöst werden mußte. Die Thorner Katharinchen, die jener Nonne ihren Namen danken, schmücken noch heut jeden Jahrmarkt. Vielleicht hat sie uns lächelnd zugesehen, wenn wir mit glühenden Wangen die Pfeffernüsse von den langen Teigrollen abschnitten, auf Bleche verteilten und lange Hälse machten, wenn Blech auf Blech in oft wochenlangem Backen in den Waschkorb rollte, der für diese Zeit seiner eigentlichen Bestimmung untreu wurde. Er hatte ja sowieso Ferien. Wäsche durfte in den heiligen Zeiten nicht auf der Leine hängen, das litt Frau Holle nicht, die dann mit den alten Göttern über die Felder ging. So flossen in ihm die süßen Ströme des Paradieses, Pfefferkuchen in jeder Form, bis zu dem ganz dicken, der in Stücke geschnitten wurde. Weihnachten kam ja der Himmel auf die Erde, dazu paßte das Land, da Milch und Honig fließt.

Marzipanbacken war feierlicher. Es sind einmal in das Land Friedrichs des Großen welsche Schweizer eingewandert, die brachten den Brauch der süßen Brote mit. Noch heute haben die berühmten ostpreußischen Konditoren italienische Namen. Pane, das Brot. In Toledo, im tiefsten Spanien, kaufte ich echtes, rechtes Marzipan. Um die Weihnachtszeit soll es dort in sehr schöner Aufmachung zu haben sein. Wir sind am Pregel also nicht die einzigen Leckermäuler in der Welt. Aber kann ein Kuchen aus feineren Zutaten bestehen als aus Zucker, Mandeln und Rosenwasser? Sagen nicht sie allein schon, daß es sich um ein Weihegebäck handelt? Muß ich noch hinzufügen, daß Marzipan auf dem Dreifuß gebacken wurde, mit einem kupfernen Deckel bedeckt, in dem Holzkohlen brauten in pythischen Rauchwolken? Denn seine Unterseite mußte ja durch schneeiges Weiß den Adel seiner Abstammung beweisen; nur der Rand, köstlich gekräuselt mit Hilfe einer Stricknadel, eines absolut unmodernen Instrumentes, sollte braun sein. War es nicht Tempeldienst, den Blasebalg gegen die Kohlen zu richten und ihn langsam zu bewegen? Und dann, wenn die abgekühlten Herzen und Halbmonde der weiße Guß gefüllt hatte — wieder Rosenwasser und Zucker! — dann wurden die Blumen des Sommers auf sie gezaubert und phantastische Füllhörner mit selbsteingemachten Kirschen und Reineclauden, mit Hagebutten

Digitized by Google

und Walnüssen gefüllt! Lachten diese Kostbarkeiten vom „bunten Teller“, so aß man sie auch mit der nötigen Andacht, während der Geist der „heurigen Weihnacht“ hinter dem Dunst des Glühweins aufstieg, von dem wir Kinder auch ein Glas bekamen, weil er gesünder war als Punsch.

Der Wunsch nach den Gütern dieser Erde drückte sich noch nicht in dem schier unzählbaren Rogen des Karpfens aus, sondern nach gut altdeutscher Art in dem marzipanen Dukatenmännchen, das sich bescheiden unter den selbstgestrickten Strümpfen oder gehakten Handschuhen verbarg, mit denen wir Kinder den Vater ziemlich gegen seinen Willen beglückt hatten. Deutschland war eben noch kein reiches Land, vor allem nicht Preußen.

Dann kam der wunderbare Aufschwung, die Leichtigkeit des Verkehrs, und mit ihm der Austausch von Sitten und Gebräuchen. Unser Tannenbaum wanderte übers Meer, und dem Karpfen wird es ein leichtes gewesen sein, ihm zu folgen. Wir Deutschen aber gaben nicht nur, wir nahmen, vielfältig, nach unserer Art. Zwar, dem heiligen Abend ließen wir den Wunderkarpfen, die Henne mit den goldenen Eiern. Auch zum Silvester verlassen wir uns schließlich nur auf seine geheime Kraft. Aber zu den folgenden Festtagen plünderten wir den Geist der „heurigen Weihnacht“ um seinen Plumpudding und um seinen Truthahn; denn so gewiß der Weihnachtsabend den Karpfen bringt, so gewiß der erste Feiertag die Pute. Sie hat aber gar nichts mehr zu bedeuten, sie muß nur ausgezeichnet gefüllt sein, getrüffelt, und gut schmecken.

Haben wir doch nicht nur die leckeren Bissen, sondern auch das Weihnachtsgrün der anderen germanischen Länder angenommen. Mistel und Stechpalme sind in diesen Tagen heimisch bei uns, wenn auch das Küssen unter dem Mistelzweig am heiligen Abend durch Vererbung von Generationen im Blut liegen muß, ehe es so selbstverständlich ist, wie wieder Dickens erzählt: „Es war ein unendlich lieblicher Anblick, Herrn Pickwick mitten in dem Jungendamenkranze zu schauen, wie er jetzt hier-, jetzt dorthin gezerrt, bald auf das Kinn, dann auf die Nase, dann wieder auf die Brille geküßt wurde. Wie wurde von neuem gelacht und gelärmt!“ —

In diesem Satz liegt einer der hauptsächlichsten Unterschiede zwischen deutscher und englischer Weihnacht. Deutsche Weihnacht ist stiller. Vor allem der heilige Abend gehört fast überall der Familie. Wohl nimmt man einsame Angehörige, nimmt auch befreundete Einspänner und Einspännerinnen in den Kreis auf, aber lärmend genießen doch nur die Kinder. Liegen die in ihren Betten, so wird es doch meistens wehmütig still im Kreise der Großen. Von den Wachslichtern und dem stillen Grün des Tannenbaums gehen eigene Gewalten aus. Sie locken uns zurück in unsere Kindheit, und während wir nachdenklich mit unsern Punschgläsern neben dem Baume sitzen, dessen Blätter so treu sind, grüßt uns manch Unvergeßlicher, der einmal zu diesem Abend gehörte. Darum gibt es ja auch so traurige Weihnachten, und alle Karpfenschuppen und alle Verheißung auf 600000fache Verdoppelung einer simplen Reichsmark können sie nicht heiter machen. Und die Unglücklichen werden an ihrem traurigen Weihnachten ebenso hängen, wie die Glückseligen an ihrem frohen, denn irgendwo in der Tiefe des menschlichen Herzens liegt *eine* Wurzel für heilige Freude und heiligen Schmerz.

Im Volk bestehen hier und da freilich noch alte Gebräuche, die mit dem Stern von Bethlehem nichts zu tun haben und derb genug sind. Sie stammen aus der alten Zeit, da man die Zwölfe feierte, die Nächte von der Wintersonnenwende bis zum sechsten Januar, dem späteren Dreikönigsfeste. In der Weihnacht — der Name wurde vom Christentum festgehalten — verließen die Götter ihre Himmelsburgen und begannen ihre segnenden Umzüge; in der Zwölften kehrten sie wieder zurück. Das waren lange Festtage, die mit allerlei Schnurren ausgefüllt wurden. Da kam der Schimmelreiter, eigentlich Wotan in Person, und hielt seinen Umzug. Habe ich das Glück, meinen Weihnachtskarpfen in Ostpreußen zu essen, so stört mich wohl Gepolter und Lachen auf. Rasch in die Küche und einen sicheren Platz erhascht, vielleicht in der offenen Tür der Speisekammer! Da stampft er schon herein, der nordische Reiter! Über Tonnenbügel, die nach vorn und hinten gehen, sind weiße Laken gespreitet, und ihr Träger springt und knallt mit der Peitsche, begleitet von seinen „Tieren“, dem mit Erbsenstroh umwickelten Bären, der den Feuereimer als Schnauze vorgebunden hat, dem Ziegenbock und vor allem dem gefürchteten Storch. Die Mägde kreischen und stieben auseinander, lauter Lärm schallt über den schneebedeckten Hof. Der Schimmelreiter aber zieht von Haus zu Haus, nur über die Grenze darf er nicht. Dann würde er einen anderen Schimmelreiter treffen, und das wäre sein Tod.

Auch die heiligen Dreikönige fallen besonders in den kleinen Städten noch oft mitten in den Festabend. Sie sind ganz volkstümlich geworden, auch in evangelischen Landen, und vor allem den jüngsten, den Mohrenfürsten, hat sich der Volkshumor auserkoren, wenn sein mit Kohle geschwärztes Gesicht hinter dem Brummtopf auftaucht. In der deutschen Heimat der heiligen Dreikönige, am Rhein, werden sie wohl die Helden des Tages sein. „Die heil'gen Dreikönig' mit ihrem Stern“ sang auch Goethe, als er mit der schönen Corona Schröter in der altertümlichen Vermummung zu Hofe ging, „sie essen, sie trinken und bezahlen nicht gern.“ In meiner Kinderzeit schnurrte der Brummtopf in der Weihnachtszeit noch durch alle Gassen des Landstädtchens, daß ich mich

Digitized by Google

ängstlich an mein Kindermädchen schmiegte, wenn ich in der Dunkelheit zur Marzipanverlosung ging, und erst kürzlich, an einem der letztvergangenen Weihnachtsfeste im Osten, aber in der Stadt, surrten die Pferdehaare, das musikalische Geheimnis des Brummtopfes, deren Ton an das Seil der Dreschmaschine gemahnt, vor der Tür des Eßzimmers, und die Dreikönige sangen die alten Verse:

„Wir wünschen dem Herrn einen goldenen Tisch,
Auf allen vier Ecken gebratenen Fisch."

Die stammen auch noch aus einer Zeit, die nichts von dem Karpfen wußte, denn ihn braten hieße freilich ihn erniedrigen. —

Aber wie schwer ist es, von dem Weihnachtskarpfen zu erzählen und hübsch bei der Stange zu bleiben! Bildet er doch eigentlich nur das Symbol für all die verschwiegenen Herrlichkeiten dieser Zeit! Zu verlockend sind die glitzernden Abwege. Alle sind mit Rauschgold bestreut, und überall hängen bunte Papiernetze, die so leicht verschnitten werden und dann nicht ziehen, und Väter sitzen mit ihren Kindern und vergolden Nüsse und blasen Eier aus, und alle sind übermäßig geschäftig. Denn gerade daß man selbst so einer braunen Nuß ein goldenes Kleidchen anzog, ein so federleichtes, seines Inhalts beraubtes Ei in ein silbernes verwandelte, lehrte ja die geheimnisvolle Kunst, ein bescheidenes Leben in ein Märchenglück zu tauchen — und in diesem Augenblick könnte ich dem Weihnachtskarpfen fast böse sein, der all die süße Heimlichkeit von seinem goldenen Rogen abhängig machen will. Aber — ist nicht auch der Karpfen ein gezwungener Glücksbringer? Ist nicht eben darum sein Zauber echt? Hat er sich nicht gewehrt, so gut es ging, gegen die erhabene Öffentlichkeit der mit Grün geschmückten Festschüssel? Hat er nicht seinen „Karpfensprung" getan, um ihr zu entgehen? Nein, seinetwegen darf ich ruhig auf das Rauschgold jener Erinnerungswege treten und mich in ihnen verlieren, bis ich irgendwo das eigene Ich einer vergangenen Zeit finde, die unvollkommene und doch so vollkommene Kinderform in putziger Geschäftigkeit. Und so läuft das Kind in der Erinnerung mit umfangreichen Paketen und großen Tüten der selbstgebackenen Herrlichkeiten hin und her, ersteigt Treppen, klopft an schmale Türen und teilt aus mit Freuden. Denn der Reichtum der Weihnacht soll ja ein allgemeiner sein, darum schenkt ihn uns ein Kind, unbewußt aller irdischen Unterschiede. —

Mir aber ist „der Geist der heurigen Weihnacht" treu geblieben. In jedem Jahre kehrt er bei mir ein und bescheidet sich mit einem einfachen Berliner Balkon. Der ist freilich grün mit Tannen umsteckt und wartet in den letzten Adventstagen der Dinge, die da kommen sollen! Und siehe, sie kommen. Immer wieder hält der Paketwagen. Meine Mutter empfängt die Sendungen der Töchterkolonien, von denen jede mit einem grünen Zweig bedeckt ist, und vertraut sie der Kälte des Balkons an bis zum festlichen Tage. Da häufen sich zu einem Thron die Herrlichkeiten des deutschen Ostens: der Hase, den der Enkelsohn geschossen; die Pute, deren Jugend wir im Sommer bewachten, wenn sie mit ihren unmündigen Geschwistern durchaus in die Rosenbeete des Gartens wollte, und die der Herbst und frühe Winter und eine sorgliche Wirtin weiß und voll machten; der Kalbsrücken, dessen Nieren im Fett verschwinden. Daneben die Kiste mit dem Schiebedeckel, in der die selbstgebackenen Pfefferkuchen liegen, und die großen Pappkartons mit den Riesenherzen aus Königsberger Marzipan, die Füllhörner aus eingemachten Früchten schmücken. Und weihnachtlich duften Ananasreinetten, Cox Orange und Gelber Richard. Zuletzt aber erteilt mir die Mutter den gemessenen Befehl, den Weihnachtskarpfen selbst zu holen, denn morgen kommt der Bruder aus der Fremde, und Junggesellen sind verwöhnt und essen den Karpfen durchaus nicht nur seiner Verheißung zuliebe.

Wenn ich ihn aber auf den erlesensten Platz lege, seiner Bedeutung gemäß, und das Stilleben mit ihm kröne, im Geiste eines verbesserten Dickens, dann werde ich unruhig. Es scheint mir zuviel des Guten und mich befallen die Sorgen der Reichen, die nicht schlafen lassen. Wie, wenn der feine Duft Diebe anzöge? Wie, wenn morgen unser Balkon leer wäre? Ein armes Fest, ein gestohlener Weihnachtskarpfen! Welche Aussicht für das kommende Jahr! Und noch in der Nacht erhebe ich mich, gehe leise nach vorn und schaue durch die Glastür. Nein, es war nur ein zu früh gekommenes Albdrücken. Niemand sieht es dem Balkon an, daß er Schätze birgt. Er paßt in die Zeit und bewahrt sein Geheimnis. —

Dann ist diese Zeit erfüllet, und die Köchin bringt mit sieghafter Miene die dampfende Schüssel. Wie gut die Sauce duftet! Sicher ist wieder ein tüchtiger Löffel Rotwein hineingetan! Und wie feierlich sich jeder auflegt! Ist es wirklich die Hoffnung auf Glück und Glanz? Oder ist es nicht vielmehr die stille Dankbarkeit, daß man sich wieder anständig hindurchgefunden hat durch den Irrgarten eines Jahres und nun seine Last für eine Weile ablegt und sagt: Weihnachten! Halt ein und ruhe! Besinne dich, daß das Leben schön ist und Frieden hat!

Und was tut es denn, daß wir unsere Feste noch immer mit Essen und Trinken feiern, gerade wie die alten Germanen? Was tut es, wenn wir werden wie die Kinder und lächelnd eine Karpfenschuppe in das Goldfach des Beutelchens tun, das die Festvorbereitungen ganz geplündert haben? Stecken in all den Gebräuchen der Heimat nicht die starken Wurzeln unserer Kraft?

Darum das Leuchten in unseren Augen, wenn wir das Punschglas heben. Wir grüßen die Wiederkehr der Sonne, deren Licht das Kind von Bethlehem ein ewiges Leuchten gab.

Digitized by Google

Deutsche Landschaft. Gemälde von Albert Welti (1900—1901)
Eigentum der Gottfried Keller-Stiftung, aufbewahrt in der Öffentlichen Kunstsammlung zu Basel

Digitized by Google

Digitized by Google

Das Bündnis von Thor und Ur

Aus dem Kinderleben. Von Lou Andreas-Salomé

Ein kleines Mädchen ging den Straßendamm entlang, wo er gegen den Fluß führte. Die Kleine ging langsam, denn sie hatte schon viele Taten hinter sich. Selbst in dieser fremden Stadt, in der ihre Eltern doch erst seit so kurzem zur Sommerfrische wohnten, hatte sie schon wieder eine Menge Leute beisammen, denen sie Namen und Schicksal ausdenken mußte und die sie mit allem möglichen, was sie nun erst ordentlich an den Schaufenstern für sie wählte, versah. Damit bekam sie jetzt für eine Weile genug zu tun. Es wurde auch schon stiller auf den Straßen, es war merkbar Abendbrotzeit. Aus einer Seitengasse schoß allerdings noch eben ein Junge. Er lief nicht, er ging, aber seine Schritte stürmten. Und dies animierte sie nun doch. Zwar lag ihr nichts daran, jetzt noch den Jungen hinzuzubekommen; von hinten schien auch nicht viel an ihm dran. Aber er war ungefähr in ihrem Alter, und unwillkürlich fing sie an zu rennen. Sie kam auch schon bis ziemlich dicht hinter ihn, auf die Entfernung, in der sie die entscheidenden Merkmale festzustellen pflegte. Da wandte er den Kopf. Er hatte das Rennen auf dem Fußsteig gehört. Und fast hätte man glauben sollen, als ob er hinter sich horche, wenn er so dahinstürmte. Ein Paar wasserblaue Augen sahen ihr entgegen mit einem etwas drohenden Blick. Sie war sofort in ihren langsamen Schritt zurückgefallen und ging sittig, die Augen niedergeschlagen. Der dumme Junge! Wenn der eine Ahnung hätte, wieviel sie in ihrem armen Kopfe schon zu ordnen hatte, so würde er wohl nicht meinen, daß ihr an neuen Merkmalen noch was gelegen sei.

Aber er stürmte nicht mehr, sondern auch er ging nun langsam. Offenbar horchten seine beiden Ohren noch nach hinten, und dann wandte er sich noch zweimal um. Vielleicht wähnte er sich wirklich verfolgt? Oder ihr fiel das nur deshalb ein, weil sie heute einen Großvater getroffen hatte, von dem sie sich ausdachte, daß er vor einigen Jahren aus dem Gefängnis entlassen wäre und sich noch nicht genügend die Achtung seiner Mitmenschen zurückerworben hätte. Sie waren jetzt schon nah beim Fluß, und beide gingen ganz außerordentlich langsam. Gerade wollte sie, während sich ihre Blicke in seinen mageren Nacken bohrten, mit einer einzigen ungeheuren Anstrengung seine Knabengegenwart mit der Großvaterzukunft — alle beide in denselben Menschen — zusammenschweißen, als er sich nicht nur umwandte, sondern stehenblieb.

„Wohnst du hier?“ fragte er streng.

Sie blickte über den Fluß, wo es gar keine Häuser mehr gab, und sagte: „Nein, wo denn?“

Er fragte ebenso inquisitorisch weiter: „Was hast du dann hier zu suchen?“

„Hier nichts,“ antwortete sie.

„So. Warum rennst du dann hinter mir her?“

Bisher hatte sie mechanisch geantwortet, es war ihr gleich, was: denn sie mußte ihn nun von vorn mit dem Großvater vergleichen. Nun erst begriff sie eigentlich, daß sie im Gespräch mit ihm war, und verfügte sich vom Großvater zurück zu dem Knaben.

„Weil du mir gefällst,“ sagte sie, ihn sich befriedigt ansehend.

„Von hinten?“ fragte er mißtrauisch.

„Von hinten sahst du aus, als ob du vor jemand davonrennteſt.“

Er trat einen Schritt näher auf sie zu: „Was?! Unsinn! Vor wem sollte ich auskneifen?“ sagte er wütend.

„Das kann ich ja nicht wissen. Aber du bist ja vielleicht ein Heimlichtuer und wirst vielleicht ein Verbrecher werden.“

Er stand mit offenem Munde vor ihr.

„So frech wie du ist mir noch nie ein Frauenzimmer vorgekommen. Aber soviel wirst du wohl wissen, daß ich dir mit einer Handbewegung alle Knochen entzweischlagen kann!“

„Warum denn?“ fragte sie sanft. „Ich habe doch gar nichts gegen dich. Da

Digitized by Google

sag' mir doch lieber, warum du hierher läufst, wo doch niemand mehr wohnt?"

Er lächelte etwas.

„Niemand? Aber doch vielleicht ich."

Und er machte eine Pause. „Wer bist du denn eigentlich? Gehst du denn nicht zum Abendbrot nach Hause?"

„Ich habe mir was eingesteckt," sagte sie. „Meine Mutter ist hier in den Badeort gefahren, wo wir eine kranke Tante haben, da muß sie oft hin. Wegen der Tante wohnen wir hier für einige Wochen, dann reisen wir wieder nach Haus."

Er sah sie zweifelnd an.

„Ist es ganz sicher, daß du dann wieder wegreist? Das ist mir nämlich die Hauptsache!"

„Ja, das ist sicher." Sie zog aus der Tasche ein Butterbrot, in das sie hineinbiß.

„Wenn du dir nichts eingesteckt hast, kannst du ein Endchen davon haben," schlug sie vor.

„O nein, unmöglich! Ich muß hungern."

Sie machte große Augen.

„Das kann ich nicht verstehn!"

Da meinte er nachsichtig: „Nein, das können Frauen auch nicht so leicht verstehn, daß man sich alles selbst schaffen will und daß man das manchmal nur heimlich und, wie du selbst sagst, wie ein Verbrecher tun kann."

„Geht das nur dann, wenn man hungrig ist?" fragte sie verständnislos.

„Begreifst du denn nicht, daß man gern darauf verzichtet, sich von andern sattmachen zu lassen? Ich war heute bei einem Freunde eingeladen und war auch dort. Aber vor dem Essen bin ich wieder losgezogen, obgleich es gerade Pfannkuchen mit Mus gab."

„Und jetzt?" fragte sie kauend.

„Jetzt gehe ich dorthin, wohin ich mich vor der Kultur zurückgezogen habe."

Damit ging er weiter.

Das kleine Mädchen hatte den Großvater vergessen und folgte ihm um seiner selbst willen. Er ließ es auch offenbar zu. Er sagte: „Wenn du wirklich in einigen Wochen wieder fortgehst, kannst du mich gern ein Stück begleiten. Du siehst mir so aus, als ob du schweigsam wärst. Geschwätzige Frauenzimmer hab' ich nicht gern, merk' dir das!"

Sie gingen ein Stück abschüssige Wiese entlang, die sich unweit des Flusses in felsige Ufer verlor. Dort fing der Junge an, rascher auszuschreiten, und ehe sie sich dessen versah, war er plötzlich vor ihren Augen verschwunden. Sie dachte nun eine Minute darüber nach, ob das ein wirklicher Junge gewesen sei. Aber noch ehe sie darüber schlüssig wurde, erblickte sie jemand, der vorher nicht dagewesen war. Ans Flußufer vor ihr trat, anscheinend aus einer Höhlung, ein Geschöpf mit einem Fell um die Schultern und einer wüsten Fellkappe auf dem Kopf, barfuß und eine Art Keule in der Hand. Sie sah ihn wieder nur von hinten, denn er blickte aufs Wasser. Aber ohne viel Verwunderung tat sie einige Schritte vorwärts und fragte: „Bist du noch derselbe Junge? Wer bist du eigentlich, wie heißt du?"

„In der Welt heiße ich Thorwald", antwortete er und stützte sich auf seine Keule. „Und du?"

„Ich heiße immer Ursula."

„Also, Ursula, höre zu! Bis hierher durftest du mich begleiten. Wenn du aber an dieser Stelle hier von der Wiese zum Fluß hinunterschreitest, bist du ein Kind des Todes, denn hier beginnt mein Reich. Aber schau es dir von oben an."

Sie stand gehorsam einen Augenblick, aber noch während sie auf ihn niederschaute, wandten sich ihre Gedanken unwillkürlich wieder zu ihrer früheren Beschäftigung zurück und taten den Knaben mitsamt seinen Katzenfellen mit hinein zu den andern Leuten, die sie an diesem Nachmittage aufgesammelt hatte.

⁂

Dasselbe kleine Mädchen ging am nächsten Nachmittag nicht zum Fluß hinunter, sondern durch die Stadt. Durch das Tor eines Schulgebäudes, aus dem Knaben mit ihren Ranzen nach Hause liefen, kam der Direktor gegangen, und als er des kleinen Mädchens ansichtig wurde, blieb er stehn und gab ihr die Hand.

„Wie geht es bei euch?" fragte er. „Ist die Tante kränker geworden?"

„Ich glaube nicht, aber Mutter ist wieder hin," sagte sie.

Er blickte freundlich in ihr Gesicht, und man fühlte wohl, daß er trotz seiner teil-

Digitized by Google

nehmenden Frage erst jetzt zum Schluß sich, sozusagen, aus seinen Gedanken ganz zu ihr hinfand.

„Ich seh' dich oft durch die Straßen gehn. Ja, die Mutter muß oft fort, und da gehst du so verträumt. — Nun auf Wiedersehn," sagte er noch, „an einem dieser Tage sehn wir uns wohl an der Pensionstafel wieder."

Sie sah dem sich Entfernenden nach, der jetzt aufmerksam um sich blickend und doch isoliert vor sich hinging, denn von den Jungen wagte ja wohl niemand, ihn anzusprechen. Da schoß aus dem Tor noch etwas hervor und rannte das kleine Mädchen beinah um. Sie hätte eigentlich wissen können, daß es Thorwald war. Er spießte sie förmlich mit den Augen.

„Du kennst ihn," rief er geradezu außer sich, „und die Hand hat er dir gegeben!"

„Ich wußte nicht mal, daß er von einer Schule Direktor war oder von eurer. Weshalb bist du denn so böse deswegen?"

„Wie sehr dumm du doch bist," entgegnete er. „Natürlich bin ich nicht böse auf dich, sondern auf ihn, und dazu hab' ich auch ein Recht, denn er ist strenger zu mir als zu allen Jungen, und er mißhandelt mich, und ich hasse und verachte ihn."

Im Sprechen war er nicht stehn geblieben, ohne darauf zu achten, ob sie ihm folgte, oder ob er in die leere Luft sprach. Sie folgte ihm aber, und im Grunde erwartete er das auch, denn er fuhr gleich fort, in sie hineinzureden. Und sie mußte ihm erzählen, daß der Direktor manchmal mit am Pensionstisch saß, wo er irgendwelche Freunde besuchte.

Thorwalds Schritt wurde stürmend, er packte sie am Arm.

„Hat er von den Jungen gesprochen? Hat er mich vielleicht erwähnt?"

„Er hat nur von einem wissenschaftlichen Buch gesprochen, woran er schreibt. Und er schien sich nur dafür zu interessieren und gar nicht für Jungen."

„Das werde ich später ebensogut können, vielleicht noch besser!" Thorwald hatte ihren Arm losgelassen und vergrub seine Hände in seinen Taschen.

„Natürlich ist er soviel älter als ich. Aber einmal wird er tot sein, und ich werde noch jung sein."

Das kleine Mädchen dachte im stillen, daß derjenige, als den sie sich Thorwald im Großvateralter vorstellte, bei ihr keine so rosige Laufbahn vor sich hatte, sondern vielleicht ein Gefängnis. Aber ihre Aufmerksamkeit wurde davon abgelenkt durch ein paar Jungen, die immer noch hinter ihr gingen; sie mochten auch aus dem Schulhof gekommen sein: ein Sommersprossiger und ein Langer. Jetzt erinnerte sie sich, daß sie ihr schon einmal gefolgt waren.

Inzwischen fragte Thorwald in sie hinein, wie bei einem Examen: ob der Direktor links von ihr gesessen habe oder rechts; ob er geraucht habe; ob er nicht nach Tisch seinen Stuhl abgerückt habe und die Beine übergeschlagen; ob ihm die Asche in die Weste gefallen sei, ohne daß er's merkte.

„Daß dich das aber auch interessiert!" bemerkte sie verwundert. „Wenn du ihn doch hassest und verachtest?" Dabei wandte sie ihm ihr Gesicht zu, und es kam ihr vor, als ob der derbe Junge beinahe elend aussähe.

Aber er antwortete: „Gerade deshalb! Man muß seinen Feind doch genau kennen. Du mußt mir alles erzählen! Aber jede Miene! Jedes Wort!"

Sie überzeugte sich, daß die Jungen hinter ihr weggeblieben waren.

„Wie stellst du dir denn das vor, daß ich dir erzählen soll, wenn ich dich doch gar nicht sehe?"

Er dachte einen Augenblick nach.

„Komm," sagte er. „Lauf! Ich laufe voraus." Und damit schoß er durch eine Seitengasse, die sie noch gar nicht kannte, und durch ein paar stille Straßen kamen sie von einer neuen Seite gegen den Fluß hinaus.

Es war früher als am gestrigen Tage. Die felsigen Ufer lagen noch besonnt. Thorwald stellte sich hin und deutete den Wiesenhang hinauf.

„Von dort kamen wir gestern; wenn du dort stehst, kannst du nicht mehr fehlgehen. Denn wir müssen eine Partei werden, wir müssen jetzt Freunde werden."

Damit nahm er sie am Ärmel und führte sie durch Gestein und Gestrüpp hinab vor eine Öffnung zwischen Fluß und Felsen, hinter der, dicht umbuscht von wilden Rosenhecken, die noch nicht blühten, eine Art von Höhle zu liegen schien.

Digitized by Google

Er warf Rock, Strümpfe und Schuhwerk ab, kroch hinein und kam gleich wieder mit den Katzenfellen auf Kopf und Schulter.

„Du bist zum Glück dünn genug, um bequem durchzugehen," sagte er befriedigt. „Aber so ohne weiteres geht das ja nicht. Du mußt dir klar machen, daß nie noch ein Mensch diese Höhlung betreten hat, und wenn du wiederkommen sollst, mußt du eine notwendige Stellung hier ausfüllen."

Sie hatte die Hände auf den Rücken gelegt.

„Ich sollte ja doch wegen des Direktors kommen," erinnerte sie ihn.

„Hier geht der schwarze Aar mich nichts an," sagte er steif. „Aber ich denke nicht zum erstenmal daran, mir einen Sklaven zu halten. Nur müßte ich dich Prüfungsarbeiten machen lassen, um zu wissen, ob du dich dafür eignest. Du bekommst dafür Kost, Schutz und Schmuck. Ist dir das recht?"

Sie dachte bei sich: ‚So kann man also auch spielen. Dies ist ein prachtvoller Junge!' Und laut sagte sie: „Was denn für Schmuck?"

„Ja, irgendein Sklavenabzeichen, weißt du. Aber da du ein Frauenzimmer bist, soll es eine richtige, geschnitzte Halskette sein, die zugleich deiner Eitelkeit frönt."

Er blickte hinter sich. Am liebsten hätte er sie gleich in die Höhle eingeführt. Aber das ging nun nicht infolge der Umständlichkeit, die er der Angelegenheit gegeben hatte. Er wußte auf einmal nicht weiter.

Das kleine Mädchen fühlte das gut, und sie hätte auch gut weiter gewußt. Aber sie war ja soeben ein Sklave geworden, und das bloße Phantasieren hatte hier schon offenbar irgendeinen Hemmschuh.

Jetzt bemerkte sie sogar, daß er sich ein Gähnen verkniff.

„Also ich gehe nach Hause," sagte sie entschlossen. „Adieu, Thorwald!"

„Auf morgen, Sklave!" antwortete er.

⁂ ⁂ ⁂

Als das kleine Mädchen wiederkam, war sie in tiefen Gedanken. Unterwegs in der Stadt hatte sie eine vielleicht nicht mehr ganz junge, aber zum Entzücken schöne Frau gesehen, die ihr noch gar nicht begegnet war. Sie bedauerte so sehr, die schöne Person nicht früher erblickt zu haben, denn sonst wäre unter den Menschen und Schicksalen, die sie nun schon ineinandergespielt hatte, dieser die Hauptrolle zugefallen. Allein es ging gegen ihre Grundsätze, Änderungen zu machen, da sie drauf hielt, daß es der Wirklichkeit gleich sei, die sich ja eben nicht ändern ließ. Nun bekam sie keine richtige Verwendung für die Frau heraus, es blieb wenig andres übrig, als sie Thorwald anzuheiraten, wenn er erst in die Jahre kam. Aber bisher kannte sie Thorwald nur im Knaben- und Großvateralter: in der dazwischenliegenden Lebenszeit war er ihr in der ganzen Stadt noch nicht begegnet.

Thorwald saß vor seiner Höhlenöffnung, als sie herankam, eifrig damit beschäftigt, mit einem spitzen Stein wunderliche Einkerbungen in Bruchstücke von knorrigen Ästen zu machen.

„Das ist für dich," sagte er. „Du bekommst die Kette aus diesen Knochen erschlagener Raubtiere. — Aber es ist gefährlich, daß du heute gekommen bist, denn man ist mir auf der Spur!"

„Wer soll denn das sein?" fragte sie. „Das bildest du dir doch gewiß bloß ein?"

„Nein, er ist mir auf der Spur. Er denkt ja immer, daß ich weiß Gott was außerhalb der Schule tue, und er möchte mich am liebsten schuhriegeln!"

Sie war bei ihm stehengeblieben.

„Da bist du wohl ein recht schlechter Schüler?" bemerkte sie sachkundig.

„Das bin ich nicht. Wenn auch nicht der allerbeste, so doch einer der besten. Zum allerbesten würde er mich ja nie aufrücken lassen, das tut er mit anderen Buben. Mit so einem wie unserm Primus, der nicht mal vom Hörensagen weiß, was eine eigne Meinung ist. Aber warum reden wir davon? Hier sind wir ja in urmenschlicher Freiheit. Also komm, Sklave!"

Er hob die Kette auf, deren durchlochte, weißgeschälte Aststücke an Tiersehne aufgereiht waren, und hing sie ihr feierlich um den Hals. „Hiermit nehme ich dich in meinen Schutz und Dienst! Und nun geh und mache dich vertraut mit meinem Hab und Gut."

Das kleine Mädchen zwängte sich in die Höhle hinein. Aber in der Dunkelheit,

Digitized by Google

die drinnen herrschte, konnte sie nichts unterscheiden.

„Nimm nur Platz," sagte er.

Sie knickte ein und kam auf einen Block zu sitzen.

„Das ist der Diwan!" erklärte Thorwald. „Und dann ist er auch die Haustür: denn wenn man ihn hochrichtet, kann man die ganze Eingangsritze damit verstellen."

Ihre Augen hatten sich allmählich an die Dunkelheit gewöhnt. Aber sie unterschied noch immer nichts, denn es war nichts da. Zur Seite nur hing eine Angelschnur, und dann bemerkte sie eine kleine Brandstelle, mit verkohltem Holz darauf. Doch würde er entzückt gewesen sein, wenn er hätte den Blick sehen können, womit sie dies alles umfaßte und nur um so mehr in sich aufnahm, als wenig da war.

Etwas verlegen, daß er ihr außer dem Doppelmöbel von Tor und Diwan nichts mehr zu zeigen hatte, war Thorwald verstummt. Aber eilfertig fiel sie schon ein: „Deine Höhle ist schön! Ja, das ist ein Schutz vor den wilden Tieren, die dich nachts umheulen mögen. Schakale und Hyänen, die nach den Resten der Tiere gehn, die du am Tage erlegt hast. Es ist ja dunkel hier drin; ich kann natürlich die Schädel nicht sehen, die hier herumliegen mögen, und dein Nachtlager von Fell. Aber ich fürchte mich gar nicht. Laß mich hier sitzen."

„Aber denke nicht, daß du so bequem sitzen bleiben darfst," sagte er, höchst angenehm berührt, „denn deine hauptsächliche Aufgabe wird sein, mir alles von draußen zuzutragen. Du verstehst, daß es sich jetzt nicht mehr schickt, das selbst zu tun, wenn ich einen Sklaven halte. So mußt du zum Beispiel heute noch gehn Holz suchen!"

„Ist denn das nicht gleich, wann? Hier ist es ja jetzt so schön, und ich muß mir doch erst gut alle Gegenstände hinzugucken, die ich brauchen werde, — später geht es nicht mehr. Was dann fehlt, das fehlt."

„Nein, es ist gar nicht gleich, wann. Es muß noch trocknen, sonst habe ich zuviel Mühe mit den Feuersteinen. Und du mußt drauf achten, von den feuchten Uferwiesen nur das Trockenste aufzuheben. Das mit dem Feuer ist am wichtigsten, das wußte schon Prometheus."

Das kleine Mädchen ging gehorsam nach dem Holz; sie dachte seufzend, daß es sehr viel unbequemer sei, sich an Holz und Steine zu binden, als sich die Dinge bloß vorzustellen. Während sie sich aber bückte und sammelte — eigentlich wie ein verzaubertes Phantasieprinzeßchen, das als Aschenputtel dienen muß —, ging sie wieder dran, sich was auf ihre Weise auszudenken. Sie wurde sich nun schlüssig darüber, daß sie Thorwald die Frau von vorhin geben wollte. Die war ihr zwar verwöhnt vorgekommen, ihrer Kleidung und ihrem ganzen Gebaren nach. Aber sein späterer Haushalt würde ja nicht ebensoviel zu wünschen übriglassen, und hochfliegende Pläne zu haben, schien er ja auch. Mochte er immerhin glauben, sie sammele ihm Holz — das konnte sie ja tun! — aber gleichzeitig damit war sie es ja auch, die sich seines tiefern Geschickes annehmen mußte.

Thorwald sah ihr schon von der Höhlenöffnung her ungeduldig entgegen. Und ihr wurde auch plötzlich klar, daß er in der Tat einen Sklaven sehr nötig hatte: denn wie konnte er im Katzenfelle hier herumsteigen, wenn seine Höhlenexistenz nicht aufgespürt werden sollte; schon das Angeln mußte ihm gefährlich werden.

Er war noch gerade dabei, ihr Holz nachzuprüfen, als rasche Sprünge, unter denen Steinchen niederkollerten, hörbar wurden. Seine Haltung straffte sich lautlos, und er griff nach der Keule.

„Die Spürhunde!" flüsterte er und zog das kleine Mädchen durch die Öffnung zu sich hinein. Fast unhörbar richtete er den Block auf und schob ihn vor die Eingangsritze. Es blieb draußen still. In dem freiern Raum, der entstanden war, konnten gerade beide bequem nebeneinander hocken.

Anfangs wagten sie nicht zu reden, dann nur flüsternd. Endlich vergaßen sie die Gefahr und tauschten ihre Gedanken laut aus.

„Ehe ich das vergesse, morgen darfst du erst um vier Uhr kommen; ich muß nachsitzen, Sklave!"

„Um vier Uhr?" wiederholte sie unschlüssig. „Ich glaube, da kann ich nicht."

„Wegen deiner Mutter?"

„Wegen eines Großvaters," korrigierte sie.

„So. Ja, also wann denn?"

Digitized by Google

„Ich werde kurz nach vier Uhr kommen, da treff' ich ihn wohl noch."

Er hatte ja recht: er mußte sich doch die Stunden hier stehlen. Aber wieder fiel es ihr ein, wie unbequem es war, mit der Wirklichkeit rechnen zu müssen. Und was den Großvater betrifft, so vergaß sie ganz, daß er da mit seiner eigenen Zukunftsgestalt in Konflikt geriet.

Thorwald sagte nach einer Weile: „Ursula kannst du hier nicht gut heißen; ich werde dich Ur nennen. Aber dann sollst du mich auch nicht Thorwald nennen, schließlich könntest du ja sagen ‚Herr'."

„Ich werde dich Thor nennen," sagte sie.

„Thor?! Was meinst du denn damit?" fragte er argwöhnisch.

„Ja, wenn du so grimmig gestimmt bist, kannst du ganz gut der Donnergott sein!"

Das gefiel ihm nicht übel. Aber er sagte ihr gar nicht, daß sie heute schon zum zweitenmal seine Erwartungen übertraf, sondern ein paar Minuten vergingen in befriedigtem Schweigen. Dann schob er den Block von der Öffnung. Etwas Helle schaute herein. In plumpen Sätzen sprang ein großer Köter mit klirrendem Halsband vorüber, gewiß auf der vergeblichen Jagd nach einem Hasen.

„Das war vorhin nichts," sagte Thor. „Komm nur heraus, es war nur ein Mammut."

⁂ ⁂ ⁂

Thor empfing das kleine Mädchen mit der Angel in der Hand.

„Das erste, was du lernen mußt, ist angeln," sagte er und ging mit ihr ans Flußufer. „Siehst du, so mußt du sie halten, und dann darfst du dich nicht rühren, bis einer anbeißt. Ich gehe inzwischen hinein und kleide mich um und bringe das Feuer in Brand. Fall aber nicht hinein, denn die Strömung ist hier stark, und es ist sehr tief; aber es ist die beste Stelle. Sieh, so!"

Doch während er das noch sagte, über das Wasser gebückt, plätscherte es plötzlich auf, und aus seiner Jackentasche, die beim Schwenken vom Angelhaken erfaßt worden war und sich herausstülpte, fiel Geldstück um Geldstück in die Flut.

Das kleine Mädchen schrie auf. Er griff nach der Tasche. Nur ein paar Kupferpfennige hatten sich in die Falten verkrochen.

„War es viel?" fragte sie.

„Es war alles!" sagte er.

„Auch Silber?!"

„Ein kleines — Goldstück — darunter!" Und er suchte noch immer in den Falten. „Ich hatte es als Patengeschenk bekommen, und es sollte auf die Sparkasse. Ich bekomme im übrigen kein Taschengeld und dies muß ich ersetzen."

„Was sollen wir nun tun?" rief sie außer sich und starrte ins Wasser.

„Tun? Doch angeln!" sagte er verwundert. „Fang nur an!"

Und wirklich interessierte es ihn so, wie sie es machte, und daß es auch gut geschah, daß er das Geld vergessen zu haben schien. Wenigstens blieb er ganz bei der Sache. Nachdem sie wirklich einige kleine Weißlinge heraufgezogen hatte, schlug er die Fischchen tot und riß ihnen die Köpfe ab.

„Heute gibt es Fische mit Sauerampfer," sagte er. „Du kannst jetzt gleich gehen und welchen holen!"

Das tat sie nur zu gern, sie lief förmlich. Denn ihr graute vor ihren Mord- und seinen Schlächtertaten. Sie lief tief in die Wiese, froh, von den Tieren zu den Pflanzen zu kommen. Das Mittagsgemüse hatte sie in wenigen Minuten beisammen. Aber einmal im Sauerampfer, konnte sie sich nicht enthalten, einen ganzen großen Blumenstrauß zusammenzurupfen. In der linken Hand die Nützlichkeit, in der rechten die Schönheit, begab sie sich zurück.

Aus der Öffnung der Höhle wälzte sich ein Rauchschwaden. Der Rauch stach in die Augen, bis das Wasser herauslief, und es roch greulich nach Fischen drinnen.

Thor betrachtete den Strauß voll Hohn.

„Aber Sklave! Das kann man doch nicht essen!"

„Aber Wasser ist ja so billig, und wir haben ja soviel davon," meinte sie betroffen.

„Dazu ist das Wasser nicht auf der Welt, um Blumen hineinzustellen! Außerdem hat man höchstens ein Jahrtausend nach uns solchen Firlefanz gemacht, nicht aber in unserm harten Kampf der Urmenschen."

Und er warf die armen Blumen ins qualmende Feuer, vor dessen kleinen Züngelflammen der Sklave ängstlich sein Röck-

Digitized by Google

chen zusammengenommen hatte. Von den Weißlingen staken welche an einem gabelartig geschnittenen Holz, das Thor, ernsthaft vor dem Feuer hockend, hin- und herdrehte.

„Jetzt sind sie gar!“ behauptete er, griff neben sich in eine hohle Baumrinde und streute grobkörniges Salz über sie.

„Den Sauerampfer mußt du dazu essen; wie man das macht, weißt du wohl schon. Also wohl bekomm's!“ sagte er und reichte ihr den Fisch.

Sie faßte das rauchgeschwärzte und versengte Tier vorsichtig am Schwanz. „Ich bin gar nicht hungrig,“ versicherte sie.

„Unsinn!“ erwiderte er. „Erstens sind Sklaven immer hungrig und zweitens: wer arbeitet, soll auch essen.“

Sie betrachtete den Fisch, der ihr zwischen den Fingern hing, in tiefen Gedanken, näherte ihn dem Munde, richtiger der Nase, setzte wieder ab und sagte: „Ich will lieber nur vom Gemüse essen. Es gibt jetzt viele Leute, die vegetarisch leben!“

Thor hohnlachte. „Du kannst sicher sein, daß es damals nur aus Not welche gab. Sie wären geradezu beglückt gewesen über diesen Fisch.“

Er hob sich von den Knien. „Sei vernünftig!“ Und er strich über ihr etwas zerrauftes Zöpfchen hin. „Eigentlich hättest du ja Prüfungsarbeiten machen müssen, ehe ich dich annahm. Nun soll dein Mittag schon für eine gelten. Das ist doch milde genug!“

Als aber nicht sofort die erwünschte Reaktion eintrat, packte ihn die Ungeduld, und er stampfte mit dem Fuße auf.

„Also iß oder stirb!“

Das kleine Mädchen stand regungslos mit dem Fisch in der Hand. Sie dachte bei sich: ‚Ich glaube nicht, daß es die schöne Frau bei ihm aushalten wird; wenn sie ihn nur nicht überhaupt verläßt.‘ Dann seufzte sie auf und versuchte, ihm die Sachlage klarzulegen. „Es ist ja nur, daß ich gerade diese Fischchen nicht essen kann. Es ist nicht nur, weil sie schlecht schmecken. Aber ich bin doch nun schon zu bekannt mit ihnen geworden, um sie aufzuessen!“

Er sagte verächtlich: „Ich sehe schon, du bist kein Sklave, den man brauchen kann. Hebe dich nur hinweg zu denen, die ihre Bäuche mästen von dem, was sie sich nicht selbst zu schaffen verstehn. Ich hatte eine zu gute Meinung von dir. Sogar Bananen wollte ich dir mitbringen zum Lohn für deine rasche Gewöhnung. Aber das könnte ich ja jetzt ohnehin nicht, da ich mein Vermögen verloren habe!“

Sie blickte rasch auf. Erst jetzt dachte er wieder an das Geld und eigentlich mehr ihretwegen. Wieviel verdüsterter war er den Tag vorher gewesen als jetzt durch den Verlust des Geldes. Und Bananen hatte er ihr kaufen wollen!

Sie faßte ihn bittend am Ärmel.

Aber er wandte sich noch auffälliger zurück. „Nein, geh nur! Man muß eben nur männliche Sklaven halten. Und wo der Mann sein Vermögen verliert, da wird die Frau ohnehin treulos.“

Das kleine Mädchen schüttelte entschieden den Kopf.

„So bin ich gar nicht,“ sagte sie bestimmt; „ich werde dir schon helfen, deine Armut zu tragen. Und ich werde dir auch helfen, deine Fischchen aufzuessen!“

Und mit zuckendem Munde biß sie hinein.

⁂ ⁂ ⁂

Der nächste Empfang war für das kleine Mädchen sehr unangenehm.

Thor stand unmittelbar unter dem Wiesenhang, den sie herabkommen mußte, und schrie ihr entgegen: „Du bist eine Lügnerin!“

Sie sah ihn ganz versteinert an.

„Du hast mir vorgestern gesagt, daß du einen Großvater hast, heute habe ich erfahren, daß du gar keinen Großvater hast!“

„Aber das ist ja ein ganz andrer,“ sagte sie sehr schnell, um aber ebenso schnell wieder zu verstummen.

„Ein andrer? Man kann höchstens zwei Großväter haben, war es der zweite?“ sagte er streng. „Wenn ich dir überhaupt je wieder glauben soll, rede dich nicht erst heraus. Lüge ist hier verboten; es ist das einzige, was verboten ist!“

„Aber — du selbst!?“ wagte sie zweifelnd zu sagen, während sie zur Höhlung hinabstiegen.

„Meinst du, weil ich zum Beispiel sage, daß ich zum Essen eingeladen bin und vor dem Essen fortgehe? Das ist erstens Lüge zu meinem Nachteil und geschieht zweitens in menschheitlichen Interessen und drittens aus idealen Gesichtspunkten. Nie würde

Digitized by Google

ich zu meinem Vorteil lügen. Erfährst du das je, so darfst du mich ruhig totschlagen."

An der Höhle griff er gleich nach der hölzernen Knochenkette. Aber ehe er sie ihr noch umlegen konnte, faßte das kleine Mädchen nach dem mittleren Stück, dem am gräßlichsten anzusehenden, das auf einmal rot war.

„Womit hast du denn das gefärbt?" fragte sie bewundernd. „Wie konntest du dir denn selbst diese Farbe verschaffen?"

„Ich habe es mit meinem Blut gefärbt," und er zeigte ihr die Rißwunde an der Hand.

„Ich habe es absichtlich nicht vor dir getan, damit es dir nicht unappetitlich werden sollte. Aber du weißt, was du hier bist, damit du die Wahrheit redest, damit du mir erzählen kannst, — und du weißt, wovon. Ich muß sicher sein, daß du das mit der höchsten Genauigkeit tust und nichts unterschlägst und nichts hinzufügst."

Und er legte die Kette um ihren Hals. „Mit dem Blutzeichen daran zwinge ich dich dazu," sagte er drohend. „Wer mit dieser Kette am Hals lügt, dessen Blut kommt über ihn!"

Sie schob das blutrünstige Stück, das ihr bis auf die Brust reichte, auf den Nacken, wo sie es zu vergessen hoffte, und machte ein ganz betretenes Gesicht, so daß es ihm auffiel.

„Du hast wohl noch mehr gelogen?" fragte er rasch.

„Nein," sagte sie. „Aber ich wage jetzt ja gar nicht — denk' nur, wenn ich was ausließe oder vergäße —, er war gestern abend am Pensionstisch —"

Schon hatte er sie bei beiden Handgelenken gepackt und beinah umgerissen.

„Was hat er gesagt!?"

„Ob wir uns kennten, hat er mich gefragt. Weil du mich damals doch im Schulhof ansprachst. Und von deinen Eltern sprach er. Wie sehr sie arbeiteten, damit du was werden könntest. Aber du wolltest immer was ganz andres, als was er wollte oder was deine Eltern wollten. Und du wolltest nie das lernen, was gerade gelernt werden soll. Und dann wieder viel mehr lernen, als du solltest!"

Er verging vor Spannung und Ungeduld.

„Nun — hat er nicht noch was gesagt?"

Sie zögerte und stockte, wie sie dastand im Banne ihrer verhängnisvollen Halskette, die im Winde klapperte.

„Er sagte auch: Ein richtig braver Junge zum Spielen wärst du nicht. Er sagte, für mich wärst du nichts. Er sagte zur Mutter, ich sollte lieber nicht —"

Aber Thor hörte nicht mehr den Schluß, warf sich der Länge nach hin, und fast sah es aus, als wollte er mit den Beinen strampeln. Er knirschte und stöhnte.

„Also so — also das —, schlecht denkt er von mir! Und ich kann ihn nicht erwürgen!!"

Das kleine Mädchen wartete geduldig, ob er nicht wieder zu sich käme.

Sie verstand vollständig, daß er nicht ihretwegen so zappelte und schrie, weil sie vor ihm gewarnt worden war. Aber sie verstand auch, daß er sich nur sehr bemühte, den Warner zu hassen, weil er nur allzugern von ihm belobt sein wollte. Jedoch was sie am meisten beschäftigte, war noch etwas ganz anderes: es war ihr merkwürdig, diesem Kampfe so zuzusehn. Meistens hatte sie sich ja nur allerhand Schicksale ausgedacht. Wenn man es sich gar nicht erst auszudenken brauchte, was tat man dann unterdessen? Sie dachte plötzlich beglückt: Man half! Freilich wußte sie nicht, wie sie ihm hätte helfen können.

Inzwischen war Thor aufgestanden, hatte sich etwas beschämt auf das Gestein im Buschwerk neben sie gesetzt und tat, als ob nichts geschehen sei.

Da drehte sie ihm ihr Gesicht zu und küßte ihn auf die Wange. Diese Hilfe war ohne Zweifel gut gemeint gewesen, aber die Wirkung war eine unvermutete und folgte blitzschnell, denn er haute ihr eins über.

Sie schwieg dazu. Noch war sie ihm zu dankbar für irgend etwas Neues, was sie vorhin an seinem Schicksal erlebt hatte, so daß sie ihm den Schlag nicht weiter übelnahm.

Und er selbst schien ihn ebenfalls vergessen zu haben. Denn nachdem er lange Zeit vor sich hingebrütet hatte, fing er an, zu ihr zu sprechen. Er begann ihr zu erzählen: von den Eltern erst, ein Stück von seiner Kindheit, wie bewußt ihm sei, daß die Eltern sich um ihn mühten, und wie entschlossen er sei, ihnen keine Unehre zu

Digitized by Google

machen. Und vor allem, wie er litt, weil ihm die Anerkennung von dem einen fehlte, den er am meisten bewunderte.

Sie saßen so lange zusammen, daß, ehe sie noch die geringste Sklavenarbeit vollbracht hatte, die Dämmerung näher kam. Ihr Blick folgte der Sonne, die für sie die Uhr vertrat.

„Jetzt muß ich wohl gehen," meinte sie und stand auf.

Er schaute zur Seite und mitten hinein in ihr kleines Gesicht, das noch immer zu lauschen schien.

„Das war mal gescheit von dir, daß du nicht nach Hause gelaufen bist, weil ich nach dir haute."

⁂ ⁂ ⁂

Niemand lief je eilfertiger einen Wiesenhang hinunter als das kleine Mädchen zur Höhle. All die vielen Geschichten, an die sie sonst dachte, kamen doch ins Hintertreffen neben ihrem viel reelleren Dasein als Sklave in der Urmenschheit.

Sie brauchte ja auch kaum noch Befehle zu empfangen. Kaum war sie da, so rollte sich der Alltag zwischen Thor und Ur in einer Stetigkeit ab, als hätten sie schon jahrzehntelang zusammen gehaust. Als hätte sie nie etwas andres getan, angelte sie, nahm die von ihm totgeschlagenen Fische aus, röstete sie über dem Feuer, salzte sie ein, und wenn ihr tätiger Anteil am Essen auch nur etwas von einer symbolischen Handlung behielt, so hatte es doch unendlich mehr Wirklichkeit als bei den ähnlich unmeßbaren Mahlzeiten, die sie einst ihren Puppen bereitete, oder den erträumten Mahlzeiten, die sie sich für ihre Menschen zurechtphantasierte.

Kaum fiel die klappernde Kette über ihren Hals, regte sie sich auch schon als ein höchst tatkräftiges Menschenkind und fand es herrlich, so zu schaffen; und Thor kargte nicht mit seinem Lob.

War alles wieder zurechtgeräumt, so mußte sie schon von neuem hinaus, um Holz für den andern Tag zu suchen, da es bei dem regnerischen Wetter lange trocknen mußte. Das war die einzige Zeit, wo manchmal ihre alten Phantasien über sie kamen. Jetzt hatte sie gerade gehört, daß die schöne Frau, die ihr schon mehrere Tage nicht mehr zu Gesicht gekommen war, ganz abgereist wäre. Dies war geschehen, noch ehe sie deren Schicksal endgültig besiegelt hatte. Allerdings hatte sie sie Thors Mannesjahren vermählt: allein es war weder ganz sicher geworden, ob er mal ins Gefängnis kam, noch auch, ob die Frau dann zu ihm hielt oder ihn verließ. Was der Direktor gesagt hatte, konnte man ja gut als ein zukünftiges Gefängnis auslegen, aber sie behielt doch noch einige Bedenken, ob sie diese Zukunftsgestaltung gelten lassen wolle.

Wie das kleine Mädchen zwischen das Buschwerk vor der Höhle trat, wo Thor verborgen saß und sie erwartete, hatte sie darüber ganz vergessen, Holz mitzubringen. Das einzige, was sie aufgehoben hatte, waren, weil sie so hübsch in der Regennässe glitzerten, ein paar Kiesel gewesen.

„Aber, mein lieber Sklave," sagte Thor mit leiser Mißbilligung, „darf man denn seine Zeit so totschlagen?"

Sie dachte flüchtig, daß er darin noch eine ganz andere Meisterschaft besaß, seit sie ihm alles machte und zutrug. Aber sie hielt sich bei diesem Gedanken nicht auf: sie nahm den schönsten von den glitzernden, feuchten Kieseln und legte ihn Thor aufs Knie.

„Heut fand ich nichts Besseres," sagte sie.

Er betrachtete den Stein wohlwollend.

„Ja, was soll ich damit machen? Du bist jetzt wirklich sehr tüchtig gewesen; ich bin ganz zufrieden mit dir. Aber ich muß darauf achten, daß du dich nicht so gehen läßt. Und wenn ich dich hinausschicke, darfst du nicht eher wiederkommen, ehe du nicht eine Probe deiner Arbeit vorzuweisen hast."

Ur legte die Hände auf den Rücken, sie lächelte. „Der Kiesel ist gar nicht so unscheinbar, wie er aussieht. Wer weiß, vielleicht, wenn du ihn in zwanzig Jahren deiner Frau vorzeigst, so soll das bedeuten, daß sie dich nicht verlassen wird."

Thor sah ganz erstaunt aus.

„Was denn für eine Frau? Ich hab' doch gar keine Frau; ich will doch auch gar keine!"

Dabei verblüffte ihn ihr lebendig lächelndes Gesicht, das sich einen Augenblick fast so anließ, als lache es ihn aus. Aber als er sie dann stirnrunzelnd schärfer betrachtete, stand doch nur stumm und dumm sein kleiner Sklave vor ihm —.

Plötzlich wurde die Luft zerrissen von einem lauten Hallo. Ein Rudel Jungen,

Digitized by Google

sieben bis acht, stürzte über die Hang und Fels — von drei Seiten — ins Buschwerk vor der Höhle. Thors erste Bewegung war nach dem kleinen Mädchen.

„Kriech unter!" schrie er, während er, sich vor sie stellend, sie mit dem Rücken deckte, und schwang die Keule. Einen einzigen traf er damit in die Stirngegend. Der sprang blutend zurück, während die anderen sich auf Thor stürzten, im nächsten Moment einen unentwirrbaren Knäul bildend.

Aber Ur war nicht untergekrochen. Noch ehe Thor zu Boden gerissen wurde, warf sie sich mitten zwischen sie.

„Richard!!" schrie sie und packte einen der Jungen bei den Haaren, so daß sie ihm seinen hochstrebenden schwarzen Schopf fast ausriß. „Untersteh dich! Ich morde dich! Ich mache, daß sie dich aus der ganzen Pension herausschmeißen." Sie paukte dabei mit der andern Faust in das ihr zunächst befindliche Genick, während ihre urweltliche Halskette zustimmend die Kriegsmusik dazu lieferte.

Diese Dazwischenkunft hatte eine eigentümliche Wirkung. Nicht nur ließ Richard von seiner Beute ab, sobald er erkannte, daß diese sich in der Gesellschaft seiner kleinen Tischnachbarin befand, sondern auch zwei der andern Jungen tauchten mit feuerroten Köpfen zaudernd aus dem Gewirr hervor. Später entsann sie sich dessen wohl, daß sie ihnen schon begegnet war, daß sie hinter ihr hergegangen waren, wie Jungen tun.

So änderte sich die Sachlage auf einmal, und die Parteien waren gar nicht so ungleich mehr, wenn auch die beiden erwähnten Jungen sich erst nur halb neutral verhielten und nur Richard neben Thor mit voller Kraft dreinhieb.

Binnen kurzem bot das Flußufer ein viel friedlicheres, wenn auch ziemlich trauriges Bild, in dem die Helden der Schlacht sich mit ihren verschiedenen Beulen, Schrammen und besonders den Rißwunden an der Kleidung beschäftigen mußten, ehe sie sich wieder in der Stadt blicken lassen konnten. Richard nahm Anlaß, dem Herrn der Höhle zu versichern, wie zufällig und oberflächlich sein Anschluß an die Jungen gewesen sei, und daß, was ihn selbst beträfe, ihm nichts unsympathischer sei als ein Primus.

Aber Thor nahm kaum zu Gehör, was man ihm sagte; wie er sich in stummer, verbissener Wut geschlagen hatte, er allein im allgemeinen Geschrei lautlos, so schien sie auch jetzt noch gar nicht nachgelassen zu haben in ihm, sondern wäre am liebsten gleich von neuem explodiert. Er achtete deshalb auch gar nicht darauf, daß Richard sich als einziger auf seine Kavalierpflichten besann, dem Sklaven tadellos seinen Arm bot, um ihn der Wüstheit des Kampfplatzes zu entziehen. Und als das kleine Mädchen sich an seinem Arm noch einmal sorgenvoll zurückwandte, sah sie nur noch, daß Thor von ihren beiden Verehrern, dem Langen und dem Sommersprossigen, gehalten werden mußte, um sich nicht wieder auf die andern zu stürzen.

Das kleine Mädchen wartete keine vereinbarte Stunde ab, um auf den Kampfplatz zurückzukehren. Sie lief gleich am andern Morgen hinüber. Und sie war auch gar nicht verwundert, als sie Thors sofort ansichtig wurde, obgleich es Schulzeit war. Er stand in seiner gewöhnlichen Schuljungenkleidung, den Ranzen am Rücken, vor seiner Höhle.

Sehr betreten kam sie bis an ihn heran. Hoffnungslos sahen sie einander an.

„Mein guter Sklave!" sagte Thor nur.

In ihren Gedanken tobte noch die Schlacht, trotzdem von der nichts übrig war als ein letztes Fetzchen Katzenfell, auf das sie unversehens trat.

„Wie wird es nun mit den vielen bösen Jungen werden?" fragte sie besorgt.

„Mit den Jungen? Wir werden uns hauen. Aber wenn ich sie auch alle verkeile, das kann ich doch nicht hindern, daß die Sache zum Auslachen war. Zum Auslachen: die erlegten Tiger, in deren Fellen ich hier herumging, und überhaupt alles andere. Ich warte nur die Mittagspause ab, damit ich sie im Schulhof treffe."

„Ach, die dummen Jungen, laß sie doch," rief sie eifrig.

„Die Jungen können nicht dafür. Die sind nur so, weil er sie unterstützt. Und ich nannte ihn den schwarzen Aar. Die große Schlange hätte ich ihn nennen sollen!" Er fing an, aufgeregt hin- und herzugehen. „Aber auch das ist noch nicht das Schlimmste. Das Schlimmste ist, sie haben recht.

Digitized by Google

Ja," schrie er fast wild, als sie ihn unterbrechen wollte, „recht haben sie! Was hab' ich denn hier vollbracht? Gekocht habe ich!! Ich weiß es eigentlich erst, seit du hier bist: wie ein Weib habe ich gelebt!"

Sie dachte bei sich, daß das nur zu wahr sei. Er hatte es als Urmenschenknabe in seiner Höhle, aus der er sich nicht rühren durfte, noch schlechter, als wie er es als Großvater in seinem Gefängnis haben würde. Aber sie wollte ihm dies Schwere seiner Zukunft nicht jetzt auch noch sagen.

Er wartete auch ganz und gar nicht auf eine Antwort von ihr. Er stürmte auf und ab. „Ich liebe die Bücher! Und trotzdem wäre ich beinah Handwerker oder Seefahrer geworden — irgend was, nur um mich zu rühren und zu regen, und mußte seinetwegen in solcher Höhle sitzen!"

Sie sah ihn sowohl verwundert als bewundernd an, denn gleichzeitig imponierte es ihr und war ihr auch zum Lachen, daß ihm das Spiel nicht genügte und er für alles Beweise und Taten wollte, was ihr recht schwierig vorkam.

„Ja, so schön wie für mich war es für dich wohl gar nicht. Ich fand es schön!" erklärte sie.

Er blieb gerührt stehen.

„Ich möchte dich auch so ungern entlassen. Und gestern hast du auch noch deinen Skalp für mich riskiert. Aber was hilft es, jetzt ist es aus! Du mußt sogar schon gleich gehen, damit sie nicht wieder höhnen. Du ahnst ja gar nicht, wie gemein solche Jungens sind und wie feige obendrein!"

Sie nickte nur, sie verschwieg ihm auch dieses Mal, daß es mit ihrem Kommen schon längst einen Haken hatte, denn jedesmal mußte sie sich herauslügen, wenn sie hier gewesen war, trotzdem sie unter dem Bann der schrecklichen Halskette wirklich mehr riskierte als nur ihren Skalp. Und jetzt holte er wahrhaftig die ominöse Kette auch noch hervor. „Die lass' ich dir für deine treuen Dienste!" sagte er. „Wir werden uns anderswo treffen. Ich werde es schon noch machen auf eine Weise, über die man nicht lachen kann. Aber weißt du, dies hier soll ein Pfand bleiben: wenn wir mal im Leben wirklich nicht mehr zusammenkommen können, schickst du sie mir zum Zeichen davon zurück."

Ergeben barg sie sie in ihrer Schürze, und sie schüttelten sich die Hände, daß sie sich bald ihre Arme dabei ausrenkten.

Noch einmal guckte sie in die Öffnung hinein, zärtlichen Blicks beinah, als überfliege sie noch einmal in Gedanken alle die verschiedenen Gegenstände, die nicht darin waren und ihr doch hatten dienen müssen.

Aber Urwaldmenschen waren nicht sentimental. „Fahr wohl, Thor!"

„Fahr wohl, mein Sklave!"

Sie ging rasch, ohne sich nochmals umzusehen. Sie ging, den Kopf gesenkt, und so wäre sie oben am Wiesenhang, wo es in geebnete Wege und in die Stadt führte, beinahe, ohne ihn zu bemerken, am Schuldirektor vorbeigegangen, der dort stand und zum Fluß hinabsah.

Er mußte sie die ganze Zeit haben kommen sehen.

„Holla," sagte er, und sie sah eine ihr entgegengestreckte Hand.

„Nun, kleines Fräulein, wir haben ja ein Stück gleichen Weg, oder magst du keine Begleitung."

„Doch, gewiß, gern!" entgegnete sie artig.

„Weil du so ernsthaft dreinschaust. Aber vielleicht ist es wegen eurer Abreise?" meinte er, neben ihr hergehend.

Sie sah verwundert auf ihn. „Reisen wir ab?"

„Ich weiß es nicht, mir kam es doch so vor. Ich sprach meine Freunde aus eurer Pension und hörte, daß eure Mutter erzählt habe, eure Tante müsse das Bad wechseln, und ihr ginget mit ihr."

Das kleine Mädchen schwieg.

Der Direktor bückte den Kopf etwas, um ihr Gesicht zu sehen.

„Wäre es dir sehr leid, wenn ihr fortgingt?"

Sie sagte aufrichtig: „Jetzt ja, sonst bin ich überall sehr gern." Und nach einer Pause fügte sie hinzu: „Übrigens werde ich jetzt überall wohl noch lieber sein."

„Das ist ja nicht ganz leicht zu verstehn," meinte der Direktor mit einem nachdenklichen Lächeln. „Aber möglicherweise will es was besagen, wenn man erst heraus hat was."

Sie erklärte verlegen: „Ich stelle es mir jetzt schöner vor, wenn man was für die Menschen tut und sie nicht nur betrachtet."

Digitized by Google

„Sieh mal an, da hast du ja was Neues gelernt!“ Der Direktor blieb vor der Straße stehen, in die er einbiegen mußte. „Also wirst du nicht mehr nur verträumt durch die Straßen gehen, wie ich dich immer gehen sah. Vergiß es nur nicht und laß es dir auch nicht leid sein, falls du hier was verläßt!“ Er gab ihr die Hand zum Abschied. „Denn dies ist das beste Andenken, was du von hier mitnehmen kannst — besser als jedes sichtbarliche —“

Sie stand und sah zu ihm hinauf, in dieses für Thor so wichtige Gesicht. Die Kette krampfhaft in ihre Schürze gewickelt, sah sie noch immer in die Luft, als er ihr schon längst nicht mehr vor Augen war. —

Er war nach Hause gegangen.

Aber gar nicht weit von seiner Haustür erblickte er auf der gegenüberliegenden Seite Thorwald.

Da überschritt der Direktor den Fahrdamm und ging auf ihn zu.

Thorwald zog die Mütze; er blieb wartend stehen. Wenn er auch schwänzte, dachte er doch nicht daran, auszurücken.

Allein er hörte etwas ganz anderes als die vorausgesetzte Rüge. Der Direktor sagte nämlich: „Da ich dich treffe, möchte ich dich was fragen. Du weißt, daß manchmal Sonntag nachmittag unser Primus mit ein paar andern bei mir ist. Willst du nicht auch kommen?“

In Thorwalds Gesicht, das stark errötet war, blitzte und wetterleuchtete es. Er konnte nicht so schnell Ruhe in seine Züge kriegen und sich in den Übergang vom Erwarteten ins Unerwartete finden.

Die große Schlange schien das gut zu begreifen. Als sie nicht gleich ein: ‚Ja!‘ bekam, ließ sie ihm Zeit, einzusehen, daß sie keine gewesen sei.

Thorwald sah seinen Direktor geduldig dastehen und mit dem Stock geometrische Figuren aufs Trottoir zeichnen. Und wie er endlich von dieser friedlichen Beschäftigung aufschaute, sah Thorwald einen Blick auf sich gerichtet, von dem es ihm schien, als ob er in die Augen hinein und erst zum Hinterkopf wieder herausfuhr.

Der Direktor merkte deutlich als Resultat des kurzen, innern Kampfes, wie das Jungengesicht vor ihm im Trotz starr zu werden anfing.

„Junge, gib dir einen Ruck! Vertrauen gegen Vertrauen!“ sagte er rasch und hart.

Im gleichen Moment öffneten sich des Jungen Augen in die seinen, rückhaltlos, widerstandslos.

Und Thorwald nickte heftig.

⁂ ⁂ ⁂

In der Pension wurde wirklich gepackt.

Aber obschon es dämmerte, konnte man das kleine Mädchen flußwärts laufen sehen.

Sie wäre in einem Strich bis an die Höhlenöffnung gelaufen. Jedoch kurz davor, schon fast unten, machte sie zögernd halt, weil, wider ihr Erwarten, jemand am Flußufer auf und ab ging.

Das war niemand anders als Thor.

Unschlüssig stand sie. Was mochte er da tun? Er ging, den Kopf gesenkt, in Gedanken oder Überlegungen und schaute nicht auf. Und sie sah ihm lange zu. Lange.

Dann schlich sie sich doch leise, vorgebeugt, sehr oft wieder stockend, bis an das dichte Buschwerk um die Höhle, wo sie sich zwischen dem dornigen Gestrüpp zu schaffen machte. Und mit scheuen Händen nestelte sie ihre Halskette hinein.

Während sie nach Hause rannte, ohne sich umzusehen, blieben die weißen, hölzernen Gebilde zwischen den unaufgeblühten Zweigen hängen, daraus hervorleuchtend wie seltsame, wilde Blumen.

Weihnachten

Verschneite Fachwerkhäuser entsteigen
Mit vielen Lichtern dem trüben Grau.
Über Amboßruhe und Räderschweigen
Funkelt die große Sternbilderschau.

Geläut schwillt hinüber wie Atemholen,
Und der Wind horcht herum.
Alle Kinder flüstern verstohlen,
Alle Mütter tun taub und stumm ...

Bis mit einem Male
Irgendwo eine verriegelte Türe springt,
Und die Welt wieder die alten Chorale
Der Weihnacht singt.

Paul Zech

Digitized by Google

Der fromme Gaukler. Von Herbert Stegemann

Er war ein Bursch von siebzehn Jahr,
Mit schlanken, starken Gliedern,
Den Kopf voll blondem Lockenhaar,
Den Mund voll frohen Liedern.
Er zog einher in Stadt und Land,
Die Welt war ihm zu enge,
Und wo er ging und wo er stand,
Da drängte sich die Menge.

Des Marktes Treiben tobte laut
Dort auf dem alten Platze,
Manch Mädchen war von ihm erbaut
Und wünscht' ihn sich zum Schatze.
Und wenn er seine Schalkheit trieb,
Dann klopfte manches Mieder —
„Ach, wär' der Bursche nur mein Lieb —"
So klang es hin und wieder.

Einst lief er lachend auf dem Seil,
Das in der Luft sich spannte,
Und alles staunt' und lauscht', derweil
Die Mittagsonne brannte.
Ein Ruck — er schwankt — er schwebt —
er fliegt,
Und alle Herzen stocken —
Ein dumpfer Fall — ein Schrei — er liegt
Mit blutbefleckten Locken.

Und alles rennt in wilder Hast,
Den Sterbenden zu schauen —
Er zuckt, er lebt — und alle faßt
Ein fürchterliches Grauen.
Ein Raunen wie ein leiser Wind —
Doch niemand hilft dem Armen
Und neigt sich zu dem Gauklerkind
In liebendem Erbarmen.

„Ja, wie man's treibt, so eben geht's,"
So nickt ein hagrer Schreiber,
„Die Seelen nimmt der Satan stets,
Bald nimmt er auch die Leiber."
„Der arme Bub — so jung und stark" —
„Sei still, du lose Dirne —"
Der Gaukler zuckt bis tief ins Mark,
Blut rinnt ihm von der Stirne.

Da plötzlich, horch, welch heller Klang?
Vom hohen Kloster droben
Auf einmal Glocken und Gesang,
Den Herrn der Welt zu loben.
Sie ziehn in bunter Prozession,
Die Hostie in der Mitten,
Bei Gott und seinem heil'gen Sohn
Um Gnad' und Huld zu bitten.

Das glänzt und scheint so bunt und klar
Und spielt in reichen Farben —
Was kümmert es die wilde Schar,
Ob hundert Gaukler starben?
Sie drängt sich zu dem goldnen Glanz
Mit schaurig süßem Beben,
Und sieht die leuchtende Monstranz
In blauen Lüften schweben.

Doch schnell erspähn der Brüder zwei,
Welch Unglück dort geschehen.
Sie eilen ungesäumt herbei,
Dem Ärmsten beizustehen.
Blutüberströmt, ein sterbend Kind,
Auf steinern hartem Pfühle —
Sie tragen leise und geschwind
Ihn fort aus dem Gewühle.

Digitized by Google

Digitized by Google

„O Jungfrau, schönstes Morgenrot,
Das uns in Nacht erglommen,
Schon griff nach mir der bittre Tod,
Da hast du mich genommen
Und trugst mich fort mit sanfter Hand
Und bettest mich zur Ruhe —
Nun stehn im Winkel an der Wand
Die staub'gen Wanderschuhe.

Du bist so reich und wundersam.
Was hab' ich dir zu schenken?
Da muß ich mich vor bittrem Gram
Beinah zu Tode kränken.
Ich hab' nicht Gold, nicht Spezerein,
Nicht Kunst noch ird'sche Ehre.
Was soll ich, Himmlische, dir weihn,
Das deiner würdig wäre?"

Und wie er steht und wie er schaut,
Da zuckt's ihm in den Gliedern;
Die Sonne lacht, der Himmel blaut,
Und über strömt's von Liedern —
Die alten Lieder, Schwank auf Schwank,
Vergeßne lust'ge Weisen —
Und wieder fühlt er frei und frank
Das Blut im Leibe kreisen.

„Maria, schönste Königin,
Nimm meines Herzens Gabe,
Sieh, ob sie deinen heil'gen Sinn
Mit einem Lächeln labe.
Wohl bin ich nur ein töricht Kind,
Doch aller Gaukler Krone —
Nun schau, ob ich dir heut geschwind
All deine Liebe lohne."

Schon packt ihn alte Gauklerlust,
Schon steht er auf den Händen,
Schon klettert er mit kühner Brust
Empor an steilen Bänden,
Das Glöcklein selbst des Sakristans,
Er läutet's wie besessen —
Die Würde des geweihten Plans
Ist ganz und gar vergessen.

Die kleine Fiedel holt er schnell,
Sie, die so lang gerastet —
Horch, wie sie klar und silberhell
Des Reichtums sich entlastet.
Das flutet wie ein Strom dahin,
Das jauchzt und flüstert leise:
„Maria, schönste Königin" —
So klingt die alte Weise.

Die Jungfrau aber lächelt leis
Des törichten Beginnens;
Die Himmlische, sie kennt und weiß
Das Ziel verworrnen Sinnens.
Wenn ihm der Schweiß die Stirn genetzt,
Dann ließ er ab vom Tanze
Und wandte grüßend sich zuletzt
Zu ihrem Strahlenkranze.

So trieb der Bursch es kühn genug
In seligstem Verstecken,
Bis endlich doch die Stunde schlug,
Den Sünder zu entdecken.
Ein Bruder, der in guter Ruh
Sein Schläfchen hier genossen,
Der sah erwacht mit Staunen zu
Den tollen Narrenspossen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier

Allerlei aus Altmünchen

Erinnerungen von Josefine, Gräfin zu Leiningen-Westerburg, geb. von Spruner

Ich bin neunundsiebzig Jahre alt und lebe mehr in der Vergangenheit als in der Gegenwart. Was gestern oder vor einem Jahre geschehen ist, vergesse ich bald. Mir geht es wie anderen Menschen auch: das Wesentliche meines Daseins hat sich in den Zeiten ereignet, da ich jung und empfänglich war. Was nun geschieht, berührt mich kaum. Es ist farblos, verglichen mit dem, was meine ungetrübten Augen nicht gesehen haben.

Mein Vater, der bekannte Kartograph und Historiker Generalleutnant von Spruner, war Generaladjutant dreier bayrischer Könige: Ludwigs I., Maximilians und Ludwigs II. So hatte ich Gelegenheit, vieles zu sehen und zu hören, was anderen entgehen mußte, weil sie den Menschen und Ereignissen dieses langen Zeitraums bayrischer Geschichte nicht so nahestanden wie ich. In bunter Folge will ich jetzt dies und jenes aus dem Schatzkästlein meiner Erinnerungen hervorholen. Wenn ich weitschweifig werde oder bei Unbedeutendem allzulange verweile, halte der Leser diesen Fehler meinem Alter zugute. Das Alter wiederholt ja so gern.

Mein Vater war, schon von der Schule her, mit dem ebenso hochverehrten wie leidenschaftlich angefochtenen Stiftspropst Döllinger aufs innigste befreundet. Eines Tages kam der Onkel, wie wir ihn nannten, recht verdrießlich zu uns und gewann erst nach und nach seinen trockenen Humor wieder. König Ludwig II., der bekanntlich die Nacht zum Tage machte, hatte sich an einer der Akademiereden Döllingers begeistert und befohlen, dem Herrn Stiftspropst zum Dank sofort einen schönen Blumenstrauß zu bringen. Döllinger aber pflegte gleich seiner höchst kanonischen Haushälterin Ursula Schlag zehn Uhr sich zur Ruhe zu begeben. Da hatte es nun um eins oder zwei in der Nacht geschellt. Die Urschel muß sich unter Schelten notdürftig anziehen, entreißt dem Lakaien durch die halbgeöffnete Haustür den Strauß, schlägt sie ihm mit Nachdruck vor der Nase wieder zu, rennt ins Schlafgemach ihres Herrn, wirft ihm die Blumen aufs Bett und zieht sich dann unter währendem Brummen in ihre Kemenate zurück. Dieser Vorfall hatte sich wiederholt, und die Urschel erklärte ihrem Herrn, über den sie kräftig den Pantoffel schwang, sie müsse in ihrem Alter eine ungestörte Nachtruhe haben, und er solle das Schreiben lassen, damit der nächtliche Blumenregen seine Endschaft bekomme. „Was tue ich nun?“ seufzte Döllinger kläglich und ging erst getröstet heim, als ihm mein Vater versprach, gelegentlich beim König dahin zu wirken, daß er nur des Tages an seinen geistlichen Freund Blumen der Verehrung schicke. Döllinger war ein ungewöhnlich häßlicher Mensch mit ungeheurer Rüsselnase und ganz kleinen Äuglein. Als seine mürrische Urschel starb, fühlte er, der mit seiner Energie eine Welt in Bewegung gesetzt hatte, sich haltlos wie ein verlassenes Kind und folgte ihr bald im Tode nach.

Gleich Döllinger war auch Lachner, der Komponist der „Catarina Cornaro“, ein Schulfreund meines Vaters. Vor seiner Kunst gewann ich gewaltigen Respekt, als ich eines Abends mit ihm und der berühmten Mallinger im Theater saß. Die Sängerin sagte zu Lachner: „Ich möchte gern eine neue, schöne Rolle studieren. Raten Sie mir doch zu einer.“ Darauf er: „Ei, lernen Sie meine Catarina Cornaro.“ Aber ganz erschrocken rief sie: „Die habe ich mir schon angesehen! Die ist mir zu schwer!“ Von dem Tage an betrachtete ich Onkel Lachner mit großer Ehrfurcht. Was mußte er für ein Mann sein, wenn er Noten schrieb, die für die Mallinger zu schwer waren!

Oft war ich mit meinem Vater in Wilhelm von Kaulbachs Atelier. Eines Tages bemerkte ich etwas vorlaut zu ihm, seine Kohlenentwürfe gefielen mir besser als seine fertigen Ölgemälde. Papa erschrak ob dieser Kundgebung seiner naseweisen Ältesten, Kaulbach aber versicherte zu meiner großen Genugtuung: „Das Kind hat einen ganz richtigen Blick. Ich habe ja deshalb meine beiden Söhne zu Piloty, dem Meister der Farbe, gegeben.“

Ludwig I. trug eine ziemlich große Balggeschwulst mitten auf der Stirn — das Horn, wie es die Münchner nannten — und lief immer in einem so schäbigen, auf der Schulter ganz grünen Röckchen umher, daß man ihn leicht für einen verschämten Armen halten konnte. Er, der München groß gemacht und Unsummen für seine Bauten ausgegeben hatte, war im kleinen geradezu geizig und knickerig. Mein Vater hörte einmal, wie er bei Tafel zum Hofmarschall sagte: „Saporta, es bleiben täglich bei Tisch so viele halbe und ganze Semmeln übrig; ich habe gehört, das gebe gute Knödel.“ Saporta verneigte sich und schwieg. Ungefähr vierzehn Tage später war ein exotischer Fürst zur Tafel geladen. Da bemerkte mein Vater, wie des Königs Augen immer größer wurden und ganz entsetzt auf dem fremdländischen Gaste ruhten. Dieser junge Mann bediente sich

Digitized by Google

nämlich nicht nur ungeniert seines Zahnstochers, sondern stieß ihn auch nach Benutzung, wie um ihn zu reinigen, jedesmal in die vor ihm liegende halbe Semmel. Endlich kann sich der König nicht mehr halten. Er erhebt sich und ruft mit Stentorstimme über den Tisch: „Saporta, ich will keine Knödel!"

Der frivole Witzbold Saphir, der in München die „Wespen" herausgab, stand mit dem dichtenden Wittelsbacher stets auf dem Kriegsfuß. Als er ihn einmal seines kleinlichen Geizes wegen in seinem Blatte angegriffen hatte, ließ ihm der König sagen, er solle innerhalb vierundzwanzig Stunden München verlassen. Saphir entgegnete: „Bestellen Sie Seiner Majestät, wenn er mir alle die Füße gäbe, die in seinen Jamben zuviel sind, wäre es möglich." — Gleich Heine konnte sich auch Saphir nicht genug tun im Spott über die wässerigen Verse des königlichen Poeten, und er gab dem hohen Herrn diese seine Meinung einmal sehr bissig zu verstehen, indem er ihn gleichzeitig an seine Knauserigkeit erinnerte. Saphir trug eines Tages einen funkelnagelneuen Hut und begegnete damit dem König. Die Eleganz des Kopfputzes erregte Ludwigs Aufmerksamkeit, und er fragte den entblößten Hauptes Front machenden Bruder in Apoll: „Neuer Hut?" Als Antwort tönte scharf betont zurück: „Filz — wasserdichter!" Ludwig war klug genug, zu wissen, wie diese Auskunft gemeint war.

Ludwig I. verstand überhaupt Spaß. Sein Hofmaler Stieler hatte nach und nach das Schönheitenkabinett in der Residenz zur Zufriedenheit des Auftraggebers gemalt. Nur eine leere Stelle war noch zu besetzen, und zwar durch das Bild von Lola Montez. Stieler malte die gefährliche Spanierin, erregte aber keineswegs das Wohlgefallen Ludwigs, sondern mußte sich sagen lassen: „Stieler, Ihr Pinsel wird alt!" Stumm nahm der Künstler das Bild und ging. Nach vierzehn Tagen brachte er es wieder, ohne einen Strich daran gebessert zu haben. Der König, dem es inzwischen leid geworden war, seinen alten Hofmaler gekränkt zu haben, lobte gutmütig: „Jetzt ist es schön, Stieler!" Dieser aber sagte trocken: „Für einen alten Pinsel ist es wenigstens schön genug." Ludwig lachte von Herzen und schlug den Künstler mit den Worten auf die Schulter: „Das hat er mir gut gegeben!"

Auf den Hofbällen war Ludwig I. von den jungen Frauen und Mädchen gefürchtet. Mit Kennerblick suchte er sich die hübschesten aus und begann die Unterhaltung mit den feststehenden Fragen: „Wie alt?" — „Neunzehn Jahre, Majestät." — „Verheiratet?" — „Ja, Majestät." — „Kinder?" — „Nein, Majestät." Einmal aber kam er an ein schlagfertiges Persönchen, die auf die Frage: „Wie alt?" zur Antwort gab: „Drei Wochen älter, als seit dem letzten Hofball." — „Verheiratet?" — „Jawohl, Majestät. Habe auch seit dem letzten Hofball keine Kinder bekommen." — „Spitze Zunge! Möchte nicht Ihr Mann sein."

Auf Ludwig I. folgte sein Sohn Max, für den mein Vater geradezu schwärmte. Hatte Ludwig für schöne Bauten in München gesorgt, so zog Max einen Kreis bedeutender Gelehrter und Dichter in die Isarstadt zu seinen allwöchentlichen Symposien, an denen auch mein Vater regelmäßig teilnahm. Man unterhielt sich oder las vor in zwangloseſter Weise, ohne Rücksicht auf des vorsitzenden Königs Majestät. Ein reizender Zug des Königs, der viel an Kopfschmerzen litt und deshalb nie rauchte, war der, daß er, wenn Zigarren herumgereicht wurden, stets zum Schein eine nahm und für ein paar Züge anbrannte, nur um die Gäste nicht am Rauchen zu hindern.

Am frohesten und freiesten fühlte sich der König während der Sommermonate in Berchtesgaden. Da sagte er in guter Laune zu meinem Vater: „Lieber Spruner, heute wollen wir uns wieder einmal einen guten Tag machen!" Und wie sah so ein guter Tag aus? Sie fuhren über den Königssee nach dem wunderbar einsamen Obersee. Dort breitete ein Lakai dicke Plaids aus, stellte einen Korb daneben und fuhr wieder weg. Der König und sein Adjutant lagerten sich. Jeder hatte ein Buch mit, aber oft lasen sie nicht, sondern plauderten nur oder genossen schweigend die Schönheit der Natur. Um die Mittagszeit packte der König den Korb aus. Sie aßen kalte Küche und tranken gemeinsam aus einem Becher. Abends wurden sie mit dem Schiff wieder abgeholt. Manchmal fuhren sie noch nach St. Barthelmä, um die weit und breit berühmten Saiblinge zu essen.

Die Gattin König Maximilians, eine preußische Prinzessin, hieß Marie und war bildhübsch, frisch wie ein Heckenröschen. Schon bei ihrem Einzuge als Kronprinzessin gewann sie sich aller Herzen. Sie war auch eine seelengute Frau, aber die Eigenschaften, die man bei einer Königin erwartet, hatte sie keineswegs. Sie konnte z. B. mit den zwei Prinzen in den Gängen der Residenz Fangens spielen, daß sie an den wachthabenden Hartschieren nur so vorüberſauste. Es war stadtbekannt, daß sie stets zerrissene oder doch schiefgetretene Stiefel trug. Ein altes wittelsbachisches Hausgesetz gebietet, daß die regierende Königin am Ersten jedes Monats ein Paar neue Schuhe vor die Tür gesetzt bekommt und die alten ihrer Kammerfrau zu geben hat. Da meinte nun Königin Marie: „Zu was soll ich meiner Kammerfrau die Stiefel austreten und sie hergeben, grad wenn sie anfangen, mir bequem zu werden?" So beschenkte sie in Zukunft die glückliche Dienerin mit den neuen Schuhen und behielt die alten, die allerdings immer bequemer, aber auch unköniglicher wurden.

Wenn der König Rat oder Audienz hielt, machte sie sich kein Gewissen daraus, mitten

Digitized by Google

Aus unserer Studienmappe:

Marienkind. Ölstudie von Prof. Hans Looschen

Digitized by Google

hineinzuplatzen und zu rufen: „Lieber Max, wir sind zum Photographieren angemeldet! Nicht wahr, du bist pünktlich?“ — „Ja, liebe Marie.“ — Der gute König war darin von einer geradezu rührenden Geduld, denn mindestens dreimal wöchentlich mußte er diesen Leidensgang machen. Nach dem Tode der Königin fand man in vier hohen Schränken 327 Albums, alle mit Photographien der königlichen Familie.

Die Tees der Königin waren meinem Vater so peinlich, daß er jedesmal Kopf- oder Zahnweh vorschützte, um nur loszukommen. Man denke sich aber auch: den ganzen Abend wurde Lotto gespielt. Wessen Nummern am schnellsten mit Glastäfelchen bedeckt waren, der erhielt als Preis ein Quittenstückchen. Diese bewahrte die Königin in einem Blechkasten auf und überreichte sie dem glücklichen Gewinner eigenhändig, worauf sie sich, als müßte das so sein, die klebrig gewordenen Fingerchen ableckte und das harmlose Spiel von neuem begann. Bemerkte sie, daß der Inhalt der Büchse seinem Ende entgegenging, so wandte sie sich an ihre Hofdame, die schöne Gräfin Fugger, und sagte: „Liebe Fugger, morgen müssen wir das Kloster der ... innen besuchen, damit uns die guten Nönnchen wieder mit Quitten versorgen.“

Aber sie war nicht nur ein Kind. Mein Vater hat an ihr einen sehr schönen, fast heroischen Zug erlebt, als er sie 1866 zu typhuskranken Soldaten begleitete. Da war nun einer, der durchaus die ihm höchst nötige Suppe nicht essen wollte. Alsbald setzte sie sich an das Bett des Suppenkaspars und sagte in einfachem, fast gemütlichem Ton: „So, mein Lieber, nun essen wir zusammen Suppe, immer Sie einen Löffel, dann ich.“ Und so aß sie mit des typhuskranken Mannes Löffel, bis beide fertig waren.

Prinz Adalbert, der Bruder König Max' I., war sehr beliebt in München, am höchsten schätzte man aber doch seine Diners. Er war ein feinfühliger Jünger Epikurs, der gern lebte, aber auch leben ließ. So hatten seine Lakaien ein für allemal den Befehl, während seiner Diners die im Vorzimmer abgelegten Säbelkoppeln der Herren Offiziere um drei Löcher weiterzuschnallen.

Unauslöschlich hat sich mir ins Herz geprägt, wie der schöne, achtzehnjährige Ludwig II. hinter dem Sarge seines Vaters herwankte. Ich glaube, es gab damals in München kein weibliches Herz, das nicht für den königlichen Jüngling schwärmte. Seine Brautschaft mit Herzogin Sophie, der Schwester der Kaiserin Elisabeth von Österreich, kam folgendermaßen zustande: Ludwig trat eines Tages unangemeldet in das Zimmer seiner Base Sophie, gerade als diese frisiert wurde. Entzückt von der fast bis an die Fersen reichenden Fülle ihres Haares verlobte er sich auf der Stelle mit ihr. Sein schwärmerisches Auge sah in dem schönen Mädchen eine echte Tochter jener alten Germanen, die dem Romantiker Urbilder aller Tugenden waren. Aber bald wurde ihm seine Illusion gestört. Als er sie einige Zeit darauf wieder überraschen wollte, hörte er — so erzählte wenigstens der Hofklatsch — schon im Vorzimmer zu seinem Entsetzen, wie sie in kräftigem Münchnerisch ihre Kammerfrau ausschalt. Ludwig erfaßte nicht den Humor der Situation, sondern stürzte verzweifelt zu seinem Oheim Adalbert und bat: „Ich bin der unglücklichste Mensch, wenn du mich nicht freimachst!“ Der gute Onkel übernahm die heikle Aufgabe und brachte sie mühsam zu Ende.

Nach einigen Jahren heiratete Herzogin Sophie den Herzog von Alencon. Ihr tragisches Ende ist bekannt. Während des großen Basarbrandes in Paris dachte sie nicht an sich, sondern half jungen Mädchen und Kindern, bis sie selbst jämmerlich umkam.

Auf einem Spaziergange mit meinem Vater begann der König: „Was meinen Sie dazu? Ich habe vor, Wagner kommen zu lassen. Großvater und Vater haben für Bauten und für die Wissenschaft gesorgt. Da muß ich mich wohl der Musik annehmen.“ Mein Vater, der in seiner besonders von König Max geliebten Aufrichtigkeit kein Hofmann war, erwiderte: „Majestät, das würde ich nicht tun. Wagner ist in politischer wie in religiöser Beziehung kein Gesellschafter für einen jungen König.“ Mit blitzenden Augen musterte Ludwig seinen Generaladjutanten. „Was die Politik anbetrifft, mache ich ihn nicht zu meinem Minister, und was die Religion angeht, nicht zu meinem Seelsorger.“ Damit wandte er sich und ließ seinen Begleiter stehen.

Was Ludwig II. an Wagners Kunst fesselte, war wohl nicht so die Musik, als der Text seiner Opern. Er war durchaus unmusikalisch. Seine Klavierlehrerin hat es meinem Vater oft erzählt, daß er einen Straußischen Walzer und eine Beethovensche Sonate nicht voneinander unterscheiden könne. Der romantische Inhalt der Wagnerschen Dichtungen zog ihn mächtig an, und seine absonderlichen Neigungen erwachten in ihren mystischen Dämmerungen. Im dritten Stockwerk der Residenz hatte er sich einen Wintergarten mit einem See anlegen lassen, unbekümmert darum, daß der ganze Hof in Sorge war, das Wasser möchte die Decken durchweichen. Als er den „Lohengrin“ gesehen hatte, fuhr er in einem Nachen, angetan mit einer Gralsritterrüstung, stundenlang auf diesem See spazieren. Dazu mußte die damalige Altistin des Hoftheaters, Fräulein S., hinter einem Gesträuch versteckt, singen. Diese Verborgenheit gefiel ihr auf die Dauer nicht. Sie wollte des Königs Aufmerksamkeit stärker auf sich lenken, und so plumpste sie eines Tages ins Wasser, in der Hoffnung, er würde als galanter Ritter und Retter sie herausziehen und zu sich in seinen Nachen heben. Er aber rief einen Lakaien zu diesem Dienst und entfernte sich schleunig. Am nächsten Tage erhielt die Sängerin ihre Ent-

Digitized by Google

lassung, denn er hatte ihre Absicht durchschaut. Sie rächte sich in nicht eben vornehmer Weise. Der König hatte ihr, als sie einmal die Ortrud zu seiner Zufriedenheit gesungen, sein Bild mit eigenhändiger Unterschrift verehrt. Dieses Bild ließ sie in ihrem Ärger öffentlich versteigern.

Über die Separatvorstellungen des Königs habe ich viel von der tragischen Liebhaberin Fräulein von Hagen gehört, die mit ihrer Mutter in unserem Hause wohnte und öfter bei uns Tee trank. Sie war ein feingebildetes, liebreizendes Mädchen. Als sie einmal die Königin Marie Antoinette verkörpern sollte, erschien bei ihr im Auftrage Ludwigs ein namhafter Bildhauer, um ihr die historisch richtige Nase zu formen. Zum Dank für ihre Leistung schickte ihr der König ein wundervolles Service von Nymphenburger Porzellan, dessen zwölf Tassen die unglückliche Königin in zwölf verschiedenen Altersstufen zeigten. So zierlich diese Aufmerksamkeit war, so seltsam war eine andere bei ähnlicher Gelegenheit. Zwei Lakaien brachten einen vergoldeten Blumentisch voll herrlicher Pflanzen, und der eine von ihnen sagte, bedeutungsvoll auf ein Schubkästchen weisend, dort sei der Abfluß fürs Wasser. Neugierig öffnete die Künstlerin das Kästchen, und was fand sie? Wahllos durcheinandergeworfen einen Haufen von Broschen, Ohrringen, Armbändern, Manschettenknöpfen, Uhrketten. Der König hatte nämlich eine große Truhe in seinem Zimmer stehen, die bis zum Rande mit allen möglichen Schmucksachen gefüllt war. Wollte er nun jemand eine Freude machen, so griff er mit beiden Händen hinein und schickte ihm, was er in den Fingern behielt.

Ich erinnere mich gut, daß mein Vater an einem Heiligen Abend sehr traurig, ja verstört von der Bescherung im Schlosse heimkam, erfuhr aber erst spät, als die Geistesverwirrung des Königs allgemein ruchbar wurde, den Grund dieser Niedergeschlagenheit an einem so fröhlichen Feste. Mein Vater sah, wie nach der Bescherung, als alles sich zwanglos unterhielt, der König gebeugt über seinem Gabentisch stand, eifrig mit irgendetwas beschäftigt. Er ging zu ihm und fragte: „Nun, Majestät, was haben Sie denn Schönes bekommen?“ Scheu sah Ludwig zu ihm auf und sagte: „Still, Spruner, das muß alles weg!“ Und zu meines Vaters Schrecken schnitt er mit einem Federmesser von einem Packen Oberhemden sämtliche Perlmutterknöpfe ab. Dann ging er an den Tisch seines Bruders Otto, um dort das gleiche zu tun. Als mein Vater seine merkwürdige Beobachtung dem gleichfalls anwesenden Leibarzt Dr. Gietl mitteilte, zuckte dieser traurig die Achseln und meinte, das sei der Anfang. Es war im vierten Jahre der Regierung des Königs.

Immer hatte Ludwig die Taschen voll Süßigkeiten, die er leidenschaftlich gern aß und die Schuld daran trugen, daß sein Körper mit den Jahren immer ungefüger wurde. Zuletzt hatte man Mühe, für ihn ein passendes Reitpferd zu finden, und es begannen die stundenlangen Ritte auf der Hofreitbahn. Auf der Galerie stand der Kammerdiener, die Uhr in der Hand.

„Mappes, wo bin ich jetzt?“

„Halbwegs Starnberg, Majestät.“ —

„Wo jetzt?“ scholl nach einer Weile die Frage hinauf.

„Jetzt sind Majestät in Possenhofen.“

Dann wandte er wohl das Pferd um und ritt zurück, in entgegengesetzter Richtung um die Bahn. So ging es zwei bis drei Stunden, immer im Schritt.

Daß der König die Stadt immer ängstlicher mied und sich immer tiefer voll scheuer Menschenverachtung auf seinen Schlössern vergrub, war erklärlich genug. Fast alle, selbst die grauesten Höflinge katzbuckelten vor dem jungen Herrscher in unwürdigster Weise; er sah nur gebeugte Rücken.

Ein edler Geist ward hier zerstört. Ludwig sprach fünf Sprachen geläufig und war so vielseitig gebildet, daß bei Unterredungen Gelehrte der verschiedensten Wissenschaften glaubten, er habe gerade das besprochene Fach zu seinem besonderen Studium erwählt. Auch war er in den ersten Jahren seiner Regierung durch und durch liebenswürdig und gütig. Eine besondere Schwärmerei hatte er für die Kaiserin Eugenie. Diese habe ich in einer Festvorstellung zusammen mit der Kaiserin Elisabeth aus nächster Nähe beobachten können. Die Österreicherin fand ich bedeutend schöner und lieblicher als Eugenie, die zwar einen königlichen Wuchs, aber kalte Augen hatte.

Das führt mich zu allerlei Theatererinnerungen. Ich habe die Uraufführungen von „Tristan und Isolde“ und den „Meistersingern“ gesehen. Die „Meistersinger“ konnten Wagner nicht drastisch genug gegeben werden. So ordnete er an, daß bei der Lehrbubenprügelei von den Bürgern aus den Fenstern nicht Wasser aus Flaschen oder Krügen, sondern aus gewissen nächtlichen Geschirren gegossen werden solle, „weil jedermann solche bei Nacht am nächsten zur Hand habe“. Der „Tristan“ begeisterte mich wenig, obwohl das berühmte Ehepaar Schnorr von Carolsfeld die Titelrollen sang. Von Musik versteht man in Backfischjahren nicht viel, und die Handlung war mir zu arm an äußeren Ereignissen. Später habe ich darin Heinrich und Therese Vogl bewundert, die jedem Münchner unvergeßlich sind.

Vogl war einfacher Dorfschullehrer, als er seine Stimme entdeckte. Da er sehr musikalisch war, ging seine Ausbildung schnell vonstatten. Er wurde sofort an die Münchner Hofbühne engagiert, wo er bis zu seinem Tode blieb. Seine Gattin, eine geborene Thoma, war eine Lehrerstochter und teilte auch den künstlerischen Lebensgang ihres Gatten. Vogl setzte seinen Ehrgeiz darein, jedes Jahr ein paar Häuser des

Digitized by Google

Dorfes, in dem er Lehrer gewesen, zu kaufen, was ihm bei den hohen Einnahmen und der einfachen Lebensweise von ihm und seiner Frau nicht eben schwer fiel. Schließlich gehörte ihm das ganze Dorf, das er zu einer großen Musterfarm ausgestaltete. Besonders seine Ochsen wurden von den Münchner Metzgern sehr geschätzt und gut bezahlt. Er war darauf sehr stolz und sagte einmal zu einem Bekannten, der ihm seine Bewunderung über seinen Siegfried aussprach, in treu bewahrtem oberbayrischem Dialekt: „Woaßt, Freundl, wann du mir sagst, i hätt' die schönsten Ochsen, so g'freut mi dös vill mehra, als wenn'st über moan Siegfried daherplauschst." Sehr am Herzen lag ihm auch sein Forellenweiher. Als einmal Hochwasser kam, den Teich überflutete und alle Fische mit sich fortriß, tröstete den traurig das Unheil betrachtenden Sänger ein Bäuerlein mit den Worten: „Mei Gott, was jammerst, da gehst nach Münka eini, tuast a paar Schroa! Da san d' Forell'n reichli zahlt." —

Welcher Münchner bewahrt nicht Papa Lang ein dauerndes Angedenken? Er war ein vortrefflicher Komiker, eine wahrhaft humoristische Natur und lieferte seinen Münchnern immer neuen Stoff zum Lachen. Es wurde vielfach erzählt, daß er ein Sohn Ludwigs I. sei. Als in der Weinstube von Schleich einmal darauf die Rede kam, wettete er, er würde es dem König laut von der Bühne herab sagen, daß er sein Vater wäre; den Zeitpunkt müsse er jedoch selbst bestimmen dürfen. Er rechnete damit, daß der König im Theater regelmäßig hinter dem scheulederartigen Vorhang seiner Loge zu schlafen pflegte und nur bei starkem Applaus erwachte, um in den Beifall einzustimmen. Eines Abends nun wurde das Lustspiel gegeben, auf das Lang gerechnet hatte, denn er mußte da im zweiten Akt, mit bewegter Stimme, auf einen Mitspielenden deutend, sagen: „Denn wisset, der ist mein Vater!" Als das Stichwort fiel, stellte er sich ganz vorn an die Rampe, deutete mit dem Finger auf den harmlos schlummernden König und rief: „Wisset, der ist mein Vater!" Da jedermann die Anspielung verstand und die Wette zudem bekannt geworden war, brach das Haus in Jubel und Beifallsklatschen aus. Darüber erwachte der König und rief auch sein Bravo, wodurch die Situation noch komischer wurde. Der Witz kostete Lang eine Ordnungsstrafe, trug ihm aber nicht einen Champagnerkorb, sondern zwei ein, denn als man dem König den Spaß erzählte, lachte er unbändig und schickte dem Schalk von Künstler den zweiten Korb zu dem durch die Wette gewonnenen ersten. —

Von Wagner in Bayreuth habe ich keinen sehr angenehmen Eindruck gewonnen; ich habe mich im Gegenteil schwer über ihn geärgert. Es war kurz vor der Vorstellung. Er kam mit seinem Mohren auf dem Bock angefahren, und als er ausstieg, rief das begeisterte Publikum: „Heil! Heil!" Mit einem Fuße noch im Wagen, winkte er ab unter spöttischem Lächeln mit dem echt sächsischen Wortwitz: „Bitte, heulen Sie lieber nicht!"

Meister Liszt hörte ich im Hoftheater seine ganze „Heilige Elisabeth" spielen. Das war gewiß eine großartige Leistung, aber sie dauerte mit geringen Pausen drei Stunden, und ich habe mich dabei — mag der liebe Leser mich getrost verachten — entsetzlich gelangweilt. Mein Sohn, der als Adjutant der Erbgroßherzogs in Weimar viel mit Liszt und auch mit Lassen zusammen war, hat mit dem Abbé oft seine liebe Not gehabt, denn im Alter huldigte Liszt den Spirituosen so stark, daß er zu den großherzoglichen Soireen meist schon etwas — na, sagen wir: montiert erschien. Da er nun auch beim Souper den Weinen fleißig zusprach, mußte der Großherzog zum Schluß meinen Sohn bitten: „Nicht wahr, Sie führen, da Sie ja den gleichen Weg haben, den Meister nach Hause?" —

An das Jahr 1866 denke ich nur mit Trauer zurück, nicht allein weil Deutsche gegen Deutsche standen, sondern auch, weil unsre Armee sehr schlecht geführt wurde. Die armen Bayern waren unglücklich, weil es nur immer hieß: „Nach rückwärts konzentrieren!" Und dann kam Kissingen und Hammelburg. —

Die Feldpost war sehr schlecht organisiert. Unter sechs Briefen meines Mannes bekam ich zwei, und gerade um die Zeit der Schlacht bei Kissingen hatte ich vierzehn Tage kein Lebenszeichen von ihm. Die Angst verzehrte mich fast. Da schrieb mir mein Vater, er habe sich vom König Oberaufsicht über die Feldspitäler erbeten, da er durch vierzig Jahre geleistete Adjutantendienste der Front vollständig entfremdet war, sich aber doch nützlich machen wollte. Er hatte das Amt auch erhalten. Früh neun Uhr würde er Augsburg berühren und möchte mich und sein Enkelchen auf der Bahn begrüßen. Den Brief bekam ich morgens um acht. In aller Eile ordnete ich das Nötigste an, war pünktlich mit Kind und Magd auf der Bahn und erklärte dem Vater, ich würde mit ihm fahren. Überall fanden wir die Spitäler in bester Ordnung; nur harrten sie zu unserem Befremden noch der Verwundeten, obgleich deren erste Transporte bereits hätten da sein müssen. Bald sollten wir erfahren, was schuld an dieser auffallenden Tatsache war.

In Bamberg fiel mein erster Blick auf einen verwundeten Unteroffizier aus der Eskadron meines Mannes. Fast im selben Augenblick hatte er mich gesehen und rief mir zu: „Frau Gräfin, der Herr Rittmeister ist wohl und gesund!" Ich dankte Gott und dem guten Boten von ganzem Herzen. Doch unsere Freude trübte ein gräßlicher Anblick. Wir bemerkten, wie eine lange Kiste, aus ungehobelten Brettern zusammengenagelt, aus einem Waggon herausgehoben wurde. Ein weinender Soldat stieg mit aus. Wir

Digitized by Google

fragten, wen man da bringe. Die Kiste enthielt die Leiche des Generals von Zollern, eines für seinen hohen Rang noch jungen Mannes, der bei Hofe als Vortänzer gewaltet hatte. Er war hoch gewachsen, und da die Kiste seinen Leib nicht bergen konnte, hatte man das untere Querbrett herausgenommen und ließ die beiden Füße hängen.

Als Erklärung für die traurigen Zustände der Verwundeten erzählte uns der Bahnhofsvorstand, er habe drüben drei große Hallen, bis zur Decke gefüllt mit Verbandsstoffen allerart, während in Kissingen die Leute Werg in ihre Wunden stopften, denn er könne die Sachen nicht befördern; auf Befehl des Eisenbahnministeriums hätte er sämtliche Beamte, Wagen usw. ins Innere „retten" müssen. „In einer Stunde," so schloß er, „geht der letzte Zug, mit dem Exzellenz kommen, auch fort. Damit ist alles Reisen unmöglich geworden, denn auch die Bauern sind ausgerückt, und in weitem Umkreis ist weder Pferd noch Ochs noch Esel, kaum eine Ziege, zu finden."

Ich benutzte diesen letzten Zug, froh, meinen lieben Mann gesund zu wissen.

In München angekommen, fuhr ich, wie ich ging und stand, in die Residenz und ließ mich bei der Königin melden. Ich wurde gleich in den großen Saal geführt, in dem die Königin an langen Tafeln mit den Damen Münchens nähte. Ich sagte der Königin, ich käme soeben aus der Nähe des Kriegsschauplatzes und berichtete ihr, was ich erlebt. Sie war tief betrübt und forderte mich auf: „Bitte, kommen Sie mit zu Seiner Majestät, und wiederholen Sie ihm alles." Wir wanderten durch endlose Gänge in den andern Flügel der Residenz. Die Königin stürmte, ohne sich anzumelden, in des Königs Zimmer und störte ihn aus seiner Lektüre auf. „Ach, Ludwig, höre doch nur, was die gute Gräfin berichtet. Wir meinten es so gut, und nun haben die armen Verwundeten keine Scharpie, keine Wäsche." Ludwig erhob sich, bot mir einen Stuhl und hörte mir ganz still zu. Ich schloß: „Das Weitere überlasse ich Eurer Majestät." Und siehe da, am nämlichen Tage ging ein Extrazug mit sechzehn Lakaien, zwanzig Pferden und vier Leiterwagen nach Bamberg ab.

Erfreulichere Erinnerungen als mit 1866 verbinden mich mit dem Krieg von 1870/71. Insbesondere denke ich mit den freudigsten Gefühlen an den Einzug der siegreichen Truppen, mit dem deutschen Kronprinzen an der Spitze. Er ritt ganz langsam und grüßte unermüdlich mit seinem Feldherrnstab nach allen Seiten. Niemand ahnte damals das tragische Geschick dieses heldenhaften Mannes. Die Ludwig-Straße war aufs prächtigste zur via triumphalis geschmückt, aber unsäglich traurig berührte es, daß ganze Stockwerke sich mit verhängten Fenstern zeigten. Man wußte, daß die Bewohner einen Verlust zu beklagen hatten.

Doch der Leser wird des Erzählens bald müde werden, und nur noch eins will ich berichten, denn obgleich ich schon neunundsiebzig Jahre zähle, gedenke ich doch gerade an meinem Geburtstag immer des tollen Jahres 1848. Es war in Würzburg. Ich zählte dreizehn, mein Bruder zwölf Jahre. Er war Zögling des Kadettenkorps in München und weilte bei uns zu den Ferien, die ihm nur durch griechische Nachhilfestunden verbittert wurden. Sein Lehrer, ein Hüne, der sich besser zu einem Preisboxer als zu einem Kandidaten der Theologie geeignet hätte, hatte uns eben verlassen. Seinen Platz nahm ein Kamerad meines Bruders ein, und nun ward bei einem Gelage von Schokolade und Kuchen mein Geburtstag gefeiert. Plötzlich wurde die Tür aufgerissen. Mit schreckensbleichem Gesicht und förmlich herausquellenden Augen stürzte unser Kandidat herein und rief: „Es geht los! Es geht los! Ich habe gerade noch das Haus erreicht!" Und schon hörte man auch Tosen und Schreien. Als wir ans Fenster stürzten, sahen wir ein paar Dutzend flinke Hände, die mit merkwürdiger Geschicklichkeit das Pflaster aufrissen. Herr Geiger, der Gottesmann, saß mit geschlossenen Augen im hintersten Winkel und hielt sich die Ohren zu. Nicht lange und es erschollen von der andern Seite der Straße Kommandorufe. Militär erschien im Geschwindschritt. Als aber die Leute begannen, Steine gegen die Soldaten zu schleudern, verschwand ich wie Herr Geiger, denn das konnte ich nicht sehen. Nach einiger Zeit wurde ich von meinem Bruder gerufen: „Komm! Wir haben einen Verwundeten von der Straße herein gerettet." Als ich ins Wohnzimmer trat, lag ein langer, dürrer Mensch, mehr Knabe als Mann, auf dem Sofa. Die Mutter breitete ihm eben ein nasses Tuch über die blutende Wange, und ich rief erstaunt: „Das ist ja der lange Laban!" So nannten wir den Metzgerburschen aus der Nachbarschaft, der uns das Fleisch brachte. Ich fragte ihn: „Aber Jakob, was ist dir denn eingefallen, da unten mitzutun?" — „Ach," rief er heulend, „das Steinaufreißen hat mir soviel Spaß gemacht!" Da trat unsre Köchin als Abgesandte des Herrn Geiger in die Stube. Wenn der Verwundete — so ließ er sagen — vielleicht geistlichen Zuspruch wünsche, würde er sich überwinden und zu ihm kommen, obwohl er kein Blut sehen könne. Da lachte der lange Laban hellauf, und wir luden ihn zur Geburtstagsschokolade ein. Seine weiteren Schicksale sind mir unbekannt. Dagegen hörte ich von Herrn Geiger später, er verwalte in einem mittelfränkischen Dorfe das Pfarramt und sei als Friedensstifter hochangesehen, denn bei jeder Wirtshausrauferei erscheine er und befördere ohne Ansehen der Person die Streithammel mit kühnem Schwunge an die Luft. Bei solchem Tun wird er wohl auch gelernt haben, Blut zu sehen. —

Digitized by Google

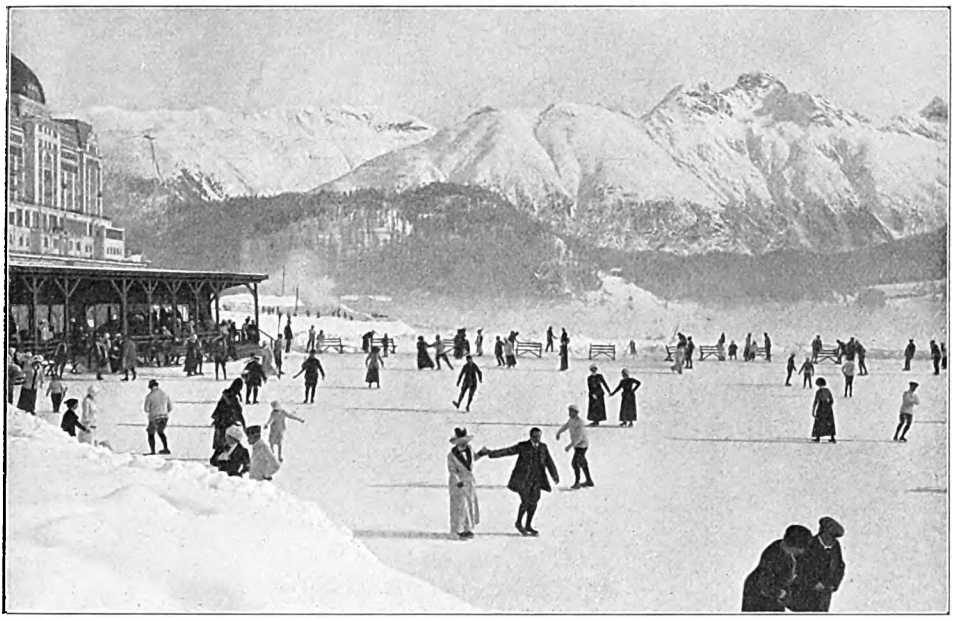
Digitized by Google

witz — deren ältere jetzt mit dem Rittmeister von Saurma von den Garde-Kürassieren verheiratet ist — meisterlich beherrschen die Gräfinnen jeden Eistanz, da ist ihr Partner, der Graf Montgelas, die beiden Fräulein von Sluytermans, Fräulein von Bülow, das kleine Fräulein von Vahl, Frau von Gohren, Frau von Liebermann; die Herren der Berliner Garde-Regimenter kommen zum Eislauf und Eistanz. Herr von Bibow dreht sich im Eiswalzer mit einer der drei Töchter der Frau Generalkonsul Staudt, der bekannten Freundin unseres Kaisers. Die Zeit — die zwei reservierten Stunden, wo die Gesellschaft unter sich ist — vergeht wie im Fluge. Kaum, daß das engagierte Lehrpersonal für die eifrigen Schüler ausreicht. Jede halbe Stunde ist besetzt. Die drei Lehrerinnen, die an ihren vorgeschriebenen Klubkostümen das verschlungene E. K. als Abzeichen tragen, kommen nicht zur Ruhe. Da muß der Professor von Hausemann eine Übung unterbrechen, weil Fräulein von Arnim-Züsedom ihn daran erinnert, daß seine Unterrichtsstunde abgelaufen, Frau von Mendelssohn muß Frau von Paczenski weichen. Der Hofgesellschaft haben sich die Herren und Damen der fremdherrlichen Vertretungen angeschlossen und geben dem Treiben ein internationales Gepräge. Miß Leishman, die Tochter des Botschafters der U. S. A., die kleine, zierliche Blondine, die nun Herzogin von Croy wird, brachte ihre Freundinnen Miß Deveroux und Miß Waterbury mit, „Dollarprinzessinnen", die im Winter am kaiserlichen Hofe vorgestellt wurden; der Militär-Attaché der siamesischen Gesandtschaft übt auf dem Eise eine Kunst, die seiner Heimat so ganz fremd ist; bevor er Berlin verließ, kam der Attaché der türkischen Botschaft, der bekannte Enver Bey, von Zeit zu Zeit in den Eispalast zur Klubstunde und plauderte dort harmlos und friedlich mit seinem bulgarischen Kollegen, dem Major Gantschew. Die Töchter des österreichisch-ungarischen Botschafters, die Gräfinnen Szögèny-Marich, zählten zu Mitgliedern des Klubs, und ferner findet man unter vielen andern ausländischen Namen in dem Mitgliederverzeichnis: den Marquis Mario Pansa, Polo de Barnabé, Amaury de Ramaix, Jonkheer d'Ufford und Mrs. und Mr. Hugh Watson. Den Höhepunkt erreichten die Klubnachmittage an den Eisfesten, die zwei- oder dreimal im Winter abgehalten wurden. Das schönste war vielleicht das Fest in Rot-weiß. Eine Schlittenkonkurrenz eröffnete es. Gefährte allerart sausten über die Eisfläche, und Schlitten und Fahrer waren in Weiß und Rot gehüllt. Coeur-Acht nannte sich ein origineller Bob, auf dem vier mit Herzen geschmückte Damen sich von vier Coeur-Buben ziehen ließen, General Mueller fuhr als altrussischer Offizier seine Gattin als Zarin Katharina in einem wundervollen, roten, mit weißem Pelz verbrämten Kostüm in einem lampengeschmückten Handschlitten, Frau von Kummer ließ sich von einem Shetland-Pony über das Eis ziehen. Eine Walzerkonkurrenz schloß

Gräfin Strachwitz und Graf Montgelas
bei einem Kostümfest des Eisklubs zu Berlin

Digitized by Google

Digitized by Google



Schlittschuhlauf auf dem Eisrink des Kurvereins in St. Moritz (Phot. Engadin Preß Co.)

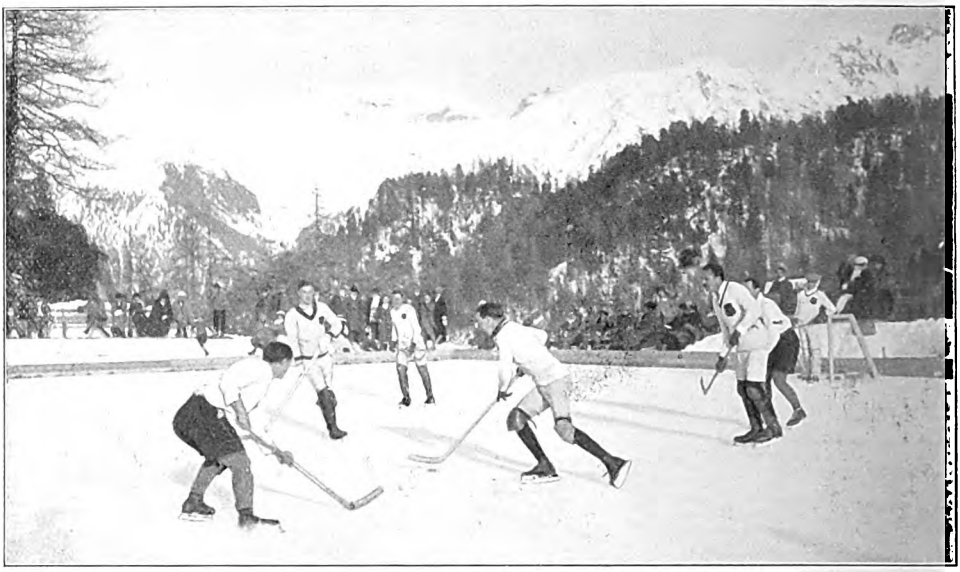
Eis-Two-Stepp und Eis-Once-Stepp sind mehr oder weniger Abwandlungen dieses Dreierwalzers.

Wer die Schulfiguren beherrscht, wird sehr bald den Reiz kennen lernen, der im Sololauf liegt. Er wird beginnen, diese einfachen Figuren wechselnd aneinander zu reihen, sie auf der Eisfläche, die zur Verfügung steht, harmonisch zu verteilen, Figur und Gegenfigur einander gegenüberzustellen und schließlich ein „Programm" zu haben, das reich an Zeichnungen auf der Fläche und an Wechsel des Gezeigten ist. Nun ist es aber mit dem reinen Zeichnen der Figuren nicht abgetan: die Haltung des Körpers gibt dem Kunstlauf erst den ästhetischen Wert. Die Worte, die die internationale Wettlaufordnung über sie sagen, geben wohl alles, was der Schlittschuhläufer vom einfachsten Bogen bis zur schwierigsten Figur beherzigen muß, am klarsten wieder. Sie lauten: „Aufrecht in der Hüfte, nicht eingeknickte Haltung, ohne steif zu sein. Stärkere Knie- oder Rumpfbeuge nur vorübergehend. Kopf stets aufrecht. Spielfuß nur wenig vom Eise gehoben (nicht nachschleppend), mit abwärts und auswärts gekehrter Schlittschuhspitze, im Knie leicht gebeugt, für gewöhnlich hinter dem Standfuß gehalten, sonst aber freischwingend und die Bewegungen unterstützend, doch ohne denselben weit wegzuheben. Die Arme, ungezwungen herabhängend, können wie der Spielfuß mit ihren Bewegungen unterstützend gebraucht werden, doch ohne Ellbogen oder Hände weit vom Körper abzuheben, letztere auch womöglich nie über Gurthöhe. Finger weder gespreizt, noch zur Faust geballt. Im allgemeinen ist alles Heftige und Eckige oder Steife in den Bewegungen zu vermeiden. Keine starkausgeprägten Hilfen, vielmehr ist der Eindruck der mühelosen Ausführung anzustreben."

In den Einzellauf ist von dem Weltmeister Ulrich Salchow zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts neuer Fluß gebracht worden. Er stellte Schulregeln fest, und schuf neue Figuren. Der Böhme Hollet-scheck-Troppau, Ernst von Stein-Wien, van Hult-Stockholm folgten den Salchowschen Regeln und bauten sie aus, wurden dann aber von den Schweden Cantani und Nils Posse überholt und überboten. Aber erst dadurch, daß der Wintersport modern wurde,

Der Meisterschafts-Berufsläufer Bror Meyer

Digitized by Google



Eishockey in St. Moritz (Phot. Jul. Harsch, W. Küpfers Nachf.)

daß man in die Berge reiste, um in Schnee und Eis die Natur zu genießen, wurde der künstlerische Eislauf ein Allgemeingut. In Davos und in St. Moritz entstanden Zentralen, Hochburgen des Kunstlaufes. Hier wurden die großen Schlachten um die Weltmeisterschaften in den verschiedenen Konkurrenzen des Eissports ausgefochten, im Einzel- und Paarlauf, im Schnellauf, im Eishockey. Amateure und Professionals maßen sich untereinander. Dort konnte man alle Berühmtheiten sehen: Mrs. und Mr. Syers-London, das Ehepaar Winzer, Fräulein Hübler und Herrn Burger-München und im Einzellauf die Meisterinnen Fräulein Kronberger und Fräulein von Horváth aus Budapest.

Großfürst Andreas von Rußland — Der deutsche Kronprinz — Prinz Adalbert von Preußen
Fürstliche Gäste beim Wintersport in St. Moritz (Phot. Jul. Harsch, W. Küpfers Nachf.)

Digitized by Google

Herr van Roy und Fräulein Martiensen in der Eislaufszene des „Theaters der Moden" (Phot. H. Boll)

St. Moritz! — Nicht zu lange darf ich mich früh im Bett rekeln. Die Winterfreuden locken. Heraus aus den Federn und hinein in den Sportdreß. Das erste Frühstück wird reichlich bemessen, denn die klare Luft und die Bewegung zehren. Dann die Schlittschuhstiefel in die Hand, an denen natürlich die Stahlschiene fest angeschraubt ist; dem Riemengewirr und den Federmechanismen hat der moderne Eisläufer längst Valet gesagt. Es herrscht schon Leben auf dem Bandy-Eis-Platz des Kulmhotels. Überall ziehen Paare ihre Kreise — Lehrer und Schüler. Neun Uhr ist es, auf den Schlag! Da kommt auch schon der schlanke Amerikaner im schwarzen Dreß, den mir mein Hotelmanager so sehr empfohlen. Die Lektion beginnt: wie jeden Morgen fangen wir mit einigen Schulfiguren an, nur um die Glieder an das Gleichgewicht zu erinnern, dann aber beginnt der Once-Back, der Eiswalzer. Herrliches, leichtes Gleiten — jeden Tango, jeden Boston verwünsche ich, den ich mir abends auf dem Hotelparkett herunterquälen muß. Die Zeit rast fort; der Lehrer mahnt; wir üben noch einige neue Figuren: eine Pirouette

Digitized by Google

Fräulein Lili Kronberger (Phot. Szekely)

Fräulein Horváth von Meray (Phot. Kossat)

und eine Spirale als Repetitionen von gestern — der Salchowübergang wird neu hinzugenommen. Dreißig Minuten sind vorüber. Der Lehrer verabschiedet sich, ich lächele: dreißig Minuten — zehn Franken. Aber warm bin ich geworden, keinen Augenblick ließ er mir Ruhe, wir haben die Zeit ausgenutzt. In einer stillen Ecke der Bahn übe ich weiter, denn ich muß Fortschritte machen. Müssen? Ja warum müssen? Ich habe selbst keine Antwort auf die Frage; das ist eben der Reiz des Sports, daß wir uns freiwillig einen Zwang antun. Ich übe, übe. Vielleicht bis zu der Minute, wo der Hotelgong zum Lunch ruft, vielleicht bis zum Augenblick, wo die brünette Französin, die rote Engländerin oder die blonde Deutsche erscheint, mit der ich gestern abend tanzte. Dann gleiten wir in weiten, langsamen Bogen rund um den Rink, vor uns verweht, vergeht der weiße Dunst unseres schnellen Atems, wir schwatzen in irgendeiner Sprache Europas, wir tanzen einen kurzen Zehnschritt, um wieder Bogen zu ziehen und — zu flirten. Und um uns strecken die gewaltigen Könige der Alpen ihre schneegekrönten Häupter in den tiefblauen Himmel. — Am Nachmittag hat uns die Eislauf-Vereinigung zu ihrem Gymkhanatag geladen. Ich sitze am Rande der Eisfläche und erwarte das lustige Schauspiel, und neben mir sitzt wieder die Miß, die Mademoiselle oder das gnädige Fräulein. Das Fest beginnt. Die Geschickten werden beklatscht, die Ungeschickten belacht. Die Hast bringt die lustigsten Bilder hervor: auf großen Schaufeln versuchen die Herren ihre Partnerinnen vor sich herzuschieben; dann bemühen sich Männerhände, seidene Fäden im Schnellauf durch winzige Nadelöhre zu ziehen, bleiben halten, zwirbeln und drehen den Faden, beißen ihn ab, rasen von neuem von dannen, um nach einigen Schritten wieder anzuhalten, ungeduldig den Kopf schüttelnd ob dieser Frauenarbeit. Der Ernst wird mit dem Scherz gepaart. Der bekannte Kunstläufer Cunning zieht seine großen Bogen über die Fläche, wirbelt zur Mitte, kniet fast nieder in einer eleganten

Das Münchner Weltmeisterpaar Frl. Hübler und Herr Burger

Digitized by Google

Geschwister Müller im Eiswalzer. Eispalast Berlin (Phot. Willinger)

den, sind auch hierhin verpflanzt. Jede Schicht der Bevölkerung trifft man hier an. In den Morgenstunden übt die Dame von Welt ihre Bogen, ihren Eiswalzer. Am frühen Nachmittag erscheint die Schuljugend, gegen Abend kommen nach den Dienststunden das Ladenmädel und der Portokassenjüngling. Es wird auch hier geübt, gelernt, getanzt und — geflirtet wie oben in St. Moritz.

Um halb neun aber werden die Sportfreudigen von der großen Fläche vertrieben. Der Scheinwerfer huscht über die Bahn und läßt im hellen Strahle das Eis erglänzen. Das Varieté, der Zirkus auf dem Eise beginnt. Den Hauptteil des Programms nimmt der Kunstlauf der Professionals für sich in Anspruch. Er erscheint in immer neuen Formen. Als einfache sportliche Darbietung zum Teil, zum anderen in farbenprächtigen Kostümen, als Rokokoquadrille, als ungarischer Hochzeitszug, als Pariser Apachentanz oder auch als Trachtenbild, wie es im „Theater der Moden" gezeigt wurde. Dazwischen treten Eiskomiker auf, Serpentintänzerinnen, die durch das schnelle, geräuschlose Gleiten die wogende und wallende Wirkung noch erhöhen, Pushball, Hockey und andere Spiele werden vorgeführt. Man sieht hervorragende Leistungen. Auch hier haben sich Künstler Namen erworben, die einen Klang haben: die Ge-

Spirale, schnellt empor, steht auf den Spitzen, um neue Bogen und Figuren folgen zu lassen. Eine Eishockeymannschaft tritt an. Leipzig contra Davos. Die kleine schwarze Platte jagt über das Eis; in wilden Sprüngen eilen die Läufer ihr nach — dem feindlichen Goal zu. Da ein kurzes Bremsen, einer hat noch zur richtigen Zeit den Angriff abgewehrt, die Scheibe zurückgeschleudert — mit einem Schlag fast über die ganze Bahn. Von neuem ein Jagen, ein Hasten. Es ist ein aufregendes Spiel.

Für St. Moritz und Davos bedeutet der geschlossene Eispalast nur kümmerlichen Ersatz. Aber er bietet immerhin eine spiegelblanke Fläche, über die der Schlittschuh ebenso leicht gleitet, wie über den St. Moritzer Rink. Und alle Sportarten, die dort gepflegt wer-

Geschwister Schlosser beim Phantasietanz (Phot. Willinger)

Digitized by Google

Digitized by Google

Frau Gertys Saison

Von M. E. delle Grazie

Der Teekessel summte, daß es ein Vergnügen war... ‚Als wollt' er zu plauschen anfangen,' dachte Fräulein Marianne, die Zofe, ‚weil es heute gar so still ist bei uns!' Fräulein Marianne natürlich war viel zu wohlerzogen, um das Schweigen zu stören, das ihre schöne Herrin beliebte. Zuweilen mußte man auch die Launen der Gnädigen estimieren. So oft sie aber erwog, daß ihre Gnädige noch am späten Nachmittag in der Matinee stak und so gar keine Miene machte, an das zu denken, was „fair" war, kam ihr auch dieses Schweigen etwas unheimlich vor.

Die Matinee war wohl äußerst schick. Lila Crepe de chine, ganz auf Satin Liberty gearbeitet. Dazu der bizarre Robespierrekragen mit den echten „Clunys". Fräulein Marianne begriff sehr wohl, daß man sich einen ganzen Tag darin gefallen konnte. Wenn man einen so tadellosen Teint hatte, wie Frau Gerty Gutjahr und dieses aparte Blond der Haare, dessen silberne Reflexe wie eine letzte Abtönung des blassen Lila schimmerten.

So weit konnte auch Fräulein Marianne das Unmögliche verstehen. Nur, wie gesagt ... dieses Lila und dieses — Schweigen? Es war auf jeden Fall eine neue Pose. Und Fräulein Marianne war noch nicht recht klar, welche Stellung sie dabei zu markieren hatte.

Fürs erste bemühte sie sich, so geräuschlos als möglich ihre Pflicht zu erfüllen. Fast unhörbar rückte sie all die blitzenden Karaffen und Schüsselchen zurecht, horchte aufs neue nach dem Teekessel hinüber, dessen behagliches Summen allmählich in ein wichtiges Gebrodel überging, warf einen nachdenklichen Blick in die singenden Gasflammen des Kamins und war schon unendlich neugierig, was ihre Gnädige sagen würde, wenn sie endlich, endlich das erlösende — „Es ist serviert!" sprechen durfte.

Denn dieses Schweigen und dieses Lila! —

Frau Gerty stand am Fenster und sah gelangweilt in das Treiben der Flocken hinaus. Daß dieser Schnee kein Ende nahm, nun schon zwei Tage lang! Und mit ihm der Sturm, der die Flocken in endlosem Wirbel vor sich herjagte. Ganze Wolken seiner weißschimmernden Last hingen in den Bäumen des Vorgartens, und rechts und links vom Bürgersteig hatten ihn die Straßenfeger zu hohen Wällen aufgetürmt. Vormittags hatte man noch die Signale der Straßenbahn herübergehört. Nun waren auch sie verstummt. Wie verschlungen alles von diesem weißen, endlosen Schweigen ...

‚Das Theater ist mir noch nicht gestattet,' dachte Frau Gerty. ‚Und im Konzertsaal müßt' ich auch noch in Schwarz erscheinen. Die Jours vor Weihnachten sind endlos langweilig, und ein Shopping im Wagen hat keinen Sinn.' Da hieß es, mal wieder zu Hause bleiben. Und wie hatte sie sich gefreut auf diese frischen, lustigen Trippelgänge von Laden zu Laden! Stück für Stück der neuen Garderobe war bereits voraus entworfen. Von dem weißen Tea-gown „à la grecque" bis zu dem silbergrauen Trotteurkleid und der domherrnfarbenen Velvettoilette. Die Hermelinstola aus der Kärtner Straße baumelte schon lang' in ihre Träume hinein, und schließlich mußte man auch langsam an diejenigen denken, denen man zu bescheren hatte.

Ob sie nicht doch einen Wagen holen ließ? Aber nein, es hatte ja so gar keinen Sinn, dieses ewige Aus- und Einsteigen und — Nichtgesehenwerden.

‚Bleibt die Zeitung und das Modejournal,' dachte sie gähnend. ‚Und der ganze lange Abend.'

Wahrhaftig, sie wußte nun, was es hieß, ein Jahr lang die trauernde Witwe spielen zu müssen. Weil es die gute Sitte so heischte und — nun ja, und das große Erbe. Sie aber hatte eine ganze Saison darüber verloren und war neunundzwanzig Jahre alt geworden.

Digitized by Google

‚Neunundzwanzig Jahre . . .‘ Ein leiser Schauer lief über ihre wohlgepflegte Haut. Ein Glück, daß sie es noch in der nächsten Saison war. ‚Wenn ich mit dreißig wieder beginnen müßte!‘ dachte sie. Nein, Gott sei Dank, auch die boshafteste Freundin konnte ihr nicht mehr nachrechnen.

Aus dem Speisezimmer drang das preziöse Gepink herüber, mit dem die Satsumatasse immer auf die Berührung der silbernen Teekanne antwortete.

‚Fünf Uhr,‘ dachte Frau Gerty mit einem gelangweilten Blick durch die Portiere.

Da rollte draußen plötzlich ein Wagen an. Der Diener sprang vom Bock, öffnete . . .

‚Bekomm' ich Besuch?‘ dachte Frau Gerty.

Der schneidige Baron fiel ihr ein, den sie vor einigen Wochen auf dem Semmering kennen gelernt und der sich für einen Fünf-Uhrtee angesagt . . . „Noch vor Schluß Ihrer Trauer, meine Gnädige.“

Aber da sprang der Diener wieder auf den Bock zurück, der Kutscher riß die Pferde herum —

Wohin nun?

Ja, wahrhaftig, nun hielt der Wagen vor dem alten Haus da drüben. Vor dem letzten „Umbauhaus“ in der vornehmen Straße. Der Schlag klappte auf, fiel wieder zu. Eine hohe Mannesgestalt verschwand im Schatten des grauen Portals. Der Lakai aber zündete sich gemütlich eine Zigarette an.

‚Das geht auf ein langes Warten,‘ sagte sich Frau Gerty und schüttelte befremdet den schönen Kopf.

Ein solcher Besuch — in diesem Haus?

„Ich bitte, es ist serviert,“ meldete in diesem Augenblick Fräulein Marianne. —

⊠ ⊠ ⊠

„Da ist jetzt eine Equipage drüben vorgefahren,“ sagte Frau Gerty, während sie lässig nach der Zuckerschale griff. „Wer kann denn dort wohnen?“

Fräulein Marianne besann sich einen Augenblick. Ihre Geringschätzung der Leute „da drüben“ war noch tiefer als der Abgrund, in den Frau Gerty dieses „dort“ hineingeworfen. „Da drüben“ wohnten Frauenzimmer, die sich „Gnädige“ betiteln ließen, obwohl sie selbst zu Markt gingen und tagtäglich dem Bäcker eigenhändig die Semmeln abnahmen. Die falsches Pelzwerk trugen, einen Rudel Kinder vor sich hertrieben und sich dennoch weiß Gott was dünkten. Wenigstens war es noch keiner eingefallen, Fräulein Marianne zu grüßen.

Aber Fräulein Marianne wußte Bescheid.

„Das wird der berühmte Arzt sein,“ erwiderte sie, „der zu dem kranken Studenten kommt.“

„Ein Student?“ wiederholte Frau Gerty, während sie langsam in ihrer Schale herumlöffelte. „So, so. Was studiert er denn?“

„Das könnt' ich der Gnädigen nicht sagen,“ bedauerte Fräulein Marianne. „Ich weiß nur, daß er bei der Witwe des Zolleinnehmers wohnt und einmal Geistlicher werden wollte. Da soll aber eine Liebschaft dazwischen gekommen sein, die ihn arg mitgenommen hat. Nun ist er sterbenskrank . . . von all der Kränkung.“

„Nein —?“ staunte Frau Gerty nachdenklich. „Kommen solche Sachen noch vor?“

Fräulein Marianne zuckte die Schultern. „So ein Frischling vom Land?“

Frau Gerty schüttelte den Kopf und griff nach einem Kaviarbrötchen. „Da ist er wohl auch arm?“

„Aber schon wie! Kaum daß er das Nötigste hat. Wenn er nicht den Freitisch bei der Frau Kaltenbach hätte und die Stunden bei den Söhnen des Herrn Professors. — Drum ist auch der Herr Professor jetzt angefahren. Weil der Arzt sich keinen Rat mehr weiß mit der Krankheit.“

Frau Gerty legte das Brötchen aus der Hand. „Armer Kerl! Und da sitzt unsereines ein paar Häuser weiter und ißt Kaviar . . .“

Die schöne Frau liebte es, von Zeit zu Zeit etwas Sozialethik auf ihr tägliches Butterbrot zu streichen. Auch das war — Kaviar.

Aber Fräulein Marianne wußte, was sie davon zu halten hatte. Es war das einzige Unechte, was ihre Gnädige trug. Und sie lächelte mit einer gewissen Malice, als sie erwiderte: „Kaviar, ja. Den soll der junge Mensch jetzt auch essen, hab' ich gehört. Um rascher zu Kräften zu kommen.

Digitized by Google

Weil das Zeug so nahrhaft ist und leicht verdaulich. Aber wer wird ihm den geben? Nicht einmal der Arzt, der ihn verschreibt."

Der blonde Kopf der schönen Frau sank etwas tiefer herab. Wie ein Schleier glitt es einen Augenblick über die feinen Züge.

‚Ja,' dachte Fräulein Marianne. ‚Wenn man sich so gut verkauft hat ... Was weißt du von der Welt!'

‚Geistlicher — unglückliche Liebe — schwer krank ... Wie romantisch!' sagte sich Frau Gerty. Und jung war er dazu. Natürlich. Blutjung und pudelnärrisch mußte man sein, um nacheinander in solche Extreme zu fallen. Aber, mein Gott — wie schön war es, daß dergleichen noch geschah, noch geschehn konnte ...

‚Wie muß der noch lieben können!' ging es ihr durch den Sinn.

„Das ist ja wie ein Roman!" sagte sie laut.

„Ja," meinte Fräulein Marianne schnippisch. „Fehlt nur der Kaviar!"

Und sie glitt hinaus in dem Bewußtsein, einen Witz gemacht zu haben, der so gut saß und doch so harmlos aussah, daß die Getroffene sich nicht einmal wehren konnte.

⁂ ⁂ ⁂

Als Frau Gerty wieder an das Fenster trat, rollte der Wagen des berühmten Arztes gerade um die Straßenecke.

‚Nun ist der Arme allein,' dachte sie. ‚Mutterseelenallein vielleicht. Denn diese Zolleinnehmerswitwe ... du lieber Gott. Die wird wohl nicht allzuviel Zeit haben für einen armen Mieter.'

‚Geistlicher — unglückliche Liebe — sterbenskrank ...'

Wie der Refrain eines Volksliedes klang es immer wieder in ihre mondänen Gedanken hinein.

In welcher Stube er wohl liegen mochte? Das Haus hatte vier Stockwerke. Vielleicht war es überhaupt nur eine Kammer, die nach dem Hof hinausging?

Wie seltsam, daß ihr mit einem Male war, als stünde sie mitten in dieser Kammer und vor dem Kranken selbst.

Er war brünett. — Oder nicht? Einerlei! Nur — die Brünetten gefielen ihr besser ... Ein keusches Bärtchen sproßte um die jugendfrischen Lippen, und zwei große, verwunderte Augen starrten in eine Welt, in der er sich noch immer nicht zurechtfand, der Frischling vom Land, wie Fräulein Marianne gesagt hatte.

Vielleicht träumte er von seiner untreuen Geliebten ... Vielleicht sehnte er sich nach seiner Mutter ...

Von irgendeinem Weibe mußte er träumen in dieser weichen, samtenen Dämmerstunde. Er, der Gott und die Frauen so geliebt hatte, daß er ihnen sein junges Leben hinopfern wollte.

Und dann kam die Witwe des Zolleinnehmers herein. Wie enttäuscht mußte er sein!

Plötzlich, sie wußte selbst nicht recht, wie es geschehen war, hatte sie geschellt. Fräulein Marianne stand in der Türe.

„Ich will zu dem Kranken hinüber," erklärte Frau Gerty kurz.

Fräulein Marianne schien nicht zu verstehen.

Endlich verstand Frau Gerty.

„Bringen Sie mir die schwarze Pelzronde," befahl sie kurz, „und das Spitzenkapuchon."

„Die — Matinee!" stammelte Fräulein Marianne fassungslos.

„Ich geh' zu einem Kranken. Da legt man nicht ab. Ja, richtig! Der Köchin sagen Sie, daß sie mir ein Körbchen mit Teeeiern und Eingesottenem packen soll. Und den Malasol kann sie auch dazulegen."

„Doch nicht die ganze Dose?" wagte Fräulein Marianne einzuwerfen.

„Doch," kam es kurz zurück. „Der Arme soll auch einmal Kaviar essen."

„Ich trag' der Gnädigen natürlich das Körbchen hinüber?" hüstelte Fräulein Marianne diskret.

„Danke. Ich geh' allein."

Als Fräulein Marianne in dem Garderobezimmer stand, sah sie eine ganze Weile nach dem alten Haus hinüber, von dem Haus nach der kostbaren Pelzronde mit dem Zobelkragen ... Und die lila Crepe de Chine-Matinee — der junge Kranke — das Körbchen, das ihre Gnädige selbst hinüber tragen wollte, begannen wie auf einer Schaukel vor ihr auf- und niederzusteigen.

‚Das kann ein Kaviar werden,' dachte Fräulein Marianne verstört.

⁂ ⁂ ⁂

Die Zolleinnehmerswitwe hatte das Körbchen mit einem tiefen Knicks in Emp-

Digitized by Google

fang genommen und mit einem noch tieferen die Tür zu der Krankenstube geöffnet.

„Er redet gerade wieder allerlei durcheinander," meinte sie seufzend. „Wie das beim Fieber schon ist. Aber wenn die Gnädige sich nicht fürchten?"

„Bei meinem Mann ging das wochenlang so," sprach Frau Gerty. „Und sollten Sie unterdes etwas zu tun haben — ein Weilchen will ich gerne bei dem Kranken bleiben."

Ein erstaunter Blick glitt an der eleganten Gestalt herab. So wenig Frau Gerty bis heute von dieser Nachbarschaft gewußt, so genau war all den kleinen Leuten „da drüben" bekannt, was die schöne, reiche Witwe den ganzen Tag trieb.

Wußte man auch nichts Übles von ihr — bei den Werken der Barmherzigkeit hatte sie noch niemand ertappt. Und wer weiß, welchen Gedanken die ehrsame Witwe Raum gegeben, wenn ihr das wohlgefüllte Körchen nicht gar so schwer und verheißungsvoll den Arm gedrückt hätte. Stand es bei ihr auch fest, daß der Kranke den ganzen Kaviar allein haben sollte — den halben Schinken und all die Eier, die Frau Gertys Köchin mitgepackt, konnte man ihm unmöglich in der nächsten Zeit zumuten. Und falls sich diese Besuche wiederholten... Gott behüte, daß ihr etwas einfiele dabei!

„Der Herr Professor hat eine neue Medizin aufgeschrieben," meinte sie entgegenkommend. „Die könnt' ich unterdes holen. Sonst hätte der Arme warten müssen, bis die Bedienerin kommt. Denn so ganz allein lassen möcht' ich ihn auch nicht."

Frau Gerty nickte. „Gehn Sie nur. Unterdes bin ich da." Dann trat sie leise an das Lager. Hinter ihr knackte die Tür.

Sie war allein mit ihm.

‚Mit einem, von dem ich noch gestern nichts ahnte!' ging es ihr durch die Seele.

Wie seltsam das war! Fast wie in einem Märchen, wo auch immer alles anders kam.

Die Lampe brannte hinter einem Schirm, der vor dem Kopfende des Bettes stand. So mußte ihr Aug' erst eine Weile suchen, bis es die Züge in dem jungen Antlitz zusammenfand. Nur die merkwürdig hohe Stirne leuchtete mit gespensterhafter Blässe in die vage Dämmerung hinein; das dunkle Braun der Haare hob sich scharf von dem Weiß der ärmlichen Kissen ab. Der Kranke lag halb gegen die Wand gekehrt. Aber der rechte Arm hing schwer über den Bettrand hinaus, und jetzt erst gewahrte sie das ruhelose Fieberspiel der bleichen Finger, das nervöse Zucken, das jeden Augenblick den jungen Leib erschütterte.

Und nun zeichnete sich auch sein Profil immer schärfer in das graue Zwielicht. Die etwas lange, aber gefällig gebogene Nase, die vollen, sinnlichen Lippen, über denen nur der Schatten eines Bärtchens lag, das feste und strenge Kinn, der etwas derbe Nackenansatz.

‚Ein Bauernjunge,' dachte sie, seltsam gerührt. ‚Und — noch heute ein halber Theologe!'

Denn ja... über diesem Antlitz lag trotz aller Qualen etwas von dem Schmelz tiefinnerlichster Reinheit. Wie das Siegel einer Seele, die noch ganz Glaube war und Sehnsucht. Weltferne, weltfremde Sehnsucht. Der hatte nur geliebt — rein, tief, keusch. Mit einer Liebe, die immer zugleich ein Glaube war. Erst seinen Gott, dann das Weib, das ihn belogen. Aber genossen hatte der noch nicht.

Wenn Frau Gertys Blick in der Erinnerung über die Antlitze all der Männer hinstrich, die sie kannte — da war nicht eines, das diesen Zug rührender Kindlichkeit wies. Um jede Lippe lag die Sattheit des Genusses — in jedem Mundwinkel das heimliche Wissen vom Paradies der Schlange.

Nur bei jungen, kaum geweihten Priestern war ihr diese rührende Einfalt des Ausdruckes aufgefallen. Auf den Antlitzen der Märtyrer, deren leidverklärte Bilder sie da und dort in irgendeiner Kirche gesehen.

‚Wenn er nun erst die Augen öffnete?' dachte sie seltsam erregt.

Aber er schlief unentwegt. Den tiefen, wirren Schlaf des tödlich Erschöpften. Ab und zu floh ein halber Laut von seinen Lippen. Doch sie mühte sich umsonst, einen Sinn hineinzubringen.

Und weil sie nicht in die fiebernde Welt der Träume dringen konnte, die ihm Hirn und Sinn umspannen, begann sie, neugierig in der Stube herumzuschauen.

Das arme Heim, in das sich soviel welt-

Digitized by Google

fremdes Glücksverlangen geflüchtet, mußte doch in irgendeiner Spur etwas von dem verraten, was sein innerstes Lieben war und seine geheimste Zärtlichkeit.

Zuerst schlich sie nach dem Schreibtisch, der quer vor dem Fenster stand. Einige Bücher lagen da, schräg übereinandergeschichtet — eines davon aufgeschlagen. „Theobald Hock," las sie, „Schöns Blumenfeldt. Herausgegeben von Max Koch."

‚Also Philologie studiert er jetzt,' dachte Frau Gerty. Sie wußte nicht, warum ihr wieder so wunderlich weich zumute wurde. Oder doch? Auch der neue Beruf war so weltfern, so weltfremd.

‚Er muß doch schrecklich unpraktisch sein,' fuhr es ihr durch den Sinn. ‚So ein rechter Bauernjunge, den der erste Blick in eine andere Welt verwirrt.' Aber gab es nicht auch geborene Träumer? Der hier mußte einer sein. Wie wär' ihm sonst dies alles geschehen? Daß er sich zuerst in Gottes Arme flüchten wollte, konnte sie verstehen. Das Weib war die Tragik, der kein Mann entging. Aber nun — die Philologie?

‚Er wird fühlen, daß er sich immer wieder wie ein Seidenwurm einspinnen muß, um bestehn zu können,' dachte Frau Gerty. ‚Armer Kerl!'

‚Dieses Lied hat er also zuletzt gelesen,' sagte sie sich mit einem Blick in das Buch.

„Feins Lieb, ich muß dich lassen, muß ziehen meine Straßen..." las sie.

O weh... Und dann war die Krankheit gekommen!

Zwischen dem Pult und der Platte des Schreibtisches lag ein schwarzes, abgerissenes Büchlein, „Ein Kalender —?" Aber es war „Die Nachfolge Christi". So war er doch noch fromm, oder —? Als sie das Büchlein aufschlug, fielen ihr einige Schriftzüge auf. In vergilbter Tinte, von ungeübter Hand. „Mein erstes Kind — Heinrich," las sie. „Geboren am 27. Dezember 1887." Darunter „Annemarie Hochstöger —"

Das Gebetbuch seiner Mutter! So alt wie er selbst, oder noch älter. Allsonntäglich von müdegearbeiteten Mutterhänden zur Kirche getragen. Von sorglicher Mutterliebe in sein Ränzel gelegt, als er die schwere Fahrt ins Leben antrat.

Als sie den Blick wieder hob und wie von ungefähr über die Wände gehen ließ, entdeckte sie hinter einem schwarzen Flor die Photographie eines jungen Weibes. Die Züge waren etwas derb. Die Figur zu üppig, um schön zu sein. Um die vollen Lippen lauerte ein Lächeln, das ganz Sinnlichkeit und Selbstgefallen war. „Ein besserer Dienstbot'," entschied Frau Gerty mit einem etwas belustigten Blick über einige „Unmöglichkeiten" der Toilette.

Und doch! Dieses Weib war eines Mannes Schicksal geworden — eines Jünglings erster und reinster Traum gewesen.

In Frau Gertys Seele stieg eine heimliche Bitterkeit empor. ‚Wie glücklich die war, ohne es zu wissen!'

Frau Gerty hatte eine Million geerbt. Und sie war ganz „makellos" und kaum achtzehn Jahre gewesen, als sie sich und alle Jugendträume um diese Million verkauft hatte...

‚Jetzt werd' ich klüger sein,' dachte sie, während ihre Hand den Flor wieder leis über das Bild gleiten ließ. ‚Nun hab' ich die Wahl!'

Wie erdrückend heiß es plötzlich in der Stube geworden war! Ach so, sie hatte den Pelz noch an. Und das weiche Spitzentuch auf den schweren blonden Flechten... Mit einem Griff riß sie das Tuch herab. Dann horchte sie nach dem Flur. Alles still... Die Zolleinnehmerswitwe war noch nicht zurück. Da konnte sie es schon wagen, auch die Ronde aufzuknöpfen. Wenn sie auch noch immer in der lila Matinee stak. Der Kranke schlief, und die Zolleinnehmerswitwe — du lieber Gott! Was verstand die von den pikanten Nuancen in der Toilette einer Mondainen?

Daß sie mit dem Spitzencapuchon auch eine ihrer silberblonden Flechten gelöst, merkte sie nicht. Und gerade das mystische Geleucht dieser einen, baumelnden Flechte war es, das den Blick des Kranken zuerst traf, als er plötzlich emporfuhr und sich mit einem leisen Ruf seligen Staunens in den Kissen aufrichtete...

Auch Frau Gerty fuhr herum — wollte hilfsbereit zu dem Bewußtlosen eilen und kam doch keinen Schritt weiter. So hingenommen fühlte sie sich von dem visionären Glanz dieser großen, fieberglastenden Augen, von dem übersinnlichen Entzücken, mit dem er sie in sich trank und zugleich in ihr

Digitized by Google

unterzugehen schien wie in einem Traum, der nicht von dieser Welt war.

Seine blassen Hände falteten sich. Die stummen Lippen begannen sich langsam zu bewegen —

„Maria, sei gegrüßet,
Du lichter Morgenstern —"

Da sank er schon wieder in die Kissen zurück, müde, hilflos, erschöpft. Aber das Lächeln, mit dem er ihr Bild in sich getrunken, blieb auf seinem Antlitz stehen. Sie selbst nahm er in seine Fieberträume hinüber — schön, verklärt. Die Madonna, deren Bild ihm auch die Untreue der Geliebten nicht entweiht hatte.

Und plötzlich fühlte Frau Gerty, wie etwas in ihren Augen zu brennen begann, dann langsam, langsam an ihren Wangen niederrieselte.

War es möglich, daß man so selige, so närrische Tränen weinen konnte, um — nichts?

Als die Zolleinnehmerswitwe wieder zurückkam, schoß Frau Gerty mit einigen freundlichen Worten zur Türe hinaus.

Drinnen aber lag der Kranke und lächelte, wie die Zolleinnehmerswitwe noch niemals einen Menschen lächeln gesehen — und schlief ruhig und tief. —

Ja, wenn das Körbchen nicht gewesen wäre und Frau Gertys trotz aller Eile gegebenes Versprechen, morgen wiederzukommen!

So ließ die ehrsame Witwe ihre Gedanken bloß in das Wasser hineinfallen, in dem sie das neue Pulver anrührte.

⁂ ⁂ ⁂

In dieser Nacht fand Frau Gerty keinen Schlaf.

‚Weil ich nun schon zwei Tage nicht an der Luft war,' tröstete sie sich. Denn wenn Frau Gerty auch zuweilen ihre „Wallungen" hatte, wie Fräulein Marianne pikiert zu sagen pflegte, so war doch gerade die Schlaflosigkeit keines der nervösen Übel, von denen Frau Gerty heimgesucht wurde.

Diesmal aber gab es eine ganze verlorene Nacht. Stunde um Stunde hörte die schöne Frau in ihrem spitzenüberrieselten Bette schlagen. Immer wieder knipste sie das Licht auf, warf ein paar Blicke in die frivole „Gyp", drehte wieder ab und versuchte es aufs neue. Aber auch die Literatur versagte. Wie lang so eine Nacht werden konnte und — wie bedrohlich ihre Stille! Hätte sie sonst immer wieder an den Kranken denken müssen? Wie es ihm jetzt wohl gehen mochte? Ob das Fieber wieder angestiegen war, wie immer um diese Zeit? Wenn es die Zolleinnehmerswitwe überhaupt verstand, mit einem Fieberthermometer umzugehen.

‚Wie gut könnt' ich jetzt drüben sein,' dachte sie. ‚Die Leute? Pah! Die Marianne hätte dann auch nicht geschlafen,' kicherte sie belustigt in ihr Kissen hinein. Sie wußte nicht, warum ihr das preziöse Wesen ihrer Jungfer plötzlich so komisch vorkam.

‚Schon um sie zu bluffen, hätt' ich es tun sollen,' schoß es ihr durch den Sinn. ‚Sie meint wohl, ich soll jetzt zeitlebens schwarz gehen, jede Woche den Friedhof besuchen und so rasch als möglich mein Testament machen . . . Wird sie schauen, wenn man mir die Toiletten für die neue Saison liefert!'

Die neue Saison — das war es! Die große Stunde, die auch Frau Gertys Nachen wieder in die offene See des Lebens lotsen sollte. Irgendeinem Glück entgegen, das da irgendwo auf eine warten mußte, die so schön war wie Frau Gerty — und eine ganze Million besaß.

‚Meinen Schmuck nicht mitgerechnet,' dachte sie befriedigt.

Ihre erste Wahl hatte die Vernunft beschlossen. Die zweite wollte sie ganz in die Hände der Liebe legen.

Der Liebe, die so schön war, so einzig sein mußte, wie . . .

Ja, da stand sie wieder vor dem Bett des Fiebernden drüben. Als hätten all ihre Gedanken kein anderes Zuhause mehr.

Nein. Dem alten Gutjahr wär' es nie eingefallen, vor ihrer Schönheit die Hände zu falten. Der hatte von Anfang gewußt, was er gekauft und bezahlt hatte. Bei Heller und Pfennig voraus berechnet, was eine so schöne, junge Frau täglich kosten würde.

Und er?

‚Elf Jahre hat er mich gekostet.' Ihre Augen wurden feucht. ‚Elf Jahre und meine ganze Jugend. Die Marianne glaubt aber noch heute, daß sie hinter mir her sein muß, wie Monsieur.'

Digitized by Google

O, die sollte sich täuschen.

Wenn nun die neue Saison kam — die erste der Freiheit und Liebe geweihte!

In der Tat: Frau Gerty mußte in ihr Kissen beißen, um nicht hell aufzulachen, wenn sie sich Fräulein Mariannes Antlitz dachte — zu all dem dachte, was sie vorhatte.

Allerdings, die Dehors mußten gewahrt werden. Die Halbtrauer stand nun einmal fest. Also auch schwarz-weiße Amusements.

‚Ich werde mit kleinen Five o'clocks beginnen,' erwog Frau Gerty. ‚Ganz sentimental und schüchtern. Den Baron vom Semmering freilich kann ich da nicht gleich hineinplumpsen lassen. Der ist zu rassig für meine Jour-Nornen. Zuerst also etwas wohltemperierte Würde. Der alte Geheimrat und Minister a. D., der mir schon so lange mit den Blicken nachgeht und so ganz ungefährlich ist, daß mir ihn jetzt auch meine beste Freundin gönnen möchte!'

So ganz ungefährlich — ?

Frau Gerty kniff die Augen ein und blinzte in das rosige Licht der Nanchampel. Es gab einige Tage in ihrem Leben, da sie bedauert hatte, nicht frei zu sein, um mit einem Schlage in der exklusiven Reihe zu stehen, die „bei Hof empfangen" wird. Das war damals gewesen, als Exzellenz von Ingenfeld vierundzwanzig Stunden Aussicht hatte, wieder Minister zu werden. Dann war nichts daraus geworden. Und einstweilen hatte er sich politisch so unmöglich gemacht, daß nur ein Parlamentskrach ihn wieder hoch bringen konnte. Wer weiß wann?

Sie aber war frei geworden und wollte es bleiben. Frei für die Liebe.

Wieder knipste sie das Licht ab. Ihre Augen brannten. Ein seltsamer Schauer lief über die jugendheißen Glieder.

‚Eins, zwei, drei . . .' begann sie zu zählen. Es sollte ein unfehlbares Mittel sein, um einschlafen zu können, dieses langsame, schläfrige Zählen.

‚Wenn der Arme da drüben aber gesund ist . . . dann lad' ich ihn in dieser öden Zwischenzeit recht oft zu mir herüber,' beschloß sie. ‚Erst allein, dann —'

‚Vier, fünf, sechs.'

‚Wenn er fiebert, müßte die Zolleinnehmerin doch die Lampe brennen,' fuhr es ihr plötzlich durch den Sinn. ‚Die Fensterläden waren nicht geschlossen, als ich ging . . . Sieben, acht, acht.'

Sie drehte das Licht auf.

‚Da könnt' ich es gleich wissen, wenn ich hinübersehe.'

Und zwei weiche, warme, rosige Frauenfüße glitten leise, ganz leise über den hochflorigen Teppich ans Fenster.

Nein — da drüben war alles dunkel.

Aus dem Speisezimmer klang der tiefe Kathedralgong der Lenzkircher Uhr herüber. Drei volle, sonore Schläge.

Von dieser Stunde an schlief Frau Gerty merkwürdig gut und bis in den Tag hinein.

⁂ ⁂ ⁂

Ein goldiger Wintermorgen guckte in ihren Spiegel, als die schöne Frau mit der Toilette begann.

‚Was nun?' dachte sie, während Fräulein Marianne unter vielem Geschwätz den silberblonden Schopf ihrer Herrin onduliert.

Der sonnige Vormittag lud zum Shopping. Auch das „Atelier" war von einigen Finessen in Kenntnis zu setzen, die Frau Gerty für das weiße Tea-gown ausgetüftelt hatte.

‚Aber der arme Kerl drüben!' fuhr es immer wieder zwischen all die Lockungen eines solchen Schlendergangs. Man hatte doch auch seine Pflichten.

‚Wenigstens anfragen könnt' ich drüben,' erwog Frau Gerty. ‚Und dann meinetwegen in die Stadt fahren.'

Wie seltsam überhaupt, daß sie dasaß und zum erstenmal in ihrem Leben so intensiv an eine Krankenstube dachte. Der selige Gutjahr war doch auch krank gewesen . . .?

Rasch griff sie nach einer Schildpattnadel und hielt sie Fräulein Marianne entgegen.

Ein malitiöses Lächeln war die Antwort.

„Die Gnädige sind in Gedanken. Ich bin noch lange nicht so weit."

„Dann beeilen Sie sich eben," gab Frau Gerty gereizt zurück.

Diese Person hatte neuestens eine Art, ihr durch den Spiegel zuzulächeln . . .

„Kaum acht Minuten frisier' ich," erwiderte Fräulein Marianne gekränkt.

Digitized by Google

„Muß es denn jeden Tag eine halbe Stunde dauern?“

‚Sie hat etwas vor,‘ dachte Fräulein Marianne zufrieden. So verschlossen Frau Gerty neuestens auch war — die Gedanken konnte man ihr noch immer wie Fliegen von der Stirne fangen.

‚Wenn sie in die Stadt fährt, wartet der Baron irgendwo,‘ erwog Fräulein Marianne.

‚Wenn sie wieder da hinübergeht, dann — ja dann!‘

Fräulein Marianne wagte gar nicht, das auszudenken. Eine ganze Stunde war ihre Dame gestern am Bett eines fremden Studenten gesessen — in der lila Matinee.

‚Wenn ich einmal da wegkomm’ und das irgendwo erzähl’ —‘ überlegte Fräulein Marianne. ‚Sie sollten vorsichtiger sein, meine Gnädige.‘

Da trat das Stubenmädchen ein.

„Die Post, bitte.“

Zwei Briefe lagen auf der silbernen Tasse.

„Vom Atelier,“ sagte Frau Gerty, während sie das breite Geschäftskuvert über die elegante Enveloppe des zweiten legte.

Stubenmädchen und Jungfer tauschten im Spiegel einen Blick, und Fräulein Marianne zeichnete hinter dem Rücken ihrer Herrin ein Hufeisen in die Luft.

Vom Baron, natürlich! Ob es eine Absage war, oder — ?

Wie schade, daß sie gerade die letzte Nadel in die Frisur stecken mußte. Wenn Frau Gerty ihre Briefe einmal gelesen hatte, fand sie kein Mensch mehr. —

Dafür war Fanny die rechte. Die kannte sich aus, in Wappen, Parfüms und Emblemen, wußte immer Bescheid, wenn sie die Briefe auch nicht weiter trug als von Tür zu Tür.

„Mein Straßenkleid!“ befahl Frau Gerty. —

Als die schöne Frau eine halbe Stunde später das Haus verließ, stand Fräulein Marianne hinter einer Gardine und sah ihr nach.

„Sie geht wahrhaftig wieder selbst hinüber,“ murmelte sie fassungslos. „Da werden die Leute bald etwas zu reden haben.“

Und fast eine Stunde verging, bis Frau Gerty wieder von „da drüben“ herauskam.

⁂ ⁂ ⁂

Für den Nachmittag hatte sich der Baron angemeldet. Frau Gerty selbst brachte den Kaviar für die Sandwiches mit.

„Ich werde nur kleine Toilette machen,“ sagte sie wie nebenbei. „Aber den Tisch decken Sie wie für meine Jours. Das Satsuma-Porzellan. Die Südfrüchte in den antiken Obstkorb. Ja, und daß ich’s nicht vergesse: nach den Kanditen geben Sie die grüne Chartreuse herum.“

‚Wird es der Baron?‘ sann Fräulein Marianne, während sie ihrer Herrin beim Auskleiden half.

„Die Hälfte des Kaviars soll die Fanny dann sofort hinübertragen,“ befahl Frau Gerty mit einem verschleierten Blick durch das Fenster. Es kam wie eine Antwort. So rasch, daß Fräulein Marianne fast ihre Haltung verlor.

Da sollte eines klug werden!

Bei Tisch aß Frau Gerty, „bloß um zu essen“, wie das Stubenmädchen draußen erzählte. Und dann gab es ein langes Getuschel und Gezischel am Gesindetisch. Ja, die Trauer ging zu Ende, und die Gnädige war noch schön und jung. —

Frau Gerty aber schlüpfte in ihre lila Matinee und vergrub sich zwischen den Kissen ihrer Causeuse.

Noch vor ein paar Tagen wäre ihr der Besuch des schneidigen Sportsman eine Sensation gewesen. Und wie viele Stunden hatte sie nicht zwischen diesen selben Kissen den „Conferencen“ im Atelier nachgeträumt. Mit dem ganzen Behagen der Modedame, die im vorhinein die Wirkung jeder „Création“ genießt. In heimlichsten Triumphen die immer neue Auferstehung der eigenen Schönheit feiert, mit allen Sinnen den Zauber ihrer Macht auskostet... Bis das schneeige Eisbärfell unter ihr geknistert hatte, als wäre die heiße Lebenswelle, die den jungen Leib durchpulste, ein magischer Strom, der sich allem mitteilte, das um sie war.

Nun? —

‚Das Tea-gown wird herrlich,‘ sann sie, ‚aber — es läßt mich gleichgültig. Und der Baron? Ein Lebemann, wie so und so viele andere, die von jetzt an hinter mir und meinem Gelde herlaufen werden.‘

Digitized by Google

Blanche Fontaine
Gemälde von Hermann Fenner-Behmer

Digitized by Google

Digitized by Google

Aber — so daliegen und träumen können stundenlang, von dem armen Jungen da drüben! Dem die Liebe noch ein Glaube war und der Glaube noch eine heilige Liebe. So etwas gab es — da über die Straße hinüber! Jenseits aller Exzellenzen und Lebemänner, von denen man nie wußte, was ihnen lieber war als die eigene Frau: ein Orden oder das Variété?

„Die Gnädige hat ein Wunder gewirkt," klang die fette Stimme der Zolleinnehmerswitwe immer wieder in ihre Träume hinein. „Seit gestern abend schläft er, ohne Fieber. Nur einmal mußt' ich Licht machen, gegen Morgen. Da hat er ein wenig Limonade getrunken und mir erzählt, daß er von der heiligen Jungfrau geträumt hat. So deutlich, als wär' sie selbst dort am Fenster gestanden und dann langsam, langsam nähergekommen. Ich hab' mir gleich gedacht, daß er die Gnädige meint. Aber wer wird so was verraten? Nun wird er gesund daran."

Nein, Herr Gutjahr hatte niemals solche Phantasien gehabt. Und was ihm sonst in der Somnolenz entwischt war . . . Frau Gerty wollte lieber nicht daran denken. Das Weib aber konnte nie rein genug sein für den Mann.

Wieder schloß Frau Gerty die Augen und träumte sich hinüber. Ob er nun wohl endlich erwacht war und bei klarem Bewußtsein? Wenn er Hunger hatte, durfte er etwas von dem Kaviar genießen, den sie gebracht. Für ein Hühnersüppchen hatte sie der beredten Witwe fünf Kronen in die Hand gedrückt. Ihre Leute mußten nicht alles wissen, was sie „da hinüber" trug. Wenn sie auch im vorhinein annahm, daß das Süppchen nicht allzu fett geraten würde — die Alte konnte so beweglich von dem armen Jungen erzählen, daß Frau Gerty in einer halben Stunde wußte, woran ihr gelegen war, ohne nur einmal fragen zu müssen. So wahrte man die Dehors.

Und mit diesem rührenden Wissen in der Seele war sie dann eine weitere halbe Stunde unter der Türe der Krankenstube gestanden und hatte zu dem Schlummernden hinübergeblickt. Sein Antlitz war ihr noch bleicher und schmäler erschienen. Die Schatten, die unter den Augen lagen, wurden noch erhöht durch die seltsam langen Wimpern. Die rechte Hand lag auf dem Kissen, die linke, halb geschlossen, an der Brust. Um den leicht geöffneten Mund aber war ein Zug — so mild und weich, daß ihr Blick gar nicht loskam davon.

‚Wie ein Kind liegt er da,' fuhr es ihr durch den Sinn. Und wieder zog Bild um Bild seines Lebens an ihr vorüber: die arme Jugend — der opfermutige Glaube — die schicksalsvolle Liebe. Daneben der Kampf mit dem Hunger und der Brutalität seiner Zeit.

‚Als wär' er aus einem Märchen in diese Welt gekommen,' staunte Frau Gerty. ‚Aber nicht für diese Welt.'

Etwas wie ein leichter Schauer war ihr bei diesem Gedanken über den feinen Nacken gerieselt. Warum nur? Jetzt gehörte er doch wieder dem Leben.

‚Dem Leben und — mir!'

Hatte sie das wirklich gedacht, „dort drüben"? Es zu Ende denken können? Sie griff sich an die Stirne, ließ wie hilfesuchend den Blick über den toten Prunk ihrer Stube gehen. Ja, wahrhaftig, sie dachte noch immer dasselbe — auch hier.

Beim Abschied bat sie die Pflegerin, ihm mit keinem Wort noch von ihr zu erzählen. Er sollte seinen überirdischen Traum noch ganz als Traum behalten. Wie es ihr selbst unsäglich süß war zu denken, daß da drüben einer lag, für den Frau Gerty Gutjahr in der Strahlenglorie der Madonna über die Erde schritt. —

„Wenn die Gnädige Toilette machen wollen, es ist vier Uhr," sprach Fräulein Marianne plötzlich in die Stille hinein.

Mit der lässigen Anmut einer Katze rekelte sich Frau Gerty wieder in die Wirklichkeit zurück.

⁂ ⁂ ⁂

„Gnädige wohnen aber wirklich superb," näselte Baron Hechingen über die Satsumatasse hinweg. „Das reine Nesterl! Mollig und — ja — und auch ein ganz klein wenig raffiniert."

„Wieso?" fragte Frau Gerty mit ihrem blauesten Augenaufschlag.

Der Baron kniff das Monokel ein und zeigte die Zähne.

„Wieso? Mon Dieu! Weil man sich erst durch so viele verschlafene Vorstadtstraßen winden muß, um plötzlich zwischen soviel Geschmack, Eleganz — Esprit zu erwachen. Dafür hab' ich nur ein Wort —"

Digitized by Google

Er machte eine Pause, lehnte sich zurück, ließ einen beredten Kennerblick über die Linie gehen, die sich von dem herzförmigen Ausschnitt ihrer schwarzen Gazebluse allmählich gegen die Hüften verlor . . .

„Nun?" lächelte Frau Gerty. Ihre Gedanken waren zwar wieder drüben gewesen. Aber von diesem Menschen ging ein so merkwürdiges Geprickel aus. ‚Wie Champagner!' dachte sie mit einem leisen Seufzer. Und aufs neue lächelte sie. „Nun?"

„Veuve Cliquot!" antwortete der Baron mit einer schneidigen Verbeugung.

Einen Augenblick verschlug es ihr den Atem. ‚Unheimlicher Kerl das!' dachte sie. ‚Der schlägt mir ja meine Gedanken wie einen Tennisball zurück!'

„Und d a s dichten Sie in soviel Schwarz hinein?" fragte sie mit einer koketten Handbewegung über ihre Toilette.

Der Baron lachte. „Gnädige entschuldigen, aber wenn man vom Turf ist . . . Was hat die Farbe mit der Rasse zu tun? Und Ihnen ist sie nicht einmal angeboren."

„Daß Sie auch beim Tee nicht vom Sport loskommen," drohte Frau Gerty. Sie fand es notwendig, etwas Nachsicht zu markieren. Wenigstens solange Marianne zugegen war.

„Beim Frühjahrsrennen werden Gnädige ja auch wieder zu sehen sein?" lenkte der Baron ein. „Klub schwärmt noch heute von Ihnen —"

„In der Tat?"

„Und von der herrlichen Robe, die Gnädige vor zwei Jahren ins Treffen führten. Hatte damals noch keine Ahnung, daß ich einmal die Ehre haben werde."

„Sie können den Likör herumgeben, Marianne," befahl Frau Gerty mit einem leisen Hüsteln.

„Ja, der Poiret." Sie nickte. „Es war die letzte Robe, die mein armer Mann für mich ausgesucht hat."

„Unglaublich!" entfuhr es dem Baron.

Frau Gerty nahm einen Anflug zur Hochnäsigkeit. „Sie meinen, weil er Bankier war —?"

„Aber bitte, bitte," wehrte der Baron ab. „War durchaus keine Kritik. Bloß ehrliche Bewunderung einer — äh — Qualität."

„Wenn sich ein Vermögen durch drei Generationen forterbt, hat auch das Geld seine Kultur."

„Zweifellos." Der Baron verbeugte sich. „Aber gnädige Frau greifen so schneidig an. — Donnerwetter!"

Er hob das Glas, funkelte sie an . . .

Sie lächelte bloß. ‚Du wolltest zu früh dominieren, mein Lieber. Warte.'

Er verstand und strich etwas verlegen an seinem Schnurrbart herum. Nur —. ‚Auf dem Semmering war sie nachgiebiger,' fuhr es ihm durch den Sinn. ‚Ist ein anderer in Reserve oder — bluff' ich nicht mehr?'

‚So,' dachte Frau Gerty. ‚Und nun schick' ich die Marianne hinaus, daß sich der arme Kerl wieder ein bisserl erholt.'

Es war immer derselbe Wink, der Fräulein Marianne entließ. Ein leichtes Neigen des Hauptes.

Aber diesmal blieb Fräulein Marianne nicht einmal vor der Türe stehn, um zu horchen.

‚Der Baron ist es nicht,' entschied sie betroffen. ‚Oder sie verstellt sich noch besser, als ich es kann.'

⁂ ⁂ ⁂

‚Im Boudoir ist sie traitabler,' dachte der Baron eine halbe Stunde später. Frau Gerty selbst hatte ihn zum Rauchen aufgefordert und war mit gutem Beispiel vorangegangen. Seinen Flirt konnte er ja haben, wenn er wollte. Soweit war sie ganz mondain. Und wenn diese und jene Anzüglichkeit auch zuweilen nach dem Rennstall roch . . . die blauen Kräuselwölkchen der Zigaretten hingen so diskret zwischen seinen Scherzen und ihrem Lachen. Aber — die Scheidewand blieb.

‚Wird ein Hindernisrennen,' kalkulierte Herr von Hechingen und kniff die Augen ein.

Er war ein Kenner, besonders der Blonden. Und auf dem Semmering hatte das Signal schon „Bahn frei" gezeigt. Nun hieß es aufs neue sondieren. Und Weiber mit Psychologie . . . brrr.

Aber die Million, die sie geerbt hatte! Bloß die Perlen, die sie heute trug. — Sein Adel war alt. Der Kämmererschlüssel gehörte mit dazu. Wenn er aber von seinen Gütern zu reden anfing, setzten die Zuhörer immer diese gewisse Miene auf. Er lebte vom Rennstall, also vom — Hasard. Ganz Wien wußte es.

„Gnädige sind nun vier Wochen in Wien," begann er vorsichtig. „Da haben

Digitized by Google

Sie natürlich ſchon etwas Zerſtreuung gefunden?"

Sie ſtäubte mit einer geradezu beredten Bewegung die Aſche von ihrer Zigarette. „Auch nicht ſoviel."

Er lehnte ſich zurück, kniff die Augen ein. „Kaum zu glauben."

„Weil mir nichts daranliegt, natürlich," gab ſie ſelbſtbewußt zurück.

Er beugte ſich etwas vor. In ſeine grün-grauen Augen trat das Glinſern, mit dem er Weiber und Pferde zu faſſen pflegte. „Gnädige ſchienen mir damals ſchon etwas montiert."

Ihr Blick glitt zur Seite, doch ihre Lippen lächelten; das kühlſte, fernſte Lächeln. „In einem Hotel, ich bitte Sie! Da iſt das einfach Höflichkeit."

„Danke!" quittierte er mit einer boshaften Verbeugung.

Sie ſah ihn vollkommen unbefangen an. „Wer wird denn gleich ſo gekränkt tun? Das ſteht Ihnen gar nicht. Und deswegen ſind Sie doch der Erſte, der mit mir wieder Tee getrunken hat."

„Tee!" parodierte er. „Tee! Man denke... Und mir prickelt noch immer der Aſti auf der Zunge, den Sie mir beim Abſchied zugetrunken haben."

Frau Gerty nickte völlig ungerührt. „Der Aſti war gut."

„Freilich war er gut, zu gut." Er verſchluckte etwas.

„Wie man ihn ſelten an einer Table d'hôte trinkt," ergänzte Frau Gerty würdevoll.

Baron Hechingen lehnte ſich wieder zurück. ‚Hindernisrennen!' fuhr es ihm aufs neue durch den Sinn. ‚Aber hol' mich der Teufel, wenn ich ſie nicht nehme. Gerade deshalb!'

Auch Frau Gerty war Kennerin, fühlte, daß, was bis jetzt ein Spiel geweſen, jeden Augenblick Ernſt zu werden drohte. Er bebte ja bereits bis in die Fingerſpitzen, der Mann, der ihr vor vier Wochen gefallen.

‚Vielleicht gefall' auch ich ihm,' erwog ſie. ‚Obwohl das Geld meine erſte Chance war bei ihm. Aber —'

Ein bleiches Antlitz ſchien ſich plötzlich zwiſchen ihn und ſie zu ſchieben. Zwei große, blaue Augen ſtarrten ſie an — verzückt und verträumt. Tief und mächtig ſchlug etwas aus ihrer Seele empor — Die Sehnſucht.

Faſt inſtinktiv warf ſie die Zigarette weg. —

„Ja aber, um Gottes willen, was treiben Sie denn, wenn Sie — wenn Sie Langeweile haben?" platzte endlich der Baron los. Ihre Verſicherung, daß er nach ſo langer Zeit ihr erſter Gaſt geweſen, hatte ihn völlig ratlos gemacht.

Über Frau Gertys Antlitz ſchien ein undurchdringlicher Schleier zu fallen. „O, — ich leſe." Sie lächelte höflich. „Aber kann Sie das wirklich intereſſieren?"

Er rückte ſeinen Stuhl um einen ganzen Schritt zurück, ſtarrte ſie an — ſo verdutzt und faſſungslos, daß die ſchöne Frau plötzlich in ein herzliches Lachen ausbrach.

Und weil Baron Hechingen ſich zum erſtenmal in ſeinem Leben „geſchmiſſen" fühlte, machte er gute Miene zum böſen Spiel und lachte mit. —

Als er mit einem Handkuß ſchied, blieb Frau Gerty noch einen Augenblick nachdenklich ſtehen. ‚Und das waren die Männer, die mir einmal gefallen haben,' ſprach ſie mit einem leichten Kopfſchütteln vor ſich hin. ‚Merkwürdig!' (Schluß folgt)

Selige Unraſt

Unruh' den ganzen Tag!
Woher das kommen mag?
Ach Herz, du zitterſt heimlich!
Worauf nur wartſt du, ſag'! —

Ich weiß es ſelber kaum.
Ich ſah ein Licht im Traum.
Das kam von blauen Bergen
An meinen Schwellenſaum.

Nun klingt es ſtets in mir,
Als klopf' wer an die Tür
Und ſpräch' mit feiner Stimme:
„Mach' auf! Ich möcht' zu dir!" — —

Georg Buſſe-Palma

Digitized by Google

Des Meeres und der Liebe Wellen

Von Prof. Dr. Ed. Heyck

„Et wassen twe Künnigeskinner,
De hadden enanner so leef,
De konnen tonanner nich kummen,
Dat Wader was vel to deef."

Das geliebteste Volkslied, weil jeder es zu erleben schon vermeint. Eine herzzerschnürende Strophe, diese erste, und doch schon ein so ferner, süßer, leise bestrickender Trost darin, da immer am meisten das Volkslied mit seinen weichen Worten die Traurigkeit poetisch macht und die Unpersönlichkeit seiner Sprache den Sinn auf das allgemeine Schicksal lenkt. Es liegt in ihm eine höchste Kraft des Linderns, des Wiederaufrichtens, des Versöhnens durch erleidende Gemeinsamkeit.

Wie viele Gedichte sind nur wegen einer Strophe, eines Verspaars unsterblich geworden! Gehören sie der Literatur an, so muß auch das übrige in Anthologien und Büchern dann immer mit, wie der Koffer mit dem Hochzeitspaar. Nur das singende Volkslied wandert dahin und läßt sein Felleisen achtlos unter fremden Leuten liegen, es schleppt nichts mit, was es nicht mehr leiden mag, und findet wie Hans im Glück das ihm besser Gefallende überall. Deshalb hängen ganze Ketten von Volksliedern durch eine bestimmte Strophe, vielleicht nur eine Zeile zusammen. Diese eben ist das unsterbliche Verslein, unscheinbar geboren, das nun in Jahrhunderten ein Stamm- und Ahnenbaum der Lieder wird. Wer Volkslieder studieren will, muß hierauf achten. In der Regel ist ja jene Zeile auch der Inhalt. Wie sich sonst dieser Inhalt wechselnd formt, in welche Moden der Zeit und der Völkersitten er sich kleidet, darin ist unser wanderndes, singendes Spielmannslied ebenso unbesorgt, wie naiv klug: es hält es mit den Zuhörern, die, wenn man ihnen die Herzen abgewinnen will, nicht durch Nebensachen angefremdelt werden dürfen.

„De konnen tonanner nich kummen" heißt diese ewige Zeile. „Doch keins zum andern kommen kund" heißt sie bei Hans Sachs. Der wackere Nürnberger ist gewiß nicht der Spielmann, der sie zuerst gefunden hat. Sie schnitt ihm nur auch ins Herz, daß er sie, als ein Schuhmacher und Poet, hernahm und seine „Unglückhafft Lieb Leandri mit Fraw Ehron" daran hing, um unvorsichtige Leute zu warnen:

„Lieb sey ein Anfang vil Ungemachs
An Leib und Seel, so spricht H. Sachs."

Da sind wir nun schon bei Hero und Leander, fast ehe wir's eigentlich gewollt, und mögen denn sehen, wie es dem griechischen Stoff erging, ehe wir ihn im deutschen Volkslied wiederfinden.

Zu erzählen braucht man das alte, wehmütig süße Märchen der heroisch wagenden Liebe ja nicht. Durch Schiller kennt es jeder und wahrscheinlich auch aus Grillparzers „Des Meeres und der Liebe Wellen". Schillers Ballade orientiert über den Hergang der Erzählung in der alleinigen Fassung, die wir aus der Antike noch besitzen, der des Musäos. Dieser Dichter gehört der spätesten Zeit an, um 500 nach Christus, wurde jedoch zu Schillers Zeit für altgriechisch im klassischen Sinn gehalten. Der absolute Respekt der Zeitgenossen vor den „Alten" wird für den viel größeren Dichter zur Fesselung, daß er nichts über jenen hinaus, nichts Selbständiges wagt. Schiller hat übrigens nicht den Musäos im griechischen Original benutzt, sondern die Nacherzählung in einer der zu seiner Zeit verbreiteten deutschen Enzyklopädien. Dadurch werden ihm die besonderen Plumpheiten des Musäos verdeckt, aber es bleibt die innere Leere des Spätgriechen, und Schiller füllt seine Strophen mit sonstiger klassischer Sagengelehrsamkeit. So wird er aber langatmig, und seine Hero und Leanderballade bleibt die wirkungsschwächste. Nur der unvergängliche Stoff und einige persönliche Schillersche Prachtstellen haften in unserem Gedächtnis.

Grillparzer hat dann eine außerordentlich hohe Kunst an die Unmöglichkeit gesetzt, das verschwiegene Helldunkel des ursprünglichen griechischen Volksmärchens in einen personenreichen Mechanismus umzubilden, wobei nun im vollen Lichte des Schauspiels zu entwickeln war, was in der Volkserzählung den Täglichkeiten mit poetischer Wirkung zuwiderläuft. Auch ihn zwingt der Respekt vor der vermittelnden Quelle, dem Musäos. Höchst bedachtvoll richtet er seine den Konflikt schürzenden Erfindungen so ein, daß er die Quelle möglichst nicht korrigiert und sie ihn deckt, wenn auch nur durch ein Wort, eine deutbare Wendung. Anderseits aber muß er sich notwendig selber helfen, und es entsteht über dem Märchenstoff ein psychologisches Drama, das vielleicht vollkommener wäre ohne jedes andauernde Zurückblicken, weniger ein Zwitter aus griechischer und neuerer Gesinnung. Seine Hero, Aphroditens Priesterin, ist eher eine strahlend schöne Äbtissin, zum Amte bestimmt aus erblichem Familienrecht, die sich am Festtag ihrer Inthronisation verliebt und elementar nun zu allem erwacht, das sie bisher nicht gewußt, dem sie durch das Gelübde entsagt hat. In ihrer jungweiblichen Seele ist sie glänzend durchgeführt. Aber ge-

Digitized by Google

rade die überlegten und verzwickten Feinheiten, womit Grillparzer hat vermeiden wollen, daß er den Stoff und die Rolle der Priesterin zersprengte, drängten ihn zu dem, worin er nicht einfach genug überzeugt. Sein Leander ist sehr kunstvoll als Objekt für die Liebe der überlegenen Priesterin erdacht. Aber wir bleiben dennoch dabei, jedes derart große, impulsstarke und dabei unschuldige Mädchen müßte sich in Naukleros, Leanders Freund, kongenial verlieben, diesen blitzäugigen Eroberer, den der Dichter ganz famos anlegt, um ihn notgedrungen weiterhin zu dementieren. Einem erwachsenen Schoßkinde sind sicher auch etwelche Priesterinnen, aber doch immer erst einsame Frauen und alte Jungfern so magisch mütterlich hingezogen gut. Die Impulse einer Hero haben für sie keine Regung, weil sie jungfräulich, nicht fraulich, weil sie reifend und nicht welkend sind. Psychologisch für sich ist auch wieder Leanders Figur vortrefflich, der nicht aus Dreistigkeiten und verabredet handelt wie bei Musäos, sondern der recht wie ein treuherziger, vor Liebe nicht mehr besinnungsfähiger Knabe den phantastischen Streich der Schwimmfahrt zum Turm der Priesterin begeht. Trotz aller gewissenhaften Bedachtheiten tritt aber das vergebliche Mühen zutage, das verhaltene Schattenspiel des Märchens in ein plastisches seelisches Gemälde aufzuhellen. Und sie steigert sich, um im Schluß zu gipfeln. Daß sich Hero ertränkt, hätte sich herbeiführen lassen, aus dem Gesamtkonflikt und dem Erlebnis. Gerade hier wich der Dichter, wohl aus Gründen der Bühne, von der Überlieferung ab. Aber man stirbt nicht von selbst aus Leid um einen Jüngling, den man seit gestern kennt. Auch wenn man ihn die Nacht im Arm gehabt.

Könnten wir den Grillparzerschen Motivierungen, in die sich der Dichter verwickelt, noch über die gezeigten Proben hinaus nachspüren, so würden wir finden, daß sich die Gelehrten, die sich mit dem antiken Stoff befaßten, an dessen „Unmotiviertheiten" verfangen haben. Sie vermißten hinlängliche Begründungen, weshalb die beiden sich nicht anständig heiraten und weshalb Leander gerade schwimmen muß. Ich bitte den weniger wissenschaftlich gebildeten Leser um Entschuldigung, aber diese „Rätsel" verschlangen tatsächlich unendliches Druckpapier! — Heros Priesterinnentum kommt ja nicht als Ehehindernis in Betracht (vor Grillparzer). Die griechischen Priester und Priesterinnen waren eine Art höhere Mesner, Beamte am Tempel- und Opferdienst, kein geweihter und zölibatärer Gelübdestand. Dadurch, daß Hero einen selbständig machenden Beruf hat, wird lediglich ihre Isolierung aus störenden Normalverhältnissen herbeigeführt; so kann sie in dem einsamen Turm der Sage wohnen, anstatt als Haustochter der griechischen Kulturzeit bei der Mutter im wohlgehüteten Frauengemach zu sitzen. Daß sie gerade Aphroditens Priesterin ist, hat Musäos gleichfalls schon vorgefunden als eine nicht eben zarteste Nachhilfe des Liebesverhältnisses. Er hat dies nicht erdacht, sondern ein Vorgänger von ihm; bei ihm, der Christ ist, wird es nur nebensächlich benutzt.

Nun lösen sich uns aber alle diese geglückten oder nicht geglückten, unzureichenden, fehlenden Motivierungen dadurch, daß von Anfang an der Stoff deren gar nicht bedürfen wollte und daß sie erst auf den denkerischen, schwächlichen Wegen der Literatur hineingekommen sind. Anstatt die Begründungen kleinkritisch zu bemängeln, hat man aus ihrer Unzulänglichkeit vielmehr die alte und echte poetische Sage zu erkennen, die zugrunde liegt. Die Volksdichtung, gleichviel ob sie aus geheimnisfrühen Mythenursprüngen ihre Wege in das bekannte Leben sucht oder ob sie jüngere Stoffe nach ihrem Sinn gestaltend aufnimmt, ist niemals denkerisch vertiftelt. Und gleich wenig ist sie um die sittlichen Konventionen bemüht. Sie will diesen nicht entgegen sein, dafür liebt sie ihre Gestalten viel zu sehr und stattet sie zu adelig dafür aus. Aber sie läßt mit dem echten Instinkt für das Empfindungspoetische alles beiseite, was die Probleme aufweckt, was unklar — oder zu klar —, was gefährlich speziell wird. Sie ist meisterlich und nie kraftlos verschwommen in der eindrucksvollen Anschaulichkeit, aber sie flieht alles Umständliche und sie löscht das Bedingende aus, wenn sie ihrerseits einen Kunststoff populariſiert. Das Persönliche, so sehr sie liebt, es im Krönlein der schönen Prinzen und Königstöchter zu sehen, ist immer bei ihr das Unbedingte, das ganz Allmenschliche.

So wollte die Volksdichtung Hero und Leander. Alles Sonstige ist Zutat, Literatur, Bemühung. Die hatten einander so lieb. Aber sie konnten zueinander nicht kommen, das Wasser war viel zu tief. (Denn so ist der Reim, leef und deef; das hochdeutsch übersetzte „lieb" und „tief" bestätigt ihn.) Daß das Wasser tief ist, gibt das Wagende, Dunkle, Unheimliche. Es gehörten, ich will nur nicht sagen wer, dazu, um in Liederbüchern den deutschen Text zu „verbessern": das Wasser war viel zu breit. Ebenso will es die Poesie des Märchenmäßigen, daß der Liebende hinüberschwimmt. Sie wünscht nicht zu wissen, daß er es praktischer machen könnte. Sie will auch nicht wissen, auf welche Weise sich die zwei dann lieben. Dies ist immer nur der Punkt, auf den der Kulturdichter „voll und ganz" zusteuert, einem eingebildeten Muß so oft viel mehr gehorchend, als dem eigenen Triebe. Am Morgen ein jungfräulich ahnungsloses Mädchen; der Andere ein Jüngling wie sie, unschuldig und „kundlos", wie Grillparzer im steten Zwiespalt zwischen sich und dem Musäos sagt. Und zur Nacht löst er ihr den Gürtel.

Die Volksdichtung ist unendlich zarter auch hierin, ohne daß sie deshalb unwahr wird. Sie begreift noch die Liebe der Herzen

Digitized by Google

als einen unverkürzten Weg voll achtungsfeiner Schönheiten, voll träumender heiliger Erhöhungen, voll Sprödheiten auf beiden Seiten, voll innerer Unmöglichkeit, dem Mädchen und sich selber weh zu tun. Sie denkt noch das viele selige Beisammensein und Aneinandergewöhnen, ehe dieses zu seligen Zärtlichkeiten und Vertraulichkeiten werden kann. Sie, die echte Volksdichtung, vergißt noch dann nicht den Brunhildenzorn, der aus dem liebenden Weibe, je herrlicher ihr der Geliebte ist, desto entsetzter in glühender Scham aufbäumt. Mir kommt gewiß nicht in den Sinn, das Volkslied prüde zu entfärben. Es dichtet nicht gegen die Natur, es geht mit ihr, eben dies behaupte ich, aber mit der unverwüsteten Natur, der mächtigeren und bedacht geheimnisvollen. Der Dursli und das blondgezopfte junge Bäbeli sind sich so von ganzem Herzen gut; der Himmel und alle Sterne reichen nicht, daß es der Dursli ausdrücken könnt. Der Vater meint so zum Dursli: „Mi's Bäbeli isch no viel zu chlei, Es schlaft das Johr no wol allei." Da steht mit dem stenographischen Ausdruck des Alten der ganze Unterschied da, die Jugend der zwei und die längst vergessene des Lebenserfahrenen. Das Moralische aber bleibt ferne, so und so. Das begänne erst, wenn der Dursli das Bäbeli im Stich ließe, was wenigstens in den volksalten Verhältnissen nahezu unmöglich ist. Insofern kann die Volksdichtung ihre schönsten Liebesverhältnisse ohne die entschleiernde Neugier behandeln, wie weit sie gehen.

Durch die literarische Quelle, an die sich Grillparzer hielt, war die Handlung vorgezeichnet. Somit auch die Liebesnacht, die bei seiner Charakterzeichnung von schreiender Unwahrscheinlichkeit ist. Deshalb beruft sich Grillparzer — wenig bemerkbar, nur für den Aufmerksamen, Empfindlichen — auf Aphrodite als Dea ex machina. Sie, die Göttin der Liebe, hat den kundlosen Neuling unterwiesen und ihm „lernend zu belehren verliehen". Ergänzend summt in der priesterlich einsamen Hero, die sich wundert, wie sie dazu kommt, das dunkel verführerische Lied von Leda mit dem schmiegenden schneeigen Schwan, den sie ahnungslos zu sich zieht. Abermalige Zeichen von Grillparzers Sorgfalt, doch abermalige Gewaltsamkeit. —

Die volksmäßige altgriechische Dichtung haben wir nicht mehr. Nur ihre Trümmerstücke erkennen wir aus der verstümperten spätantiken Kunstballade. Sein hohes Alter beweist der Stoff durch sich selbst. Denn im Milieu der hellenisch-attischen Blütezeit ist er unmöglich. Eine Hero paßt in diese so wenig, wie in die altorientalischen, ostasiatischen, islamitischen Frauensitten. Trotz ihrer großen sonstigen Verbreitung ist die Erzählung deshalb auch nicht nach Asien gewandert, und erst recht ist sie nicht, wie sonst so viele Märchen, den Weg von dort gekommen. Zwanglos dagegen fügt sich der Stoff in die Zeiten einer homerischen Nausikaa oder auch in das Stammesmilieu der älteren äolischen und dorischen Hellenen, die sich von dem alt-indogermanischen Mädchen- und Frauenrecht längst nicht so weit wie die jonischen Attiker entfernten. Um 600 vor Chr. flackert ein unsicherer Hinweis auf, durch die Nennung des Namens Hero, daß ein solches Lied bekannt war: in den erhaltenen Bruchstücken von Sapphos Gedichten. Also von Lesbos, der äolischen Insel, nah der kleinasiatischen Küste. Auch in der sagenhaften eigenen Liebesgeschichte Sapphos, wonach sie sich wegen Phaons vom leukadischen Felsen ins Meer stürzt, ist eine entfernte, nicht auszubeutende Berührung mit dem Herostoff.

Gebildete Salonfähigkeit hat der Volkserzählung aber erst das spätere Altertum verschafft. Durch die Alexandrinerzeit geschah dies, unter denselben Bedingungen, die heute das Volkslied und die Märchenpoesie für eine verstädterte Dichtung zum Jungbrunnen machen, der ihr aufhelfen soll. Um Christi Geburt herum kennt die Bildung allgemein den Stoff, griechisch und römisch, und nimmt auf ihn mit Selbstverständlichkeit Bezug. Dichter, darunter Vergil, zitieren ihn, Geographen erwähnen die Örtlichkeit am Hellespont, Schriftsteller anderer Klassen spielen an auf ihn. Mit großer Wahrscheinlichkeit ist Träger dieser Verbreitung einer der vielgelesenen alexandrinischen Liebesromane — ein uns verschollener — gewesen. Auch die Kunst bleibt nicht zurück. Für den Bildhauer wenig geeignet, sind Hero und Leander desto häufiger auf Münzen und geschnittenen Gemmen dargestellt worden, und eine Spur bei Martial deutet auf Gemälde, die vorhanden waren.

So darf denn in Ovids Heroiden, dem Briefwechsel berühmter Liebespaare, mit Selbstverständlichkeit das unsere nicht fehlen. Sie erscheinen hier äußerst gesellschaftlich. Leander sendet durch einen Schiffer ein Entschuldigungsbillett, daß er wegen schlechten Wetters nicht schwimmen werde. Dame Hero ahnt abflauenden Liebhabereifer, denn die Männer taugen ja alle nichts, aber am Schluß gibt sie in ihrer Antwort ihm doch recht, daß er mit seiner geliebten Person vorsichtig ist.

Die Ungelegenheit, in die den Kunstdichter das Märchenmotiv des Schwimmens bringt, ist hier schon drastisch. Und mit vollendeter Ungeschicklichkeit strandet Musäos daran.

Vom Feste der Aphrodite, wo Leander die göttinnengleiche jungfräuliche Priesterin sieht und sich nach einigem Dialog mit ihr verabredet, am schon dunkelnden Abend — eine Klügelei, weil es dann weniger von Dritten bemerkt wird —, schifft er heim über den Hellespont und studiert sorgfältig die Küstensilhouette wegen des Zurückschwimmens. Und dann landet er als Schwimmer ausgesucht am „schiffebergenden" Strand. Wir geraten in eine Stimmung, daß wir uns fragen, warum denn der gute Mann nicht die Zwischenzeit spazieren geht oder in der festlich wohlversehenen Stadt zu Abend ißt.

Digitized by Google

Das erklärt sich nun so. Musäos lebte in einer Literaturzeit, die aus der Nicht-Originalität ein Verdienst machte. Das Mittelalter kündet sich an, wo z. B. Einhard seine Vita Karls des Großen kunstvoll aus Wortwendungen des römischen Kaiserbiographen Sueton zusammenstückelte. Solches erwies damals den gelehrten, gebildeten, künstlichen Schriftsteller. Ähnlich sind Musäos' „*Τὰ καθ' Ἡρὼ καὶ Λέανδρον*" ein Mosaik aus berühmten Stilmustern, wie die Philologie mit einer ihrer bewährtesten Tüchtigkeiten erwiesen hat. Aus entlehnten, geleimten Versen, fertigen Wendungen, Sätzen, Gedanken, Beschreibungen, die sich auch von der Kehrseite benutzen lassen, meistert Musäos seine Epopöe zusammen. Einer dieser Flickenlappen ist die antike abgegriffene Wendung vom „schiffebergenden Strand".

Bis an diese Aufdeckung seiner Arbeitsweise hat Musäos' Ruhm jahrhundertelang überaus hell gestrahlt, und sie hat ihm auch dann nicht sonderlich geschadet. Seit er von Scaliger père, der sich so trefflich auf den Bluff verstand, dem Homer vorgezogen wurde, hat man eine chronische außerordentliche Selbstsuggestionskraft aufgewendet, diesen Dichter so weise zu finden, wie er reizend ist.

Bezeichnend für Musäos ist seine vielbewunderte Liebesnacht, der der ermüdende Lobpreis von Heros Jungfräulichkeit vorausgeht und die er pathetisch und feige, wie solche Dichter sind, zur heimlichen „Hochzeit" zu erheben sucht.

„Wohl eine Hochzeit war es: doch ohne die festlichen Sänge,
Hochzeit ohne den Reigen, Vermählung ohne den Lichtglanz.
Nicht der Fackeln Geleuchte umstrahlte das bräutliche Lager,
Und nicht regte sich einer dazu im springenden Tanze,
Nicht pries einer im Liede die Eheschirmerin Here,
Nicht der Vater erhub, nicht die herrliche Mutter das Brautlied:
Sondern die Stille, in Stunden des Glücks das Lager bereitend,
Schuf ein Gemach für die Liebe, und Finsternis schönte die Jungfrau."

(Übersetzung von Rich. Ed. Ottmann, bei Reclam.)

Den Besten seiner Zeit hat Musäos jedenfalls genug getan. Keine ältere Erzählung von Hero und Leander hat man sich noch Mühe gegeben, aufzubewahren. Und der wundervolle Stoff erobert sich weiter in Ost und West die christianisierte Welt. Byzantiner der weiteren Jahrhunderte und des Mittelalters haben ihn nachgedichtet und die Namen des Paars moderner verändert. In die abendländische Welt dringt Musäos durch die Renaissance, nach Italien, Deutschland nebst den Niederlanden, Frankreich, Spanien, England. Eine lange Reihe von dichterischen Autoren bis ins XIX. Jahrhundert wird durch ihn angeregt, von denen nur noch Marlowe, Lope de Vega, Goethe, der einen Plan entwarf, genannt sein mögen.

Das des Griechischen unkundige Mittelalter im Abendlande fußt dagegen noch auf den Liebesbriefen des lateinischen Ovid. Ein solches mittelhochdeutsches Epos kann aber Leanders Ertrinken und den Tod der Hero nicht mit aus Ovid entnommen haben, der ja nicht die Erzählung gibt. Demnach muß irgendwie die Kenntnis der Handlung sich noch anderweitig überliefert haben, was sehr wichtig ist. Überhaupt ist die Frage zu stellen, wie sonst das Mittelalter dazu gekommen wäre, aus den Liebesbriefen der Heroiden, 21 Stück, eines der uninteressantesten Paare herauszugreifen.

Sicherlich geht neben der lesegebildeten Ausbreitung des Stoffes schon relativ früh eine mündliche her. Wir haben Balladen, Erzählungen, Romanzen, die unseren Stoff volkstümlich behandeln: bei den Deutschen nebst Holländern, Vlamen und Schweizern — wo die nicht gut angebrachten Königskinder des Volksliedes eidgenössisch in zwen Liebi zurückverwandelt werden —, bei Dänen, Schweden, Franzosen, Norditalienern, Spaniern, Wenden, Letten und Ungarn.

Aber welchen Weg ging die mündliche Tradition? Schwerlich wurde eine derart internationale Kenntnis prosaisch vermittelt durch eine Grammatikernotiz zum Ovid. Eher noch ist ins Auge zu fassen, ob nicht die Kreuzzüge und die engen Beziehungen der Venezianer zum Byzantinerreich den Stoff zum zweitenmal über das Adriatische Meer herübergebracht haben Eine nachmalige Renaissanceerzählung in den „Notti" des Strapparola, von Teodoro und Margherita, weist auf derartige Zwischenstufen volkstümlicher Formung vor den Humanisten. Poetische Vereinfachungskunst, wie sie dem Volksmund eigen ist, und die Klarheit des novellistischen Erzählers wirken vollendend hier zusammen.

Der Mönch Teodoro verwaltet mutterseelenallein eine Kapelle auf einer kleinen Felseninsel und sammelt seinen frommen Unterhalt am nahen Festland ein. (Im italienischen wie im deutschen und sonstigen Spätmittelalter sind die Mönche und Nonnen die erste Klasse der Liebesleute, nicht bloß für die spottende und zornige Satire, sondern auch für die liebevolle Phantasie.) Den schönen und jungen Almosenholer schließt Margherita in ihr jungfräuliches Herz, daß sie keinen Gedanken mehr hat als an ihn. Die Unterhaltungen mit ihm, wenn er kommt, beginnen mit den himmlischen Dingen und wenden sich bald zu den verräterisch verliebten. Zugunsten der Liebenswürdigkeit des Mönches rückt, entgegen Musäos, in den Vordergrund die Unbesinnlichkeit des weiblichen Wollens, die erfinderische Entschlossenheit des Mädchens. Sie will zu ihm hinüberkommen, wo sie ungestört sind, hinüberschwimmen, sie hat auch das Licht ausgedacht, das er in das Fenster seiner kleinen Zelle

Digitized by Google

setzen soll. So stiehlt sie sich denn nachts aus dem Hause, barfuß über die Klippen ans Meer, wo sie ihr Hemd um den Kopf windet — daß nichts gefunden werden könnte —, und als prachtvoll mit wenigen Worten gezeichnete Schwimmerin erreicht sie die Insel.

Hier treten nun in der weiteren Entwicklung Meeresfischer auf, wie in der deutschen auch. Es kommt die trübe Jahreszeit, und in einer Nebelnacht behorchen die Fischer den durch die schwarzkalte Flut hinrauschenden schönen Menschenfisch. Sie entdecken die Bedeutung des Lichtes, ohne daß es Margherita ahnt, und machen ihren Brüdern Mitteilung. Die Rolle der Fischer ist wohlmeinend und diskret, was wieder auf das Volkstümliche weist. Die Brüder beschließen ihrer Schwester Tod, um die Familienschande zu ersticken. Der eine kommt als angeblicher Flüchtling zu dem Mönch und setzt diesen aus dem Spiel, die andern beiden befestigen unterdessen auf ihrem Boot unweit seiner Zelle eine Laterne, und da Margherita das sehnende Licht gewahrt, macht sie sich auf den Weg. Das Boot entfernt sich nun langsam nach der offnen See, zieht sie auf diese Weise mit, bis das Licht erlischt und die im Finstern verzweifelt umherirrende Schwimmerin endlich von ihren Kräften verlassen untersinkt. Da die Brüder den Leichnam natürlich nicht bergen können und dürfen, wird dieser an Teodoros Insel angespült, der die Geliebte mit vielen Tränen in seiner Kapelle rosengeschmückt bestattet. So geht diese Fassung unursprünglich und doch populärverständlich in eine Moral aus, die die des Landes und der Zeit ist: die äußere Ehre. —

Daß ich die „Königskinder" weder für indogermanisch, noch urgermanisch, sondern für eine Wandererzählung halte, trat schon hervor. Ein germanischer Stoff müßte sich auch bei den Angelsachsen, also in England, in einer echten Volksform finden, und diese müßte sich zu der niederdeutschen, die dann die altsächsische wäre, als nächste Verwandte fügen. Zitiert werden als englische Parallelen „Willie und Margaret" und „Das Mädchen am Ufer". In beiden sind Liebende und einmal ein Ufer, was aber doch, wenn das übrige gänzlich abweicht und anderen Stoffen viel näher steht, noch nicht genügt.

Aufgeschrieben hat das Volkslied in der Königskinderfassung erst im XIX. Jahrhundert Uhland, und zwar erhielt der schwäbische seine Sammler es in der niederdeutschen Form. Doch können wir die Königskinder auf exakte Weise nach rückwärts verfolgen. Nach Schweden ist ersichtlich diese deutsche Form hinübergewandert, die dort nur inländisch redigiert ist. Da ist die Königstochter umgeben von ihren Hofjungfrauen in feinem Scharlachtuch, und die Leiche des Königssohns schwimmt so modisch, wie sich das für ihn geziemt, mit Hosenband unterm Knie und Silberschnallenschuh — also im Kostüm der Zeit um 1700.

Hier blitzt nun ein weiterer Fingerzeig auf. Auf Widersprüche kommt es dem ändernden Volksmund bekanntlich niemals an. Vorher hatte die schwedische Königstochter zu dem Geliebten gesagt: „Leg' ab du deine Kleider und schwimm mit deiner Hand." Das ist nicht eigentlich volksmäßig. Nur in der Kunstdichtung wird gerne umständlich daran gedacht, daß der Schwimmer nackt ist. Das Volkslied läßt dies als entbehrlich und eher störend beiseite. In den spät aufgezeichneten deutschen Fassungen ist es denn auch fortgefallen. In der schwedischen ist es am Schluß der Erzählung zugunsten des Vornehmeren vergessen. Aber vorher steht es doch da und bildet einen starken Beweis für die Herkunft des Volksliedes: für seinen Zusammenhang mit der literarisch-antiken Überlieferung.

Doch wir haben diesen Übergang ins Volkslied weit älter zu suchen. Das zeigt sich vor allem darin, wie vielgestaltig, verzwittert und differenziert die Ballade im deutschen, enger gesagt im niederdeutsch-niederrheinischen Volksdichtungsschatz anzutreffen ist. (Ein in den Kreis mitgehöriges Lied, worin das Licht und das Schwimmen vorkommen, haben Arnim und Brentano nach mündlicher Quelle in das Wunderhorn aufgenommen. Hier fehlt die eigentliche Erzählung und dazu auch die eifersüchtige Dritte. Dafür spiegelt in dieses Lied der lyrische Ableger der Königskinder zurück: Ach Elslein, liebes Elslein, Wie gern wär' ich bei dir! So sein zwei tiefe Wasser Wohl zwischen dir und mir.) — Daß übrigens die Eifersüchtige eine „falske Nunne" ist, dürfte man schwerlich mit dem Mönch Strapparolas oder gar mit Heros Priesterinnentum in kühne Beziehung setzen. Indem eine falsche Nonne die Liebenden vernichtet, die nie des Jünglings Frau werden kann, kam in die Handlung für die Hörer noch eine besondere tragische Erregung. Für das Alter des Textes beweist auch die Nonne. Jüngere und protestantische Fassungen, die nicht mehr verstanden, weshalb es eine Nonne sein sollte, haben sie ausgeschaltet und das „falsche Mensch" eingesetzt. Das Eifersuchtsmotiv an sich könnte immerhin durch Ovid angeregt sein, doch will ich das nur berücksichtigen und nicht behaupten.

Interessant ist eine Sondergruppe, die nach einem Ehehindernis gesucht hat. Die nicht gänzlich abreißende Fühlung des Volkslieds mit der literarischen Dichtung ist eben doch und auch sonst zu spüren. Aus solchem, religiös gedachtem Konflikt entstanden die Balladen von der schönen Jüdin. Auch sie haben sich als sehr beliebt verbreitet. Rheinauf bis in die Schweiz, doch ohne hier noch, wie die zweu Liebi, in den Dialekt überzugehen, und nur noch im Fragment, das sich dann wieder aus den zwei Königskindern ergänzt. Immerhin läßt diese Gruppe die Schwimmfahrt zu der Geliebten in Verlust kommen. Das Wasser, über das sie nicht kommen, wird mehr oder minder aufdringlich das —

Digitized by Google

der Taufe. Das zurückgewiesene liebeskranke Mädchen verweigert ihrerseits den Vorschlag des standhaften Jünglings, daß sie Christin werde, worauf er sie dann lieber heiraten will, und sie ertränkt sich im tiefen, tiefen Meer. In der schrecklichsten Verbesserung dieser Versionen ist das Ende tatsächlich allgemeines Wohlgefallen und Christenhochzeit. So münden unsere alten heidnischen Fäden durch die Wirrsale der Volksbearbeitung hindurch hier gänzlich in die Kleingeisterliteratur.

Das Lied von der schönen Jüdin, das in einigen Versionen helldunkel-schön ist, zusammen mit einer prächtigen Melodie, wird im XVI. Jahrhundert niederländisch erwähnt — ‚het was een Jodendochter' —, und dortzulande würde man die Entstehung ohnedies am ehesten suchen. Die gleichzeitige Berührung des Hans Sachs mit den Königskindern habe ich schon erwähnt. Demnach waren sie damals auch schon im fränkischen Gebiet bekannt, während sie sonst wesentlich niederdeutsch verbreitet erscheinen. Die älteste deutliche Spur, wohin wir sie verfolgen können, führt nun ebenfalls in die Niederlande, zu einer Dichtung des holländischen Edelmannes und Baljuw des Haag, Dirk Potter van Loo, von 1409. Diese Erzählung beruht auf Ovid und sonstigem antikem Wissen, aber sie klingt überraschend zugleich an die Volksfassung an. Sie geht erstlich mit dieser Hand in Hand im Takt des Nichtmotivierens. Sie hat ferner die Figur der Amme, als Begleitung des Mädchens an den Strand. Daß zwei Liebende heimlich zusammenkommen, ist dem Volkslied naiv natürlich, aber ebenso hält es ohne Zweifel und Überlegung die gute Sitte inne, daß eine Juncfrouwe nicht allein spazieren geht. Drum immer die Amme, die Hofdamen, das Schwesterlein, der kleine Bruder, das Kopfschütteln auch der Mutter der schönen Jüdin, daß diese allein gehen will. Selbst in der Schweizer Fassung von den zweu Liebi heißt es, sehr geschickt Personen sparend: „Nimm du der alti Schiffmann, Derselbig chauft de mit loh" (kannst du mitlassen). Er fischt dann zugleich den toten Geliebten. — Doch nun die Hauptsache: Leander und seine „Adonis", wie Hero bei Potter sonderbarerweise heißt, sind Anno 1409 hier zwei Königskinder!

Aber Potter hat das nicht erdacht. Sie waren in seinem Gesichtskreis vorhanden; davon überzeugt die „innere" Kritik. Er kombiniert sein gelehrtes Wissen mit seiner lebendigen Kenntnis des erzählenden Volksliedes, was er auch anderweit getan hat, und er tut es mit erfreulich feiner Wahl, die ihn als geschmackvoll und mehr, als einen der besten altniederländischen Dichter erweist. —

Der Hellespont, welcher Volkslied und Kunstdichtung voneinander scheidet, ist im allgemeinen gefahrenvoll, und unser suchendes Nachdringen überbrückt ihn im seltenen Fall mit wirklich zuverlässiger Erkenntnis. Wir stehen auch hier am letzten Erreichten: vor Potter war die Volksballade schon da, und sie mag denn wohl im Ursprung in die Kreuzfahrerzeit hinaufreichen, wo wir ein lesegebildetes mittelhochdeutsches Gedicht feststellen konnten, das Kenntnisse über Ovid hinweg besitzt. Kein Volkslied entsteht aber ohne seinen ersten Dichter, der es formt. Ihn vermögen wir hier nicht zu nennen. Nur sein namenlos und Volkseigentum gewordenes Werk kommt durch Potter und abermals durch Hans Sachs noch wieder mit der Kunstdichtung in Kontakt. Häufiger geschehen solche Kombinationen aus Gelesenem und Gehörtem sonst nur in der örtlichen Erzählung. So gibt es am Chiemsee mit den beiden Inselklöstern und ferner vom Kloster am Traunsee sogenannte Sagen unbestimmbaren Alters von einem liebenden und ertrinkenden mönchischen Schwimmer, die auch auf die doppelte Herkunftslinie weisen. Damit wird uns dies oder Potters Verfahren wie ein Sinnbild: daß trotz allem, was Kunstpoesie und Volkslied an Art und Qualitäten trennt, Fühlungen verbleiben; deren selten nachweisbare Vermittler sind die lebendigen Menschen, der Teil der Leser und Hörer, zu denen beide, Volkslied und Kunstpoesie, gelangen. Sie wirken dann zur Fortdauer dessen, was ihnen in beiden schön ist, weiter.

Tritt ein

Mir ist, als fände ich in allen Rahmen
Dein liebes Bild;
Mir ist, als ob der schönste aller Namen
Allein dir gilt,
Mir ist, als ob die schönste Blume
Nur dir gehört,
Als ob in meines Herzens Heiligtume
Allein dein Schritt nicht stört. —

Tritt ein: Weit offen stehen dir die Türen.
Ich bitte dich: tritt ein!
Ich möchte alle Seligkeit des Worts verspüren:
„Sieh, ich bin dein!"

H. C. Starken

Digitized by Google

Aus Hamburg: Hütjehof, Neuer Steinweg 78

Digitized by Google

Photographie und Heimatpflege

Ein Wort über photographische Heimatmuseen

Von Dr. W. Warstat in Altona

Schon längst ist die Photographie ein unentbehrliches Hilfsmittel im Dienste der Heimatpflege geworden. Ihre Wunderkraft hat es uns möglich gemacht, den Gedanken der Heimatpflege in immer weitere Kreise zu tragen, das Verständnis und die Liebe zu heimatlicher Natur, heimatlicher Kunst, heimatlicher Kultur in immer mehr Herzen zu erwecken und zu pflegen.

Denn die Photographie bietet dem Liebhaber kaum nennenswerte technische Schwierigkeiten in der Handhabung, wenn er nur einigermaßen geübt ist. Sie stellt aber auf jeden Fall den Gegenstand mit unbestechlicher Sachlichkeit und Wahrhaftigkeit, mit unübertrefflicher Genauigkeit dar, sie vermag ihn sogar in künstlerischer Verklärung wiederzugeben, wofern nur der Photograph zugleich etwas vom Künstler hat. Ohne die Photographie wären jene Musterwerke unmöglich gewesen, die für die Sache der Heimatpflege unendlich viel mehr gewirkt haben als tausend gutgemeinte Mahnungen zum Heimatschutz, jene Werke, die in einer Reihe photographischer Abbildungen den natürlichen und kulturellen Charakter einer Landschaft, einer Siedelung, einer Gruppe von Siedelungen anschaulich vor Augen führen, die durch die liebevolle Art, mit der sie auf die Heimat eingehen, die Liebe zur Heimat zu wecken geeignet sind. Wir denken an Werke von der Art der Lindeschen Bücher über die Niederelbe und die Lüneburger

Aus Hamburg: Breiter Gang 8

Digitized by Google

Heide*) oder die Veröffentlichungen des Piperschen Verlages über die Architektur der deutschen Stadt („Die schöne deutsche Stadt." Niederdeutschland von G. Wolf, Süddeutschland von J. Baum).

Ein besonderes Verdienst um die Heimatpflege haben sich ferner die Vereine der Liebhaberphotographen dadurch erworben, daß sie durch Preisausschreiben und Wettbewerbe zur photographischen Darstellung und dadurch zum eifrigen Studium der Heimat und ihrer Eigenart anregten, daß sie Lichtbilderreihen und Lichtbildervorträge aus ihren Arbeiten zusammenstellten und diese dann durch die befreundeten Vereine wandern und auch öffentlich vorführen ließen.

Im Kreise der Liebhaberphotographen ist auch der Gedanke des photographischen Heimatmuseums geboren worden, der zuerst durch das Vorgehen des hamburgischen Staates Gestalt und Form in der Wirklichkeit gefunden hat: der Gedanke, das verschwindende Alte, das bald rettungslos Verlorene wenigstens im Bilde der Nachwelt zu erhalten, wo es in der Wirklichkeit nicht möglich ist.

Zuerst ging man daran, den photographischen Ausstellungen „völkerkundliche Abteilungen" anzugliedern, die meistens Land und Leute der näheren und ferneren Heimat in einer Reihe von mehr oder weniger guten Photographien schilderten. Mit besonderer Liebe war diese heimatkundliche Abteilung auf der „Internationalen Photographischen Ausstellung zu Dresden 1909" ausgestaltet. Die deutschen Bundesstaaten hatten hier in 22 Gruppen Sammlungen von Photographien, die für Heimatkunde und Heimatpflege Wert hatten, ausgestellt; das Ausland trat demgegenüber ziemlich stark zurück. Aus der hamburgischen Gruppe auf dieser Ausstellung hat sich dann das erste deutsche photographische Heimatmuseum entwickelt, die „Photographische Staatssammlung von Bildern aus Hamburg und von der Niederelbe".

Aus Hamburg: Fleth bei der St. Katharinenkirche

Im Anschluß an die

*) Jetzt beide unter den ‚Monographien zur Erdkunde: Land und Leute' des Verlags von Velhagen & Klasing. Alle diese Monographien verdanken ihre Eigenart zum guten Teil ihrem Schatz an photographischen Bildern.

Digitized by Google

Blick über den Hamburger Hafen
Alte Landungsbrücke in St. Pauli und Werft von Blohm & Voß

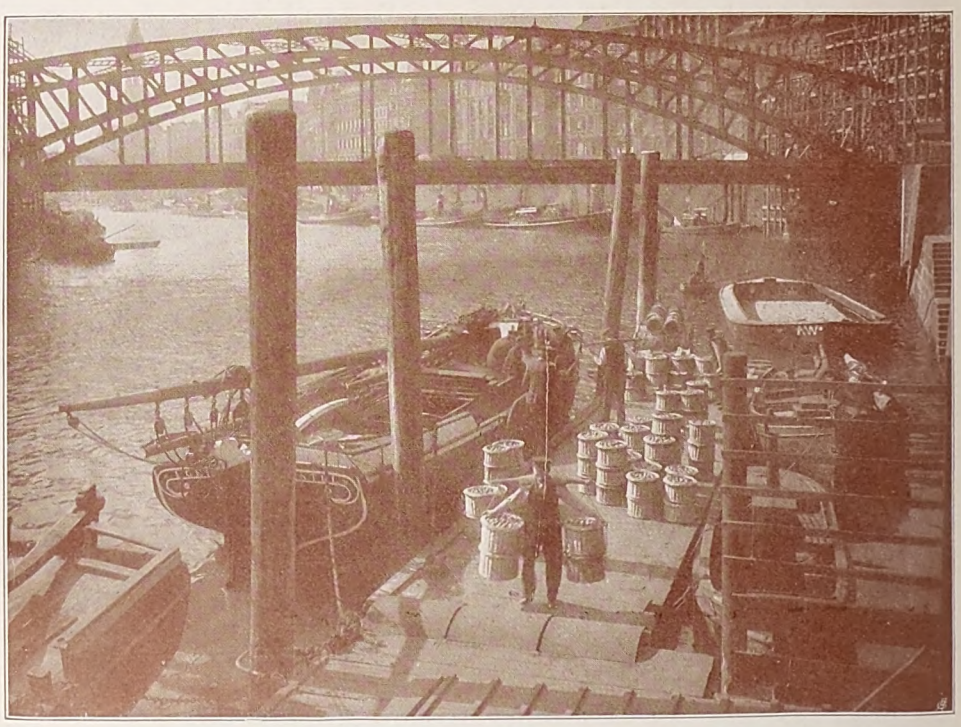
Digitized by Google

Unterstützung, deren sich schon die Dresdner Ausstellungsgruppe erfreut hatte, bewilligte Senat und Bürgerschaft in Hamburg auch weiterhin jährlich fortlaufende Mittel und beauftragte mit dem weiteren Ausbau der Sammlung Ernst Juhl, dessen Persönlichkeit für die sachgemäße und erfolgreiche Weiterführung des begonnenen Werkes bürgte. Ernst Juhl hatte sich nicht nur um die Gestaltung der hamburgischen Gruppe in Dresden das Hauptverdienst erworben, er wird auch mit Recht als der Vater der künstlerischen Photographie in Deutschland bezeichnet. Unter seiner Führung hat die „Gesellschaft zur Förderung der Amateurphotographie" in Hamburg die erste „Internationale Photographische Ausstellung in Hamburg 1897" veranstaltet, deren Anregungen die künstlerische Photographie in Deutschland ins Leben riefen; als Redakteur der Photographischen Rundschau hat Juhl dann lange Jahre hindurch auf die weitere Entwicklung der künstlerischen Photographie bestimmenden Einfluß ausgeübt, in seinem Besitz befindet sich heute eine Sammlung künstlerischer Photographien, die ihresgleichen vielleicht in der ganzen Welt nicht hat.

Die Sachkenntnis und das künstlerische Verständis Juhls kamen also beide zugleich der Hamburgischen Staatssammlung zugute, und da er aus einer alteingesessenen Hamburger Familie stammt, so lieh die Liebe zur Heimat seiner Arbeit außerdem noch ihren besonderen Charakter. In dem Photographen A. Bruhn-Hamburg fand er einen Mitarbeiter, der mit außergewöhnlicher Feinfühligkeit auf die sachlichen und künstlerischen Absichten seines Auftraggebers einzugehen wußte. Auch von Rudolf Dührkoop, dem bekannten Bildnisphotographen, befinden sich mehrere Aufnahmen in der Sammlung.

Als Ergebnis einer beinahe fünfjährigen Arbeit besitzt Hamburg heute in seiner Photographischen Staatssammlung ein Institut, das ziemlich einzig in seiner Art ist, von dem man aber wünschen muß, daß es noch mehr vorbildlich und zur Nacheiferung anregend wirken möchte, als es bisher schon der Fall gewesen ist.

Von dem Charakter der Sammlung und von dem Geiste, der sie beherrscht, gibt



Aus Hamburg: Der Zollkanal am Meßberg. Obsttransport zum Hamburger Markt

Digitized by Google

Der Anlagesteg am Elbdeich bei Twielenfleth

heute der weiteren Öffentlichkeit ein Monumentalwerk Kunde, in dem Ernst Juhl die besten und interessantesten Bilder zusammengefaßt hat. Es sind 90 vortrefflich wiedergegebene und vornehm ausgestattete Bilder, die unter dem Titel „Hamburg. Land und Leute von der Unterelbe" im Verlage von Boysen & Maasch erschienen sind, ein Prachtwerk, das trotz seines hohen Preises innerhalb weniger Wochen vergriffen war.

In diesem Werke erkennt man noch deutlicher als vor der ganzen Sammlung, daß es das Bemühen dieser Bilder ist, diejenigen typischen Ausdrucksformen von Land und Bevölkerung festzuhalten, die als Ausdrucksformen einer vergangenen Entwicklungsperiode in der modernen, nach neuem Ausdruck ihres Wollens und Schaffens, ihres Denken und Fühlens ringenden Zeit am meisten gefährdet erscheinen, weil sie überlebt sind und daher früher oder später dem Untergange, dem Aussterben anheimfallen müssen. Aus diesem Grunde werden die Aufnahmen der architektonisch und siedelungsgeschichtlich gleich interessanten Hamburger „Höfe" und „Gänge" (Abb. S. 578 u. 579) einst den Wert unersetzlicher geschichtlicher Dokumente haben, wenn erst diese Überreste einer überwundenen Zeit dem sanitären Bedürfnis der Gegenwart zum Opfer gefallen sein werden.

In gleicher Weise gefährdet sind natürlich nicht nur in Hamburg und Umgegend, sondern überall die alten Volkstrachten. Deshalb hat man sich eifrig bemüht, in der Sammlung die typischen Landvolk- und Fischertrachten aus den Elbmarschen oberhalb und unterhalb Hamburgs, aus den Vierlanden, den Altenlanden und den Elbdörfern, in guten photographischen Darstellungen aufzubewahren, und man hat die Festtrachten in gleicher Weise dabei berücksichtigt wie die Arbeitstracht: neben Kirchgängerinnen aus den Altenlanden mit bauschigen Schürzen, geblümten Jacken, Bänderhauben und dicken Perlenketten um den Hals, die Vierländerin mit ihrer Flügelhaube, die sie selbst bei der Arbeit nicht ablegt, die Bardowiekerin, mit dem Gemüsekorb auf dem Kopfe, Bäuerinnen im kostbaren Silberbrautstaat, dessen Häubchen namentlich kunstvoll in Silber gestickt ist, typische Fischergestalten, sie alle

Digitized by Google

Marschdamm in Horneburg

ziehen an der Hand der Photographien in der Sammlung an uns vorüber.

Und auch das Land, in dem diese Gestalten wurzeln, das Heim, in das sie hineingehören, wird in seinen typischen Erscheinungen geschildert. Da ducken sich die Häuschen der Obstbauern in den Vierlanden ängstlich hinter den Deich, da zieht sich auch einmal gelegentlich in geschlossener Zeile die Dorfstraße dahin, da liegt breit und behäbig der Hof des reichen Marschbauern hinter gestutzten Lindenbäumen, sein lustig und hellfarbig gestrichenes Fachwerk grüßt aus dem Grün der Bäume, daneben liegt der bäuerische Ziergarten mit den niedrigen steifen Buchsbaumeinfassungen der Beete im prallen Sonnenschein. Wir treten hinein durch das gewaltig sich öffnende Tor des Giebels, gehen an Ackergerät vorbei und blicken rechts und links durch geöffnete Türen oder über eine niedrige Fachwerkmauer in die Ställe und Vorratsräume und stehen dann im Flett vor dem mächtigen Herde, bewundern die gewaltigen Schränke und Truhen und werden, wenn das Glück gut ist, vom Bauern selbst in die Wohnräume hinter dem Flett genötigt. Durch ein kunstvoll gearbeitetes Prunktor verlassen wir dann das Gewese. Ein andermal führt uns die Photographie in die Busch- und Wiesenlandschaft, die der Oberlauf der Alster durchzieht, oder es steigt vor uns die lange Reihe der Entwässerungsmühlen in den blumigen Wiesen der Elbmarsch auf. —

Ein photographisches Heimatmuseum würde aber seine Aufgabe nur zu einem kleinen Teile erfüllen, wenn nur das Alte, nur die Vergangenheit und ihre Dokumente in ihm Bürgerrecht haben sollten. Auch das Neue, die Ausdrucksformen unserer Zeit müssen planmäßig in ihm festgelegt werden, damit es seinen Zweck, als Denkmal und als Quelle zu dienen für das, was vergangen ist, auch in Zukunft richtig erfüllen kann, damit bei einer kommenden Zeit, die das, was heute war, schon überholt und vergessen hat, die Erinnerung und das Verständnis erhalten bleibe an die Ausdrucksformen unseres Lebens. Es ist allerdings keine allzu leichte Aufgabe, jetzt schon, als Mitlebender, zu erkennen, was von den Ausdrucksformen unserer

Digitized by Google

Tage typisch ist, was von diesen Formen echt ist und Bestand haben wird, was als unecht oder als Übergangsform im Laufe der Entwicklung verschwinden wird.

Juhl hat in der Photographischen Staatssammlung zu Hamburg wenigstens den Versuch gemacht, das wiederzugeben, was für die heutige Großstadt charakteristisch ist. Er führt uns in eine ganze Anzahl modern-großstädtischer Betriebe, er führt uns Ansichten aus den Sielanlagen Hamburgs vor, zeigt uns die Müllverbrennungsanstalt und die Feuerwehr; aber er geht wieder noch weiter und legt das in der Photographie fest, was für Hamburg allein typisch ist. Wir sehen Typen aus dem Straßenleben, den Wirtschaftsleben, eine Reihe für Hamburg charakteristischer Stände belauschen wir bei ihrer Arbeit; wir sehen Schuten schwerfällig auf den Fleeten dahinziehen, wir sehen die Quartiersleute aus der Speicherluke schauen und den Hopfenmarktslöwen in süßem Nichtstun und mit „Köhm" die Zeit verbummeln. Und dann steigt der Hafen vor uns auf, die breite, glitzernde Fläche des Stromes, das vielgestaltige, vollatmende Leben darauf, die Schlote der Fabrikanlagen dahinter, das Gemäuer der Speicher, die Eisengerüste der Hellinge auf den Werften. Schier unerschöpflich ist hier der Reichtum der Bilder, sei es, daß man im äußeren Hafen die ein- und ausfahrenden Dampfer beobachtet, vielleicht gar die erste Ausfahrt eines neugebauten Kreuzers oder Riesendampfers von der Werft miterlebt, sei es, daß man im inneren Hafen dem Löschen und Laden der Schiffe zusieht oder der Zufuhr von Lebensmitteln aus den Elbmarschen. Von den Ewern her werden Körbe und Kiepen mit Gemüsen und Obst an Land getragen und zum Meßberg geschafft, wo die Händler und Höker sich dann mit der Ware versorgen.

Wollte man sich bei der Anlage photographischer Heimatmuseen mit der dokumentarischen Festlegung des Alten, des dem Untergang Geweihten begnügen, so wäre über kurz oder lang diese Arbeit zu einem gewissen Abschluß zu führen. Bezieht man aber in die Aufgabe des Museums auch die Registrierung der typischen Erscheinungen der Gegenwart mit ein, so gestaltet sich die Arbeit am Museum zu

Aus Volksdorf: Im Flett eines Bauernhauses

Digitized by Google

einer dauernden, die mit der Entwicklung des Lebens Schritt halten, sie getreulich begleiten muß. Daher müssen den photographischen Heimatmuseen dauernd Mittel zur Verfügung gestellt werden, es ist nicht mit einmaligen Aufwendungen getan. Diesem Gedankengange ist der hamburgische Senat und die Bürgerschaft in schöner Bereitwilligkeit gefolgt und hat die Mittel für die Photographische Staatssammlung, die zuerst nur für einige wenige Jahre ausgesetzt waren, auch weiterhin bewilligt.

Als Registratur der Zweck- und Ausdrucksformen modernen Lebens steht aber das photographische Heimatmuseum vor einer großen Schwierigkeit. Die Fülle der Lebensformen ist heute, namentlich in der Großstadt, so gewaltig, daß sie den Beobachter, den Sammler betäubt und verwirrt. Der einzelne vermag nur schwer, vielleicht überhaupt nicht die Fülle der Formen zu durchdringen und zu meistern, das Typische allein mit sicherem Griff festzuhalten und vom Unwesentlichen zu scheiden. Wenn ein photographisches Heimatmuseum wirklich zu einer Registratur der Entwicklung unserer Zeit ausgebaut werden kann, so kann das nur auf dem Wege der Arbeitsteilung geschehen. Mehrere, und zwar gut unterrichtete Fachleute müssen sammeln, und zwar nach einem systematisch angeordneten Plane. Juhl hat in Hamburg schon den Anfang mit einem solchen systematischen Sammeln gemacht, indem er die Photographien der Staatssammlung unter einzelnen meist sachlichen, vor allem geographisch-landschaftlichen Gesichtspunkten zusammenstellte. Andeutend hat er sogar schon entwicklungsgeschichtliche Gesichtspunkte berücksichtigt.

Vierländer aus Carslak. Aufnahme von R. Dührkoop

Und nach dieser Richtung hin muß weitergearbeitet werden. Was in einer modernen Großstadt an Zweck- und Ausdrucksformen in der Architektur, auf dem Gebiete der Siedelung und des Straßenbaus, im Handel, im Verkehr, im Gewerbe, in Technik, Industrie und auf hundert anderen Gebieten an Zweck- und Ausdrucksformen geschaffen wird, das müßte nicht nur unter sachlichem, sondern auch unter entwicklungsgeschichtlichem Gesichtspunkt in der photographischen Sammlung registriert werden. Je mehr man dabei spezialisiert, um so wertvoller wird die Leistung des Museums sein. Ein Beispiel: Hamburg, die Kaufmannsstadt,

Digitized by Google

Altenländerin in Estebrügge. Aufnahme von R. Dührkoop

Digitized by Google

hat in der Architektur eine Zweckform entwickelt, die nicht nur als solche charakteristisch, sondern auch im höchsten Grade künstlerisch ausdrucksvoll ist. Wir meinen das große Kaufmannshaus, das Kontorhaus, mit den langen Zeilen seiner Fenster, seinen übereinandergetürmten Stockwerken. Die Entwicklung eines solchen architektonischen Typus müßte das photographische Heimatmuseum verfolgen von seinen einfachsten und ältesten Formen bis hinauf zu den Prunkpalästen der Jetztzeit.

Allerdings besteht eine Gefahr bei der Ausgestaltung des photographischen Heimatmuseums zu einer möglichst vollständigen Registratur der Fülle moderner Lebensformen. Wer öfter photographische Sammlungen durchgesehen hat, wird diese Gefahr richtig zu würdigen verstehen. Die mechanische Technik der Photographie macht die Aufnahmen zu eintönig, zu wenig abwechslungsreich. Es müßte eine Qual sein, durch eine solche photographische Sammlung zu gehen, wenn es keine Mittel gäbe, um dieser Gefahr zu begegnen.

Aber es gibt ein solches Mittel. Ernst Juhl hat es bei der Anlage der Hamburgischen Staatssammlung in meisterhafter Weise zur Anwendung gebracht. Er hat versucht, überall in seinen Bildern neben dem sachlichen auch den künstlerischen Gesichtspunkt zu berücksichtigen, er hat das Interesse an der Erscheinung des Gegenstandes, an der Art, wie er sich zur Umgebung, in Licht und Luft stellt, zu Worte kommen lassen. Er löst bei seinen Aufnahmen die Architektur nicht aus der landschaftlichen Umgebung, sondern läßt beides zu einem Gesamteindruck verschmelzen. Musterbeispiele sind die Bilder aus den Bauerndörfern der Niederelbe. Er zeigt die Entwässerungsmühlen in der Elbmarsch uns nicht nur um ihrer sachlichen Bedeutung, ihrer Konstruktion willen, sondern er läßt uns auch die eigentümliche Stimmung empfinden, die die lange Reihe der Mühlen in der Marschlandschaft hervorbringt. Auch bei Trachten- und Typenaufnahmen löst er das Sachliche nicht abstrahierend von der Umgebung los, sondern er zeigt uns den Fischer bei der Arbeit, den Quartiersmann an der Luke des Speichers beim Ausguck, die sonntäglich geschmückten Frauen beim Kirchgang, das alte Mütterchen in beschaulicher Ruhe. Architekturaufnahmen macht er nicht nur mit der sachlichen Absicht, Aufbau und Gesetz der Architektonik an ihnen zu zeigen, das Tote, das Gerippe zu bieten; er will das Lebendige, das blühende Ganze und seinen Ausdruck geben.

Was die Berücksichtigung des künstlerischen Gesichtspunktes für eine photographische Sammlung bedeutet, das sieht man am besten, wenn man eine zweite Sammlung ähnlichen Charakters zum Vergleiche heranzieht. Auf eine Anregung Juhls hin hat auch das Märkische Museum in Berlin mit der Anlage eines photographischen Heimatmuseums begonnen. Die gesammelten Photographien werden unter dem Titel „Das malerische Berlin. Bilder und Blicke" vom Märkischen Museum in einzelnen Heften herausgegeben.

So dankenswert das Unternehmen an sich, seiner Tendenz nach, ist, so wenig befriedigen eine ganze Anzahl dieser Berliner Aufnahmen, wenn man sie vom künstlerischen Standpunkte betrachtet. Zum Teil sind die Photographien viel zu dunkel gehalten, es fehlt ihnen Licht, Sonne, Luft und Wolken, zum Teil sind die Wolken in die Bilder nachträglich hineinkopiert, auch da, wo sie nicht hineingehörten. Die Vernachlässigung des Künstlerischen bringt es mit sich, daß das Mechanische des photographischen Verfahrens, das ‚Photographische' im üblen Sinne, sich zu stark in den Vordergrund drängt und zur Eintönigkeit führt.

Das sei eine Warnung für die Zukunft! Wir wollen hoffen, daß dem Beispiele Hamburgs und des Märkischen Museums in Zukunft möglichst viele andere städtische und staatliche Behörden folgen, daß in kurzer Frist an möglichst vielen Orten photographische Heimatmuseen gegründet werden. Gleichzeitig aber wollen wir den Wunsch aussprechen, daß überall neben dem nüchtern Tatsächlichen, dem rein Gegenständlichen auch das Künstlerische, das ästhetische Moment Berücksichtigung und Pflege finde. Voraussetzung dafür ist allerdings, daß sich überall solche Männer für die Leitung zur Verfügung stellen, die mit dem Interesse und der Liebe für das Gegenständliche künstlerischen Blick und künstlerisches Gefühl verbinden, wie es bei Juhl in Hamburg der Fall ist.

Digitized by Google

Wunderkinder

Roman von Hans Hart

(Schluß)

An diesem Abend also kam die Guarneri mit einigen Zeilen von der Hand der Trix in das Dachstübchen, wo Karl Maria in Schöpferwonne schwamm, wenn auch die erste Hitze schon verflogen war. Aber sonst rumorte es noch ganz gewaltig hinter seiner eigenwilligen Musikerstirn, so daß die Freude über die wiedererlangte Geige nicht gleich Platz fand.

Heim in den „Blauen Herrgott"! Ja, dazu hatte auch Andreas Katzenkopf geraten. Dort hatte man Geduld mit einem armen Tropf, der groß und stattlich geworden und doch noch immer ein Sterngucker war. Aber sein Trotz war dawider, der letzte Schutz der Schwachen. Der Habenichts Karl Maria hatte immer und jederzeit verschwendet und verschenkt und verwundert den Kopf geschüttelt, wenn dann kein Dank kam. In Weimar hatte er dasselbe Spiel getrieben. Arm und allein blieb er jetzt zurück. Die Miriam aber marschierte durch das Tor des Glücks. So zuckte das Weh in Karl Maria. Graue Schatten sanken über den Glanz der Dinge. Der Brief der Trix knisterte in seiner Hand. Da schlug die Stimmung um. Langsam strich er mit den schlanken Fingern über das Papier. Treue Menschen sorgten sich um ihn. Das gab ihm Kraft. Jetzt hätte er seine Armut wider keinen Reichtum getauscht, so tief innerlich selig war er, daß er seine Geige wieder hatte, ein Brieflein der lieben Frau noch obendrein und zwei Manschetten, mit Noten bekritzelt.

In heißem Stolz versuchte er sein Werk auf der Guarneri. Rot brannten die Wangen, die Lippen schürzten sich, als schlürften sie köstlichen alten Wein. Und doch war es nur ein Notenchaos, das aus Karl Marias blutendem Herzen aufgedämmert war.

Plötzlich packte ihn wildes Heimweh, als müßte er seinen Schatz möglich schnell in den „Blauen Herrgott" bringen und dort sich sein Glück schaffen. Alte Bilder tauchten wieder in Farbe und Licht, verklungene Stimmen summten altvertraute Lieder. Als er tags darauf hörte, daß die Gräfin Rothenwolff allein abgereist sei, faßte er einen kühnen Entschluß. Er brach alle Brücken hinter sich ab. Seine Schulden zu bezahlen, brauchte er freilich den Rest seines Geldes und mußte noch Wäsche und Kleider dareingeben. Die übrige Herrlichkeit ging in den Ranzen, worin auch die Geige des Katzenkopf noch Raum fand. So zog er nun los, warf allen Schmerz in den Wind und stellte sich auf die eigene Kraft.

In Dörfern und Flecken strich er die Geige, in rußigen Wirtszimmern und unter breitästigen Linden, bei fröhlichen und bei traurigen Leuten, bei solchen, die ihm die Hand mit Münzen füllten, und bei andern, die bloß ein mißvergnügtes Greinen für seine unbekümmerte Jugend hatten. In den Nächten aber schlichen schlimme Träume heran, die brannten wie die Küsse der Miriam und tranken Karl Marias Blut. Und doch war ihm, als wachte er erst jetzt recht aus seinem Himmelsguckertum auf, und mit dem fallenden Laub, das von Baum und Strauch sank, glitt auch manches Welke und Dürre von Karl Maria Tredenius. Er wanderte in die Heimat wie in eine Pflicht, die ihm früher lästig gewesen war und ihn jetzt beinahe lockte. Es lag ihm gar leicht auf, daß er mit leeren Händen kam und seinen Reichtum, den er heimlich in der Tasche hatte, keinem weisen konnte, ohne Lachen oder mitleidiges Kopfschütteln zu erregen. Aber er hatte auch Menschen und Dinge in Morgen- und Abendbeleuchtung gesehen und seinen Ranzen mit allerlei nützlichen Kenntnissen gefüllt. Zum Exempel probierte er seine Weltklugheit hie und da gleich mal praktisch, fuhr jedoch stets ziemlich jammervoll die Treppe hinab. Ein alter Musikprofessor hatte genug von ihm, als er Brahms pries, ein anderer verlangte Papiere, sichere, dickbestempelte Papiere, weil sonst alles aufs Vagabundentum hinausliefe, ein dritter kanzelte ihn ab, als Karl Maria auf die Frage, wen er für

Digitized by Google

den größten Geiger der Gegenwart halte, frischweg Hans Geßner nannte, ohne zu bedenken, daß der größte Geiger einfach der Mann sein wollte, mit dem er zu sprechen gerade die Ehre hatte.

Als Karl Maria in die Heimat kam, war es Dezember, ein sonniger, fast warmer Weihnachtsmond, ohne Schnee und Sturm, da unser Herrgott auch schon die Romantik an einen goldenen Himmelsnagel gehängt hat. In einem billigen Gasthause stieg er ab und begann mit verzweifelter Hartnäckigkeit wieder die Suche nach einer bescheidenen Stelle in einem Orchester oder als Hilfe bei einem Regenschori, alles nur, weil er nicht mit leeren Händen antreten und neuerlich das Brot des Onkels essen wollte. Der kleine Unterschlupf, um den er so heißhungrig warb, sollte das Weihnachtsgeschenk für seine Mutter sein. Aber wieder blieb ihm das Pech treu.

Nur einmal erwischte er das Glück bei einem Endchen, ließ es aber freilich nach seiner Art wieder los. Mit harter Mühe war er bis zu einem Kapellmeister der Oper vorgedrungen, verbeugte sich kurz und bat um die Erlaubnis, auf seiner Geige etwas vorspielen zu dürfen. Der Gewaltige nickte, und als das Stück zu Ende war, kratzte er sich nachdenklich hinter dem Ohr und fragte nach der Protektion. Einen Augenblick zögerte der Junge, ob er den Namen Achaz Rothenwolff nennen sollte. Aber nein! Dazu hatte er kein Recht. Schamrot schüttelte er den Kopf. „Ich habe keine." Der Kapellmeister lächelte ungläubig, lobte Ton und Strich, ließ sich Karl Marias Abenteuer erzählen und geleitete ihn selbst zur Tür, versprach auch, bald etwas von sich hören zu lassen. Natürlich blieb alles still.

Nun verkroch sich Tredenius wieder in seine Menschenscheu und selbstsichere Bescheidenheit, die wartete, immer wartete, die Hände in Plage und Arbeit marterte, statt durch geschickte Griffe das Glück zu packen. Jetzt hielt ihn die Scham dem „Blauen Herrgott" fern und ein dummer Trotz auch dem Hause der Trix. Von neuem gewann der Haß wider alle Welt in ihm Gewalt. In der Zeitung las er, daß Miriam Italiener, die jetzt sehr prunkvoll Lippa Lippi hieß, an die hiesige Oper engagiert war, und wie geheimer Groll stieg es in Karl Maria auf. Was war aus ihm geworden? Er saß in einem schmutzigen Einkehrgasthause und verzehrte die armen Pfennige, die er auf der sonnenfrohen Herbstfahrt sich zusammengegeigt hatte.

Dann fiel etwas Schnee, als hätte Gottvater doch Mitleid mit den Weihnachtserzählern und wollte sie nicht gar so arg Lügen strafen. Und dieser Schnee entschied das Schicksal des Geigers Tredenius. Ein Junge bückte sich, ballte das weiße Zeug zu einem Wurfgeschoß, um es dem unbefangenen Karl Maria in den Nacken zu schleudern, weil diese gottähnliche Versunkenheit den Zorn des gesunden Schulbuben erregt hatte. Leider oder richtiger zum Glücke verfehlte er den Musikus, und der Schneeball saß platschend auf einem brandroten Plakat mit schwarzer Schrift. Dies schien auch Karl Maria merkwürdig, und er besah den Schneeball gar nachdenklich. So fiel sein Blick auf das rote Plakat. In Rot und Schwarz wurde da der Ruhm von einem verkündet, der das Glück mit festem Griff auf die Knie oder auf die Schultern gezwungen hatte. In der Mitte prangte ein Bild des Körperstarken, dick und massig, blond und helläugig. Karl Maria atmete schwer, als er Giacomo Williguths Konterfei erkannte, und mit einemmal war das Heimweh wieder da und warf allen Stolz und Trotz in die Rumpelkammer. Dazu kam noch die heimliche Sehnsucht der Schwachen und Pfuscher, die es den sonnenhellen Menschenkindern gerne abgucken möchten, wie diese das Leben zu ihrem Vorteil und Wohlbefinden handhaben. Ein Stückchen Hochmut kroch auch mit unter, weil Karl Maria, der der feinen und stillen Musik diente, mit leisem Lächeln auf die rohe Muskelkraft Giacomos hinabschaute.

So saß er am Abend im Zirkus hoch oben auf der Galerie, eingepfercht zwischen fragwürdigen Gestalten aus der Vorstadt, die den Wert praller Muskeln und schneller Fäuste gar wohl abzuschätzen wußten und mit rauher Stimme die heutigen Kämpfe besprachen, Partei wider Partei, Anhänger des tour de hanche wider solche des tour de bras. Das Orchester lärmte seine Blechmusik, gelber Staub hing in der Luft, der Geruch

Digitized by Google

der Tiere mengte sich mit der Ausdünstung der vielen erregten Menschen, scharf roch die Lohe bis in den letzten Winkel. Manchmal zog noch Pulverrauch durch den widerlichen Mischmasch.

Karl Maria lächelte. Darin war Trauer und Verlangen. In solch grellen Farben flog also der Ruhm seine Bahn, von Pauken und Posaunen umlärmt, von geschäftskundigen Händen als Lockspeise hergerichtet. Karl Maria legte die Arme auf die Balustrade und starrte ins Leere. Galt in der Welt wirklich nur das, was roh und grob ins Auge sprang? Ein Frösteln rann durch sein Blut. Mußte alles erst mit Geschrei und Lärm in Szene gesetzt werden, damit die Menschen daran glaubten? Karl Maria biß die Zähne zusammen. Hier Giacomo Williguth, und dort Miriam Italiener. Er aber blieb im Schatten, verkroch sich trotzig in sein Schneckenhaus. Dann flog es wie geheime Freude durch sein Herz. Seine Sehnsucht war reiner und heller, ging nach feinen Mußestunden, in denen die Musik spielenden Menschenseelen verwandt ist, nach dem Ausarbeiten verborgener Schönheiten, nach der treuen Wiedergabe stimmungsvoller Zartheit. Überirdisch süß suchte er seinen Geigenton zu halten, wie Goldrauch in purpurner Abendluft, grotesk und gespenstisch zog er seine Schnörkel, wie Silhouetten von der Hand des Königsbergers Hoffmann. So gingen seine Träume.

Und jetzt saß er mit heißen Wangen in diesem Zirkus, wo alles grell, derb und bunt war, und verteidigte sein heimliches Heiligtum wider den gierigen Lärm ringsum.

Nun zogen da unten die Riesen heran, die Gladiatoren von heute, deren keuchende Leiber für einen kurzen Abend kluge Geschäftskniffe mit billiger Romantik umkleideten und die müde Sehnsucht nach entfesselter Kraft sättigen halfen. Dann trat ein großer und dicker Mann vor, hob den Zylinder und begann, die Ringer nach Namen und Land vorzustellen, gab auch besondere Siege einzelner Meister mit großer Wichtigkeit an. Und plötzlich erkannte Karl Maria in dem Sprecher Mr. Lewis. Mit Tanzmeistermiene wies der Impresario auf einen riesenhaften plumpen Kerl, der ein feuerrotes Trikot trug und der Weltmeister Kara Mustapha sein sollte. Die Radaugesellschaft auf der Galerie trampelte und schrie ihren Beifall. Der türkische Lastträger hob gönnerhaft die Hand zum Dank.

Und jetzt sah Karl Maria den starken Giacomo, mit Muskeln bepackt, doch noch immer hoch und schlank in seinem schwarzen Trikot, das ein silbernes, kunstreich verschlungenes Monogramm G. W. trug. Heiß quoll es in dem Geiger Tredenius auf, als er so von der Höhe dieses Zirkus einen Blick in seine liebe Heimat warf. Drunten verlas der Impresario die Namen der vier Paare, die heute miteinander ringen sollten. Auch Giacomo Williguth, Meister von Amerika, war darunter, als Gegner hatte er den schwerfälligen Türken mit dem rohen Blick.

Die Musik gab einen Tusch. Die Champions reichten sich die Hand und begannen das Werk. Roh und langweilig schien es Karl Maria, so fein und geschickt Angriff und Abwehr einander folgten.

Der Kampfleiter rannte wie eine Henne, die ihre Kücken verteidigt, um die zwei verschlungenen Leiber, die Pfeife in der Hand. Lautlos und erbittert wogte der Kampf. Das Schiedsgericht setzte sachverständige Mienen auf, wackelte mit den Köpfen und blickte dann in vornehmer Langweile in die Luft. Und Karl Marias eigenwillige Phantasie knüpfte sein eigenes Schicksal an die Entscheidung dieses Kampfes und lächelte nur in zorniger Trauer, als der Türke Giacomos Kopf immer tiefer niederdrückte. Da geschah etwas Sonderbares.

Eine mächtige Stimme erscholl, daß die Worte wie Paukenwirbel hinausschmetterten. Karl Maria erkannte diese Stimme. Die Tränen liefen ihm über die Backen, als Johann Sebastian Williguth die väterliche Orgel rollen ließ. Alles wandte den Kopf nach dem Alten, der wie ein Heerrufer brüllte: „Gib's ihm feste, mein Jung'!"

Mit einem Wutschrei warf sich der starke Giacomo auf den schwer atmenden Mustapha und faßte Untergriff von rückwärts. Der Türke riß verzweifelt den Gegner in die Luft, doch der Griff saß fest. Da sank Kara Mustapha zu Boden und versuchte sein Glück auf dem Teppich.

Digitized by Google

Wie ein Panther warf sich Giacomo auf ihn. Ein kurzes Strampeln. Eine verkürzte Brücke zur letzten Rettung. Dann war es zu Ende. Mit beiden Schultern berührte der Türke den Boden. Die Pfeife des Kampfrichters schrillte. Der besiegte Türke sprang auf und lief aus der Arena.

Giacomo aber lächelte wie in jener Stunde, als er seinen gewaltigen Vater im Ringkampfe gefällt hatte. Der Beifall rauschte. Ein dicker Mann schüttelte Giacomo die Hand. Aus den Logen rannten die Herren in die Arena. Buchmacher gestikulierten heftig. Dick hing der Staub in der Luft.

Karl Maria schloß die Augen, als sehnte er sich zurück in seine traute Stille. Dann ging er hinab. Heimweh trieb ihn und ein trotziges Verlangen, dieser siegreichen Jugend abzugucken, wie man Sieger wird. Man wies ihn in die Ringergarderoben. Ein Stallknecht in knallgelben Gamaschen zeigte grinsend auf eine Tür, als Karl Maria nach dem Ringer Giacomo Williguth fragte. Zaghaft klopfte er; als keine Antwort kam, tat er es noch einmal. Dann drückte er auf die Klinke und trat ein.

Da lag der junge Riese spitternackt auf einer teppichbelegten Pritsche. Über ihn bückte sich ein baumlanger Neger und massierte mit seinen schwarzen Tatzen Giacomos Leib. Giacomo warf sich auf den Rücken und starrte den fremden Jungen ratlos an. Plötzlich schleuderte er die Arme in die Luft, schnellte hoch und rannte in seiner Nacktheit auf Karl Maria zu. „Du bist der Karl Maria aus dem ‚Blauen Herrgott'. Grüß' Gott, tausendmal grüß' Gott!" Und plötzlich wie in stiller Angst: „Woher kommst denn du hereingeschneit? Daheim warten sie seit Monaten auf dich." Dann zwang ihn der junge Stolz doch zu der Frage: „Na, sage mal, habe ich den Türken nicht brav geschmissen? Und wie bist du denn mit der eigenen Nuß zustande gekommen? Schon den Kern herausgebissen?"

Karl Maria stand scheu und trotzig, in dem schweren, bangen Gefühl, aus sich selbst herausgehen und zu andern Menschen finden zu sollen, mochten es auch die liebsten auf der Welt sein. Giacomo, der als echter Williguth etwas Bedenkliches witterte, fragte mit zusammengekniffenen Augen: „Noch immer rein übers Nierenstück?"

Ein schlaues Schmunzeln unterstrich den geheimen Hintersinn. Karl Maria ärgerte sich, daß er rot wurde. Verlegen schwieg er. Giacomo pfiff leise vor sich hin. „Die Gundl hat recht." Dann setzte er eine strenge Miene auf. „Was wirst du jetzt tun?"

„Onkel Williguth bei der Arbeit helfen." Heller und tapfer klang das. Aber wie zögernd kam es nach: „Und mich selber weiterplagen, bis es langt."

Giacomo streckte Daumen und Zeigefinger aus und machte die Gebärde des Geldzählens. Karl Maria senkte den Kopf. „Ich werde niemals lernen, wie man Gold von der Geige streicht."

Da schien es Giacomo, als müßte er alles Lichte und Freundliche seines Lebens vor dieser Verzagtheit ausbreiten und wie zum Trost zeigen, wozu es ein tüchtiger Kerl auf dieser Welt bringen konnte. Er warf sich in die Brust. „Da lobe ich mir meine Muskeln. Die sind frohe Wertpapiere!" Warm und treu blickte er Karl Maria an. „Und eigentlich danke ich dir mein ganzes Glück. Deinetwillen ist ja der Lewis zu uns gekommen. Will es dir nie vergessen, verlasse dich darauf!"

Er reckte die Arme, wälzte sich auf den Bauch, stützte den Kopf in die Hand und sprach seelenvergnügt weiter: „Eigentlich bin ich jetzt der richtige ‚Blaue Herrgott', der in den großen Schnappsack greift. Aber sauere Arbeit hat es gekostet. Jeder Tag muß frisch verdient werden." In Giacomos blauen Augen funkelte jetzt eine gutmütige Schlauheit, als er Fleiß und Zähigkeit lobte und goldene Ziele vor Karl Maria flimmern ließ. Vielleicht kam endlich auch dieser Träumer mit beiden Füßen auf die alte brave Erde.

Aber es blieb recht still. Karl Marias Sicherheit brach jämmerlich zusammen. Der alte Zweifel an sich selbst kam wieder und die geheime Scheu vor allen Dingen dieser Welt. Wie einer der Hilfe sucht, streckte er Giacomo beide Hände hin. „Du hast es gut."

Zornig brummte Giacomo Williguth: „Habe ich dir nicht beim Abschied gesagt: ‚Bleibe fest in deinen Schuhen und schlage

Digitized by Google

Winterabend

Gemälde von Waldo Fink

Digitized by Google

Digitized by Google

mit den Hacken hinter dich!' Du aber hast, scheint es, nur dich selbst und die, die dich lieb haben, getroffen." Grob und derb polterten seine Worte.

Karl Maria warf den Kopf zurück. „Es war doch viel Glück dabei," sagte er stolz.

Giacomo stieß den Neger von sich und hüllte seinen Riesenleib in einen roten Flanellmantel. Sein blonder Schopf stand wie ein Krönlein über dem Rot. So schickte er sich zu einer saftigen Predigt an. Da hämmerte es wider die Tür, und viele Stimmen wurden laut. „Der ‚Blaue Herrgott' ist da," lachte der Ringer und riß selbst die Tür auf. Frau Apollonia prallte entrüstet zurück. „Er ist im Bademantel!"

Frauenkreischern und Kichern, das Klappern eilig entrinnender Füße. Ein großer, schwerer Mann verdunkelte den Eingang. Aus glänzenden Augen blickte Johann Sebastian auf den Sohn. „Heute wollen wir ein Kalb schlachten," frohlockte der Meister.

„Hast recht, alter Herr. Da ist ein verlorener Sohn."

Und Giacomo schob den schweigsamen Karl Maria vor sich hin und gab mit den Augen dem Vater einen gutmütigen Wink.

„Also bist du auch wieder da?" Ganz schlicht sagte Johann Sebastian dies, streckte seine Faust aus wie zu einer Drohung, öffnete aber die Finger sofort zu einem warmen Händedruck, als Karl Maria ihm halben Weges entgegenkam.

„Willst du mich wieder haben?" fragte der Geiger und hielt fest den forschenden Blick des Alten aus.

Plötzlich schaute er auf. Ein Frauenkleid rauschte vor ihm. Und da stand Kunigunde Williguth, blond, schlank und schön, gewaltig an Gliedern wie alle Willigu ths, doch feiner und zarter in Bewegung und Haltung. Um Mund und Augen aber huschten winzige Falten wie dunkle Schatten, und Karl Maria wußte, daß diese schlimmen Strichlein früher nicht dagewesen waren. Da fühlte er seine Schuld, streckte die Hand und bat: „Du liebe Gundl!" Wie eine Bitte um Verzeihung klang das, wie ein Klopfen an die Türe der Heimat.

Kundry nickte lächelnd.

Dann redeten sie so leise, daß sie ihre Worte mehr errieten als wirklich aussprachen, und erkannten in heller Freude, daß sie beide die alten geblieben waren, Bruder und Schwester. Die Gundl freilich glaubte noch an etwas anderes, das tausendmal hübscher und süßer war. Und es jubelte in ihr, weil sie sah, wie schön und rank er heimkehrte, und daß in den Augen und auf der mächtig herausgearbeiteten Stirn etwas saß, was ihm früher gefehlt hatte: Männlichkeit und ein Schimmer von Reife. —

Im „Blauen Herrgott" griff Johann Sebastian nach der Hand seines Neffen, blickte ihn lange an und sprach endlich voll Weihe: „Möge dir mein Haus nun wieder eine Heimstatt sein. Wir alle wünschen nichts Besseres. Jeder ist mit seinem Gott allein." Diese letzten Worte, die Meister Williguth im ersten Brief nach Karl Marias Flucht gebraucht hatte, sollten ein stilles Zugeständnis für dessen absonderliches und ganz auf sich selbst gestelltes Wesen sein. Sie fielen dem weichherzigen Haustyrannen wahrlich nicht leicht.

Heimlich aber zog er Karl Maria sogleich in den Musiksaal, schloß die Türe und drückte ihm eine Geige in die Hand. Wartend stand er im Dunkel. Seine Augen blitzten, und seine Ohren bewegten sich in argwöhnischer Freude um den kahlen, runden Schädel. Karl Maria spielte ein Rondo von Mozart, dasselbe, das er einst im Salon Kirchweger als kleiner Junge vorgetragen hatte. Es war gleichsam die Aufnahmeprüfung in das Haus Williguth. Alle Feinheit und allen Reichtum, den er in diesen Jahren erworben, legte er in sein Spiel.

„Genug!" entschied der Onkel. „Bleibe bei uns, solange du willst. Du bist reicher und — — stiller geworden. Jetzt gehe zu deiner Mutter!"

So stand der Geiger Tredenius wieder in dem Zimmer, aus dem sein Vater ihn vor Jahren in die Welt hinausholen wollte, in dem er seine alte Geige zerschlagen, um alle Wünsche zum Schweigen zu bringen, wo die Kundry bei ihm gesessen und sein Weh in den Schlaf geschmeichelt hatte und wo heute eine Frau mit fast grauem Haar die Arme um ihn schlang und ihn schweigend küßte, voll Dankbarkeit, daß sie ihn überhaupt wieder hatte. Kein Wort

Digitized by Google

verdarb diese Stunde. Das Glück liebt stille Leute.

Still und nachdenklich war auch Kunigunde Williguth an diesem Abend, der Karl Maria in den „Blauen Herrgott" zurückgeführt hatte. Eine leise Angst ward sie nicht los. Vielleicht hatte er seine Träume an lustige und leichtsinnige Frauen gehängt, und seine Seele trug nun die Spuren davon. Doch Kunigunde Williguth war nach Frau Lisbeths Art, sie glaubte und fragte nicht. Zugleich aber war sie frischer und tatkräftiger und mißtraute der süßen Träumerei, die nach ihrer Meinung lebensuntüchtig machte. Darum tat sie still und brav ihr Tagewerk, als seine Briefe seltener und flüchtiger wurden. Und ganz leise sang ihr Blut. So geschah es, daß Joseph Italiener näher an sie herankam, zuerst nur deshalb, weil er soviel aus Karl Marias Jugend wußte. Wie ein Nachbar ans Fenster klopft und lächelnd fragt: „Ist es erlaubt?" Allmählich fanden sie zueinander, und wie ein Wunder war es, daß Joseph durch Gundls wackere Art tüchtiger und fleißiger wurde und jetzt sogar als Kapellmeister in seinem Operettentheater saß. In seiner plumpen Hilflosigkeit hatte er freilich das entscheidende Wort noch nicht gewagt. Aber er rollte seine runden Augen bereits sehr ausdrucksvoll und seufzte manchmal herzbewegend. All das zog heute abend durch Gundls Sinn.

Frau Lisbeth, die Gundl in diesen zwei Jahren getröstet und wie eine Tochter betreut hatte, hatte jetzt ihren Jungen wieder und brauchte das blonde Mädel nicht mehr. Aber wartete nicht schon eine neue Pflicht auf Gundl? War Karl Marias Heimkehr am Ende nicht ein augenblickliches Sichselbstaufgeben, ein müdes Sichbescheidenmüssen? Wie eine stille Genugtuung in ihrem verwirrten Empfinden trug sie das Bewußtsein, daß Giacomo und Karl Maria ihrem besonnenen Tun alles verdankten, weil der Brief an die Miriam den Stein für beide ins Rollen gebracht hatte. Nun lag vielleicht wieder neue schwere Arbeit vor ihr. Plötzlich kam ein wunderlicher Zorn über sie. Sie biß die Lippen blutig, daß außer Joseph Italiener niemand in ihr das durstige und liebessehnsüchtige Weib sah, sondern alle nur den Kameraden, die Helferin. —

Noch an diesem Abend scherzte Karl Maria wie einer, der in die alte Behaglichkeit zurücktaucht: „Nun soll ich bald meine Geige bei deiner Hochzeit brauchen?"

Statt zu antworten fragte sie ängstlich: „Bist du wirklich glücklich?" Sie tat dies, um die Entscheidung über sich selbst noch etwas hinauszuschieben, wenn die alte Sorge ihr wieder Zeit und Freiheit nähme. Ganz im geheimen guckte sie nach einem blassen Hoffnungsschimmer für sich selbst.

Aber er nahm nur ihre Hand und streichelte sie gedankenlos. Kundry zitterte vor Freude und hielt den Atem an. „Ja, Mädel," sprach er langsam, „jetzt ist mir oft, als müßte ich das Glück bald irgendwo greifen."

Sein Blick ging aber in die Ferne. Kundry fühlte in seinen Worten Zweifel an Kraft und Willen und wußte, daß sie eine neue Pflicht hatte. Und sie erkannte mit stiller Bitterkeit, daß sie für ihn einfach eine traute Gewohnheit war, die mit ihm durchs Leben zog, nichts Lockendes und Wunderbares, wie Miriam Italiener oder Beatrice Rothenwolff, von deren seltsamem Frauenwesen er ihr in dieser Stunde ganz harmlos zu erzählen begann wie einer lieben Schwester, die um alle Geheimnisse wissen soll. Sie senkte den Kopf und hörte ihm verwirrt und trotzig zu. Von den verliebten Nächten in Weimar und von der Parkszene mit der Trix, die seine Geige zurückgekauft hatte, ging das Plaudern, und Karl Marias Sehnsucht leuchtete wie goldener Schein aus seinen kargen Worten. Kundry durchschauerte es ganz seltsam. Auch diese Frauen hatten Recht und Willen in seinem Leben. Dann richtete sie sich auf und hatte plötzlich ihr selbstsicheres Lächeln wieder. Ihm wirklich helfen wollte sie allein. Das konnte ihr keine andere rauben. Sie dachte dies wie einen Schwur.

Als alte Vertraute wurde Kundry auch zuerst mit der Violinsonate, Opus 1, bekannt gemacht und ihre Güte kurzerhand vor Karl Marias Erwartung gespannt. Die bekritzelten Manschetten holte er hervor und wies das Entstehen der frohen Heimlichkeit, die ihn aus allem Weh gesund und tatendurstig in den Schoß der Familie Williguth zurückgetragen hatte. Die Sonate wurde ihm Widerschein und

Digitized by Google

Spiegelbild der sonderbaren Märchen aus seiner Kinderzeit, die ihn von überallher wieder umspann, und so bannte er in stiller Fröhlichkeit seine Kindheit in das erste kleine Werk, das jetzt die Kundry anhören und beurteilen sollte. Sie lächelte freundlich und gab ihm gute Worte, wurde aber eine leise Angst nicht los, daß Karl Maria sich nun neuerdings an bunte Träume verlieren könnte. Ihre geheime Hoffnung starb eines schnöden Todes. Karl Maria spannte die Fittiche zum Flug und ließ die dumme, treue Kunigunde Williguth weit hinter sich zurück.

Mit strengem Gesicht flüsterte sie vor sich hin: ‚Ich will ihm eine Pflicht schaffen.' Sie gab sich einen Ruck und sah vollends klar, als Frau Lisbeth ihr bald darauf von den schönen Stellen im Opernorchester sprach, für die Karl Maria doch so sehr geeignet wäre.

Am selben Abend hielt Gundl den freudereichen Ringkämpfer Giacomo fest und zog ihn in ihr Stübchen. Verwundert fragte er nach dem Grunde dieses sonderbaren Gehabens.

„Karl Maria muß ins Opernorchester," sagte sie fest und entschieden, als gäbe es da weiter gar keine Schwierigkeiten.

Giacomo strich mit der schweren Faust über Gundls lichtes Haar. „Will er denn schon wieder ausreißen?"

Sie blickte ihn aus klaren Augen an. „Wir beide müssen ihm helfen."

„Schwesterlein!" Schmunzelnd drohte der Bruder, schwieg aber schnell, als Kundry ihn schier zornig anblitzte. Nach einer Weile sagte er wie in leisem Vorwurf: „Hast schon viel Gutes an ihn verschwendet."

Sie blickte bedächtig vor sich hin und wiederholte halb unbewußt die Worte, die sie einst am Morgen vor dem Konzert zu Karl Maria gesprochen hatte: „Ein großer Geiger soll er werden, um den ein dummes Mädel schon wachen darf." Dann fragte sie in stiller Sorge: „Weißt du keinen Weg?"

„Der dicke Lewis?"

„Ach nein, der hat sich jahrelang nicht um ihn gekümmert, weil Karl Maria noch lange kein so sicheres Wertpapier ist wie mein braver Giacomo."

Der geschmeichelte Riese lächelte wohlgefällig.

Gundl riet hin und her. „Es muß feiner und stiller gemacht werden. Er kennt die Rothenwolffs. Aber bitten wird unser Karl Maria niemals. Also etwas anderes."

Giacomo rieb nachdenklich die Stirn. „Vielleicht die Ermattinger?"

„Ja, Giacomo, so muß es gehen. Bist doch ein kluger Kerl."

Leicht und heiter war ihr zumute. Eine schöne Ruhe hüllte sie ein. Und Giacomo tat, als teilte er ihre Freude, im Grunde aber zürnte er, daß seine Schwester soviel Reichtum an diesen Tredenius wegwarf — ohne Dank. Kundry jedoch war entschlossen, bei der Sängerin sich selbst noch eine andere Klarheit zu verschaffen, und eine leise Hoffnung schwang mit, daß alles noch ein gutes Ende haben könnte.

⊠ ⊠ ⊠

Drei Tage später wartete Gundl Williguth blaß und erregt im Salon von Franziska Ermattinger. Der ganze Raum war in grellem Rot gehalten. Massig und schwer waren alle Möbel, ohne Schnörkel und Zierat. Kein Lorbeerkranz, keine Photographien, nichts von dem Kleinkram, mit dem andere die Erinnerung an alle Wände nageln. Hell und hoch fiel die Dezembersonne herein. Kundry stieß den roten Vorhang zurück und blickte in das ganz in Weiß getönte Musikzimmer.

Da schob sich ein Frauenhaupt, grob und schwerknochig und doch fein und beweglich, voll von seltsamen Widersprüchen, zwischen den Falten der weißen Portiere auf der anderen Zimmerseite hervor, beguckte aus hellbraunen Augen das junge Mädchen und zog dann den hübsch geschwungenen Mund zu einem vertraulichen Lachen. „Da ist die alte Ermattinger. Was soll ich denn tun, liebes Kind?"

Die Stimme der plumpen Frau hatte den satten Klang alter Kirchenglocken. Gundl hörte das sieghafte Schwingen und Schwirren und wurde in ihrer heimlichen Absicht verzagt, daß sie überschnell antwortete: „Ach, wenn Sie meine Stimme prüfen wollten." Dann stand sie ganz verdonnert und ließ die Arme schlenkern, weil es jetzt ihrer kleinen Eitelkeit an den Kragen gehen sollte.

Franziska setzte sich ans Klavier und fragte geschäftsmäßig: „Also bitte, was wollen Sie singen?"

Digitized by Google

Nun hatte Kundry in der Abwesenheit des ungetreuen Geigers voll Williguthscher Romantik das Los der Senta sehr eindrucksvoll und ans Herz greifend gefunden und deshalb ihre ganze Kunst an diese Rolle gewandt. So murmelte sie: „Die Ballade der Senta.“ Die Sängerin nickte und schlug an.

Kunigunde Williguth sang das düstere Lied. Ihr Stimmlein sollte laufen wie ein schwarzes Roß und war doch nur ein blondes Hauskind mit romantischen Schrullen, und so blieb der schmale Mund in dem starkknochigen Antlitz der Ermattinger hart geschlossen, und sie atmete schnell, als hätte sie erst einen inneren Kampf auszufechten, ehe sie den Mut zum Sprechen fand. Dann sagte sie langsam: „Tun Sie's nicht!“ Alle Farbe wich von der Gundl, als ihre heimliche Hoffnung so jammervoll Schiffbruch litt.

Mit stiller Güte fragte Franziska: „Nicht wahr, Sie haben Ihre Stimme aus Liebe entdeckt? Bei mir war es aus Zorn über das Keifen einer alten Tante.“

Kundry ließ, wie es sich gebührte, ein Tränlein niederrinnen und hob dann tapfer den Blick. „Es war wohl eine große Dummheit?“

Dann trat das blonde Mädchen dicht an die Sängerin heran und murmelte wie zur Beichte: „Es war nur häßliche Selbstsucht und dumme Eitelkeit. Und Vater hätte es so gern gehabt. Man spinnt so mancherlei.“ Und als sie so ihr eigenes Schicksal klein und kümmerlich in der geschlossenen Hand hielt, griff sie nach dem Geschick des Karl Maria, als wollte sie ihr eigenes Weh dahinter verbergen. Sie atmete tief, und ihre Augen bekamen den alten frischen Glanz. Franziska wartete. Hastig fragte die Gundl: „Darf ich um etwas anderes bitten?“

„Gerne.“

„Helfen Sie, bitte, dem Geiger Tredenius auf den rechten Weg!“

„Ist er wieder daheim?“ In dieser Frage lag verstecktes Mißtrauen und etwas wie Ärger über vergeudete Kraft.

Kleinlaut berichtete Kundry: „Ja, jetzt ist er sogar zufrieden im ‚Blauen Herrgott‘, aber bald kommt das alte Elend zurück. Das weiß ich sicher.“

„Der Bub hat zu viele gute Menschen um sich gehabt. Das lähmt den Willen. Ihr habt ihn alle verzogen.“ Hart und streng war Franziskas Blick, als suchte sie voll Ungeduld nach einem Irrlicht mitten im Schutt. Sie griff nach Gundls Hand. „Ich bin ein altes Weib, darum darf ich schon etwas wagen: Nicht wahr, Sie hat er natürlich ganz vergessen?“

Kundry seufzte ein wenig. „Ich bin doch auch gar nichts.“

Die Sängerin strich über das blonde Haar. „Ist ja immer so. Und ich habe ihm doch einmal gesagt: Er soll sich Geigensaiten aus Ihrem Haar drehen.“

Gundls stilles Frauenleid ging Franziska nahe, daß sie ihre Stimme dämpfte und die alten Kirchenglocken dem Hauch des Abendwindes in einem Herbstgarten glichen. Nachdenklich fuhr sie fort: „Als Karl Maria ein kleiner Junge war und als Wunderkind geigte, habe ich ihn einmal gehört. In seinem Spiel war eine träumende Kinderseele, die sie nur zu schnell ins Licht gestellt haben. Das schadet immer.“

Jetzt galt es schnelle Verteidigung. Und Gundl tat ihre Pflicht. „Ach ja, seit dem unglücklichen Konzert glaubt niemand mehr an ihn. Ich aber weiß, was er kann. In der Nacht vorher saß ich vor der Tür, hinter der er abwechselnd geigte und jammerte. Hinein wagte ich mich nicht, so horchte ich bloß. Damals hat er gespielt wie noch nie, stolz und freudig und dann wieder demütig und verschleiert. Und seither glaube ich an Karl Maria Tredenius.“ Und mutig marschierte sie sogleich auf ihr Ziel los, wie ein braver Soldat. „Jetzt sind in der Oper bei der ersten Geige zwei Stellen zu besetzen. Es wäre ein so großes Glück für Karl Maria.“

„Und ich soll ihm dazu verhelfen?“

Heiß saß die Freude in Gundls Augen, aber sie nickte nur stumm.

„Ich will also mit dem Intendanten sprechen. Aber der alte Achaz hat üble Launen, und Karl Maria hat sich leider Gottes gar nimmer um ihn gekümmert, trotzdem der Graf ihn damals im Palais Kirchweger herzensgut und urdumm in Szene setzte. Freilich, Ihr Tredenius hat viel alte Musik getrieben, Italiener und Franzosen aus dem Rokoko. Darauf beißt der alte Herr. Sagen Sie das Ihrem Karl Maria, liebes Kind.“

Digitized by Google

Wie in einem glücklichen Traum schied Kundry von Franziska Ermattinger. War auch ihre eigene bescheidene Hoffnung zerschellt, einen Trost trug sie doch mit sich: Karl Maria kam in gute Obhut. Und sein Wachsen und Reifen mußte auch der blonden Kunigunde Williguth Freude bringen. ‚O du dummer, ungetreuer Junge,‘ flüsterte sie und trat in den „Blauen Herrgott“. —

Da saß Joseph Italiener und wartete auf sie. In den sonst so scheuen braunen Augen blitzte eitel Sonnenschein, als das geliebte Mädchen ihm die Hand gab. Treuherzig berichtete er, daß er Karl Maria besucht habe. „Mir scheint, er ist ganz glücklich, daß er wieder im ‚Blauen Herrgott‘ ist.“

Vergnügt sagte er dies, als leitete er daraus auch sein Eigenrecht auf Glück ab, und stützte das Kinn in die Hand und sprach bedachtsam im Tonfall seines Vaters, des starken Gideon: „Ach ja, wer nur auch so glücklich sein dürfte.“ Er hielt diese Einleitung für philosophisch und fuhr danach als geschickter Liebhaber frisch und frei auf seine Absicht los. „Ob ich wohl bald nach etwas fragen dürfte, Fräulein Gundl?“

Kundry, der ihre verunglückte Singerei und das Los des Karl Maria mehr im Sinn lagen als verliebtes Getändel, geriet in hellen Zorn, als Joseph sie so kurzerhand noch mit seinem Liebeskummer belud, daß sie mit den Fingern eine wegwerfende, stumme Bewegung durch die Luft machte.

„Mein Gott, was ist denn geschehen?“ forschte Joseph Italiener, der schnell in seine Zaghaftigkeit zurücksank.

Unliebenswürdig und rätselhaft kam die Antwort: „Es gibt Augenblicke, in denen man allein sein möchte.“

Nun ging dem Joseph ein Licht auf, und er sauste mit Donnergepolter in eine riesengroße Dummheit hinein. In seinem arglosen Herzen brannte zum erstenmal das Flämmchen Eifersucht. Stockend wie einer, der ein ungewohntes Werk tut, begann er von Karl Marias Treiben in Weimar zu erzählen, vorsichtig und verhalten, als käme er nur ganz zufällig darauf zu sprechen. Langsam schob er so alles vor die Gundl hin, allen Kleinkram, den er längst von der dicken Johanna erfahren, aber bisher wohlweislich verschwiegen hatte. Mit brennenden Wangen und starren Augen saß sie und lauschte. Scham und Zorn fluteten über sie hin. Joseph aber lief munter sein Sträßlein weiter. Auch Karl Marias Bekanntschaft mit Dionys Rothenwolff und dessen junger Frau flocht er zierlich ein mit jesuitischer Kleinkunst, wie sie auch ein plumper Mensch in Liebesnöten zur Hand nimmt.

Gundl Williguth schaute ihm klug und scharf ins Gesicht und seufzte leise. Mit einem Ruck warf sie alle Häßlichkeit fort und hatte sich selbst wieder. Und da griff sie aus Josephs Weisheit nur das Erfreuliche heraus, daß Karl Maria mit dem jungen Grafen Rothenwolff bekannt war und sich darauf berufen konnte, wenn der Intendant der Ermattinger willfahren sollte. Das machte sie wieder heiter und leicht, so daß sie sogar lächeln konnte, worüber Herr Joseph in nicht geringe Verwunderung geriet. Plötzlich richtete sich Gundl auf, daß der arme Liebhaber in sein Nichts zurückglitt, und fragte drohend: „Warum haben Sie dies alles gerade mir erzählt, Herr Italiener?“

Er schwieg verblüfft.

„Pfui Teufel!“ sagte die ehrliche Gundl und wurde rot vor Ärger.

„Ich habe Sie doch so lieb,“ stotterte er schließlich und verlor alle Behutsamkeit.

Sie lächelte zuerst, dann aber wurde sie ernst und kalt. „Karl Maria muß ich zum guten Ende verhelfen, vielleicht habe ich nachher Zeit für mich selbst.“

Ein kurzer Händedruck, und Herr Italiener hielt etwas in der Hand, das einem Korb verzweifelt ähnlich sah.

⁂ ⁂ ⁂

Kundry sagte Karl Maria nichts von den feinen Fäden, die sie um seinetwillen angesponnen hatte. Giacomo war ihr einziger Vertrauter. So freuten sich die beiden starken und treuen Kinder Johann Sebastian Williguths, daß sie ein Schicksal zwischen sich trugen und damit ihr wichtiges Spiel hatten. Der ahnungslose Karl Maria lebte aber kreuzfidel in der behaglichen Pflicht, die er sich selbst aufgehalftert, griff da und dort zu, vertrat sogar den Oheim bei kleinen Orchesteraufführungen und hielt alles das, was er in so harter Lehre erworben, treu und geschickt in Gang und Gebrauch. Und das Glück seiner Mutter schien ihm der reichste Lohn. Manch-

Digitized by Google

mal freilich loderte die alte Unruhe in seinem Blut, aber starkes Selbstbesinnen hielt allem Traumsinn das Gleichgewicht. Von der Miriam Italiener blieb es ganz still. Joseph, der allein die Brücke der Vermittlung bildete, kam jetzt selten zu den Williguths, und dann hing er nur mit traurigen Augen an der Gundl. Karl Maria aber wich er aus. Wie eifersüchtige Hähne stolzierten sie aneinander vorbei. Die Trix weilte mit Mann und Kind auf einem Jagdschlosse in Schlesien und schrieb manchmal herzensgute Zeilen, voll Innigkeit und Schelmerei. Karl Maria war beinahe froh über ihr Fortsein, weil er so seine Seelenruhe behalten und alle Entscheidung nach seiner Art hinausschieben konnte. Alles war wie ein zuversichtliches Warten.

Da geschah es auch, daß Karl Maria die erste Frage nach Vater und Schwester tat, als wäre er nun stark genug, alle Lasten zu tragen.

Frau Lisbeth erschrak. Wie eine Henne, der nur ein einziges Küchlein geblieben ist, vereinigte sie alle Liebe und Sorge auf ihren Jungen und suchte seine Seele in stetem Gleichgewicht zu erhalten. Ängstlich antwortete sie deshalb: „Denke jetzt nicht daran. Zuerst mußt du selbst ins rechte Geleise kommen."

Karl Maria zog zuerst die Stirne kraus und ballte die Hand zur Faust. Dann ging er still zur Mutter und küßte sie. —

Weihnachten war vorüber. Das alte Jahr schickte sich an, seinen Leichenschmaus in einer lustigen Silvesternacht zu feiern. Da brachte der Tag vor Jahresschluß ein Brieflein in den „Blauen Herrgott". Es kam vom Grafen Achaz Rothenwolff. Ein stattliches blaues Siegel war darauf gedrückt, und darin stand in steifen Buchstaben, die wie eine Grenadierkompagnie ausgerichtet waren, die Aufforderung an Karl Maria, am Silvestermorgen im kleinen Palais am Wasserturm vorzusprechen. Mit Herzklopfen lief der Junge von einem zum andern und fragte, ob jemand wisse, was dies zu bedeuten habe. Keiner konnte es sich erklären, nur Gundl lachte hell auf. „Irgendeine schöne Frau wird dir das Wort geredet haben."

Karl Maria war täppisch, riet auf die Trix und wurde rot wie ein armer Sünder. Dann holte er tief Atem und sagte leise: „Vielleicht kommt jetzt das Glück." Und er wollte die Gundl kurzerhand küssen. Sie aber bog den Kopf zurück. „Laß die Dummheiten!" Und war sehr stolz über diesen Heldenmut.

So wanderte Karl Maria, voll Scheu und Hoffnung, an einem frostklaren Wintermorgen zum kleinen altersgrauen Palais am Wasserturm. In den grünen Efeuranken zankten sich die Sperlinge, und eine Wetterfahne kreischte, als müßte alles musizieren im Heime des Musikgrafen Achaz Rothenwolff. Mit festem Griff, als packte er sein Schicksal, ließ Karl Maria den Türklopfer hämmern, einen Türkenkopf mit grimmigen Augen. Karl Maria schaute hell und sicher und flüsterte voll vorwitziger Weisheit: „Sei diesmal kein Narr!"

Das alte Palais schien mit Raritäten vollgestopft. Gleich der erste Mensch, dem Karl Maria in die Hände lief, stammte aus des Königsbergers Hoffmann spukhaftem Reich und war doch ein alter Bekannter. Gelbhäutig und dürr, ein langer schwarzer Schnurrbart hing nachdenklich rechts und links herab. Karl Maria lächelte vertraulich. Aber der andere blickte den fremden Jungen mißtrauisch an und schritt dann schweigsam und gemessen voraus, indem er steif die Gelenke bewegte und sich gebärdete, als wäre er gar kein Mensch von Fleisch und Blut.

In einem Rokokosalon, ganz in Weiß und Gold, mit kunstvoll geschnitzten Füllungen, wo Affen, Drachen, Vögel und Blumen ein krauses und doch anmutig verschlungenes Durcheinander bildeten, mußte Karl Maria warten. Die Stuckdecke zeigte allerlei ergötzliche und ulkige Szenen in Weiß und Gold. Da gab es goldene Mäuse, auf die weiße Katzen lauerten, Affen, die Pfeile abschossen, andere, die sich mit gekränkter Miene das getroffene Hinterteil hielten. In Spiegelschränken und auf weißen Marmortischen hatte allerlei Porzellanvolk sein Spiel, Amoretten ritten auf Schwänen, Seejungfrauen trugen goldig leuchtende Schalen, zierliche Mädchen tändelten mit eleganten Herrchen, zwei Kavaliere zückten die Degen widereinander. Aus einem Schreibzeug wuchs eine ganze Chinesenfamilie empor. Und rings tickten

Digitized by Google

kokette kleine Uhren, in Alabasterhäuschen oder in Porzellankähnen versteckt, sogar aus einer Herkuleskeule ertönte das feine Ticken.

Mitten hinein aber, wie aus weiter Ferne, polterten deutsche und italienische Flüche aufeinander los. Dann kam ein Schlurfen und Schleifen und übertönte das leise Hämmern der Uhren. Der Schnauzbärtige winkte mit den langen, wie Griffklauen eingebogenen Fingern.

Mit hellen Augen und festem Tritt folgte Karl Maria dem schnurrigen alten Italiener, der jetzt wie ein Nußknacker eine Tür aufriß. Es war ein halbdunkles Gemach, in dem das Auge erst nach einiger Mühe die Bespannung von apfelgrünem Zitz unterschied, mit einem Gitter von rosa Prunuszweigen, dazwischen Rosenkörbe, auf denen blaue Pfauen ihr Rad schlugen. Im Hintergrunde schimmerte mit hellen, geblümten Vorhängen eine vierpfostige Bettstatt, altertümlich geschnitzt und gedreht, ein Prachtstück aus der Jakobiterzeit.

In diesem Bette nun saß halb aufrecht, von einer blauen Seidendecke züchtig verhüllt, der kleine Graf Achaz Rothenwolff. Das Haupt war mit Binden umwickelt, daß die langen grauen Schnurrbartenden wie strampelnde Beinchen auf- und niederwippten. Jetzt streckte er die linke Hand aus. Da blitzte das Licht in einer sechseckigen Chippendale-Laterne aus vergoldeter Bronze auf, deren Rippen wie Pfeiler eines Domes aufstrebten. Nach unten liefen sie in Ketten aus, die sich kreuzweise verschlangen und einen goldenen Greifen trugen. Im Innern hielt ein geflügelter Kupido statt des Wachslichts die elektrische Birne. So schwankte das kostbare Stück von der Decke hernieder und fesselte Karl Marias Blick, bis Graf Achaz mit leisem Lachen fragte: „Sitzt Ihr Hirn wieder fest in seinem Knochenhause?“ Zugleich winkte er dem Kammerdiener, der die feuchten Binden auf seines Herrn Haupt erneuerte und dann gemächlich abschlurfte.

Der Graf knippste das Licht aus und bat: „Ziehen Sie mal die Vorhänge auseinander, auf daß die Sonne dies denkwürdige Wiedersehen bescheine.“

Ein feines Kichern huschte den Worten nach. Herr Achaz griff nach einer Zigarette und blies behaglich den Rauch von sich, der in blauen Wölkchen um die einfallenden Sonnenstrahlen wirbelte. Und dabei hielten die grauen Augen blitzschnelle Heerschau. „Na, ein schlanker, hübscher Kerl. Ein bißchen Dummheit und Flackersinn. Vom lieben Herrgott ganz richtig dosiert. Wie war also die romantische Reise aufs Geratewohl?“

So plauderte er in seiner krausen Art und tat, als wüßte er gar nicht um den Zweck von Karl Marias Kommen. Und holte doch Stück um Stück aus dem Jungen heraus, bis sein munterer Sinn ein rundes Bildchen beisammen hatte. Plötzlich zeigte Herr Achaz auf einen altjapanischen Lackkasten, wo rote Drachen in goldenem Gitterwerk hingen, und die Stimme wurde ernst und scharf, wie der liebe Gott es hält, wenn er das große Kontobuch eines armen Sünders aufschlägt. „Drin liegt eine gute Geige. Spielen Sie mir Corelli oder Veracini!“ ‚Aha,‘ dachte der Junge, ‚jetzt beginnt die Prüfung auf Herz und Nieren.‘ Sein Herz hämmerte, aber die Hand lag sicher und ruhig um den schlanken Geigenhals. Und schon wogte das Allegro des Veracini, das Karl Maria in jener wilden und bunten Nacht vor dem Konzert gespielt hatte. Leise hauchte der Nachtwind über duftende Blumen, Mondschein flirrte auf schlafenden Teichen, aus denen Marmortreppen zu weißschimmernden Palästen emporstiegen. Weich und warm wie verstohlenes Glück war der Traum dieser Stille.

Wohlgefällig nickte Herr Achaz. „Brav gekratzt, mein Sohn. Das war Florenz in einer Frühlingsnacht.“ Und dann murmelte er ganz leise, wie in seltsamer Scheu: „Passen gar gut zueinander, du und ich. Habe dich nicht zu Unrecht damals an der Tür abgefangen.“

Plötzlich saß Graf Achaz mit gesträubtem Haar aufrecht, in strenger Würde und sagte kurz: „Sie sind also bei der ersten Geige engagiert.“

Er wartete, ob jetzt ein überschwenglicher Dank ihn ärgern würde. Doch Karl Maria reichte ihm nur schlicht die Hand und zeigte seine schweigende Freude. Das gefiel dem Alten so wohl, daß er voll Behagen brummte: „Im Nebenzimmer

Digitized by Google

wird gewartet. Wir frühstücken miteinander." Sprach's und winkte Entlassung.

In Karl Maria Tredenius aber war eine helle Seligkeit und doch auch das etwas demütigende Bewußtsein, daß er wie alle auf dieser runden Erde aufs Glück angewiesen war, so daß ein fetter Pilz Fortunas über alle Arbeiter und Plager gemütlich fortwuchern konnte. Und auf einmal rannen ihm dumme Tränen aus den Augen. So wunderlich gemischt aus Licht und Dunkel war seine Freude.

Als er so stand, halb Junge und halb Mann, wurde die Tür geöffnet, und ein freundliches Frauengesicht guckte herein, zwei dunke Augen unter fein gezeichneten Brauen und ein schmaler, etwas übermütiger Mund. Karl Maria aber ließ die Tränen rinnen, und plötzlich erfüllte ihn eine heiße Dankbarkeit für die Trix, weil er doch nur ihrer liebevollen Fürsprache sein schnelles Glück zuschreiben konnte. Da lachte er mitten in seine Tränen hinein, weil sein Lebensschifflein jetzt vor stetigem Winde seine Fahrt tat. Die Hoffnung von Weimar wurde Erfüllung.

Wie damals nur in Gedanken schaukelte er sich jetzt in aller Wirklichkeit voll innigem Behagen. Und wie damals legte ihm plötzlich die Trix die Arme auf die Schultern und fragte leise: „Wie kommst du daher, Karl Maria?"

Noch immer lächelte er und antwortete versonnen ins Blaue hinein: „Der alte Achaz."

Karl Maria blieb auch im Glück ein Narr. Nun ließ er die Trix an diesem Geheimnis rätseln. Bald aber merkte er, daß sie gar nichts von dem Wunder wußte, das sich heute hier begeben hatte. Er nahm ihre Hände und drückte sie warm und herzlich. „Das danke ich dir mein Leben lang, du Frau mit dem silbernen Kleid."

Jetzt schaute er endlich in die Wirklichkeit und sah, daß die junge Frau gar kein silbernes Kleid, sondern ein altes blaues trug, dazu ein ziemlich vertanes Hütchen und gestopfte Handschuhe, so daß sie wie eine hübsche kleine Beamtenfrau in dem prunkvollen Zimmer stand. Als sein Blick sein Erstaunen verriet, sagte sie leichthin: „Ach ja, Nisi hat alles Geld verspielt, und nun bin ich eine arme Frau, die zum reichen Großpapa kommt, damit der kleine Achaz nicht hungern muß." Sie lachte, aber wieder spielten die winzigen Falten um Auge und Mund, wie in Weimar. Und so entdeckte der schwerfällige Karl Maria das geheime Leid der lustigen Trix.

„Die Miriam?" fragte er zaghaft.

„Die auch."

Wie zwei arme Sünder blickten sie einander an, der Junge, den die Miriam verlassen, und die Frau, deren Mann derselben Miriam alle Opfer brachte.

„Ist es hier in Großpapas Narrenparlament nicht pudelnärrisch?" Damit schnellte sie das Gespräch zu heiteren Dingen, warf einen goldenen Schleier über alles verborgene Leid und begann mit den Porzellanpuppen im Zimmer zu spielen wie ein Kind, das den Schmerz nicht wahr haben will. Mitten im Tändeln aber blickte sie den glückseligen Geiger mißtrauisch und etwas eifersüchtig an. „Wenn du heimkommst, findest du ein Brieflein von mir, für morgen abend. Da wollte ich alles richten. Und nun ist mir ein Fremder zuvorgekommen. Wer ist es denn?"

Kleinlaut stammelte Karl Maria: „Ich weiß es wirklich nicht."

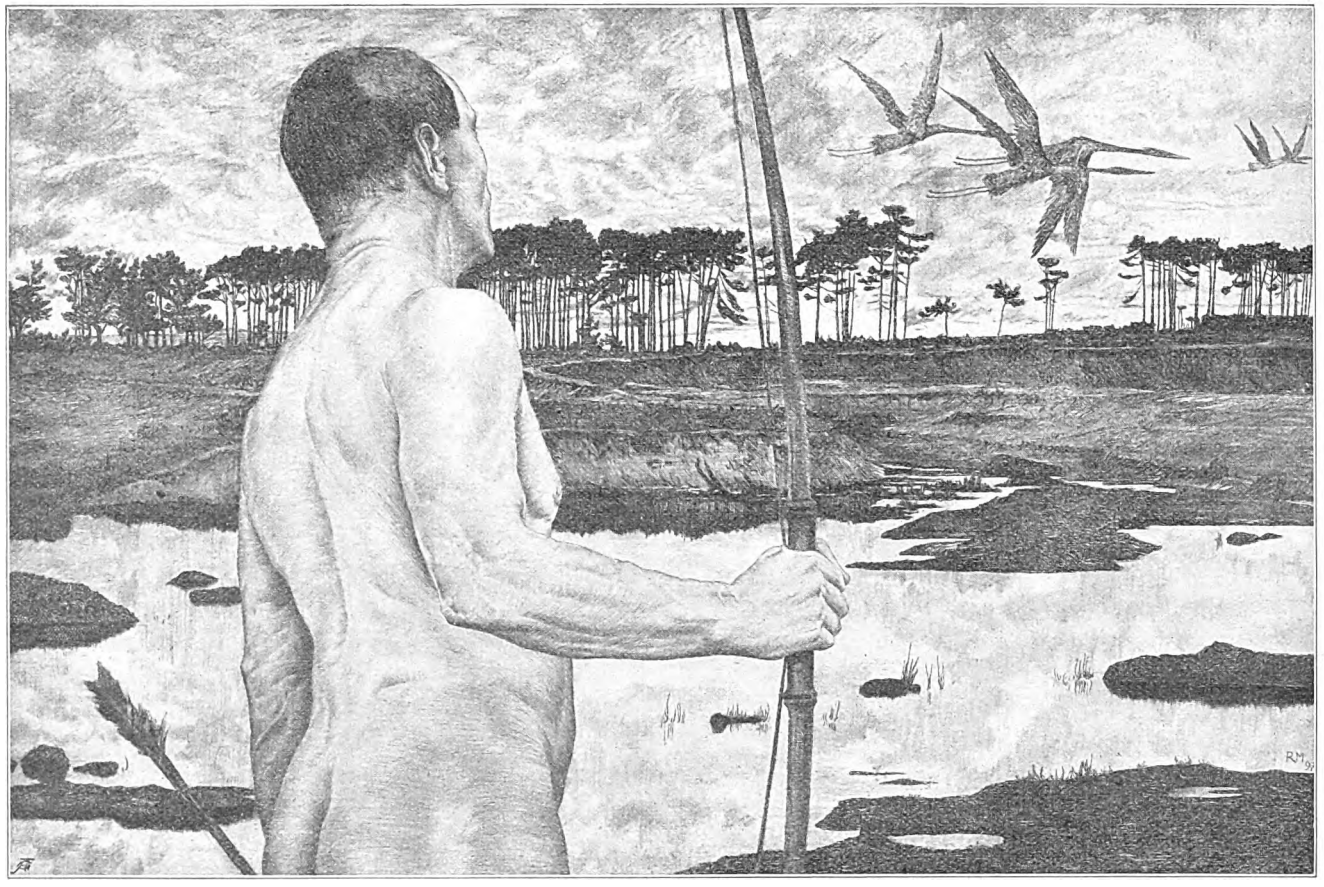
Zornig blitzte die Trix auf. „Aber ich bitte dich."

Im eleganten Morgenrock trat Graf Achaz herein, frisch und lächelnd, und zog die Buschbrauen hoch, als er das seltsame Paar erschaute. Er küßte der Schwiegertochter mit altväterischer Galanterie die Hand und sagte in schmunzelndem Spott: „Es ist wirklich rührend, wie du dein Elend betonst, Beatrice." Zugleich aber wuchsen zwei Zornesfalten auf seiner Stirn, und die Stimme kam in ein drohendes Rollen. Schnell strich er mit der schmalen, feinfingrigen Hand die Falten glatt und fuhr gleichmütig fort: „Diesen Menschen habe ich heute für die erste Geige engagiert. Meine Hausmusik muß er extra besorgen."

Und er lächelte wie ein Dieb, der einen geraubten Schatz in Sicherheit weiß.

Als das gelbhäutige Klapperbein mit würdevollen Bewegungen das Frühstück kommandierte, stellte Graf Achaz auch ihm den neuen Hausmusikanten vor. Der Alte zog sein Runzelwerk in ein vergnügtes Grinsen und antwortete leise, halb Diener,

Digitized by Google



Moderne Graphik: Bogenschütze. Radierung von Prof. Richard Müller

Digitized by Google

halb Vertrauter. „So wollen wir uns an Mozart und Schubert wagen."

Der Graf wies auf den erfreuten Kumpan. „Jacopo Rossi, das Cello meiner Hauskapelle, einst Kapellmeister in Turin, bis ihm der Atem ausging." Betrübt lächelte Rossi und wackelte mit dem Kopfe, als sein verpfuschtes Leben plötzlich in so grelles Licht gesetzt wurde. Als er fort war, murmelte der alte Herr: „Er säuft wie ein Schlauch." Aber es klang beinahe wie stille Anerkennung.

Am Dreikönigstag sollte die erste Hausmusik stattfinden. Für die zweite Geige wurde Joseph Italiener bestimmt, weil Karl Maria, der seinem alten Lehrer etwas Liebes tun wollte, ihn in Vorschlag brachte. Herr Achaz selbst führte die Viola.

Beim Abschied betrachtete der Graf den jungen Geiger mit ernstem Blick. „Mit den dummen Liebeleien ist es jetzt aus. Ordnung muß sein." Wieder tiefsten sich zwei Falten auf seiner Stirn, und er drehte grimmig die Schnurrbartenden zwischen seinen Fingern zu Schwertspitzen aus. Frau Beatrice hatte ein verträumtes Lächeln. —

Die Sperlinge schrien Karl Maria ihre Lärmmusik nach, als er mit seinem Glück davonrannte, und zwar spornstreichs zu Franziska Ermattinger, die Graf Achaz ihm als den guten Hausgeist bezeichnet hatte, der alles für ihn in die Wege geleitet habe.

Die Sängerin nickte zufrieden, als er seinen Dank stammelte. „Nun sind Sie im Wasser. Schwimmen müssen Sie allein." Sie wartete auf die Frage, wieso gerade er ihr in den Sinn gekommen sei, doch nichts dergleichen geschah. Da sagte sie nur langsam: „Als ich zum letztenmal im ‚Blauen Herrgott' war, erzählte die Gundl, daß Sie bald zurückkämen. Das hat mich auf den Gedanken gebracht."

Da fiel Karl Maria das Schicksal der Gundl ein, die im Schatten bleiben mußte, während er jetzt in die Sonne kam. Scheu fragte er: „Nicht wahr, mit Kundrys Stimme ist es nichts? Sie tut mir leid."

Beinahe heftig antwortete Franziska: „Die ist reich und gut. Da braucht sie keine Singerei."

Nachdenklich blickte er vor sich hin, wurde blaß und still und hatte ein feuchtes Schimmern in den Augen. Ganz leise fragte er, wie zum traurigen Vergleich: „Und wie ist's mit der Stimme von Miriam Italiener?" Rauh und schroff klang es, weil viel Weh drin zitterte. Die Hände hatte er zu Fäusten geballt und harrte finster auf die Antwort.

„Um die Miriam ist mir nicht bange."

„Nein, die ist kalt und klug." Wie eine Anklage war es. Steif und aufrecht stand er da, als hielte er sein Herz in beiden Händen und fürchtete, es könnte ihm davonspringen. —

Mit tausend Gedanken, heiteren und schweren, neuer Hoffnung und altem Leid, trat Karl Maria in den „Blauen Herrgott", als Johann Sebastian gerade das Mittagsgebet sprach. Die riesige Suppenschüssel dampfte auf dem Tisch, und die Williguths hoben die Löffel zum rüstigen Handwerk für Gaumen und Magen.

„So, da bin ich," sagte Karl Maria und verbeugte sich in schalkhafter Seligkeit, die ihm trotz aller Trauer aus den Augen lachte. Aller Augen hingen an ihm, und Kunigunde Williguth senkte den Blick aus Angst, die Herrschaft über sich selbst zu verlieren. Denn sie wußte, ihr Ziel war erreicht. Schließlich erfuhren alle die überraschende Begebenheit. Da gab es ein Lachen und Beglückwünschen, daß Frau Apollonia sorglich die Suppe zum Nachwärmen hinaustrug.

Als die Dämmerung ihre frühen Schleier spann, traf es sich, daß Karl Maria und Gundl Besorgungen für den Silvesterabend zu verrichten hatten. Beiden aber schien dies Alleinsein fern von allen Menschen viel wichtiger als Arak und Zitronen. Als sie wie Bub und Mädel still miteinander durch das zerlumpte Birkenwäldchen schritten, das einst sommergrün und leuchtend gewesen, wachte in ihnen etwas Schlummerndes auf, das unter Asche und Staub gelegen hatte, aber niemals ganz erloschen war. Mit leiser Stimme begann das Mädchen, als fände es am Glück dieses Tages Mut zum Rückblick in eine liebe Vergangenheit. „Denkst du noch dran, wie wir hier im Frühling saßen und du mir meinen Aufsatz in die Hand sagtest, weil ich so dumm und verzweifelt war?"

„Ach ja."

In den Herzen knisterte es wie heimliches Funkenspringen. Schwer sank die

Digitized by Google

Schuld auf Karl Maria. „Du warst immer lieb und gut, Kundry, und ich habe alles genommen und keinen Dank dafür gegeben."

„Doch, Karl Maria, einmal schon. Veilchen und Primeln waren es. Weißt du noch?" Treu und hell blickte sie ihn an und hielt ihm das Restchen Vergangenheit entgegen wie einen Bindfaden von Herz zu Herz.

„Dann weinten wir beide," spann er die Erinnerung fort. Sein Blick war ernst und lichtlos, voll versteckter Ungeduld.

Da schnitt sie den Faden entzwei. „Und heute lachen wir beide."

„Ja, heute lachen wir beide," gab er zu und war zornig, daß die Gedanken ihm wider Willen davonglitten, wie die roten Wolkenfedern, die fröhlich der Sonne nachsegelten. Grimmig lachte Gundl jetzt los, daß ihre Brust unter der Plüschjacke heftig auf- und niederflog. Er schaute auf und fragte unsicher: „Was ist dir, Gundl?"

„Eine dumme Gans bin ich." Sie hob die Hand und wies auf einen Graben, der jetzt mit Schnee und schmutzigen Blättern gefüllt war. „Dort saßen wir. Dann kamen die Italieners."

Ein bitteres Schweigen lag zwischen ihnen, ihr Atem ging in weißen Schleiern in die Winterluft. Als Karl Maria noch immer ruhig und gleichgültig schien, so hundeelend ihm auch in Wahrheit zumute war, nahm Gundl ihr Herz in beide Hände und fragte beinahe gereizt, wie ein Mensch, der endlich an sich selbst denken will: „Hat die Miriam wirklich ihr Herzblut für dich gegeben, wie sie damals sagte?"

„Wir hatten uns sehr lieb. Weißt du, damals in Weimar." Schlicht und selbstverständlich klang es und tat doch tausendfach weh, traf ins Blut und verdarb die letzte Hoffnung.

Kunigunde Williguth aber hielt wacker stand. Ihr Stolz wurde sogar reich, daß Karl Maria ihr allein alles vertraute, was er selbst seiner Mutter verschwieg.

Plötzlich brach es aus ihm hervor wie eine trotzige Beichte. Und war ein Schnitt ins Fleisch. „Meine Hände halten nicht fest, Kundry."

Sie verstand, was er meinte, und senkte den Kopf.

Das Rot des Abends verglomm. Kalter Wind fegte den Himmel blank. Eine durchsichtig wassergrüne Glocke stand über der weißen Welt. Kalt und klar, ohne Farbe und Licht. Frösteln kroch ins Blut. Die Einsamkeit war da.

Noch einmal flackerte das Flämmchen auf, ehe Gundl es erstickte. „Nicht wahr, wenn du nicht Ruhe und Rast findest, kommst du zu mir?"

Er erschrak vor seiner Stimme, als er antwortete: „Zu wem sollte ich sonst?"

Und sie griff dankbar nach diesem Trost und war fast glücklich, daß er sie schonte und die Glocken langsam ausschwingen ließ.

⁂ ⁂ ⁂

Nach Neujahr kam Karl Maria Tredenius ins Opernorchester, fand sich da bald zurecht und tat ernste Arbeit, die ihn froh und sicher machte, weil er jetzt Herr über alle dummen Träume war. Auch im „Blauen Herrgott" half er dem Onkel und fühlte sich gar nicht klein und gering, wenn er kindisches Volk in die Musik einführte, sondern gewann daraus nur neue Kraft. Und sah er in aufgesperrte Himmelsguckeraugen, war er noch einmal so liebevoll und rührte mit leisen Fingern an solch ein Kinderherz. Johann Sebastian erstaunte schier über diese Wandlung in seinem Neffen, nur hatte er stille Zweifel, ob dies alles von Dauer sein werde. Gundl Williguth freute sich über die Tüchtigkeit Karl Marias und war ihm eine treue Schwester wie stets, nur daß sie alle geheime Hoffnung zu unterst in ihre Truhe gelegt hatte und den Deckel fein geschlossen hielt. Dem Joseph Italiener aber schenkte sie endlich wieder freundliche Blicke, daß auch er alle Kümmernis verlor und von neuem Segel vor den Wind setzte.

Alles schien stark und fest gefügt und gesichert vor jedem Sturm. Bei einer Orchesterprobe streifte einmal die Miriam, die sich jetzt stolz Lippa Lippi nannte, an Karl Maria vorüber. Sein Herz klopfte, und seine Wangen wurden blaß. Miriam nickte kurz und ging schnell weiter, und gleich darauf flog ihre Stimme über das Orchester hin. So taten beide ihre Pflicht und gaben ihre alte Liebe für tot und begraben. Manchmal stolzierte Graf Dionys bei den Proben umher und trieb überhaupt ein lautes und selbstgefälliges Wesen. Karl

Digitized by Google

Maria aber hielt seine Geige und schloß die Augen, wenn erloschene Fackeln wieder hell aufbrennen wollten. Tag für Tag kam die Miriam vor seinen Blick, und er brauchte alle Kraft, um fest in den Schuhen zu bleiben und Balken um Balken zwischen sich und sie zu legen.

Um diese Zeit zog Giacomo wieder in die Welt hinaus, diesmal sogar, um in Australien seine Muskeln zu produzieren. Die zwei jungen Leute nahmen mit Kuß und Handschlag voneinander Abschied, und Giacomo sagte voll Zuversicht: „Mir ist nicht bange um dich. Du bist ein Mann geworden, Karl Maria."

Fröhlich entgegnete der Geiger: „Das hast du mich gelehrt, als du den Türken zu Boden warfest. Jetzt weiß ich, was Kraft ist."

Stolz lächelte der junge Riese und schlug Karl Maria derb auf die Schulter. „Vielleicht wären dir gar goldene Flügel gewachsen, wenn ich dem Kara Mustapha alle Knochen gebrochen hätte." Mit diesem Kraftwort schied er aus dem „Blauen Herrgott".

Einen Tag später versammelte Graf Achaz Rothenwolff sein Quartett, um seine musikhungrige Seele, die vor Aktenstaub schon ganz grau geworden, zu tränken und zu speisen mit der himmlischen Herrlichkeit, die der dicke Schubert in seinem D-moll-Quartett aufgespeichert hat. Frau Beatrice saß bescheiden im Hintergrund wie ein guter Hausgeist, der das ernste Tun der Männer mit einem milden Lächeln schmückt. Über ihrer Heiterkeit lag ein schwermütiger Schimmer, und ihre Augen wanderten in süßer Verstohlenheit zu Karl Maria Tredenius, der seine kostbare Geige nachdenklich stimmte. Wie ein tüchtiges Werk, das ihre kleinen Hände in diese Gotteswelt gestellt, schien ihr sein sicheres Wesen, das ein freudiges Schaffen und kein launenhaftes Irrlichtern war wie ehedem.

Dann schwirrten die Geigen im Wechselspiel zwischen Tod und Leben. Als sie nun den Hauptgedanken: „Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfangen" mit allerlei köstlichem und kunstvollem Blattwerk umrankten, verschleierte sich der Blick der Trix, bis ein richtiges kleines Herzweh zustande kam. Wie wenn der Morgen seine Taunetze über alle Blüten spreitet, ehe die Sonne aufflammt. Und durch das Silbergrau schimmert alle Farbe und alle Schönheit, und eine große Sehnsucht wartet mit ausgebreiteten Armen. Solch ein zarter Schleier verhüllte das Herz der Trix und gab doch das kleine Geheimnis preis. Reich und innig klang Karl Marias Geige, daß ein scheues Wundern die junge Frau erfüllte. Hoffmann und die Romantik der Wanderjahre hatten seine Hände gelenkt, daß er das silberne Gespinst Meister Schuberts in Demut nachschuf und alle Feinheiten auszüselierte wie ein richtiger Silberschmied.

Sein Auge traf die Trix. Da lächelte er, und sie winkte ihm zu.

Herr Achaz strich den Schnauzbart, eine komische Falte lief ihm von der Nase zum Mundwinkel. Die grauen Augen funkelten in zwiespältigem Feuer. „Tod und Teufel, das war ein feines Stück."

Joseph Italiener trat zu Karl Maria und drückte ihm stumm die Hand wie einer, der sich vor dem Größeren beugt. Sie blickten einander an, ruhig und freundlich, weil Kundry Williguth nimmer zwischen ihnen stand.

Den ganzen Abend war Beatrice in sonderbarer Bewegung, bald kalt, bald heiß, eine kluge Frau und ein wildes Mädel. Funken knisterten in ihrem Blut, wie wenn eine Fackel langsam ins Brennen kommt. Seligkeit und Schrecken zugleich. Ihr Blick ging auf irre Suche und haftete wie im Spiel auf einer kleinen Biskuitfigur. Ein chinesischer Götze in smaragdgrünem Gewande hockte auf pflaumenfarbigem Sockel, hielt eine Art Rosenkranz in den Händen und hatte ein feinmodelliertes Schuhchen in unglasiertem Biskuit vor sich liegen. Das zierliche Ungetüm hieß der Gott der Fröhlichkeit. Beatrice nickte ihm zu, als wollte sie fragen: ‚Ja, sage nur, Dicker, wo ist denn meine Fröhlichkeit hingeraten? Ich möchte sie gerne wieder haben.' Aber der Götze blieb stumm.

Da schaute Frau Beatrice wieder von ihm fort zum Geiger Tredenius, der schlank und hell im Kerzenschimmer saß und gerade in eine musikalische Fehde mit dem allezeit streitlustigen Großpapa Achaz vertieft war. Ein stiller Zorn wetterleuchtete im Blick der jungen Frau, wie

Digitized by Google

wenn ein heimliches Schenken ohne Dank bleibt.

Als Joseph mit Karl Maria heimwandelte, sauste der Wagen der Gräfin vorüber. Die roten Lichter tauchten aus dem Frostnebel. Da fragte der Rotkopf: „Sage mal, ist die eigentlich glücklich?"

„Die hat das goldene Lachen. Daran wird sie immer wieder frei."

„Glaubst du?"

Da schlug der Gedanke in Karl Maria Wurzel, ob das Lachen der Trix im Grunde nicht oft so falsch klinge wie das der Gundl klang, als diese am Silvesterabend ihr armes Herz entschleiert hatte. —

Von seinem Glück brachte Karl Maria den besten Reichtum zu Frau Beatrice in das Haus, aus dem er einst als dummer Junge wie ein Verzweifelter geflohen war. Frisch und frei schritt er jetzt durch die Kastanienallee, deren schwarzes Astwerk weiße Schneepelze trug. Wieder war es Winter, aber Karl Marias Herz war reich und glücklich, so daß der verödete Park ihm hell und grün erschien. Ja, das war das richtige Schloß Mirabell!

Wieder flatterten Krähen auf und zogen krächzend von Baum zu Baum. Aber Karl Marias Sehnsucht hatte nimmermehr Lust, mit ihnen den Wettflug zu tun. Fest schritt er in seinen eigenen Schuhen, die er auf seiner Wanderschaft ausgetreten hatte. Und doch hüpften Flämmchen in seinem Blut wie Irrwische aus einer versunkenen Welt.

Mit leisem Lächeln empfing ihn die Trix, als hätte sie schon lange auf ihn gewartet. „Nun sollte ich furchtbar feierlich sein, wie eine alte Tante. So habe ich dir's wohl einmal versprochen. Aber ich lasse es lieber und will nur glücklich sein."

Wie Feierklang war es über den zwei Menschen. Nur du und ich.

Dann frühstückten sie. Mit roten Wangen und vergnügten Augen goß die junge Frau den Tee in die chinesischen Schalen und ließ ihre schlanken weißen Hände vor Karl Marias Blick auf und nieder spazieren, bis er sie plötzlich festhielt und küßte. Heiße Freude loderte in ihr auf. Doch sofort runzelte sie die Brauen und sagte kurz: „Du bist noch immer das alte Dummerl."

Und flugs ließ sie den kleinen Achaz auf der Bildfläche erscheinen, so recht ihr winziges Ebenbild. Zuerst zog er ein grämliches Gesicht, als er den fremden Onkel erblickte, dann aber schlug er die Händchen ineinander und krähte vergnügt sein herzdummes: „Dada! Mama!"

Stille Verlegenheit lag süß und warm wie heimlicher Besitz zwischen den beiden Großen. Da brachte Karl Maria das Gespräch auf seine Musik, und Frau Beatrice lief eifrig mit ihm den gleichen Weg, Hals über Kopf, in blinder Angst vor einer Erkenntnis, nach der doch ihre Sehnsucht rang. Er geriet auf seinen Mozart, dessen Musik er als Befreierin aus der Enge des Lebens pries, das bis dahin in Deutschland hinter umzinnten Mauern geschlafen und nur in den Herzen der braven Organisten und Schulmeister schier verschämten Feiertag gehalten habe. Wie eine Beichte war es, als wollte er der lieben Frau seinen ganzen Reichtum zeigen. Blick tauchte in Blick, und darin war die ganze süße Heimlichkeit wie die goldene Ernte dieses Sommers aufgespeichert. Ein blitzschnelles Begreifen und wieder die seltsame Scheu, daß Karl Maria mit beiden Füßen in eine herzhafte Dummheit hineinsprang.

Altes Bild wider neues Bild.

In irrer Hast erzählte er, daß Mozarts „Entführung aus dem Serail" vorbereitet werde und Miriam Italiener die Konstanze singen sollte.

Zorn packte die Trix, daß er seine Leidenschaft so kurz abtat. Beinahe heftig unterbrach sie ihn: „Und da kannst du sitzen und geigen?"

Trotzig kam die Antwort: „Ja, das kann ich jetzt."

Und in starkem Feuer blickten seine Augen in blaue Fernen wie in eine tote Welt. Ein jäher Schrecken mitten drein, als er erkannte, wie alle diese heiße Schönheit von einst kalt und klein in Scherben lag.

Ein Schweigen kam jetzt.

Beide fühlten, wie unendlich feine Fäden aus dem Dunkel ins Licht schimmerten und wie lange Verborgenes Tagesrecht erlangte. In stiller Angst schauten sie in dies Wunder. Und fürchteten das nächste Wort. Da holte Trix den zappelnden Achaz und setzte den unwillig krähenden Bengel mitten auf den Tisch. Aber Klein-Achaz stieß mit den winzigen Fäusten den Onkel fort, der sich lächelnd über ihn beugte.

Digitized by Google

„Bist ein garstiger Bub," zürnte die Mutter und küßte das Kerlchen.

Und Karl Maria, der ein Glück in sich trug, das immer heller und reiner aus dem schweren Schweigen wuchs, tat geschäftig dasselbe. So irrten ihre Küsse über das Achazlein, bald hierhin und bald dorthin, bis der Knirps mit einer jähen Wendung auf den Bauch rollte und sich so diesen unbehaglichen Liebkosungen entzog. Da geschah ein Wunder. Sie wollten weiter küssen und taten es auch. Und da Achaz sich bescheiden entfernt hatte, irrten ihre Küsse ins Leere und trafen sich plötzlich. Mit roten Köpfen hielten sie ein. Der liebe Gott hätte es nicht besser machen können, so artig war das Ganze angestellt.

„Das nächste Mal bringst du die Geige mit," entschied Frau Beatrice und strich das leiswellige Haar zurecht. Klein-Achaz aber blickte mißbilligend auf das Paar und rollte sehr vergnügt zwei chinesische Teetassen über den Tischrand.

In heiterer Seligkeit war Karl Maria gekommen, mit heimlicher Schuld bepackt trabte er von dannen. Sein Blut brannte. Tote Träume formten sich wieder aus dem Nebel, in den sie allgemach zerronnen waren in dieser Zeit der Arbeit und des Reifens. Gleichgültig schien ihm auf einmal der „Blaue Herrgott", armselig das Treiben der lieben Menschen, die Fragen Johann Sebastians tat er kurz ab, und schon am nächsten Morgen wurde ihm die so liebgewordene Arbeit mit den kleinen Jungen und Mädchen, die der Musik dienen wollten, zur lästigen Pflicht. Und nach langer Zeit sehnte er sich wieder, mit Andreas Katzenkopf die hungernde und dürstende Freiheit zu teilen. Böse Nächte kamen, da zorniges Weh den Schlaf raubt und das Gehirn qualvolle Arbeit tut. Er gab verkehrte Antworten, wenn der Tag sein Recht verlangte, und wurde lässig, wenn er im Orchester die Geige strich. Dabei rannen die Tage, und er mied die Trix. Trotzig vergrub er sich in seine Einsamkeit.

Und dann lief er doch wieder mit seiner Geige in das weiße Haus mit den grünen Fensterläden. Diesmal aber warf er seine Musik sogleich wie einen Schild vor sich hin. Und Frau Beatrice tat ihm den Willen. So rannten sie auf krummen Wegen ihrem Glück davon, als fürchteten sie, sonst den Mut zu diesem Verzicht zu verlieren.

Klein-Achaz spielte auf dem Teppich. Konnten sich die beiden nicht länger fassen, mußte der Knirps herhalten zu allerlei sinnlosen Liebkosungen. Hoch loderten die Flammen. Sie hielten die Hände ängstlich an sich gepreßt und wollten sich doch alle Schätze ihrer Herzen schenken. Hingegeben und hilflos wartete die junge Frau.

Karl Maria spürte seine Macht in allen Adern pochen, und zugleich brannte in ihm tiefes Mitleid mit diesem demütigen Warten. Langsam und leise verriet er das Geheimnis seiner Violinsonate, gab Beatrice ein kleines Geschenk mit zögernden Händen, um nicht alles schenken zu müssen. Dann probierten sie zusammen. Ihre Herzen schlugen den Takt. Ein Auf- und Niedergleiten zarter Hoffnungen, die nicht ins Freie dürfen, inniges Zugreifen und bitteres Nichtwollen. Mit heißen Köpfen trieben sie das Spiel, er mit der Geige, sie am Klavier.

Gerade brummte der Baß wider das feine Schwirren der Geige, da trat Graf Achaz Rothenwolff ins Zimmer, nickte vergnügt und saß ganz still in der Ecke, bis die Musik schwieg. Dann lobte er die Melodik, fand einiges auszusetzen und harrte auf Widerspruch.

Als dieser ausblieb, ging er, die Hände auf den Rücken gelegt, im Halbdunkel auf und ab und ließ hie und da einen scharfen Pfiff hören. Plötzlich legte der alte Herr die Zigarre ab und fragte knurrend: „Wo ist eigentlich der Dionys?"

„Ich weiß es nicht, Großpapa."

Herr Achaz blieb stumm und mißhandelte seinen Schnurrbart.

Wortkarg und verstimmt schritt er dann mit Karl Maria durch die Winternacht. Als der Geiger sich verabschiedet hatte, blickte Achaz ihm verdrossen nach, schob den Zylinder aus der Stirn und murmelte: „Mir scheint, Alter, du hast da eine Riesenesselei getan."

Am nächsten Morgen hatte Graf Achaz eine scharfe Unterredung mit dem blonden Dionys, daß auch dieser die Miselsucht bekam und wider seine Gewohnheit grob und derb durch Haus und Leben fuhr und schließlich bei der Miriam Italiener in Sack und Asche endete. Auch Herr Achaz

Digitized by Google

blieb mürrisch und übelgelaunt, zankte sich mit seinen Kapellmeistern und sogar mit dem Kammerdiener und Leibmusikus Rossi, bis dieser eines Abends, als Achaz Rothenwolff ohrenzerreißend scheußlich auf seiner Geige kratzte, kurzangebunden sein Cello absetzte und den überlangen Schnurrbart kunstfertig in Spiralen drehte, so daß rechts und links von dem verfallenen Mund ein schwarzes Kränzlein lag. Seufzend sagte er dann: „Ach ja, die Kinder."

Graf Achaz griff freudig zu, als sein Vertrauter ihm die Brücke warf, und gab dem Söhnlein Dionys üble Worte.

„Die arme Gräfin!" sprach bedauernd der Famulus.

„Ja, die kann einsam sitzen und spinnen. Mein Herr Sohn aber lächelt unschuldig, wenn man ihn anpackt, er weiß von nichts, er tut nichts, kurz, er ist der reinste Engel im Flügelkleid. Geigen wir weiter!"

Das geschah nur eine Weile, da hatte Graf Achaz noch etwas auf dem Herzen. „Nicht wahr, der Tredenius ist ein feiner Kerl? Ton und Strich wie bei einem himmlischen Primgeiger."

Friedlich nickte Jacopo Rossi und schloß schlau die blinzelnden Augen. Er ließ seinen Herrn gerne wie ein Fischlein auf dem Sande zappeln. Grimmig grübelte Achaz seinen Gedanken zu Ende. „Soll der Tredenius ewig im Orchester sitzen?"

„Hat er Sehnsucht fortzugehen?"

„Ach was, man muß etwas für ihn tun. Weißt du, Alter, ich habe den Karl Maria als kleinen Buben gekannt. War kein leichtes Leben, das er da hatte."

Der Kapellmeister von Turin öffnete hurtig die Augen und schlug unruhig mit den Wimpern, den fröhlichen Spott nicht merken zu lassen. „Hm, ihm fehlt allerdings noch der letzte Schliff."

„Ja, so meine ich es auch."

Rossi faßte nach dem Schnurrbart und rollte die Spiralen wieder auf zum Zeichen, daß er mit seiner Weisheit im reinen war. „Hans Geßner —" schlicht und bescheiden brachte er diese zwei Worte, die den kleinen Grafen wie eine Stahlfeder emporschießen ließen.

„Donnerwetter, ins Schwarze getroffen! Hans Geßner hat mal wieder die Melancholie und brütet Windeier. Aber es gilt: der Tredenius soll sein Schüler werden."

Jetzt hatte er sein Schmunzeln zurückgewonnen. Wie Sonnenschein schimmerte es über sein Runzelwerk. Er reichte dem klugen Rossi die Hand. „Brav, alter Mensch!" Gleich darauf aber rief er: „Jetzt wieder an die Geigen!" Und er kratzte seelenvergnügt den melodischen Gesang des Cellos nieder.

Als dem Musikgrafen sein geheimes Plänchen, den flatterhaften Dionys durch blindwütige Eifersucht auf Karl Maria Tredenius in das eheliche Heim zurückzuführen, mißglückt war, wandte sich sein Zorn gegen Lippa Lippi, der er nun allerlei am Zeug zu flicken begann. Aus Vorsicht aber nicht ohne den treuen und vielgewandten Jacopo Rossi zu Rate zu ziehen, der Achaz als sein musikalisches Gewissen in allen Fährlichkeiten seines frischtrotzigen Intendantenlebens begleitete. Seit dem prächtigen Einfall des gewitzten Italieners, des Geigers Tredenius Seele an Meister Hans Geßner zu verhandeln, um seinen Herrn aus übler Lage zu retten, ließ Graf Rothenwolff den klugen Alten gar nimmer von sich, trotzdem dieser sich bescheiden im Hintergrund hielt und niemals mehr sein wollte als des Grafen Achaz Kammerdiener und Leibmusikus. In allen Proben hatte er seinen Platz hinter dem Generalintendanten, melancholisch zusammengeduckt, die spinnenartigen Finger um das kahle Haupt gelegt.

Als die Miriam einmal in der Bravourarie der Konstanze ihre Stimme nachlässig behandelte, weil ihr Herz gerade in tausend Flämmchen brannte und ihre Augen im Halbdunkel den Geiger Tredenius erkannten, polterte Achaz los und ließ abklopfen. Miriam schaute den Erzürnten lange an, zuerst selbst zornig, dann erschrocken, und sagte schließlich mit klugem Lächeln: „Verzeihung, das war häßlich von mir." Und bat höflich um frischen Einsatz des Orchesters. Aber wieder schnappte sie vor dem Hindernis ab. Da wetterleuchtete es in ihrem widerspruchsvollen Gesicht, die kurze Oberlippe schwang keck aufwärts, der volle Mund zuckte vor Scham. Sie warf den Kopf zurück und krallte die Finger in ihr Kleid.

Der Graf verbiß seinen Zorn, weil ihm dieser trotzige Ehrgeiz gefiel, und fragte ganz sänftiglich: „Was ist denn heute los?"

Digitized by Google

Miriam tat einen kurzen Blick ins Orchester, wo Karl Maria seine Geige hielt, und ein weicher Schimmer trat in ihre Augen. Mit zitternder Stimme antwortete sie: „Ach, Herr Graf, es ist zu dumm. Ich bin ein armes Judenmädel, mein Elternhaus ist schwarz und schmierig. Aber lieb hab ich es doch. Jetzt wird es abgerissen. Ein kleiner Garten war da, mit einer uralten Linde. Die liegt jetzt gefällt. Und da kann ich nicht singen." Eine tote Sehnsucht klagte, rot leuchtete das Herz unter dem Maskenkleid. Und doch schien es, als schnellte sie diese Worte ins Dunkel des Orchesters und hätte sie gar nicht für den Intendanten bestimmt.

„Das ist freilich ein Grund," brummte der Musikgraf und lächelte schier freundlich. Insgeheim aber grübelte er, was dieses Prachtmädel an seinem Windhund Nisi nur finden konnte. Die war ganz Nerv und Blut, voll heißer Wünsche, und küßte den armen Dionys höchstens als Türöffner ins neue Leben.

Als Miriam endlich ihr Organ in die Hand bekam, versah es die erste Geige und blieb kläglich zurück. Deutlich hörte man ein greuliches Kratzen von dem Platze des Geigers Tredenius.

Graf Achaz spitzte die Ohren. Wie Mitleid mit all dieser dummen und reichen Jugend packte es den alten Mann. Lippa Lippi aber lächelte glücklich und schwang sich fort über ihr Leid.

Am Schlusse der Probe trat Karl Maria zu ihr und fragte ernst: „Ist das wahr mit der Linde?" So wechselte er seit den Tagen von Weimar das erste Wort mit der Miriam.

„Freilich, sie zerstören alles." Zaghaft und scheu klang es, Licht und Schatten huschten über ihr Gesicht. Sie wollte mit ihm von dem alten Garten Abschied nehmen. Aber sie sprach es nicht aus, und er schwieg. Zu einer Bitte war sie zu stolz. So schluckte sie ihr Weh hinab und gab ihm kalt die Hand.

Karl Maria hielt für tot, was Miriam mühsam erstickte. Er begriff sie nicht und ging im Haß davon.

⁂ ⁂ ⁂

Am selben Abend eilte er vor der Vorstellung in die stillen alten Gassen auf heimliche Suche. Es war später März, überall ein schüchternes Sprossen. Ja, sie zerstörten alles. Bauschutt versperrte den Weg. Durch leere Fensterhöhlen blickte ein blaßblauer Himmel. Die Front des Hauses war schon abgetragen. An aufgeschichteten alten Ziegeln vorbei schlich Karl Maria in den Hof. Da lag die Linde, noch kahl, aber mit tausend Knospen, vom Rosenstock sah er nichts mehr. Nur der Fliederbaum stand noch, halb begraben in Staub und Steinsplittern.

Karl Maria setzte sich auf den Lindenstamm und ließ das Schweigen um sich sein. Wie in eine große Einheit tauchte er hinab, wo Grau und Rot in ein mildes Dämmern fließen. Viele Jahre lang hatte diese alte Linde grüne und goldene Blätter und auch Schneelasten getragen und alles überdauert, was ringsum an Leid und Freude geschah. Jetzt war sie tot, zerspelltes Holz, und der Knospenansatz verdarb. Der Sturm hatte in ihrem Wipfel gewühlt, wie im Laubwerk der Bäume um das Haus der Miriam, als zwei Brautnacht hielten. Und heute gingen die beiden getrennte Wege, schlossen die Augen vor dem Zauber verküßter Seligkeit.

Allmählich glitt Karl Marias Bitterkeit in einen stillen Trotz hinüber. Und dann quoll heiß und hastig eine große Dankbarkeit in ihm auf. Mit zuckenden Fingern zog er einen schwarzen Strich unter das Märchen seiner Kindheit. Und atmete tief. Nichts ging verloren in dieser reichen Gotteswelt, alles hatte seine Ewigkeit, wenn auch Menschen und Bäume umsanken. Hart und herb hatte Karl Maria diese Demut erlernt, aber jetzt hielt er sie fest als seinen besten Besitz. So brachte er sein Herz zur Ruhe, während rings ein scheues Blühen und Knospen war. Er zog die Lippen kraus und lächelte wie einer, der das Gute gar nimmer verlieren kann.

Plötzlich kroch wieder der Zweifel empor, und ganz ferne eine blasse Sehnsucht. Die dummen Küsse, über den Kopf des kleinen Achaz fortgegeben, schwelten in seinem Blut. Er nahm als Recht, was doch nur ein Diebstahl sein konnte, und wehrte sich gegen dies Verzichtenmüssen. Mit geballter Faust hämmerte er wider das absterbende Holz, als sollte ihm der alte Jugendfreund Antwort geben.

Aber alles blieb still.

Digitized by Google

Plauderstunde

Gemälde von Oswald von Krobshofer

Digitized by Google

Digitized by Google

Karl Maria wünschte sich die Muskeln des Giacomo, der alles vor sich niederzwang und seinen Weg durch dick und dünn brach. Die Tredenius aber hatten schweres Blut und guckten nur dem Leben zu, statt es kräftig zu packen. Karl Maria warf die Hand durch die Luft. Wie ein Schwerthieb. Der Wind fegte seine Augen blank. Er nickte ein stummes Adieu und ließ das Tote tot. Einen Augenblick zögerte er. Zu Vater und Schwester! Ein Locken sprang in ihm auf. Dann kalter Ekel. Trotzig schüttelte er den Kopf. Totes sollte tot bleiben. So fühlte er seine Reife. Und dann in diese schmerzklare Erkenntnis ein rotes Leuchten. Die liebste Frau: Beatrice. Ein Branden und Brausen, wild und wellenhoch: die Leidenschaft zu seinem eigenen Leben. Lind und lau lockte die Geige, wie dieser frühe Frühlingsabend im Judengärtlein von einst. Harte Hände und trotzige Tat. Das sollte gelten. —

Da griff Karl Maria ins Leben und tat einen harten Griff wie einer, der es noch nicht gewohnt ist. Joseph bettelte mit treuen Augen um sein Glück, das hier wohnte und nicht zu ihm finden wollte. Zum erstenmal sprach er offen von seiner Liebe, scheu und verlegen, als bekenne er ein Verbrechen.

Ganz dunkel war Karl Marias Blick. Lange blieb er stumm. Mit rauher Stimme sagte er endlich: „Komm!“ Und er schritt vorauf in den Musiksaal, wo Gundl allein über einer Stickerei saß, die ein Hauskäppchen für Vater Sebastians kahlen Scheitel werden sollte.

Gundl nickte den zwei Männern entgegen und legte die Stickerei weg. Joseph Italiener schaute in Gottergebenheit auf das geliebte Mädchen, und Karl Maria sagte mit merkwürdig fester Stimme, wie es nur die ganz Zarten in schweren Augenblicken tun: „Da ist mein alter Lehrer. Weil er aber als Schlemihl und Traumichnicht im ganzen Leben zu nichts den Mut hat, muß ich es für ihn tun. Er hat dich lieb, Gundl. Und jetzt sage mir, ob du ihn leiden kannst.“

„Karl Maria!“ stammelte Joseph und rang bittend die Hände. Aber Karl Marias Augen brannten in denen der Kundry, grausam und doch leuchtend, wie einer blickt, der eine Last von sich tut.

Kunigunde Williguth war aufgestanden, ihr Schattenriß schwamm auf dem Goldgrund des Fensters, hinter dem die Märzsonne im Sinken war. Langsam strich sie über ihr goldenes Haar, als ob der Schimmer fort sollte. Die Worte, die sie am Silvestertag zu Karl Maria gesprochen, fielen ihr ein. ‚Jetzt ist es Abend.‘ —

„Ich kann noch nicht,“ murmelte Kunigunde Williguth.

Karl Maria war sehr blaß. Die Stirnbuckel und das Kinn waren trotziger als je, der weiche Mund knapp geschlossen. Heute fügte er das Schicksal von Gundl Williguth, die an ihn geglaubt hatte in dunkler Nacht, da alle Lichter aus waren. Als die beiden zögerten, stieß er die Worte heraus wie im Krampf: „Mein Liebstes gebe ich fort, meine Schwester Gundl. Merke dir das, Joseph!“

Hell brannten die dunkelblauen Mädchenaugen. „Wenn Karl Maria am Ziel ist, kommen Sie wieder, Joseph!“ So besann sie sich noch einmal ihrer Pflicht.

Verzweifelt rieb der ehrliche Joseph die Fingerknöchel widereinander. Zum zweitenmal schon erhielt er diesen Bescheid. Er konnte ja Karl Maria kein Königreich schenken. Plötzlich zog ein breites Grinsen um seinen Froschmund, scheue Pfiffigkeit blitzte in den braunen Augen. „Viel weiß ich nicht, Fräulein Kundry. Aber Hans Geßner ist in der Stadt.“ Und behutsam schaute er auf Karl Maria, der stumm in das Abendgold starrte.

„Hörst du, Karl Maria, Hans Geßner ist da!“ wiederholte das Mädchen, rot vor Freude. Karl Maria aber schwieg, nickte kurz und ging hinaus.

Gundl nahm Josephs Hand und dankte ihm. „Einen solchen grundgescheiten Einfall hätte ich Ihnen gar nicht zugetraut.“

Und Joseph lächelte glücklich über diese Anerkennung.

Im Hausflur traf er Karl Maria, der plötzlich von ihm wissen wollte, wie es mit Vater und Schwester stand. Widerwillig gab Joseph Auskunft. Es war das alte, trübe Bild von Menschen, die das Leben betrügen möchten und schließlich doch nur selbst genarrt werden. Daß sich feine Fäden von dem zerstörten Judengärtlein und von dem Namen Hans Geßner zu Franz und Martha Tredenius zurückspannen, ahnte

Digitized by Google

Joseph nicht. Und ebensowenig, daß Karl Maria heute allen Bauschutt seines Lebens fortstieß.

Leer klappern Josephs Worte. Keines trifft. Karl Maria senkt den Kopf, beißt die Zähne zusammen. So wartet er, ob sein Blut spricht. Doch alles bleibt still. Da regt es sich aus dem Dunkel, hell und scharf umrissen, wie das liebe Bild der Gundl auf goldenem Abendgrund. Mit schwerem Flügelschlag streicht es vorüber. Seit gestern zum zweitenmal. Die Leidenschaft zu seinem eigenen Leben. Starr streckt er die Arme. Jeder Muskel strafft sich. Und sagt leise: „Ich will zur Arbeit." —

⁂ ⁂ ⁂

Alles versank, wurde klein und nichtig wie Schrumpfblätter, die der Herbst braun brennt. Karl Marias Sinne waren stumpf für alle Außenwelt, auch für das stille Lächeln der Trix, an deren Schönheit sein Blick vorüberirrte. Wenn ihr liebes Geplauder um ihn geschäftig war, blickte er manchmal ganz verloren in die Ferne, daß ein kurzes Ja oder Nein seine ganze Antwort blieb. Dann kam er wie aus einem Schattenreich zurück und war heiter und lebendig mit dem Achazlein und mit dessen Mutter. Das wechselte wie Sonnenblick und Regenschauer in diesem April. „Du liebe Frau," murmelte er voll Sehnsucht und hob dabei nicht einmal den Blick. Sein Ehrgeiz war karges Erdreich für seine Liebe.

Nun hatten sie ihre Heimlichkeit und wurden ihrer doch nicht froh. Wenn im Theater der Beifall aufrauschte, zuckte Karl Maria zusammen, als geschähe ihm ein Unrecht. Der Zorn über diese dumme Eitelkeit half zu nichts. Der brennende Durst blieb. Wie bei einem, der seine Kraft kennt und sie doch nicht brauchen darf. Karl Marias Lachen im „Blauen Herrgott" klang wie ein falscher Ton auf der Geige. Die einfachen Menschen bemerkten es nicht. Trix aber sah klar. Und eines Tages sagte sie zu Großpapa Achaz: „Unser Tredenius hat wieder das Wanderblut."

„So? So?" murmelte der Alte und verbarg mühsam ein zufriedenes Lächeln.

Tags darauf schenkte er Frau Beatrice ein hübsches Rokokobild von der Hand des deutschen Malers Georg David Matthieu. Als er glücklich einen passenden Platz für die zierliche Malerei, das Bildnis eines fürstlichen Geschwisterpaares aus dem Hause Mecklenburg entdeckt hatte, rieb er schmunzelnd Hand wider Hand und guckte aus listigen Äuglein in die Welt. „Ist das nicht prachtvoll gemacht, liebe Bea," fragte er, „wie die kleine Prinzeß mit dem Fächer in den Park weist und den Bruder anlächelt? Und der Knirps erwidert unschlüssig und zaghaft das Lächeln der Schwester, wischt mit dem Federballschläger hin und her und weiß nicht recht, was er tun soll."

„Ich danke dir sehr, Großpapa," antwortete Beatrice, indessen ein ganz kräftiger Zorn in ihr aufwuchs wider den alten Schlaukopf, der seine Diplomatenkunst jetzt an jungen Herzen versuchte und dem heimliches Herzweh vogelleicht wog.

Als der Geiger Tredenius die Malerei des Matthieu zum erstenmal schaute, schob er die Brauen kraus und blieb wortkarg. Ganz leise fragte die Trix: „Willst du in den Park, Karl Maria?"

Da starrte er lange auf das Idyll, über das alle Wunder und Zärtlichkeiten von Farbe und Licht ausgegossen waren, und nickte stumm. Blaß und schön stand Trix neben ihm und lehnte das Gesicht an seine Schulter: „Laß dich nicht halten!"

Er glitt an ihr nieder und legte den Kopf in ihren Schoß. „Es ist stärker als ich." Wie ein zorniger Schrei war's.

„Das soll es auch sein."

„Ich will sie zwingen, alle, mit meiner Geige."

Er wußte nicht, daß er dieselben Worte gebrauchte wie vorzeiten die Miriam Italiener. Damals hatte er darüber trotzig gelacht und seinem Herzen jedes Opfer gebracht. Heute verfiel er dem gleichen Bann.

Und plötzlich schrie er auf: „Du liebe Frau!"

Aber sie küßte ihn nicht. —

So lebte Karl Maria in unerfüllter Sehnsucht. Gundl Williguth, die Licht und Schatten seiner Natur von Kindesbeinen kannte, warf manchmal die Frage hin: „Nicht wahr, der ‚Blaue Herrgott' ist ein armseliges Schneckenhaus?" Er drückte ihr stumm die Hand, wie einer, der nicht laut Ja sagen will. Einmal faßte sie Mut. „Warst du bei ihm?"

Karl Maria wußte, daß sie Hans Geßner

Digitized by Google

meinte. „Nein, es ist so schwer, wieder Schulbub sein."

Ehe die Kundry noch einmal einen Gang zu Franziska Ermattinger tun konnte, um den Karl Maria in sein Schicksal zu schmuggeln, ließ Graf Achaz Rothenwolff seine Minen springen. Und es war kein Sterngucker mehr, der die erste Geige in Brahms' B-dur-Quartett führte. Gundl Williguth hätte ihre Freude an dem zähen Eifer gehabt, mit dem Karl Maria ans Werk ging, und das blonde Mädchen hätte still gelächelt vor Glück, wie eine echte treue Schwester. Und ein anderer hätte dicke deutsche Tränen vergossen: Meister Johann Sebastian. Denn es war deutsche Musik, tief und versonnen, die der junge Tredenius da in den Barockbau gebracht hatte, langsam und geschickt, sehr gegen den feinen und klugen Sinn des Grafen Achaz und seines getreuen Rossi, die ihre zierlichen Zöpfchen und verschnörkelten Passagen aus einer Bastion nach der andern verdrängt sahen. Deutsche Demut trug der Junge in sich, eine Gabe aus dem „Blauen Herrgott", und deutschen Träumersinn, der sein Haupt unter den Sternenhimmel bettet und einen Sonnenblick durch Regenwolken höher schätzt als goldenen Prunk. Das war ein Geschenk des Weltwanderers Andreas Katzenkopf, der verschollen blieb wie die Germanen, die im Südland verschwunden sind und aus deren heißem Blut der Grenzwein sein Irrlichtern holt.

Frau Beatrice opferte ihre verspielte Liebe dem schönen Trotz, der Ziel und Zweck fest in Hand und Herz hielt und nun endlich Herr über Karl Maria Tredenius war. „Mein lieber Bub," murmelte sie und blickte auf den festgeschlossenen Mund, in Trauer und Freude, daß er zu ehrlich zu schalen Liebesworten war. Beatrice Rothenwolff war die zweite Frau, die Karl Maria viel gegeben hatte und die jetzt selbst im Schatten blieb wie Kunigunde Williguth. Von der Miriam Italiener aber hatte er den Ehrgeiz und den zornigen Willen, der an jedes Hindernis ging, wie das Judenmädchen es mit ihrer Stimme tat. An allen dreien war Karl Maria gewachsen und wanderte jetzt der Vollendung entgegen.

So geriet dieses Quartett allen zur Freude, selbst dem widerhaarigen Jacopo Rossi, der ein Jugendfreund Verdis war. Auch Frau Beatrice blickte still und zufrieden. Trost war ihr der Gedanke: ‚Du bist auch in diesem Wunder drin.'

Die Viola des alten Grafen sang über das Trio der andern Stimmen weg wie ein Zauberer, der die gefoppte Menschenwelt verspottet. In dieser Rolle gefiel sich Herr Achaz und sank voll Behaglichkeit in das innige und schalkhafte Finale. „Ihr dummen Menschlein!" brummte er und setzte die Geige ab.

„Dieser Brahms ist nicht ohne Talent," erklärte mit widerwilliger Anerkennung der Maestro aus Turin.

„Ich bin stolz, daß ich dein erster Lehrer war," sagte Joseph Italiener und blies die Backen auf.

Stolz und Demut stritten in Karl Maria. Ganz leise, wie aus einem inneren Ringen, kamen die Worte: „Jetzt will ich Hans Geßner bitten, daß er mich als Schüler nimmt."

„Ja, tue das!" nickte die Trix.

Graf Achaz lächelte wunderlich und wandte sich um, als suchte er etwas. Aus dem Hintergrunde sprach eine klare Männerstimme: „Es gilt, Tredenius!"

Karl Maria erkannte die Stimme. Unwillkürlich zog er das Haupt zwischen die Schultern wie einst, da er als kleiner Junge, der mit seiner Geige in reiche Häuser lief, diesen fremden Mann zum erstenmal gesprochen hatte. Kluge blaue Augen leuchteten ihm entgegen. Nur der Schnurrbart war jetzt weiß, und viele Falten gruben kreuz und quer in dem ernsten Gesicht.

Hans Geßner gab Karl Maria die Hand. „Wir sind ja alte Bekannte." Blick traf in Blick.

„Es ist kein Wunder, Tredenius. Ich saß im Nebenzimmer."

Vergnügt murmelte Graf Rothenwolff: „Der Missetäter bin ich."

Jacopo Rossi rückte steif und würdevoll Stühle zurecht und verriet mit keinem Muskel, daß seinem Musikantenwitz dies artige Plänchen entsprungen war.

Karl Maria kämpfte noch mit seiner Überraschung und seinem Stolz. Hans Geßner baute ihm goldene Brücken. „Damals sind wir nicht zusammengekommen. Vielleicht kann es heute sein."

Digitized by Google

Noch immer zögerte Karl Maria. Da trat Frau Beatrice dazwischen, helläugig und herzfroh, wie schon lange nicht, und legte dem jungen Geiger stumm die Hand auf die Schulter, wie die Gundl es nicht anders getan hätte. Und Karl Maria fragte ganz bescheiden: „Darf ich Ihr Schüler sein?"

Beatrice atmete tief. Nun gab sie ihn fort. Zuerst schmerzte es wie ein Opfer, dann huschte die Freude nach. Hans Geßner nickte. „Ich will es gerne tun."

„Danke!"

Das war das einzige Wort, das Karl Maria fand. Reife und Stille war um ihn. Und doch rauschte und brauste es in seinem Blut, wie wenn tausend Geigen auf einmal ertönen. Ein Lächeln flog auf. Karl Maria Tredenius lächelte wie ein glücklicher Mensch. Hand fiel in Hand.

Karl Maria und Beatrice beugten sich über zwei Puppen, die Dudelsack bliesen. Zum Abschied war es.

„Du, Trix?"

„Ja?"

„Jetzt ist alles anders."

„Freust du dich?"

Keine Antwort kam.

Ein feines Frauenlächeln. „Auf glückliche Fahrt!"

Mit ungläubigen Augen schaute Karl Maria in das Wunder, daß seine Geige seine Liebe verdarb. Dumm und grausam schien ihm das Leben und war doch nur eine Fahrt zum Ziel. Zart und zag zog Trix einen Vorhang vor ihre heimlichen Wünsche und sah geliebte Flammen zu Asche brennen. Und jetzt schwand der Schmerz. Sie wußte: Das Band saß fest und ließ nicht locker. —

Im „Blauen Herrgott" wartete die Gundl bis Mitternacht auf Karl Maria. Als sie dann alles wußte, sagte sie nur leise: „Du lieber Bub!"

Wie Bruder und Schwester saßen sie beieinander und blickten dankbar in die Mainacht.

Am nächsten Morgen aber sprach Johann Sebastian voll stiller Wehmut: „Vergiß mir nur die alten frommen Deutschen nicht!" Und er wies auf das Bild des geliebten Meisters Bach.

Nichts von Neid oder Furcht vor der Zukunft. Alle schauten in treuer Liebe auf den Jungen, dessen Herz sie reich gemacht hatten, jeder auf seine Art. Nur Karl Marias Mutter bekam von diesem wirren Wechsel einen verwirrten Kopf, so daß sie mit dem neuen Glück beinahe haderte, obschon es nach ihrem unerschütterlichen Mutterglauben einfach gar nicht anders hatte kommen können. Sie fühlte sich zurückgesetzt, wie in den Schatten verwiesen. Hartnäckig blieb sie dabei, daß dieser Glücksfall nur ihr zu verdanken sei, weil sie zuerst von Hans Geßner gesprochen habe. Zudem meldete sich das Alter und brachte neue Qual in ihre verängstigte Seele. Ihr Blick ging jetzt oft nach rückwärts in die erste Zeit ihrer Ehe, als noch alles in fröhlichen Farben leuchtete, und dann empfand Frau Lisbeth eine seltsame Sehnsucht nach Mann und Tochter. Manchmal versuchte sie Karl Maria in ihren Gedankenkreis zu ziehen. Aber er lehnte schroff ab: „Das ist alles tot, Mutter."

Da schwieg Frau Lisbeth und hatte dieselbe geheime Scheu wie einst vor Franz Tredenius. So hatte das Elend Mutter und Sohn besser verbunden als jetzt das Glück.

Johann Sebastian wieder tat gekränkt, daß Karl Maria mit Leib und Seele Hans Geßners Schüler wurde und überhaupt anderen Göttern zu opfern begann. Manche stachelige Rede schnellte der herzensgute Alte in verletzter Eitelkeit wider seinen halsstarrigen Neffen. Alles kam anders. Meister Williguth hatte gehofft, daß Karl Maria und Gundl einmal sich finden würden, seitdem die Tochter in schwerer Stunde ihm ihre Liebe verraten und dadurch seine Faust gebändigt hatte. Und jetzt schlich Joseph Italiener durchs Haus, und Gundl lächelte ihm sogar zu. Der Vater des muskelstarken Giacomo verachtete den kurzgewachsenen Kapellmeister, und daß der arme Joseph allen Spott ruhig verschluckte, reizte Johann Sebastian nur noch mehr. An die Kundry aber wagte er sich nicht heran. Vor ihren klaren und klugen Augen hatte er Angst, wenn schon ein grämliches Mißbehagen die herzenswarme Heiterkeit von einst bannte.

Während so im „Blauen Herrgott" mancherlei kleine Krisen die alte Behaglichkeit störten, blieb beim Grafen Achaz

Digitized by Google

Rothenwolff alles in guter Fahrt. Er freute sich wie ein Kind, wenn Karl Maria seine Fortschritte bei Hans Geßner vorwies, und verbannte allmählich die altmodischen Musikherren aus seinem Gesichtskreis. Es waren Feiertage, wenn der junge Tredenius seine Geige hören ließ.

Frau Beatrice vergaß dann ihre Einsamkeit und hielt ihr Herz in Hand und Hut. Herr Achaz aber umgab die junge Frau mit fast zärtlicher Liebe, weil er sich schuldig wußte und Raubwerk getan hatte — — umsonst. Denn über den blonden Dionys hatte er alle Macht verloren. Der richtete irgendwo draußen eine hübsche kleine Villa ein, und jeder wußte, wer Herrin in dem Häuschen sein sollte. Das war ein bitterer Wermutstropfen im Freudenbecher. Und der Diplomatenstolz des alten Grafen litt schlimm darunter. Hatte er ja doch die Dummheit auf dem Gewissen, den leichtsinnigen Sohn selbst nach Weimar geschickt zu haben. Da auch Herr Achaz in seiner Jugend nicht allzu fromm gewesen, mußte er jetzt voll Zorn und Scham schweigen. Denn Nisi war nicht auf den Kopf gefallen und zog, wenn man ihn in die Enge trieb, unangenehme Vergleiche.

Meister Geßner hatte an Karl Maria seine helle Freude. In Zagen und Zähigkeit mahnte ihn der Junge an seine eigene Jugend. Karl Maria hatte nicht umsonst aus neugierigen Augen in die Welt geblickt und allerlei Helles und Dunkles sich ins Herz geguckt. Manchmal freilich sprang der frühere Trotz auf, wenn die alte Virtuosenfertigkeit ihm in die Quere kam. Dann gab es einen heißen Wortstreit, bis Karl Maria sich fügte und die stillere Wirkung anerkannte. Denn Hans Geßner war ein Meister der feinen Stille, die gelassen und andächtig nachschafft und nicht an sich selbst denkt. So pflegte er in letzter Zeit fast nur mehr das Quartettspiel. Alles Grelle und Groteske, das geschminkt und grinsend vor die Menge springt, war ihm zuwider. Karl Maria erntete jetzt die Frucht von Graf Achaz' Hausmusik. Wie er allgemach sich selbst, wenn auch verschrammt und widerwillig, in das breite Leben der Mitwelt zurückgefunden hatte, seine Träume in Zucht nahm und nicht gleich mit den Fäusten gegen ein Hindernis wütete wie vordem, sondern behutsam Stein nach Stein abtrug, so lernte nun auch seine Geige in Demut dienen, nicht mehr als übermütiger König, sondern als Gleicher unter Gleichen.

Dies geschah Schritt um Schritt. Und zugleich schaute Geßner in das bunte Leben seines Schülers und hob Schleier nach Schleier. In Brahms' B-Dur-Quartett gibt es ein wundersames Allegretto in D-Moll, Geisterspuk um Mitternacht. In der Viola tanzt und lacht das irrlichternde Wesen einer Primaballerina. Karl Maria setzte die Geige ab und schloß die Augen. Da tauchte der Abend in Weimar, als er in der steifen Gliederpuppe die queckſilberne Miriam erkannt hatte, wieder in Farbe und Licht. Sein Blut warf warme Wellen.

So wußte der alte Geiger bald um alle Geheimnisse. Mit zarter Klugheit wartete er und eroberte alle Schlüssel zu den Herzkammern Karl Marias. Und Hans Geßner lächelte, wenn der Junge oft toll und rücksichtslos unter den Takten hauste, ganz in dem wilden Flackersinn Andreas Katzenkopfs. Unmerklich übte er das Abschleifen und Abhobeln, ganz so, als täte es Tredenius selbst.

An einem milden Oktoberabend, der violette und silberne Schleier über alle Welt spann, legte Hans Geßner ein Zeitungsblatt in Karl Marias Hand und trat in den Schatten zurück. Und Karl Maria las, zuerst gleichgültig, dann mit brennenden Wangen und hämmernden Pulsen. Eine Variétégesellschaft, so hieß es, durchziehe die deutschen und englischen Kolonien in Afrika. Ein einst bekannter Klavierspieler namens Katzenkopf sei das Oberhaupt, jetzt aber in Johannisburg gestorben.

Karl Maria stützte den Kopf in die Hand. Alte Bilder kamen zu ihm. Das also war das Ende.

Hans Geßner glitt aus dem Zimmer. Die Dämmerung kam. Karl Maria aber sann und sann. Er fand keine Tränen, nur ein stummes Weh um den wunderlichen Alten, der ihm soviel geschenkt und gegeben und der jetzt in fremdem Sande lag.

Dann riß er sich los. Und er sagte zu Hans Geßner: „Er hat Mozart so lieb gehabt."

Digitized by Google

Sie spielten Mozart, Tag um Tag, bis das Leid verebbte und in ein treues Erinnern versank.

Noch einmal brannte die alte Wunde, als im Herbst die „Entführung aus dem Serail“ den Sieg der Miriam Italiener entschied. In Andreas Katzenkopfs liebem Mozart sang die Miriam. Da half aller Trotz bitterlich wenig. Die goldenen Lindenblätter rauschten zu Boden, der Park zu Weimar flüsterte mit tausend Stimmen.

Und Miriam sang die Konstanze. Es war ein Bravourstück, ein Hieb ins Helle. Mit Tod und Teufel wurde sie fertig, mit Triller und Roulade. Verschlossene Türen flogen auf. Goldig schimmerte das Glück. Karl Marias Violine hämmerte in klopfenden Oktaven zur Arie des Belmonte und begleitete mit Sordinen das Seufzen des unglücklichen Liebhabers. Er selbst aber trug keine Fesseln mehr. Das Leben war reich und hatte viele Wege. Wie ein blasser schöner Schein zog es vorüber. Nichts ging zugrunde, alles wirkte ineinander, wie das Schicksal wunderliche Bausteine zusammensetzt, eckiges Gestein und glatte Quadern. Und neben dem Ruhm mit tausend Händen, wie er jetzt die Miriam umrauschte, gab es einen stillen, der einsam Lichter in die Nacht stellte.

So ertrug Karl Maria das Glück der Miriam und schritt unverzagt durch die Gaffer, die sich vor ihrer Garderobe drängten. Er klopfte kurz und trat ein. Da stand Graf Achaz und sagte sauersüße Komplimente, und die Kapellmeister schwänzelten um den neuen Stern. Scheu und hochmütig zugleich ließ Miriam sich alle Schmeichelei gefallen. Die Oberlippe hatte sie hoch gezogen, ihr Mund war halb geöffnet vor Verwunderung.

Gideon Italiener strich den schon ganz grauen Bart und drückte dem Intendanten die Hand. „Ich bin ihr Vater.“ Graf Achaz sträubte den Schnurrbart hoch, dann lächelte er. Frau Charlotte knickste tadellos, daß überall ein Krachen und Knistern geschah. Jacques Italiener klemmte das Monokel ein und musterte Karl Maria, der mit stiller Sicherheit auf die Miriam zuging. Die dicke Johanna zog sich vorsichtig in den Hintergrund. Joseph legte nachdenklich die Hand vor die Augen.

„Alles Gute, Miriam!“

„Bist du auch da?“ Sie lächelte vergnügt wie ein verwöhntes Kind, das heute Geburtstag hatte.

„Nun habe ich's erreicht.“ So sprach der junge Stolz. Sie breitete die Arme aus, wie um die ganze Welt zu umarmen, und atmete tief.

Heute aber sagte Karl Maria nicht wie einst nach dem Liedlein vom roten Sarafan: „Ich bin ein armer Teufel gegen dich.“ Hell und frei flog sein Blick.

Leise kam die Miriam näher, schob Seele an Seele. „Nicht wahr, es war doch schön?“

Er allein wußte, was sie meinte.

„Und wenn du ein Geigerkönig bist, Karl Maria, hasse mich nicht! Wirst du das können?“ Und sie dachte: ‚Er ist ganz anders geworden, segelt nimmer in einer goldenen Nußschale und blickt nimmer zum Himmel‘.

Zwei Paare polterten herein, zwei verheiratete Schwestern der Miriam mit ihren Männern, geputzt und geschmückt wie zu einer Hochzeit. Neugierig guckten sie überall herum und zogen schnuppernd die Luft der Theatergarderobe ein, in der Sehnsucht kleiner Kaufmannsfrauen und zugleich mit schicklicher Entrüstung. Ihre Gatten befingerten sachverständig die Vorhänge und musterten den Toilettentisch. Man konnte überall etwas lernen.

„Geh jetzt!“ sagte Miriam zu Karl Maria. Wie in versteckter Scham. An der Tür murmelte sie noch voll Eifer: „Denke dir nur, ich habe die Linde gekauft, unsere alte liebe Linde, und lasse mir daraus ein altmodisches Bett machen. Ist das nicht hübsch?“ Mit dieser romantischen Geste tat sie ihre Jugend ab. Sie strich das wellige Haar zurück. „Ach, Karl Maria, ich bin ein armes Tierlein, das alle plagen.“

Das war der Abschied.

Im „Blauen Herrgott“ liefen mancherlei Reden über das Schicksal der Miriam. Johann Sebastian verschwor seine Seligkeit, daß die Stimme seiner Kundry weit mehr tauge als alle Rouladen der kleinen Italiener. Arglistig, nach Art widerstrebender Väter, wollte er die Meinung des Joseph wissen. Ein Blick der wohlwollenden Frau Apollonia aber warnte den Unvorsichtigen, daß er nur die Achsel zuckte und schwieg.

Digitized by Google

Gundl wurde rot. „Mein Gott, laßt doch mein armes Stimmlein in Frieden!“

Jetzt mischte sich Frau Lisbeth ein: „Die hat einfach Glück gehabt.“

Karl Maria schüttelte den Kopf. „Nein, Mutter, das sagst du nur so.“

„Du verteidigst sie noch? Die ist dir weit voraus.“

„Ich hole sie ein, Mutter!“ Klar und fest sagte er's, ohne jede Großsprecherei, wie einer, der seine Kraft kennt.

Die Leute vom „Blauen Herrgott“ schauten einander verwundert an.

„Demut vor allem, mein Sohn!“ predigte Meister Williguth. Über das Gesicht der Gundl aber huschte ein stolzes Leuchten, weil ein solches Wachsen und Reifen mit Karl Maria geschah. Sie freute sich wie eine Mutter, der ein Kind wohl gerät.

Eine schöne Gleichmäßigkeit kam über den Geigerjungen. Jede Arbeit tat er willig und emsig, ohne den Flackersinn von früher, der bald dies, bald jenes angegriffen und nichts zu Ende geführt hatte. Seine Jugend war Karl Maria jetzt ein frohes Geschenk und nicht mehr eine dunkle Last. Die Brillen des Coppelius, durch die man alles rosenrot oder schwarz schaute, hatte er abgelegt und eine richtige Lebensbrille vor die Augen gesetzt. Mit eisernem Willen ging er in seine Pflicht. Hans Geßner hatte sein Vergnügen an diesem Schürfen und Tiefergraben seines Schülers. In dem alten Geiger selbst erwachte eine neue Jugendfrische, als er so den in einem arbeitsreichen Leben erworbenen Schatz mit vollen Händen austeilen konnte. Sein Spiel, das in harter Strenge nur dem Werke diente und oft schon jegliche sinnliche Schönheit mißtrauisch verbannte, lief jetzt wie ein treuer Geselle mit dem schnellen Temperamente des Jungen.

In Lust und Leid tauchte Karl Maria. Er lernte an sich selbst die Geigertragik kennen, da diesem Instrument doch nur wenige Stücke gegeben sind, wenn es sich nicht mit der feineren und stilleren Art der Kammermusik begnügen will. Pedantisch und bitter galt es, die Technik nicht rosten zu lassen, stundenlang dieselben Passagen zu üben, bis der Ekel aufkroch. Karl Maria litt schwer unter diesem steinernen Zwang. Aber er sah bei seinem Meister dieselbe Plage. Und der hatte graue Haare und war weltberühmt. Die Miriam hatte mit ihrer Stimme ja auch kein leichteres Spiel. Das wußte er von Weimar her. Hans Geßner lächelte nur. „Ja, wir Geiger sind arme Teufel.“

Einmal brachte Karl Maria seine Violinsonate zum Vorschein. Scheu und schüchtern, wie eine Fleißaufgabe. Hans Geßner nickte. „Ja, recht schön. Aber später, viel später.“ Und er wies dem Jungen Stöße von eigenen Kompositionen, die nie das Tageslicht erblickt hatten, weil sie ihm nicht genügten.

Da packte Karl Maria seinen Schatz schnell wieder ein und flickte lieber an den Lücken seiner Bildung. Stein trug er auf Stein und gewann ein tieferes und reineres Weltbild.

So ging ein Jahr ins Land.

Unterdessen eilte Miriam Italiener von Sieg zu Sieg. Sie trieb ihr Schiffchen zwischen Klippen und Schroffen glücklich durch, über ihr Alter klug und behende. Wenn sie in ihrem heißen Glück an Karl Maria vorbeirannte und ihm schnell die Hand reichte wie ein guter Kamerad, sagte er wie in stillem Glauben: „Ich warte, Miriam.“ Aber das schwermütige Lächeln war fort. Im Blick lag ein klares Erkennen von Kraft und Ziel.

Da freute sich Miriam wie eine Mitverschworene im Kampf wider alle Welt. In Paris sang sie und in London, wie ein Meteor zog sie ihre Bahn. Ihre kleinen Hände warfen das Geld nach allen Seiten, und ihre Lippen waren noch immer durstig. Die dicke Johanna hielt reiche Ernte, und die stets bekümmerten verheirateten Schwestern taten desgleichen. Frau Charlotte Italiener ging nach Marienbad und schmückte sich wie ein Pfau. Vater Gideon aber hielt an seinem Trödelladen fest und haßte dies Geld, das seine Tochter ihm aufdrängen wollte. Scheu stand er in den prunkvollen Zimmern der Miriam, wo Junker Dionys ihm gönnerhaft die Hand drückte. Gideon übersah diese Grafenhand und hatte zornige Augen. Er fand sich nicht in diese Welt.

⁂ ⁂ ⁂

Um diese Zeit lief auch Hans Geßners Rastzeit ab. Der alte Löwe spürte wieder das Brennen im Blut. In England wartete man auf das Quartett, das seinen

Digitized by Google

Namen trug. In seiner Villa hob emsige Arbeit an, und Karl Maria hatte alle Hände voll zu tun. Manchmal traf ihn ein sonderbarer Blick seines Meisters, der Herz und Nieren prüfte.

Sie übten an Beethovens letzten Quartetten. Von einem Brahmsschen Adagio weg hatte Hans Geßner seinen Schüler zu Beethoven geführt, als schenkte er ihm damit sein letztes Vertrauen.

Märchenmitternacht.

Mondschein liegt über dem Rhein, auf goldenen und silbernen Leitern klimmt Geistervolk zum Nachthimmel und schaukelt auf luftigen Sprossen. Die Triolen schluchzen wie die Nachtigall im Buschwerk. Suchendes junges Blut irrt im Mondnebel und greift hastig und heiß ins Leere. Plötzlich aber schwebt im Terzett das silberveränderte Bild der Geliebten empor.

Karl Maria steht auf den nebelfeuchten Wiesen von Weimar, hört die Ilm still hinrauschen und sieht Andreas Katzenkopf die Flasche schwingen. Aus dunklen, sehnsüchtigen Augen blickt er in das feine Weben der Dämmerung, in das verzitternde Klingen der Geigen. Als helle Flecke leuchten die Männerköpfe im Grau des Dezemberabends. In Karl Maria ist wieder das Läuten der Kirchenglocken, die ihre gehaltene Freude in alle Welt tragen. Wie in Leipzig nach dem Beethovenkonzert.

Karl Maria Tredenius war reif für das letzte Gericht, wie der alte Katzenkopf Beethoven nannte. Es wollte in ihm Frühling werden. Tiefer und dunkler sank die Dämmerung. Wie im Traum flüsterte Karl Maria: „Beethoven!"

Hans Geßners Augen funkelten durch das Dunkel. „Sollst ihn haben, mein Junge."

Das ist es: Beethovens letztes Ringen mit der Gottheit.

Spinnwebfein und tief versonnen. Schaudernde Seelen drängen sich dicht, die fleischlosen Köpfe eingeduckt, geheimnisvolles Flüstern schwebt in die Luft. Leere Augenhöhlen starren zum Himmel. Ewige Klage seufzt durch die Nacht. Menschenwitz hadert mit dem Schicksal, das nicht einmal der Tod enträtseln kann. Der Einsame auf dieser Gotteswelt hält qualvolle Zwiesprache mit denen, die den Tod schon kennen und es besser wissen müssen.

Aber Rätsel bleibt Rätsel.

Das ist der letzte Beethoven, in dessen traurigschönen Garten Hans Geßner seinen Schüler geleitete. Priester vor Gott schienen die vier Geiger, von denen Karl Maria jetzt oft die Oberstimme hielt, als wollte der Meister ihn seine Kraft prüfen und Selbstvertrauen gewinnen lassen.

Graf Achaz Rothenwolff schaute aus klugen Augen nach dem heißen Jungen, wie ein Werkmeister, der einen Kirchenbau wachsen sieht.

Frau Beatrice flüsterte: „Bald verlieren wir dich ganz."

Er nickte stumm. Blaß und bleich wie ein Mönch vor der ersten Messe.

Sie gewann sich ein helles Wort ab: „Wenn du müde bist, will ich dich lachen machen."

Gerade wie die Gundl durchzuckte es Karl Maria. Dunkelrot loderte die Einsamkeit vor ihm, und er warf sein Liebstes in dieses Opferfeuer.

Der erste Quartettabend rückte heran. Heißer brannte Karl Marias Blut. Der Meister rüstete sich zum Kampfe.

Neidblicke streiften ihn. Stumme Bitte und trauriger Trotz, der kein Wort über die Lippen ließ, mochte es auch brausen und stürmen wie tausendfacher Frühling.

Hans Geßner aber schwieg und wartete auf den Aufschrei Karl Marias: „Laß mich spielen! Ich hungere ja danach."

Graf Achaz mischte sich ein: „Jetzt muß er ins Feuer."

Aber Hans Geßner zögerte und beobachtete Karl Maria, der noch immer alle Ungeduld tapfer verbarg.

Im Januar gab das Quartett eine Soiree beim Grafen Rothenwolff. Maestro Rossi spielte noch eine Stunde vorher Corelli, um die gekränkten Hausgeister zu besänftigen, ehe die heidnische Musik anrückte. Sie begannen mit dem A-Moll-Quartett aus der letzten Zeit Beethovens. Knapp vor dem dritten Satze gab Hans Geßner plötzlich die Geige an Karl Maria. „Ich bin todmüde. Spiele du weiter!"

Einen Augenblick schwankte Karl Maria, dann packte er zu. Er sah die vielen gaffenden Menschlein gar nicht. Gerade so, als spielte er ganz allein in einer Kirche.

In geschickt geheuchelter Erschöpfung trat der alte Geiger unter die Gäste.

Digitized by Google

Das wundervolle Adagio war es, der seraphische Dankgesang für die Genesung. Auch Karl Maria genas zum Guten. Ein junger Fürst, der zum erstenmal zu seinem Volke spricht. Aus tiefster Seele floß dieser jubelnde Dank. Wie in einem alten Kirchenchoral liefen die Geigen als fromme Wallfahrer zum Thron der Gottheit.

Zuerst wagte sich kein Beifall hervor. Nur Frau Beatrice nickte Karl Maria zu. Jetzt riß er sich los. Bitter weh tat der Schnitt. Und doch freute sich die tapfere Frau.

Graf Achaz aber lobte laut: „Wie ein altes Kirchenlied." Liebevoll strichen seine Finger über ein reichgesticktes Meßgewand, das einen Renaissancestuhl deckte.

Hans Geßner nahm schweigend die Geige wieder an sich.

Karl Maria trat zurück wie einer, der nur einen Blick ins Heiligtum tun durfte und jetzt den Vorhang wieder zusammenrauschen sieht. Zorn und Trotz stritten in ihm. Da zerriß er an diesem Abend seine Violinsonate, die ihm einst so heiß und froh zugelodert war und die ihm jetzt elendes Stümperwerk schien. Auch davon machte er sich frei, tat es auch bitter weh wie damals, als er seine Kindergeige zerbrach.

Während so Karl Maria seine Sehnsucht in beiden Händen ängstlich verbarg, kämpfte Geßner keinen kleineren Kampf. Alt und jung rang widereinander. Schwer sank das Alter. Frost war im Blut. Hans Geßner sah Leidenschaften von einst zu ärmlichen Aschenhäufchen niederbrennen. Bunte Träume raschelten als welkes Laub um ihn. Überall taten die Jahre ihre Arbeit. Nur das Ohr blieb treu und hartherzig und litt keine Lüge. Ecken und Schärfen waren in Hans Geßners Spiel wie von einer leisen Verdrossenheit, Spuren von Müdigkeit ritzten sich in die einst so klare Schönheit der Tongebung. Nicht umsonst gab er sich den letzten Beethovenquartetten hin, bohrte sich in ihre vielverschlungenen Variationen und mühte sich mit ihren eigenwilligen Härten. Kalt und klar erkannte er den Verfall. Und seine Geige flüsterte: ‚Krone ab!' Ein anderer wartete auf das Erbe. Karl Marias Schweigen hatte tausend Stimmen.

Aber bitter und schwer war das Scheiden aus der Sonne in den Schatten. Und noch viel bitterer und schwerer, einen andern zum Thron zu führen. Alle Eitelkeit war dawider und der Stolz auf den hart erworbenen Besitz. Trat man ab, führte kein Weg zurück. Und die Menschen vergaßen so leicht. Wenn einer wiederkam, traf er fremde Blicke. Nur hell lodernde Feuer leuchten in die Augen der Welt.

Allzu groß schien Hans Geßner das Geschenk, das er zu geben hatte. Nein, und immer wieder Nein! Er hörte die Jugend an verschlossene Türen pochen und ein leises Kichern wie verhaltenen Spott. Der alternde Mann fröstelte. Winter drinnen und draußen.

Da rang sich Hans Geßner ins reine. Im Walde war's. Eiszapfen klirrten in der klaren Luft. In weißer Brünne schimmerte das Tannenvolk. Blaue Schatten sanken über die Welt. Als heller Hintergrund stand der Himmel in kaltem Grün. Mitten im Frost fand Hans Geßner den warmen Willen zur Güte. Karl Maria Tredenius sollte das Erbe erhalten. Tausend Wunderkinder verdarben, gingen zugrunde in kleinen Orchestern und auf Vagabundenfahrten. Allenthalben gab es gierige Hände, die das Schöne schändeten.

Dieser eine aber sollte ans Licht.

Mit einem Ruck tat der alte Geiger alles Schwere von sich, wie der Sturm die Schneelast von den Bäumen wirft, wenn es lenzen will. Er streckte die Hände aus, als legte er die Herrschaft nieder. König ohne Krone. Ein Lächeln schlich um seinen Mund, das Lächeln der Alten, wenn sie zum erstenmal in die behagliche Ofenecke gucken.

Abends saß er bei Franziska Ermatinger, die auch schon den Spätherbst in Blut und Wesen spürte. Wie in schmunzelndem Erkennen sprach er da: „Sie glauben gar nicht, wie alt und müde ich oft bin. Manchmal ist es mir, als könnte ich die Geige gar nimmer halten."

„Pfui Teufel!" tadelte die starke Frau, die mit Bauernkraft dem Leben noch abzwang, was sie von ihm wollte.

Aber er bohrte sich hartnäckig in seinen Vorsatz. „Diese dummen Quartettabende machen mich ganz unglücklich. Es ist anders als früher." In den blauen Augen blitzte ein listiger Glanz.

Digitized by Google

„Zeit ist's für andere," sagte er trotzig.

Da begriff die kluge Franziska, daß Hans Geßner ein herzensguter Schlaukopf war.

Schweigend schritt er zum Ofen und wärmte die froststarren Hände. Dann lächelte er. Und plötzlich stöhnte er: „Aus!"

Franziska aber grübelte. „Ich könnte das nicht." —

Hans Geßner hielt Wort.

Zwei Tage vor dem ersten Quartettabend kroch er ins Bett und behauptete, sterbenskrank zu sein. Mit komischer Scheu verbarg er seine Guttat und knurrte, als wäre er längst ein mißvergnügter Ofenhocker. War er allein, seufzte er und hieb mit den Fäusten um sich. Kam aber Karl Maria ans Bett, lag er still und traurig. Komisch und jammervoll zwang sich das Alter zum Verzichten. Und gerade jetzt, da es den Abschied galt, winkten tausend Hände ins Leben. Trügerischer Frühling brauste im Blut.

„Gib mir meine Geige!"

Er hielt sie in der Hand und fingerte auf und nieder. „Nimm sie weg!"

Langes Schweigen. Bleischwere Müdigkeit und letzter Trotz. Und brennende Jungenaugen, aus denen kecke Wünsche sprangen.

Plötzlich fragte Hans Geßner: „Hättest du den Mut?"

Aug' hing in Aug'.

„Ich soll geigen?" In allem Schrecken ein versteckter Jubel.

„Hast du Angst?" Wie eine leise Bitte: ‚Sage doch Ja!'

Und dann ein schmetterndes Nein!

Da traf ihn der Blick des alten Mannes, und der selige Bub erkannte das Opfer. Warm rieselte es durch sein Blut. Er wollte tanzen und jubeln und mußte doch schweigen. Und fand keinen Dank. Karl Maria hatte geblendete Augen wie einer, der allzu rasch in die Sonne tritt.

Hans Geßner lächelte. Das Teufelswerk war getan. Langsam strich er über sein graues Haar. Unheimlich gesund und gütig sah er drein wie ein Großvater, der seinen Enkel in die Welt schickt. „Mir ist nicht bange um dich."

Da riß sich Karl Maria aus dem Rausch. „Aber die drei anderen?" Und sofort biß er die Zähne zusammen. „Ich tu's doch."

„Schweig und sammle dich!"

Das war Geßners Rat, und Karl Maria hielt sich daran. So erfuhren die Leute vom „Blauen Herrgott" nichts von seinem Glück. Überdies hatte nur Gundl eine Karte für das Konzert.

Die letzte Probe.

Als schmunzelnder Heuchler lag Hans Geßner in den Kissen, den Kopf aufgestützt, und horchte. Dann sagte er lächelnd zu seinen drei Genossen: „Versucht es nur mit ihm!"

Die drei alten Herren blickten nachdenklich in das Flackern der Kerzen. Ein leises Mißtrauen schwebte um die scharfgeschnittenen Köpfe, wie stets, wenn etwas Junges heiß und keck in den Kreis der Alten tritt.

Karl Maria hob die Geige.

Hans Geßner wartete mit klopfendem Herzen. Dann schloß er müde die Augen und horchte.

Die Geigen schwirrten.

Der junge König trug die alte Krone.

⁂ ⁂ ⁂

Wie einst wanderte Gundl mit Karl Maria durch die Gassen. Besorgt fragte sie: „Du bist furchtbar blaß. Fehlt dir etwas?"

„Ach nein." Trotzig warf er die Lippen auf. Heute ging es wider alle Welt. Er wollte sich sein Königreich erobern.

Als er Gundl auf ihren Platz geführt hatte, verschwand er plötzlich. Vergeblich suchte sie nach ihm und saß dann ganz hilflos unter den vielen Menschen.

Plötzlich trat ein würdevoller Herr mit weißem Bart auf das Podium und begann zu sprechen.

Gundl riß Mund und Augen auf. Ihr Kopf wirbelte. Flüstern lief durch den Saal. Das Mädel aus dem „Blauen Herrgott" faltete in stiller Angst die Hände. Jetzt geschah das Wunder, das sie Jahr und Tag erhofft hatte.

Karl Maria Tredenius führte das Geßner-Quartett. Dort saß er, einsam und bleich. Und Gundl Williguth konnte ihm nicht helfen. Seine Lippen zitterten, sein Blick aber flog dunkel und trotzig in den Saal. Langsam hob er den Bogen und ließ ihn wieder sinken.

Kundry betete: „Lieber Herrgott, laß ihn nicht zugrundegehen, wie damals!"

Digitized by Google

Und jetzt sah er sie. Seine Augen leuchteten. Das Kinn bog er vor. Ein Lächeln glitt um seinen Mund, ein glückliches Lächeln. Dann riß er den ersten Ton von der Geige. Es wurde ein Sieg.

Nur Gundl Williguth vergaß das Klatschen. Sie lachte bloß glücklich, lachte immerzu. Und lustige Tränen liefen ihr über die Wangen. Ihr Opfer war nicht umsonst. „Mein treuer, lieber Bub!"

Und jetzt sah sie den dicken Impresario Lewis aufspringen und ins Künstlerzimmer stürzen, als müßte er allen andern zuvorkommen.

‚Ja, jetzt holst du ihn, dummer Mensch. Jahraus, jahrein habe ich allein an ihn geglaubt.' So gingen die Gedanken der Kundry.

Graf Achaz Rothenwolff hatte rote Backen und teilte nach allen Seiten vergnügte Händedrücke aus, als wäre alles sein Verdienst. Seine leichtsinnige Seele hatte Sonntag. Jacopo Rossi, der an solchen Abenden den Kammerdiener aus- und den Kapellmeister anzog, beugte sich zu Herrn Achaz. „Paganini," sagte er schlicht und zeigte seine gelben Zähne.

Achaz schüttelte dem Getreuen krampfhaft die Hand. „Und keiner weiß, daß er alles deinem Witz verdankt."

Meister Rossi grinste bescheiden. „Und dem Grafen Dionys."

Kunigunde Williguth stürzte aus dem Konzert, ohne auf Karl Maria zu warten. Ihr Atem flog. So hastete sie in den „Blauen Herrgott", wo noch ein herzhaftes Schmausen herging. Sie riß die Tür auf und schrie hinein: „Karl Maria ist berühmt!"

Frau Apollonia blieb der Bissen im Munde stecken. Grimmig grollte sie: „Laß einen doch erst ordentlich schlucken!"

Johann Sebastian fragte mit zitternder Stimme: „Was ist geschehen?"

Hoch und schön stand Gundl vor den schmausenden Williguths. Ihr Herz brannte, da legte sie die Hand darauf. Frau Lisbeth kam auf sie zu. „Er hat's erreicht," flüsterte das Mädchen.

Aber Karl Marias Mutter konnte an das Glück nicht glauben. Langsam sagte sie nur: „Mein Bub!" Alles schien ihr zu plötzlich, so außer aller Ordnung. Ihre Augen waren geblendet von dem grellen Licht, für das sie doch ihr ganzes Leben geopfert hatte. Eng und dunkel war alles, daß die Freude nicht gleich hineinschlüpfen konnte.

Johann Sebastian hob das fast kahle Haupt, von dem die wenigen grauen Locken wie armselige Freudefähnchen wehten. „Lasset uns dem Herren lobsingen!" Mit einem Griff packte er den wohlgenährten Mediziner beim Genick. „Du sollst mir Bälge treten."

Die Orgel brauste, als Karl Maria sein Glück in den „Blauen Herrgott" trug. Auf dem schmalen Chor in der ehemaligen Klosterkapelle standen die Williguths, dicht geschart wie pausbäckige Engel. Ganz vorn im flackernden Kerzenlicht die blonde Gundl. Sie nickte Karl Maria entgegen. Ihre Arbeit war getan. Aber als ihr plötzlich Joseph Italiener in den Sinn kam, dachte sie betrübt und beglückt: ‚Ich kann doch nicht. Was soll sein, wenn Karl Maria müde heimkommt?'

Meister Johann Sebastian stürmte in allen Registern, wie ein Zauberer, der die Elemente freigibt. Ein Sturm zog durch das alte Haus, wie damals, als Karl Maria zum erstenmal zu diesen guten Menschen kam. Ein Präludium von Bach begrüßte den Geiger Tredenins. Er blickte empor. Schön und feierlich war diese Stunde.

Plötzlich rannte er davon. Wie einer, der sich einer Pflicht erinnert. Hinter ihm verhallten die Rufe der Williguths. Er eilte durch das Birkenwäldchen, das, kahl und zerzaust, ein Spiel des Nachtwindes war. Und doch saßen schon allenthalben schüchterne Knospen, und durch die Luft flog manchmal ein warmer Hauch.

Aus Hans Geßners Haus schimmerte rötlichgelber Schein. Karl Maria blieb stehen und atmete tief. In ihm war eine große Dankbarkeit gegen alle Welt. Wie einer, der endlich heimfindet, nickte er dem Lichte zu. Dann lief er wieder mit dem Südwind um die Wette. Ringsum war ein heiliges Ahnen der ewigen Auferstehung, ein Wille zur Tat.

Das rote Licht glänzte in die Nacht.

Karl Maria Tredenius sah ein Ziel und ging darauf los, es zu erobern. Und er lachte in seiner Einsamkeit.

Digitized by Google

Digitized by Google

der Bevölkerung angepaßt. Niemals hätte dies glitzernde und funkelnde, dabei so harmlose und schlichte Schauspiel der Wintersonnenwende von den Straßen Berlins verschwinden dürfen. In den Stadtteilen, wo der Weihnachtsmarkt zuletzt sich heimisch gemacht hatte: auf dem Schloßplatz und besonders im Lustgarten, wäre auch jetzt noch Raum und Ruhe genug für die schlichten Buden, an denen die Erinnerung der älteren Berliner heute mit melancholischer Liebe hängt, ohne daß sie ihren Kindern und Enkeln die liebenswürdigen Freuden dieses Volksfestes weiter übermitteln könnten. Es ist kein Zweifel, daß die Weihnachtsmärkte in die ältesten Zeiten der Stadt Berlin zurückreichen. Schon vor der Reformation lehnten sich zu Ende Dezember an die ehrwürdigen Pfarrkirchen von St. Marien und St. Nicolai in Berlin, von

dem Berliner Weihnachtsmarkt kaufen konnte.

Digitized by Google

St. Petri in Kölln bretterne Buden an, in denen allerlei kirchlicher Schmuck feilgeboten wurde. Hier konnte man Pilgerandenken, geweihte kleine Geschenke, Votivgaben, allen möglichen frommen Tand, vor allem aber Wachskerzen in jeder Größe und Bemalung kaufen. Die Geistlichkeit unterstützte und beaufsichtigte diese kleinen weihnachtlichen Märkte.

Das weihnachtliche Volksleben selbst aber spielte sich damals noch in den Kirchen ab. Namentlich die Frühmette des ersten Feiertages gab Anlaß zu sehr buntem Treiben.

In der noch dunklen Kirche erschienen die Mitglieder der Gemeinde zu früher Morgenstunde mit brennenden Lichtern, die auf vorhandene, mit Dornen ausgestattete Eisenringe gesteckt wurden. In parallelen Reifen, nach oben sich verjüngend, reihten sich diese Ringe auf, so daß pyramidenartige Gebilde entstanden — hier sitzt der Ursprung der späteren häuslichen Weihnachtspyramide, der Ahnfrau des Weihnachtsbaumes.

Beim schummerigen Lichte dieser Kerzen aber ging es mitunter in der Kirche toll genug her, und Verordnungen der Geistlichkeit wie der Kurfürsten mußten eingreifen, um dem Unfug zu steuern, der nun auf die Straße zog und dort erst recht aufblühte. Im Jahre 1547 ward eine Verordnung erlassen, die den Rat der Stadt anwies,

„die bösen Buben, so in der Christnacht in den Kirchen alle Büberey verüben, durch die Stadtdiener herausjagen oder in die Türme setzen zu lassen, damit Zucht in den Kirchen erhalten und die Gottesfürchtigen an ihre christlichen Gebete nicht mögen gehindert, noch sonst geärgert werden."

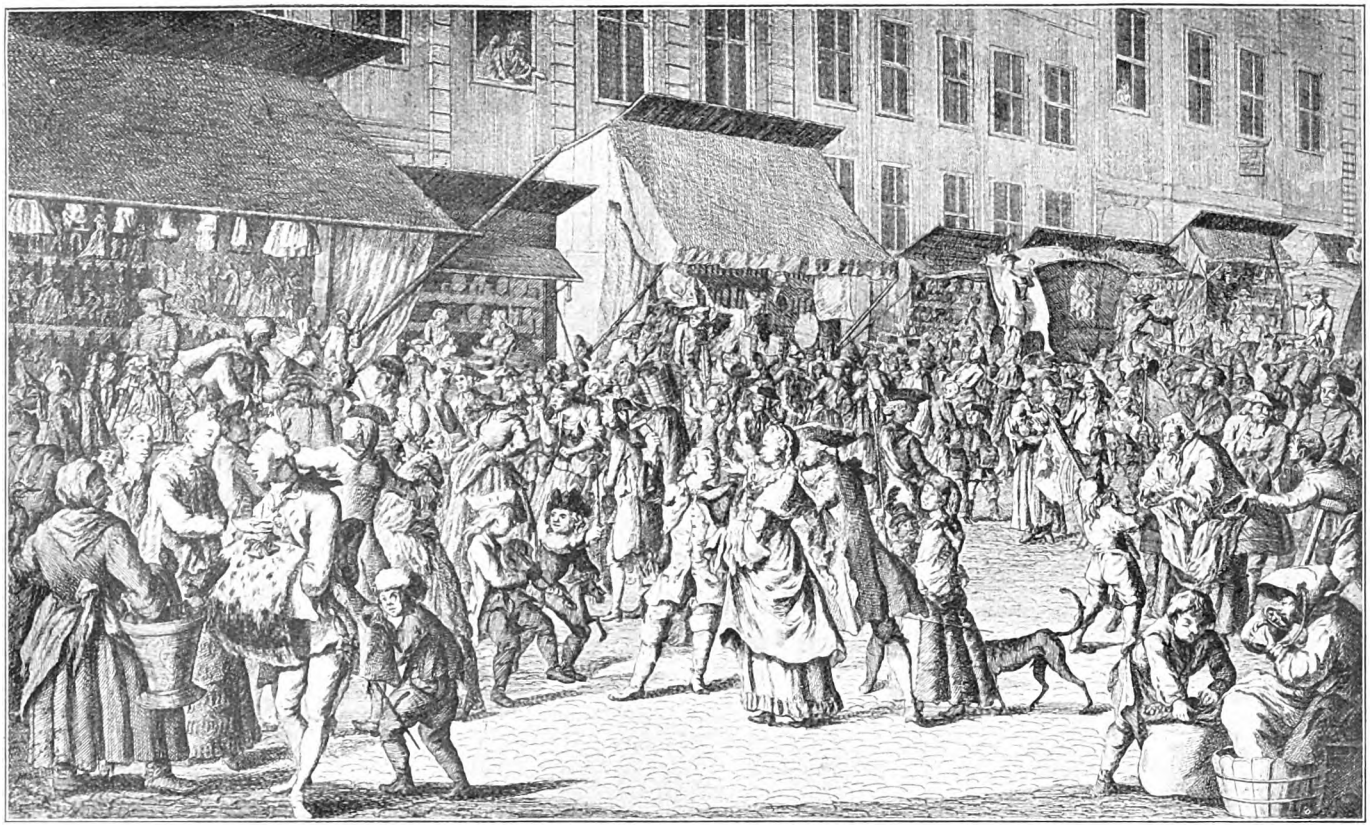
Solche Verfügungen wiederholten sich immer wieder, aber scheinbar ohne rechten Erfolg. Am 18. Dezember 1711 muß König Friedrich I. die Berliner also ermahnen:

„Weil mit denen Lichterkronen auf dem Christabend viel Gaukeley, Kinderspiel und Tumult getrieben wird; als befehlen wir Euch hiermit nicht allein solche Christ- und Lichterkronen gänzlich abzuschaffen, sondern auch die Christmessen nicht des abends, sondern des Nachmittags um 3 Uhr zu halten."

Zu den besonderen Vergnügungen des weihnachtlichen Berlin am Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts gehörten an erster Stelle die „Weihnachtsausstellungen" — auch „Kunstausstellungen" genannt, ohne sich irgendwie mit dem Begriff zu berühren, den wir heute mit dem Worte verbinden. Die Stätten dieser Veranstaltungen waren nicht etwa Kunsthandlungen, sondern — Konditoreien! Geschickte Zuckerbäcker modellierten in süßem Material, vor allem in dem beliebten Tragant allerlei Figürchen, die in den Schaufenstern ein lustiges Durcheinander ergaben. Das Märkische Museum, dem wir auch unsere Abbildungen verdanken, bewahrt eine große Menge dieser zierlichen Sächelchen, die vom Dilettantischen zu sehr reizenden Bildungen aufstiegen. Bezeichnend für die merkwürdigen Mischungen, die sich hier boten, ist der Titel eines der Hauptverfertiger, des wackeren J. F. L. Weyde, der in den Berliner Adreßbüchern der dreißiger Jahre als „Konditor und akademischer Künstler" geführt wird, seinen Laden in der Charlottenstraße Nr. 40, dicht beim Gendarmen-Markt, hatte und hier zur Weihnachtszeit die köstlichsten Dinge zur Schau stellte. Die winzigen Gestalten waren sehr sorgsam mit dem Modellierholz bearbeitet und dann höchst realistisch bemalt. Man sah Volksfiguren, die jedem von der Straße her bekannt waren, Schornsteinfeger und Schusterjungen, Marktfrauen an ihrer Bude und Straßenkehrer, dann beliebte Schauspieler in populären Rollen und dergleichen. Weiter ganze Szenen in der Tracht der Zeit. Altväterische Brautleute vor dem Pfarrer, der sie gravitätisch traut. Oder eine L'hombre-Partie: vier Personen am Kartentisch. Oder die „herumziehenden Musikanten" Hosemanns erscheinen vom Aquarellblatt in Tragant übersetzt. Oder eine Berliner Madame kommt im Biedermeierkleid mit dem Schutenhut und dem Tuch daher, das sie graziös um Rücken und Arme schlingt. Manches dabei ward porträtmäßig gehalten; ja auch bekannte Persönlichkeiten Berlins wurden in harmlosen Karikaturen vorgeführt.

Karl Gropius aber zeigte in seinem vielbesuchten Diorama zu Weihnachten besondere Attraktionen, fremde und wunderbare Städte und Stätten, Venedig oder Budapest oder die blaue Grotte auf Capri. Bei Becker & Rappo in der Leipziger

Digitized by Google



Der Berlinsche Christmarkt. Stich nach der Zeichnung eines unbekannten Künstlers aus dem Jahre 1765

Digitized by Google

Digitized by Google

fröhliches, festlich gestimmtes Gedränge entfaltete sich in den engen Gäßchen vom Mittag an bis tief in die Nacht. Der Zauber dieses bunten und glitzernden Jahrmarkts muß in jenen Zeiten noch weit größer gewesen sein als in den letzten Jahrzehnten seines Daseins, da von einer Straßenbeleuchtung im modernen Sinne keine Rede war und die kleinen Kerzchen noch weit geheimnisvoller aus dem Dunkel blinkten, halbes Licht und große Schatten um sich breitend.

Es war wirklich ein Volksfest, das hier vierzehn Tage lang den Mittelpunkt des hauptstädtischen Lebens bildete. Alle Stände trafen sich. Keiner dünkte sich zu hoch und zu vornehm, einen Gang durch die Budenstadt zu machen. Anderthalb Jahrhunderte hindurch mag es in der Breiten-Straße so gewesen sein, wie Wilhelm Raabe in seiner „Chronik der Sperlingsgasse" das Bild schilderte: „An der Ecke des Weihnachtsmarktes blieben wir stehen, in das fröhliche Getümmel, das sich dort umhertrieb, hineinblickend. In ununterbrochenem Zuge strömte das Volk an uns vorbei: Väter, auf jedem Arm und an jedem Rockschoß ein Kind; Handwerksgesellen mit dem Schatz, den sie aus der Küche der ‚Gnädigen' weggestohlen hatten; ehrliche, unbeschreiblich gutmütig und dumm lächelnde Infanteristen, feine, schmucke Gardeschützen, schwere Dragoner und ‚klobige' Artillerie. Hier und da winden sich junge Mädchen zierlich durch das Getümmel; jedes Alter, jeder Stand war vertreten, ja sogar die vornehmste Welt überschritt einmal ihre närrischen Grenzen und zeigt ihren Kindern die — Freude des Volkes."

Prächtig hält ein alter Kupferstich um das Jahr 1765 dies Getriebe fest. Wir sehen das Getümmel von Großen und Kleinen, das sich fast niederländisch ausnimmt und in einzelnen Gruppen von fern an die Kirmesdarstellungen altholländischer Maler erinnert, die dem tüchtigen Stecher vielleicht als Muster vor Augen geschwebt haben. Wir sehen, wie das Bürgertum und das niedere Volk den Platz beherrschen. Es fehlt nicht an Streit und Lärm und Zänkerei. Aber auch vornehme Karossen

Weihnachtsmarkt in Berlin. Gouache von Adolf Menzel aus dem Jahre 1866
(Mit Genehmigung von F. Bruckmann A.-G. in München)

Digitized by Google

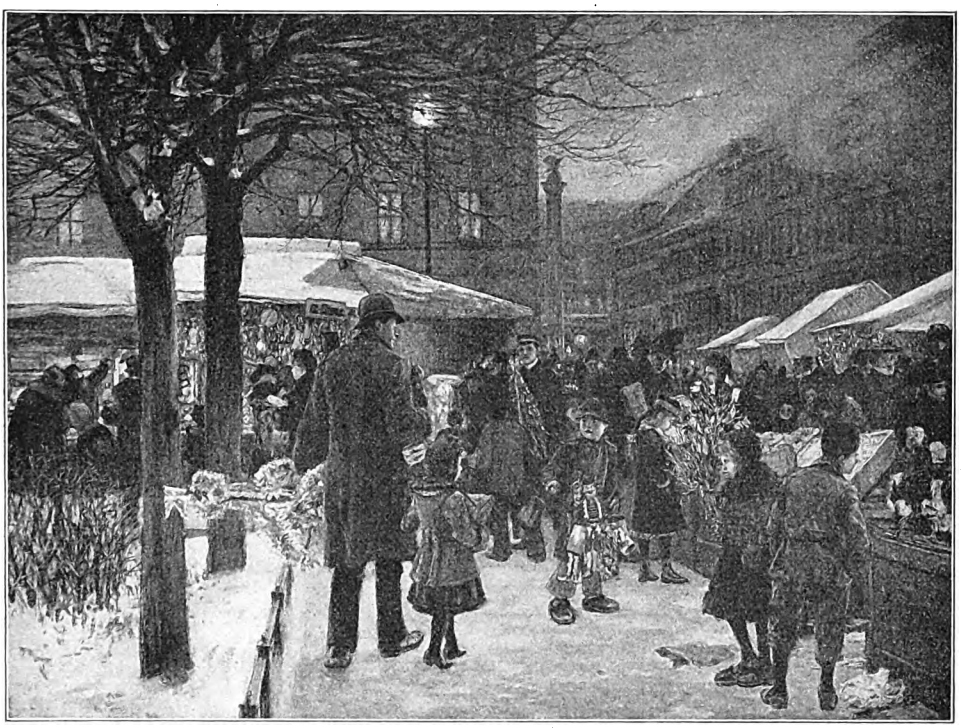
kommen herangerollt, und im Vordergrunde links fällt die köstliche Figur eines Stutzers auf, der nach der Mode der Zeit, den Hut unterm Arm — auch diese Sitte ist also „schon einmal dagewesen" —, die Hände in dem riesenhaften, damals für keinen Elegant entbehrlichen Herrenmuff vor Kälte schützt.

Noch vornehmer geht es auf dem etwas jüngeren Kupferstich von J. S. L. Halle in Berlin nach einer Zeichnung von J. D. Schubert vor sich (1796). Die Kostüme haben sich inzwischen erheblich geändert. Mit dem ausklingenden Rokoko- und Zopfgeschmack mischen sich schon die Einflüsse des französischen Directoirestils, namentlich bei der nobel herausstaffierten Gruppe im Vordergrunde rechts. Auch der Herrenmuff ist noch da, wie wir sehen, aber er ist nun auf die älteren Männer übergegangen.

Die Teilnahme der vornehmen Leute hing natürlich vor allem mit dem Interesse zusammen, das nach wie vor der Hof dem Weihnachtsmarkt entgegenbrachte. Belustigt lesen wir eine Schilderung aus dem Jahre 1786 (also schon nach dem Tode Friedrichs des Großen), da der neue König Friedrich Wilhelm II. mit seiner Tochter, seinem Sohn Ludwig und dem jüngsten Sohne des Prinzen Ferdinand den Buden in der Breiten Straße einen Besuch abstattete. Auch Karl August von Sachsen-Weimar und seine Gattin, die damals gerade in Berlin weilten, waren mit von der Partie. Nicht ohne Beschwerlichkeit mußte sich die fürstliche Gesellschaft ihren Weg durch die hin- und herwogende Menschenmenge bahnen. Der König und der Herzog machten vielerlei Ankäufe, um die Damen zu beschenken. In der Breiten Straße selbst wurde der Aschenbornsche Laden besucht, wo ein Bergwerk ausgestellt war. Bezeichnend für den derben Ton, der damals auch am Königshofe noch herrschte, ist es, daß Prinz Ludwig sich eine Flasche wohlriechenden Wassers kaufte, um damit den Damen eins ins Gesicht zu spritzen und so besser durch das Gewühl zu kommen, und daß er einen — nun sagen wir Dukatenmann kaufte, den er dem Sohne des Prinzen Ferdinand heimlich in die Tasche eskamotierte, worauf dieser das seltsame Geschenk herauszog und sich unwillig an die Herzogin von Weimar mit den Worten wandte: „Ludwig glaubt doch

Auf dem Berliner Weihnachtsmarkt. Gemälde von Georg Schöbel

Digitized by Google



Der Berliner Weihnachtsmarkt vor dem Königlichen Schloß und an der Schloßfreiheit
Gemälde von Franz Skarbina aus dem Jahre 1892

wohl nicht, daß ich so einer bin?“ Worauf dann wiederum der König dem Prinzen Ludwig, erfreut über seinen eleganten Scherz, lächelnd in die Wange kniff.

Das neunzehnte Jahrhundert räumte mit solchen derben Sitten auf. Immer noch war der Besuch des Königs der Höhepunkt des Weihnachtsmarktes. Friedrich Wilhelm III. und die Königin Luise besuchten ihn. Auch Friedrich Wilhelm IV. und Wilhelm I. in seiner ersten Regierungszeit erschienen zwischen den Buden. Kaiser Friedrich als Kronprinzen haben noch viele unter den Lebenden in Begleitung seiner Gattin auf dem Weihnachtsmarkt gesehen, wo er kaufte, auch zum Scherz um den Preis feilschte und in vergnügtester Laune sich in der Volksmenge bewegte. Ringsum wogte ungeniert das Getümmel der Käufer und Verkäufer. Die „Knarre“ und der „Waldteufel“, das „Dreierschäfchen“ und der „Hampelmatz“ für einen „Sechser“ wurden zu Tausenden angeboten, und die Gestalten der kleinen Burschen mit den rotgefrorenen Nasen, den dicken Fausthandschuhen und den wollenen Halstüchern gehörten zu den typischen Berliner Erscheinungen.

1884 kam dann der Christmarkt nach dem Schloßplatz und dem Lustgarten, wo er sich nur noch neun Jahre seines Lebens freuen sollte. Er ging dahin. Aber dafür nahm wenigstens ein anderer Weihnachtsgeselle in Berlin seinen Siegeszug: der Tannenbaum. Das achtzehnte Jahrhundert hatte sich noch durchaus mit der Pyramide begnügt, die schon oben erwähnt wurde, der „Perjamide“, wie die Berliner sie mundartig nannten; wir lernten ihre Herkunft bereits kennen: von den Kerzenaufbauten der Kirche her. Erst gegen 1830 wird die Tanne beliebt, und im zweiten Drittel des Jahrhunderts brachte die Eisenbahn aus Thüringen und dem Harz Bäume in großen Mengen nach Berlin. Wenn wir heute den Weihnachtsmarkt entbehren müssen, so mögen uns die grünen Waldreviere ein wenig trösten, in die wir schon drei Wochen vor dem Christfest alle Plätze und Ecken der Stadt verwandelt sehen. M. O.

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Carl Busse

Rudolf Hans Bartsch, Die Geschichte von der Hannerl und ihren Liebhabern (Leipzig, L. Staackmann) — Walter von Molo, Im Titanenkampf (Berlin, Schuster & Löffler) — Emil Ertl, Der Neuhäuselhof (Leipzig, L. Staackmann) — Hertha Koenig, Emilie Reinbeck (Berlin, S. Fischer) — Rudolph Stratz, Stark wie die Mark (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.) — Ewald Gerhard Seeliger, Peter Voß der Millionendieb (Berlin, Ullstein & Co.)

„. . . Und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen."

Die alte, unausgesungene Erlösungsbotschaft. Es weihnachtet wieder im Lande. „Allüberall auf den Tannenspitzen sah ich goldene Lichtlein sitzen." Schöner als je singt das Heimchen am Herde. Der hartherzigste Sünder geht in sich und wird weich wie der Geizhals Scrooge oder der Fabrikant Tackleton in den Weihnachtsgeschichten des alten, lieben Dickens. Der Wolf liegt friedlich neben dem Lamm. Es lüftet sich ein Wolkenzipfel überm Paradiese.

In solchen Zeiten nörgelt man nicht gern, und wenn einer Kritiker ist, so stellt er den Spieß am liebsten bis Neujahr in die Ecke. Er möchte den Frieden nicht stören. Er möchte keinem die Freude verderben. Er möchte — bis auf weiteres — mit allen Dichtern Bruderküsse tauschen und aus seinem Sack nur milde Gaben ziehen:

„Denn Äpfel, Nuß und Mandelkern
Fressen fromme Kinder gern."

Der gute Vorsatz ist also da. Milde soll in weihnachtlicher Schonzeit aus dieser Feder träufeln. Mir schwant dumpf, sie wird im ganzen und im einzelnen sehr nötig sein. So will ich immer an das Fest der Liebe denken und mir bei jedem Buche leise vorsagen: Selig sind die Sanftmütigen!

Rudolf Hans Bartsch soll heute der Reigenführer sein, denn er ist seiner ganzen Natur nach einer der festlichsten Erzähler — immer noch der selige Musikant, der heimliche Lyriker, der Grazer Lichtschwelg, der schwärmerische Genießer von früher. Sein frommes und frohes Herz ist voll Ehrfurcht und Heiterkeit. Seine Bücher sind voll von inbrünstigen Liebeserklärungen an die verschiedensten guten Dinge. Mit überströmender Zärtlichkeit spricht er nach wie vor von alten schönen baumdurchrauschten Städten. Als er in Wien wohnte, hat er in Heimweh das grüne, naturbeseelte Graz gepriesen; seit er in Graz wohnt, singt er Hymnen auf das einzige Wien. Und immer ist eine heimliche, ihn heftig stachelnde Angst in seiner Liebe, die Angst, daß die grausame Erwerbsgier der Gegenwart bald der „herrlich unnützen" Schönheit, die ihm das ganze Herz erfüllt, den Garaus machen wird. Vor den stillen Winkeln, den schweigenden Palästen, den alten Gärten Wiens fragt er sich leise: Wie lange noch? Er kann nur anbeten und verehren, wo er Tradition sieht; sein Kulturgefühl ist so mächtig, daß ein schöner, stiller Park noch stärker zu ihm redet, als der freie Wald; er ist im Herzen durchaus der Romantiker, dem vor der Zukunft graut, weil er den Untergang alles dessen, was er liebt, vorausfieht. Spätere Geschlechter, sagt er, werden uns einst beneiden. Und er kommt sich im stillen wie ein letzter vor, wie der Verkünder einer unrettbar versinkenden Welt, die noch einmal vor dem Untergang einen Dichter berauscht. Deshalb fühlt er sich so sehr mit Mozart verwandt, dessen Süße um so süßer ist, weil ein leises Abschiedsweh, ein bittres Ahnen, ein Grollen naher Umwälzungen schon von fern in den heiteren Tag hineintönt. Deshalb genießt er alle Schönheit mit so namenloser Inbrunst und genießt mit jeder dies wehe Angstgefühl mit „wie ein liebes Gift, das, dem Bittermandelgeschmacke gleich, unter viel Süßigkeit eine seltsame Mahnung versteckt". Deshalb hat er soviel „bittersüße Liebesgeschichten" geschrieben und jetzt als neueste die bittersüße „Geschichte von der Hannerl und ihren Liebhabern" (Leipzig, L. Staackmann).

Als Kunstwerk und als Dichtung steht dieses Buch gewiß nicht auf jener Höhe, die Rudolf Hans Bartsch in seinen besten früheren Werken erreicht hat. Aber es wäre möglich, daß heißes und trauriges Erleben hier (wohl leider zu früh) einen Notweg gesucht hat, und es ist zweifellos, daß die eigentliche Romantikernatur dieses Dichters noch niemals so deutlich sichtbar ward. Bisher war nur seine Darstellungsart lyrisch-romantisch. Jetzt aber beginnt er, wie wir noch hören werden, mit der romantischen Weltanschauung zu liebäugeln.

Seine Hannerl — das ist eine neue Abwandlung des süßen Wiener Mädels. Es geht diesmal weniger ins Blonde, Füllige und Sentimentale, als ins Schlanke, Bräunliche, Herbe. Im übrigen das Blümchen vom Wegrand, in Wiener-Neustadt unter Blumen aufgewachsen; ein Geschöpfchen, das wie ein leichter, schöner Schmetterling in der Sonne gaukeln will; undenkbar als Frau und Mutter, aber die geborene Geliebte. Amoralisch wie ein junges, schönes Tier, nach eigenen Worten nicht ganz echt im Metall,

Digitized by Google

wartet sie auf den Mann, der sie liebt und nimmt, und es ist ihr Schicksal, daß ein alternder Herr, ein Herr in den bekannten besten Jahren, der Hofrat und Sektionschef van den Bosch, in glühender Leidenschaft für sie entbrennt. Sie wird die Seine, aber da er die Liebe „heiliger nimmt als andere", da er doch eben auch schon dreißig Jahre älter und stets sehr zart ist, so wird dem jungen Blut dann und wann bange, und es versucht auszubrechen. Aber das ist nutzlos und bringt nur Reue, denn im Grunde ihrer Seele liebt auch Hannerl nur diesen einen. Alles andere ist Trug der Stunde und der Sinne. Indem er sie zur Mutter macht, sucht van den Bosch sie dann für immer an sich zu fesseln. Doch er hat das Wesen des Persönchens ganz verkannt, die Mutterschaft ist nichts für sie, und wenn sie nicht „wie eine Blume" im Kindbett stürbe, müßte ein zweiter Teil der Geschichte von der Hannerl beginnen — ein Teil, der den liebenden Herrn van den Bosch erst vor stärkere und kniffligere Probleme stellte. Es ist ein Glück, daß unsre Erzähler Herren über Leben und Tod sind!

Das Wichtige an dieser Geschichte ist aber gar nicht, wie und wen die Hannerl *liebt*, sondern wie und von wem sie *geliebt wird*. Vielleicht hat Rudolf Hans Bartsch, der sich in diesem Werke oft vergriffen hat, gleich in der Anlage gefehlt. Denn da es eine alte Wahrheit ist, daß derjenige, der am meisten liebt, sich auch am meisten demütigen muß und am tiefsten leidet, so ist der gegebene Mittelpunkt hier von vornherein nicht Hannerl, sondern der Herr van den Bosch. Das Mädel — lieber Himmel, so sehr sie Bartsch auch glorifiziert, so rührend er für sie sorgt, sie ist und bleibt schließlich die kleine, nette Geliebte, die, wenn sie Glück hat, in eine gute Hand gerät, aber ebenso auch durch ein Dutzend schlechte Hände gehen könnte. Ihr Licht, ihren Wert empfängt sie durchaus vom Mann. Nicht von den Männern, in die sie sich flüchtig vergafft, sondern von dem einen, der in wahnwitziger Leidenschaft an ihr hängt — in einer Leidenschaft, wie sie wohl Männer, die am Ende ihrer Jugend stehen, gerade zu halbreifen Mädchen erfaßt. Diese wenigen Worte sagen schon, wo das eigentliche erzählerische Problem des Buches liegt: es liegt durchaus in der *Spätliebe des alternden Junggesellen*. Umsonst versucht der Dichter, den Schwerpunkt zu verschieben. Der Stoff ist stärker als sein Wille; van den Bosch ist stärker als Hannerl; nicht das eine gute Mittellage kaum überschreitende Gefühl des Mädels ist die Hauptsache, sondern die tragische Gewalt des zweiten Triebes, von der ein wertvoller, geistig bedeutender Mann so furchtbar geschüttelt wird. Und hier war die größte Schwierigkeit zu überwinden. Es ist doch nun einmal so, daß die Leidenschaft des alternden Mannes für den Betrachter leicht etwas Lächerliches hat, um so mehr, als sie unsinniger und wilder zu sein pflegt als die des Jünglings. Die Natur schafft da gewisse Ausgleiche, und in seiner stärker sinnlichen Leidenschaft hat der Alternde an Stelle der Jugend viel mehr Erfahrungen, Mittel und Möglichkeiten einzusetzen als der schwärmende Jüngling. Es wäre fürchterlich, wenn die Zwanzigjährigen die realistische Ausrüstung der Vierzigjährigen besäßen. Aber nun gefällt es dem Österreicher, in seinem Helden van den Bosch keinen Typus, sondern eine Ausnahmenatur zu schaffen. Dieser Mann hat die erste Pubertät gleichsam überschlagen, und in seiner zweiten treten nun Eigenschaften hervor, die sonst mehr die Liebe des Jünglings zieren. Er ist weich bis zur Weichlichkeit, umständlich und unentschlossen, zart, keusch, anbetend, seelenvoll — kurz, bei seinem Alter wächst die Gefahr, lächerlich zu werden, aufs äußerste. Rudolf Hans Bartsch hat ihn zur Vermeidung dessen auf der anderen Seite heftig emporgeschraubt. Er will uns glauben machen, daß von diesem geistreichen Hofrat und Sektionschef das ganze Schicksal Österreichs abhänge, und er erweckt beinahe den Eindruck, als hätte Österreich während der serbischen Krise nur deshalb nicht losgeschlagen, weil Herr van den Bosch gerade zu sehr mit Hannerl beschäftigt war und für seine Flitterwochen Frieden brauchte. Da hebt man doch ein bißchen die Schultern und schüttelt den Kopf. Unwillkürlich fällt einem Friedrich von Gentz ein, die rechte Hand Metternichs, der im selben Wien sich auf seine alten Tage mit Leidenschaft an die junge Fanny Elßler hing. Aber in dem modernen Gegenstück stimmt etwas nicht.

Am interessantesten in dieser Hannerl-Geschichte, die eigentlich die Geschichte van den Boschs sein sollte, ist vielleicht das Rankenwerk. Ich sprach eben von Friedrich von Gentz; ich sprach vorhin von der romantischen Weltanschauung. Und es ist geradezu verblüffend, wie Bartsch hier mit Tendenzen spielt, die wir von Gentz, Schlegel, Novalis und ihren Zeitgenossen her allzugut kennen. Wir wissen ja, wie diese charakterschwachen, haltlosen oder phantastischen Geister sich allmählich reaktionär verrannten, wie sie ein ganz quietistisches Ideal, ein rein vegetatives, pflanzenhaftes Dasein priesen und den äußersten politischen und kirchlichen Absolutismus predigten. Und nun lese man Bartsch: er eröffnet seinen Roman mit einem sehnsüchtigen Rückblick auf jene „lichten, sanften Zeiten" vom Anfang des 19. Jahrhunderts, „da die Menschen besser, stiller, seliger waren". Er spricht mit Zärtlichkeit von „pflanzenhaftem Lebensschauer", von dem Gefühl unserer „Bruderschaft mit dem schuldlos schönen Leben der Blumen". Er läßt seine klügsten und kräftigsten Gestalten zu Verkündern absolutistischer Ideale werden — alle drei Liebhaber Hannerls. Der junge Jude wird Konvertit und rettet sich in den Schatten Roms; der Staatsmann ist auf dem Wege, ein neuer Metternich zu werden, und

Digitized by Google

behauptet, daß der Absolutismus für Österreich das einzig Wahre sei; der Offizier träumt von einer Napoleonrolle auf dem Balkan. Das alte Spiel — für Zeitpsychologen sehr interessant. Man sieht, wie die Romantik immer dieselbe bleibt. Sie beginnt mit süßseelenvoller Naturverworrenheit und endet mit lichtscheuem Spuk.

Fraglos spielt da viel „Österreichertum" mit. Es ist ja rührend, mit welcher verzweifelten Liebe Rudolf Hans Bartsch an seinem engeren Vaterland hängt, wie er nach dem Kriege schreit, um der „Staatsverzweiflung ohnegleichen" ein Ende zu machen. Die Rüstungen der letzten Jahre, besonders die artilleristischen Versuche werden herangezogen und müssen dem Buche einen gewissen aktuellen Reiz geben. Aber auch hier rächt sich die falsche Orientierung: da durchaus Hannerl die Hauptsache sein soll, bleibt der ganze politische Teil ohne rechte organische Verbindung mit dem gewählten Mittelpunkt und steht als fremdes und störendes Element da. Außerdem dürfte es Leute geben, die sich bekreuzen, wenn Offiziere und Dichter auf Husarengäulen oder Musenrossen verwogene Ritte in die hohe Politik unternehmen. Immerhin wird dabei viel Geistreiches gesagt, und zu einem richtigen Roman von Bartsch gehört nun einmal die Perspektive auf die infelix Austria. Sie gehört ebensogut dazu wie die „baumrauschende" Stadt, die noch „Seele" besitzt; wie die Süßigkeit des echt österreichischen Geigenstriches; wie das schwärmerische Entzücken an Frauenliebreiz; wie die innige Freude an den guten Dingen der Welt, vom alten Park herunter bis zum Backhähndl und zum Heurigen. Man kann nicht sagen, daß dieser Dichter sich seit seinen Anfängen besonders erweitert hätte. Man darf nicht leugnen, daß er sich wiederholt. In jedem Buche begrüßt man „Revenants", etwa den Slawen, der das Deutschtum haßt und doch nicht ganz von ihm loskann, der bald Semljaritsch heißt, bald Robulja, bald sonstwie. Aber es läßt sich ertragen: wenn der Dichter seinen guten Tag hat, bezaubert er uns trotzdem immer wieder. Mit der Hannerl gelingt es ihm nicht recht, die Mischung von aktueller Politik und gestachelter Erotik bezwingt nicht, aber im einzelnen hat auch dieser Roman seine Meriten, und man ahnt wohl, daß er geschrieben werden mußte. Nur daß Herz und Hand des Erzählers noch zu sehr gezuckt und gezittert haben.

Von Walter von Molo liegt der erwartete zweite Teil seines großen Schillerromans vor. Er heißt „Im Titanenkampf" (Berlin, Schuster & Loeffler); er stellt das unruhvolle Ringen des Genius dar; er umfaßt etwa die Zeit von 1782 bis 1788. Am Beginn sehen wir Schiller auf der Flucht nach dem Wolzogenschen Gute Bauerbach; am Schluß knüpft sich das Band mit Charlotte von Lengefeld.

Der erste Teil der Romantrilogie erregte im Vorjahre starkes Aufsehen; Paul Mahn hat ihn an dieser Stelle gerühmt; so weit ich sehen kann, hat er auch sonst nur Lob und Bewunderung geerntet. Ich habe ihn nicht gelesen, und so möchte ich nur mit einiger Reserve ein Urteil über den zweiten Band fällen. Was zunächst daran auffällt, ist die zuckende Lebendigkeit der Darstellung. Man ist sie von Molo gewöhnt. Er hat eine heftige, knappe Kühnheit; er hält sich nirgends lange auf; er gönnt uns selten Ruhe. Das ist in den kürzeren Romanen prachtvoll; in den längeren führt es leicht zu einer gewissen Ermüdung. Im vorliegenden Falle kam das Thema seiner Art stark, ja fast gefährlich stark entgegen. Der junge, gehetzte Unruhgeist Schiller hat in seinen Sturm- und Drangjahren fliegenden Atem. Gut, wenn der dichterische Nachschöpfer seines Lebens ihn auch hat! Auf die Klippen, die hier drohen, kommen wir noch zurück.

Fragen wir uns erst, wie der Molosche Schiller, der Schiller des zweiten Bandes, der Schiller des „Titanenkampfes" aussieht. Es ist eine alte Geschichte, daß junge Genies in ihrer heroischen Periode für ihre Umgebung, und zwar nicht nur für die Philister, sehr wenig angenehm sind. Und wenn wir einmal den Gedanken an das, was uns Schiller geworden ist, zurückdrängen oder ganz auszuschalten versuchen, wenn wir, wozu die unmittelbar lebendige Darstellung reizt, etwa das Erzählte auf einen genial flackernden Poeten unsrer Tage übertragen, so muß ich, selbst auf die Gefahr der Abstempelung als Philister, doch bekennen: dieser Held ist eigentlich ein grauslicher Kunde! Man kann es keinem Menschen verdenken, wenn er um dieses exaltierte Genie einen Bogen schlägt; man versteht Goethe tausendmal, daß er sich den Mann drei Schritt vom Leibe hielt, ja man lernt die Helfer erst richtig bewundern, die ihren letzten Groschen für den Räuberdichter hingeben und sich dafür noch schlecht behandeln lassen müssen. Irgendein kluger Mensch — wer war es gleich? — hat das böse Wort gesagt, er hätte lieber Goethes Diener als Schillers Freund sein wollen. Das Wort verfolgt einen, wenn man den „Titanenkampf" liest. Und so groß und kühn es von Molo war, hier ohne Zögern in Gestalterinstinkt einen Schiller zu zeichnen, der sich fast allen Lesern peinlich auf die Nerven legen wird, einen Schiller, von dem die Biographien kaum eine blasse Vorstellung geben, einen Schiller, der aber dem der Wirklichkeit doch sehr nahe kommen dürfte, — so kühn das also war: ich fürchte doch, daß hier des Guten etwas zu viel geschah. Das Gewaltsame, Befremdliche, Forcierte, das Schiller ja nie ganz überwunden hat, umprasselt uns gar zu hageldicht; es fehlen die Ruhepunkte dazwischen; das Genie ist immer Genie, immer Titanide, immer Sprengbombe vor dem Explodieren, selbst dann, wenn es schmutzige Wäsche aussucht und seine zerrissene Hose über das Don

Digitized by Google

Carlos-Manuskript wirft. Dieser Schiller setzt sich nicht den Hut auf, sondern wirft ihn auf den Kopf, er stöhnt, keucht, schreit, schluchzt, flucht, er stiert und starrt, er hat etwas Krampfhaftes, er muß sich überheben, um sich behaupten zu können. Sein geniales Getue kann einen wütend machen.

Noch einmal: das alles ist richtig empfunden, aber wohl zu schroff herausgebracht. Schiller war neben allem anderen doch auch ein sehr kluger Mensch, ein kaltblütiger Rechner und Diplomat, der Goethe gegenüber ja ein Meisterstück in geschickter Menschenbehandlung abgelegt hat. Das deutet sich hier vielleicht zu wenig an. Aber ich will nicht Einzelheiten nennen, sondern gleich auf mein Hauptbedenken kommen, in das alle andern münden. Ich fürchte, daß sich Walter von Molo in der Tonhöhe, im Stil vergriffen hat. Sein Held ist dramatisch. Aber da er sein Leben in epischer Form darstellt, mußte er auch den epischen Stil wollen. Den Stil, der ruhig auf die Unruhe schaut und über sie berichtet, den Stil, der Abstand wahrt. Das hat er nicht getan. In einem heftigen, bewundernden Verwandtschaftsgefühl läuft er gleichsam mit fliegendem Atem neben Schiller her, und wenn man zunächst dadurch zu gewinnen scheint, so dürfte man zuletzt doch mehr verlieren. Der über dem Stoff stehende epische Dichter hätte die Kapriolen des werdenden Genies so geben können, daß man sie verstehend belächelt hätte; der mit dramatischer Phantasie arbeitende, im Stoffe stehende Walter von Molo gibt sie so gegenwärtig, so zuständlich, aus solcher Nähe, daß sie ärgern und quälen. Er läßt uns ferner alles so sehr mit Schillers Augen sehen, daß die Umwelt nicht zu ihrem Recht gelangt und daß unter dem Recht des Genies das Recht aller anderen Menschenkinder leidet. Er konzentriert wie ein Dramatiker oder Novellist, aber er wählt die Romanform. Aus diesem Widerspruch zwischen epischer Form und nicht-epischer Darstellung erklären sich alle meine Bedenken.

Es wäre schade, wenn ein groß angelegtes und kühn durchgeführtes Werk aus solchen Gründen zu Falle käme, und wir wollen vorläufig vertrauensvoll auf den dritten Band warten, der unter dem Titel „Den Sternen zu" die Trilogie zu Ende führen soll.

Den richtigen epischen Stil in seiner breitesten Behäbigkeit und einer nun wieder allzugut gemeinten Umständlichkeit kann man in dem Roman eines dritten Österreichers genießen: in Emil Ertls „Neuhäuselhof" (Leipzig, L. Staackmann). Das ist ein Roman für altmodische Menschen, und es ist ein beruhigendes Gefühl, daß im Zeitalter der Automobile und Flugmaschinen noch so liebe, rührende, gemächliche und zeitraubende Bücher geschrieben werden. Bei jedem Satze denkt sich Emil Ertl: Du mußt es dreimal sagen! Er ist glücklich, wenn er in fünf Worten ausdrücken kann, was andere mit einem abmachen. Er würde nicht vom Krebs sprechen, sondern immer nur von „diesem wohlschmeckenden Krustentier". Er nennt ein Schwein nicht kurz und glatt ein Schwein, sondern er nennt es „das unschuldige Opfer selchermeisterlicher Berufstätigkeit". Ein Unglück ist für ihn nicht nur ein Unglück, sondern es ist eine Kalamität, eine Verlegenheit, ein Pech, ein Malheur. Und die Geschichte vom Neuhäuselhof beginnt er damit, daß er erst mal auseinandersetzt, was ein Hof ist oder nicht ist. Es gibt Fürstenhöfe — die meint er nicht. Manchmal hat auch der Mond einen Hof — den meint er auch nicht. Ebensowenig denkt er an Guts- und Bauernhöfe. Sondern er redet von städtischen Höfen. Diese werden eingeteilt a) in die neumodischen, die gar keine sind, b) in die altmodischen, die guten, die richtigen. Zu ihnen gehört der Neuhäuselhof. Seine Geschichte würde für den Herausgeber eines Synonymenlexikons eine unschätzbare Fundgrube bedeuten.

Und nun beginnt der Roman — so ein gemütlicher Roman, wie er zu Dickens' Zeiten geschrieben wurde — ein Roman der alten Schule mit verzwickten Testamenten, Erbschleichern, braven Hauswirten, alten Jungfern, armen Witwen, jungen Liebenden, ein Roman aus Zeiten, wo man sich den Teufel um Psychologie und Wahrscheinlichkeit kümmerte, ein Roman aber, der so sachte behaglich abschnurrt, daß man ihn doch ganz gerne liest, und bei dem alle zufrieden sind. Niemand stürzt sich in Unkosten, weder der Autor noch der Leser. Ein einziger großer Gebäudekomplex versammelt sämtliche Personen; wenn der Erzähler sie braucht, kommen sie aus den Türen; wenn er sie weghaben will, verschwinden sie; wenn es nötig ist, sterben sie — das geschieht alles mit beneidenswerter Selbstverständlichkeit. Langsam, in gemächlichen Schachtelsätzen, rückt der Roman vorwärts. Es ist unnötig, den Inhalt anzudeuten, da er gar kein Problem berührt oder sonstwie Interesse hat. Man nimmt ohne Murren allerlei Merkwürdigkeiten in den Kauf und empfindet freundliche Teilnahme für Peter, den armen, jungen Helden. Aber dann kommt eine Stelle, wo man zusammenknickt. Dieser junge Mann erbt nämlich rechtmäßig, wenn auch unerwartet, ein großes Vermögen und kommt sich dadurch geschändet und entehrt vor. Ich habe bloß stumm die Hände gefaltet: Lieber Gott, schände und entehre mich recht bald ebenso! Von hier an geht die Gemütlichkeit in Unverstand über, und alles, was der Held später tut, finde ich kindisch.

Schon einmal, im „Blauen Gugucksshaus", hat Emil Ertl seine Personen um einen städtischen Hof gruppiert. Aber damals stand hinter dem Haus die große Zeit; der Roman hatte eine Idee; Alltagsschicksale hoben sich von einem weiten Hintergrund ab. Dem neuen Buch dagegen fehlt jeder Horizont. Alles bleibt im Genre stecken, und das Breit-Philiströse triumphiert. Vielleicht

Digitized by Google

kann die gemütliche Behäbigkeit des Ganzen dafür einigen Ersatz bieten. Eine allzu strenge Beurteilung, sagt Ertl am Schlusse, könnte den Verfasser leicht aus allen Himmeln stürzen.

Gehaltvoller und feiner ist ein Roman von Hertha Koenig: „Emilie Reinbeck“ (Berlin, S. Fischer) — ein Buch über die dem Namen nach sehr bekannte, dem Wesen nach sehr verschwimmende Freundin von Nikolaus Lenau. Schon als Kind, erzählt Hertha Koenig, hätte sie eine Vorliebe für das im Familienbuch enthaltene Porträt der „Tante Emilie“ gehabt, und später konnte sie dann kraft der verwandtschaftlichen Beziehungen allerlei verborgene Quellen zur tieferen Erkenntnis dieses Frauenschicksals erschließen. Sie glaubte zu begreifen, weshalb die Schwäbin im Gegensatz zu andern Mitgliedern ihrer Sippe solchen Ausdruck der Enttäuschung um Mund und Augen hatte, und aus einer Ähnlichkeit der künstlerischen Neigungen und seelischen Anlagen mag es sie wohl getrieben haben, dem verblichenen Leben nicht kritisch nachzutasten, sondern es in dichterischer Form neu zu gebären. Der Schatten sollte Blut trinken ...

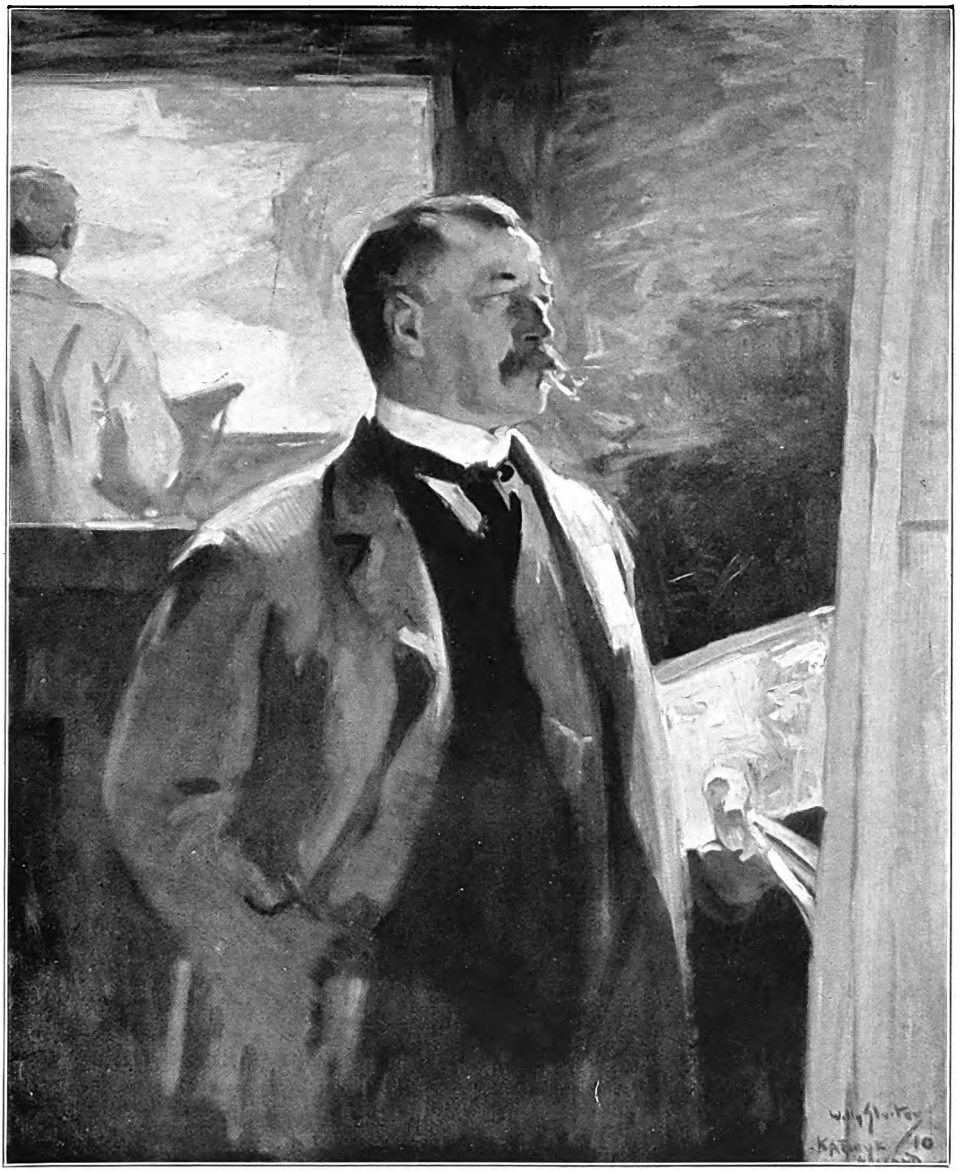
Wir haben es hier also mit einer poetisierten Biographie zu tun, ähnlich wie bei Molos Schillerwerk. Gleich auf der ersten Seite werden dem jungen Mädchen außer Luftveränderung „mehrlei Pillules“ verordnet, und bis zum Schlusse behält man den Eindruck, einer allzu bleichsüchtigen und schwächlichen Person zuzuschauen. Diese Emilie ist ein zartes Schattenpflänzchen im behäbigen Schwaben, „gar so delikat“, still und scheu und schmal. Selbst in erster Liebe wird sie nicht ganz warm und fürchtet sich vor dem Glück, so daß man dem Buben vom Hofrat Mayer beinah ein handfesteres Marjellchen wünschte. Als der Geliebte 1812 mit vielen andren Württembergern im russischen Winter bleibt, tröstet sie sich mit ihrer Malkunst. Später nimmt sie nach erstem Entsetzen die Bewerbung des viel älteren Hofrats Reinbeck an — nicht etwa aus Liebe, sondern nur, weil sie ein empfindliches, leicht bedrücktes Gewissen und viel Pflichtgefühl hat. Wohl empört sie sich in durchweinten Nächten über ihr selbstgewolltes Schicksal, aber man weiß vorher, daß es zu nichts führen wird. So lebt sie hin ... es ist ein fast gleichgültiges Warten von Jahr zu Jahr, bis endlich Lenau in ihren Gesichtskreis tritt. Ein letztes Glück streckt die Hände nach ihr aus. Aber natürlich „entsagt“ sie, um sich nach Lenaus Zusammenbruch doch wieder Vorwürfe über ihre Feigheit zu machen. Es ist immer das alte Lied, und es ist nicht leicht, für dieses Leben der Unfrische, der verpaßten Gelegenheiten, der nutzlosen Tränen Interesse zu behalten.

Man schätzt ja allerdings heute diese schwächlichen Halbnaturen, mit denen das Leben nach Belieben würfelt, sehr hoch. Aber das ist doch Geschmackssache. Unwillkürlich denkt man an Jettchen Gebert, nur daß Emilie Reinbeck noch wesentlich blasser ist. Auch ihr Schicksal fließt rein aus ihrem Charakter, aus der Bedrücktheit und unglücklichen Mischung ihres Wesens. Man kann nicht anklagen, kaum klagen. Aber es liegt doch eine gewisse Sentimentalität in der Art, wie Hertha Koenig ihrer Heldin nachhängt. Um Emilie Reinbeck herum schlägt sich mit Mayer und Kerner, Alexander von Württemberg und Reinbeck, Hartmann und Lenau ein ganzes Kapitel schwäbischer Literaturgeschichte auf. Alles ist klug, zart, fein getüpfelt; das Buch hat entschieden etwas Nobles. Aber man vermißt doch die Schöpferkraft, die aus dem Vollen wirtschaftet und in strotzender Sinnlichkeit darstellt. Eine „Intellektuelle“, deren Arbeit Respekt abnötigt, wenn ihr eben auch die letzte Blutwärme des gebornen Dichters mangelt.

Schreibt sie für eine dünne Oberschicht, so wendet sich Rudolph Stratz an die weitesten Kreise. Sein Roman „Stark wie die Mark“ (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.) gibt mit bewunderungswürdiger Technik ein Bild aus der großen Welt, wie es der Bürger so gern sieht. Eine Parade vor Wilhelm dem Siegreichen; Reichstagssitzungen mit Bismarck, Windthorst, Puttkamer, Stöcker; Pferderennen in Westend; Auffahrt zum Hofball; Bismarcks Abschied und Rückkehr; agrarische Wahlen: dies und anderes zieht an uns vorüber. Dazwischen schimmern Husaren-, Kürassier-, Gardeinfanterieuniformen, Diplomatenfräcke und Damentoiletten, wird der agrarische und industrielle Gegensatz an- und ausgedeutet, spielt eine Liebesgeschichte, die unrettbar verfahren scheint und die mit kunstgeübter Hand doch zuletzt ins Reine gebracht wird. Ein Roman, dem jedenfalls fünfzig Auflagen sicher sind.

Nicht ganz so viel Glück dürfte Ewald Gerhard Seeliger, der den großen Publikumserfolg alljährlich auf immer neue Weise erzwingen möchte, mit seinem jüngsten Hetzjagdroman haben. Er heißt „Peter Voß, der Millionendieb“ (Berlin, Ullstein & Co.). Eine Art Detektivgeschichte mit verrückter, aber hübsch erfundener Idee. Da opfert sich nämlich ein Kassierer für den bankerotten Bankinhaber, indem er mit zwei Millionen durchbrennt. Das heißt: die Millionen, die am nächsten Tage bezahlt werden sollen, sind gar nicht da, und der Kassierer spielt nur den Dieb, um die Firma vor dem Konkurs zu retten. Damit das glaubwürdig ist, wird der gewiegteste Detektiv auf seine Fährte gesetzt, und nun beginnt eine Hetzjagd durch Amerika und Europa mit tollen Tricks, eine offenbar auf den Kientopp zugeschnittene Abenteuer-Orgie. Lassen wir schweigend den Vorhang darüber fallen — „selig sind die Sanftmütigen“.

Digitized by Google



Professor Hans von Bartels †
Gemälde von Willy Sluiter

Digitized by Google

Digitized by Google

Illustrierte Rundschau

Neue Bucheignerzeichen von Alfred Coßmann in Wien — Hans v. Bartels †. Mit seinem Bildnis von W. Sluiter und seiner Studie „Holländisches Hofje" in farbigem Faksimile — Serapis-Fayencen von Carl Wahliß in Wien — Neue Puppen von Marion Kaulitz und Käthe Kruse — Florstickereien von Ernst Aufseeser — Zu unseren Bildern

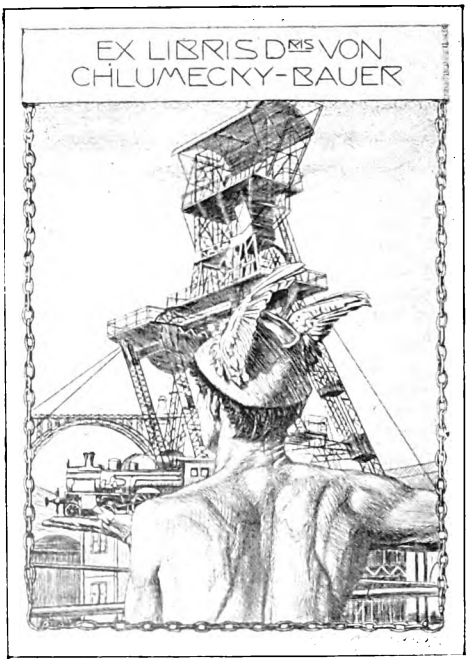
Es scheint an der Zeit, unseren Lesern wieder einmal eine Anzahl schöner Bücherzeichen vorzuführen, um ihr Interesse für das Exlibris zu erwärmen. Nicht nur das der Sammler — das glüht jetzt vielleicht mehr als je; wenn es auch stärker nach der Zahl als nach der Qualität zu streben scheint —, sondern das der Bücherliebhaber, der glücklichen Besitzer kleinerer oder größerer Büchereien. Vielleicht darf ich auch die verehrten Frauen mit einbeziehen, die so oft in Verlegenheit sind, was sie ihren Gebietern (oder Dienern) schenken sollen, und die mit einem künstlerisch entworfenen, gut ausgeführten Exlibris eine rechte Weihnachtsfreude bereiten können — zumal wenn sie hübsch die Verpflichtung übernehmen, die zierlichen Zettelchen auch persönlich in die Bände einzukleben. Die von uns abgebildeten Bucheignerzeichen des erfindungsreichen Wieners Alfred Coßmann sind ganz erfüllt von der feinen Grazie, die man bei dieser Zier nicht gern missen möchte; sie beweisen wieder einmal, daß der rechte Mann auch auf dem allerkleinsten Raum, ohne Aufwand besonderer Mittel, wahre Kunst zeigen kann. —

Die Trauerbotschaft vom Tode Hans v. Bartels', des ausgezeichneten Münchner Aquarellisten, hat die schmerzlichsten Gefühle wachgerufen. Sie kreuzte sich mit der Nachricht, daß dem Künstler in Berlin die Große Goldene Medaille verliehen sei. Schon einmal haben wir in einem größeren Aufsatz sein Werk gewürdigt; uns selber aber will es wunderbar erscheinen, daß ganze sechzehn Jahre vergangen sind, seit Fritz v. Ostini über Bartels berichtete. Oft freilich ist er seitdem mit einzelnen Blättern in den Heften erschienen, und ich darf wohl verraten, daß unsere

Bucheignerzeichen. Radierungen von Alfred Coßmann in Wien

Digitized by Google

Mappen noch einige sehr schöne Bilder bergen, deren Veröffentlichung willkommene Gelegenheit geben wird, auf den verewigten Meister zurückzukommen. Er war uns stets ein treuer Freund. Wenn ich — oder einer der anderen Herren der Redaktion — nach München kam, machten wir sicher in der Pettenkofer-Straße Rast. Erst in der behaglichen Wohnung, dann im schönen, lichtdurchströmten Atelier; unten um zu plaudern — und wie prächtig konnte Bartels plaudern, wenn er im Kreise der zärtlich geliebten Seinen und unter guten Freunden saß —, oben um zu schauen. Es gab ja immer Neues zu sehen in der Werkstätte dieses wirklich unermüdlich fleißigen Mannes, der nie rasten wollte, der immer nach neuen Erfolgen strebte. Das Schönste freilich, das man dort oben sah, kam selten oder nie an die Öffentlichkeit: der gewaltige Schatz von Studien, der sich jährlich um zahlreiche Blätter vergrößerte. Denn auch während andere Sommerferien hielten — ja, dann erst recht —, arbeitete Bartels ohne Ruh. Man hat Bartels vielfach angefeindet, nicht den Mann, aber dessen Kunst, der man die Tiefe und den inneren Reichtum absprach. Selbst seine schärfsten Gegner aber mußten stets zugeben, daß er ein treuer und ernster Arbeiter und — ein großer Könner war, der seine Technik geradezu virtuos beherrschte. Nur 57 Jahre alt ist er geworden. Am 25. Dezember 1856 war er zu Hamburg geboren. Der Waterkant hat er immer eine starke Anhänglichkeit bewahrt, aber künstlerisch und auch gesellschaftlich wurzelte er durchaus in München, wo er seit 1885 festen Fuß gefaßt hatte. —



Seit einigen Jahren hat die Fayence durch das große Wiener Porzellanhaus Ernst Wahliß einen neuen Aufschwung genommen. Die Serapis-Fayencen dieser Firma erregten überall, wo sie ausgestellt wurden, Aufsehen. Schöne, oft überraschend originelle Formen und eine überaus reiche Farbenskala geben ihnen ein ganz besonderes Gepräge. Zumal die Farben sind von einer Leuchtkraft, wie sie sich auf Porzellan kaum erzielen läßt; der Phantasie des dekorierenden Künstlers sind dadurch ganz neue, erstaunliche Möglichkeiten gegeben. Während

Buchzeichen. Radierungen von Alfred Coßmann in Wien

Digitized by Google

Holländisches Hofje. Studie von † Hans von Bartels

die älteren Fayencen gegenüber dem Porzellan in bezug auf Farbengebung stets im Nachteil waren, ja sich im wesentlichen auf Blau, Grün und ein gelbliches Rot beschränken mußten, lassen sich hier das dunkelste Schwarz und das strahlendste Gold in gleicher Weise verwenden, ja es gibt anscheinend überhaupt kaum eine Farbennuance, die für die Palette des Serapiskünstlers ganz ausgeschlossen wäre. Der Keramik sind da-

Digitized by Google

Puderdose

mit, darf man wohl sagen, ganz neue Wege erschlossen worden, und man kann nur wünschen, daß die rührigen Inhaber der Firma ihr Wissen und Können nicht zur Massenfabrikation verwenden, sondern wie bisher streng an der künstlerischen Durchdringung ihrer eigenartigen Erzeugnisse festhalten. —

Daß zur Weihnachtszeit die Puppe überall eine Rolle zu spielen das Recht hat, ist selbstverständlich. Auch wir räumen der kleinen Herrin daher gebührend Raum ein und lassen sogar gleich zwei Meisterinnen der Puppentechnik ihre Kindlein ausstellen. Marion Kaulitz in München ist eine preisgekrönte Künstlerin, hat sich auch in diesem Jahre wieder auf der Genter Weltausstellung die goldene Medaille für ihre Puppen geholt, die in ihrer Farbenfreudigkeit sich die Welt eroberten. Frau Käthe Kruse — übrigens die jugendliche Gattin des trefflichen Bildhauers Max Kruse (Charlottenburg) — geht ein wenig andere Wege. Sie, die Norddeutsche, betont neben dem Künstlerischen besonders stark die praktische Brauchbarkeit der Puppe. Sie verpönt die Kugelgelenke, stellt feste und doch weiche, in Nessel eingenähte Körper dar, die, wie sie uns selber sehr hübsch schreibt, „dem Kinde die Illusion geben sollen, ein fühlendes Wesen im Arme zu haben. Es ist vielleicht kein Zufall, daß die Kinder von heute nicht mehr so wundervoll spielen können, wie ihre Mütter; ich versuche, sie es wieder zu lehren.“ Frau Kruse gibt

Jardinière

ihren Puppen auch keine Perücken: sie sollen keine Natur vortäuschen, sondern selbst Natur sein; sie sollen etwas aushalten können, so daß sich das spielende Kind nicht immer sorgen muß: leidet mein Püppchen auch nicht Schaden! Vielleicht kann man sagen: Marion Kaulitz reformierte die ästhetische Seite, Käthe Kruse die ethische Seite des Puppenwesens. Beide haben recht! —

Noch etwas Weihnachtliches und zugleich etwas Neues möchten wir den Leserinnen vorführen: die Florstickerei von Ernst Aufseeser. Der Künstler hat sich bisher hauptsächlich mit graphischen Arbeiten, Besuchs- und Glückwunschkarten, Plakaten und Buchschmuck allerart beschäftigt. Diese Arbeiten ließen schon die besonderen Vorzüge seiner Kunst erkennen, die ihm bei der Verwirklichung seiner Idee der Flor-

Vase. Arbeiten in Serapis-Fayence. Entworfen von Karl Klaus, Ausführung von Ernst Wahliß, Wien

Digitized by Google

stickereien zugute kamen. Prägnante, mit wenigen Strichen charakterisierende und alles nebensächliche Detail vermeidende Zeichnung, ein gesundes Gefühl für Rhythmus und Flächenschmuck und eine besondere Geschicklichkeit, begrenzte Felder zu füllen und zu beleben, treten in allen Arbeiten des Künstlers hervor. Diese Kunst wirkungsvoller

Vase

Technik des Hinterstikkens so ausdrucksreich und so mannigfach auszunutzen, daß sie der Geschicklichkeit der Stikkerin kaum Grenzen in der Wiedergabe der verschiedensten Stoffe und flüchtiger Bewegungsmomente setzt. Allein durch die wechselnde Stichlage und Dichtigkeit der Fäden sind in dem Bilde der

Standuhr

Vereinfachung in der Zeichnung ist das Fundament der von ihm erdachten und entworfenen und von den geschickten Händen seiner Gattin ausgeführten Florstickereien, von denen wir einige hier abbilden. Sie sind auf weißem Mull mit weichem Glanzgarn gestickt, also ganz weiß in weiß und so fein und duftig, daß unsere Abbildungen den eigenartigen Reiz dieser Arbeiten nur unvollkommen wiedergeben können. Dabei ist die

Arbeiten in Serapis-Fayence. Entworfen von Karl Klaus, Ausführung von E. Wahliß, Wien. Wandteller

Digitized by Google

ner Joseph Sailer gab uns seine schöne „Flucht". Ein reifes Werk, an gute alte Meister anklingend, tief im Kolorit, warmherzig in der Auffassung — übrigens meisterlich als Faksimile reproduziert. Meisterlich, wie die Wiedergabe der Weltischen Gemälde und Studien, die das künstlerische Schwergewicht des Heftes bilden; es ist uns eine besondere Freude, unseren Lesern ein deutliches und fesselndes Bild des Schaffens dieses wahrhaft großen, echt deutschen Künstlers geben zu können, der — allzufrüh uns entrissen — erst jetzt recht anerkannt, ja der vielleicht erst in einigen Jahren in seiner ganzen Bedeutung gewürdigt werden wird. Selbst seine engere Heimat, die Schweiz, hat sehr spät erkannt, was sie an ihm hatte, um nun freilich die Verehrung und Bewunderung nachzuholen, die sie mit uns allen diesem prächtigen Meister schuldete. In Zürich hat das Museum bereits ein schönes Welti-Kabinett eingerichtet, und die Schweizer Bundesregierung übertrug die Vollendung der auch in unserem Artikel (Seite 522) erwähnten, eine Landgemeinde von Unterwalden darstellenden Fresken Weltis Freund und Schüler Wilhelm Balmer, wie der Mei-

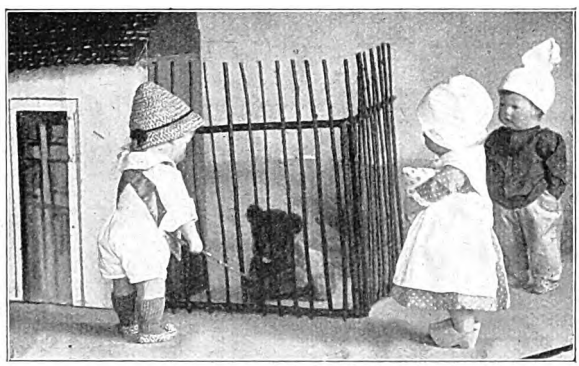
Sänfte, die Steine des Brückenbogens, das Flechtwerk der Sänfte mit dem hölzernen Traggestell, der Seidenturban, das lebhaft gemusterte Gewand, Gürtel und Schuhe der Träger so überzeugend gegeben, daß man die Farbe, die sonst bei Stickereien, und zumal bei bildlichen Darstellungen, so wesentlich mitspricht, gar nicht vermißt. Wie hier Stoff und Stickmaterial untrennbar zusammengehören, muß freilich zu der geschickten Zeichnung auch die verständnisvolle Ausführung kommen, um solch überraschende Effekte zu erreichen. Das Erfreulichste aber ist, daß hier ein Künstler, den es reizte, der Nadelfertigkeit fleißiger Hände neue Möglichkeiten zu gewinnen, eine gesunde Idee wohlüberlegt verwirklicht und damit Arbeiten geschaffen hat, denen nichts Erlerntes und Nachempfundenes anhaftet, die ganz aus eigenem Empfinden und Wollen entstanden sind. Originelle Geister sind herzlich selten — man muß sie willkommen heißen und fördern, wo immer man sie findet! —

Mit einem rechten Weihnachtsbilde als Titelbild eröffnen wir das Heft: der Münch-

Puppen von Marion Kaulitz in München

Digitized by Google

ster das vor seinem Tode, als er den schwan- | kenden Zustand seiner Gesundheit klar erkannte, selbst gewünscht hatte; wir hätten gern wenigstens die herrlichen, noch von Welti selbst herstammenden Entwürfe zu diesen Fresken reproduziert, die Regierung will dazu aber erst ihre Zustimmung geben, wenn die Fresken selbst vollendet sind. — Der feine Kinderkopf von Prof. v. Stuck (zw. S. 488 u. S. 489) wird allgemein gefallen; es sprüht eine ganz eigene Kraft der Charakteristik, die man bei Kinderbildnissen selten antrifft, aus dem Porträt, das mit besonderer Liebe gemalt

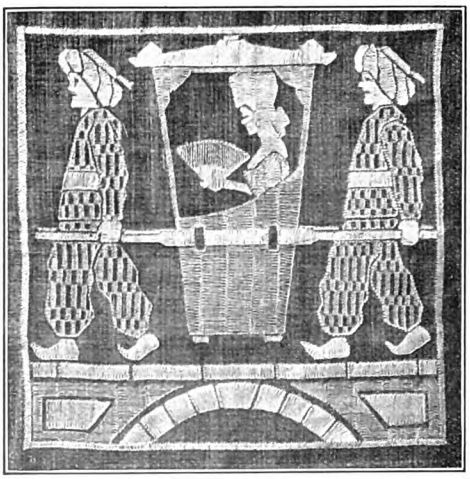


erscheint; Meister Stuck hat sich in diesen Kinderporträts geradezu eine Spezialität geschaffen. — Eine famose Plastik, die „Spenderin" von Hans Harry Liebmann (n. S. 496), sei hier gleich angereiht: eine schlanke Mädchengestalt in wundervollem Fluß der Gewandung, als schritte sie dem Sturme entgegen, mit dem mächtigen gnadenbringenden Füllhorn in den Armen; überraschend kühn, aber wohlgelungen ist die Art, wie der Künstler seiner Gestalt dies Füllhorn tragen läßt. — Prof. Hans Looschen, uns ein alter Freund, ist durch seine

Puppen von Käthe Kruse in Charlottenburg

Digitized by Google

famose Ölstudie „Marienkind" vertreten (S. 547), eine Weihnachtsgabe von ganz besonderem naivem Reiz, der an Krippenschöpfungen aus der besten Zeit erinnert, wie man sie vielleicht im Münchner National-Museum am schönsten bewundern kann. Recht im Gegensatz dazu — Gegensätze sind immer interessant — steht das mondaine Bildnis „Blanche Fontaine" des kürzlich verstorbenen Hermann Fenner-Behmer (zw. S. 568 u. S. 569), eine Symphonie in Blau, wenn der Ausdruck erlaubt ist. Das Gemälde ist farbig reproduziert, ebenso wie der herrliche „Winterabend" von Waldo Fink (zw. S. 592 u. S. 593), ein Bild von eigenartigem Stimmungsinhalt mit dem schönen Schneeblau, das der Städter kaum je so überwältigend zu sehen bekommt, den kühnen Wolkenbildungen — und der Kleinheit der Menschen in der gewaltigen Natur! — Sehr fein ist auch die „Plauderstunde" von Oswald von Krobshofer (nach S. 608), ein Schulbeispiel fast dafür, wie Vorwürfe des alten, etwas verpönten Genrebildes nur modern angefaßt werden müssen, um neue kräftige Wirkungen zu erzielen. — Allen Freunden schöner Graphik endlich sei warm empfohlen das prachtvolle



Blatt von Prof. Richard Müller „Der Bogenschütze" auf Seite 601. Der Dresdner Meister legt mit dieser wundervollen Radierung wieder einmal Zeugnis ab von seinem großen, sich immer weiter entwickelnden Können: wie steht der Schütze im Vordergrunde, wie hebt er sich ab, wie ist er modelliert! Und wie herrlich ist die Landschaft in ihren scharfen und doch sanften Umrissen, mit den Baumreihen hinten, dem Wasserspiegel vorn, den phantastischen Vögeln in der Luft! Immer wieder, wenn man solch ein Blatt vor sich hat, muß den Kunstfreund die Sehnsucht nach den eigenen Mappen, die echte Sammelleidenschaft packen. Und das ist gut so! H. v. Sp.

Florstickereien. Entworfen von Ernst Aufseeser in Düsseldorf

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W. 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Schützen Sie sich

durch Desinfizierung von Mund und Rachen gegen Ansteckungen und gebrauchen Sie bei Erkältungen, Katarrhen, Husten, Heiserkeit und Halsschmerzen das ärztlich 100000fach erprobte

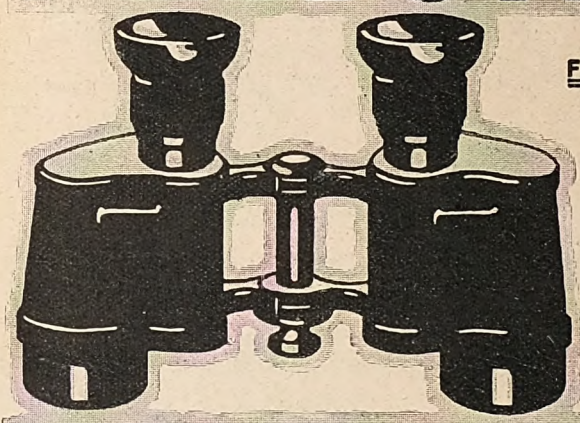
Formin

erhältlich in Apotheken und Drogerien

pro Glas Mk. 1,25 á 50 Tabletten

Digitized by Google

ZEISS
FELDSTECHER



FÜR **REISE-SPORT-JAGD**

Vergrösserung 5-16-fach

HOHE LICHTSTÄRKE

GROSSES GESICHTSFELD

THEATER-GLÄSER

Zu beziehen zu Originalpreisen durch die optischen Geschäfte.

Prospekt T 1 kostenfrei

CARLZEISS JENA

Berlin • Hamburg • London • Mailand
Paris • St. Petersburg • Tokio • Wien

Wollen Sie frei sein von Nervosität, Kopfweh, Verdauungsbeschwerden?

Wollen Sie gesundes Blut ohne Medikamente?

Wollen Sie angenehm schmeckende Getränke?

so nehmen Sie täglich

Quieta-Kaffee-Ersatz

statt Bohnenkaffee,

Quieta-Krafttrunk,

(Nährsalz-Bananenkakao)

zum zweiten Frühstück und abends.

Äusserst wohlschmeckend u. bekömmlich!

Zahlreiche Anerkennungen von Ärzten u. Hausfrauen.

Schwächlichen und Appetitlosen ist ausserdem eine Kräftigung anzuraten durch

Quieta-Malz. Ärztlich anerkanntes, rasch wirkendes Kräftigungsmittel.

Quieta-Präparate sind in allen einschlägigen Geschäften erhältlich. Quieta-Malz nur in Apotheken u. Drogerien. Broschüren kostenlos durch **Quieta-Werke, Bad Dürkheim.**

Digitized by Google

Kriegs-Briefmarken

des Balkankrieges sowohl als vom Tripolis-Feldzug sind in reicher Wahl am Lager und stellen wir gegen angemessenes Depot oder Referenzen Wahlsendungen zur Verfügung. Unser diesjähriger Preiskatalog, der im Oktober erscheint, wird eine genaue Aufstellung dieser interessanten Markenausgaben bringen.

Neueste griechische Friedensausgabe.

Spezialausgaben für Samos, für Lemnos, für Mytilene.

Ital. Ausgabe für Tripolis.

Für Anfänger empfehlen wir die nachstehenden Sortimente als Spezialität unseres Hauses:

500	Stück	Mk.	4.50
1000	„	„	12.—
1500	„	„	24.—
2000	„	„	40.—
2500	„	„	72.—
3000	„	„	105.—
4000	„	„	220.—
5000	„	„	350.—
6000	„	„	520.—
7000	„	„	800.—
8000	„	„	1300.—
10000	„	„	2600.—
12000	„	„	5000.—

Durchaus verschiedene, garantiert echte Briefmarken, die von 1000 Stück ab sortiert auf Bögchen aufgeklebt geliefert werden.

75	Stück	verschiedene deutsche Marken bis 1875	Mk.	15.—
75	„	„ gebrauchte deutsche Kolonien	„	12.50
100	„	„ „ „	„	20.—
600	„	„ Europa diverser Staaten	„	7.50
1000	„	„ „ „	„	25.—
100	„	„ englische Kolonien . .	„	2.—
200	„	„ „ . .	„	6.—
500	„	„ „ . .	„	30.—
200	„	„ französische Kolonien .	„	8.—
200	„	„ Asien	„	7.50
200	„	„ Afrika	„	9.—
500	„	„ Amerika	„	18.—
150	„	„ Australien	„	9.—

Carl Willadt & Co., Pforzheim 25.

Briefmarken-Albums aller Systeme in der Preislage von Mk. 3.—, 4.—, 5.—, 6.—, 8.—, 10.—, 12.—, 15.—, 20.—, 30.—, 35.— bis 210.—.

Alle Lieferungen im Werte von Mk. 10.— ab erfolgen franko. — Anfragen erfordern Rückporto.

Eine Spezialität unserer Firma ist

die Lieferung der alten klassischen Seltenheiten der

Marken Europas von 1840—1870, von denen wir obenstehend einige Marken der schweizerischen Kantonalpost abbilden.

Digitized by Google

Digitized by Google

Bayerische Loden

Herren- und Damen-Pelerinen mit abknöpfbarer Kapuze und Armausgriff aus wasserdicht imprägnierten Kamelhaarloden . . . . . von **M. 19.50** an

Raglan-Mantel für Damen u. Herren aus nur prima Kamelhaarloden u. Homespun von **M. 23.50** an

Dolomiten-Mantel für Damen und Herren von **M. 22.—** an

Münchener Mantel für Damen und Herren von **M. 23.50** an

Bozener Mantel für Damen und Herren von **M. 21.—** an

Sport-Anzüge aus guten Loden und modernen Homespuns . . . . . von **M. 34.—** an

Damen-Sport-Kostüme Schneider-Arbeit von **M. 65.—** an

Grosse Auswahl in Gamaschen, Mützen, Sportstrümpfen, Decken, Plaids etc. etc.

Versand meiner Stoffe in echten Herren- u. Damenloden, Homespuns u. Blusenflanellen auch meterweise!

Verlangen Sie Muster u. Katalog K mit Massanleitung kostenlos! ▫ Spezial-Katalog für Auto-Bekleidung.

Fritz Schulze

Kgl. bayer. Hoflief. — Herzogl. bayer. Hoflief. — Hoflief. S. K. Hoheit Prinz Leopold von Bayern. — Hoflief. I. K. K. Hoheit Prinzessin Gisela von Bayern. — Hoflief. S. K. Hoheit Prinz Christian zu Schlesw.-Holstein.

MÜNCHEN,
Maximilianstr. 40.

MERCEDES CYPRIENNE SLEIPNER

A B C

8 6 5

Batlcharí

Cigarettes.

Digitized by Google

Können Sie das zeichnen?

Versuchen Sie es, so gut es geht, und schicken Sie uns die Zeichnung mit Ihrer genauen Adresse ein! Wir werden Ihnen dann kostenlos unsere Broschüre **„Aussichtsreiche Zukunft"**, die für Sie von größtem Interesse sein dürfte, zusenden und Ihnen mitteilen, ob Sie zum Zeichnen Talent haben oder nicht. Aber auch, wenn Sie glauben, talentlos zu sein, machen Sie, Herr oder Dame, jung oder alt, den Versuch, unsere Vorlage nachzuzeichnen, denn in unsrer Broschüre wollen wir Ihnen Wege zu künstlerischen und praktischen Erfolgen weisen, über die Sie erstaunt sein werden. Wir wissen aus Erfahrung, daß oft gerade da ein Talent schlummert, wo es niemand ahnt. Erfolg im Zeichnen aber heißt, seine Lebenslage verbessern!

Zögern Sie deshalb nicht, wo es sich vielleicht um eine aussichtsreiche Zukunft für Sie handelt und senden Sie uns noch heute Ihre Zeichnung ein! Adressieren Sie Ihren Brief genau wie folgt:

Mal- u. Zeichen-Unterricht G. m. b. H., Bur. 144, Berlin W. 9.

Hildebrand's

Staatsmedaille in Gold
Berlin 1896

Goldene Jubiläumsmedaille London 1897

Kakao Schokolade

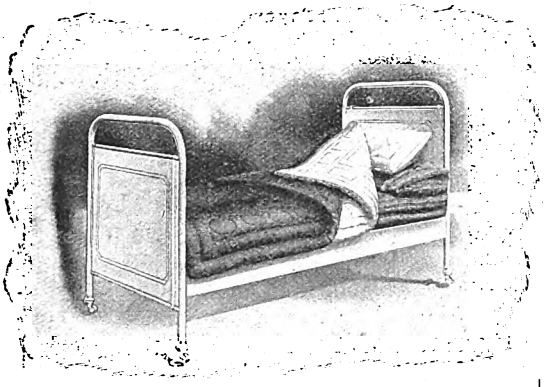
Digitized by Google

Vier besonders preiswerte, komplette

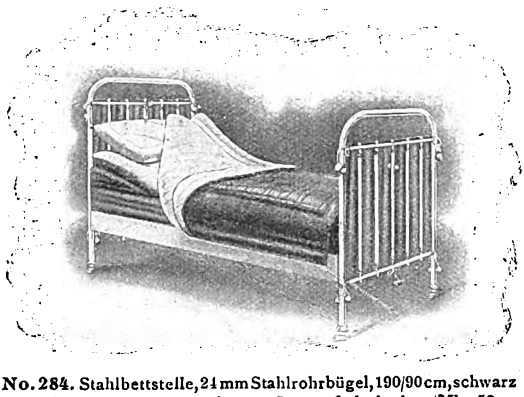
Paradiesbetten

aus dem Kataloge der

Paradiesbettenfabrik M. Steiner & Sohn, A.-G., Frankenberg i. Sa.



No. 214. Stahlbettstelle, 21 mm Stahlrohrbügel, 190/90 cm, schwarz lackiert, Sprungfederboden, Holz-, Kopf- u. Fusswand braun lackiert, mit Goldlinien abgesetzt . Mk. 38.50
Schutzdecke aus Läuferstoff . . . . . „ 3.25
Matratze, gestr. Drell mit Indiafaser u. Baumwolle „ 18.25
Keilkissen, gestr. Drell mit Indiafaser u. Baumwolle „ 6.50
Kopfkissen, Normaltrikot, 70/50, mit Haar . . . „ 9.—
Normaltrikotdecke, 190/130 cm, bunte Wolle . . . „ 13.—
Überdecke, Saxonia Satin I, 200/130, bunte Wolle „ 10.50
Komplett Mk. 99.—



No. 284. Stahlbettstelle, 24 mm Stahlrohrbügel, 190/90 cm, schwarz lackiert, mit Messingverzierung, Sprungfederboden Mk. 52.—
Schutzdecke aus Läuferstoff . . . . . „ 3.25
Matratze, rot Drell I, Indiafaser u. Wolle, 2 teilig „ 27.25
Keilkissen, rot Drell I, Indiafaser u. Wolle . . . „ 7.25
Übermatratze, gestr. Leinen, Normal, mit Wolle . „ 13.50
Kopfkissen, Rekord, 70/50, mit Daunen . . . . „ 13.—
Leibdecke, 200/130 cm, mit weisser Wolle . . . „ 16.50
Überdecke, Sidonia II Satin, bunte Wolle . . . „ 13.50
Mk. 146.25
Kopf- u. Fussverkleidung, Satin . . . . . „ 8.—

No. 435a. Stahlbettstelle, 30 mm Stahlrohrbügel, mit durch Messinghalter befestigten, echt fournierten Kopf- u. Fusswänden, 190/90 cm, Sprungfederboden . . . . Mk. 85.—
Schutzdecke aus Läuferstoff . . . . . „ 3.25
Patent-Trikotmatratze, Indiafaser u. Wolle, 2 teilig „ 39.—
Patent-Trikotkeilkissen, Indiafaser u. Wolle . . . „ 9.—
Kopfkissen, Rekord, 70/50, mit Daunen . . . . „ 13.—
Daunendecke, Rekord, einfarbig oder bedr. Satin oben, unten Normaltrikot, 200/130 cm . . . . „ 40.—
Komplett Mk. 189.25
Dieselbe Bettstelle mit Messingbügel u. Messingstäben . . . . . „ 105.—

No. 446. Messingbettstelle, 27 mm Messingbügel, 190/90 cm, mit Sprungfederboden u. fournierten Holzrahmen Mk. 95.—
Schutzdecke aus Segelleinen . . . . . „ 4.50
Patent-Trikotmatratze, Haar u. Wolle, 3 teilig . . „ 59.—
Keilkissen, Haar u. Wolle . . . . . „ 14.—
Kopfkissen, Rekord, 80/60, mit Daunen . . . . „ 16.50
Leibdecke, Normaltrikot mit Ia weisser Wolle . . „ 16.50
Paradies-Krauswolldecke, Sidonia Satin I mit eingesetzter bunter Kante, 200/150 cm . . . . . „ 30.—
Verkleidung, Sidonia Satin I, 3 teilig . . . . . „ 13.—
Mk. 248.50
Dasselbe Bett, jedoch 200/100 cm gross, mit Doppelfederboden . . . . . „ 282.—

Sämtliche Gegenstände sind auch einzeln lieferbar. — Verlangen Sie illustr. Katalog V.

Paradiesbettenfabrik M. Steiner & Sohn, A.-G., Frankenberg i. Sa.

sowie deren Filialen: **Chemnitz, Dresden, Leipzig, Berlin, Hamburg, Altona, Bremen, Frankfurt a. Main, Düsseldorf, Elberfeld, Köln, Stuttgart, München, Wien,** Fleischmarkt u. Mariahilferstr., **Budapest u. Graz.**

Digitized by Google

Weihnachten

backe man mit

Dr. Oetker's „Backin" und nach **Dr. Oetker's Rezepten:**

Dr. Oetker's Pfeffernüsse.

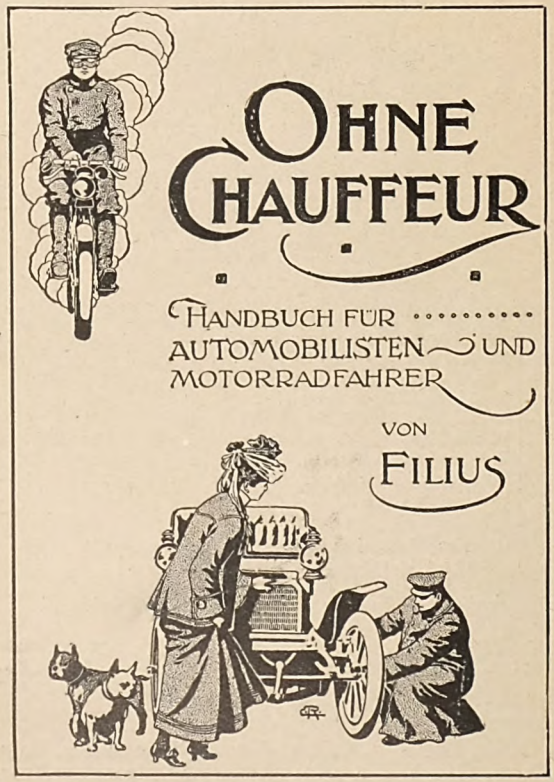
Zutaten: 4 Eier, 375 g (3/4 Pfund) Zucker, 1/2 Päckchen von **Dr. Oetker's Vanillin-Zucker**, 500 g Mehl, 1 Päckchen von **Dr. Oetker's „Backin"**, 60 g Mandeln, 60 g Sukkade (Zitronat), 30 g gemahlenen Zimt, 1 Messerspitze voll gestossene Nelken, 1 Messerspitze voll gestossenen weissen Pfeffer.

Zubereitung: Eier, Zucker und Vanillin-Zucker rührt man schaumig und fügt nach und nach das mit dem Backin gemischte Mehl, die gemahlenen Mandeln, Sukkade und die Gewürze hinzu und verarbeitet alles zu einem festen Teig, den man fingerdick ausrollt, nötigenfalls fügt man noch etwas Mehl hinzu. Mit einem Likörglas sticht man kleine Plätzchen aus, die man auf gefettetem Backblech hellbraun bäckt.

Dr. Oetker's Christbaumfeingebäck.

Zutaten: 100 g Butter, 200 g Zucker, 2 Eier, 500 g Mehl, 1 Päckchen von **Dr. Oetker's „Backin"**, 4 bis 6 Esslöffel voll Milch.

Zubereitung: Die Butter rührt man zu Sahne, fügt Zucker, Eier, Milch und zuletzt das mit dem Backin gemischte Mehl hinzu und verarbeitet alles auf dem Backbrette zu einem glatten Teig. Von diesem formt man Brezeln, bestreicht sie mit zerklopftem Ei und bäckt sie schön gelb. Man bewahrt sie in einem Blechkasten auf. Zu empfehlen als feines Gebäck zu Kaffee, Tee und Wein.



5. Auflage stark vermehrt **soeben erschienen!**

Populäre Darstellung des Automobils und des Motorrades. — Ratschläge über die Behandlung und Verhaltungsmassregeln bei Defekten.

Aus dem Inhaltsverzeichnis: Nützliche Ratschläge für den Anfänger. — Welches Fabrikat kaufe ich? — Der Motorradfahrer. — Der Motor (1, 2, 4 Zylinder). — Der Schiebermotor. — Zweitaktmotor. — Betriebsstörungen des Motors (15 kleine Kapitel). — Kühlung und deren Defekte. — Schmierung, Zündung und deren Störungen (18 kleine Kapitel). — Zündung und deren Versagen (Abreiss-Zündung). — Zündkerze-Magnetzündung (30 kleine Kapitel). — Der Vergaser (Spritz- und Oberflächen-Vergaser). — Pneumatiks, besondere Organe des Wagens, wie Rahmen, Achsen, Federn, Räder. — Die Lenkung und deren Betriebsstörung. — Kupplung. — Schnelligkeitsgetriebe. — Der Kardan und dessen Defekte. — Instandsetzung des Autos. Ferner die Besonderheiten des Motorrades in 28 kleinen Kapiteln.

468 Seiten mit zirka 200 Illustrationen in Leinen gebunden Mark 4.60 (Porto 30 Pf.).

Verlag von Klasing & Co., Berlin W, Linkstr. 38

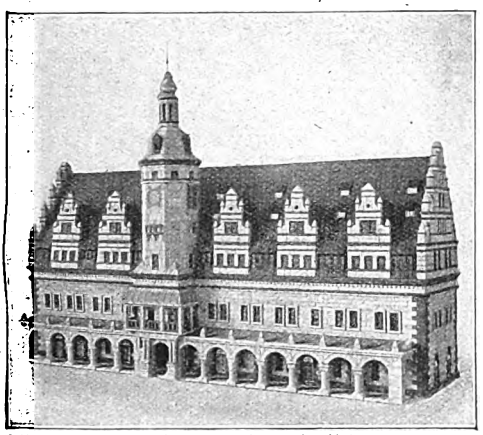
Digitized by Google

❖ Nachgeahmt oft! ❖ **Richters** ❖❖ Erreicht nie! ❖❖

Anker-Steinbaukasten

sind weltberühmt und bleiben

❖ ❖ Des Kindes liebstes Spiel. ❖ ❖



Altes Leipziger Rathaus. ❖ Gebaut mit Anker-Steinen.

Neueste bautechnische Vervollkommnung:
Eisenkonstruktion.

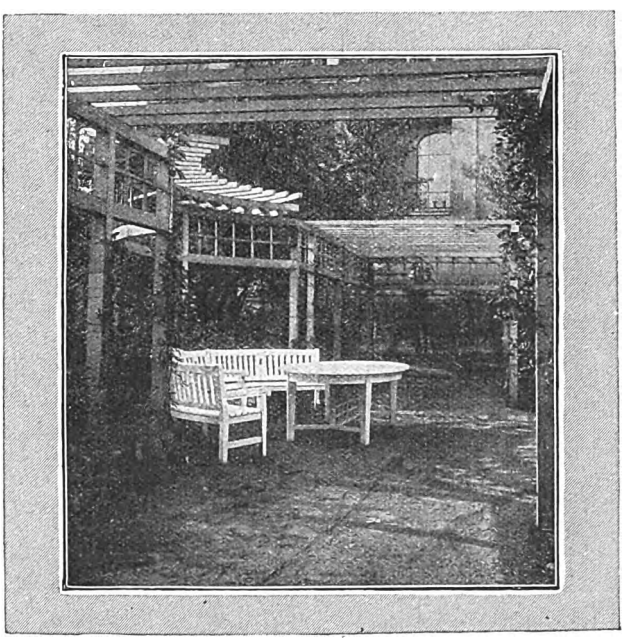
Allerneueste entzückende Serie:
Landhäuser für Kinder.

Allereinfachstes einzigartiges Ergänzungssystem auf pädagogischer Grundlage!

Preisliste 2 auf Wunsch.

F. Ad. Richter & Cie., Rudolstadt.

Überall zu haben.



Schnackenberg & Siebold, Garten-Architekten, Hamburg

Fernspr. Gr. 8, 4208 D. W. B. Illustr. Broschüre auf Wunsch

Digitized by Google

Das nützlichste Weihnachtsgeschenk

das Sie sich selbst und anderen geben können, ist eine Anleitung zur weiteren Ausbildung der geistigen Fähigkeiten, wodurch Sie Ihre Leistungsfähigkeit erhöhen und damit Ihr Einkommen vermehren können, gleichzeitig aber auch das Leben genussreicher gestalten. Diese Anleitung bietet Ihnen Poehlmanns Gedächtnislehre. Hier nur ein paar Auszüge aus Zeugnissen: „. . . Wieviel Freude und Energie schafft doch das Studium Ihrer Lehre . . . K. K. B." — „. . . Ihre Lehre schärft das Auffassungsvermögen, indem sie die Sinne durch angemessene Übungen zu grösstmöglichster Schärfe und Leistungsfähigkeit ausbildet . . . E. B." — „. . . Ich arbeite heute mit Lust und bin dank Ihrer Lehre auch meiner Zerstreutheit Herr geworden. H." — „. . . Ihre Lehre ist nicht allein Gedächtnis- sondern auch Denklehre. H." — „. . . Nach meinen Erfahrungen, die ich seit Anwendung Ihrer Lehre im praktischen kaufmännischen Berufe und insbesondere bei Erlernung fremder Sprachen machte, kann ich Ihrem Werke nur vollen Beifall zollen. J. H." — „. . . Das ist ja, wie mir scheint, die Quintessenz der Lebenskunst, jede Situation mit einem Blicke zu überschauen und zu würdigen; und das lehren Sie . . . Dr. M. E." — „. . . Poehlmanns Gedächtnislehre hat in Deutschland geradewegs einen sozialen Segen gestiftet." Aus Josts Werke, Band 4.

Verlangen Sie Prospekt (kostenlos) von **L. Poehlmann,** Amalienstr. 3, **München A 50.**

Digitized by Google

10000 Mk.

(164 hohe Bargeld-Preise)
für die besten Aufnahmen
mit Ernemann Camera
und Ernemann Objektiv.

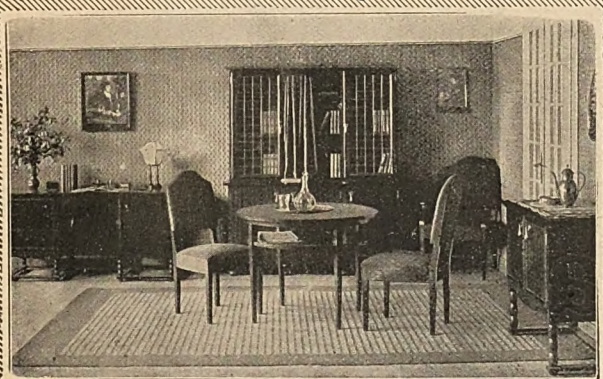
den Siegern

im Ernemann Jubiläums-preisausschreiben 1914 Illustr. Preisliste und Beteiligungs-bedingungen kostenfrei.

HEINRICH ERNEMANN ACT.-GES.

PHOTO-KINO-WERK DRESDEN 169 OPTISCHE ANSTALT.

Neuer Deutscher Hausrat



Deutsche Werkstätten

Hellerau bei Dresden | München Wittelsbacher Platz 1 | Berlin Bellevuestr. 10 | Dresden Ringstr. 15 | Hannover Königstr. 37a

Stoffe Teppiche Beleuchtungskörper Gartenmöbel

Vornehme Wohnungseinrichtungen aus bestem Material in sorgfältiger Ausführung nach Zeichnungen der ersten Künstler. Einzelmöbel von größter Zweckmäßigkeit, bequem, schön in der Form. Wer Wert auf gutes Hausgerät legt u. Freude an schönen von Künstlern entworfenen Formen hat, den bitten wir, unser Preisbuch H 7 (M. 5.-, zeigt reiche, nur handgearbeitete Möbel) oder Preisbuch D 7 (M. 1.80, Zimmer von M. 314.- an) durchzusehen. Dazu die Schrift (Preis 50 Pfg.)

„Der Deutsche Stil"

Für fracht- und zollfreie Lieferung nach Österreich-Ungarn besondere Preisliste zum Preisbuch D 7

Digitized by Google

Pfaff-Nähmaschinen

für alle Haushaltungsarbeiten, Kleidernäherinnen, Handwerker und Fabriken. Für ihre Vorzüglichkeit wird jede Gewähr geleistet. Unübertroffen z. Nähen, Sticken u. Stopfen. Ausgestattet mit zahlreichen sehr zweckmässigen Apparaten. Niederlagen in allen grösseren Plätzen.

G. M. Pfaff

Nähmaschinen-Fabrik

Kaiserslautern

Gegründet 1862

Verkaufsstellen von Pfaff-Nähmaschinen sind in der ganzen Welt an dem vorstehenden Zeichen erkennbar.

Moment-Ultrarapid- u. farbenempfindliche Viridin-Platten für die Landschafts- u. Porträt-Photographie.

Bromsilber-, Celloidin-, Aristo-, Gaslicht-Papiere u. Postkarten, Marken, Statius!

Schleussner-

Preisliste und Lieferung durch alle Photo-Händler.

Photo-**Platten**

Photo-**Papiere**

Photo-**Chemikalien**

Gebrauchsfertige Chemikalien in flüssiger, Patronen- und Tablettenform.

Dr. C. Schleussner Aktiengesellschaft, Frankfurt a. Main 60.

Schleussner-Photo-Hilfsbuch. **3. Auflage.** Anleitung zur fehlerfreien Plattenverarbeitung und künstlerischen Porträt- u. Landschafts-Photographie. **Preis 50 Pfg.** od. gegen 60 Pfg. portofrei.

Digitized by Google

Literatur durch die Brunnen-Inspektion in Fachingen (Reg.-Bez. Wiesbaden).

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

Digitized by Google